Deutsche Revue

Digitized by Google

Ind. 1417.1 (1905, Jul.-Dec.)

Bound
MAY 2? 1906

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreißigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1905

Stuttgart und Leipzig 1905 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

1202-13
P Germ. 147.1 ([illegible], Jul-Dec)
Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXX

(Juli bis September 1905)

Seite

von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Kann Rußland Frieden schließen? 1

Freiherr von Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie . . . 5. 133. 261

Ernst Berner: Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen. Nach meist ungedruckten Papieren 22

Prof. W. Manz: Ueber die Farbe des menschlichen Auges 42

Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Forts.) 54. 158. 344

Sir Charles Bruce: Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich? 68

Brief von G. Bennett an den Herausgeber der „Deutschen Revue" . . 76

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XII. XIII. 78. 188. 304

M. von Brandt: Eine Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetze 90

F. Sitticа: Ueber den Einfluß der Chemie auf die moderne Kultur . 93

Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß (Schluß) 99

Toni Schwabe: Tristan und Isolde. Novelle (Schluß) 108

Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch von Osten: Aus meinem Leben. Eine kleine Plauderei 118

Oesterreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung 121

R. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derbyrennen zu Hamburg 123

Die Diplomatie am Scheidepunkte. Von einem Diplomaten 129

von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? 147

J. Palisa: Zur totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905 . . . 151

Prof. Dr. Abel: Russische Staatsverträge 174

Prof. Dr. E. Raehlmann, zurzeit in Weimar: Ueber psychologische Motive in der Malerei und über die modernen Wandlungen des Kunstgeschmackes 177

Digitized by Google

Seite

Friedrich Dessauer, Chef-Ingenieur (Aschaffenburg): Strahlungsenergien und Krankheiten 197
Hermann Kienzl (Berlin): Die Schatten der Kunstkritik 205. 313
Deutschland und die auswärtige Politik 212
Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—1852 217
Ludwig Finckh: Der Rosendoktor 227. 355
R. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derby 1905 . . . 250
von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Woran leidet Rußland? 257
R. von R*n**: Diplomatische Korrespondenz des russischen Gesandten in Berlin Baron Meyendorff und seines Geschäftsträgers von Struve an den Staatsmann von B*** (1848—1850). Aus dem nichtveröffentlichten Nachlasse des Staatsmannes von B*** 271
Emile Combes, vormaliger Ministerpräsident der französischen Republik: Die französische Republik und die Trennung von Kirche und Staat 280
Friedrich von Esmarch: Die Entwicklung des Samariterwesens . . . 296
Prof. **Dr. Yngvar Nielsen** (Christiania): Norwegischer Brief 300
Deutschland und die auswärtige Politik 322
D'Estournelles de Constans, Mitglied des französischen Senats: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? 329
von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Nachwort 332
Sir Robert Reid: Der Wahnsinn eines Krieges zwischen Deutschland und England 334
M. von Brandt: Der Einfluß der Kolonien auf die Weltpolitik und die Frage eines internationalen Schiedsgerichtshofes 339

Kleine Revuen

Literarische Berichte 127. 251. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 255. 379
Naturwissenschaftliche Revue 373

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang · Juli 1905. · Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Kann Rußland Frieden schließen? 1
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie 5
Ernst Berner: Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen. Nach meist ungedruckten Papieren 22
Professor W. Manz: Ueber die Farbe des menschlichen Auges 42
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Fortsetzung) . . . 54
Sir Charles Bruce: Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich? 68
Brief von G. Bennett an den Herausgeber der „Deutschen Revue" 76
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XII. 78
A. v. Brand: Eine Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetze . . . 90
F. Fittica: Ueber den Einfluß der Chemie auf die moderne Kultur . . . 93
Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß (Schluß) 99
Toni Schwabe: Tristan und Isolde. Novelle (Schluß) 108
Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch v. Osten: Aus meinem Leben. Eine kleine Plauderei 118
Oesterreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung 121
K. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derbyrennen zu Hamburg . 125
Literarische Berichte 127
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128

Stuttgart · Deutsche Verlags-Anstalt · Leipzig

1905

[Pre]is des Jahrganges 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 713 Million.
Bankvermögen	„ 244 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 125 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

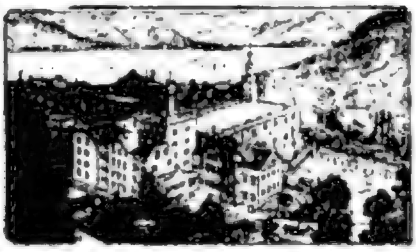
„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)

Naturheilanstalt I. Ranges 2 Aerzte, 1 Aerztin.
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.



Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge bei fast allen Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. physik.-diät. Heilmittel. (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Aller Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

Peips Taschen-Atlas

Gebunden M. 2.50.

über alle Teile der Erde. 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von **Otto Weber**.

Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

1425 Meter üb. Meer.

Schimberg-Bad.

Bahnstation Entlebuch bei Luzern (Schweiz).

Modernes Etablissement mit 160 Betten. **Aussichtsreichste Lage.** Reizende Spaziergänge in stärkender **Alpenluft.** — **Stärkste Natrium-Schwefelquelle** der Schweiz. Heilkräftige **Eisenquelle. Ausserordentliche** Erfolge bei Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenkrankheiten etc. **Kurarzt** im Hotel. Neueste **Badeeinrichtungen.** Eigene **Alp mit Milchwirtschaft.** Näheres durch Prospekt.

J. B. GENELIN, Besitzer.

Kann Rußland Frieden schließen?

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Diese Frage steht jetzt auf allen Lippen, nachdem in der Seeschlacht von Tschusima ein Menschen- und Materialopfer gebracht worden, wie es in solcher Plötzlichkeit und Massenhaftigkeit in der Seekriegsgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Etwa 6000 Menschen ertranken, es gingen verloren und sanken 16 Panzerschiffe,[1]) aber die russischen Kurse sind nicht gesunken! Also die Hauptgläubiger Rußlands, die französischen, holländischen und deutschen Kapitalisten, vertrauen auf eine weitere Lebensfähigkeit des russischen Staatsgebäudes, das ein nicht geringer Teil des russischen Volkes für einen Neubau am liebsten ganz niederreißen möchte.

Ist ein Vertrauen in die finanzielle Zukunft Rußlands berechtigt? Ich fürchte, nein, wenn der Krieg fortgesetzt wird. Ein Zusammenbruch der Finanzen ist dann unausbleiblich, denn der enorme Ausfall in den Staatseinnahmen des Jahres 1905 wird sich auch durch die geschicktesten Finanzberichte nicht verschleiern lassen.[2]) Die französischen Banken und Kapitalisten haben weitere Anleihen bereits abgelehnt. Die stark engagierten, aber „potenten" Pariser und Berliner Großbankiers werden wohl eine schwere Kraftprobe zu bestehen haben, und es ist recht zweifelhaft, ob es ihnen noch weiter gelingt, die Kurse künstlich hochzuhalten.

Wenn der Krieg fortgesetzt werden soll, wird nichts andres übrigbleiben, als die große Metallreserve der russischen Reichsbank (ursprünglich 1100 Millionen Rubel) anzugreifen und die Papierpresse arbeiten zu lassen. Im türkischen Kriege leistete diese 880 Millionen Rubel, deren Valutierung in den achtziger Jahren durch das enorme Sinken des Silberwertes erleichtert wurde.

Herr v. Witte hatte als Finanzminister einen großen und langwierigen Krieg finanziell so außerordentlich gut vorbereitet, daß trotz der fortgesetzten und unerwarteten Niederlagen der Staatskredit jetzt noch immer höher steht als derjenige Deutschlands zu Beginn des französischen Krieges. Damals wurden die fünfprozentigen deutschen Staatspapiere mit nur 85 Prozent bewertet, während die vierprozentigen Russen heute noch zu 87 bis 88 gehandelt werden. Dieser Börsenoptimismus ist fast eine neue Erscheinung in der Weltgeschichte.

Wäre Wittes System auf wirklich gesunder Grundlage aufgebaut, so würde Rußland in materieller Beziehung zu einem siebenjährigen Kriege befähigt gewesen

---

[1]) 8 Schlachtschiffe, 3 Küstenpanzer, 3 Panzer-, 2 geschützte Kreuzer, die 95976000 Rubel gekostet haben. Die Bemannungszahl sollte normal 8257 Mann sein, war aber wahrscheinlich höher, denn das Schlachtschiff „Orel" hatte bei Beginn der Schlacht 820 statt 740 Mann. — Es waren sonst noch zur Stelle: 8 Torpedoboote, 5 Hilfskreuzer, 2 Hospitalschiffe, 2 Werkstattsschiffe — Wert 20 Millionen. — Es retteten sich beschädigt: nach Wladiwostok 1, nach Manila 3 leichte Kreuzer, Bemannung normal 1442 Mann, Wert 18 Millionen.

[2]) Als Beispiel einer solchen Verschleierung kann angeführt werden, daß im Budget für 1905 ein Einnahmeüberschuß von 60980047 Rubel nachgewiesen wurde, trotzdem der Krieg schon elf Monate dauerte, also ein recht unwahrscheinliches Ergebnis.

sein. Dies ist aber nicht der Fall. Der Metallschatz wurde nicht aus Ueberschüssen der Staatseinnahmen angesammelt, wie zum Beispiel in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. (20 Millionen Mark), sondern durch Anleihen im Auslande, er muß Zinsen zahlen und zehrt mithin am eignen Leibe. Für Handel und Industrie, welche die Reichsbank mit billigen Vorschüssen befruchten soll, sind seit Beginn des Krieges größere Summen kaum zu erhalten gewesen, und es traten durch die massenhaften Streiks gefährliche Krisen ein.

In dem Budget für 1905 waren unter den Staatsausgaben, offiziell 1916 Millionen Rubel, 303018000 Rubel Zinsen für die Staatsschuld angesetzt.

Wird der Krieg fortgesetzt, so müssen logischerweise die Staatseinnahmen bedeutend abnehmen, die Zinsensumme zunehmen und die Metallreserve zusammenschmelzen. Letztere würde allerdings, und dies erklärt die Petersburger Vertrauensseligkeit, eine Fortsetzung des Krieges auf zwei bis drei Jahre auch ohne äußere Anleihen möglich machen. Es ist dann aber ein Weichen aller russischen Kurse bis zu einem Preissturz unausbleiblich.

Aus der Geschichte ist bekannt, daß die Revolutionsbewegung in Frankreich vor 1789 durch die finanziellen Schwierigkeiten, eine Folge der unnützen Kriege unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., akut wurde, nachdem auch Neckers großes Geschick als Finanzminister[1]) das Gleichgewicht in Einnahmen und Ausgaben dauernd nicht herzustellen vermocht hatte. Die Revolution rekrutiert sich am leichtesten durch ruinierte und hungernde Leute, und ihre Zahl nimmt in Rußland rapide zu. In Frankreich konnte man damals den regierenden König Ludwig XVI. gewiß nicht einer kostspieligen Eroberungspolitik beschuldigen, er büßte für die chauvinistischen Sünden seiner Vorgänger.

Die in letzter Zeit im In- und Auslande so vielfach kritisierte russische Armee hat sich „im Innern“ jedenfalls bewährt, bei keinem einzigen der vielen und an den verschiedensten Stellen im Reiche vorgekommenen revolutionären Putsche hat die Truppe versagt, es ist somit eine wesentliche Stütze der Ordnung vorhanden. Diese würde auch ausreichen, wenn infolge eines sogenannten „schimpflichen“ Friedens weitere Unruhen ausbrechen sollten. Viktor Emanuel I. mußte 1849 mit seiner bei Novara geschlagenen Armee nach dem Friedensschluß zunächst seine Hauptfestung Genua, welche die Revolutionäre besetzt hatten, in schwieriger Belagerung erobern. Ebenso zuverlässig würden die nach schweren Prüfungen aus der Mandschurei zurückkehrenden russischen Regimenter sein; Revanche für Mukden scheint nicht in der Stimmung der Feldarmee zu liegen, nachdem die auf die Flotte gesetzten Hoffnungen zunichte geworden sind.

Ohne ein Nachgeben in der inneren Politik mit Heranziehung von Volksvertretern zur Beschränkung weniger der autokratischen Regierungsform, als des verhaßten Polizeistaates, würde ein Friedensschluß allerdings kaum beruhigend wirken. Zur Zeit der Regierung Alexanders III. wurde ausgesprochen: „Uns ist ein schwerwiegender Autokrat ganz recht, aber nur einer! Wir wollen nicht

---

[1]) Er übernahm eine Schuldenlast von 4100 Millionen Franken und ein Defizit von 24 Millionen.

von zehntausend minderwertigen Polizeiautokraten geknechtet werden.“ Wohlgesinnte Leute sagten vor zwanzig Jahren: „Unser Zar soll allmächtig sein, das entspricht der heiligen russischen Tradition, er kann aber nicht allwissend sein, hierzu können ihm nur unabhängige Leute verhelfen.“ Jetzt sind die Ansichten allerdings viel radikaler geworden, auch bei den besseren Elementen der Bevölkerung.[1])

Als die Flotte noch nicht geschlagen war, brachte der die konservativen Anschauungen vertretende „Grashdanin“ die Aeußerung, das Vorhandensein der drohend starken Flotte sei ein wichtiger Faktor für einen noch zu erhoffenden billigen Frieden. Liberale sagten dagegen: „Wenn Roschdjestwenskis Flotte siegt und dadurch einen günstigen Umschwung im Kriege herbeiführt, dann ist es mit den Reformen wieder auf lange Zeit vorbei.“

Ein Hauptargument der wenig zahlreichen, aber einflußreichen Kriegspartei gegen den Frieden ist, daß es besser sei, die zwei Milliarden, die Japan voraussichtlich als Kriegskontribution fordern werde, zur weiteren Bekämpfung und Besiegung des Feindes wenigstens auf dem Festlande zu verwenden. Dies Argument würde überzeugend und entscheidend sein können, wenn für eine solche Besiegung genügende Aussichten vorhanden wären. Ein andres Argument gegen den Frieden ist die an einigen Stellen bestehende Vorstellung, daß das geldarme Japan den Krieg nicht mehr lange fortsetzen könne, bis zum März 1906 werde ihm der Krieg — nach japanischer Berechnung — 3 ½ Milliarden Franken gekostet haben. Es würde also für Rußland ein sicherer Gewinn sein, den Krieg in die Länge zu ziehen!

Scheinbar wollte die Regierung nicht mehr bedeutende Anstrengungen machen, um sich den Sieg auf dem Festlande zu sichern, denn seit der Schlacht bei Mukden sind an neuen Verstärkungen für die Armee nur abgesandt worden: 1 Reserve-Infanteriedivision (Nr. 53), 4 bei der Gardekavallerie aufgestellte Maschinengewehrkompagnien, ein 3. Ostsibirisches Luftschifferbataillon, sonst nur eine große Zahl Ergänzungsmannschaften aus den Ersatzbataillonen und auch in Abgaben von aktiven Regimentern.

Die Stärke der Mandschureiarmee (ohne Wladiwostok, wo etwa 35000 Mann stehen sollen) wird russischerseits auf 300000 Mann angegeben gegen eine Stärke der Japaner an Infanterie allein[2]) von 400000 Mann. Bei einem weiteren großen Zusammenstoße würde also General Linewitsch noch weniger Chancen haben wie sein Vorgänger Kuropatkin. Es mag schwer sein, aus dem europäischen Rußland und dem Kaukasus weitere Feldtruppen abzusenden, da überall die Revolte droht, sonst hätte nahegelegen, die bei Mukden so empfindlich

---

[1]) In der antikonstitutionellen Zeitung „Swet“ vom 6. Juni ist der wahrscheinliche Inhalt des offiziellen Konstitutionsentwurfs publiziert worden. Hiernach soll die Reichsduma nicht nur beratendes Recht, sondern auch das der Initiative für die Gesetzgebung erhalten. Sie soll bestehen aus den höchsten Beamten und Volksvertretern, die nach einem hohen Vermögenszensus auf drei Jahre gewählt werden. Session nur zwei Wintermonate im Jahre, 15 Rubel tägliche Diäten. Der Präsident wird vom Kaiser ernannt.

[2]) 13 aktive Divisionen zu 16, 12 Reservebrigaden zu 9 Bataillonen. Die Bataillone sollen durchschnittlich 1200 Mann stark sein.

geschlagene Armee außer den gleich nach der Schlacht eingetroffenen 50000 Mann (IV. Armeekorps, 3. und 4. Schützenbrigade) durch noch mindestens zwei frische Armeekorps zu verstärken. Ein Sieg der Flotte konnte dann durch eine Offensive ausgenutzt werden, und im Fall des Unglücks zur See mußte man darauf gefaßt sein, daß die Japaner bis nach Charbin vordringen und die Bahnverbindung mit Wladiwostok abschneiden würden.

Da nun wesentliche Verstärkungen nicht abgesandt worden sind, ist wohl möglich, daß auch an leitender Stelle das Einsetzen der im Material starken Flotte als ein letzter Versuch zur Wendung des Kriegsglücks angesehen wurde. Mit dem bisherigen Stolze konnte man erst nach der Niederlage zugeben, daß der Friedensschluß wünschenswert, ja notwendig sei. Der größte Kriegsenthusiast kann nicht leugnen, daß ohne Ueberlegenheit zur See Japan nicht zu besiegen ist. Für Herstellung einer nur 8 Linienschiffe, 5 große und 9 kleinere Kreuzer starken neuen Flotte auf den heimischen Werften ist eine Bauzeit von drei Jahren berechnet worden. Mehr können nicht zu gleicher Zeit gebaut werden. Die Japaner können in dieser Zeit 1 Linienschiff und 2 bis 3 Kreuzer gebaut und aus der russischen Beute 4 bis 5 Linienschiffe und 1 Kreuzer hergestellt haben. Eine russische Ueberlegenheit durch reichlicheren Schiffsbau wird also erst in fünf bis sechs Jahren zu erreichen sein.

Militärisch und politisch würde für Rußland zurzeit ein jeder Friedensschluß möglich und auch erträglich sein, der ihm die Hafenfestung Wladiwostok erhält. Verliert es diesen letzten Stützpunkt am ostasiatischen Meere, dann würde es auch sein Prestige gegenüber China einbüßen und auf der langen Grenze gegen dies mehr und mehr rüstende Reich in Nachteil geraten können.

Der kürzlich ausgesprochenen Behauptung, daß nur die Feinde Rußlands zu einem schnellen Frieden raten können, sei eine Aeußerung in der „France militaire“ vom 5. Juni gegenübergestellt: La paix semble une nécessité, assurément fâcheuse, mais qui, dans les circonstances actuelles, n'a rien de comparable à celle qui nous fût imposée après le désastre de 1870. La France s'est bien relevée du coup qui lui fut alors asséné et qu'on pouvait croire mortel. Cet exemple doit être sérieusement médité par notre allié.

Nachtrag.

19. Juni. — Die Zusammenkunft von Abgesandten beider kriegführender Teile in Washington ist beschlossen; ein Resultat läßt sich noch nicht voraussehen, da sowohl in Rußland als auch in Japan einflußreiche Kreise den Moment für den Friedensschluß nicht als vorteilhaft erachten. Am 13. Juni teilte der Regierungsanzeiger in Petersburg offiziell mit, die kaiserliche Regierung sei einer Zusammenkunft von Unterhändlern im Prinzip nicht entgegen, wenn Japan einen entsprechenden Wunsch äußere. Es soll möglichst das Prestige gewahrt werden, daß Rußland nicht um Frieden bittet, man hofft ohne Abtretung russischen Landes und mit einer Kriegsentschädigung unter der Form einer Vergütung für den Unterhalt der Gefangenen davonzukommen, während China die Hauptkosten zu tragen habe. Inzwischen hetzt die russische Kriegspartei gegen den Frieden, und

auch die Liberalen sprechen sich gegen einen vorzeitigen Abschluß aus, in der Hoffnung, daß die wichtige Entscheidung der dann sicher einzuberufenden Reichsduma (oder Semski Sabor) vorbehalten und damit die Autokratie tatsächlich zurückgedrängt werde. Man erwähnt gern, daß im Jahre 1566 ein Semski Sabor einberufen wurde aus Anlaß des Friedensschlusses mit Litauen.

Inzwischen scheinen die Japaner einen neuen Waffengang vorzubereiten, und in Rußland ist das XIX. Armeekorps (Brest-Litowsk) mobilisiert worden. — Die Regenzeit wird Anfang Juli beginnen. Im vorigen Jahre hat sie anhaltend nicht gestört.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Kaum ein im letzten Jahrhundert gesprochenes Wort darf solche Beachtung beanspruchen, ist so wahr und von so weltgeschichtlicher Bedeutung für Deutschland, wie dieser Ausspruch unsers Kaisers. Es rief ein Echo wach im Herzen Tausender, denen des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe als des Lebens höchstes Ziel galt.[1]) Sie gelobten, ihr bestes Raten und Können einzusetzen für Verwirklichung des Gedankens, und er wurde fruchtbar, denn das ganze Seegewerbe Deutschlands nahm einen geradezu wunderbaren Aufschwung. Damit erwuchsen dem Deutschen Reiche neue Aufgaben, große Pflichten. Der Deutsche verstand sie, war willens, sie auf sich zu nehmen, sie zu lösen. Nicht aber in gebotenem Maße sein Vertreter, sein Beauftragter: der Deutsche Reichstag.

Die nachfolgende Darlegung über die bisherige Entwicklung der Marine und die ihr ferner zu steckenden Ziele soll dazu helfen, das Verständnis für die uns durch Geschick und Geschichte zufallende Aufgabe auf dem Meere in noch weitere Kreise zu tragen und das Volk willig zu machen, die Last, die seine gewollte Größe ihm auferlegt, opferbereit zu tragen.

I. Historischer Rückblick auf die Entwicklung der Marine.

Noch vor kaum einigen Jahrzehnten fehlte der großen Masse in Deutschland bis in die höheren und intelligenteren Kreise hinein Verständnis und Interesse für überseeische Dinge, obwohl dieselben schon lange für Wohlstand und Kräftigung des Vaterlandes, namentlich durch die Leistungen des Seehandels und die schaffende Rührigkeit der Deutschen in Uebersee, von großer Wichtigkeit waren. Nachdem die einst seemächtige Hansa aus Mangel an seeherrlichem Schutz zugrunde gegangen und der Seehandel sowohl Hamburgs und Bremens wie der unsrer Ostseeküste während der napoleonischen Kriege durch Kontinentalsperre,

[1]) Einen Ausdruck fanden die Bestrebungen unter anderm in dem um die Förderung der deutschen Seegeltung hochverdienten „Deutschen Flottenverein“.

englische Blockade und Kaperei auf den denkbar niedrigsten Tiefstand gesunken war,[1]) fand nur sehr langsame Erholung statt, weil die ganze Staatsweisheit

[1]) Wie Professor Dr. Dietrich Schäfer in einer historisch-politischen Betrachtung (Jena 1897) ausführt, ging die einst so seemächtige „Hansa", die fast den ganzen mittelalterlichen und späteren Warenaustausch zwischen Deutschland, England, Frankreich und vielen andern, auch den transozeanischen Ländern vermittelte und das Uebergreifen der Engländer in ihre Domäne lange fernzuhalten wußte, endlich doch an der deutschen Reichsschutzlosigkeit zugrunde. „Nicht Tatkraft und Unternehmungslust," sagt er, „fehlten den deutschen Küstenbewohnern, wohl aber der unentbehrliche bewaffnete Schutz, ohne den der Seehandel eines Volkes immer nur in dem Umfange aufkommen kann, den fremde Nationen zu gestatten für gut finden. Das Weltmeer mußten meiden, die sich an Seetüchtigkeit mit allen messen konnten."

Vor und während der Freiheitskriege wurde von Frankreich gleichwie von England gegen den hanseatischen Seehandel gewütet, den niemand schützte. 1794 wurden von den Engländern auf Grund bloßen Verdachtes des Handels mit Frankreich neunundzwanzig teils von Hamburg, teils von der Ostsee nach Spanien, Portugal, Italien und so weiter bestimmte Schiffe aufgebracht, in denen Hamburger Kaufleute Waren hatten. Im August 1794 erklärte die Hamburger Kommerzdeputation: „Die größte Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der Verordnungen helfe nichts. Es sei England nicht sowohl darum zu tun, die Zuführung von Lebensmitteln nach Frankreich zu hindern, als Hamburgs ganzen Handel zugrunde zu richten." Das französische Dekret vom 18. Januar 1798 bestimmt hinwiederum, daß die Eigenschaft der Schiffe, ob neutral oder feindlich, durch die Art der Ladung bestimmt werde und daß alle Schiffe, die, wenn auch nur zu einem Teil, Waren aus England oder den Kolonien führten, als gute Prise anzusehen seien. So klagt denn Büsch 1800 in seiner Schrift „über das Bestreben der Völker, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu tun": „Großbritannien behandelt den Seehandel der Deutschen allemal in seinen Kriegen mit einer Härte, die nahe an offene Feindseligkeit grenzt. Das wird es immer tun können, solange die Großen des inneren Deutschlands den deutschen Seehandel als sie gar nicht angehend, sondern bloß als ein Geschäft einzelner freier Reichsstädte ansehen, die sie als Stiefkinder des deutschen Reiches betrachten." Der preußische Schiffahrtsinspektor Behrens in Hamburg läßt sich April 1804 in einem Memoire über die Nachteile der Elbblockade aus, die auch der preußische Staat, namentlich Schlesien, Berlin, Magdeburg zu fühlen hätten. Der bisher über die Nordseehäfen gehende Handel nähme fortan seinen Weg über Triest. Magdeburg verlöre auf diese Weise zwei Drittel seiner bisherigen Handelsverbindungen, desgleichen werde die Flußschiffahrt Berlins fast ruiniert. Baasch zeigt („Beiträge zur Geschichte der Handelsbeziehungen zwischen Hamburg und Amerika"), wie seit Ende der neunziger Jahre durch die Kapereien der Franzosen und alsdann durch das Verbot Englands gegen jeden Handel mit Frankreich und seinen Alliierten im November 1807 der ganze deutsche Handel mit Amerika vernichtet wurde. Vom 1. November 1806 bis 13. Februar 1807 brachte England vierzig hanseatische an diesem Handel beteiligte Schiffe auf. Der hamburgische Geschäftsträger Colquhoun beschwerte sich Februar 1807 bei Viscount Howick: „Die englischen Kaper haben sich seit kurzem angemaßt, jedes den Hansastädten gehörende Schiff, das auf erlaubten Reisen fährt, ohne Unterschied wegzunehmen." Die Kaper seien auch noch frecher geworden, seitdem es dahin gekommen, daß in keinem Falle, wo von hanseatischem Eigentum die Rede sei, durch das Admiralitätsgericht wirklich ein Ausspruch gegeben werde, und nachdem man durch den Geheimen Rat solchen Schiffen, deren Restitution mit ihren Ladungen durch den Richter angeordnet sei, die Lizenzen zu ihrer Abfahrt verweigerte, wodurch die unschuldigen Kaufleute, die solche Schiffe verluden, großen Schaden erlitten oder ruiniert würden. Er berechnete, daß allein der Wert der in einem Jahre aufgebrachten hanseatischen Schiffe und Waren sich auf 3 Millionen Pfund

sich auf die Erstarkung des inneren Landes durch Förderung von Landwirtschaft, Binnenhandel und Industrie richtete und engherzige Gewöhnung den Gedanken, sich dafür auch das Meer mit seinem Reichtum und seinen Verbindungen nutzbar zu machen, bei Regierenden und Regierten kaum aufkommen ließ. Freilich gab es im Anfang und gegen Mitte des Jahrhunderts eine Anzahl weitblickender Männer, wie der preußische Kriegsminister v. Rauch, der Kommandant von Stralsund v. Engelbrechten, der Oberpräsident von Pommern Sack, Hauptmann v. Peuker, General v. Müffling, Generalfeldmarschall Gneisenau und andre, welche die Notwendigkeit erkannten, durch Gründung einer preußischen Marine die Küsten und Häfen besser zu sichern und dem nach dem Kriege sehr allmählich wieder auflebenden Seehandel Schutz und Förderung zu gewähren, wofür Vorschläge gemacht und Pläne ausgearbeitet wurden. Alles aber scheiterte, weil es den maßgebenden Ministern für Preußen zu kostspielig erschien. Mahnende, zündende, an die deutsche Nation gerichtete Worte[1]) des erleuchteten großen

Sterling belaufe, und Amsinck schätzt die Verluste durch Requisitionen und Beschlagnahme von Schiffen und Waren von seiten Frankreichs bis Dezember 1810 auf über 100 Millionen Franken. Er fährt fort: „Und wie groß war bei der täglich zunehmenden Stockung des Handels, bei dem immer mehr eintretenden Stillstand der Fabriken, insonderheit der Zuckerfabriken, die Entbehrung des gewöhnlichen Handelsgewinnes für eine Stadt, die fast all ihren Lebensunterhalt und alle sonstigen Bedürfnisse aus der Fremde holen und an diese bezahlen muß. Daher lagen Handel und Wandel immer mehr ins dritte Jahr darnieder: 320 Seeschiffe vermoderten in den Häfen." Aehnlich sah es in der Ostsee aus, von wo der Oberpräsident Sack berichtet, daß infolge der Feindseligkeiten Schwedens gegen den pommerschen Seehandel allein 400 Schiffe in Stralsund aus Mangel an Schutz müßig lägen und verfaulten.

[1]) Es seien hier nur die folgenden kurzen Auszüge aus den vielen, den Gegenstand berührenden Schriften des hervorragenden Nationalökonomen wiedergegeben, Mahnungen, die auch noch heute am Platze sind: „Die See ist die Hochstraße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nationen. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See ist die fette Gemeindetrift, auf die alle wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung treiben. Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unsers lieben Herrgotts Stiefkind. In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist."

„Tiefsinnige Gelehrte, Politiker vom reinsten Wasser haben bewiesen, Deutschland besitze weder Mittel noch Lust, eine seefahrende Nation zu werden; die Deutschen seien durchweg Landratten, liebten wie Gewürm am festen Boden zu kriechen und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. O, ihr Büchermacher, wie ihr euer Volk und Land kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Ost- und Nordsee zu reisen wagen und sich die Länder und ihre Bewohner beschauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch schulgerechte Tabellen darüber anfertigen, wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienst aller Länder und Weltteile, weil die einheimische Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann, wie viele zu Hause bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienst, könnten sie in der vaterländischen Schiffahrt Unterkunft finden, welches

Volkswirtschaftlers Friedrich List, die Mitte der vierziger Jahre die deutsche Schlafmützigkeit in allen Seeangelegenheiten und den Mangel einer einheitlichen deutschen Flagge heftig geißelten, blieben nicht ohne Wirkung, denn diesen und ähnlichen Kundgebungen war wohl hauptsächlich der kurze Flottenenthusiasmus des Jahres 1848 zu danken, der dann gestärkt wurde durch die Schädigung der Schiffahrt und des Seehandels, die das kleine Dänemark mit seiner Flotte uns zuzufügen imstande war.[1]) Leider war es nur ein Aufflackern, dem die schmachvolle Versteigerung der mit großem Opfer geschaffenen deutschen Flotte durch Hannibal Fischer (Auftrag dazu vom 22. April 1852) das traurige Erlöschen brachte.

Aber der große Gedanke wurde gerettet, namentlich durch das Verdienst eines Mitgliedes unsers Königshauses, des Prinzen Adalbert von Preußen. Ihm, der ein durchaus williges Ohr bei dem schon als Kronprinz durch den weitsichtigen Oberpräsidenten Sack für das Seewesen und seine Bedeutung für des Vaterlands Macht interessierten König Friedrich Wilhelm IV. fand, war es vorzugsweise zu danken, daß Preußen nicht ebenso wie Deutschland den Schritt der Flottengründung rückwärts machte, nachdem mit der Beendigung des schleswig-holsteinschen Kriegs die Begeisterung für eine Flotte zurückgeebbt hatte. Aus

---

Geschick, welche Lust und Kraft diese Leute zum Seedienst besitzen und wieviele Schiffe zu bemannen wären, und wieviel tüchtige Käpitäne nur allein die Uferstaaten zu erziehen vermöchten, von dem Binnenlande nicht zu reden."

Er beleuchtet dann die schmachvolle Behauptung, daß es ein Vorteil für Deutschland sei, keine gemeinschaftliche Flagge zu besitzen, „weil gegenwärtig die Flagge der einzelnen Staaten und Städte insultiert werden könne, unbeschadet der Ehre der Nation, während der Bund keine Macht hätte, die Beleidigungen der Vereinsflagge zu rächen. Jene Weisen, die uns einwenden, wir nehmen das ‚Zeichen' für die Sache selbst, verkennen, daß auch schon das ‚Zeichen' moralische Kräfte weckt. Hat man doch mehr als ein Beispiel, daß durch ein Zeichen die Sache herbeigeführt worden ist. Preußen selbst ist davon ein großes Beispiel. Als Friedrich I. sich in Königsberg die Krone aufs Haupt setzte, was war diese Krone anders als ein Zeichen dessen, was Preußen werden wollte? Die Flagge ist die Seekrone auf dem Haupte der Nationen. Man setze der deutschen Nation diese Krone auf, und das übrige wird sich finden. Vierzig Millionen werden dem Zeichen ihrer Einheit und ihrer Ansprüche auf das volle Weltbürgerrecht Achtung zu verschaffen wissen. Ohne dieses Zeichen werden sie ewig Englands Kammerknechte bleiben."

An andrer Stelle sagt er: „Die See, dieses fruchtbare Feld der Nationen, will so gut kultiviert sein wie der Acker, wenn er reichlichen Ertrag bringen soll, und so ist es eine kleinliche Ansicht, die bei einer großen Nation ins Lächerliche geht, wenn man die Kosten einer Marine anführt, ihren Seeverkehr schutzlos zu lassen." Ferner: „Deutschland ist nicht eins! An diesem Felsenriff, und daran allein, scheitert die deutsche Marine!" — „Nach dem Stand gegenwärtiger Dinge in der großen Welt ist für Deutschland die bessere Seegeltung so nötig wie das liebe Brot. Die Frage ist für Deutschland eine Lebensfrage."

[1]) Diese Schädigung hat sich in den Seestädten sehr fühlbar gemacht. Der Stettiner Abgeordnete Wegner sagte darüber im preußischen Landtage, März 1851: „Diese beiden Blockadejahre (1848 und 1849) kosten uns das, wofür wir eine Flotte haben könnten, wie sie hier hingestellt ist. Die nicht in Zahlen auszusprechenden Nachteile sind noch bedeutender." (Man vergleiche auch die Anmerkung auf Seite 6 und 7.)

innerer Ueberzeugung hatte dieser Hohenzoller den kühnen Gedanken des Großen Kurfürsten, daß ein Staat zur vollen Macht nur gelangen könne, wenn er sich auch die Vorteile der Seeherrschaft zunutze mache, wieder aufgenommen, bei Reisen nach Holland, England, in das Schwarze und Mittelländische Meer und später (1842 bis 1843), auf einer sardinischen Fregatte bei einer Reise nach Brasilien Dienste als Seeoffizier verrichtend, in sich befestigt und schon im Mai 1848 als Vorsitzender einer vom Reichsverweser Erzherzog Johann berufenen Kommission in einer ganz vortrefflichen umfangreichen Denkschrift über die Bildung einer deutschen Marine, drei verschiedene Ziele für deren Entwicklung hingestellt und motivierend erörtert, nämlich: erstens nur für Küstenschutz, zweitens zur offensiven Verteidigung und für den notwendigen Schutz des Handels, oder drittens als selbständige Seemacht, die allen Aufgaben gewachsen ist. Es verdient sicherlich Beachtung, daß schon damals, wo die andern Seemächte durchweg noch kaum halb so stark wie heute zur See gerüstet waren, der Prinz als selbständige Seemacht, die der Bedeutung Deutschlands allein würdig und imstande sei, allen Eventualitäten zu begegnen, eine Flotte von 20 Linienschiffen, 10 Fregatten, 30 Korvetten, 40 Gaffelkanonenbooten, 80 Kanonenschaluppen für notwendig erachtete.[1])

Unentwegt setzte der Prinz nach dem Niedergang der deutschen Marine seine Kraft ein für die Entwicklung der preußischen, aber sein Vorwärtsstreben fand bei den maßgebenden Ministerialinstanzen nur wenig Verständnis und Unterstützung, namentlich wurden die Geldbewilligungen über die Maßen kärglich bemessen. Hoffend, daß eine für den Schutz des Seehandels nutzbringende Aktion das Tempo in der Entwicklung der Flotte beschleunigen werde, griff er März 1853 mit Eifer die Gelegenheit der Plünderung eines preußischen Handelsschiffes, der Brigg „Flora“, durch die Piraten der marokkanischen Küste auf, entwarf einen Plan zu ihrer Züchtigung und schlug zu dem Behufe den Erwerb der zwei besten Kriegsdampfer der von Hannibal Fischer zum Verkauf ausgebotenen deutschen Flotte vor, nämlich der Fregatte „Hansa“ und der Korvette „Erzherzog Johann“, die für den geringen Preis von zirka 150000 Talern überlassen werden sollten.[2]) Der Prinz motivierte dies unter anderm mit den

---

[1]) Kennzeichnend für das schon oben hervorgehobene Verständnis und das warme Interesse, das Friedrich Wilhelm IV. an der Gründung einer starken deutschen Flotte nahm, ist das folgende kurze Schreiben des Königs als Antwort auf die vom 26. Januar 1849 datierende Meldung des Prinzen über seine dem Reichsverweser unterbreiteten Vorschläge: „Ich danke Dir sehr, teuerster Adalbert, für Deine so interessanten Marinemitteilungen und sehne mich vor allem nach den 60 Millionen Talern, die dazu nötig sind. Sie müssen dekretiert und so der Kapazität unfähiger Ständekammern entzogen werden.“ Letzteres bezieht sich darauf, daß Forderungen für die Marine in der preußischen Kammer, für die schon damals Bismarck eingetreten war, nicht bewilligt wurden.

[2]) Die am 5. April 1849 durch die Artillerie der Brigade des Herzogs von Koburg in Eckernförde eroberte dänische Fregatte „Gefion“ und der Dampfer „Barbarossa“ von der deutschen Flotte waren Preußen zugefallen für die im voraus an die Bundeskasse entrichteten Flottenbeiträge.

Worten: „Es wird dadurch die königliche Marine um zwei kriegsfähige größere Dampfschiffe ohne erhebliche Kosten reicher und überdies der Ankauf dieses Restes der deutschen Flotte durch Preußen namentlich in den Nordseestaaten einen sehr erheblichen Eindruck machen.“

Obwohl sowohl der König wie der damalige Ministerpräsident v. Manteuffel ein warmes Interesse für die Vorschläge des Prinzen an den Tag legten, zeigte man im Kriegsministerium, von dem die Marineverwaltung derzeit ressortierte, vorgeblich weil die geringfügigen Geldmittel nicht disponibel seien, keine Neigung, der Sache näherzutreten, und sie blieb auf sich beruhen.

Die Gleichgültigkeit, mit der man der Entwicklung und Leistung der Marine bei den höchsten Behörden gegenüberstand, findet eine weitere Beleuchtung in der eigentümlichen Einrichtung der sogenannten „Seedienstpflichtigen“, die tatsächlich nicht oder doch nur ausnahmsweise zum Seedienst in der Kriegsmarine verpflichtet waren, nämlich nur in Kriegszeiten oder zu einem Teil (der jüngste Jahrgang) bei größeren Flottenexpeditionen. Es gehörten zu diesen „Seedienstpflichtigen“ alle Matrosen, die beim Eintritt in das militärpflichtige Alter mindestens zwei Jahre zur See gefahren und sich dadurch gewissermaßen vom Militärdienst freigemacht hatten. Da an Militärpflichtigen in Preußen kein Mangel herrschte, konnte die Einrichtung von Hause aus wohl als für die Hebung der Handelsmarine gut gemeinte Maßregel angesehen werden, obwohl dabei der gewiß nicht zu unterschätzende Vorteil den Kauffahrteischiffen verloren ging, Matrosen zu erhalten, in die durch das Dienen die Grundlage militärischer Disziplin hineingebracht war. Es lag aber auf der Hand, daß eine Kriegsmarine, wenn sie etwas leisten sollte, dieses eigentlichen seemännischen Personals gar nicht entraten und daß doch kein stichhaltiger Grund bestehen konnte, die Kriegsschiffe hinsichtlich ihrer Besatzungen schlechter zu stellen als die Kauffahrer. Das Sonderbarste und Schlimmste war dabei noch, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Leute gar nicht der preußischen Handelsmarine verblieb, sondern wegen der besseren Bezahlung Dienste auf hanseatischen oder andern fremdländischen Handelsschiffen, vielfach sogar auf englischen, nordamerikanischen und andern Kriegsschiffen nahm, im Kriegsfalle also unsern Feinden gedient hätte. Trotzdem waren alle seitens des Oberbefehlshabers der Marine bei den Ministerialinstanzen angebrachten Bemühungen, diese Bestimmungen zugunsten der Kriegsmarine abzuändern, fünfzehn Jahre lang vergeblich, gewiß ein charakteristisches Zeichen von der derzeitigen Unverstandenheit der Marineinteressen und dem mangelnden Entgegenkommen bei den maßgebenden Behörden.[1])

Eine dem Zwecke der Fortentwicklung der Marine ganz entsprechende Organisation der leitenden Behörden zu finden, erwies sich als schwierig. Die Seele der Sache war und blieb der Prinz Adalbert, und es wäre sicherlich von

---

[1]) Erst durch den Minister v. Roon erfolgte Mitte der sechziger Jahre die Aufhebung dieser sonderbaren Bestimmungen unter Anregung und Mitwirkung des Verfassers dieses Aufsatzes.

größtem Vorteile gewesen, wenn man ihn in Ministerstellung an die Spitze einer Marinebehörde hätte stellen können, die in sich Verwaltung, Technik und Kommando vereinigte, wie dies bei der englischen Admiralität der Fall ist. Obwohl sachlich dagegen wenig vorzubringen gewesen wäre, widersprach solche Stellung für einen königlichen Prinzen der preußischen Tradition. Ganz notwendig war ohne Zweifel, und der Prinz setzte alle Hebel dafür ein, daß die Marine vom Kriegsministerium loskam, wo sie naturgemäß als unselbständiges Stiefkind betrachtet und behandelt wurde. Man schuf daher durch Kabinettsorder vom 14. November 1853 eine Admiralität, zu deren Chef nicht der Prinz, sondern der Ministerpräsident ernannt, unter dem der Prinz mit dem Titel eines Admirals und Oberbefehlshabers der Marine mit der speziellen Leitung derselben beauftragt wurde. Der Prinz reichte in dieser Stellung dem Könige unterm 17. Dezember 1854 eine Denkschrift ein, in der er die Aufgaben und Ziele der preußischen Marine entwickelte und dafür unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden gegnerischen Flotten für notwendig erklärte: die Beschaffung von 9 Schraubenlinienschiffen zu 90 Kanonen, 3 Schraubenfregatten zu 40 Kanonen, 6 Schraubenkorvetten zu 24 Kanonen, 3 Avisos, 36 Kanonenschaluppen zu 2 Kanonen, 6 Kanonenjollen zu 1 Kanone.

In der Denkschrift wird ausdrücklich erwähnt, daß dabei nur der Schutz preußischer und oldenburgischer Seeinteressen (Oldenburg hatte sich bei Abtretung des Jadegebietes den preußischen Seeschutz ausbedungen) ins Auge gefaßt sei, wodurch sich die gegenüber der vorerwähnten, für das gesamte Deutschland vorgeschlagene, weit geringere Flottenstärke erklärt.

Wenn nun auch ein etwas regeres Leben in die Marine einkehrte, mehrere Schiffe gebaut und gekauft wurden und es dem Prinzen gelang, eine seiner Lieblingsideen zu verwirklichen, nämlich den Erwerb eines kleinen Territoriums auf beiden Seiten der Verengung des Jadebusens von Oldenburg behufs Anlegung eines Marinehafens für die Nordsee, dessen vom 5. November 1854 datierender Besitztitel dem Prinzen vom Großherzog von Oldenburg überreicht und dessen faktische Uebergabe und Besitzergreifung auf der Landspitze Färhuk durch Seine Königliche Hoheit am 23. November desselben Jahres erfolgte, so fehlte es für die nächste Zukunft doch gerade infolge des für den Bau eines Kriegshafens erforderlichen großen Geldaufwandes an Mitteln zu einer raschen und kräftigen Entwicklung der Flotte. Sehr richtig wurde daher zunächst alle Aufmerksamkeit verwandt auf die Gewinnung und gute Ausbildung des Marinepersonals, insbesondere der Kadetten und Offiziere, durch mehrere, gleichzeitig der Wahrnehmung auswärtiger Interessen dienende Schiffsexpeditionen über den Atlantik und in das Mittelmeer sowie durch Entsendung von Offiziersaspiranten zur besseren praktischen Ausbildung in die englische und amerikanische Marine. Auch wirkten Ereignisse, wie das durch Zufall (ein längs der Küste ohne feindliche Absicht entlang fahrendes Boot der Dampfkorvette „Danzig“ erhielt scharfe Schüsse) am 7. August 1856 unter Führung des Prinzen herbeigeführte Gefecht bei Tresforcas gegen die Riffpiraten, hebend auf die Stimmung der Allgemeinheit

für die Marine. In diesem Gefecht, in dem die preußische Marine ihr erstes Blut für die Ehre der Flagge dahingab, hatten wir — der Verfasser selbst gehörte zu den Teilnehmern — sieben Tote und zweiundzwanzig Verwundete, unter denen der Prinz sich befand. An Sympathie im Lande fehlte es also nicht, aber infolge der geringfügigen bewilligten Geldmittel entsprach das Tempo der Entwicklung doch so wenig den anfangs gehegten Erwartungen,[1]) daß innerhalb der Marine mehr oder weniger Mutlosigkeit einriß, wie sich dies darin zeigte, daß eine ganze Anzahl der durch den Prinzen 1849 bis 1852 in dieselbe eingestellten Seekadetten und Offiziere nach und nach diese Laufbahn als aussichtslos wieder aufgab und zum Teil ihr besseres Fortkommen in der Handelsmarine suchte und fand.

Wie schon bemerkt, fand der Prinz bei seinen Vorschlägen und Anträgen für die Erweiterung der Marine die gehoffte Unterstützung in den übrigen beteiligten Ministerien nur in geringem Maße. Vom Kriegsministerium war es ihm zum Beispiel sehr verdacht worden, daß der Erwerb des Jadebusens ohne dessen Mitwirkung vor sich gegangen war, indem dasselbe hervorhob, es handle sich dabei nicht bloß um die politische und strategische Bedeutung des Erwerbes, die von Bedenken gewiß nicht frei wäre, sondern es lege dieser Vertrag dem Kriegsministerium auch Pflichten auf, deren Tragweite sich gar nicht absehen lasse. Auch seien in bezug auf die Landesverbindungen mit dem neuen Gebiete ernste Schwierigkeiten von seiten der hannoverschen Behörden zu gewärtigen — was ja alles ohne Frage sehr zutreffend war. Bezeichnend für die ganze Situation war aber die Antwort des Prinzen, daß er zwar die Bedeutung des Vertrages mit Oldenburg für das Kriegsministerium anerkennen müsse, aber durch das Bedenken von einer vorgängigen Verständigung mit demselben sich habe abhalten lassen, daß alsdann der Vertrag vielleicht überhaupt nicht zustande gekommen wäre, eine Eventualität, die man um jeden Preis vermeiden wollte.

Die vielen dem Prinzen erwachsenenen Weiterungen und geringen Erfolge hinsichtlich Erlangung der benötigten Geldmittel sowie der Umstand, daß er selbst fühlte und auch nicht beanspruchte, den rein geschäftlichen Anforderungen einer preußischen Ministerialverwaltung voll gewachsen zu sein, obwohl er zu seiner Hilfe bei den organisatorischen und technischen Arbeiten sowie für die Personalausbildung mehrere schwedische Seeoffiziere und einen Schiffbautechniker gewonnen hatte, endlich die Erfahrung, daß er wegen der übergroßen Verwaltungsgeschäfte

[1]) Vizeadmiral Batsch sagt zur Erklärung des geringen Interesses, das die Marine damals in den leitenden Kreisen fand, in seinem Lebensbild des Prinzen Adalbert: „Der Charakter der Märzerrungenschaft, welcher der Marine anhaftete, beraubte sie der Volkstümlichkeit in den herrschenden Kreisen; eine Institution, die in ernsten Zeiten fast nur lyrisch und belletristisch behandelt worden war, die gewissermaßen als eine Trumpfkarte der Demokratie galt, wurde fortan viel mehr bespöttelt als ernst genommen. Daß ein königlicher Prinz der Sache so treu blieb und gegen den allmählich umkehrenden Strom zu schwimmen suchte, wurde ihm vielfach als Marotte angerechnet, und das Epitheton des ‚Oberkahnführers‘ war eine Bezeichnung, die man zu jener Zeit namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen nicht selten zu hören bekam.“

sich persönlich zu wenig der militärischen und seemännischen Leitung der Flotte widmen konnte, gaben ihm Veranlassung, eine Abänderung in der Organisation der leitenden Behörde zu beantragen. Dieselbe erging durch Kabinettsorder vom 14. November 1859 dahin, daß die Admiralität fortan aus zwei selbständigen Behörden: der „Marineverwaltung“ und dem „Oberkommando der Marine“ bestehen solle, erstere unter einem Chef mit den Befugnissen und der Verantwortlichkeit eines Ministers, letztere unter dem Oberbefehlshaber der Marine mit den Befugnissen eines kommandierenden Generals und Generalinspekteurs. Hiermit war eine Organisation geschaffen, die den Anforderungen durchaus entsprach und unter der die Marine einen, infolge zu geringer materieller Mittel zwar immer noch sehr langsamen, aber sicheren Aufschwung nahm.

Für die Sache selbst war es nicht von großem Belang, daß der auf Vorschlag des Prinzen als Chef der Marineverwaltung mit der Wahrnehmung der Ministerfunktion betraute, als Seemann und Seeoffizier tüchtige, aber in den preußischen Verwaltungsgrundsätzen nur wenig heimische Konteradmiral Schröder [1]) seine wichtige Stellung nicht genügend zum Nutzen der Sache herauszuheben und die Schwierigkeiten derselben auch gegenüber dem Höchstkommandierenden der Marine zu überwinden verstand. Wenn dann auch durch Kabinettsorder vom 16. April 1861 die Organisation der oberen Marinebehörde in der Form insofern geändert wurde, daß man nunmehr ein eigentliches Marineministerium schuf, so war die Umformung sachlich doch nicht als ein Wechsel im System, sondern hauptsächlich in der Leitung aufzufassen, indem an die Stelle des Chefs der Marineverwaltung nunmehr in der Person des Kriegsministers v. Roon ein Marineminister ernannt wurde, der mit umfassendem und klarem Blick die Marine weiter zu entwickeln verstand und auf dem Gebiete der Organisation für dieselbe Bedeutendes schuf.

Nur das eine war zu bedauern, daß die hohen Gaben Roons, als gleichzeitigem Kriegsminister, der Marine doch nur zum kleineren Teil zugute kamen. Menschlich erklärbar war es, daß, wo Armee- und Marineinteressen konkurrierten oder gar kollidierten — und dies kam mehrfach vor —, die ersteren den Vortritt fanden. Infolge der damaligen Reorganisation der Armee bedurfte dieselbe der Geldmittel in solchem Umfange, daß man nur zu sehr geneigt war, bei der Marine zu sparen, und viele ganz notwendige Forderungen zurückstellte.

Noch bevor die letzterwähnte Neuorganisation in der Marinebehörde Platz griff, hatte sich, zum Teil durch Personenwechsel in den Ministerien (auswärtiger Minister v. Schleinitz, Handelsminister v. d. Heydt) begünstigt, unter dem Prinzregenten eine bessere Auffassung von dem Werte einer Flotte für Förderung der

---

[1]) Derselbe, der holländischen Kriegsmarine entstammend, war ursprünglich zur Neuorganisation der preußischen Navigationsschulen berufen und dann in den Marinedienst übernommen worden. Er war dem Prinzen Adalbert bei dessen Kommissarium in Frankfurt a. M. zur Seite gewesen und stand später an der Spitze des Marinekommandos in Danzig als Stationschef, nachdem er zeitweilig mit dem Titel eines Kommodore ein preußisches Geschwader auf einer Reise in den Atlantik und das Mittelmeer kommandiert hatte.

Seehandelsbeziehungen geltend gemacht und wurde sowohl vom Chef der Marineverwaltung wie vom Oberbefehlshaber in jeder Weise gefördert. Die Anregung dafür gaben mit die für Erschließung Chinas von England und Frankreich geführten Kämpfe in China und die zuerst vom amerikanischen Kommodore Perry erzwungene Oeffnung des seit ungefähr zwei Jahrhunderten fast hermetisch verschlossenen japanischen Reiches. So wurde auf Veranlassung der genannten Ministerien ein Plan ausgearbeitet für Abschluß von Handelsverträgen für Preußen und den Deutschen Zollverein mit den ostasiatischen Reichen China, Japan und Siam und dafür die Entsendung einer Gesandtschaft unter Leitung des damaligen Legationsrates (späteren Ministers des Innern) Grafen Eulenburg, mittels eines preußischen Geschwaders ins Auge gefaßt und durch Kabinettsorder vom 15. August 1859 vom Prinzregenten befohlen. Diese zu ihrer Durchführung gegen drei Jahre erfordernde, in den ihr gestellten Zielen erfolgreiche Expedition, aus der Dampfkorvette „Arkona", der Segelfregatte „Thetis", dem Schoner „Frauenlob" (der leider in einem Taifun am 2. September 1860 in der Nähe der japanischen Küste mit der ganzen Besatzung unterging) und dem Transportdampfer „Elbe" bestehend, unter dem Kommando des Kommodore Sundewall, dem der Verfasser dieses als Flaggleutnant beigegeben war, trug nicht nur wesentlich dazu bei, die Marine geachteter und populärer zu machen, sondern auch die deutschen Handelsbeziehungen zu den ostasiatischen Reichen sehr zu heben. Es bewährte sich hier die Richtigkeit der englischen Sentenz, daß der Handel der Flagge folgt, und getragen von der allgemeinen Sympathie, trat bald ein etwas kräftigeres Fortschreiten der Marine in die Erscheinung, wenn auch der durch den erwähnten Verlust des „Frauenlob" und der zeitweilig als Kadettenschiff dienenden Korvette „Amazone" im November 1861 in der Nordsee eingetretene Ausfall an Offizieren und Offiziersaspiranten ein für die Marine sehr schwerer Schlag war.

Geradezu demütigend für Preußen erwiesen sich dann die Erfahrungen des dänischen Krieges 1864. Da wohl leider nicht durchaus ausgeschlossen ist, daß wir in einem künftigen Kriege mit einer überlegenen Seemacht auch auf eine neue Gegnerschaft dieses Staates zu rechnen haben, scheint es am Platze, hier etwas eingehender der auf die Marine Bezug habenden Umstände des Feldzuges gegen Dänemark zu gedenken.

Es kam für Preußens Marine ein Doppeltes in Betracht: einmal durch Ausfälle seitens unsrer Seestreitkräfte zu verhindern, daß die feindliche Blockade zu einer sogenannten „effektiven" wurde, woraus der seeseitigen Zufuhr für das große Bedürfnis Deutschlands an Rohstoffen und dem Export an Industrieerzeugnissen, also dem ganzen wirtschaftlichen Leben, ein ungemein großer materieller Schaden hätte erwachsen müssen, sodann aber: die Niederwerfung der dänischen Streitkräfte auf der jütischen Halbinsel und auf den Inseln durch die verbündete Armee zu unterstützen.

Der Verfasser dieser Zeilen, damals Adjutant des Direktors des Marineministeriums, hatte selbst vom Marineminister v. Roon kurz vor Ausbruch des

Krieges den Auftrag erhalten, einmal die Streitkräfte der dänischen Marine und ihre Hilfsmittel für Ausrüstung, Reparatur und so weiter durch eine inkognito ausgeführte Reise nach Dänemark, sodann die Möglichkeit der Passage unsrer Kanonenboote durch den Fehmarn-Sund genau zu rekognoszieren. Die Berichte darüber sollten der militärischen und der Flottenleitung eine Grundlage für die Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältnisse und ihre Operationspläne gewähren.

Wie die preußische Flotte ihrer erstbezeichneten Aufgabe gerecht wurde durch die verschiedenen kleinen Angriffe der dänischen Schiffe in der Ostsee (Gefecht der „Arkona“ und „Nymphe“ am 17. März 1864 und Plänkeleien der „Vineta“, „Grille“ und Kanonenbootsflottille) und in der Nordsee (Gefecht der vereinigten österreichisch-preußischen Eskader, bestehend aus den österreichischen Fregatten „Schwarzenberg“ und „Radetzky“ und dem preußischen Aviso „Preußischer Adler“ und Kanonenbooten „Blitz“ und „Basilisk“ bei Helgoland am 9. Mai, sowie Gefangennahme einer kleinen dänischen Flottille in den Gewässern von Sylt und Föhr) ist bekannt.

Die Unterstützung der in Schleswig und Jütland operierenden Armee der Verbündeten durch die preußischen Schiffe, namentlich die Kanonenboote, scheiterte leider an den gerade derzeit ungemein ungünstigen Witterungsverhältnissen, zufolge deren die Kanonenboote keinen Gebrauch von ihrer Artillerie hätten machen können. Um die Bedeutung einer gemeinsamen Aktion von Truppen und Flotte in diesen Gewässern zu beleuchten, eine Aktionsnotwendigkeit, deren Wiederkehr nicht ausgeschlossen ist, wird hier die Anführung einiger Auslassungen unsers ersten Strategen, des Grafen Moltke, nebst Aeußerungen Seiner Majestät des Königs dazu am Platze sein.[1])

Im Operationsentwurf (1862) und einem späteren Gutachten über die Führung eines Krieges gegen Dänemark sagt Moltke: „Die Hauptschwierigkeit bei einem Kriege gegen Dänemark besteht darin, daß die Eroberung des ganzen dänischen Festlandes zu einem definitiven Abschluß noch nicht führt. Die Inseln und vor allem der Sitz der Regierung sind uns unzugänglich, solange unsre Flotte den Kampf mit der dänischen nicht aufzunehmen vermag.“

Bei der Erörterung einer Landung auf Alsen schreibt Moltke am 8. März 1864 an v. Blumenthal: „Nun ist aber auf unsre Flotte, welche die Hauptrolle spielt, durchaus mit keiner Sicherheit zu rechnen. Sie ist nicht in der Lage, der dänischen auf offener See zu begegnen, und da dies gerade in der Richtung auf Alsen wahrscheinlich der Fall sein würde, so kann ich die Realisierung des sonst sehr ansprechenden Gedankens dieser Landung kaum für ausführbar halten.“ Ferner unterm 16. März: „Wenn gegen Dänemark weitere Zwangsmaßregeln sich als notwendig erweisen sollten, so können dieselben füglich nur gegen die Insel Fünen gerichtet sein. Hierzu wäre indes die Mitwirkung unsrer Flotte

---

[1]) Entnommen „Moltkes militärischer Korrespondenz, Krieg 1864“, herausgegeben vom Großen Generalstabe.

unerläßlich. Kann diese die Blockade nicht durchbrechen, oder begegnet sie der überlegenen dänischen im Großen Belt, so unterbleibt einfach die ganze Unternehmung für die Landarmee.“ Hierzu findet sich die Randbemerkung des Königs: „Richtig!“ Am Schluß des ganzen Gutachtens machte Seine Majestät die Bemerkung: „Da das ganze Projekt auf die Mitwirkung unsrer Flotte berechnet ist, dieselbe aber trotz ihres Heldenmutes doch ihre numerische Schwäche gegen die dänische konstatieren müßte, so scheint Mir wenig Chance vorhanden, das Projekt anbahnen zu können.“

Am 17. März schreibt Moltke wieder an Blumenthal: „Ich halte die Mitwirkung unsrer Flotte für nötig, wenn der Erfolg einigermaßen gesichert sein soll. An entscheidender Stelle ist man, und wohl mit Recht, der Ansicht, daß die Flotte nicht in einer Richtung vorgeschickt werden darf, wo sie voraussichtlich den größeren und zahlreicheren Schiffen der Dänen begegnet. Dies war mit der Richtung auf Alsen der Fall, solange die Mehrzahl der dänischen Kriegsfahrzeuge im dortigen Sunde stationierte. Jetzt haben diese unsre Küste blockiert. Unsre Korvetten in Stettin werden vielleicht schon heute auf die dortige Reede hinauslegen (es fand an dem Tage in der Tat das Seegefecht bei Jasmund statt), um die Richtigkeit der Blockade tatsächlich zu konstatieren. Begegnen sie dabei den fünf größeren Schiffen, die bei Rügen kreuzen, so müssen sie freilich zurück. Die Kanonenbootflottille aus Stralsund wird nach dem Land-Tief gehen. Bei ruhiger See sind diese Kanonenboote mit ihren trefflichen weittragenden Geschützen selbst für große Kriegsschiffe ein zu fürchtender Gegner, bei bewegtem Wasser aber rollen sie so, daß alle Treffähigkeit verloren geht. Es hängt also alles von Glück und Umständen ab; an gutem Willen fehlt es nicht, aber eine Operation läßt sich darauf nicht basieren.“

Am 24. März schrieb Moltke ferner, daß nicht durch die Wegnahme von Düppel, sondern durch die Besetzung Fünens das Ende des Krieges herbeizuführen sei, wozu es der Mitwirkung der Flotte bedürfe. Ueber die beabsichtigte Landung auf Alsen bemerkt er ebenfalls, daß die Verwirklichung jetzt noch mehr als früher von der Unterstützung durch die Flotte abhängen werde. In einem Gutachten an den Prinzen Friedrich Karl vom Oktober 1864 über die eventuelle Notwendigkeit einer Landung auf Seeland sagt er ferner: „Die wirkliche Landung auf Seeland betrachte ich als ein kühnes, im Erfolg nicht gesichertes, aber nicht unausführbares letztes Mittel, wenn der Friede anders nicht erreicht werden kann. Für uns, die wir eigentlich eine Flotte noch nicht besitzen, ist der Krieg gegen einen Inselstaat so schwer zum Abschluß zu bringen, daß es neben der Vortrefflichkeit des Heeres und der Kühnheit seiner Führer wohl auch des Glückes bedurfte, um ein Resultat zu erreichen.“

Wenn es der kleinen preußischen Flotte hiernach auch nicht vergönnt gewesen war, sich entscheidend an den Operationen gegen Dänemark zu beteiligen, so wurde ihre Tätigkeit vom König doch voll anerkannt, wie schon obenangeführte Aeußerung Höchstdesselben zeigte und wie es noch während des folgenden Waffenstillstandes bei einer Inspektion zum Ausdruck kam, die der König, begleitet von Ihren

Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin und dem Großherzog von Mecklenburg an Bord des Flaggschiffes „Arkona“ abhielt, bei welcher Gelegenheit der Verfasser (welcher in Stelle des im Gefecht bei Rügen verwundeten ersten Offiziers des Schiffes, Kapitänleutnant Berger, getreten war) die von Seiner Majestät befohlenen Manöver zu kommandieren hatte.

Die in gewisser Richtung übeln Erfahrungen des dänischen Krieges trugen dazu bei, daß nunmehr daran gegangen wurde, dem Ausbau der Flotte eine gesicherte planmäßige Grundlage zu geben, und zwar geschah dies durch einen die Marineetatsforderungen 1865 begleitenden Flottengründungsplan.[1]) Das Ziel desselben war die Schaffung einer Seemacht zweiten Ranges, und zwar sollte die innerhalb eines Zeitraums von zwölf Jahren herzustellende Flotte aus 10 Linienschiffen (Panzerfregatten), 10 kleineren Panzern, 8 großen und 12 kleinen Kreuzern (Korvetten und Avisos) sowie 4 Transportschiffen bestehen. Die für obigen Zeitraum veranschlagte Geldaufwendung war nicht übermäßig: sie betrug ungefähr 34 1/2 Millionen Taler.

Mit warmen Worten trat der Fürst Bismarck für die Genehmigung des Planes durch das Abgeordnetenhaus ein, indem er am 1. Juni 1865, sich namentlich gegen den von liberaler Seite gezeigten Mangel an Bereitwilligkeit, die Mittel zu bewilligen, wendend, unter anderm ausführte: „Es hat wohl keine Frage die öffentliche Meinung in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren so einstimmig interessiert wie gerade die Flottenfrage. Wir haben gelesen, daß die Vereine, die Presse, die Landtage ihren Sympathien Ausdruck gaben; diese Sympathien haben sich in Sammlungen von verhältnismäßig recht bedeutenden Beträgen betätigt. Den Regierungen, der konservativen Partei wurden Vorwürfe gemacht über die Langsamkeit und über die Kargheit, mit der in dieser Richtung vorgegangen würde; es waren insbesondere die liberalen Parteien, die dabei tätig waren. Wir glaubten deshalb Ihnen eine rechte Freude mit dieser Vor-

---

[1]) Der Minister v. Roon, der selbst ja nicht Fachmann war, hatte mehreren höheren Offizieren der Marine die Aufgabe gestellt, ihre Ansichten über die Entwicklung der Marine auszuarbeiten und ihm vorzulegen. Diese Arbeiten befriedigten ihn nicht. Ohne Willen und Wissen des Verfassers dieses Aufsatzes, der damals ganz junger Offizier war, war dem Minister eine Privatarbeit, die er während der ostasiatischen Expedition, angeregt durch seinen damaligen Kommandanten, den Kapitän zur See Jachmann, entworfen und in der er seine Gedanken über denselben Gegenstand, namentlich in Berücksichtigung der Marineerfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges, entwickelt hatte, in der gleichzeitig aber scharf gegen manche Mißstände in der preußischen Marine, zum Beispiel Einschub von Landoffizieren in das Seeoffizierkorps, hergezogen war, zu Händen gekommen. Die Arbeit war aus Versehen des Direktors des Marineministeriums in die dem Minister regelmäßig vorgelegte Schriftenmappe geraten und mit dem Vermerk des Ministers zurückgekommen: „Diese Arbeit gefällt mir. Verfasser ist zu beauftragen, den verlangten Flottengründungsplan auszuarbeiten.“ Es war dies der erste dem Abgeordnetenhaus vorgelegte ausführlichere Flottenplan. Auf Befehl des Ministers hatte der Verfasser übrigens vorher zu seiner Information einige fremdländische Arsenale zu besuchen, ihn auch auf seiner 1864 (infolge Einladung des Kaisers Napoleon in das französische Armeelager von Chalons und so weiter) nach dem französischen Kriegshafen Cherbourg zu begleiten.

lage zu machen. — Ich glaubte, wir würden nicht genug gefordert haben, Sie würden das Bedürfnis haben, noch bestimmter und schneller die maritimen Unternehmungen zu fördern, und ich war nicht darauf gefaßt, in dem Bericht der Kommission eine indirekte Apologie Hannibal Fischers zu finden, der die deutsche Flotte unter den Hammer brachte. Auch diese deutsche Flotte scheiterte daran, daß in den deutschen Gebieten, ebenso in den höheren, regierenden Kreisen wie in den niederen, die Parteileidenschaft mächtiger war als der Gemeinsinn. Ich hoffe, daß der unsrigen dasselbe nicht beschieden sein wird."

Unter der damals noch nicht zu Ende gekommenen sogenannten Konfliktszeit hatte eben auch die Marine zu leiden. Das Haus lehnte, vorgeblich aus Verfassungsbedenken, leider ab, sich durch Genehmigung des Flottenplans zu binden.

Im gleich darauf folgenden Kriege gegen Oesterreich, Hannover und so weiter kam die Flotte nur in geringfügiger Weise (Besetzung der hannoverschen Elbuferbatterien bei Brunshausen, Geestemünde und Emden und Vernagelung ihrer Kanonen sowie Hilfeleistung bei der Besetzung der Festung Stade durch die Armee) Mitte Juni 1866 zur Verwendung, da die raschen Siege der Armee die österreichische Marine nach ihrem Seesiege bei Lissa gegen die italienische verhinderten, in die Aktion einzutreten.

Die nach dem Kriege am 1. Juli 1867 in Kraft getretene Verfassung des Norddeutschen Bundes gab der Marine durch den Artikel 53 eine neue erweiterte Grundlage. Danach ging die preußische Flotte nebst ihren Kriegshäfen und Werften (Jade, Kiel, Danzig) ohne Entschädigung auf den Norddeutschen Bund über. Dieser unter Mitwirkung des Verfassers redigierte Artikel enthielt aber noch die für die Marine wichtige Bestimmung, daß die gesamte seemännische Bevölkerung des Bundes, einschließlich des Maschinenpersonals und der Schiffshandwerker, vom Dienste im Landheere befreit, dagegen zum Dienste in der Bundesmarine verpflichtet sei. Tatsächlich war dieses seemännische Personal bisher noch zu einem guten Teile für die Armee (namentlich Pioniere) ausgehoben worden.

Als eine selbstverständliche Folge von dem staatlichen Umschwung der Dinge, den das Jahr 1866 Deutschland brachte, erschien es, daß mit den sehr erweiterten Aufgaben und Pflichten der Marine — umfaßten diese fortan doch auch den militärischen Schutz des großen und wichtigen Seehandels der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck und der im Auslande domizilierenden Bürger dieser und der andern norddeutschen Staaten sowie die Sicherung der Küsten der Herzogtümer und der Nordsee — auch die Mittel zu ihrer Erstarkung reichlicher fließen würden. Das war aber in dem zu erwartenden Umfange nicht der Fall, wie das in dem neuen dem Reichstage des Norddeutschen Bundes vorgelegten Flottenerweiterungsplan vom 22. Oktober 1867 zum Ausdruck kam. Er bewegte sich, soweit die Flotte in Betracht kam, tatsächlich fast in denselben Grenzen wie der preußische von 1865, indem „vorläufig" nur 16 Panzerschiffe und Fahrzeuge, 20 Fregatten und Korvetten (Kreuzer), 8 Avisos und 22 Dampfkanonenboote nebst einigen

Uebungsschiffen gefordert, allerdings die Zeit der Beschaffung dieser Flotte von zwölf auf zehn Jahre herabgesetzt wurde. Es war also an Panzerschiffen weniger, an Kreuzern etwas mehr gefordert. Die geforderte, auf zehn Jahre zu verteilende Geldsumme betrug zirka achtzig Millionen Taler.

Der Grund für die verhältnismäßig beschränkte Forderung an Schiffen war einmal darin zu suchen, daß gleichzeitig größere Geldmittel zum Ausbau des Jadehafens und für das Arsenal in Kiel sowie für die Befestigung beider Kriegshäfen ausgeworfen werden mußten, sodann aber auch darin, daß die Armee sehr bedeutende Summen für Retablissement infolge des Krieges und für Verstärkung bedurfte. Für die Marine war es hierbei nicht günstig, daß Armee- und Marineverwaltung in ein und derselben Hand vereinigt waren, denn bei Konkurrenz in bezug auf Geldmittel geriet die Marine naturgemäß immer ins Hintertreffen. Bei den Beratungen, die vor dem Entwerfen der Flottenpläne über den Umfang des zu Fordernden sowohl im Plenum des Marineministeriums wie unter Berufung und Zuziehung des im Organisationsreglement für die oberen Marinebehörden vorgesehenen Admiralitätsrates stattfanden, kam leitenderseits gewöhnlich zum Ausdruck, daß man sich mit den Forderungen auf das Allernotwendigste beschränken müsse, weil diese andernfalls weder bei der Finanzverwaltung noch bei den Abgeordneten durchsetzbar sein würden. Uebrigens war die Motivierung des letzten Planes so gehalten, daß die Flottenstärke nicht als für alle Zeit maßgebend anzusehen sein sollte, sondern nur für die erste Bauperiode 1868 bis 1877. Ein Antrag, den der Abgeordnete H. H. Meier, wohl der einzige, der als Schöpfer und Direktor des Norddeutschen Lloyd ein praktisches Urteil über die technische Seite der Vorlage und den Wert eines kräftigen Schutzes des Seehandels besaß, bei der Beratung im Reichstage stellte, den Ausbau der Flotte in der Hälfte der vorgeschlagenen Zeit zu bewerkstelligen, wurde abgelehnt, der Flottenplan im übrigen aber angenommen.

Sehr viel geschah unter Leitung des Ministers v. Roon für eine gründliche Schulung und militärische Ausbildung des Personals, wobei sich allerdings einige Gegensätze zwischen der im Marineministerium herrschenden, namentlich vom Verfasser vertretenen Auffassung und den Ansichten des Oberbefehlshabers herausbildeten, indem letzterer jedem militärischen Drill der Matrosen abhold war und die Kadetten wie in der englischen Marine, für die der Prinz eine besondere Vorliebe hatte und die er daher überall als Muster nahm, bei sehr jugendlicher Einstellung möglichst ausschließlich auf den eigentlichen Kriegsschiffen, also in kleinen Abteilungen, praktisch ausgebildet wissen wollte, während im Marineministerium dafür Einstellung in einem etwas späteren Lebensalter nach Abschluß einer gewissen Schulbildung (Reife für Obersekunda), sodann Weiterbildung auf Schulschiffen und in einem Kadetteninstitut für zweckdienlicher gehalten wurde.

Es wurden unter dem Minister Roon dann die sogenannten Marineteile (Matrosendivisionen, Werftdivisionen [zur Ausbildung von Schiffszimmerleuten, Schmieden, Maschinisten, Heizern und so weiter] und Schiffsjungenabteilung) auf mehr militärischer Grundlage umgebildet, Uebungsschiffe für Kadetten und

Schiffsjungen und zur artilleristischen Ausbildung der Matrosen und Erprobung des Artilleriematerials beschafft und die Exerzierreglements für alle Waffengattungen neu bearbeitet. Als ein Fehlgriff war es aber anzusehen und wurde als solcher auch nach einigen Jahren erkannt, daß man dem durch die vorerwähnten Abgänge und Schiffsverluste geschwächten Seeoffizierkorps durch Einstellung einer Anzahl von Armeeoffizieren aufzuhelfen versuchte, die eine kurze Zeit in der englischen Marine für ihren Beruf vorgebildet wurden. Nur zwei dieser Offiziere bewährten sich, die andern erkannten selbst, daß sie nicht mehr genügend geistige und körperliche Geschmeidigkeit besaßen, um sich in dem neuen, ganz anders gearteten, nicht leichten Beruf heimisch zu fühlen und darin etwas zu leisten. Sie gaben daher nach einiger Zeit den Marinedienst wieder auf, und neue Armeeoffiziere gelangten hinfort nicht mehr zur Einstellung.

Die vom Minister mit der Zeit erkannte Notwendigkeit, der seemännischen Erfahrung auch in der Verwaltungsbehörde an geschäftsleitender Stelle in höherem Maße Rechnung zu tragen, führte dazu, den bisher mit einem General der Landarmee (v. Rieben) besetzten Posten eines Direktors des Marineministeriums zur Genugtuung des ganzen Seeoffizierkorps dem begabten, weitschauenden Vizeadmiral Jachmann zu übertragen (1867).

Im Ausbau der Kriegshäfen machte man nur langsame Fortschritte. Abgesehen davon, daß stets mit den Geldmitteln sehr zu Rate gegangen werden mußte, bereiteten auch die Bodenverhältnisse an der Jade größere Schwierigkeiten und Kosten, als man vorausgesehen hatte. Am 17. Juni 1869 konnte endlich aber doch die feierliche Einweihung des Kriegshafens an der Jade durch den König in Gegenwart der Großherzöge von Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, des Admirals Prinz Adalbert, des Bundeskanzlers und andrer Minister und hoher Offiziere und Beamte Platz greifen, bei der dem Verfasser die Ehre zuteil wurde, die unter den Schlußstein des nördlichen Molenkopfs zu lagernde Denkschrift über Erwerbung, Bau und Vollendung dieses ersten deutschen Kriegshafens zu verlesen. Auf Befehl Seiner Majestät erhielt der Kriegshafen bei dieser Gelegenheit den Namen „Wilhelmshaven“.

Noch in demselben Jahre vereinigten sich auf Allerhöchsten Befehl eine Anzahl Kriegsschiffe: die Korvetten „Hertha“, „Elisabeth“, „Arkona“ (vom Verfasser kommandiert), die Jacht „Grille“ und das Kanonenboot „Delphin“ in Port Said als Geleitschiffe Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen, der von Seiner Hoheit dem Khedive von Aegypten eingeladen war, den vom 16. bis 20. November dauernden Feierlichkeiten der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen, und der dort auch mit dem Kaiser von Oesterreich und der Kaiserin von Frankreich zusammentraf. In Begleitung Seiner Königlichen Hoheit befand sich auch der General v. Stosch, der hier die erste Gelegenheit hatte, einen Einblick in Marineverhältnisse zu nehmen.

Bei dem infolge Knappheit der Geldmittel überaus langsamen Fortschritt im Ausbau der Marine war es nicht zu verwundern, daß der bald ausbrechende französische Krieg sie in keiner Weise ihrer Aufgabe des Seehandelsschutzes

gegenüber einer ihr an Seestreitkräften fast zehnfach überlegenen Flotte gewachsen fand. Während die norddeutsche Flotte damals zirka 40 Dampfschiffe mit noch nicht 300 Geschützen zählte, besaß die französische zirka 340 Dampfer mit zirka 3700 Geschützen. Die Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven waren noch nicht völlig zum Bau von Kriegsschiffen und zur Aufnahme behufs schleuniger Reparatur eingerichtet, die Befestigungen der Häfen überall noch unvollendet und halb armiert. Die norddeutsche Marine, die damals nur drei (übrigens alle drei mit augenblicklich wegen Mangel an Dockgelegenheit nicht reparierbaren Schäden behaftete) Panzerschiffe und zwei Panzerfahrzeuge (eins davon sehr minderwertig) besaß, während sich die Mehrzahl der verfügbaren Korvetten, nämlich drei, und ein Kanonenboot im Auslande befanden, reichte in keiner Weise aus, um die eignen Häfen und Küsten, geschweige denn den Seehandel zu schützen. Es ist schwer zu sagen, welchen Umständen es zu danken war, daß die französische Marine nicht sofort von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machte, um das Privateigentum durch Bombardement der Küstenstädte — was völkerrechtlich leider nicht positiv verwehrt ist —, strenge Blockierung der Küsten, Zerstörung des ganzen deutschen Seehandels in schlimmster Weise zu schädigen. Nachdem dann die geplante Landung von Truppen an unsern Küsten an den raschen Siegen unsrer Armee gescheitert war, und angesichts der jetzt vorliegenden Möglichkeit, für alle an der deutschen Küste etwa begangene Ausschreitungen in Frankreich Repressalien zu üben, beschränkte die feindliche Flotte sich auf eine bloße Beobachtung unsrer Seestreitkräfte und eine wenig streng durchgeführte Blockade einzelner Küstenstrecken.[1]) Einige resultatlose Plänkeleien in Ostsee und Nordsee,

---

[1]) In wie hohem Maße trotzdem die Ueberlegenheit der französischen Flotte für Frankreich von Nutzen war, geht aus den folgenden sehr richtigen Auslassungen französischer Autoritäten hervor. Admiral Reveillière sagt: „Man darf nicht vergessen, daß Frankreich 1870/71 nur dank seiner freien Bewegung auf dem Meere seinen Widerstand verlängern und durch die Verlängerung des Kampfes zwar nicht sein Gebiet, aber doch seine Ehre retten konnte. Da es durch seine Küsten mit der ganzen Erde in Verbindung stand, fand es im Meere eine unerschöpfliche Lebensquelle. In der schwierigen Lage eines Menschen, dessen eine Lunge nicht arbeitet, atmete es mit der andern. So konnte es leben bis zu dem Tage, wo der Deutsche ihm das Herz erdrückte. Wenn die Deutschen Herren des Meeres gewesen wären, so würde Frankreich, wie ein Schraubstock eingeschlossen, schon im Anfang an Erstarrung umgekommen sein."

Aehnlich äußerte sich der Marineminister Lockroy 1898: „Wenn Frankreich 1870 so lange seinen Gegnern widerstehen konnte, wenn es, schon erlahmend, den Ansturm seiner Feinde zurückwerfen konnte, so rührt das nicht nur daher, daß es aus der Glut seines Patriotismus und aus seinen unerschöpflichen Hilfsquellen immer neue Kräfte schöpfte, sondern besonders daher, daß es offenes Meer hinter sich fühlte, daß es jenseits des Kanals und Ozeans, in England und Amerika die Waffen holen konnte, die es brauchte, um den Kampf zu verlängern."

In Uebereinstimmung damit sprach sich der preußische Kriegsminister v. Roon 1898 dahin aus: „Ganz besonders empfindlich bemerkbar hat sich unsre Schwäche zur See in den Jahren 1870/71 gemacht, und man kann behaupten, daß der Widerstand Frankreichs niemals zu dieser Dauer erwachsen wäre, hätte die Zufuhr, die von außerhalb kam, durch eine Flotte verhindert werden können."

bei denen auf große Entfernungen nutzlose Schüsse gewechselt wurden, störten die Ruhe des marinen Kriegsschauplatzes wenig, aber das Gefecht des „Meteor“ gegen den Aviso „Bouvet“ bei Havanna im November 1870 und das kühne Fortnehmen respektive Zerstören von drei französischen Handelsschiffen vor der Girondemündung durch die den feindlichen Kriegsschiffen an Schnelligkeit überlegene Korvette „Augusta“, Januar 1871, legten Zeugnis davon ab, daß es unsern Schiffen weder an gutem Willen fehlte, dem Feinde Schaden zu tun, noch an Kühnheit, wo sich Gelegenheit dazu fand. Die übrigen drei im Auslande befindlichen deutschen Korvetten wurden von sehr überlegenen feindlichen Seestreitkräften in Schach gehalten, so daß „Hertha“ und „Medusa“ von dem Schutz der japanischen Neutralität Gebrauch machten, während es der „Arkona“ gelang, bei ihren vielfachen von den Azoren aus unternommenen Kreuzfahrten einer Anzahl von Handelsschiffen Schutz zu gewähren und überlegene feindliche Streitkräfte zu beschäftigen, ohne ihnen zur Beute zu fallen, wie dies in diesen Blättern ausführlicher schon geschildert worden ist. (Fortsetzung folgt.)

Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen

Nach meist ungedruckten Papieren

Von

Ernst Berner

Feiner abgetönt und zarter gestimmt auf Männerfreundschaften war kaum jemals eine Seele wie die König Friedrichs II. von Preußen. Freundschaft hochgebildeter Männer zu genießen und mehr noch ihnen Freundschaft zu erweisen, war ihm zu allen Zeiten zugleich ein Bedürfnis des Geistes wie des Herzens. In der langen Reihe von Männern, die sich der Freundschaft des Königs rühmen durften, nimmt auch der Markgraf Karl von Brandenburg-Schwedt einen Platz ein, und gerade in der Jugendzeit, in den Zeiten der größten Not Friedrichs, damals, als der Jüngling mit dem Vater in schlimmsten Zwiespalt geraten war, hat sie sich bewährt. Selbst durch die festen Mauern Küstrins fand der Markgraf Gelegenheit, dem Kronprinzen seine Freundschaft zu beweisen, und hat sie bis zuletzt gehalten. Niemals ist er, soweit wir wissen, auf die Seite der Gegner des Königs im eignen Lager getreten, und bei dem Ausbruch des Zwiespalts zwischen dem König und dem Thronfolger hat er diesem treulichst zur Besonnenheit und Nachgiebigkeit gegen den König geraten. Daher konnte denn auch auf der einen Seite der getreue Kabinettssekretär des Königs Eichel nicht anders, als in seinem fürchterlichen Deutsch die sagesse des Herrn Markgrafen zum höchsten rühmen, verweigerte anderseits der Prinz Heinrich ihm ebenso wie dem König und Winterfeldt den gebührenden Ehrenplatz auf seinem Denkmal für die großen Feldherren

der schlesischen Kriege in Rheinsberg. Desgleichen auch hat Friedrich dem Vetter schon in der Jugendzeit so lebhaft seine freundschaftliche Gesinnung bewiesen, daß er ihn nicht nur zum vertrauten Genossen der fröhlichen Tage nach der engeren Küstriner Haft machte, sondern — was sonst nicht leicht vorgekommen sein mag — ihn selbst in französischer Sprache einmal mit dem vertraulichen Du anredete. Er hat mit seiner Anerkennung der Verdienste des Markgrafen in den Kriegen nicht gekargt, hat ihn als den würdigen Enkel des Großen Kurfürsten mehrfach gepriesen, ist mit einer überraschenden Bereitwilligkeit auf die Wünsche Karls in seinem Privatleben allezeit eingegangen und hat seinen Tod aufrichtig beklagt als den eines vollkommenen Ehrenmannes.

Dazu kommt aber noch ein andres. Markgraf Karl war mehrfach und Jahre hindurch der Träger politischer Erwägung, die von weittragender Bedeutung hätten werden können. Er war hintereinander auserſehen zum Gemahl dreier Kaiserinnen von Rußland, zum Gemahl der Kaiserin Anna, der Kaiserin Elisabeth und der Kaiserin Katharina, zum Stammvater einer russischen Dynastie aus königlich preußischem Stamm. Er sollte weiter aber, was vom heutigen politischen und nationalen Standpunkt aus schwerer wiegt, den Herzogshut von Kurland auf sein Haupt drücken und sollte somit die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eröffnen, von den Ostseeprovinzen die eine, und zwar die, die unmittelbar an das Herzogtum Preußen stößt, für Deutschland zu retten.

Trotz alledem ist heute kaum noch sein Name bekannt, und trotzdem er auf dem Rauchschen Friedrichs-Denkmal unter den Linden zu Berlin der Nachwelt vor die Augen tritt, ist die Heranführung seines Truppenteils von Jägerndorf nach Neustadt zum König im Mai 1745 fast alles, was selbst der preußische Historiker von ihm weiß. So mag es gerechtfertigt sein, ehe wir auf die Briefe Friedrichs an ihn, die uns vorliegen, eingehen, ein kurzes Wort über den Markgrafen selbst zu sagen.

Er war als der Sohn jenes Markgrafen Albrecht Friedrich im Jahre 1705 geboren, der die jüngere Linie Schwedt, die als Herrenmeister des Johanniterordens zu Sonnenburg residierte, begründete, und dessen schwärmerische Verehrung für seine schöne Schwägerin, Königin Sophie Charlotte, die Freundin von Leibniz, so weit ging, daß er, angetan im Hofkleide mit Schuh und Strümpfen, es sich nicht nehmen ließ, bei bitterer Winterkälte vom Kutscherbock aus selbst das Gespann der Königin zu lenken. Nach der vom König Friedrich I. eingeführten Sitte bekleidete Karl von 1715 an das Rektorat der Universität Halle, bis König Friedrich Wilhelm I. diese Sitte, die der Universität einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem regierenden Hause gab, im Jahre 1718 aufhob. In einem kurz nach dem Tode erschienenen Nekrolog soll Karl sogar von 1715 bis 1718 an der Universität studiert haben. Indessen die Verwunderung darüber, daß König Friedrich Wilhelm I., der bei seinen eignen Kindern, zumal dem Kronprinzen, jede gelehrte Bildung mit Stumpf und Stiel auszurotten bestrebt war, einem Mitgliede seines Hauses die Erlaubnis zum Besuch einer Universität ge-

geben haben sollte, löst sich — wenn sie überhaupt gegeben sein sollte[1]) — in Nichts auf, sobald man hört, daß der Prinz während der angeblichen Studienzeit zehn bis dreizehn Jahr alt war. Bei alledem war schon die Gesinnung des Jünglings eine moderne, von dem Altväterischen abweichende, und, sicher des lächelnden Einverständnisses, konnte der fünfzehnjährige Kronprinz in Wusterhausen dem zweiundzwanzigjährigen Vetter, spöttelnd auf den anwesenden jüngeren Hallenser Prediger Francke hinweisend, zuraunen: „Der glaubt Gespenster!" Aus Wusterhausen auch war es, von wo Friedrich dem im nahen Friedrichsfelde weilenden Vetter unter vielen Empfehlungen an seinen Herrn Vater und seine Frau Mutter, und damit jede Mißdeutung vermeidend, ein Stelldichein abends um zehn Uhr gab im Hause des Landjägers Beck zu Köpenick, um sich von den Schrecknissen Wusterhausens auf seine Weise zu erholen.

Bald aber kamen die Leidenstage für Friedrich, und gerade in und nach diesen Tagen, da Karl als Oberst und Chef eines Regiments unweit von Küstrin in Soldin stand, bewährte sich die Freundschaft, wie bemerkt, in vollem Maße, so daß Friedrich, als er Aussicht hatte, die Kampagne von 1734 in Gegenwart des Prinzen Eugen mitmachen zu dürfen, auch den Vetter aufforderte, sich ihm anzuschließen. Wirklich gab König Friedrich Wilhelm die Erlaubnis, daß die drei Schwedter Markgrafen, die Obersten Prinz Heinrich, Prinz Karl und der Hauptmann Prinz Wilhelm, gleichfalls als Volontäre in das Feld ziehen sollten. Er versah sich dabei aber, wie er schreibt, daß des Kronprinzen Liebden dero drei Vettern mit gutem Exempel vorgehen werde, und insonderheit auf den Prinzen Heinrich wohl acht geben, daß dieser nicht zu einigen Skandalen Gelegenheit gebe, vielmehr durch gute Vorstellungen und Erinnerungen ihn davon abhalte. Nun, wir wissen, an Heiterkeit und fröhlichen Scherzen hat es in diesem tatenarmen Feldzuge den Prinzen nicht gefehlt.

Schon vor dieser Zeit waren indessen die politischen Kombinationen eingetreten, in denen dem Markgrafen die Hauptrolle zugedacht war. Bereits der Große Kurfürst hatte ernstlich den Gedanken einer Erwerbung Kurlands auf Grund der Vermählung einer Tochter des letzten Herzogs von Preußen mit dem Herzog Wilhelm von Kurland in Erwägung gezogen, und diese Hoffnung auf den Besitz des Herzogtums hatte inzwischen durch die Vermählung der Tochter zweiter Ehe des Kurfürsten Elisabeth Sophie mit dem Herzog Johann Kasimir (1691) sowie die weitere Vermählung eines Sohnes des Kurfürsten, eben des Vaters unsers Markgrafen Karl, mit einer Stieftochter Elisabeth Sophies aus erster Ehe ihres Gatten, Maria Dorothea, an Festigkeit gewonnen. Dazu kam, daß sowohl das Wittum Elisabeth Sophies wie die Mitgift Maria Dorotheas dem Berliner Hofe finanzielle Ansprüche an das Herzogtum gaben, deren Erledigung durch den Uebergang der Thronfolge für das Land selbst die bequemste und willkommenste schien.

Es war eine dynastische Gestaltung, nicht unähnlich der, die durch die

---

[1]) Auch die Akten der Universität Halle, die ich einsehen durfte, ergeben es nicht.

doppelte Vermählung der Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Sigismund mit Töchtern Herzog Albrecht Friedrichs den Erwerb des Herzogtums Preußen ermöglicht hatte. Allein es war zugleich eine solche Gestaltung der Dinge, die sowohl für den Uebergang der Herrschaft auf der Ostsee an Preußen, das heißt in weiterem Sinne des preußischen Handels und der preußischen Seemacht, von entscheidender Bedeutung werden, als auch zugleich sich ebenso ausgestalten mußte zur Rettung des deutschen Landes für das Reich, gerade so, wie es mit dem Herzogtum Preußen gelungen war. Da war es Preußen selber, das, um dem Zaren gefällig zu sein, die Vermählung des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland mit der Nichte Peters des Großen Anna Iwanowna, der späteren Kaiserin, begünstigte. Freilich hatte der Verlauf des nordischen Krieges die Erwerbung des Landes sehr unsicher gemacht, vermählen würde sich der junge Herzog doch, und im preußischen Königshause war eine heiratsfähige Prinzessin zurzeit nicht vorhanden. Allein nun hatte der Zar einmal seine wuchtige Hand auf das Land gelegt; was sie einmal festhielt, ließ sie nicht wieder los, und auf diese Heirat ist, wie Th. Schiemann einmal nur mit allzu viel Recht bemerkt, im letzten Grunde die schließliche Einverleibung Kurlands in das Zarenreich zurückzuführen.

Es begreift sich daher, daß man in Berlin, als der junge kurländische Herzog gleich nach der Vermählung gestorben war, und es sich im weiteren Verlauf der Verhältnisse um die Wiedervermählung seiner Witwe handelte, einen preußischen Prinzen, eben unsern jetzt zwölfjährig gewordenen Markgrafen Karl zum künftigen Ehegemahl Annas präsentierte, um auf diese Weise das Herzogtum oder doch wenigstens die Befriedigung der finanziellen Ansprüche zu retten. Die Verhandlungen wurden preußischerseits mit aller Energie Jahre hindurch betrieben, und auch auf russischer Seite schien man wenigstens geneigt, auf den Plan einzugehen. Förmlich wild dagegen wurde über den Plan der sächsisch-polnische Hof, der seinerseits für einen Vetter von Weißenfels die Hand Annas wünschte. Darüber kam es zu einem gereizten Briefwechsel und zu öffentlichen Erklärungen zwischen den beiden Höfen. In letzter Linie aber war der Plan, obwohl er in vertragsmäßiger Form niedergelegt wurde, von allen Wandlungen abhängig, denen die russisch-preußische Politik im Zusammenhang mit der Englands, Schwedens, Polens, des Kaisers in jenen stürmischen Zeiten unterworfen war. Sehr bald schon, Februar 1719, war König Friedrich Wilhelm, worauf Schiemann aufmerksam macht, überzeugt, daß „les affaires de Courlande sont fort douteux et je crois, daß nichts wird draus werden, und wünschte mit guter Manier loszukommen, ohne den Zaren zu choquieren."

Indessen daran war doch nicht wohl ernstlich zu denken, vielmehr zwang die ganze politische Stellung, die eine ebenso freundschaftliche wie kräftige gegen Rußland sein mußte, geradezu zur weiteren Verfolgung des Plans. Nichts war daher natürlicher, als, da nun die Unlust Annas gegen jede Vermählung, es sei denn mit ihrem Geliebten Biron, offenbar wurde, Preußen die Akquisition Kurlands durch eine Vermählung Karls mit Peters Tochter Elisabeth zu ermöglichen suchte,

wodurch man sie „moralement immanquable“ zu sichern glaubte. Peter aber wollte seinerseits den Anspruch auf das Land selbstverständlich auch nicht einbüßen und stellte die unerfüllbare Bedingung, daß Preußen die Ansprüche seines holsteinischen Schwiegersohnes in einem Kriege mit Dänemark dafür verfechten sollte. Katharina, seine Nachfolgerin, wäre zwar der Heirat ihrer Tochter Elisabeth keineswegs abgeneigt gewesen, aber im Grunde wollte auch sie die russischen Ansprüche auf Kurland nicht aufgeben und gedachte selbstverständlich weniger daran, durch diese Vermählung Preußen den erstrebten Gewinn zuzuwenden, als ihre Tochter möglichst günstig zu versorgen, und sie forderte daher für Elisabeth nicht die Hand des nachgeborenen Markgrafen Karl, sondern die des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich II. Einem solchen Plan ist Friedrich Wilhelm I. einige Jahre später, als er im Zorn über den Sohn daran dachte, ihn zum Verzicht auf die Thronfolge in Preußen zu nötigen, und es sich darum handelte, ihn zum Begründer einer hohenzollernschen Dynastie auf dem russischen Thron, vielleicht zum Zaren zu machen, allerdings etwas näher getreten, aber doch überhaupt nur für einen kurzen Moment, und damals dachte er auch nicht entfernt daran, Katharinas Verlangen nachzugeben. Damit war der Plan der Vermählung, wie es schien, endgültig aufgegeben.

Allein es schien nur so. Wenige Jahre später nahmen ihn die Russen wieder auf, allerdings, wie es ihrem Interesse entsprach, zunächst ohne Rücksicht auf Kurland. Der Reichskanzler Ostermann nämlich „und der ganze Konseil“ sahen, wie bislang tote Akten erzählen, in der Ehe der Prinzessin Elisabeth mit einem deutschen Fürsten eine wesentliche Stütze für ihre Stellung zum Kaiser Paul und seine Favoriten, und Ostermann wollte, wie er sagte, als geborener preußischer Untertan den daraus resultierenden Vorteil dem Könige von Preußen gönnen. Der preußische Gesandte in Rußland Mardefeld der Aeltere, den er nach den Absichten des Königs über die Vermählung des Markgrafen fragte, antwortete ihm zwar, daß Karl als ein cadet nicht imstande sei, eine Gemahlin vom Stande der Prinzessin Elisabeth zu erhalten, daß mithin 300 000 Rubel sogleich beim Beilager ausbezahlt und für eine Million Abfindungsgelder der Prinzessin Sicherheit gegeben werden müsse. Ostermann fand daran keinen Anstoß, und Mardefeld berichtet nun dem König in befürwortendem Sinne, wenn erstens die schon früher ins Auge gefaßte und auch jetzt wieder geforderte Reise des Markgrafen ihn nicht kompromittiere, der Erfolg der Reise also verbürgt wäre, wenn zweitens der Geldpunkt „vergnüglich“ gefaßt würde, und wenn drittens Seiner Königlichen Majestät keine Kosten daraus erwüchsen. Das hieß Friedrich Wilhelm an seiner besten und, wenn man so will, zugleich an seiner schwächsten Seite fassen. Mitten in erregte Verhandlungen hinein mit dem Kaiser, mitten in die ebenso erregten Verhandlungen über die englischen Vermählungen seiner Kinder fiel dieser Vorschlag. Man sollte wohl glauben, daß der König in seiner heftigen Verbitterung gegen diese und überhaupt gegen alle, anscheinend so vornehmen Eheverbindungen diesem Vorschlag um so abgeneigter gewesen sein würde, als er noch einige Jahre zuvor die Vermählung Karls mit einer russischen Prinzessin ohne die Sukzession in

Kurland „vor nichts achtete“. Allein die Aussicht, den Markgrafen ohne eignen Aufwand so glänzend versorgt zu sehen, überwog etwaige Bedenken. Er trat dem Vorschlage sogleich näher, fragte den Markgrafen Karl, ob er wohl Lust hätte zu solcher Vermählung, und beauftragte ihn, die Zustimmung seiner Eltern zu erbitten. Alle drei erklärten sich bereit, dem königlichen Willen sich zu unterwerfen, und so befahl der König dem Minister Ilgen, an den nunmehrigen Gesandten in Rußland, den jüngeren Mardefeld, zu schreiben, er solle die Verhandlungen in Gottes Namen beginnen. „Man muß alles probieren, es sind 3, 4 à 6 mal 100000 Rubel. Es ist keine Narrenposse.“

Alles schien gut eingeleitet zu sein. Der ältere Mardefeld machte freilich noch unter anderm jetzt darauf aufmerksam, daß es die Russen leicht chokieren könnte, wenn man den Geldpunkt so emsig betreibe und gleichsam um die Prinzessin marchandiere. Des Königs Gesandter müsse daher viel Zirkumspektion und Politesse gebrauchen und besonders betonen, daß die solide Versorgung der Prinzessin das einzige Motiv dazu sei, vielleicht warte er auch besser die russischen Vorschläge in dieser Beziehung ab. Der König war mit allem einverstanden, befahl Mardefeld, sich völlig der Leitung Ostermanns zu überlassen, bestimmte das königliche Schloß zu Berlin oder das Johanniterordensschloß zu Sonnenburg als künftige Residenz des markgräflichen Ehepaares, begnügte sich statt der alsbaldigen Auszahlung der Million oder doch einer halben Million Rubel mit einer Summe zum Unterhalt der Prinzessin von jährlich 30000 Rubel und war bereit, den Markgrafen Karl selbst in Moskau wohnen zu lassen, solange es der russische Kaiser nur wünschen möge. Denn auch das hatte man gefordert, weil Ostermann hoffte, auf diese Weise die Prinzessin von der Partei der Favoriten abzuziehen und seine eigne Stellung zu stärken.

Günstig genug auch lauteten Mardefelds Berichte; sie betonten namentlich das Interesse Ostermanns und des Konseils an der Heirat sowie dessen Bereitwilligkeit, sie in jeder Weise zu fördern. Sie litten nur an dem Uebelstande, daß Ostermann unsern Gesandten allemal zur Geduld aufforderte und die Verhandlungen mit dem Kaiser und mit der Prinzessin stets weiter und weiter mit Rücksicht auf die Parteiverhältnisse am russischen Hofe hinausschob. Alle Hoffnung hatte man auf die deutschen Hofdamen der Prinzessin gesetzt, doch diese wurden entlassen, und nun war die Verlegenheit groß, einen Kanal zu finden, durch den man der Prinzessin die Heirat mit dem Markgrafen annehmbar machen könnte. Doch auch einen solchen fand Mardefeld im Februar 1729 an diesem Hofe, der ebenso unberechenbar war, wie die Prinzessin von Launen abhing. Sein Bruder war Kammerjunker bei der älteren Tochter Peters gewesen und hatte als solcher auch bei Elisabeth Zutritt. Er wurde ins Geheimnis gezogen und brachte auch wirklich Karls Werbung an. Und — wunderbarer Optimismus des sonst so erfahrenen Diplomaten! — er mußte zwar wahrheitsgetreu berichten, daß Elisabeth geantwortet, sie wolle überhaupt nicht heiraten, doch, so fügte er hinzu, die Miene, die sie dabei gemacht, hätte gezeigt, daß ihr die Proposition nicht ganz unangenehm sei.

Erst im Juni wird Mardefelds Optimismus geringer. Der böse Butturlin ist es gewesen, wie er berichtet, der der Prinzessin Elisabeth plausibel gemacht habe, daß sie ja Kaiserin werden und alsdann heiraten könne, wen sie wolle. Sie, die früher mit dem Kaiser so gut gestanden habe, vernachlässige ihn jetzt und habe daher seine Freundschaft verloren. Wie schade, „daß diese schöne Prinzessin so flatterhaft, so volage sei und sich zu nichts Solidem applizieren wolle." Trotzdem mahnte der Vertrauensselige auch jetzt noch auf Ostermanns Verlangen zur Geduld, und wirklich hatte man selbst in Berlin noch Geduld und wartete, ob sich die „große Vivazität der Prinzessin etwas lege und sie seriösere Dinge beginnen möchte als die Jagd und dergleichen Pläsiers".

Da kam ein neuer Zwischenfall. Eine andre Bewerbung um die Hand Elisabeths trat dazwischen. Bewerber wie den Herzog von Sachsen-Weißenfels, den Grafen von Sachsen, auch holsteinische Prinzen hatte Friedrich Wilhelm zwar nicht gefürchtet, jetzt aber warb der deutsche Kaiser selber, und zwar durch den König von Dänemark, für den Markgrafen von Bayreuth um die Prinzessin, und nun verlangte Ostermann, Preußen solle den Kaiser für das Verlöbnis Karls interessieren, damit er den Kaiser nicht im Wege finde und die Werbung Karls öffentlich betreiben könne. Nun war zwar damals das Verhältnis Preußens zum Kaiser ein sehr günstiges, aber auf diese Probe wird man in Berlin die kaiserliche Freundschaft denn doch nicht haben stellen wollen. Fürchtete man in der Hofburg zu Wien doch gerade jetzt, die Erhebung Karls zum Herzog von Kurland könne sich verwirklichen, da infolge der in Kurland eingetretenen Verhältnisse sowohl an der Spree wie an der Newa darüber gesprochen wurde, alle Ansprüche der Tochter und der Schwiegertochter des Großen Kurfürsten auf seinen Enkel, den Markgrafen Karl, zu übertragen. Eben deshalb wird der Wiener Hof den Markgrafen von Bayreuth dazwischen geschoben haben, um mit diesem diplomatischen Schachzug Verwirrung und Zeitgewinn zu erreichen. Denn ernstlich kam der Markgraf von Bayreuth schon deshalb nicht in Betracht, weil er als Erbprinz eines deutschen Landes nicht für längere Jahre und bis dem Zaren ein Thronfolger geboren sein würde, wie die Russen forderten, in Petersburg oder Moskau residieren konnte.

Doch der kaiserliche Hof mochte sich beruhigen. Er brauchte nicht zu fürchten, daß Kurland preußisch würde, noch gar daß ein Hohenzoller den Thron des Zaren besteigen würde. An dem Charakter der Prinzessin Elisabeth scheiterte der Plan völlig, scheiterte daran, daß sie eine standesgemäße Ehe überhaupt nicht eingehen wollte, und das ganze Resultat aller Verhandlungen und aller Ansprüche an Kurland war schließlich die Zusicherung der Kaiserin Katharina II., für sie eine Pension von jährlich 10000 Rubel an die Mutter des Markgrafen Karl zahlen zu wollen, und wir müssen selbst dahin gestellt sein lassen, ob diese jemals gezahlt worden ist. Kurland jedenfalls blieb für Preußen, blieb für das Deutsche Reich verloren.

Trotz alledem ruhten die preußisch-russischen Vermählungsprojekte auch zur Zeit König Friedrichs des Großen wenigstens nicht ganz, oder vielmehr, so

wird man es ausdrücken müssen, sie spukten sowohl in Petersburg wie in Berlin in dem Gehirn bald dieses, bald jenes Staatsmannes weiter. Wie Elisabeth daran dachte, ihren Neffen und Thronfolger Peter mit König Friedrichs Schwester Ulrike, der späteren Königin von Schweden, zu vermählen, so meinte Graf Podewils, als am Schluß des Jahres 1744 dieser, damals mit der späteren Kaiserin Katharina II. verlobte Großfürst schwer erkrankt war, seiner Braut aber schon die eventuelle Sukzession zugesichert war, daß nunmehr für Peters etwaige Witwe Katharina eine Vermählung mit unserm Markgrafen Karl die geeignetste sein würde. Friedrich aber lehnte wie die Vermählung Ulrikens, so auch diese Vermählung Karls kurz ab. Dazu habe er denn doch, äußerte er zu seinem Kabinettsrat, seinen Vetter zu lieb, um ihn in ein solches Meer von Unruhe zu stürzen, und überdies sei zu gewärtigen, daß sich ganz Europa gegen eine solche Verbindung konjurieren werde.

In einer Beziehung aber hatte Graf Podewils doch Friedrichs Gedanken richtig getroffen. Bekanntlich machte sich dieser manche Sorge um die Erhaltung seines Hauses und wollte deshalb in der Tat, auch Markgraf Karl sollte sich standesgemäß vermählen und Nachkommenschaft erzielen. Karl, der inzwischen fast vierzigjährig geworden, mochte freilich nach dem Scheitern so vielfacher Verhandlungen glauben, von weiteren Eheprojekten verschont zu bleiben und seinen Neigungen leben zu können. Er hatte sich aber geirrt.

Gleich nach der Rückkehr aus dem ersten schlesischen Kriege wurde ihm eine Prinzessin von Württemberg zur Gemahlin empfohlen, und als er sie ausschlug, weil er die Schwiegermutter, eine geborene Markgräfin von Schwedt, trotz Friedrichs Zusicherungen seines Schutzes fürchtete, richtete der König im Dezember 1743 ein ebenso ernstes wie würdiges Schreiben an ihn. Bei der Freundschaft, die sie beide verbinde, könne Karl ihm wohl glauben, daß er ihn keineswegs zwingen würde, auch könne er nicht wünschen, daß der Markgraf eine so wichtige Angelegenheit, wie es für ihn die Vermählung sei, überstürze. Er solle sie vielmehr reiflich überlegen und des Königs Gründe voll würdigen. Es gäbe zurzeit weder in der Hauptlinie noch in der Schwedter männliche Erben, und in den fränkischen Linien lebe nur der schwächliche Knabe Karl Alexander. Alle Uebel des Aussterbens, ja der Ruin des Staates sei mithin zu fürchten, und „Du weißt es wohl, lieber Vetter," so harangiert er den Markgrafen, „Wir vom Hause Preußen sind verpflichtet, alles zu tun, was die Erhaltung und das Beste des Staates erfordert".

Tausend Gründe für einen hatte Karl gegen eine Verheiratung anzuführen, aber diesem Appell an seine Pflicht gegen den Staat konnte er sich um so weniger entziehen, als der König den triftigsten seiner Gegengründe ihm durch die Zusicherung, für den standesgemäßen Unterhalt seiner Nachkommen selbst zu sorgen, abnahm und ihm auch sonst nach allen Richtungen seine Freundschaft tatkräftig bewies. All „seine guten Qualitäten und das recht brandenburgische Herz", das ihn vor Jahren zum Herrenmeister des Johanniterordens empfohlen hatte, wurden in Karl wach, und schon im Februar des folgenden Jahres finden wir ihn auf

der Reise, um Brautschau zu halten unter den ihm vom Könige vorgeschlagenen Prinzessinnen.

In Darmstadt hat er Unglück gehabt und die erkorene Prinzessin nicht daheim getroffen, in Kassel aber ist es ihm sogleich gelungen, und kaum zurückgekehrt, beeilt er sich geradezu, dem Könige mitzuteilen, daß er sich für die Tochter des Prinzen-Statthalters, des Landgrafen Wilhelm von Kassel, Marie Amalie, entschieden habe. Der König gratuliert ihm voll Freude zu dieser Wahl, in der Ueberzeugung, daß der Vetter glücklich werden werde. Das Verlöbnis findet statt, der Ehevertrag wird verabredet, alle Einleitungen zum Vollzug der Ehe werden getroffen. Da stellt sich wieder ein völlig unerwartetes, aber unüberwindliches Ereignis der Vermählung entgegen. Nicht nur daß der zweite schlesische Krieg ausbricht, sondern die Prinzessin erkrankt schwer an einem Brustleiden, scheint sich wieder zu erholen, um, aufs neue erkrankt, ein frühzeitiges Ende zu finden. Ein Ende, beklagenswert nicht nur wegen des Scheiterns der Absichten des Königs, sondern beklagenswert vor allem auch für den Markgrafen. Denn die Prinzessin, von der wir sonst kaum etwas wissen würden, hat ihrem Verlobten in der Brautzeit eine Anzahl von Briefen geschrieben, die sich erhalten haben. Sie mögen immerhin nicht völlig frei sein von der gespreizten Unnatur, die man sich damals gewöhnt hatte für kunstvollen Briefstil zu halten, sie sind aber oft so graziös und zierlich abgefaßt, man möchte sagen so mädchenhaft schüchtern in dem Bekenntnis der Liebe, daß sie wohltuend gegen andre ähnliche Briefe der Zeit abstechen und in der Briefstellerin eine Prinzessin erkennen lassen, die wohl geeignet gewesen wäre, einen Mann glücklich zu machen. Ganz allerliebst schwingt sie sich sogar einmal zugunsten eines im Augenblick Unglücklichen auf und wagt es versteckt, die Teilnahme des Königs für den seltsamen Abenteurer, den ebenso medisanten wie amüsanten Schwätzer Pöllnitz anzurufen, dessen Vergangenheit sie nicht näher gekannt haben wird, der aber damals in Ungnade am preußischen Hofe gefallen war. Ihr Mitleid erregt er trotz allem — ce pauvre diable de Pœllnitz. „Und ich denke,“ so fährt sie fort, „für einen großen Fürsten ist es eine höhere Genugtuung zu verzeihen als zu strafen.“

Allzusehr scheint Karl die Braut nicht durch Antworten verwöhnt zu haben, nun aber muß sie den Verlobten in den Krieg ziehen sehen, und sie, die immer, wenn der sehnsüchtig erwartete Brief nicht zur Zeit eintraf, der Saumseligkeit der Post die Schuld zuschrieb, hat nunmehr noch einen Grund mehr, in ganz reizender Form auf die Unsicherheit der Wege und die Unzuverlässigkeit der Posten zu schelten. Im September muß sie eines Augenleidens wegen dem Markgrafen durch ihre Hofdame schreiben lassen, aber trotz erneuter Erkrankung greift sie am 9. November doch wieder selbst zur Feder, um in rührenden Worten dem Markgrafen ihre Freude und ihr Glück darüber zu bezeugen, daß er sein Winterquartier bei ihr in Kassel aufschlagen wolle. „Sei aber auch so gnädig,“ schreibt sie ihm, „und halte Wort, komme bald und mache mich durch deine Gegenwart gesund, sie ist ja das einzige Mittel, das es noch gibt, die Krankheit zu verscheuchen, die mich nun schon neun Wochen hindurch mit unerträglichen

Schmerzen heimsucht." — Doch auch dieser Wunsch blieb ihr versagt. Zehn Tage, nachdem sie diesen Brief geschrieben hatte, lag sie auf der Bahre.

Der Markgraf aber sah in dem Tode der Braut einen willkommenen Wink des Schicksals dafür, daß er sich nicht vermählen solle, und, wie Podewils schon damals vorausgesehen, wendete er, als Friedrich in den Jahren 1746 bis 1749 ihn zu bestimmen suchte, jetzt der Prinzessin von Hessen-Darmstadt seine Hand zu reichen, alles auf, um unvermählt bleiben zu können. Podewils und der Vertraute des Markgrafen, sein Rat Richter, brauchten zwar alle Künste der Ueberredung, um ihn dem Willen des Königs geneigt zu machen. Allein vergeblich. Nunmehr glaubte er ganz seinen Junggesellenneigungen leben zu können, führte sein Alter, seinen Widerwillen gegen jede Heirat und was er sonst noch für Gründe hatte, ins Feld und lehnte ab. Der König aber, der fünf Jahre lang fest auf seinem Sinn beharrt hatte, dem aber allerdings inzwischen zwei Brudersöhne geboren waren, nahm ihm die Ablehnung jetzt nicht mehr übel, sprach vielmehr auch bei dieser Gelegenheit seine volle Anerkennung der Verdienste aus, die sich Karl namentlich auch wieder im letzten Kriege allerdings erworben hatte.

Doch dürfen wir uns hier wohl davon befreit glauben, auf die Kriegstaten des Markgrafen, der im Verlauf der drei Feldzüge mehrfach verwundet wurde und bei verschiedenen Gelegenheiten sich vorteilhaft auszeichnete, des näheren einzugehen. Genug, daß er an dem Tage bei Glogau im Beginn des ersten Krieges, da er „einer der ersten auf der Kurtine war" und neben ihm der Hauptmann von Bardeleben mit der ersten Kompagnie seines Regiments zwei Kanonen fortnahm, bis zur Schlacht von Torgau, wo er schwer am Schenkel verwundet wurde, an sehr vielen Aktionen in bevorzugter Stellung seinen rühmlichen Anteil hatte, so besonders bei Mollwitz, wo er Gelegenheit hatte, wesentlich zum Siege beizutragen, bei Czaslau, weiter durch die schon erwähnte Heranführung seines Korps von Jägerndorf nach Neustadt zum König, bei Hohenfriedberg und bei Soor. Im Siebenjährigen Krieg kommandierte er vor Pirna, nahm an der Schlacht bei Leuthen teil, führte während der Belagerung von Olmütz zur Bedeckung ein Korps, wurde bei Hochkirch verwundet, dann zur Verstärkung des Finkschen Korps nach Sachsen gesendet, deckte die Belagerung von Dresden an der hinteren Mauer des Großen Gartens, erhielt im Februar 1760 an Stelle des erkrankten Prinzen Heinrich das Kommando über dessen Armee, stand im Jahre 1761 bei der Armee des Königs in Sachsen, mußte bald aber, schon kränkelnd, sich nach Berlin zurückziehen, wo er im folgenden Jahre seinen Tod fand.

Kein Feldherr, ohne Zweifel aber ein glücklicher Korpskommandeur, hat er die ihm gestellten Aufgaben meist erfolgreich durchgeführt, und König Friedrich, der ihn in Neustadt im Triumph empfing und seine Taten würdig seines Großvaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, erklärte und ihn bei seinem Tode als den bravsten Menschen der Welt, guten Patrioten und seinen lieben alten Freund beklagte, hat mit Worten des Dankes und der Anerkennung für seine Dienste, wie bemerkt, nicht gekargt.

Doch einmal fühlte sich Karl durch den König tief verletzt und zurückgesetzt. Im Jahre 1740 zum Generalmajor, 1742 nach der Schlacht von Czaslau zum Generalleutnant und 1747 zum General der Infanterie befördert, mußte Karl es erleben, daß die jüngeren Generale von Geßler und Lehwaldt zu Generalfeldmarschällen ernannt wurden, er aber in seiner Stellung verblieb. Dies Ereignis hat ein allgemeines Interesse dadurch, daß die seitdem fast anderthalb Jahrhunderte lang geübte Sitte, wonach kein Prinz des königlichen Hauses die höchste Würde in der militärischen Rangordnung erhielt, wesentlich auf der damals getroffenen Entscheidung beruht, und weil es den Markgrafen Karl in der einzigen Verbindung mit den königlichen Brüdern zeigt, die wir nachweisen können. Karl schrieb im Laufe des Januar und Februar 1752 Gesuch auf Gesuch an den König, in dem er ihm umständlich seinen tödlichen Kummer und Verzweiflung über die Zurücksetzung ausspricht, die Unmöglichkeit für ihn darlegt, unter dem Befehl jüngerer Offiziere zu stehen, sich auf das Beispiel seines Vaters und Oheims beruft, von denen dieser Generalfeldzeugmeister gewesen sei, jener aber trotz der Anwesenheit höherer Offiziere als Generalmajor vor Kaiserswerth en chef kommandiert habe, in denen er daran erinnert, daß er ohne jede Bevorzugung neun Jahre Kapitän gewesen und siebzehn Jahre in einem weltverlassenen Nest wie Soldin gestanden und seinen leidenschaftlichen Eifer für den Dienst im Frieden und im Kriege bewiesen habe, ja, in denen er dem König sogar sein Regiment zur Verfügung stellt. Anderseits aber trat er auch in Briefwechsel mit dem Prinzen August Wilhelm und sandte ihm sowohl die Entwürfe seiner Gesuche an den König wie dessen Antworten. Allerdings war auch August Wilhelm — zumal der König unter sehr verbindlichen Worten des Dankes für Karls Verdienste wieder und wieder betont, daß es nur die alte Sitte seines Hauses sei, die ihn verhindere, Karl zur Feldmarschallswürde zu erheben, eine Sitte, die aufrechterhalten worden sei, trotzdem Prinzen des Hauses en chef kommandiert hätten, und der sich selbst seine Brüder fügen müßten — der am nächsten zur Sache Beteiligte, und welche Entscheidung der König auch treffen mochte, sie mußte demnächst auch für ihn Geltung gewinnen. In sehr lebhaften Ausdrücken erklärt der Prinz seine volle Uebereinstimmung mit den Ansichten Karls, findet seine Gründe unwiderleglich und seine Sprache in den Gesuchen an den König eines Voltaire würdig. Auch er hält es für sehr bedauerlich, daß die Prinzen des Hauses nicht des gleichen Vertrauens und der gleichen Auszeichnung für wert geachtet werden sollten wie andre Fürsten, die Feldmarschälle werden könnten, auch er hält es für unmöglich, unter jüngeren Offizieren oder Fürsten von geringerem Range zu dienen, auch er glaubt, daß die Prinzen sich vom Militärdienst überhaupt fernhalten würden und mithin der Wetteifer der Offiziere, das heißt die Seele des Heerwesens leiden würde. Schließlich haben sich beide Prinzen, wie sich versteht, dem König gefügt, und ebenso tat dies Karl, als er kurz darauf sich dadurch gekränkt fühlte, daß ihm das Werk des Königs über die Generalprinzipien des Krieges, von denen ihm der obenerwähnte, inzwischen zum Kommandeur seines Regiments ernannte Oberst von Bardeleben gesprochen, nicht zu-

gänglich gemacht worden sei. Und in Wirklichkeit bewies auch Friedrich, so fest er auf seinen Willen auch hier hielt, eine so ungewöhnliche Langmut, sprach trotz der mehrfachen Gesuche Karls in sich so gleichbleibenden und wohltuenden Worten dem Markgrafen seine sincère amitié und seine parfaite tendresse aus, daß sie auf sehr fester Grundlage, in der Jugend begründet, ruhen muß.

Und eben dies zeigen uns nun eine Reihe von Briefen Friedrichs aus dieser Zeit.

Gleich der Schwester Wilhelmine hat Markgraf Karl in den bösesten Tagen, da Friedrich in den Mauern Küstrins eingeschlossen und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war, es gewagt, mit dem Gefangenen in Verbindung zu treten und ihm — es wird in den letzten Wochen des Jahres 1730 oder in den ersten des folgenden Jahres gewesen sein — wenigstens dadurch ein Zeichen seiner Freundschaft zukommen lassen, daß er ihm einen Vertrauten mit uns freilich unbekannten Nachrichten von Soldin aus zugesendet hat. Man darf nach der späteren Entwicklung der Dinge annehmen, daß der Vertraute der mit Karl auf Lebenszeit innig verbundene damalige Leutnant von Bardeleben gewesen ist. Bardeleben hatte schon als Page des Vaters Karls Zuneigung gewonnen und war ohne Zweifel auch dem Kronprinzen gut bekannt geworden. Ueberdies kannte er in Küstrin die Gelegenheit. König Friedrich Wilhelm I. hatte — man weiß nicht, aus welcher Ursache — dem Markgrafen im Sommer 1730 den Befehl gegeben, Bardeleben auf die Festung nach Küstrin zu schicken, der hatte aber den Mut, den Befehl zunächst nicht auszuführen und erst nach mehrfacher Wiederholung ihm nachzukommen. Bis zum Dezember 1730, wo er begnadigt wurde, blieb Bardeleben in Küstrin und hat hier ohne Zweifel Leute und Oertlichkeit genügend kennen gelernt. Er war daher vor allen andern geeignet, vertraute Bestellungen zwischen den beiden königlichen Vettern zu vermitteln, und Friedrich wagte nicht zu viel, wenn er mit sonst ganz überraschender Offenheit den Brief des Markgrafen beantwortet und uns somit einen vollen Blick in sein Inneres und in seine damalige Stimmung tun läßt. Es bleibt nur das Bedauern übrig, daß sich der Brief nicht genauer datieren läßt, und man atmet auf in dem Bewußtsein, daß der Brief nicht in die Hände des Königs gekommen ist. Denn wie würde es dem kühnen Briefsteller ergangen sein, wenn der Vater jemals gelesen hätte, wie der Sohn sich das Leben in der Festung angenehm zu gestalten weiß, oder wie er spottet über die Leiden, die er ertragen muß, und selbst, wenn er gelesen hätte, wie den Sohn bei der Erinnerung an den armen Katte nur der Gedanke tröstet, alles zu seiner Befreiung getan zu haben. Noch wußte ja niemand, und Friedrich Wilhelm am wenigsten, daß Friedrichs Seele schon damals, wie er es späterhin von einem König von Preußen forderte, dem edeln Palmbaum gleich war, von dem der italienische Dichter singt, daß er wohl niedergebogen werden kann, alsbald aber wieder emporschnellt.

Ganz so, wie er es bei dem ersten, vor kurzem an andrer Stelle von mir besprochenen Briefe an die Schwester getan hat, und wie es die Verhältnisse ihm zu erfordern schienen, beginnt Friedrich sibyllinisch und durchsichtig zugleich den

Brief mit dem unbestimmten „Man“ und schließt ihn mit der für alle Späher doch verständlichen Unterschrift „N. N. à bon entendeur salut“. Sehr bald aber, wenn er von sich selbst spricht — und er spricht nur von sich selber — fällt er wieder in die erste Person der Einzahl oder der Mehrzahl, so daß auch bei einer Abschrift nicht der geringste Zweifel geblieben wäre, aus welcher erlauchten Hand die Zeilen stammen.

„Man ist Dir sehr verbunden,“ so beginnt er den Brief, „für die Mühe, die Du Dir gegeben hast. Man wünscht sehr, Dir seine Dankbarkeit bezeugen zu können, aber man kann nicht immer tun, was man wünscht. Ich habe den Merkur, den Du mir gesandt“ — das ist nach unsrer Vermutung eben der Leutnant von Bardeleben — „empfangen. Frage ihn, was hier geschieht. Er wird Dir sagen, daß nichts meine Freundschaft für Dich erschüttern kann. Wir suchen unser Leid soviel wir können zu vertreiben, und hier in der Verbannung selbst geben wir uns der Lust der Jugend“ — Friedrich braucht einen stärkeren, mythologischen Ausdruck — „hin. Ja, die Freude würde sogar voll zum Durchbruch kommen, wenn mich nur nicht allemal die Erinnerung an den treuen, lieben Freund verfolgte, den mir das Schicksal entrissen. Sonst möchte es doch gehen, wie es wolle“ — was er wieder mit dem schon bekannten Bild ausdrückt „nous laissons voguer la galère tant qu'elle pourra voguer. Solche Sinnesart ist vielleicht, so besinnt er sich, nicht ganz klug, aber, so tröstet er sich mit leichter Philosophie, was soll man denn von einem jungen Menschen von der Art des Roger Bontemps [1]) anders erwarten, der durch allzu viel Leid unempfindlich geworden ist. Mein Schicksal ist ja nicht das glücklichste, aber das ist mir höchst gleichgültig. Ich lache über alles und wünsche nur, daß mir der liebe Gott meinen guten Humor erhält.“

Wer wollte den jungen Königssohn nicht verstehen, wenn er sich nicht ganz darniederbeugen läßt? Wer wollte aber nicht gleichzeitig zugestehen, daß es nicht ein guter Humor, sondern Verbitterung und Verzweiflung ist, die aus ihm sprechen, die ihn über alles, was ihm, wie er schreibt, Pein machen sollte, sich amüsieren und ihn noch einmal es niederschreiben läßt, daß er alles Kummers ledig werden würde, wenn nur der Gedanke an das arme Opfer, das hier zu Küstrin gebracht wurde, nicht wäre? Aber Gott ruft er zum Zeugen an, daß er nicht sowohl völlig unbeteiligt an dessen Schicksal war, sondern auch, daß er alles nur Denkbare getan hat, um den Freund zu retten. „Doch schone mich,“ so bittet er den Markgrafen, „und erlaube, daß ich kurz über einen so traurigen Gegenstand hinweggehe. Von Herzen würde ich ja wünschen, Dich wiederzusehen, aber dazu ist jetzt nicht die Zeit. Was man am Hofe tut zu Berlin, das weiß

---

[1]) Dem Scharfsinn von P. Bailleu, der mich auf das Gedicht von Béranger, „Roger Bontemps“ hinwies, verdanke ich die Ermittlung dieser durch die Orthographie Friedrichs — er schreibt roche et bon tant — mehr als gewöhnlich verdunkelten Stelle, und Mr. L. Batiffol in Paris hatte die Güte mir zu bestätigen, daß der Ausdruck Roger Bontemps in der Bedeutung vivre sans soucis, gaiement, prenant les choses du bon côté schon seit dem sechzehnten Jahrhundert in Frankreich gebräuchlich ist.

ich nicht, ist mir auch gleichgültig — wenn ich Dich nur sehen, Dich umarmen und Dir meine Freundschaft beweisen könnte."

Monate aber vergingen, ohne daß die Vettern sich gesehen hätten und ohne daß der Markgraf, wie es scheint, wieder Gelegenheit gefunden hat, den so glücklich begonnenen Verkehr fortzusetzen. Endlich — es wird Ende Mai oder auch schon Juni gewesen sein — kann er ihm wieder durch seinen Vertrauten, ohne Zweifel wieder den Leutnant von Bardeleben, einen wohl versiegelten Brief zusenden. Friedrich aber, über sich selber und sein jetzt viel gepflegtes poetisches Talent entzückt, zögerte nicht, gleich der Schwester auch dem Vetter den Genuß seiner französischen Verse zu gönnen und antwortet auch ihm mit einer Ode, einer der ältesten, die wir von ihm kennen. „Tausend Dank für Dein Gedenken und Deine Aufmerksamkeit," so schreibt er ihm in der Sprache Apolls. „Vorgestern ist Dein Merkur hier angekommen. Ich bin zu ihm gegangen und habe ihn mit mir genommen. Gegen das Verbot haben wir zusammen gegessen und getrunken. Deinen Brief aber habe ich, wenn auch mit Bedauern, vernichtet, damit ihn niemand sieht und seinen Inhalt dem König verrät."

Nun aber hat er ihm eine Nachricht mitzuteilen. Am 25. Mai war in Küstrin der Befehl des Königs eingelaufen, der Kronprinz solle sich zur Vermählung rüsten mit einer Prinzessin, die nicht aus dem englischen Hause stamme, doch werde er die Wahl zwischen etlichen Prinzessinnen haben. Das hatte er bei nächster Gelegenheit der Schwester mitgeteilt mit dem Bemerken, er wisse, das sei das einzige Mittel, um wieder frei zu werden. Seine Neigung spreche für die Prinzessin von Eisenach, doch sollen Mutter und Schwester entscheiden, auf welche Prinzessin seine Wahl am besten falle. Was er der Schwester mit Sorge schreibt, gewinnt dem Vetter gegenüber eine etwas andre Gestalt, und in der ruhigen Stimmung dieses Augenblicks weiß er seinem Schicksal auch bessere Seiten abzugewinnen, ja, hält er Zugeständnisse des Königs für erfolgt, von denen wir wenigstens keine Nachricht haben. „Denn, um Dich doch mit einer guten Nachricht zu unterhalten," so heißt es nun, „habe ich nur die eine. Durch ein Dekret hat der König mir noch in diesem Jahre zu heiraten und Küstrin zu verlassen befohlen. Da will ich Dir in großen Zügen meine Lage schildern. Ein Liebhaber bin ich und habe doch keine Leidenschaft, ich habe einen Nebenbuhler und verspüre doch nicht die geringste Eifersucht, meines Arrestes solle ich ledig sein und habe doch keine Lust dazu. Doch man will, daß ich heirate, und also verlangt die Höflichkeit, daß ich dem zustimme. In der Wahl der Lebensgefährtin bin ich freilich auf deutsche Prinzessinen beschränkt, und von ihnen ziehe ich die von Eisenach vor, nur daß ich sie nicht im Sack nehmen möchte. Wenn dadurch die Vermählung noch hinausgeschoben wird, und wenn die Prinzessin nicht geradezu eine häßliche Schindmähre sein sollte, so wird wohl meine Wahl auf sie fallen, und sie wird leicht genug mein Wort erlangen."

Gewiß, es ist eine ganz andre Stimmung, als wir sie gewöhnlich bei Friedrich über den Plan seiner Vermählung finden, allein man darf sich nicht wundern, wenn er in diesen Tagen bald kampfesmutiger, bald stiller wird, wenn er sich

heute dem Schicksal unterwirft oder vielmehr nur zu unterwerfen scheint, und wenn er morgen mit stürmischer Gewalt dagegen ankämpft. Man darf sich aber auch nicht wundern, wenn er als Dichter die Dinge anders sieht, als sie in Wirklichkeit waren. Niemals ist in den uns bekannten Dekreten des Königs davon die Rede, daß er mit der Heirat Küstrin verlassen dürfe, doch das durfte der Sohn nach Lage der Dinge wohl ohne weiteres voraussetzen. Kein Wort auch wissen wir von einem Nebenbuhler, einem Rivalen, den der Kronprinz hatte, zumal die Braut noch nicht erkoren war, aber es mag ja wohl sein, daß man ihm von einem andern Bewerber um die Hand der Prinzessin von Eisenach gesprochen hat. Durchaus auch wollte er in Wirklichkeit nicht im Arrest, auf der verhaßten Galeere, bleiben, aber Momente kamen doch vor, wo er den Aufenthalt in Küstrin dem gefährlichen Zusammenleben mit dem Vater vorgezogen hätte. Die Zusicherung dagegen, noch in diesem Jahr — und es ist nur an den Sommer 1731 zu denken — die Festung verlassen zu dürfen, die sich ebenfalls in keinem der uns bekannten königlichen Dekrete findet und sich auch in keinem uns unbekannten gefunden haben wird, verdankt lediglich der eben doch gehegten Hoffnung Friedrichs auf baldige Befreiung ihr Dasein, und endlich ist die Behauptung, aus Höflichkeit müsse er in die Heirat willigen (la complaisance veut qu'il faudra agréer), eine so starke, von Friedrich gewiß selbst empfundene Uebertreibung, daß man sie wohl nur aus dem Bedürfnis des Poeten für das Versmaß erklären kann.[1])

Wohl unverhofft schnell kam dann doch das Wiedersehen der beiden Vettern. Am 15. August hatte endlich die Zusammenkunft des Königs mit dem Kronprinzen stattgefunden, hatte der Vater den Sohn begnadigt, und am 21. war die neue Instruktion für den Kronprinzen erlassen, nach der der Hofmarschall und Geheimrat von Wolden unter anderm die Weisung erhielt, mit dem Kronprinzen, „da Er jetzo die Theorie nur gelernt", eine Anzahl der nächstgelegenen Aemter zu bereisen, „um die Wirtschaft praktisch zu erlernen". Zu diesen Aemtern gehörte auch Karzig, wenige Meilen östlich von Soldin, der Garnison des Markgrafen. Dort aß Friedrich, wie er dem Vater schrieb, am Dienstag, den 4. September, zu Mittag, fuhr aber nach dem Essen auf das Amt hinaus. Ein klein wenig anders klingt es freilich, wenn Friedrich am Fünften von Karzig aus dem Markgrafen seinen Dank ausspricht für le charmant repas, das er ihm am Tage vorher gegeben habe, und man darf auch wohl vermuten, daß an diesem Essen nicht, wie der König ein für allemal befohlen hatte, nur fünf Personen teilgenommen haben, und daß das Kuvert nicht, wie ebenfalls befohlen war, nur acht Groschen gekostet hat.

Doch wie dem auch sei, merkwürdiger ist, daß Friedrich Anlaß zu haben glaubte, für die „törichte Figur" sich zu entschuldigen, die er beim Feste gespielt. Aber nichts als das Fieber, das ihn geplagt, sei daran schuld gewesen. Den

---

[1]) Es ist natürlich etwas ganz andres, wenn später der Historiker Friedrich als Grund für seine Vermählung die complaisance des Vaters für den Wiener Hof angibt.

Starkgeistigen (fort sensé) spiele er zwar niemals, aber etwas weniger töricht wäre er doch gewesen, wenn seine Gesundheit es erlaubt hätte. Betrübt und verlegen darüber, daß er infolgedessen von der Anwesenheit seines besten Freundes so wenig profitiert habe, will er den Fehler wieder gut machen und bittet daher — die offizielle Instruktion gestattete ihm, zu jeder Mahlzeit zwei Gäste zu bitten — den lieben Vetter an einem kleinen ländlichen Feste, offenbar noch in Karzig und an demselben Tage, teilzunehmen, das freilich nur sehr frugal sein könne. Die Freude des Wiedersehens und guter Humor müsse alle Fehler der Tafel wettmachen. Denn Delikatesse und guter Geschmack seien nur in Soldin zu Haus. Einige Hirsche im nahegelegenen Gehölz könnte man — für die Ausübung der Jagd hatte Friedrich von seinem weidfrohen Vater ausdrückliche Erlaubnis erhalten — am Nachmittag erlegen, und für den Rest des Tages werde man im Vertrauen auf die Nachsicht, Liebe und Zuneigung Karls sowie auf die Liebe und Zuneigung, mit der es geboten werde, schon sehen, was sich tun lasse.

Wenige Tage darauf erkrankte Prinz Karl, und äußerst besorgt versichert ihm Friedrich, daß, wenn man gleichzeitig Lust und Leid empfinden könne, Karls Brief ihn in diesen Zustand versetzt habe. Mit Freude habe er ihn gelesen, bis er an den traurigen Passus über seine Krankheit gekommen sei. Sollte Karl wider Erwarten nicht schnell besser werden, so bitte er nur um zwei Worte, damit er ihm den Doktor Bergen aus Frankfurt senden könne, denn der sei äußerst geschickt und angenehm für die Kranken, sehr gewissenhaft, ein wahrer zweiter Diaforus. Hoffentlich aber brauche er ihn nicht, denn diese Esel von der medizinischen Fakultät genießt man wirklich, wie der Neunzehnjährige versichert, in der Entfernung besser wie in der Nähe.

Inzwischen ist diese medizinische Betrachtung es doch keineswegs, die dem Briefsteller am meisten am Herzen liegt, er brennt vielmehr darauf, dem Vetter etwas ganz andres zu erzählen, etwas, das im Augenblick sein ganzes Interesse gefangen hält — aber eine gewisse Vorsicht scheint ihm auch dem wohl ebenfalls interessierten Vetter gegenüber geboten. So spricht er denn zunächst über eine für uns nicht ganz verständliche Angelegenheit des Leutnants von Bardeleben, um dann ganz nebenbei zu bemerken, er sei in Camin, dicht bei Küstrin gewesen, und dort habe Frau von Wreech die Grüße des Markgrafen sehr dankbar entgegengenommen. Unterdessen hatte nämlich Friedrich, um den schönen, von Reinhold Koser wieder aufgenommenen Ausdruck auch hier zu gebrauchen, seine Insel der Kalypso auf dem Gute Tamsel gefunden und verehrte die etwas ältere Schloßherrin mit jener anbetenden Schwärmerei, die ideal gerichtete Jünglinge nicht selten jungen Frauen gegenüber empfinden. „Mit sicherem Takt“ hatte Frau von Wreech dem erlauchten Verehrer die Stellung von vornherein vorgezeichnet, die er ihr gegenüber einzunehmen habe, und das war die Stellung eines lieben Verwandten ihres Hauses. Wie aber beglückte gerade dies den Königssohn! Voller Jubel schreibt er dem Markgrafen: „Nach einer sehr gründlichen genealogischen Untersuchung habe ich gefunden, daß sie meine rechte Cousine ist. Denke Dir, lieber Vetter, welch große Freude dieser Fund für mich ist!“ Da

aber steigen ihm schon Bedenken auf, daß dieser liebe Vetter ja nun auch Anspruch auf die Verwandtschaft machen könne, und eifersüchtig setzt er daher hinzu, du brauchtest diese Verwandtschaft gar nicht, denn, wie er nunmehr die gründliche genealogische Untersuchung in ihr Gegenteil verkehrend zugesteht, die fehlenden Glieder der Verwandtschaft, ja die haben wir uns eben ergänzt (on a suppléé au sang).

Freilich war der Markgraf auch ein keineswegs zu verachtender Rivale, wenn es sich um die Gunst schöner Frauen handelte. Zudem war er soeben (15. August) zum Herrenmeister des Johanniterordens gewählt und hatte damit in den Kreisen des märkischen Adels eine bedeutende Stellung erhalten. Im nahegelegenen Ordensstädtchen Sonnenburg sollte in diesen Tagen der erste Ritterschlag erfolgen, und Friedrich hoffte, den Markgrafen auf der Durchreise durch Küstrin zu sehen, ihn nach Sonnenburg zu begleiten und einige Tage mit ihm zu verleben. Doch allzu sanguinisch hatte er und hatte seine Umgebung die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne den König gemacht. Friedrich Wilhelm versagte die am Fünfzehnten erbetene Erlaubnis. Man mußte sich begnügen, auf der Durchreise des Markgrafen nach und von Sonnenburg einander zu sehen und miteinander zu speisen. So wenigstens schreibt Friedrich dem Vater und versichert, daß er dessen Willen, nicht nach Sonnenburg zu gehen, mit Pläsier nachgelebet, hingegen aber des Nachmittags etwas spazieren gewesen „und das Eggen und derer späten Wirte Säen“ in Augenschein genommen habe. Der Herzenskönigin gegenüber äußert sich der Kronprinz freilich, wie man weiß, darüber etwas anders. Ein kleines Nonplusultra, so gesteht er der Frau von Wreech, hat meine Reise nach Sonnenburg verhindert, ich mache mir darum keine Sorge und hoffe meine Zeit besser anzuwenden. Nun aber wird aus dem wahrheitsgemäßen Bericht an den König, „der Prinz hat bei mir gegessen“ das noch wahrheitsgemäßere Geständnis, „wir haben zwar wenig getrunken, dafür aber ordentlich Lärm gemacht, etliche Fenster eingeworfen und einige Oefen zertrümmert“.

Ich denke, nur eine selbstgerechte mürrische Prüderie wird es dem jungen Friedrich verargen, wenn er, dessen rascher Geist und dessen elastische Seele ein Jahr hindurch in unerträgliche Fesseln geschlagen war, dem Vater verschwieg, was dem zu wissen nicht frommte, wenn auch er „in den Jahren des Gefühls“ in vollen Zügen das Leben zu genießen suchte und gleichgestellte Freunde liebte, die mit ihm den Frohsinn der Jugend teilen wollten. Aber der Gesundheit des Prinzen Karl, die schon immer etwas schwankend in diesen Wochen gewesen ist, scheint dies Leben nicht gerade förderlich gewesen zu sein. Denn gleich darauf, wie es scheint — ce je ne sais de septembre — klagt der Kronprinz, daß alle seine Wünsche für die Gesundheit des Markgrafen vergeblich wären. Karl behandle aber auch seine Krankheit zu leicht. Gerne spiele er, Friedrich, zwar nicht den Doktor — er tat es bekanntlich sein Leben lang mit Vorliebe und dokterte gern an sich und andern herum —, denn allzusehr beruhe die Kunst des Hippokrates auf Unsicherheit und Zufall. Ganz simpel aber möchte er ihm doch die Ueber-

zeugung aussprechen, daß das Pulver à Duclos dem Vetter vollständig helfen werde. Natürlich für den Erfolg könne er nicht einstehen, und deshalb solle Karl seinen Chirurgen und einige Aerzte befragen. Viele Menschen in Küstrin hätten aber das Pulver mit Nutzen gebraucht und seien von seiner wundertätigen Wirkung überzeugt, und daher müsse man es schließlich mit in den Kauf nehmen, wenn ein halbes Dutzend Menschen daran untergehen sollten, wenn es nur seinem lieben Vetter helfen möchte!

Die Krankheit wendete sich aber noch immer nicht zur vollen Besserung, und am 17. Oktober richtete Friedrich auch jetzt noch in der Sorge, daß Karl sie abzusehr vernachlässige, jenen schon bekannten warmen Apell an ihn, der in die Werke des Königs aufgenommen ist. „Wie? Willst Du denn, daß Dein schönes Leben in einem Alter, das uns alles verspricht für die Zukunft, zu Ende gehe? Sollen wir die Hoffnung aufgeben, in Dir einen Prinzen zu sehen, der völlig würdig wird des Namens seines Großvaters glorwürdigen Angedenkens, ihn noch in vielen Beziehungen übertrifft? Willst Du mich eines Freundes berauben, auf dessen Freundschaft und Verdienst ich so sehr zähle? Willst Du mir den tödlichen Kummer machen, ewig Deinen Verlust, den Verlust eines Mannes zu beweinen, den ich so hoch achte? Aber ich tue unrecht, und Du hast mich zu lieb, als daß Du Dich nicht mehr schonen solltest. Du bist ein zu guter Christ und ein zu kluger Mensch, als daß Du nicht alle heilsamen Mittel brauchen solltest, und nur um es auch meinerseits nicht an Beweisen meiner Freundschaft fehlen zu lassen, bitte ich Dich dringend, den geschicktesten Arzt zu Rate zu ziehen. Denn die Chirurgen (bisher hatte sich der Markgraf offenbar nur vom Feldscher seines Regiments behandeln lassen) verstehen es niemals so gut wie ein Arzt, Krankheiten zu heilen, und wenn solche Fieber, wie Du sie hast, erst anfangen, bösartig zu werden und einzuwurzeln, so pflegen sie gefährlich zu werden und sind sehr schwer zu kurieren."

Freundschaftlicher und liebevoller kann man gewiß nicht an dem Ergehen eines Vetters teilnehmen. Glücklicherweise ging die Krankheit, ein intermittierendes Fieber, bald zurück und hinderte den Markgrafen nicht am Zusammensein mit dem Kronprinzen. Man war vielmehr, wie der weitere Briefwechsel zeigt, oft beisammen zu fröhlichem Tun, bald hier, bald dort, wo es sich gerade traf. Man schickte einander Geschenke, man wurde vertrauter und tauschte miteinander die kleinen Geheimnisse aus, von denen der König nichts erfahren durfte.

Doch wir brechen hier ab, da nur noch kleinere Billetts uns vorliegen, die uns nicht allzuviel sagen. Das aber wird klar sein: Friedrich hatte eine ehrliche Zuneigung zu Karl und schloß mit ihm auf dem Grunde der gleichen Interessen der Jugendlust, ja des Uebermuts und der Ausgelassenheit, wie sie Frohnaturen in diesem Alter eigen ist, eine Freundschaft, die sich nicht nur damals in warmherzigen Aeußerungen kundgab, sondern die auch, wie wir ausführten, trotz vorkommender Differenzen anhielt für das Leben.

Ob aber Karls geistige Fähigkeiten Friedrich und namentlich für die Dauer genügten, ob sein Esprit die Forderungen erfüllte, die Friedrich, der schnell und

weit über jene Interessen der nur aufschäumenden Jugendlust hinauswuchs, von seiner näheren Umgebung verlangte und im intimsten Verkehr brauchte, das darf nicht nur bezweifelt, sondern es wird verneint werden müssen. Niemals hören wir, daß er dem näheren Kreise angehört hätte, den Friedrich in Rheinsberg [1]) und in Sanssouci um sich zu versammeln liebte. Aber schon zu jener Zeit, von der wir gesprochen haben, hat ihn Friedrich, so gern er mit ihm fröhlich war und manches ihm anvertraute, doch in die tiefsten Falten seiner Seele, soweit wenigstens der Briefwechsel zu urteilen erlaubt, nicht sehen lassen. So gibt er ihm über sein eignes Schicksal wohl Nachricht, und man darf vermuten, daß er im ungezwungenen Gespräch noch weiter gegangen ist, als die doch nur kurzen und mageren Andeutungen sind, die er ihm schreibt, denn immerhin setzen sie eine genaue Kenntnis der Dinge beim Markgrafen voraus. Aber seinen tiefsten Kummer verhüllt er vor ihm. Und das war die erzwungene Vermählung seiner Schwester Wilhelmine, seiner wahrhaft angebeteten Befreierin, deren Herz und Geist, deren Tugenden und Verdienste er nimmer müde wird zu rühmen und zu preisen.

Wir würden daher ein falsches Bild von der Freundschaft beider Fürsten entwerfen, wenn wir nicht gleichzeitig der brüderlichen Freundschaft Friedrichs zur Schwester gedächten, die nur auf den reinsten und edelsten Motiven des Gemütslebens Friedrichs sich gründete, das bei weitem reicher und tiefer war als man oft annimmt, und als die ehrliche, aber des höheren idealen Schwunges entbehrende Freundschaft zu Karl erkennen läßt. Vornehmlich aber gerade in diesen Monaten, da Friedrichs Inneres in Empörung und Verängstigung darüber sich zusammenkrampft, daß er so gar nichts für die Befreiung der Schwester von der verhaßten Ehe tun konnte, da er — ganz anders als Wilhelmine es nachher für gut befunden hat uns zu erzählen — immer wieder suchte, ihr seine Freundschaft zu bezeugen, hat er darüber dem Markgrafen, soviel wir wissen, kein Wort geschrieben. Die Freundschaft Friedrichs zu Karl würde daher des rechten Hintergrundes, der Folie entbehren, wollten wir zu den schon anderweitig von uns beigebrachten Zeugnissen hier nicht wenigstens ein, aber ein vollgültiges Dokument aus denselben Wochen sprechen lassen, das Friedrichs Denkungsart noch als eine weit tiefere, sein Gefühlsleben noch als ein weit innigeres zeigt, als seine Briefe an Karl erkennen lassen.

Es war in den ersten Novembertagen, da Friedrich fürchtete, daß er nicht einmal, wie er im stillen gehofft, die Erlaubnis erhalten würde, wenigstens der Vermählungsfeier in Berlin beiwohnen zu dürfen. Da ruft er wieder einmal die Muse für die Schwester an. Sie möge ihm die Leier reichen, auf daß er, beseelt vom göttlichen Feuer und geleitet von der Weisheit ihrer Schwestern, der Menschheit seinen Kummer und sein Unglück klage. Zweimal nun schon seit der Trennung habe Sommer und Winter gewechselt, zweimal schon sei auf den

---

[1]) Nach Rheinsberg wurde Karl allerdings im Mai 1740 einmal eingeladen, und unter Umständen, welche die Fortdauer eines näheren Verständnisses voraussetzen.

glühenden Sonnenbrand Eis und Kälte gefolgt. Aber was helfe alle Trauer inmitten der Mauern eines Gefängnisses! Trost ist es, den er begehrt, und doch — aller Trost ist vergeblich, und niemand kann die Pein ermessen, die er still im Herzen verbirgt. Er klagt über die Abwesenheit der Schwester und, ein Träumer, wie er nun einmal sei, sinnt er darauf, wie er die Entfernung von der geliebten Schwester abzukürzen vermöge. Sich selbst ist er ganz entfremdet und flucht seinem traurigen Leben. Ja, wie man im tiefen Gehölz trotz alles Dickichts das Zwitschern der trauernden Nachtigall höre, die treulichst nach der Liebsten rufe, so lasse er die Klage über sein Elend laut ertönen, und das Echo schallt von seinen Schmerzen wider. Jeder Augenblick ruft in ihm das Bewußtsein seines gar zu grausamen Fernseins wach und regt seine Liebe leidenschaftlich an. Niemals hat ein Held, von dessen Unglück die Alten erzählen, so viel gelitten wie er, und fern von der bewunderten Schwester seufzt und siecht er dahin, ruft er vergeblich nach dem Tod. Wie schrecklich! In den Tagen der Freude, da der Schwester alles zujauchzt und zujubelt, muß er sie betrauern und — für sich allein — von ihr, der Vollkommenen, singen. Allein, so schwach er als Poet sein möge, so mache ihn die heiße Liebe zur Schwester doch zum Propheten, und als solcher weiß er, daß das Schicksal eine so herrliche Seele zuletzt doch glücklich machen und krönen wird. Ja, nur Mut und aufgeatmet! Zum Trotz der Menschen verbindet sich die Natur selbst mit der Größe und dem Ruhme der Schwester, und in der Geschichte wird ihr Name glänzen unter den Unsterblichen.

Diese Strophen, liebe Schwester, so fährt Friedrich nun in Prosa fort, kommen aus einem Herzen, das Dir voll ergeben ist und das, mit ungebundener Rede nicht zufrieden, Dir seine Ergebenheit und seinen Eifer auch in Versen bezeugen will. Jetzt verzweifle ich daran, Dich noch vor Deiner Hochzeit zu sehen. Erlaube mir also, Dir noch einmal ein dauerndes Glück und die Zufriedenheit des Herzens zu wünschen, die mehr ist als alle Kronen der Welt. Niemand wünscht es heißer als ich. Man sagt, daß Du hierzulande bleiben wirst, und so hoffe ich wenigstens, Dich nach der Hochzeit zu sehen, und hoffe, daß das Fest mit den unvermeidlichen Verlegenheiten für das Brautpaar schnell vorübergehen möge. Gott weiß, niemand nimmt mehr teil an Dir, und niemand hat mehr Grund dazu. Bist Du doch meine Befreierin, meine liebste Schwester, meine beste Freundin auf der ganzen Welt. Das Herz des Tigers und die Undankbarkeit der Renegaten müßte ich ja haben, wollte ich mir nicht dessen bewußt bleiben. Mein Gott, da spricht mir einer davon, daß Du schlecht aussiehst und Dich tief bekümmerst. Ich flehe Dich an, entreiße mich bald dieser Sorge. Denn Dein Kummer ist mein Kummer. Allein — ohne Not will ich mir auch keine Sorge machen, und wenn ich auch das Unglück voraussehe, so schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, mich zu täuschen, und erinnere Dich an das Liedchen „Lalala, lalala et mon cœur courage!“

Von der höchsten Höhe des leidenschaftlichen tragischen Pathos scheint freilich dieser Schluß herabzusinken beinahe in Heinescher Manier, aber mit der sicheren Kenntnis des schwesterlichen Gefühlslebens weiß er eben dadurch ihr

Herz zu trösten und macht sie durch die Tränen, die ihr die Ode entlocken mußte, lächeln und froheren Mut fassen, in der Erinnerung an glücklichere Stunden, da die Geschwister gemeinsam dies Liedchen sangen, auch so wieder den Reichtum der eignen Seele, ihre zarte Abtönung für Freundschaft beweisend.

Ueber die Farbe des menschlichen Auges

Von

Professor W. Manz

Wenn man von der Farbe des Auges spricht, so meint man damit gewöhnlich die Farbe seiner Regenbogenhaut, wohl wissend, daß es an ihm noch andre Färbungen gibt, von denen man aber annimmt, daß sie im Gegensatz zu jener bei allen Menschen die gleichen seien; diese wären, abgesehen von den unter normalen Verhältnissen wenig auffallenden feinen Blutgefässen in der Augapfelbindehaut: die Farbe der zwischen den Augenrändern sichtbaren Tunica sclerotica und die der Pupille. Erstere ist eine aus dicht geflochtenen Fasern bestehende, die äußere feste Kapsel des Augapfels bildende Haut, im wesentlichen von weißlicher Farbe — das sogenannte „Weiße" im Auge, die letztere bekanntlich ein rundes Loch in der Mitte der Regenbogenhaut, dessen Schwärze das Produkt zum Teil der das Innere desselben auskleidenden farbigen Haut, in der Hauptsache aber durch den Umstand erzeugt ist, daß unsre eigne Pupille, durch die wir die andre betrachten, selbst dunkel ist. Auf die optischen Verhältnisse, auf denen dies beruht, brauche ich hier nicht näher einzugehen.

Es wird sich nun im folgenden zeigen, daß sowohl das „Weiße" der Sklerotika als die Schwärze der Pupille keineswegs ganz gleichbleibende, momentan und individuell unveränderliche sind, da schon die letztere durch den Wechsel ihrer Weite die Sättigung ihrer Farbe ändert.

So einflußreich nun auch diese beiden Färbungen unter Umständen sein können, so bleibt die unsre Beobachtung weitaus beherrschende doch die an der Iris haftende, nach der wir deshalb auch die verschiedenen Augen mit Bezug auf die Eigenschaft benennen, von der dieser Aufsatz handeln soll. Da unterscheiden wir nun bekanntlich blaue, graue und braune oder auch noch allgemeiner, helle und dunkle Augen, wobei dann die grauen und blauen als die eine Art den braunen oder „schwarzen" gegenübergestellt werden. Während nun im gewöhnlichen Leben und für manche Zwecke eine solche Einteilung genügt, müssen wir für andre eine große Zahl von Farbentönen und -nuancen unterscheiden. Da steht aber nun den Bestrebungen der Beschreibenden gegenüber, gerade hier möglichst feine Unterschiede zu machen, wie sie namentlich in der belletristischen Literatur sich kundgeben, eine für viele gewiß überraschende Erfahrung. Diese lehrt uns, daß so sehr oft, ich möchte fast sagen, meistens im täglichen Verkehr die Augenfarbe,

wenn sie nicht zufällig eine ganz ungewöhnliche ist, keinen besonders starken Eindruck macht, wenigstens nicht in der Erinnerung haftet. Es gibt gewiß viele Leute, die, wenn sie nach der Augenfarbe von Bekannten gefragt würden, die Antwort schuldig bleiben müßten oder höchstens sagen könnten, ob deren Augen helle oder dunkle seien. Dafür könnte ich mich selbst als Beispiel anführen. Während ich nämlich von vielen Patienten, deren Augen ich in meinem Berufe zu untersuchen hatte, nach langer Zeit noch wußte und von manchen jetzt noch weiß, ob das rechte oder linke Auge ihr krankes war, wäre ich bei den allermeisten nicht imstande zu sagen, was für eine Farbe ihre Augen hatten, und ich möchte fast glauben, daß das auch andern Augenärzten so gehen wird. Einen recht drastischen Beleg für diese Tatsache könnte ich wiederum aus meiner eignen Erfahrung vorbringen. Einer meiner akademischen Lehrer hatte ein linkes blaues und ein rechtes rehbraunes Auge. Als ich kurz nach seinem Tode diesen Umstand einigen seiner Bekannten gegenüber erwähnte, war keiner darunter, dem dies aufgefallen war oder der sich daran erinnert hätte. Einem Porträtmaler aber, oder einem Romanschreiber oder einem Ethnographen wird so etwas allerdings nicht passieren. Es kommt mithin offenbar, so sehr auch die Farbe des Auges von der der übrigen Teile des Gesichts absticht, doch in den meisten Fällen auf eine gewisse Absicht an, mit der der Beschauer die Augen betrachtet. Das gilt freilich nur für die, wenn ich so sagen darf, mittleren Farbnuancen, wie sie uns tagtäglich begegnen, die extremen — zum Beispiel die hellblauen der Friesen oder die fast schwarzen der Neger — werden gewiß auch dem oberflächlichen Beobachter auffallen und im Gedächtnis bleiben.

Noch eine andre Tatsache möchte ich hier anschließen, die mit obigem zusammenhängt. Es gibt nämlich Augen, über deren Farbe die Urteile der verschiedenen Beobachter, besonders nach einer etwa nur einmaligen Betrachtung, sehr auseinandergehen. Das liegt nicht nur daran, daß manchmal eine solche Mischfarbe vorliegt, daß sie nicht mit einem kurzen Worte bezeichnet werden kann, sondern, und zwar nicht selten, daran, daß die Farbe unter dem Wechsel der Beleuchtung sich ändert, und sind hier nicht nur Lichtstärke und Lichtfarbe, sondern es ist auch die Richtung von Einfluß, in der die Lichtstrahlen auf die Iris fallen. Wie wir sehen werden, ist dies in ihrer Gewebsstruktur und in der Verteilung des Farbstoffs in ihr begründet. Die Lichtstärke beherrscht die Weite der Pupille und damit die momentane Breite des Irisringes, die Richtung des einfallenden Lichts seine verschiedene Reflexion an ihrer Oberfläche und in ihren tieferen Schichten. Zum Verständnis dessen und überhaupt für meine weiteren Auseinandersetzungen ist einige Kenntnis der Struktur dieses Gebildes unbedingt notwendig, meine Leser müssen sich daher schon eine kurze anatomische Beschreibung gefallen lassen; ich werde mich dabei auf das Allernotwendigste beschränken.

Die **Iris** oder **Regenbogenhaut** ist eine Fortsetzung und das vordere Ende einer die ganze Innenfläche des hohlen Augapfels auskleidenden, sehr blutgefäßreichen Haut, die deshalb Aderhaut heißt, die man von außen nicht übersehen kann, von der vielmehr nur ihre vorderste Partie hinter dem durchsichtigen Teil

der Vorderwand des Auges, der sogenannten Hornhaut, sichtbar wird. Sie erscheint hier als ein ringförmiges Band von zeitlich wechselnder, aber überall ungefähr gleicher Breite, das mit einem bald zugeschärften, bald etwas aufgeworfenen Rand eine runde Oeffnung umschließt: eben die Pupille, das Sehloch.

Diese Iris ist eine weiche, fast immer etwas faltige Haut von durchschnittlich 0,2 bis 0,4 Millimeter Dicke, gebildet von einem zarten Flechtwerk von feinen Fasern — Bindegewebs-, elastischen und Muskelfasern —, von denen ein Teil in zirkulärer, ein andrer in radiärer Richtung verläuft, teils neben-, teils übereinander. Zwischen diesen Fasern liegen zahlreiche feine Nervenfäden und Blutgefäße, die enge Netze bilden und die Membran reich mit Blut versorgen. An ihrer Vorderfläche wird sie von dem Kammerwasser, dem wässerigen Inhalt des schmalen, zwischen der Hornhaut einerseits und der Iris und der Kristallinse anderseits gelegenen Raumes bespült. Diese vordere Seite der Iris ist nicht flach, sondern zeigt ein gewisses Relief, von mannigfachen Leisten und Furchen gebildet, die in ihrem Verlauf, wenn auch manches Uebereinstimmende, doch auch nicht unbedeutende individuelle Verschiedenheiten zeigen. Diese Zeichnung wird durch Krankheit mehr oder weniger zerstört und wird deshalb vom Augenarzt mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, wenn auch nicht in der Meinung, daraus allein alle möglichen inneren Krankheiten diagnostizieren zu können. Dessen aber rühmen sich in unsern Tagen verschiedene Kurpfuscher, nachdem ihnen der „geniale" Ungar Peczely zu dieser Weisheit den Weg gewiesen hat. „Die Natur hat vier Zeichen," heißt es in dem Buche eines solchen Pfadfinders, „um Organschäden in der Iris abzuspiegeln, und zwar: weiße Linien, weiße Wolken, mehr oder weniger dunkle Schattierungen und schwarze Flecken von weißen Linien begrenzt." Der Verfasser findet es selbst erstaunlich, wie es möglich sei, mit so wenigen Zeichen die Unzahl von Leiden und Schäden auszudrücken, die den Menschen befallen können. Indessen wäre das ja vielleicht nicht so unbegreiflich, wenn man die subtile Topographie der Irisvorderfläche so kennte wie diese Wunderdoktoren, die lehren, daß jeder einzelne Punkt auf ihr einem bestimmten Organ entspricht, daß die radiären Linien daselbst nach den verschiedenen Körperteilen hinweisen, also die nach unten ziehenden auf die Füße, die nach außen und etwas aufwärts gerichteten nach den Ohren und so fort. Es wäre unerlaubt, länger bei diesem Unsinn zu verweilen, bei dem man nur beklagen, aber sich nicht wundern wird, daß auch er viele Gläubige gefunden hat und noch findet.

Zwischen den oben erwähnten anatomischen Bestandteilen der Regenbogenhaut, auf deren nähere Beschreibung ich hier nicht eingehen kann, liegt nun ihr Farbstoff in Form von mikroskopisch kleinen Körnchen teils in ihrem Gewebe unregelmäßig zerstreut, teils in einer mehr regelmäßigen Anordnung beziehungsweise Anhäufung; in letzterer besonders in der nächsten Umgebung der Pupille zwischen die ringförmig verlaufenden Muskelfasern eingebettet, außerdem als eine zusammenhängende Schicht, die als doppelte Lage von Pigmentkörnchen tragenden Zellen vom äußeren bis zum inneren freien Rand die hintere Fläche der Mem-

bran überzieht. Diese Zellenlage drängt sich gewöhnlich noch um diesen Rand, den Pupillenrand, ein klein wenig auf die Vorderfläche hervor und bildet so in manchen, namentlich den blauen Augen, den dunkeln Saum der Pupille. Sie ist eine direkte Fortsetzung der Pigmentzellenlage, die, der Aderhaut aufgelagert, die ganze Innenfläche des Augapfels bekleidet. Was nun den Farbstoff selbst betrifft, dem man den Namen Melanin gegeben hat, so findet er sich, wie gesagt, in Form mikroskopisch kleiner Körner von einigen Tausendstel Millimetern Durchmesser im menschlichen Auge meistens in rundlicher, da und dort auch eckiger, annähernd kristallinischer Gestalt, während er bei vielen Tieren als regelmäßige Kristalle vorkommt.

Die Farbe dieser Körner ist im allgemeinen ein helleres oder dunkleres Braun, vom dunkeln Gelb bis zum Schwarz variierend. Die Verschiedenheiten beziehen sich auf die einzelnen Stellen oder Bezirke der Iris, aber auch auf das Alter des Individuums. Ich habe bei meinen Untersuchungen die Ansicht gewonnen, daß die hellere Farbe der alten Augen nicht nur auf einer quantitativen Abnahme der Pigmentkörnchen, sondern auch auf ihrer helleren Farbe beruht — das Alter bleicht also nicht nur die Haare, sondern auch die Augen. Dabei wirkt allerdings noch ein andrer Umstand mit, auf den ich gleich nachher zu reden komme. Hier wäre zunächst noch beizufügen, daß die Farbkörner fast überall in Zellen eingeschlossen sind, und auch da, wo sie scheinbar frei zwischen den andern Gewebsteilen liegend gefunden werden, ist es wahrscheinlich, daß sie vorher in später aufgelösten Zellen dahin gekommen sind.

Wenn wir nun von der Farbe des Auges beziehungsweise von der der Regenbogenhaut reden, so ist kein Zweifel, daß sie in der Hauptsache von den oben beschriebenen Farbstoffkörnern, und zwar von ihrer Farbe, ihrer Menge und ihrer Verteilung im Gewebe abhängt. Diesem Faktor gegenüber machen sich aber noch andre geltend, welche die Färbung einfach abschwächen oder ihr einen andern Farbenton beimischen. In jenem Sinne wirkt das Stützgewebe der Iris, auch Stroma genannt, das, wie schon erwähnt, aus vielfach sich durchflechtenden Bindegewebsfasern besteht, die wir uneigentlich als farblos bezeichnen, die aber doch durch ihre Anhäufung eine gewisse weißliche Färbung hervorbringen, wie wir sie zum Beispiel am Kakerlakenauge deutlich sehen. Einen roten Farbenton aber mischt dem andern das Blut bei, das in den überaus zahlreichen Blutgefäßen kreist, die ja, man kann wohl sagen, die Hauptmasse des Irisgewebes ausmachen. Trotzdem bekommen wir eine rote Farbe desselben im normalen Zustande nie, selbst im krankhaften äußerst selten und fast immer nur dann zu sehen, wenn, wie das bei Kontusionen des Auges hin und wieder vorkommt, Blutgefäße zerrissen sind und das Blut aus ihnen ausgetreten ist. Daß aber doch auch ohne eine solche Verletzung die Blutfarbe sich geltend macht, das erkennen wir manchmal wenigstens an hellen Augen daran, daß deren Regenbogenhaut nach dem Eintritt des Todes merklich blässer wird.

Viel kräftiger aber als die Blutgefäße wirkt ihr bindewebiger Bestandteil auf das Kolorit der Iris ein, und auf seiner Masse und Dichtigkeit beruhen

hauptsächlich die Veränderungen, die es während des Lebens auch unter ganz normalen Verhältnissen durchmacht. Hier begegnen wir zuerst einer, merkwürdigerweise wenig bekannten, darum auch von verschiedenen Medizinern wiederholt „entdeckten" Tatsache, daß weitaus die meisten neugeborenen Kinder blaue Augen haben, also auch diejenigen, die später braune haben. Nun darf man aber nicht übersehen, daß jene blaue Farbe nicht derjenigen entspricht, die wir später bei etwas älteren Kindern als blau bezeichnen; jene ist vielmehr ein Graublau, also eine dunkle Nuance. Dieselbe kommt dadurch zustande, daß durch ein noch besonders zartes Irisgewebe, das selbst noch kein oder nur sehr wenig Pigment enthält, die schon sehr frühe, lange vor der Geburt entwickelte, dünne hintere Pigmentschicht kräftig durchschimmert. Wird nun das Irisgewebe dichter, so ist das immer weniger der Fall, und es hängt dann von der Menge der in ihm sich ablagernden Farbstoffkörner ab, ob eine heller blaue, graue oder braune Färbung zustande kommt. Auf der analogen Gewebsumwandlung, die übrigens nicht nur im Auge, sondern auch in andern Organen während des Lebens sich vollzieht, beruht nun vorzugsweise die Abblassung, die man mehr oder weniger in den Augen alter Leute bemerkt: man kann wohl sagen, daß sie mit fortschreitendem Alter eine etwas hellere Farbe annehmen. Dabei besteht aber die genannte Verdichtung des Stützgewebes nicht zumeist in einer Wucherung desselben — nicht selten ist sogar das Gegenteil recht bemerkbar —, sondern vielmehr in einer Verdichtung seiner faserigen Bestandteile, wodurch sie an Durchsichtigkeit verlieren und dadurch das Durchschimmern des Pigments, soweit es nicht an der Oberfläche liegt, abschwächen. Auf dieser ist es nun bald ganz regellos verstreut, bald schließt es sich deren Relief an, aus radiären Streifen und Zickzacklinien gewisse Figuren bildend, durch welche dieses noch deutlicher hervortritt. Solche Figuren haben einmal sogar eine politische Bedeutung bekommen, in der napoleonischen Zeit, da man in Frankreich in der Iris eines jungen Mädchens den Namenszug des großen Kaisers deutlich zu sehen glaubte. Der obenerwähnte Prozeß einer mit dem Alter vor sich gehenden Verstärkung und Verdichtung des Bindegewebes der Iris wirkt in günstiger Richtung in den Augen der Kakerlaken (Albinos), deren in früher Lebenszeit sie so sehr belästigende hochgradige Lichtscheu mit den Jahren meistens wesentlich abnimmt, wofür uns dann auch die Durchleuchtung mit dem Augenspiegel die anatomische Ursache aufdeckt. Dieselbe Gewebsmetamorphose macht sich auch in einem andern Bestandteil des normalen Augapfels durch eine Farbenveränderung bemerklich, nämlich in seiner äußeren Hülle. Während bekanntlich das sogenannte Weiß des Auges, die Sklerotika, beim Kinde eine entschieden bläuliche Nuance zeigt, erscheint sie im Alter mehr und mehr gelblich.

Das sind alles normale Veränderungen in der Augenfarbe; von abnormen wäre, abgesehen von den außer Betracht bleibenden krankhaften, zunächst die oben schon an einem sehr eklatanten, in bezug auf seine Entstehung allerdings nicht ganz gesicherten Beispiel vorgeführte Verschiedenheit der Farbe beider Augen zu erwähnen. Sie ist, wie gesagt, wenigstens als eine höhergradige angeborene

Anomalie beim Menschen sehr selten, während kleinere Unterschiede im Farbenton bei genauer Betrachtung wohl öfter vorzukommen scheinen. Ferner gehört hierher die Eigentümlichkeit, daß einzelne scharf begrenzte Abschnitte — Sektoren — der Iris, hie und da die beiden Hälften verschieden gefärbt sind, zum Beispiel die obere hell, die untere dunkelgrau oder grau. Während das immerhin Seltenheiten sind, so ist dagegen etwas ganz Gewöhnliches eine auf der schon erwähnten Pigmentverteilung beruhende intensivere Färbung der Ringzonen, des äußeren und inneren Ringes, die dann immer dunkler erscheinen als die zwischen ihnen liegende Partie.

Fragen wir nun, nachdem wir die anatomischen Grundlagen der Augenfarbe kennen gelernt haben, nach der physiologischen Bedeutung derselben — denn daß sie nicht nur zum Beschauen oder zur Bewunderung für andre bestimmt ist, wird uns wohl von vornherein einleuchten —, so werden wir ganz im allgemeinen sagen können, daß die lichtabsorbierende Eigenschaft des Pigmentes darin in verschiedenem Grade zur Geltung kommt. Das Auge, das heißt seine lichtempfindlichen Teile, erfahren offenbar dadurch einen gewissen Schutz gegen übermäßige, also unzweckmäßige Belichtung. Das mächtigste Regulativ gegen diesen besitzt das Auge nun allerdings in seiner beweglichen Pupille. Jener Schutz wird aber natürlich um so wirksamer sein, je dichter der Schirm ist, der das außerhalb der Pupille in das Auge einfallende Licht abhält; daß aber wegen seiner unregelmäßigen Strahlenbrechung gerade dieses das scharfe, behagliche Sehen schädigt, durch „Blendung“, wie wir sagen, lehrt uns eben der Zustand der Kakerlaken, lehrt uns auch eine gewisse Lichtscheu unsrer Patienten, denen wir zu Heilzwecken ein Stückchen aus der Iris ausgeschnitten haben. Es entspricht aber auch, man kann wohl sagen, vielfältiger Erfahrung, daß Menschen mit sehr hellen Augen oft gegen grelles Licht sehr empfindlich sind. Das wird um so mehr der Fall sein, wenn die Pigmentierung auch im Innern des Auges, in der Aderhaut eine schwache ist.

Es sei mir nun gestattet, dem eben über die physiologische Bedeutung der Irisfarbe in Kürze Gesagten einige Bemerkungen über deren physiognomische beizufügen — deren Bewertung übrigens, wie ich schon hervorgehoben habe, fast ganz von der Absicht abhängt, in welcher derjenige, der die Augen betrachtet, dieses tut. Es hat sich gezeigt, daß ohne eine solche die Augenfarbe, wenn sie nicht eine ganz besonderes seltene oder gar abnorme ist, weniger als man erwarten sollte, auffällt und der Umgebung des Besitzers im gewöhnlichen Verkehr wenig Eindruck macht. Wo aber nun beim Beobachter eine solche besondere Tendenz vorhanden ist, die seine Aufmerksamkeit gerade auf das Auge in seiner spezifischen Färbung lenkt, da wird auch abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden medizinischen die physiognomische Ausdeutung nicht ausbleiben und ist in der Tat, wie die Urteile im täglichen Leben und namentlich die belletristische, historische und naturhistorische Literatur lehren immer, geübt worden. So lehrt uns die Ethnologie mit der Haut- und Haarfarbe auch die Augenfarbe als ein überaus wichtiges Rassenmerkmal schätzen, so benutzt sie nicht selten der Geschichtschreiber,

um dem Leser eine möglichst lebendige Zeichnung seiner Helden zu bieten, einen ganz besonderen Wert haben aber immer Dichter und Maler darauf gelegt, die Augenfarbe für die Charakterisierung der Objekte ihrer Kunst zu betonen und auszubeuten.

Vor einigen Jahrzehnten, da eine neue Epoche für die Augenheilkunde angebrochen war, durch die sie dem Publikum gegenüber als ein besonderes Fach der Heilkunde sich dokumentierte, haben mehrere der jungen Ophthalmologen, darunter auch ich, auf Grund der in jenem Spezialfach erworbenen Kenntnisse von den Funktionen des Auges auch über den „Blick“ in gemeinverständlicher Weise gesprochen und geschrieben. Sie haben sich dabei bemüht, nachzuweisen, daß bei diesem der Augapfel nicht der maßgebende Faktor ist, wie man gewöhnlich meint, daß da vielmehr noch andre anatomische und physiologische Verhältnisse in Betracht kommen, so die Form der Augenlider, die Höhe und Breite der Lidspalte, die Form des Augenhöhlenrandes, die relative Kraft und Spannung der Augenmuskeln, besonders auch die mehr oberflächliche oder tiefe Lage des Augapfels in der Augenhöhle.

Was da von einem beschränkteren Anteil, den der Augapfel an der Blickstellung und -bewegung habe, gesagt werden konnte, hat gewiß auch jetzt noch seine Richtigkeit, nichtsdestoweniger wird seine Mitwirkung stets als eine sehr gewichtige angesehen werden müssen. Ganz abgesehen von dem Eindruck, den krankhaft veränderte Augen, von denen hier überhaupt nicht die Rede sein soll, oder gar der Mangel der Augen auf den Beschauer machen, machen sich in physiognomischer Beziehung verschiedene Eigenschaften des Organs selbst bemerkbar. Dahin gehören seine Form und Größe und die an ihm wahrnehmbaren Färbungen. Während auf die Verschiedenheit der Größe und Form, als mit meinem Thema nicht unlösbar zusammenhängende Dinge, hier nicht näher eingegangen werden soll, gilt es für mich, zu untersuchen, inwiefern die Augenfarbe das Urteil des Beschauers beeinflußt. Aber auch in dieser Beziehung muß ich mir eine umfassende und zugleich genau eingehende Darlegung, die den Umfang und den eigentlichen Zweck dieses Aufsatzes weit überschreiten müßte, versagen, ich werde mich vielmehr nur auf einige allgemeine Bemerkungen, welche die Deutungen jener Eigenschaft der Augen in ästhetischer und ethischer Beziehung berühren, beschränken müssen.

Was zunächst die Schönheit des Auges betrifft, so wird hier natürlich eine Norm, eine absolut schönste Farbe nicht festgestellt werden können. So schön auch blaue Augen vielen Menschen erscheinen, so gilt dieses Urteil doch gewiß nicht allgemein, nicht überall und nicht zu allen Zeiten. Wo blaue Augen selten sind, werden sie meistens besonders bewundert, wie zum Beispiel in Italien, andern aber mißfallen sie als eine Art von fehlerhafter, unvollkommener Bildung. Und wie viele Wandlungen hat der Geschmack des Publikums, wie er zum Beispiel in den Beschreibungen der Romanschriftsteller zum Ausdruck kommt, ja vielfach durch sie geleitet wird, im Laufe der Zeiten durchgemacht! Selbst wenn wir nur bis in die klassische Zeit des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, finden wir von dort

an einen mehrfachen Wechsel bis auf unsre Tage. Während damals die Helden und namentlich die Heldinnen das unschuldsvolle veilchenblaue oder gar vergißmeinnichtblaue Auge haben mußten, kam dann eine Zeit für das tiefsinnige oder auch unheimliche dunkle Auge, im neunzehnten Jahrhundert rückte dann, zunächst, wie ich glaube, bei den Franzosen, sogar das sonst gering geschätzte graue in den Vordergrund des Interesses, dessen Besitzern die Romanciers eine besonders große Intelligenz, sogar Schlauheit andichteten. Wie man sieht, mischt sich hier fast immer der ästhetischen Beurteilung eine ethische bei, ja das Urteil bezieht sich sogar vorzugsweise auf Charakter und Intelligenz, immerhin, wie leicht einzusehen, mit einer nur sehr beschränkten Berechtigung. Niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß die Irisfarbe an sich, welche sie auch sein mag, diesem oder jenem Geisteszustande ausschließlich eigen sei. Sie spielt bei einer solchen Diagnose dieselbe passive Rolle wie diejenigen Teile des Gesichts, die von seinem Knochengerüst direkt abhängig sind, wie zum Beispiel in gewissem Grade die Nase. Die Irisfarbe ist, abgesehen von den obenerwähnten Veränderungen in den verschiedenen Lebensaltern, eine im gesunden Zustand unveränderliche, sie unterliegt nicht der Uebung oder Erziehung, und wenn, wie es wohl gelegentlich den Anschein hat, gewisse heftige Gemütsbewegungen, leidenschaftliche Aufregung oder Depression vorübergehend die Farbe der Augen verändern, so liegt das jedenfalls zum geringsten Teil an der Regenbogenhaut, etwa bedingt durch eine stärkere Blutfülle, sondern hauptsächlich in dem wechselnden Glanz der davorliegenden Hornhaut, der wiederum von ihrer augenblicklichen Befeuchtung abhängig ist. Nun lesen wir ja allerdings in unsrer belletristischen Literatur hin und wieder, daß irgendeine Person in haßerfüllter oder zorniger Aufwallung grünschillernde Augen gehabt habe; ja in dem Roman einer modernen Schriftstellerin habe ich sogar jüngst gelesen, daß die Augen der Heldin infolge einer zugleich aufregenden und niederschmetternden Gemütsbewegung ganz farblos geworden seien. Solche Beschreibungen werden wir nun nicht so ernst nehmen, sondern denken, daß darin mehr Dichtung als Wahrheit enthalten sei, was übrigens gerade dort zu der sonstigen realistischen Darstellung nicht recht paßt.

An momentanen Stimmungen und Stimmungsänderungen, wie sie im „Blick“ ihren Ausdruck finden, kann also die Iris mit ihrer Färbung nicht teilnehmen, wir können aus ihr auf den derzeitigen Gemütszustand keine Diagnose stellen. Wenn wir uns aber erinnern, welchen Einfluß die Pupillenweite und die Richtung und Reflexion des in das Auge einfallenden Lichtes auf jene momentane Färbung — Ton und Nuance abändernd — haben, wie oben erwähnt wurde, so werden wir einen indirekten Einfluß der Augenstellung auf deren Farbe wohl zugeben dürfen. Das Kolorit kann also durch den Blick verändert erscheinen, und wenn wir bei einem und demselben Individuum öfters solche Modulationen in bestimmten Gemütszuständen zu beobachten Gelegenheit hätten, so könnte die Augenfarbe doch für uns eine gewisse diagnostische Bedeutung gewinnen, und die drastischen Schilderungen unsrer Erzähler und Er-

zählerinnen würden, wenn auch mit mehr oder minder starker Einschränkung, wohl nicht mehr so ganz in der Luft schweben.

Damit ist aber die physiognomische Bedeutung der Augenfarbe keineswegs erschöpft, soll sie uns doch nicht nur einen vorübergehenden Gemütszustand verraten, sondern vielmehr auch ein Merkmal eines dauernden Seelenzustandes, ein somatisches Symptom der moralischen und intellektuellen Eigenschaften des betreffenden Menschen sein. Wird sie das sein können?

Für den Dichter ist dies freilich keine Frage. Wie spricht doch unser weiser Mirza-Schaffy?

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Augs Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!

So der Dichter; sehen wir nun zu, ob uns auch die nüchterne Wissenschaft Anhaltspunkte für solche Deutungen gibt. Wenn wir nach ihnen suchen, so werden wir uns wohl zunächst an die Anatomie wenden und da anfragen, ob sie uns vielleicht einen Zusammenhang zwischen gewissen Befunden im Gehirn, als dem Organ der Seele, und der Pigmentbildung im Auge nachweisen kann. Das ist nun bis jetzt nicht der Fall, wohl aber lehrt uns die Entwicklungsgeschichte, daß diejenigen Gewebszellen, in denen der Farbstoff im Auge zuerst auftritt, einer Membran angehören, die wir als die Uranlage des Augapfels, als die anatomische Grundlage seiner Sinnesfunktion ansehen. Das Gebilde aber, zu dem jene sich färbende Zellenlage gehört, die sogenannte primäre Augenblase, ist ein direkter Auswuchs des embryonalen Gehirns und bleibt auch durch die später sich entwickelnden Sehnerven für immer mit diesem in wirksamster Verbindung.

Nun könnte man etwa denken, daß in diesem frühesten Zusammenhang der Augenanlage mit der Gehirnanlage eine Antwort auf die obengestellte Frage läge, und es entspräche dies in der Tat einer Auffassung, die bei manchen Naturforschern und Aerzten schon in früherer Zeit bestand und vielleicht noch besteht: daß eine mangelhafte Pigmentierung des Auges und andrer Organe, wie sie im höchsten Grade bei den Kakerlaken vorliegt, mit andern krankhaften Veränderungen, auch im Nervensystem, wenigstens oft vergesellschaftet sei. Ob diesen Menschen bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, weiß ich nicht; bei der großen Seltenheit, in der sie bei uns vorkommen, würde mit ihnen wohl nicht viel zu beweisen sein.

Die oben angedeutete Verwertung jener embryonalen Pigmentbildung im Auge würde nun allerdings von anatomischer Seite dem Einwand begegnen, daß die spätere Pigmentablagerung in der Iris, die nach der Geburt besonders in braunen und grauen Augen vor sich geht, wodurch dann ihre definitive

Farbe zustande kommt, in andern, nicht jener primären Augenanlage direkt angehörigen Gewebselementen sich vollzieht. Wir könnten daher für diese Färbung der Regenbogenhaut nicht wie für ihre hintere Pigmentschicht einen genetischen Zusammenhang mit dem Gehirn behaupten. Es erübrigt sich aber wohl, bei dem immerhin sehr hypothetischen Charakter, den eine solche Annahme zurzeit hat, diese hier weitläufiger zu erörtern.

Wenn wir demnach, wie es scheint, auf eine beweiskräftige anatomisch-physiologische Grundlage für die physiognomische Bedeutung der verschiedenen Augenfärbungen noch verzichten müssen, so werden wir eben auf das angewiesen sein, was uns eigne und fremde Beobachtung und Erfahrung darüber lehren können. Da wird sich nun zunächst, indem wir vorerst von der spezifischen Qualität der Farbe absehen, so ganz im allgemeinen vielleicht der Eindruck verwerten lassen, den die Mehrzahl der Beschauer von ihrer Helligkeit empfängt. Ohne besondere Anhaltspunkte für eine andre Vermutung läßt uns zum Beispiel ein helles blaues Auge in der Farbe des lachenden Himmels auf einen heiteren Charakter schließen, was bei einem dunkelblauen weniger der Fall ist. Nun erfährt aber schon die blaue Farbe an sich — um bei dieser als Beispiel zu bleiben — bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedene Deutung und Verwendung. Sie gilt im Zeremoniell der katholischen Kirche als Zeichen der Buße und Reue in der Fastenzeit, in manchen Ländern des Orients haftet an ihr eine sehr ungünstige Auslegung. Erzählt doch der frühere englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Malet, in seinen „Bunten Bildern", daß er seiner blauen Augen wegen in der Levante in den Geruch der Grausamkeit gekommen sei. Und wenn bei uns im geraden Gegensatz dazu viele ein blaues Auge für das Zeichen eines milden, ruhigen Gemütes halten, so paßt das wieder jedenfalls nur sehr mit Einschränkung für unsre deutschen Küstenbewohner, die blonden Friesen, die wohl für einen ernsten, dabei aber nichtsdestoweniger für einen sehr energischen, unternehmenden Volksstamm gelten. Wohl liegt in dem ruhigen Blick solcher Augen etwas Beschauliches, Sinnendes, wie wir es etwa bei einem Philosophen erwarten. Ein solcher Philosoph war unser größter, Kant, von dem verschiedene Schüler einen solchen Eindruck empfangen haben; dabei betonen wieder andre sein sanftes und doch zugleich lebhaftes Auge, seinen milden und eindringenden Blick, der geradezu etwas Ergreifendes gehabt habe. Die Wirkung dieser Augen auf den Beschauer war demnach eine gemischte und wird wohl auch von verschiedenen andern Personen ausgehen können, wenn auch vielleicht nur selten als eine so faszinierende. Uebereinstimmender wird uns der Eindruck geschildert, den die stahlblauen Augen unsers großen Reichskanzlers bei allen, die ihm nahekamen, hervorriefen, als ein nicht nur durchdringender, sondern als ein geradezu beherrschender. Man sieht also schon an diesen zwei hervorragenden Beispielen: die blaue Farbe der Iris für sich allein ist nicht maßgebend für den seelischen Inhalt des Blickes, und was für diese gilt, muß auch für die andern Farben gelten, wenn wir auch zugeben werden, daß der hellere oder dunklere Ton, die verschiedenen Nuancen der Farbe sogar für den

nahestehenden Beobachter im speziellen Falle bei der physiognomischen Beurteilung von einigem Einfluß sein können. Im großen, das heißt ganzen Völkerschaften gegenüber, stellen wir ja doch eine solche, ich möchte sagen ganz summarische Diagnose; wir schreiben den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Südländern im allgemeinen ein sanguinisches oder cholerisches, den blonden, helläugigen Bewohnern der nördlichen Zonen ein ruhigeres, phlegmatischeres Temperament zu. Diese Unterscheidung ist ja gewiß im allgemeinen berechtigt, wobei jedoch individuelle Verschiedenheiten selbstverständlich in weitem Umfange zugegeben werden müssen.

An einem Zusammenhange zwischen der psychischen Konstitution und der Augenfarbe müssen wir jedenfalls festhalten, das ist der phylogenetische. Wie jene der Vererbung unterliegt, so, gleich andern körperlichen Eigenschaften, auch die letztere, ja es scheint sogar, als ob deren hereditäre Fortpflanzung ganz besonders häufig vorkäme und in manchen Fällen eine so prägnante wäre, daß sie selbst vor Gericht als Beweismittel annehmbar erscheint, wie wir das ja im vorigen Jahre erst aus dem sensationellen Prozeß Kwilecki erfahren haben. Damit stimmt auch die allgemeine Meinung; wie oft hört man sagen: Der Sohn oder die Tochter hat die Augen des Vaters oder der Mutter, und wie viele sind bereit, dabei auch sofort eine auf diese somatische Bildung sich stützende Vermutung über den Charakter ihrer Sprößlinge sich zu bilden. Abgesehen davon aber, daß bei einer solchen Diagnose meistens noch andre anatomische Momente aus der Umgebung der Augen vielleicht ohne besondere Beachtung mitbestimmen, wird sie doch auch gewiß oft genug bei näherer Bekanntschaft als eine irrige sich herausstellen. Um wie viel unsicherer muß sie nun aber sein, wenn uns die hereditären Verhältnisse des zu Beurteilenden gar nicht bekannt sind, so daß wir, wie der Mediziner sagt, unser Urteil lediglich auf den Status praesens, und zwar hier auf nur einen Teil eines einzigen Organs gründen wollten. An eine statistische Feststellung des Zusammenvorkommens einer bestimmten Irisfarbe mit gewissen seelischen Eigenschaften werden wir aber wohl nicht denken, unsre Abschätzung wird hier immer eine ganz zufällige, wie so oft im Leben, weniger von der Zahl der gemachten Beobachtungen als von wenigen auffallend stimmenden beherrscht sein, wie gewöhnlich imponieren dem Publikum auch hierin die positiven Fälle, wenn auch die negativen, nicht stimmenden die Mehrheit bilden.

Wie aus dem oben in Kürze Gesagten wohl hervorgeht, kann uns auch die Beobachtung, vielleicht auch die an einer größeren Zahl von Menschen, nicht auf einen sicheren Boden stellen, auf dem sich eine allgemeingültige Beantwortung der uns hier beschäftigenden physiognomischen Fragen aufbauen ließe. So scheint denn hiernach eine bestimmte Beziehung der Augenfarbe zum Charakter oder zu der Intelligenz als Regel aufzustellen, ein verfehltes Unternehmen, ja manche möchten vielleicht eine darauf gerichtete Untersuchung von vornherein als eine erfolglose, müßige ansehen. Eine solche Geringschätzung der ihr zugrunde liegenden Erfahrungen würde aber doch, glaube ich, vielen Widerspruch auch auf seiten denkender Menschen begegnen, die Wirklichkeit und Dichtung doch gelehrt haben, daß hier mehr als eine bloße Zufälligkeit vorliegt, aus der gar

keine Schlüsse gezogen werden dürften. Eine vollständige Negation würde ja hier auch die Bedeutung treffen, die das Auge im ganzen für den Gesichtsausdruck unbestritten hat. Nun besteht ja allerdings zwischen Gesichtszügen und der Farbe der Iris, wie schon oben erwähnt, der große Unterschied, daß jene, wenn auch auf Grund einer angeborenen Anlage, durch Uebung sich individuell ausgebildet haben, was für letztere nicht gilt. Sollte diese darum physiognomisch wertlos sein? Schon unsre eigne Erfahrung wird das nicht zugeben. Sehen wir einen recht charakteristischen Kopf, einen lebendigen oder im Bilde, so werden die Augen mit allen ihren Eigentümlichkeiten, mit allem, was drum und dran ist — wenn ich so sagen darf — an dem Eindruck, den er auf uns macht, keinen geringen Anteil haben, und zwar auch in ihrer individuellen Farbe. Diese wird also auch für das, was wir hinter einem solchen Gesicht suchen, von nicht geringer Bedeutung sein, ja wir werden glauben, es müßte gerade solche Augen haben, anders gefärbte würden dazu gar nicht passen. Die Augenfarbe empfinden wir mindestens als eine Verstärkung, ich möchte sagen Vertiefung des Eindruckes, den wir bei einem aufmerksamen Betrachten des Gesichts empfangen; so zum Beispiel in besonders hohem Grade, wenn jene mit der Haarfarbe nicht stimmt. Eine Kombination von blauen Augen mit schwarzen Haaren hat ja immer als besondere Schönheit gegolten, hellblondes Haar mit dunkeln Augen schon fast als Abnormität. Bekanntlich gibt es Gesichter, in die einzelne Teile nicht passen: wir bedauern es, wenn mitten in den sonst schönen Zügen, etwa den feinen kleinen eines Mädchens eine übergroße Nase sitzt, es stört uns aber auch, wenn aus einem nichtssagenden Antlitz zwei glänzende, auffallend gefärbte Augen herausschauen, es scheint uns fast, als ob zum Beispiel eine mangelhafte Intelligenz dadurch ganz besonders markiert würde. Und dann wieder: wie oft versöhnt uns ein freundlich oder auch ein ernst blickendes Augenpaar mit seiner entschieden unschönen Umgebung! Doch müssen wir da zugeben, daß, wie oben bemerkt, in diesem Falle oft die Wirkung der Augenfarbe gegenüber andern Eigenschaften des Blickes der weniger bedeutsame Faktor ist; Augenstellung und -bewegung, die Oeffnung der Lidspalte werden uns da noch eher zu einem Urteil verhelfen können, als Kolorit und Zeichnung der Iris. Dabei dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß zusammengekniffene oder weitgeöffnete Augen häufig nicht Charakterzeichen, sondern einfach Symptome des mehr oder weniger zwangsmäßigen Einflusses gewisser physiologischer oder pathologischer Zustände sind.

Stellen wir uns nun zum Schlusse nochmals die Frage: Gibt uns diese individuelle anatomische Eigenschaft des menschlichen Auges, seine Farbe, eine Handhabe, um aus ihr an und für sich einen einigermaßen sicheren Schluß auf die seelische Konstitution machen zu können, so geht wohl aus obigen Darlegungen hervor, daß das ganz im allgemeinen nicht der Fall ist; weder unsre anatomisch-physiologischen Kenntnisse noch unsre eignen wie fremde Beobachtungen berechtigen uns zuverlässig zu einem solchen Urteil. Wir müssen sagen, der Augenbefund ist dazu nicht ausreichend, und doch werden wir es uns nicht nehmen lassen, er ist nicht wertlos dabei, wenigstens in vielen einzelnen Fällen. Wir werden deshalb auch

den Künstlern sehr gern das Recht zugestehen, ja uns darüber freuen, wenn sie in ihrer Charakteristik eines Menschen als ein bedeutsames Symptom seines Innenlebens auch die Farbe seiner Augen ausmalen oder beschreiben, ja wir werden sogar aus ihrer Darstellung für unsre Beurteilung der Wahrheit des Charakterbildes ein gewichtiges Moment entnehmen wollen und können.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

Zwei Tage später erhielt Tachard daraufhin die Anweisung von Crémieux aus Tours: „Bitten Sie den General Bourbaki seitens der Regierung und im Interesse des Vaterlandes, sich nach Tours zu begeben, wo er ausgezeichnet empfangen wird und wo er dem Lande die größten Dienste leisten kann.“ Mit diesem Schreiben hatte sich ein Bericht Tachards gekreuzt, daß Bourbaki in Luxemburg sei, von wo aus er versuchen werde, wieder nach Metz zu gelangen. Falls ihm dies nicht gelinge, werde er sich nach Tours begeben und sich dort der Regierung zur Verfügung stellen (Bericht des französischen Konsuls de Cussy in Luxemburg vom 7. Oktober).

Von hervorragendem Interesse für die Reise Bourbakis ist dessen eigner Bericht, den er unter dem 8. Oktober an den Kriegsminister richtete und zur Beförderung an den Konsul de Cussy übergab, der ihn seinerseits wieder offen an Tachard gelangen ließ. Dieser nahm davon Abschrift und machte dazu den Vermerk:

Brief. Brüssel, 8. Oktober 1870.

Die beiliegende Abschrift, die ich eigenhändig von einem Brief genommen habe, der mir offen von Mr. Cussy, unserm Konsul in Luxemburg, übergeben wurde, hat den Zweck, eine authentische Urkunde aufzubewahren, die eines Tages zur Rechtfertigung eines Generals dienen kann.

Abschrift.

Herr Minister!

Eines der merkwürdigsten Ereignisse hat mich veranlaßt, Metz zu verlassen. Ein Herr Régnier[1]) ist zum Marschall Bazaine gekommen. Er sagte, Graf

---

[1]) Ueber die Persönlichkeit des Régnier (Victor Edmond Vital, geboren in Paris 1822), seine abenteuerlichen Projekte und die von ihm geführten Unterhandlungen in London, Wilhelmshöhe, Metz und La Ferrières herrscht auch jetzt noch keine vollständige Klarheit. Wir verzichten darauf, hier näher auf seine immerhin äußerst interessante Tätigkeit im Jahre 1870 einzugehen und verweisen auf die von ihm verfaßte Broschüre: „Quel est votre nom? N ou M? — Une étrange histoire dévoilée.“ Bruxelles, Office de publicité 1870.

von Bismarck würde mit der Kaiserin unterhandeln unter Bedingungen, die für Frankreich möglich seien.

Am 24. kehrte ich vom Fort Saint-Julien gegen 5 Uhr zurück; mein Generalstabschef sagte mir, daß der Marschall Bazaine mich überall suchen ließe und daß ein Offizier der Ueberbringer eines Briefes für mich sei.

Während dieser Unterredung erhielt ich ein Telegramm vom Marschall, welches mir befahl, mich sofort zu ihm zu begeben. Der Marschall machte mich mit Herrn Régnier bekannt, der seit mehreren Stunden bei ihm war. Dieser Herr Régnier sagte mir unter anderm, daß er hoffe, bald Ueberbringer eines Vertrages zu sein, der von der Kaiserin zu unterzeichnen wäre.

Der Marschall sagte mir, daß Ihre Majestät die Kaiserin wünsche, entweder Marschall Canrobert oder mich bei sich zu sehen, und daß er, der Marschall Bazaine, mir um so mehr anrate, mich zu Ihrer Majestät zu begeben, als meine Stellung als Adjutant des Kaisers und als Kommandant der kaiserlichen Garde mich für diese Mission geeignet erscheinen ließ; daß der Marschall Canrobert nicht sehr beweglich sei und daß er nicht nach London gehen könne. Ich erwiderte, daß ich bereit sei, alles zu tun, was für Frankreich und für unsre Armee von Nutzen sein könne, aber daß ich jede Zweideutigkeit hinsichtlich meiner Stellung vermeiden wolle und nur abreisen werde auf einen Befehl des kommandierenden Generals Bazaine unter der Zusicherung, daß er den Grund meiner augenblicklichen Abwesenheit von der Armee im Tagesbefehl bekanntgeben werde. Der Marschall hat mir einen schriftlichen Befehl gegeben.[1])

In Anwesenheit des Marschalls Canrobert hat Marschall Bazaine alle diese Verpflichtungen übernommen.

Der Marschall Bazaine hat mir seine Zivilkleider überlassen, hat seine Hosenträger entfernt, um sie mir zu geben, hat mir eine Mütze verschafft mit dem Kreuz der Aerzte der internationalen Gesellschaft, und gegen 7 Uhr bin ich Herrn Régnier gefolgt. Nachdem wir die Vorposten passiert hatten, war es mir klar, daß die Preußen wußten, wer ich war, und daß ich mit der Genehmigung des Herrn von Bismarck reiste.

Um es kurz zu machen, ich bin in Chiselhurst angekommen, und Ihre Majestät hat mir gesagt, daß sie nie den Wunsch ausgesprochen habe, mich oder den Marschall Canrobert in ihrer Umgebung zu haben.

---

namentlich aber auf die Angaben bei Valfrey, a. a. O. I, 111 ff., bei Sorel, Hist. diplom. de la guerre franco-allemande, Paris 1875, I, 345 ff., sowie auf die Mitteilungen und Aussagen im Prozeß Bazaine, Kap. V, S. 40 ff., Sitzung vom 19./11., vom 21./11. und vom 25./11. 73.

Die Ansicht, die Sorel, a. a. O., I, 358, über die Verhandlungen Régniers mit Bismarck in die Worte zusammenfaßt: „Celui (Bismarck) n'eut pas de peine à reconnaître qu'il n'avait à faire qu'à un aventurier; mais cet aventurier pouvait le servir et il ne l'écarta pas", dürfte wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

[1]) Wortlaut dieses Befehls bei Valfrey, a. a. O., I, 120. Grandin, Le général Bourbaki, Paris 1898, S. 217.

Diese Erklärung, von der ich eine Vorahnung hatte, nachdem ich die Zeitungen gelesen hatte, hat mir das Herz gebrochen (frappé au cœur). Obgleich ich durch den Befehl meines Vorgesetzten gedeckt war, befand ich mich in einer schiefen Stellung (fausse position). Ich habe an Lord Granville, den Premierminister der Königin von England, geschrieben, um ihm Kenntnis von meiner Lage zu geben und um ihn zu bitten, mir die Autorisation zu verschaffen, meinen Posten wieder einzunehmen. Ich besitze die Antwort, die mir zusichert, daß, nach den erhaltenen Nachrichten, man mich würde wieder nach Metz zurückkehren lassen, daß Herr v. Bismarck den Befehl dazu erteilt hat.

Ich bin in Luxemburg. Ich erwarte eine Antwort vom General Stoltz [1]) und werde mich sofort auf den Weg machen, um meinen Posten wieder einzunehmen. Wenn ich, entgegen meinen Wünschen, nicht dahin gelangen sollte, wieder zu unsern Truppen zu stoßen, so werde ich mich zur Verfügung der provisorischen Regierung stellen, indem ich mich nach Frankreich begebe.

Nachdem ich dies kurz berichtet habe, werde ich die Ehre haben, Ihnen Nachrichten über die Armee in Metz zu geben. Die Soldaten haben Patronen für einen Schlachttag. Die Artillerie ist weniger gut versehen. Die Ration der Mannschaften betrug bei meiner Abreise 500 Gramm Brot täglich und 400 Gramm Pferdefleisch. Das Salz fehlte, ebenso wie Schuhe und Decken. Die Brotportion sollte auf 300 Gramm reduziert werden. Die Pferde erhielten teils 3 Kilo, teils 2 Kilo Körnerfutter aller Arten. Die Pferde litten sehr, und es können nur wenige diensttauglich sein. Die Leute befanden sich wohl, ihre Disziplin bewahrte sich vorzüglich. [2])

Der Marschall hatte seit dem 24. August keine Nachrichten von der Regierung erhalten. Gefangene haben uns das Unglück von Sedan und die Einsetzung einer Regierung de la défense nationale mitgeteilt. Der Marschall glaubt, daß er von 250 000 Preußen eingeschlossen ist.

Wenn sich die Krankheiten nicht gar zu schrecklich in Metz und im Lager geltend machen, so glaube ich, daß die Armee sich noch einen Monat halten kann. Es befinden sich in Metz nicht mehr als 12- bis 15 000 Verwundete; die andern sind geheilt oder tot. Die Zahl der Kombattanten der Armee von Metz beträgt ungefähr 90 000 Mann. Aber mit den Einwohnern, den Versprengten, den verschiedenen Branchen (différents services) sollen es etwa 180 000 Personen sein, die ernährt werden müssen.

Dies ist etwa das, was Ihnen über die kritische Lage unsrer Rheinarmee zu wissen nötig sein kann. Genehmigen Sie, Herr Minister ...

C. Bourbaki.

An den Herrn Kriegsminister. [3])

Am gleichen Tage noch — 8. Oktober — telegraphierte Tachard an den

---

[1]) Soll jedenfalls heißen: Stiehle.

[2]) Vergleiche hierzu Procès Bazaine. Verhandlung vom 18. November. S. 545.

[3]) Ueber diese überaus interessante Episode der Mission Bourbakis nach London vergleiche: Grandin, Le général Bourbaki, Paris 1898. Bazaine, L'armée du Rhin, Paris 1872.

Konsul Cussy in Luxemburg: „Ersuchen Sie sofort den General Bourbaki, zu mir hierher zu kommen; ich habe ihm eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen. Ich werde den General die ganze Nacht erwarten, Place de l'Industrie 14. Zeigen Sie dem General die Uebersetzung und den Schlüssel und geben Sie ihm beglaubigte Abschrift dieser Depesche mit dem Stempel des Konsulats. Sehr dringend. — An den Minister Crémieux aber schrieb er bei Uebersendung des Bourbakischen Berichtes:

Im nachstehenden gebe ich meine augenblickliche persönliche Ansicht über die Intrige, der Bourbaki möglicherweise zum Opfer gefallen ist: die Unkenntnis über unsre innere politische Lage, in der Metz preußischerseits erhalten worden ist, hat es den von Wilhelmshöhe kommenden Unterhändlern gestattet, bei Bazaine Gehör zu finden; dieser hat, ohne seinen Kollegen etwas anzuvertrauen, Bourbaki beauftragt, die Ansichten der Kaiserin zu erforschen. In der Umgebung der Kaiserin befindet sich als Hofdame eine Dame namens Lebreton, die Frau eines gleichnamigen Arztes und Schwester des Generals Bourbaki; diese Dame ist in die Intrige verwickelt, von der nach meinen allersichersten Nachrichten die Kaiserin durchaus nichts gewußt hat. Diese ist jetzt offenbar ohne Beziehungen zum Kaiser und mit andern Dingen als mit Politik beschäftigt.

Bourbaki war am 9. Oktober bei Tachard in Brüssel und wartete dort noch auf die Entscheidung des Prinzen Friedrich Karl bezüglich seiner Rückkehr nach Metz; Tachard schreibt: „Aus militärischen und politischen Gründen wäre es sehr wichtig, daß er dahin gelangen könnte ... Ich glaube für die Aufrichtigkeit und Ergebenheit Bourbakis einstehen zu können, der das Opfer eines Anschlags war, dessen Zweck sich unsrer Kenntnis entzieht." — Im gleichen Bericht schreibt Tachard, daß er von Lord Beauclerc, einem Engländer, der dem „vorgestrigen" Gefechte von Metz beigewohnt und den vergeblichen Versuch gemacht habe, in die Festung zu gelangen, erfahren habe, daß Prinz Friedrich Karl an Dysenterie schwer erkrankt sei; das Fort Quentin sei von den Preußen unterminiert worden, und die Beschießung der Forts werde beginnen.

Ebenso wie General Bourbaki, hatte auch General Palikao die Aufforderung der Regierung durch Vermittlung Tachards bekommen, nach Tours zu kommen, um eine Verwendung bei der Armee zu finden, gemäß des von ihm wiederholt ausgesprochenen Wunsches.

Am folgenden Tage bereits schreibt er aber an Crémieux:

Brief.[1]

Spa, 9. Oktober 1870.

Herr Minister!

Ich hatte die Ehre, am 8. Oktober einen Brief an Sie zu richten, in welchem

---

Valfrey, a. a. O. Sorel, a. a. O. Jarras, Souvenirs du général, Paris 1892. Moltkes Militärische Korrespondenz 1870/71, II. Abteilung u. a. — Der obige Bericht an den Kriegsminister ist, unsers Wissens, nirgends wörtlich abgedruckt.

[1]) Dieser Brief befindet sich bei Palikao, Un ministère de 24 jours, Paris 1871, S. 180 als pièce justificative n.º V: „Lettre adressée au gouvernement de la défense

ich Ihnen meinen Wunsch aussprach, meine militärischen Dienste der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, wie ich Ihnen das früher bereits vorgeschlagen hatte.

Ich hatte Mr. Tachard, den französischen Gesandten in Brüssel, aufgesucht, um ihm von meinem Entschluß Kenntnis zu geben. Ich hege noch immer die gleiche Absicht; aber ich lese soeben in mehreren Zeitungen Verordnungen, welche die oberste Militärbehörde bezüglich der Landesverteidigung in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Zivilbehörden stellen. Mehrere Generäle haben es bereits abgelehnt, derartige Maßregeln zu unterstützen, welche alle Grundsätze der Kriegführung über den Haufen werfen. Nur unter Aufrechterhaltung von Ordnung und Regelmäßigkeit, namentlich aber der einer guten Disziplin, kann man auf die Armee zählen; wie kann man aber auf Subordination gegenüber von Generälen rechnen, die selbst einer Gewalt untergeordnet sind, die naturgemäß nichts von der Organisation und der Leitung der militärischen Angelegenheiten versteht?“

Ich bedaure, Herr Minister, meinen lebhaften Wunsch, nach Tours zu kommen, aufschieben zu müssen, bis die militärische Autorität wieder die Macht erlangt hat, die es ihr gestattet, die schwere Verantwortlichkeit für das Leben der Männer, die berufen sind, das Vaterland zu verteidigen, zu übernehmen.

Genehmigen Sie und so weiter

General Graf Palikao.

Nachdem Bourbaki die Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl, nach Metz zurückzukehren, bis zum 10. Oktober nicht erhalten hatte, entschloß er sich, sich nach Tours zu begeben.

Tachard schreibt am 10. Oktober:

T. c. Brüssel, 10. Oktober 1870 (5½ Uhr abends).

Der französische Gesandte in Brüssel an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Nachdem General Bourbaki vergeblich auf die versprochene Genehmigung zur Rückkehr nach Metz gewartet hat, hat er sich entschlossen, nach Tours abzureisen. Ich übergebe ihm den erforderlichen Geleitbrief.

General Palikao ist unentschlossen, nachdem er in den Zeitungen von den Gewaltszenen gegen gewisse Generäle gelesen hat. Er hat mir einen Brief für Sie übergeben, den ich Ihnen nach Tours per Kurier übersende. Nach eingegangenen Anzeigen kommt Conti von Wilhelmshöhe zurück mit der Instruktion vollständiger Verzichtleistung. Das bonapartistische Manöver ist vielleicht das Werk Bismarcks, der von der Unkenntnis profitiert, in der er Metz hinsichtlich unsrer inneren politischen Lage erhalten hat ...

Benachrichtigen Sie Lecesne,[1] daß ein gewisser Aron von Tours hierher

---

nationale.“ Palikaos Beschwerde bezieht sich in erster Linie auf die Ernennung Tesselins zum Commissaire générale. Siehe Seite 61 Fußnote.

[1]) Lecesne wird später als „président de la commission d'armement“ bezeichnet.

an Mr. Ronstorff schreibt, um Vorräte (fournitures), Gewehre und Ausrüstungsstücke zu verlangen. Geschieht dies unter Autorisation von Lecesne? — Wenn ja, so bemerke ich, daß ich Mr. Ronstorff sehr gut kenne, der ein zuverlässiger Mann ist; er sagt, daß er die Möglichkeit habe, sich in Deutschland mehrere hunderttausend Chassepots zu verschaffen. Soll ich Ronstorff in Verbindung setzen mit dem Londoner Komitee? Wo hat das Komitee seinen Sitz?

Tachard."

*

Ueber die Berufung der beiden Generäle nach Tours finden sich noch die folgenden Korrespondenzen vor, die einen Blick auf die politischen und militärischen Verhältnisse der damaligen Zeit eröffnen:

Brief. Brüssel, 11. Oktober 1870.

An General v. Palikao.

„Herr General!

Wenn Sie zufolge der Bedenken, die Sie bezüglich Ihrer Reise nach Tours hatten und die Sie mir mitgeteilt haben, den Entschluß gefaßt haben, nach Frankreich zurückzukehren, so bitte ich Sie, mich zuvor in Brüssel aufzusuchen. Es wäre von Wichtigkeit, daß ich vor Ihrer Abreise eine Unterredung mit Ihnen hätte. Wir befinden uns in einer so schrecklichen Krisis, daß es angemessen wäre, zu prüfen, ob die Zeiten ruhig genug sind, um Ihnen zu gestatten, das Kommando anzunehmen, welches die Regierung der défense nationale glücklich sein würde Ihnen anzubieten. Tachard."

*

T. c. Tours, 11. Oktober 1870.

Der Delegierte der Regierung an den französischen Gesandten in Belgien.

„Wichtige Nachrichten konstatieren, daß es für den General Montauban gefährlich wäre, in diesem Augenblick nach Frankreich zurückzukehren. Wenn er schon von Brüssel abgereist ist, so benachrichtigen Sie ihn sofort. Namentlich in Tours könnte sein Leben in Gefahr sein, und er würde dort eine ernste Schwierigkeit hervorrufen. Verhindern Sie um jeden Preis, daß er kommt. Was den General Bourbaki betrifft, so wünschen wir im Gegenteil sehr, daß er komme. Die Wahlen für die Nationalversammlung sind verschoben worden infolge der Ankunft von Gambetta in Tours und um nicht der Tätigkeit der défense nationale zu schaden.

Die Nachrichten aus Paris und aus Metz lauten sehr gut.

Crémieux."

*

T. c. Tours, 11. Oktober 1870 ($7^1/_2$ Uhr abends).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

„Teilen Sie mir sofort mit, ob General Bourbaki nach Tours abgereist ist? Die Regierung erwartet ihn mit Ungeduld.

Chaudordy."

*

T. c. Abgegangen $11^1/_2$ Uhr. Brüssel, 12. Oktober 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Ich verlasse in diesem Augenblick den General Bourbaki. Er hat heute noch die von ihm so sehr gewünschte Erlaubnis, nach Metz zurückzukehren, erwartet; aber er ist unbedingt entschlossen, diesen Abend nach Tours abzureisen; er wird morgen die Reise über Lille direkt und ohne sich aufzuhalten antreten.

Palikao habe ich verständigt, sich nicht nach Frankreich zu begeben, ohne mich vorher gesprochen zu haben; er ist durch die Gewalttätigkeiten gegen Mazure und Monnet genügend entmutigt, so daß er nicht besonders zurückgehalten zu werden braucht. Tachard."

Mehrfache Berichte Tachards aus diesen Tagen behandeln seine erneuten Bemühungen, in direkte Verbindung mit Metz zu treten. Er wirbt verschiedene Boten und verlangt von der Regierung wiederholt größere Summen zu diesem Zweck, dem auch von Tours aus großer Wert beigelegt wird. Am 15. Oktober schreibt Gambetta an Tachard: „Il faut envoyer un émissaire au maréchal Bazaine à prix d'or." Anderseits schreibt Tachard am gleichen Tage an den Delegierten der Regierung nach Tours: „Die Notwendigkeit, sich mit Metz in Verbindung zu setzen, ist so groß, daß ich Sie inständig bitte, auch Ihrerseits Versuche zu machen über Pont-à-Mousson." Zu diesen Sorgen wegen der mangelnden Verbindung mit Metz treten für Tachard besonders die sich immer wiederholenden Nachrichten über bonapartistische Umtriebe, die auf belgischem Boden gepflegt werden sollten, in den Vordergrund. Er berichtet am 16. Oktober nach Tours: „Die bonapartistischen Umtriebe werden fortgeführt. Conti ist hier immer sehr in Anspruch genommen. Fleury war gestern hier, von Wilhelmshöhe kommend; er ist nach Petersburg abgereist." Außerdem erregte in diesen Tagen die Nachricht großes Aufsehen, daß Marschall Bazaine seinen Adjutanten, den Oberst Boyer, nach Versailles schickte. Man erblickte darin mit Recht ein Anzeichen, daß Bazaine Unterhandlungen mit dem feindlichen Hauptquartier anzuknüpfen wünsche. Es hatte am 10. Oktober in Metz ein Kriegsrat unter Vorsitz Bazaines stattgefunden, in welchem die Frage gestellt wurde: „Kann man sich mit dem Feinde in Verbindung setzen, um über den Abschluß einer Militärkonvention zu unterhandeln?" Nach ihrer einstimmigen Bejahung wurde Oberst Boyer nach eingeholter Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl zum Passieren der Vorposten am 12. Oktober nach Versailles entsendet, kehrte aber

nach wenigen Tagen, am 17., ohne einen Erfolg erzielt zu haben, nach Metz zurück. Darauf fand am 18. ein abermaliger Kriegsrat statt, zufolge dessen Boyer nun nach England zur Kaiserin reiste. Durch Vermittlung der Kaiserin wollte man versuchen, günstigere Bedingungen für einen Friedensschluß zu erlangen. Auch diese Mission war bekanntlich erfolglos.[1]) Tachard verfolgte aber die verschiedenen Versuche Bazaines, Verhandlungen anzuknüpfen, mit großer Aufmerksamkeit; er berichtete am 18. Oktober nach Tours: „Seit gestern scheinen die Verhandlungen vor Metz, über deren Existenz ich Ihnen öfters schrieb, eine neue Gestalt gewonnen zu haben. Es handelt sich nicht mehr um Restauration oder Regentschaft, sondern um eine Diktatur Bazaines, die durch unverhoffte Friedensbedingungen begünstigt würde. Gestern abend hat man mich von der Durchreise Ihres Freundes Laurier,[2]) von Tours kommend, benachrichtigt. Man schloß aus dieser Reise, daß Bazaine nicht ohne Wissen der Regierung verhandle."

Neue Sorgen und vermehrte Arbeit für Tachard verursachten die Klagen, die über die Disziplinlosigkeit der in Belgien internierten französischen Militärpersonen einliefen. Der Militärintendant Richard berichtete darüber nach Tours, und Gambetta veranlaßte infolgedessen den Kriegsminister Freycinet, strenge Anordnungen zu erlassen, von denen auch Tachard in Kenntnis gesetzt wurde, damit er die Genehmigung der belgischen Regierung zu deren Durchführung auswirken könne.

In der zweiten Hälfte des Oktober hatte Bourbaki das Commandement du Nord (3. Division, Departement de la Seine-Inférieure und den Bezirk des Andelys) übernommen. Tachard berichtet am 22. Oktober:

T. c. **Brüssel**, 22. Oktober 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Durch ein Telegramm von der Ankunft Bourbakis in Lille benachrichtigt, habe ich mich dahin begeben, um mit ihm und Testelin[3]) zu sprechen. Ich kehre

---

[1]) Vergl. hierzu: Bazaine, L'armée du Rhin, S. 166 ff. Derselbe, Episodes, S. 207 ff., Jarras, Souvenirs, S. 241 ff., Rousset, Histoire générale, II, 474 ff. u. a.

[2]) Clément Laurier, directeur général du personnel bei der Delegation der Regierung in Tours.

[3]) Testelin, Präfekt des Departement du Nord, der in den Berichten Tachards noch öfters vorkommt, hat in der zweiten Hälfte des Krieges und soweit er sich im Norden abspielte, eine bedeutsame Rolle gespielt und sich um die Organisation der Landesverteidigung im Norden Frankreichs große Verdienste erworben. Sobald Gambetta Mitte Oktober die Zügel der Regierung in Tours in die Hand genommen hatte, ernannte er Testelin zum „delegierten Kommissar der Regierung für die Departements de l'Aisne, du Nord, du Pas-de-Calais und de la Somme". (Bei Tachard: „Commissaire générale de la défense nationale à Lille".) Er erhielt den Auftrag, die zahlreichen militärischen Kräfte, welche diese Landesteile boten, auszunutzen und sich zu diesem Zwecke mit den Generälen, die nacheinander mit dem Kommando der 3. Militärdivision betraut wurden, in Verbindung

trostlos zurück. Ich habe in Lille viel gesehen und gehört. Sie können auf durchaus keine wirksame Hilfe vom Norden rechnen. Bourbaki ist ganz niedergeschlagen, daß er gar keine Vorbereitungen gefunden hat. Testelin ist fortwährend gelähmt worden durch die unfähigen Militärbehörden. Er hat Bourbaki mit Freuden empfangen und wird Hand in Hand mit ihm gehen (marchera à ses côtés). Der Intendant Richard ist voller Hoffnungen und wird so gut als möglich organisieren; hinsichtlich der Ausrüstung bleibt alles zu tun übrig. Meine Depeschen aus Longwy, Montmédy und Givet melden, daß diese Plätze in bestem Stande sind; ich habe ihnen soeben den Durchgang zahlreicher Züge von preußischem Vieh, von Antwerpen kommend, angekündigt.

Nachstehende Mitteilung erhalte ich soeben von einem gewissenhaften Augenzeugen: Freitag den 14. ist ein französischer General in einer Verkleidung im preußischen Hauptquartier vor Metz, von Longwy kommend, eingetroffen. Am Sonnabend den 15. hat er sich, durch zwei berittene württembergische Offiziere begleitet, nach Metz begeben.[1]) Am Sonntag trank man im preußischen Lager auf den baldigen Frieden. Donnerstag den 20. hat ein französicher General, vielleicht Boyer, Metz verlassen, begleitet von einem preußischen Oberstleutnant; dieser General ist am Donnerstag um 3 Uhr in Luxemburg angekommen. Von andrer Seite wird mir versichert, daß General Boyer gestern Freitag den 21. um 11 Uhr früh hier im Hotel Bellevue angekommen sei. Er ist um 5 Uhr nach England abgereist.

Aus guter Quelle erfahre ich, daß der englische Gesandte hier heute früh einen Kurier von Lord Granville erhalten hat, der der Ueberbringer wichtiger Depeschen für das Hauptquartier in Versailles ist; diese Depeschen sind infolge des bei Lord Granville abgehaltenen Ministerrates abgesendet worden. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten über die diplomatische Lage. Ich begreife nicht, daß der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten mich so ohne Instruktionen läßt und daß unsre Korrespondenz durchaus keinen Bezug auf die neuesten Verhältnisse nimmt, in denen wir uns befinden. Tachard."

Von den zahlreichen Berichten und Korrespondenzen Tachards aus der letzten Oktoberwoche lassen wir nachstehend einige folgen, die nach verschiedenen Richtungen hin größeres Interesse bieten:

---

zu setzen. Da er aber hierbei wenig Entgegenkommen fand, so setzte er sich mit dem General Farre, dem Direktor der Befestigungen in Lille, in Verbindung und ließ sich von der Regierung diesen energischen Mann unter Ernennung zum Brigadegeneral beigeben (15. Oktober). Mit seiner Hilfe nahm die Organisation der Streitkräfte besten Fortgang. Am 22. Oktober übernahm General Bourbaki den Oberbefehl über die Région du Nord und bestimmte General Farre zu seinem Stabschef. Die Stellung des kommandierenden Generals zum Delegierten der Regierung verursachte mehrfache Reibungen, die wohl auch zu dem schon wenige Wochen später erfolgenden Rücktritt Bourbakis vom Kommando der Nordarmee beigetragen haben. (Siehe Rousset, Histoire générale de la guerre franco-allemande 1870—71. Paris, Bd. V, S. 24.)

[1]) Diese Mitteilung bezieht sich jedenfalls auf General Boyer, der aber erst am 17. wieder nach Metz zurückkehrte. Die oben angegebenen Daten sind mehrfach nicht ganz richtig.

T. c. Brüssel, 23. Oktober 1870 (11 Uhr 45 abends).

Der französische Gesandte in Belgien an den Delegierten der Regierung.

Der Maire von Weißenburg übersendet mir die folgende deutsche Bekanntmachung:

Weißenburg, 21. Oktober 1870.

An den Kreis Weißenburg.

Auf Befehl des Oberkommandos der Königlichen III. Armee müssen vom heutigen Tage an angesehene Einwohner jeden Zug, der nach dem Innern Frankreichs fährt, auf der Lokomotive begleiten. Diese Maßregel, welche durch die zahlreichen Beschädigungen der Eisenbahnlinien notwendig geworden ist, wird zur Kenntnis der Einwohner gebracht, damit sie wissen, daß ihre Landsleute die ersten Opfer von Entgleisungen sein werden.[1])

Der königl. bayr. Etappenkommandant:
Major Scheidlin.

Der Maire, der nicht genannt werden soll, um nicht sein Leben in Gefahr zu setzen, bringt dieses barbarische Vorgehen zur Anzeige, welches unsre angesehenen Bürger den Kugeln unsrer Franktireurs aussetzt.

General Boyer hat hier mehrere seiner Freunde aufgesucht; er hat aber nicht versucht, mich zu sehen. Er muß auf der Rückreise von London hier wieder durchkommen. Seine Rückkehr nach Metz scheint im voraus von den Preußen gewährleistet zu sein. Tachard.

*

T. c. Tours, 25. Oktober 1870 (Abg. 5 Uhr 50 M., erh. 10 Uhr 10 M.).

Der Justizminister an Mr. Tachard, französischen Gesandten in Brüssel.

Die Regierung ersucht Sie, in meinem Auftrage an die französische Grenze Befehle zu erteilen, um den Oberst Boyer, dessen Durchreise durch Brüssel Sie uns vor einigen Tagen meldeten, bei seiner Durchreise womöglich arretieren zu lassen. Er würde nach Tours transportiert werden, falls er sich nicht bereit erklärt, freiwillig dahin zu gehen, und man sich Gewißheit verschaffen kann, daß er sein Versprechen ausführen würde. Crémieux.

*

T. c. Brüssel, 25. Oktober 1870 (2 Uhr abends).

Der französische Gesandte in Brüssel an den französischen Konsul in Ostende.

Ueberwachen Sie die Ankunft des Schiffes aus London und telegraphieren Sie sofort, ob General Boyer an Land war und ob er die Reise per Eisenbahn nach Brüssel fortgesetzt hat und mit welchem Zuge. Tachard.

---

[1]) Siehe Moltkes Militärische Korrespondenz 1870/71, Berlin 1896, II. Abteilung S. 318 und 327.

T. c. Brüssel, 25. Oktober 1870 (2 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe gestern von hier aus die Landungen in Ostende und Calais überwacht. General Boyer ist nicht erschienen. Ich habe das Ehrenwort von Albuféra, daß er mir ein Rendezvous mit Boyer verschaffen wird. Ich sehe keine Möglichkeit, Ihre Anordnungen zur Ausführung zu bringen,[1]) wenn sich Boyer, von Ostende kommend, über Luxemburg nach Metz begibt, weil er von den Preußen von der französischen Grenze aus eskortiert werden würde, wo sich übrigens kein französischer Beamter befindet, der den Befehl ausführen könnte. An den Präfekten von Lille habe ich Abschrift Ihrer Anordnungen telegraphiert...

Ich wiederhole meinen Rat bezüglich der Getreidevorräte, die man in Voraussicht eintretender Teuerung in Antwerpen einkaufen könnte. Die Preise sind jetzt im Rückgang begriffen zufolge der Angebote und der französischen Konsignationen. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 25. Oktober 1870 (7 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ihre chiffrierte Depesche, gestern abend in Tours aufgegeben, kommt mir soeben, nach vierundzwanzig Stunden, zu.

Man glaubt hier, daß die vorläufigen Bedingungen bezüglich des Elsaß, welche den Annektierten, die bereits unter preußischer Verwaltung stehen, die Abstimmung für die konstituierende Versammlung untersagen, preußischerseits werden aufrechterhalten werden. Die deutsche Sprache wird in den Schulen und für Verwaltungssachen angeordnet.

General Sheridan, welcher von Versailles hier ankam, hat zwei Stunden mit mir verbracht. Er versichert, daß die Abtretung des Elsaß vom ganzen Großen Hauptquartier als feststehend betrachtet wird.

Die Freunde des Generals Boyer haben ihn heute vergeblich hier erwartet. Ich habe Grund zu glauben, daß er direkt nach Versailles gereist ist, anstatt nach Metz zurückzukehren.

Hier erwartet man baldigst die Uebergabe Bazaines. Die Preußen kündigen die Kapitulation für morgen an. Die englischen Ambulanzen haben Anweisung erhalten, sich für den Einlaß nach Metz vorzubereiten. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 26. Oktober 1870 (7 Uhr abends).

...General Boyer ist mir nicht gemeldet. Nach den Nachrichten, die ich aus England erhalte, ist er mit seiner Mission vollständig gescheitert. Die Mitglieder des belgischen Ministeriums, die ich heute gesehen habe, scheinen keine

---

[1]) Siehe oben: Tours, 25. Oktober.

großen Hoffnungen auf einen militärischen Waffenstillstand zu setzen. Sie wünschen sehnlich den Frieden; aber sie behaupten, daß wir das territoriale Opfer bringen müßten, von dem wir auch durch den heroischen Widerstand von Paris nicht befreit würden. Ich konstatiere einen Umschwung der Meinungen zugunsten des Siegers, hervorgerufen durch die Furcht. Die preußischen Drohungen zufolge der Abreise (départ) mehrerer unsrer Offiziere, welche Gefangene auf Ehrenwort waren, haben neue Maßregeln für die Ueberwachung hervorgerufen. Der Kriegsminister beklagt sich bei mir über das Entweichen zahlreicher Internierter.

Preußische Nachrichten, von Metz einlaufend, melden fortwährend die unmittelbar bevorstehende Kapitulation des Marschalls Bazaine. Changarnier würde mit einer genügenden Garnison in der Festung bleiben, die für einige Wochen mit Lebensmitteln versehen würde.

Ich erhalte aus Luxemburg die telegraphische Nachricht eines glücklichen Ausfalls der Garnison von Longwy am 22.

Man benachrichtigt mich heute von Thionville, daß die Festung kaum eingeschlossen ist und sich auf energischen Widerstand vorbereitet. Ich erhalte zahlreiche Briefe aus Deutschland, welche über die Leiden unsrer Gefangenen berichten, die kaum bekleidet seien. Wir haben allein in Koblenz im Fort Karthause 400 Typhuskranke. Ein preußischer Militärintendant, der soeben aus Versailles eintrifft, um den Transport von Schlachtvieh zu regeln, erzählt, daß die Entmutigung sich der preußischen Armee bemächtige, die mit lauter Stimme den Frieden verlange und Verwünschungen gegen Bismarck ausstoße.

Tachard.

*

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Bazaine und seine Offiziere haben nie an eine bonapartistische Restauration gedacht. Sie verfolgten nur den einen Zweck, die Metzer Armee zu retten. Um dieses Ziel zu erreichen, war man genötigt, die Vermittlung der einzigen Stelle anzurufen, die Bismarck anerkennen wollte und die in der Lage war, günstigere Bedingungen zu erlangen. In einem Kriegsrat, der am 10. abgehalten wurde und über den ein Protokoll existiert,[1]) wurde beschlossen, daß Boyer sich nach Versailles begeben solle. Er wurde von zwei Offizieren dahingeleitet und nie aus den Augen gelassen. Boyer hatte keine Möglichkeit, sich über unsre politische Lage zu unterrichten. Bismarck verweigerte ihm die Vollmacht, sich nach Paris oder nach Tours zu begeben; er sagte ihm, daß jeder Schritt der republikanischen Regierung gegenüber unnütz sei und daß Preußen diese Regierung der Verwirrung und der Unordnung nicht anerkenne; wenn Metz auf andre Bedingungen als Sedan hoffen könne, so sei es nur mit der Vollmacht und durch die Intervention der Kaiserin in Versailles. Boyer durfte mit niemand verkehren,

---

[1]) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 166; Episodes, S. 207.

außer mit Preußen. Am 17. nach Metz zurückgeleitet, fand ein erneuter Kriegsrat statt,[1]) der ihn am 19. nach London sendete. Metz war noch immer ohne Nachrichten aus Frankreich. Keinem meiner Boten war es gelungen, dahin zu gelangen.

In Chiselhurst hatte Boyer sofort nach seiner Ankunft eine Audienz bei der Kaiserin. Diese schrieb sogleich an den König von Preußen. Die Antwort ließ auf sich warten. Sie enthielt die förmlichen Bedingungen der Gebietsabtretungen und die Verweigerung, während der Verhandlungen Lebensmittel nach Metz einzulassen.[2])

Am 27. abends erfuhr Boyer die Kapitulation von Metz; am 28. sah er die Kaiserin, die es verweigerte, Mr. Tissot zu empfangen, der nach Chiselhurst gekommen war.

Boyer versichert auf Ehre, daß kein Projekt einer bonapartistischen Restauration vorgeschlagen oder besprochen worden sei; daß es einerseits von Wichtigkeit war, die Armee, namentlich die Garde, ihres Eides zu entbinden;[3]) anderseits ein von Bismarck selbst angebotenes Mittel, eine unheilvolle Kapitulation zu vermeiden, indem man Bazaine an der Spitze seiner Truppen beließ. Eine Diktatur Bazaines bis zur Vereinigung der konstituierenden Versammlung war wahrscheinlich das Ziel Bazaines. Die Generäle hatten nur das Beste ihrer Truppen im Auge.

T. c. Brüssel, 28. Oktober 1870 (2 Uhr früh).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die Kapitulation von Bazaine und von Metz, durch Depesche aus Berlin gemeldet, ist seit einigen Stunden in Brüssel bekannt. Ich erwarte Ihre Instruktionen, um einen Legationssekretär an die Grenze zu schicken, dahin, wo sie von den nach Deutschland geführten Gefangenen überschritten wird. Durch Agenten, die mit Geld versehen sind, würde es möglich sein, einer großen Anzahl von Gefangenen, namentlich Offizieren, die die Kapitulation nicht unterschrieben haben, zur Flucht zu verhelfen. Es ist unmöglich, daß diese Armee von 100000 Mann genügend bewacht wird. Luxemburg würde als Versammlungspunkt dienen; Sedan und Mezières sind kaum überwacht; Thionville, Longwy, Montmédy könnten die Flüchtlinge aufnehmen, die ihren Weg durch Luxemburg nehmen. M. de Cassy ist ein energischer und sehr intelligenter Mann; ich müßte ermächtigt werden, ihm sofort einen Kredit von 40000 Frank, die ich für den Verwaltungsdienst in Händen habe, zu eröffnen. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Man braucht sechs Tage, um die Armee nach Deutschland abzuführen.

---

1) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 180; Episodes, S. 216.

2) Sorel, a. a. O., II, S. 28.

3) Bazaine, L'armée du Rhin, a. a. O., S. 185. Nach dem Protokoll vom 18. Oktober heißt es: „... Il importait, au cas que l'Impératrice ne voudrait ou ne croirait pas pouvoir intervenir, qu'elle déliât l'armée de son serment ...“

Der Intendant Richard, der sehr unternehmend ist, könnte mit der Leitung des Unternehmens beauftragt werden. Er würde hier einige zuverlässige Bürger finden, die ihm helfen könnten. Antworten Sie mir sofort und erteilen Sie Ihre Instruktionen an den Intendanten Richard in Lille. — General Boyer hat sich nicht sehen lassen; es erwarten ihn Depeschen hier im Hotel Bellevue. Erkundigungen, die ich heute abend eingezogen habe, ergeben für mich die Gewißheit, daß der General in London geblieben ist und daß man für morgen auf seine Ankunft hier rechnet. Ich werde ihn aufsuchen und Ihnen sofort mitteilen, was ich über die Verhandlungen in London erfahren habe.

Die innere Lage Belgiens gibt zu denken; die Arbeiteraufstände werden als sehr ernst beurteilt; die Arbeitsniederlegung ist eine immer wachsende Gefahr. Die belgische Regierung richtet an England die flehentliche Bitte, den Frieden zu verlangen (imposer la paix).

Tachard.

Diese Anregung Tachards, den Gefangenen von Metz zur Flucht zu verhelfen, fand in Tours sympathische Aufnahme, und zahlreiche Korrespondenzen zwischen der Regierung und Tachard beschäftigen sich mit den zu diesem Zweck zu treffenden Maßregeln: Es werden beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt, der französische Konsul in Luxemburg erhält besondere Instruktion, namentlich auch zum Ankauf von Zivilkleidern und so weiter.

Am 30. Oktober war General Boyer, von London zurückkehrend, längere Zeit bei Tachard. Dieser faßt den Inhalt ihrer Unterredung in einem Bericht vom gleichen Datum an den Delegierten der Regierung in Tours in nachstehender Weise zusammen:

In Metz fehlte es an Salz und Wein vollständig; die Pferde standen täglich zu Hunderten um. Es gab weder Munition noch Feldartillerie mehr. Boyer fragt sich, wie die Armee während der letzten drei Tage gelebt hat. Ich befinde mich in großer Verlegenheit, meine persönliche Ansicht auszusprechen. Boyer ist eine kühle, schwer zu erforschende Persönlichkeit. Nichtsdestoweniger hat er mit Wärme gesprochen, als ich Zweifel bezüglich der Existenz einer bonapartistischen Verschwörung äußerte. „Dies wäre," sagte er, „ebenso abscheulich als unvernünftig; nicht ein Mann würde den Verschwörern Folge geleistet haben."

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß man noch warten muß, ehe man ein Urteil fällen kann; aber schon heute neige ich zu der Annahme, daß Bazaine die Vollmacht der Kaiserin-Regentin hat benutzen wollen, um die Rolle als Retter der Gesellschaft zu spielen.

Boyer wird mit Bazaine als Kriegsgefangener in Deutschland wieder zusammentreffen; er erwartet hier seine Verfügung.

Der Unterhändler Regnier verfaßt in London eine Broschüre, welche das Abenteuer Bourbaki erklären soll. Regnier ist, nach Aussage Boyers, der einzige Unterhändler, der nach Metz gekommen ist. Nie ein solcher des Exkaisers.

Nach einer Mitteilung aus preußischer Quelle soll die allgemeine Beschießung von Paris am 2. November, dem Allerseelentag, beginnen; der Mont Valérien sei doppelt unterminiert, von Garches und von Montretout aus.

Zachard.

(Fortsetzung folgt.)

Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich?

Von

Sir Charles Bruce

Bei der Behandlung der vorstehenden Frage will ich nach einem kurzen Rückblick die Möglichkeit eines durch die Marokkofrage entstehenden Krieges als einen von mancherlei mehr oder weniger miteinander zusammenhängenden Zwischenfällen betrachten, die seit einigen Jahren die traditionelle Freundschaft zwischen England und Deutschland gestört haben. Ich werde mit einigen kurzen Ausführungen über die allgemeine Frage der zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern schließen.

Niemand von der heutigen Generation, der sich die Ereignisse vom Sommer des Jahres 1870 ins Gedächtnis zurückrufen kann, wird an eine Erörterung der Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland herantreten, ohne sich der höchst denkwürdigen Rede zu erinnern, die Lord Granville am 11. Juli bei seinem ersten Erscheinen als Minister des Aeußern im Oberhause hielt. Er sagte: „Ich habe am letzten Mittwoch die Ehre gehabt, die Leitung des Auswärtigen Amtes zu übernehmen. Am Tage vorher hatte ich eine inoffizielle Unterredung mit dem trefflichen, erfahrenen Untersekretär, Mr. Hammond, und er sagte mir — es war um 3 oder 4 Uhr —, daß er, abgesehen von dem ernsten und unangenehmen Gegenstand, der heute abend zur Diskussion steht, niemals während seiner langen Praxis eine solche Stille in den auswärtigen Angelegenheiten erlebt habe und daß er keine wichtige Frage wisse, an die ich heranzutreten hätte. Um 6 Uhr abends empfing ich ein Telegramm, das mich davon in Kenntnis setzte, daß die Wahl der provisorischen spanischen Regierung auf den Prinzen von Hohenzollern gefallen sei und daß dieser sie angenommen habe." So wenig ahnte das englische Auswärtige Amt den Ausbruch eines Krieges, der nach sechs Wochen die Lage und Aussichten aller Staaten auf dem europäischen Kontinent von Grund aus verändert und nach sechs Monaten an die Stelle einer relativen quantité négligeable schwacher Staaten ein Reich gesetzt hatte, mit dem das übrige Europa auf dem Gebiet der praktischen Politik in einer nicht vorausgesehenen Weise zu rechnen hatte. England allein blieb eine Zeitlang außerhalb der attraktiven oder repulsiven Einflüsse, welche die Beziehungen aller kontinentalen Staaten zu Deutschland und Frankreich und notwendigerweise untereinander änderten.

Was die künftigen Folgen des Krieges betrifft, so herrschte in England die allgemeine Ansicht, daß die sicherste Garantie nicht nur für einen dauerhaften Frieden, sondern auch für das materielle und geistige Wohl von ganz Europa in der Einigung und Befestigung des Deutschen Reiches liege. Unter andern sprach sich darüber Mr. Gladstone im Oktober 1870 in einem von der „Edinburgh Review" veröffentlichten Artikel unparteiisch und vorurteilslos aus. Was insbesondere die zukünftigen Beziehungen Deutschlands zu England betraf, so gab die Geschichte der Vergangenheit volle Berechtigung, Hoffnung und Vertrauen zu hegen. Niemals hatte es Krieg zwischen England und Deutschland gegeben. Man erinnerte daran, daß seit zwei Jahrhunderten eine traditionell gewordene Freundschaft zwischen den beiden durch ihre Abstammung in Politik und Religion, im Denken und Fühlen miteinander verwandten Völkern bestanden hatte. Man rief sich ins Gedächtnis, daß Lord Chatham Friedrich dem Großen als Verbündeter beigestanden hatte, als das ganze übrige Europa die Waffen gegen Preußen erhob. Die Worte, mit denen Macaulay dieses Bündnisses gedacht hat, sind schon oft zitiert worden, dennoch möchten wir sie hier anführen. Nachdem er die Wirkungen der Schlacht bei Roßbach geschildert hat, wie sie das Blut der ganzen Bevölkerung von den Alpen bis zur Ostsee, von Kurland bis Lothringen in Wallung brachte, fährt er fort: „Doch selbst die Begeisterung Deutschlands reichte kaum an die Englands heran. Der Geburtstag unsers Verbündeten wurde mit ebenso großer Begeisterung gefeiert wie der unsers eignen Herrschers, und die Londoner Läden waren nachts beleuchtet, als ob sie in Flammen ständen; Porträts des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hut und seinem Zopf waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird heutigentags[1]) in den Empfangszimmern alter Häuser und in den Mappen der Kunsthändler zwanzig Porträts Friedrichs des Großen auf eines Georgs II. finden."

Jene Engländer — und es waren ihrer viele —, die an deutschen Universitäten studiert hatten, konnten bezeugen, daß die englische Verfassung das spezielle Studium der Historiker und Rechtsgelehrten war, die den Blick in die politische Zukunft eines geeinten Deutschlands richteten, während Chaucer und Shakespeare gelesen, auswendig gelernt und innerlich verarbeitet wurden, zu einer Zeit, wo sie in England vernachlässigt und halb vergessen waren.

Das waren, natürlich mit bemerkenswerten Ausnahmen, die Gefühle der Engländer, als im Jahre 1871 die Einigung Deutschlands sich vollzogen hatte und das Kaiserreich errichtet wurde. Und diese Gefühle beherrschten weiter die öffentliche Meinung ein Vierteljahrhundert lang, während dessen Deutschland nicht nur eine politische Macht erster Größe, sondern auch eine Handelsmacht ersten Ranges wurde. Jedoch seit 1896 scheint das freundschaftliche Verhältnis, das England und Deutschland zwei Jahrhunderte lang miteinander hatten, einem bösen Geist des Mißtrauens und Argwohns Platz gemacht zu haben, der in der öffentlichen Presse

---

[1]) Macaulay schrieb dies im Jahre 1842.

sich in Worten von solcher Schärfe äußerte, daß bei vielen die Befürchtung entstand, es sei eine Spannung vorhanden, die sich früher oder später in Feindseligkeiten entladen würde.

Mr. Gladstone hat einmal die Bemerkung gemacht, daß unser Zeitalter außer dem vielen Neuen, das es zur Behaglichkeit und zum Glück des Menschen beigetragen, auch manches geschaffen habe, durch das seine Leiden vermehrt worden sind. Dahin gehört die beklagenswerte Entdeckung von Methoden, durch die wir den Frieden mit vielen der schlimmsten Kriegsattribute umgeben können, wie zum Beispiel mit der eifersüchtigen und reizbaren Stimmung, die er unter den Nationen entfacht, und mit der Gefahr eines Krieges selbst, die durch die Reibung dieser Stimmung mit jenem Zustand aufs höchste gesteigerter Rüstungen entsteht, der angeblich die einzig wahre Garantie für die Vermeidung von Streitigkeiten unter den Völkern ist.

Daß Europa sich seit mehreren Jahren in dieser Lage befunden hat, ist durch eine Reihe von Vorfällen bewiesen worden, die wir, wenn wir sie nicht als vereinzelte Tatsachen, sondern nach den durch sie bedingten allgemeinen Gesichtspunkten behandeln, leicht auf eine gemeinsame Quelle, das wachsende Streben, Fragen der Politik weniger als Handelsfragen zur Ursache eines Streites zwischen den Nationen zu machen, zurückführen können.

Ein kürzlich in der „National-Zeitung“ (vom 29. Mai) erschienener Artikel schließt ungefähr folgendermaßen:

„Wir meinen, daß in der Politik und der Religion, im Denken und Fühlen wir und die Engländer rassenverwandt sind, im Gegensatz zu allen andern Nationen, wie Latinern, Slaven und Ostasiaten, und daß wir im Vertrauen auf unsre Stärke und unsre friedliche Gesinnung ruhig auf den Augenblick warten können, wo dieselbe Ueberzeugung den Engländern aufdämmern wird.“

Ich glaube nicht, daß das Licht dieser Erkenntnis den Engländern erst aufzudämmern braucht, es ist nur vorübergehend verdunkelt durch die Tendenz unsrer Zeit, politische Fragen den Handelsfragen unterzuordnen. Es ist kaum notwendig, auseinanderzusetzen, daß Handelsdifferenzen, wiewohl sie häufiger sein mögen, niemals derart sind, daß sie nicht durch einen Vergleich geschlichtet werden könnten. In Fragen, welche die politischen Grundlagen berühren, wie Nationalitäts- und Religionsfragen, läßt sich nicht so leicht ein Ausgleich herbeiführen. Der französisch-deutsche Krieg von 1870 zum Beispiel war die Folge von politischen Differenzen, die sich niemals durch ein Abkommen wie das, welches die den Differenzen zwischen Frankreich und England zugrunde liegenden Handelsinteressen geordnet hat, hätten schlichten lassen.

Lord Lansdowne führte in seiner Depesche vom 8. April 1904, mit der er dem englischen Botschafter in Paris die Abmachungen von diesem Tage übermittelte, außer andern Umständen, die die beiden Staaten berechtigten, sich gegenseitig zu beglückwünschen, die Tatsache an, daß jede der beiden Parteien imstande gewesen sei, ohne irgendein materielles Opfer ihrer eignen nationalen Interessen der andern Zugeständnisse zu machen, denen von der Empfängerin, und zwar

mit vollem Recht, der größte Wert beigelegt werde. Lord Lansdowne schloß seine Depesche mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß das Abkommen zwischen Großbritannien und Frankreich, als Ganzes genommen, beiden Parteien zum Vorteil gereichen würde. Es hatte unverkennbare Vorteile, einem System ein Ende zu machen, unter dem die Titularherrscher von Aegypten und Marokko ihren Kurs nach den getrennten Ratschlägen zweier europäischer Großmächte zu richten hatten. Aber wie vollkommen auch die Politik der freien Hand in Aegypten und Marokko die präponderierenden Mächte, denen die Durchführung der Politik übertragen war, befriedigen mochte, so war doch noch die Zustimmung andrer europäischer Mächte mit untergeordneten Interessen zu dem neuen System einzuholen. Natürlich war vorauszusehen, daß Schwierigkeiten auftauchen würden, und durch den Wortlaut des Abkommens verpflichteten sich die Regierungen, sich gegenseitig diplomatische Unterstützung zu leisten, um die Ausführung der Klauseln betreffs Aegyptens und Marokkos zu erreichen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Abkommens vom 8. April 1904 erkannten die Engländer, die, wie ich selbst, durch gleich starke Bande mit Deutschland wie mit Frankreich verknüpft sind, wie wichtig es wäre, das „rapprochement“ zwischen Großbritannien und Frankreich, das beträchtlich zur Erhaltung des internationalen guten Einvernehmens und zum Schutz des Weltfriedens beizutragen versprach, seinem Geiste nach auf Deutschland auszudehnen. Ich benutzte die Gelegenheit, meine Ansichten auszusprechen, in England im Juniheft der „Empire Review“, in Deutschland im Septemberheft 1904 der „Deutschen Revue“, und setzte auseinander, daß ein gutes Einvernehmen mit Deutschland für ein erfolgreiches Wirken der Verträge, soweit sie die Zustimmung dritter erforderten, von wesentlicher Bedeutung sei.

Unglücklicherweise hat das Jahr, das seit der Veröffentlichung des englisch-französischen Abkommens vergangen ist, wenig dazu beigetragen, eine „entente“ oder selbst ein „rapprochement“ zwischen Großbritannien, Frankreich und Deutschland zu fördern. Und nun hat die Marokkofrage einen so heftigen Wiederausbruch einer gereizten und eifersüchtigen Stimmung hervorgerufen, daß sich dem Herausgeber der „Deutschen Revue“ die Frage der Möglichkeit eines Krieges zwischen Großbritannien und Deutschland aufdrängt.

Um die Marokkofrage zu verstehen, wollen wir, ohne uns mit der Flut der polemischen Literatur über das Thema zu befassen, den Wortlaut der Erklärung vom 8. April 1904 betrachten.

Artikel II.

Die Regierung der französischen Republik erklärt, daß sie nicht die Absicht hat, den politischen Zustand Marokkos zu ändern.

Ihrerseits erkennt die Regierung Seiner britannischen Majestät an, daß es Sache Frankreichs ist, namentlich als auf eine große Strecke an Marokko angrenzender Macht, über die Ruhe dieses Landes zu wachen und ihm seinen Beistand zu leihen für alle Reformen auf den Gebieten der Verwaltung, Volkswirtschaft, Finanzen und des Heerwesens, deren es bedarf.

Sie erklärt, daß sie Frankreichs Tätigkeit in dieser Richtung nicht behindern wird,

vorausgesetzt, daß diese Tätigkeit alle Rechte unberührt läßt, die Großbritannien auf Grund der Verträge, Uebereinkommen und Gebräuche in Marokko genießt, einschließlich des den englischen Fahrzeugen seit 1901 eingeräumten Rechts der Küstenfrachtfahrt zwischen den marokkanischen Häfen.

Artikel IV.

Die beiden Regierungen, in gleichem Maße geleitet von dem Grundsatz der Handelsfreiheit in Aegypten wie in Marokko, erklären, daß sie in diesen Ländern keinerlei Ungleichheiten dulden werden weder in der Festsetzung der Zölle oder sonstigen Abgaben noch in der der Eisenbahntransporttarife.

Der Handel der beiden Nationen mit Marokko und Aegypten soll für den Transit durch die französischen und die britischen Besitzungen in Afrika die gleiche Behandlung erfahren. Ein Uebereinkommen zwischen den beiden Regierungen soll die Bedingungen dieses Transits festsetzen und soll die Eingangspunkte bestimmen.

Dieses gegenseitige Uebereinkommen soll für eine Periode von dreißig Jahren gelten. Ohne ausdrückliche Kündigung dieses Abkommens mindestens ein Jahr vor Ablauf ist diese Periode von fünf zu fünf Jahren verlängert.

Jedoch behalten sich die Regierung der französischen Republik in Marokko und die Regierung Seiner britannischen Majestät in Aegypten das Recht vor, darüber zu wachen, daß die Konzessionen für Straßen, Eisenbahnen, Häfen und so weiter nur unter solchen Bedingungen erteilt werden, daß die Autorität des Staates über diese großen Unternehmungen von allgemeinem Interesse gewahrt bleibt.

Artikel VII.

Um den freien Verkehr durch die Meerenge von Gibraltar sicherzustellen, kommen die beiden Regierungen überein, keine Befestigungen oder strategischen Werke auf dem Teil der marokkanischen Küste zwischen, doch nicht einschließlich, Melilla und den das rechte Ufer des Flusses Sebu beherrschenden Höhen errichten zu lassen.

Diese Bestimmung findet indes keine Anwendung auf die gegenwärtig von Spanien an der maurischen Küste des Mittelmeeres besetzten Punkte.

Artikel VIII.

Die beiden Regierungen ziehen im Hinblick auf ihre aufrichtig freundschaftlichen Gefühle für Spanien in besondere Berücksichtigung die Interessen, die dieses Land infolge seiner geographischen Lage und seiner Territorialbesitzungen an der maurischen Küste des Mittelmeeres hat. In bezug auf diese Interessen wird die französische Regierung sich mit der spanischen verständigen.

Das Abkommen, das darüber zwischen Frankreich und Spanien getroffen werden wird, soll der Regierung Seiner britannischen Majestät mitgeteilt werden.

Artikel IX.

Die beiden Regierungen kommen überein, einander diplomatischen Beistand zu leisten für die Ausführung der Klauseln der vorliegenden Aegypten und Marokko betreffenden Erklärung.

Man wird bemerken, daß, abgesehen von einem speziellen Vorbehalt bezüglich Spaniens, der einzige Artikel, in dem die Interessen andrer Mächte in Marokko mit einbezogen sind, jener ist, der die Erklärung enthält, daß die beiden Regierungen keinerlei Ungleichheiten weder in der Festsetzung der Zölle oder sonstigen Abgaben noch in der der Eisenbahntransporttarife dulden wollen. Dieses Uebereinkommen ist für die Dauer von dreißig Jahren abgeschlossen. Soviel ich aus den

von autoritativer Seite in Deutschland abgegebenen Erklärungen ersehe, steht man dort auf dem Standpunkt, daß die Einsetzung einer festen Regierung in Marokko für die Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen wirtschaftlichen Interessen in diesem Lande unbedingt erforderlich ist, aber angesichts der großen Tragweite des englisch-französischen Abkommens wird es nicht als unberechtigt angesehen, daß Deutschland darnach fragt, ob alle England durch den Wortlaut des Vertrags zugesicherten Vorteile auf andre Mächte ausgedehnt werden sollen und ob Frankreichs Politik in Marokko auf die Grundsätze der Politik Englands in Aegypten oder auf die Grundsätze der Politik Frankreichs in Tunis und Madagaskar basiert werden soll. Welchen Vorteil würde für Deutschlands Handel und wirtschaftliche Interessen die Einsetzung einer festen Regierung in Marokko haben, wenn früher oder später jedem fremdländischen Handel und allen fremden wirtschaftlichen Interessen die Tür versperrt werden sollte, wie es in Tunis und Madagaskar der Fall ist?

Die Spannung, die das vor kurzem erfolgte Eingreifen des Kaisers als des Repräsentanten der deutschen Politik hervorgerufen hat, scheint hauptsächlich durch Unkenntnis oder Vergeßlichkeit in bezug auf den wahren Wortlaut des Vertrages entstanden zu sein. Ich nehme an, daß es lediglich auf die deutschen Interessen zurückzuführen ist, und daß dieselben Motive dafür maßgebend waren, die unsre eigne Regierung geleitet haben. Wir haben es als in unserm Interesse liegend erachtet, Frankreich in Marokko bei Aufrechterhaltung des politischen Zustandes im Lande und unter gewissen Vorbehalten freie Hand zu lassen. Die Politik Deutschlands scheint darauf gerichtet zu sein, seine Interessen zu schützen einerseits dem unveränderten politischen Zustand Marokkos und anderseits der Politik der freien Hand gegenüber, die England bereit ist, Frankreich zuzugestehen und der Deutschland aufgefordert wird, zuzustimmen. Es ist zu beachten, daß England sich genau ebenso verpflichtet hat, durch seine Diplomatie für die Aufrechterhaltung des politischen Zustandes in Marokko Beistand zu leisten, wie es sich verpflichtet hat, für die andern Klauseln des Abkommens einzutreten.

Im gegenwärtigen Stande der Marokkofrage liegt nichts vor, was den Gedanken rechtfertigen könnte, daß England seiner Verpflichtung nicht nachkommen oder darüber hinaus gehen werde, oder daß es seine Verpflichtung nicht mit vollkommener Loyalität gegen Frankreich erfüllen könne, ohne Deutschland vor den Kopf zu stoßen oder zu schädigen.

Außerhalb dieser Verpflichtung liegen Fragen, in die sich einzumengen England nicht berufen ist und sich voraussichtlich nicht einmengen wird; einerseits auf den politischen Zustand von Marokko bezügliche Fragen, die Deutschland durch direkte Verhandlung mit Marokko oder durch eine Konferenz zu regeln wünscht; anderseits Fragen bezüglich der künftigen Politik Frankreichs gegenüber den Interessen andrer Mächte, wenn es sich um Dinge handelt, die England durch den Wortlaut des Abkommens als Angelegenheiten Frankreichs anerkennt. Auch diese Fragen werden voraussichtlich durch Subsidiärverträge zwischen Frankreich und den betreffenden Mächten oder durch eine Konferenz geregelt

werden. Sie liegen außerhalb der Verpflichtungen, die England durch das Abkommen mit Frankreich auferlegt sind.

Alles in allem kann ich somit keine Gefahr eines Krieges zwischen England und Deutschland aus der Marokkofrage oder aus irgendeinem der Vorfälle, die in neuester Zeit die freundschaftlichen Beziehungen der zwei Länder gestört haben, entspringen sehen.

Und nun ein Wort über die allgemeine Frage der Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland. Ich wage nicht zu behaupten, daß ich einen Krieg für unmöglich halte. Das englisch-japanische Bündnis mit all seinen Vorteilen für England und, wie ich glaube, für die Welt hätte im vergangenen Jahre jederzeit uns in einen Krieg mit zwei europäischen Mächten verwickeln können. Und die Machtverschiebung im fernen Osten eröffnet eine neue Aera von Schwierigkeiten. Ich kann nur erklären, daß sich die Möglichkeit eines Krieges durch ein wechselseitiges Vorgehen der beiden Mächte auf ein verschwindendes Maß reduzieren ließe, wenn sie jedes einer „entente cordiale“ im Wege stehende Hindernis beseitigen und so im Hinblick auf die Beziehungen Englands zu dem unter Preußens Hegemonie stehenden Deutschen Reich die traditionelle Freundschaft zwischen England und Preußen, die zwei Jahrhunderte lang die Probe bestanden hat, aufrechterhalten würden.

Es wäre töricht, bei der Erörterung der Möglichkeiten von Frieden oder Krieg zwischen den europäischen Staaten den Einfluß der Presse zu übersehen. Ich habe schon auf die wachsende Tendenz der Gegenwart hingewiesen, vorzugsweise nicht mehr Fragen der Politik, sondern Handelsfragen zum Gegenstand von Zwistigkeiten zwischen Nationen zu machen. Diese Tendenz wird gefördert durch den Umstand, daß die Tagespresse immer mehr in die Hände einiger weniger Kapitalisten gelangt, die sie zugunsten der mächtigen Interessen, die sie repräsentieren oder auf ihrer Seite haben, beeinflussen. In den letzten zehn Jahren ist die europäische Presse ein Instrument der Aufreizung und Verhetzung gewesen, das von Zeit zu Zeit die Hände der geschicktesten Diplomatie zu lähmen droht. Man braucht da keine Unterschiede zu machen; die französische Presse ist ebenso schlimm gewesen wie die deutsche, und die deutsche ebenso schlimm wie die französische; ebenso hat ein Teil der englischen Presse einen Ton angeschlagen, der, wenigstens für Ausländer, kaum verständlich sein kann, ausgenommen wenn man annimmt, daß bewußt die Absicht verfolgt wird, England und Deutschland zu entfremden und die französisch-deutsche Streitfrage zu verschlimmern.

Die Gruppe englischer politischer Schriftsteller, die seit einigen Jahren Zwietracht zwischen England und Deutschland zu säen gesucht, hat es ihrem Zwecke dienlich gefunden, in England unablässig ein Gefühl der Eifersucht auf die wachsende Seemacht Deutschlands und die Entwicklung seines auswärtigen Handels in Absatzgebieten, in denen die britische Industrie ehemals praktisch ein Monopol gehabt hat, zu erregen. Durch die beständige Versicherung, der bestimmende Faktor in der internationalen Politik Deutschlands sei der Wunsch, die Auflösung des britischen Reiches zu fördern, haben sie es fertig gebracht, einen Teil des

Publikums fälschlich in den Glauben zu versetzen, daß die deutsche Flotte hauptsächlich zum Zwecke eines Angriffskrieges gegen England ausgebaut werde. Wir in England, denen gewiß nicht der Mut fehlt, uns zu unsrer imperialistischen Politik zu bekennen und unsre Pflicht zu betonen, alle Teile „Greater Britains“ eng mit dem Mutterland zu verbinden, versichern, und zwar, wie ich glaube, mit vollem Recht, daß wir unsre Flotte nur in Gemäßheit dessen, was wir zu defensiven und friedlichen Zwecken für notwendig halten, verstärken, umgestalten und reorganisieren. Deutschland versichert dasselbe, und kein Wort, keine Handlung des Kaisers ist jemals der Erklärung der deutschen Admiralität, daß sie sich niemals mit andern als defensiven und friedlichen, lediglich für die Erhaltung und Sicherheit des Reiches ausgearbeiteten Plänen befaßt habe, zuwidergelaufen. Es ist für uns undenkbar, daß irgendeine fremde Macht unser Recht, selber zu beurteilen, was zum Schutz unsers Heimatlandes, unsrer auswärtigen und kolonialen Interessen notwendig ist, anfechten könnte; und trotz des beständigen Geschreis eines Teiles der Presse wird kein vernünftiger Engländer anzweifeln, daß Deutschland dasselbe Recht besitzt. Jedes Land richtet sein Augenmerk auf das Wachstum andrer Flotten und wird dies auch weiterhin tun, aber ich wage zu glauben, daß ich die Hoffnung von Millionen ausspreche mit dem Wunsche, die Freundschaft zwischen England und Deutschland möge so fest begründet und anerkannt werden, daß keine der beiden Mächte die Last ihres Aufwands für die Marine um einen Heller zu vermehren braucht, um sich gegen die Möglichkeit eines gegenseitigen Angriffes, sei es in Europa oder in irgendeinem andern Teil der Welt, zu schirmen.

Und nun ein letztes Wort über die Frage der Eifersucht auf dem Gebiete des Handels. Es ist allerdings richtig, daß der auswärtige Handel Deutschlands sich auf Absatzgebiete ausgedehnt hat, in denen die britischen Interessen einst praktisch ein Monopol besaßen, und daß die dadurch entstandene Eifersucht ihren Anteil an der Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten hat. Aber das hat nicht lange gedauert. Die britische Industrie hat nicht die unsinnige Ansicht gehegt, daß die verlorenen Märkte durch einen Krieg wiedergewonnen werden müßten. Die Ursachen des deutschen Erfolges waren nicht schwer zu entdecken. Er war das Ergebnis vor allem eines sorgsamen in situ-Studiums der lokalen Bedürfnisse und Wünsche und weiterhin der in jedem Falle den lokalen Erfordernissen und Bedürfnissen des Marktes angepaßten Fabrikations- und Verbreitungsmethoden. Die Lektion war bald begriffen, und der gereizten, eifersüchtigen Stimmung ist eine Rivalität gefolgt, die nichts weiter als einen freien und ehrlichen Wettbewerb bedeutet.

Eben während ich schließe, stoße ich auf einen Artikel in einer englischen Zeitung, der „Westminster Gazette“ vom 8. Juni, der in einem Ton geschrieben ist, welcher meine Ansicht bestätigt, daß eine Reaktion gegen die jüngste Propaganda des Mißtrauens und der Verdächtigungen einzusetzen im Begriffe ist. Er legt einer deutschen kommerziellen Autorität folgende Meinungsäußerung in den Mund, der ich mich von Herzen anschließe:

„Der alte Antagonismus, der niemals existiert zu haben brauchte, wenn ein klein wenig mehr Duldsamkeit auf beiden Seiten vorhanden gewesen wäre, könnte längst völlig verschwunden sein, denn der lebhaftere Verkehr zwischen den Völkern hat viele natürliche Uebereinstimmungen zur Entfaltung gebracht. Er wird jetzt künstlich lebendig erhalten, bald durch die taktlose Rede eines Politikers, bald durch einen irregeführten Journalisten, der auf eine billige Sensation ausgeht. Doch irgendeine Gefahr einer ernstlichen Verwicklung liegt niemals vor. Beiden Völkern fehlt zum Glück nicht ein hinreichend großes Maß von durchdringendem gesunden Menschenverstand, und dieser sagt ihnen, daß ein Streit zwischen England und Deutschland so ziemlich das unsinnigste und unheilvollste Unternehmen wäre, auf das sie verfallen könnten."

An die Regierungen und Völker Europas, die ernstlich den Frieden wünschen, sich aber beständig durch die eifersüchtige und gereizte Haltung der Presse der Kriegsgefahr ausgesetzt sehen, möchte ich die trostreichen, hoffnungsvollen Worte richten: „O passi graviora! dabit Deus his quoque finem"; und zum Schluß sei mir gestattet, mit voller Aufrichtigkeit und Ueberzeugung zu wiederholen, was ich in meinem Artikel über „Die politischen Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland" im Septemberheft 1904 der „Deutschen Revue" gesagt habe: „Es ist Sache jedes englischen und deutschen Patrioten, zu tun, was in seinen Kräften steht, um zu beweisen, daß England und Deutschland keinen Groll gegeneinander hegen, sondern gleicherweise darauf bedacht sind, daß alle Erinnerungen an vergangenes Mißtrauen und Mißverständnisse in einer auf gegenseitigen Respekt und wechselseitige Interessen gegründeten Freundschaft begraben werden mögen."

Brief von G. Bennett an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Nachstehenden Brief des Honorary Secretary des „Anglo German Union Club" übergeben wir der Oeffentlichkeit. Sympathiekundgebungen für diesen Klub sind durch Briefe des Herzogs von Connaught, des Feldmarschalls Lord Roberts, des Botschafters Grafen Metternich, des Admirals of the Fleet W. T. Kern, des Grafen Bernstorff, des englischen Botschafters Sir Frank C. Lascelles und vieler andrer erfolgt. Bezüglich des Verhältnisses Frankreichs zu Deutschland, England und Rußland vertritt Mr. Bennett im nachfolgenden Briefe seine eignen Ansichten.

Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Sekretariat des „Anglo German Union Club“
18 Fleet Street, London E. C., den 9. Juni 1905.

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihren Brief vom 4. dieses Monats, den ich, wenn er noch rechtzeitig eingetroffen wäre, letzten Montag bei der Konferenz im Hause Lord Lonsdales vorgelesen hätte.

Zu Ihrer Information übersende ich Ihnen anbei Abschriften von Briefen, die Kundgebungen der Sympathie für die Ziele des Klubs, das heißt für die „Förderung einer engen Freundschaft zwischen England und Deutschland“ enthalten und die mir von Fürsten, Gesandten, Ministern, den Führern der beiden großen politischen Parteien, der Konservativen und der Liberalen, von Admiralen der britischen Flotte, Generalen und vielen unsrer hervorragendsten Männer der Wissenschaft zugegangen sind. Das Londoner Klubkomitee ist ein außerordentlich einflußreiches und repräsentatives und umfaßt viele Mitglieder des Oberhauses und des Unterhauses, Admirale in Seiner Majestät Flotte, Generale des Landheeres, Literaten, Angehörige der Hochfinanz und so weiter, die alle bereit und willens sind, bei der Förderung der Freundschaft zwischen beiden Völkern mitzuhelfen. Eine Liste ihrer Namen habe ich Ihnen bereits geschickt. Der Wunsch nach einem engeren Zusammenschluß ist in England wie in Deutschland weit lebhafter und allgemeiner, als ein Teil der Presse beider Länder uns glauben machen möchte, aus dem sehr triftigen Grunde, daß zwischen den beiden Völkern keine tatsächlichen Streitursachen vorhanden sind, und wegen der Interessen, die sie miteinander gemein haben.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit besonders auf den Schlußsatz in Sir Clements R. Markhams Briefe an mich lenken: „Ich fühle deshalb sehr lebhaft, daß das Häufigerwerden einer solchen Freundschaft zwischen Engländern und Deutschen dazu dienen muß, ihre zwei Länder miteinander zu verbinden und den Absurditäten politischen Geschwätzes entgegenzuwirken.“

Alle Mitglieder unsers Komitees befinden sich unzweifelhaft in herzlichem Einklang mit den freundschaftlichen Gefühlen, die jetzt glücklicherweise zwischen England und Frankreich bestehen; zugleich empfinde ich sehr lebhaft, daß eine „englisch-deutsch-französische Entente“ die glücklichste Lösung unnatürlicher Bündnisse wäre, die in den letzten Jahren zwischen Nationen geschlossen worden sind und die, statt den Weltfrieden zu sichern, nur dazu dienen, ihn zu gefährden.

Man betrachte das französisch-russische Bündnis: was hat es Frankreich Gutes gebracht und was sind seine Gefahren? Es hat Frankreich Hunderte von Millionen entzogen, die Rußland eingehändigt worden sind, und von denen ein großer Teil in der Mandschurei begraben ist oder in der Straße von Korea auf dem Meeresgrund liegt. Seine Gefahren bestehen darin, daß die beiden befreundeten Nationen Frankreich und England jeden Augenblick durch alle möglichen Zufälligkeiten miteinander in Konflikt geraten können. Eine derartige Eventualität trat vor ein paar Wochen beinahe ein, als Japan fast bereits

auf dem Punkt war, Frankreich ein Ultimatum zu stellen, und wir in England begannen einen Zwist mit unsern Freunden, den Franzosen, zu befürchten. Für Englands wie für Frankreichs Sicherheit und Frieden ist zu hoffen, daß Frankreich das despotische heilige Rußland abschütteln und ihm auf lange Zeit oder für immer Lebewohl sagen wird.

England, Frankreich und Deutschland durch Bande der Freundschaft vereinigt, werden der Welt einen dauernden Frieden sichern. Durch ein solches Einvernehmen würden ihre Interessen nicht nur im fernen Osten und Marokko, sondern in allen Teilen der Welt am besten gewahrt werden.

Frankreich sollte Sedan vergessen, wie Preußen Jena vergessen hat, wie Oesterreich und Preußen schon längst aufgehört haben, an Königgrätz zu denken, wie wir alle unsre Kriege mit Frankreich vergessen und wie Briten und Buren das Kriegsbeil begraben haben. Denken wir lieber an die Zukunft und den Frieden und die Wohlfahrt der Nationen als an die Vergangenheit.

Ihr großer und kluger Kaiser Wilhelm, Englands Freund, unser geliebter König Eduard und Frankreichs edler Präsident Loubet arbeiten unaufhörlich am Werk des Friedens, und der „Anglo German Union Club“ kann nichts Besseres tun als sich zu bemühen, eine „Entente Cordiale“ zwischen Deutschland, England und Frankreich zustande zu bringen.

Ich verbleibe, sehr geehrter Herr

Ihr aufrichtig ergebener

G. Bennett,

Honorary Secretary.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XII

Unter den vielen Versuchen deutscher Patrioten, eine gemeinsame politische Aktion des deutschen Volkes nach außen hin, zur Abwendung der von Napoleon drohenden Gefahren, zustande zu bringen — Versuchen, die während des Jahres 1860 sich bald mit den Bestrebungen des Nationalvereins kreuzten, bald mit ihnen parallel liefen — ist auch derjenige des ehemaligen preußischen Ministers Freiherrn Heinrich v. Arnim zu nennen, aus Anlaß der savoyischen Frage eine Zusammenkunft von Landtagsabgeordneten aller deutschen Kammern zu veranstalten und dadurch ein mächtiges Organ für das lebhaft erregte nationale Empfinden des Volkes zu schaffen. Es war eine Idee, die an den deutschen Höfen lebhafte Bedenken erregte: schon sah man das Vorparlament des Jahres 1848 wieder aufsteigen, und die Persönlichkeit Arnims schien besonders geeignet zu sein, die Erinnerung an eine mit revolutionären Mitteln arbeitende nationale

Auslandspolitik heraufzubeschwören.[1]) Der letzthin an dieser Stelle veröffentlichte Briefwechsel zwischen Bennigsen, H. v. Arnim und A. L. v. Rochau zeigt, daß Bennigsen mit dem Plane einverstanden war, daß Arnim aber in Süddeutschland, zumal bei den Bayern, auf die er in persönlicher Verhandlung einwirken zu können hoffte, keinerlei Gegenliebe fand. Ebenso mißlang sein Versuch, die Württemberger zu gewinnen, wie der folgende Brief Reyschers an Bennigsen des näheren darlegt.

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 15. Juni 1860.

„Bei meiner Rückkehr am vorgestrigen Tage traf ich eine Einladung Duvernoys zu einer kleinen Zusammenkunft in Stuttgart, zu spät, um noch ihr beizuwohnen. Es handelte sich, wie mir seither mitgeteilt wurde, um den Plan einer Versammlung von Abgeordneten der deutschen Kammern Ende September dieses Jahres, von Freiherrn v. Arnim in Heidelberg angeregt und von dort aus durch Maier an Duvernoy mitgeteilt unter der Aufforderung, daß er und Römer die projektierte Einladung unterzeichnen. Arnim, Häusser und Mohl hatten bereits unterzeichnet. Arnim wandte sich nach München, um dort zu werben. Auch auf Ihre Unterschrift ist es abgesehen.

Indessen hatten die Stuttgarter mehreres gegen das Projekt, so wie es vorliegt, einzuwenden. Erstens, die Sache ist zu weit aussehend innerhalb drei Monaten — wie viel kann sich da ändern —, und ist nicht zu erwarten, daß binnen dieser Zeit der Plan vor die Oeffentlichkeit komme und am Ende Maßregeln dagegen ergriffen werden? Zweitens, eine Einladung an alle Ständemitglieder würde eine sehr gemischte Versammlung herbeiführen, welche kein sicheres Resultat erwarten ließe. So wie unsre Versammlungen in der Zweiten oder gar Ersten Kammer zusammengesetzt sind, wäre allerdings eher das Gegenteil von dem zu erreichen, was wir wünschen! Drittens, es müßte eine Vorbesprechung in kleinerem Kreise stattfinden.

Die Stuttgarter hatten noch ein andres Bedenken, das ich nicht teile, nämlich hinsichtlich der preußischen Führung, welche als Zweck aus der Einladung hervorleuchte. Einmal muß man doch aus der Unbestimmtheit der Wünsche herauskommen, und unter dem, ‚was zunächst jetzt nottue', läßt sich auch etwas andres denken, wie zum Beispiel die Berufung eines Parlaments. Mir scheint übrigens

---

[1]) So schrieb der Prinzregent von Preußen an Herzog Ernst von Koburg am 17. Juli 1860: „Wenn H. v. Arnims Aufforderung zu einer Art Vorparlament Folgen gehabt hätte, so würde ich dem bestimmt entgegengeschritten sein, weil dies die Repetition des schmählichen Anfanges von 1848 gewesen wäre und wir keine Repetition der Volksbeglückung von unten herauf brauchen können." In der Antwort Herzog Ernsts vom 21. Juli hieß es: „In Deinen gnädigen Zeilen fand ich erst die Bestätigung dafür, daß H. v. Arnim wirklich beabsichtigt hätte, zu einer Art Vorparlament jetzt aufzufordern. Ein solcher Schritt, der hinter dem Rücken der meisten seiner Freunde und Bekannten vorbereitet worden sein mag — (auch mir war der Plan unbekannt) — mußte ein tiefes Ridikül auf den sonst so tüchtigen Mann werfen." Ernst II., „Aus meinem Leben", Band III, 60 f.

die Einladung, wenn sie bloß gerichtet ist an einzelne Kammermitglieder und also nicht einen vereinigten deutschen Landtag bezwecken soll, nichts Besseres darzubieten als eine Generalversammlung des Nationalvereins, worin gleichfalls manche Abgeordnete sitzen. Unsre Versammlung bietet auch mehr Aussicht auf das Gelingen einer Vereinigung, da wir doch in wesentlichen Stücken eins sind, und verrückte Meinungen, wie die von Widenmann in der Wochenschrift, kaum ein paar Stimmen finden werden, wenn sie je sich geltend machen. Sollen wir — in einer andern Form — den alten Hader von neuem beginnen und gleichsam wieder von vorn anfangen? Haben wir nicht in der Anerkennung der Reichsverfassung und dem Antrag auf Berufung eines Parlaments Auskunftsmittel gefunden, die uns über die Hegemoniefrage, welche allerdings Zweifel in der fortdauernden unsicheren Haltung Preußens für viele darbietet, hinüberhilft?

Warum schließen sich die Herren nicht uns an? Sollen wir abgelöst werden durch die neue Form von Verbindung? Gervinus, Gagern, Maier und Rochau, die in Heidelberg den Plan mit besprochen haben, würden ja hier erst noch ausgeschlossen sein, da sie nicht Abgeordnete sind.

Die Stuttgarter haben nicht unterzeichnet, obgleich sie ihre Geneigtheit aussprachen, im Fall einer Berücksichtigung ihrer Einwendungen an einer Versammlung teilzunehmen, die zunächst zum Zwecke hätte, sich persönlich kennen zu lernen. Das wäre nun freilich blutwenig! Ich zweifle aber, ob Arnim in München bessere Geschäfte macht. Wenigstens werden sie dort keine Lust haben, wenn sie hören, daß die Stuttgarter vorläufig nicht mittun.

Auch ich möchte den Plan, wovon schon seit längerer Zeit die Rede war, nicht absolut verwerfen, aber so wie er vorliegt, ist er nicht gehörig überdacht und nur geeignet, die Konfusion noch größer zu machen. Wenn die Herren v. Arnim und so weiter an der gemeinsamen Sache mitarbeiten wollen, so sollen sie endlich sich entschließen, mit uns Hand in Hand zu gehen. Die Unbestimmtheit des Programms ist nur ein eitler Vorwand; ein definitives Programm wird sich ja stufenweise von selbst geben und liegt eigentlich schon in der Heidelberger Erklärung.[1])

---

[1]) Gemeint ist die unter der besonderen Initiative Bennigsens ergangene Erklärung gegen den hannoverschen Minister v. Borries.

Erklärung.

Der Minister Herr v. Borries hat in öffentlicher Sitzung der hannoverschen Kammer erklärt: Der Versuch der Gründung einer Zentralgewalt mit einheitlicher militärischer und diplomatischer Leitung

> „würde zu Bündnissen der deutschen Fürsten untereinander führen, ja, könne selbst zu Bündnissen mit außerdeutschen Staaten drängen, die sehr zufrieden sein würden, die Hand in Deutschlands Angelegenheiten zu bekommen."

Diesem Geständnisse eines deutschen Ministers, das die allgemeine Entrüstung erregt, setzen wir die Erklärung entgegen:

Das deutsche Volk ist entschlossen, keinen Fuß breit deutscher Erde unter fremde Botmäßigkeit gelangen zu lassen. Immer näher rückt die Gefahr, mit welcher eine fremde Macht

Ihre Bemerkung in Koburg, ‚man hätte mir zuviel nachgegeben‘, kann ich immer noch nicht verstehen. Ich möchte eher einen Tadel verdienen, weil ich zu sehr mich untergeordnet, indem ich nicht darauf bestanden, daß mein Entwurf eines Programms in Frankfurt zur Abstimmung gebracht werde. Die Preußen, ausgenommen Unruh, waren dafür und ließen mich durch Duncker bitten, darauf zu bestehen. Aber außer Ihnen, Veit und Brater sprach in der Kommission niemand dafür, und in der Versammlung wollte ich den Handel nicht von neuem beginnen. Hätte ich etwa dem Antrag, womit man uns Württembergern entgegenkam — das Schwerinsche Programm an die Stelle des Eisenacher Programms zu setzen —, beipflichten sollen? Dazu hätten Sie außer Barth, der ihn verfaßte, und außer Rochau, der ihn aufnahm, keine Unterschrift im Süden gefunden. Für das reine Eisenacher Programm nach der Schwerinschen Erklärung vielleicht nicht einmal eine: denn Titus, der in Eisenach unterschrieb, erklärte sich nachher dagegen, und Klüpfel, der sich jetzt dafür aussprach, wäre so wenig vorangegangen als andre Gothaer, zum Beispiel Duvernoy und Pfizer.“

*

Schon in dem Brief von Reyscher wird der Reichsverfassung von 1849 als eines Auskunftsmittels gedacht, um ‚über die Hegemoniefrage hinüberzuhelfen‘. Ebenso hatte Heinrich v. Arnim das vorsichtige Zurückgreifen auf die Reichsverfassung empfohlen. So sehen wir in diesen Monaten unter den Männern des Nationalvereins immer lebhafter die Frage erwogen, ob man es wagen dürfe, das Banner der Reichsverfassung zu entrollen und damit unmittelbar wieder an die Traditionen des Frankfurter Parlaments anzuknüpfen. Entscheidende Gründe sprachen dagegen, vor allem die Rücksicht auf den Prinzen

---

uns umstrickt, immer tiefer und weiter verbreitet sich die Erkenntnis, daß nur die einheitliche Leitung der militärischen Kräfte und der auswärtigen Politik die drohende Gefahr erfolgreich zu bekämpfen vermag.

Der deutschen Regierung, welche angesichts dieser Gefahr mit mannhaftem Entschluß, an der Spitze der im Parlament geeinigten Nation, für die Ehre, die Freiheit und die Macht des Vaterlandes in die Schranken tritt, wird das deutsche Volk mit Vertrauen die Vollmachten übertragen sehen, deren sie zur Lösung ihrer Aufgabe bedarf.

Die deutsche Regierung dagegen, welche ihre Pflicht so schmachvoll vergessen würde, daß sie bei auswärtigen Mächten einen Rückhalt suchte in Fragen der nationalen Entwidlung, bei feindlichen Mächten Hilfe suchte oder annähme zur Abwehr der Opfer, welche zu kraftvoller Bekämpfung dieser Feinde von ihr gefordert werden, eine solche Regierung würde dem öffentlichen Urteil und dem Schicksal verfallen, welches Verrätern gebührt.

Heidelberg, den 6. Mai 1860.

C. Welcker, Gustav Duvernoy aus Stuttgart, A. L. Reyscher aus Cannstatt, G. Tafel aus Stuttgart, Dr. jur. Pagenstecher aus Heidelberg, J. Hölder aus Stuttgart, K. Brater aus München, A. L. v. Rochau in Heidelberg, F. Streit aus Koburg, Lang aus Wiesbaden, Metz aus Darmstadt, Dr. Sigm. Müller aus Frankfurt a. M., v. Bennigsen aus Hannover, Dr. Pagenstecher sen. in Heidelberg, H. Gagern in Heidelberg, Dr. C. Meyer in Heidelberg, J. Jolly in Heidelberg, G. Gervinus in Heidelberg, E. Pickford in Heidelberg, Vangerow in Heidelberg, v. Dusch in Heidelberg.

von Preußen — aus diesem Grunde riet vor allem auch der Herzog von Koburg dringend ab —, auf der andern Seite verlangten die Süddeutschen, daß man durch die Neubelebung dieses glänzenden Symbols der deutschen Einheitsbestrebungen dem Wollen und Fühlen des Volkes entgegenkomme. Aus dem Briefwechsel über diese Frage greife ich noch zwei Gutachten (sie sind an das geschäftsführende Ausschußmitglied des Nationalvereins in Koburg, den Advokaten Streit, gerichtet) heraus, von denen das erste, von dem Obergerichtsanwalt Miquel in Göttingen herrührend, durch Schärfe, Klarheit und praktischen Blick schon die bestechenden Fähigkeiten des späteren Staatsmannes verrät.

Miquel an Streit.

Göttingen, den 11. Juni 1860.

„Indem ich mich beeile, die an mich ergangene Aufforderung, meine Ansicht und meine Wahrnehmungen über die öffentliche Meinung in meiner Gegend in der Frage wegen der deutschen Reichsverfassung mitzuteilen, zu entsprechen, muß ich vorausschicken, daß auch hier diese Frage im Kreise von politischen Männern in letzter Zeit vielfach besprochen ist, daß aber bezüglich derselben eine „öffentliche Meinung" nicht existiert. Das Volk hier, selbst der gebildete Teil hat keine irgendwie lebhafte Erinnerung an die Reichsverfassung, empfindet hier noch weniger eine regsame Sympathie für dieselbe — im Gegenteil ist die Erinnerung an die Reichsverfassung zugleich eine Erinnerung an unsre Fehler von 1848, welche mehr entmutigt als anregt. Von dieser Seite geht ein Verlangen nach der Reichsverfassung in hiesiger Gegend zweifellos und jedenfalls nicht vom Volke aus. Ueberhaupt ist die Masse der politisch Denkenden hier nur geleitet von dem Ekel an der Kleinstaaterei und von der Notwendigkeit wirksamen Schutzes der deutschen Nationalität nach außen. Ein bestimmtes positives Verfassungsprogramm verlangt niemand. Man will die Einheit, selbst mit vollständiger Beseitigung der Mittelstaaten, hält ihre Verwirklichung für eine Frage der Macht und der Zeit, welche jedoch ohne Preußen nicht zu lösen ist. Der Nationalverein bedarf also hier, um seine Zwecke zu fördern, der Reichsverfassung nicht.

Was meine eigne Ansicht betrifft, so verneine ich die Zweckmäßigkeit einer Maßregel, durch welche wir die Reichsverfassung als unser Programm akzeptierten, mit Entschiedenheit.

Ich verkenne nicht, daß die Annahme dieses Programms den doppelten Vorteil eines jeden positiven Programms und einer Rechtsbasis bieten, auch das Mißtrauen der süddeutschen Gefühlspolitiker wesentlich beseitigen würde, aber ich halte diese beiden einzigen Vorteile durch die Nachteile für bei weitem überwogen.

1. Wollen wir eine uns durch die auswärtigen Konstellationen gebotene Handhabe richtig benutzen, so müssen wir dem Volke die Notwendigkeit der dieser Konstellation entsprechenden praktischen und einfachen Maßregeln vorhalten, das heißt Einheit der militärischen und politischen Leitung, und uns

hüten, die durch die vielen materiellen Bestimmungen der Reichsverfassung notwendig hervorgerufenen Differenzen der Meinungen über die innere Politik in einer Zeit zu vermehren, wo die Gefahr von außen sie augenblicklich in den Hintergrund treten läßt.

2. Akzeptieren wir die Reichsverfassung, so muß sie für uns natürlich eine Rechtsbasis sein. Ist sie dies nicht, so würde sie zu einem einfachen Entwurf herabsinken, welcher, ein Produkt der Zeit, heute viel besser von irgendeinem Privatmanne vorgelegt werden könnte. Ist sie nun aber eine Rechtsbasis, so sind für uns alle deutsche Regierungen renitent; wir geraten auch zur preußischen Regierung in einen scharfen Gegensatz, welcher ein allmähliches Vorwärtsgehen respektive Vorwärtsschieben sehr erschwert, wenn nicht unmöglich macht.

3. Jede Rechtsbasis bindet natürlich uns selbst. Sich aber dann ohne Not die Hände binden, wenn sich weder übersehen läßt, ob wir für die Einführung der Reichsverfassung selbst Wesentliches erreichen können, noch, ob und wie und wo schließlich handelnd eingegriffen werden muß, halte ich für einen politischen Fehler, welcher sich schwer rächen muß.

4. Für mich ist die schwerste Aufgabe des Nationalvereins die, die der deutschen Nation jetzt noch anklebende politische Energielosigkeit zu überwinden, dem Volke Vertrauen zu sich selbst zu geben, es auf seine eigne Kraft zu verweisen. Wir sind keine Gothaer, welche, mißtrauisch gegen das Volk, alles dem preußischen Staate überlassen, nie ein selbständiges Handeln des Volkes anregen und alles durch die Regierungen erreichen wollen. Noch weniger sind wir kleinstaatliche Konstitutionelle, welche den Untergang der Mittelstaaten scheuen.

Je mehr die Macht des preußischen Staates uns unentbehrlich, je wahrscheinlicher — nach der Stimmung des preußischen Volkes — es ist, daß für lange Zeit jede Aktion nur mit der Hohenzollernschen Dynastie möglich ist, je weniger Vertrauen uns diese aber noch jetzt einflößt, um so mehr muß unser Bestreben dahin gerichtet sein, dieser Dynastie ihre Aufgabe leicht zu machen. Wann wird ihr diese am leichtesten? Wenn das Volk in den kleinen Staaten am entschiedensten vorgeht. Nun so hütet euch doch, die Kraft des Volkes zu zersplittern, indem ihr alle Fragen der inneren Verwaltung aufs Tapet bringt, die rücksichtslose Energie zu schwächen, indem ihr aus einer Existenz- und Bedürfnisfrage eine Rechtsfrage macht, das gewaltige Ringen eines großen Volks, sich von Grund aus neu zu konstituieren, in eine Agitation verlaufen laßt, welche an die Adresse der jetzigen Regierungen zur „endlichen Annahme" der Reichsverfassung gerichtet ist und den „glücklich (so ziemlich) beseitigten" Glauben wiedererweckt, daß man mit dem jetzigen Staatensystem bestehen könne.

5. Wenn ich so zweifelhaft bezüglich der Frage bin, ob die Reichsverfassung jemals unser Programm werden kann, so bin ich doch ganz zweifellos darüber, daß diese Fahne jetzt nicht aufgesteckt werden darf.

Wäre man gewiß, daß Preußen sie aufnehmen würde oder auch nur, daß es sie nicht übel aufnehmen würde, und glaubte man durch eine entschiedene

Agitation für dieselbe bald ein günstiges Resultat zu erzielen, so möchte man allerdings die Sache anders beurteilen. Wenn Preußen entschieden deutsch handeln will, so ist jede Form dieses Handelns ziemlich gleichgültig. Uneingeweiht nun, wie ich bin, in die Geheimnisse der preußischen Politik, kann ich aus allem nur schließen, daß die Reichsverfassung derselben jetzt viel zu weit geht und ihren unmittelbaren Zwecken, sich rasch zu verstärken durch einen halben Frieden mit den Kleinstaaten, in keiner Weise entspricht und sie daher zurückschrecken wird vor der Unterstützung einer Verfassung, welche das Innere des eignen Staatslebens von Grund aus umwälzen müßte und doch keine unmittelbare Tendenz für die preußische Hegemonie hat. Die Mittelstaaten würden zugleich alle durch die Reichsverfassung verletzten Interessen, alle durch dieselbe verurteilten Vorurteile gegen uns aufrühren können, während sie im Fall der Gefahr dem Ruf nach einheitlicher militärischer und politischer Leitung nichts entgegensetzen können als ihren eignen Egoismus. Wer die Reichsverfassung jetzt nicht will, der will eine einfache durch die Umstände gebotene Frage als Ausgangspunkt festhalten und von da vorschreiten, wer die Reichsverfassung — die Lösung der ganzen Frage auf dem Papier — als Ausgangspunkt nimmt, der verwechselt Mittel und Zweck und wird nichts erreichen.

Oder mit andern Worten: die wollen die Reichsverfassung, welche von den tatsächlichen, vorhandenen Machtverhältnissen Abstand nehmen und in der Luft sich Häuser bauen. Die wollen sie jetzt nicht, welche, die leidige Wirklichkeit berücksichtigend, lieber etwas erreichen als gar nichts.

Wenn der Zweck oder die Folge der Agitation für die Reichsverfassung darin liegen sollte, die praktische Frage der preußischen Hegemonie zu beseitigen durch die ideale Frage des „deutschen Rechts", der „deutschen Freiheit" und der „deutschen Einheit", so würde ihr Motiv verwerflich oder ihr Resultat verderblich sein. J. Miquel."

*

A. L. v. Rochau an F. Streit.

Heidelberg, 7. Juni 1860.

„Es würde mir sehr schwer werden, jetzt auf drei Tage abzukommen, denn so wenig auch die Wochenschrift bis jetzt leisten mag, so viel Arbeit macht sie mir doch. Da ich nun in der augenblicklich schwebenden Frage meine Stimme ganz gut schriftlich abgeben kann, so verzichte ich für diesmal lieber darauf, Ihrer Einladung zu folgen.

Die baldige Abhaltung einer Versammlung, wie sie auf Pfingsten beabsichtigt war, halte ich für sehr ratsam. Frankfurt würde vielleicht der geeignetste Ort sein, wiewohl auch gegen Heidelberg, Gotha, Eisenach nicht viel einzuwenden sein möchte. Für den wichtigsten Gegenstand der Beratungen würde ich die Militärfrage und innerhalb derselben wieder die Sache der Volksbewaffnung halten. In dieser Angelegenheit kommt es auf eine kräftige Initiative an, oder

es geschieht nichts. Dazu kommt, daß wir den Plan nicht bloß anregen, sondern auch mit seiner Ausführung den Anfang machen können. Nichts verhindert, daß man an jedem Orte, wo sich zehn oder zwanzig waffenlustige Leute finden, mit dem Beispiele der Bewaffnung und Einübung vorangeht. Und das kann geschehen vierundzwanzig Stunden, nachdem eine Versammlung namhafter Männer den entsprechenden Beschluß gefaßt hat. Von selbst versteht es sich übrigens wohl, daß nur auf Einladung Zutritt zu dieser Versammlung gewährt wird.

Als zweiten Gegenstand der Besprechung denke ich mir die Frage von der Reichsverfassung, wiewohl ein Beschluß darüber sicherlich nur in einer Generalversammlung des Nationalvereins gefaßt werden kann. Dem Rückgriff auf die Reichsverfassung stehen manche ernste Bedenken entgegen, ich bin aber überzeugt, daß derselbe früher oder später geschehen muß. Schon deshalb, weil die Reichsverfassung jedenfalls von irgendeiner andern Seite her auf den Schild gehoben werden wird, so daß es sich nur darum handeln kann, ob der Nationalverein sich freundlich oder feindlich zu derselben verhalten will. Das letztere ist aber ebenso unmöglich wie eine ignorierende Neutralität. Diese Sache muß jedoch reiflich erwogen und von allen Seiten sorgfältigst geprüft werden, ehe man sie an die Generalversammlung bringt, denn jeder falsche Schritt könnte hier sehr gefährlich werden. Vor der nächsten Generalversammlung ist mir überhaupt ein wenig angst; kommen wir aber zu einem wohlbemessenen Beschluß hinsichtlich der Reichsverfassung, so ist der Verein als solcher über alle Klippen hinaus. Nagel wird Ihnen gesagt haben, daß auf Betrieb Arnims Ende September eine Versammlung von Landtagsabgeordneten verschiedener Kammern hier zusammentreten wird. Da ließe sich vielleicht eine Kombination mit unsrer Generalversammlung herstellen, die folgenreich werden könnte. Um aber auf das Nächstliegende zurückzukommen, so wird es auch nicht an eigentlichen Ausschußgeschäften fehlen, welche im Laufe der nächsten Wochen erledigt sein wollen. An Stoff für die beabsichtigte Versammlung wird also kein Mangel sein.

Gestern war Orges[1]) bei mir. Obgleich ich die unverschämte Art, in welcher er seine Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Vorstandes in den neuesten Zeitungen ausbeutet, gestern noch nicht kannte, so bin ich gegen ihn doch so aufgetreten, als ob ich sie gekannt hätte. Der Mensch ist im Grunde genommen ein Windbeutel und Faselhans.

Ich habe vergessen, mich gegen Nagel über den Z.schen Vorschlag zu äußern, der darauf hinausgeht, die Wochenschrift in ein Blatt für den Bürgers- und Bauersmann zu verwandeln. Dieser Vorschlag ist meines Erachtens ein Unsinn, denn erstens gibt es im ganzen Nationalverein vielleicht nicht einen einzigen Mann, der für jene Klassen mit drastischer Wirkung schreiben kann; zweitens

---

[1]) Ueber H. Orges, den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", und seine Versuche, politische Geschäfte mit dem Nationalverein zu machen, wird die nächste Nummer dieser Veröffentlichung weitere Aufschlüsse bringen.

sind es nicht jene Klassen, welche die Politik und die Geschichte in Deutschland machen; drittens ist der Kleinbürger und der Landmann in jeder deutschen Landschaft ein andrer, seinen Gewohnheiten, seinen Vorurteilen, seiner Bildung, seinem Interesse nach, und will also in Pommern ganz anders behandelt werden als in Schlesien, in Niedersachsen anders als in Thüringen, in Bayern anders als in Schwaben und so mehr; woraus denn folgt, daß ein populäres Blatt für ganz Deutschland im Sinne jenes Vorschlags eine reine Unmöglichkeit ist. Jenes Gebiet kann lediglich durch die Lokalpresse bearbeitet werden."

*

R. v. Bennigsen hatte schon im Jahre 1859 bei der Gründung des Nationalvereins Gustav Freytag kennen gelernt, der Beginn eines herzlichen Verhältnisses, das die beiden Männer seitdem dauernd verband. Der erste Brief Freytags ist noch ein Nachklang zu der Zusammenkunft des Prinzregenten von Preußen und der übrigen deutschen Fürsten mit Napoleon im Juni 1860 und dem bei dieser Gelegenheit von den Königen unternommenen Versuch, auf den Prinzregenten im Sinne einer schärferen Behandlung des Nationalvereins einzuwirken.[1]) Die von Freytag mitgeteilte Aufzeichnung des Prinzregenten über seine Besprechung mit dem Könige von Bayern ist inhaltlich nicht unbekannt, seitdem sie von W. Oncken ausführlich verwertet wurde.[2]) Trotzdem mag die Mitteilung des an einigen Stellen unerheblich abweichenden, wenn auch unvollkommenen Freytagschen Textes (das Original der Aufzeichnung des Prinzregenten war in französischer Sprache verfaßt) nicht unerwünscht sein. Freytag hatte das Aktenstück ohne Zweifel auf dem Wege Auerswaldt—Max Duncker erhalten; bezeichnend genug, daß er es damals seinem Freunde, dem Herzog Ernst von Koburg, vorenthielt, aber dem Präsidenten des Nationalvereins mitteilte!

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben, 23. August 1860.

„Sehr geehrter Herr!

Es ist mir sehr leid gewesen, daß ich nicht mehr die Freude hatte, Sie vor Ihrer Abreise von R(einhardsbrunn) zu sprechen.[3]) Nehme mir daher die Freiheit, Ihnen folgenden, den Nationalverein betreffenden Passus aus einem schriftlichen Memoire mitzuteilen, welches der Prinz von Preußen am 20. Juni 1860 über seine Unterredungen mit dem König von Bayern selbst aufgesetzt hat. Diese Unterredungen fanden unmittelbar nach der Zusammenkunft in Baden statt, sollte Ihnen anderweitig bereits Mitteilung des Schriftstücks geworden sein —

---

[1]) Vergleiche darüber die Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg, Band III.

[2]) „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I.", Band I, Seite 459 bis 463, und „Unser Heldenkaiser", Seite 67 ff.

[3]) Am 11. August war Freytag mit Bennigsen bei Herzog Ernst in Reinhardsbrunn gewesen. Vergleiche „G. Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel 1853 bis 1893", herausgegeben von Eduard Tempeltey, Seite 143.

welches, soviel mir bekannt, dem Herzog nicht zugänglich geworden ist —, so bitte ich, diese Zeilen mit dem guten Willen des Absenders für motiviert zu halten. Soviel mir bekannt, ist das umfangreiche Schriftstück nur wenigen bekannt. Ich begehe keine Indiskretion, indem ich Ihnen darüber schreibe, denn ich bin nur soweit zur Verschwiegenheit verpflichtet, als meine preußischen Ueberzeugungen mir solche auferlegen, und ich bin überzeugt, durch die Mitteilung an Sie etwas möglicherweise Nützliches zu tun. Ich habe mich Ihrem Wirt von neulich gegenüber aus eigner Machtvollkommenheit zu einem Agenten des preußischen Volkes bestellt, und versuche, soviel in meiner Lage möglich ist, ihn auf der Bahn zu halten, in welche seine Vergangenheit und seine Ehre ihn führen, auf der Seite Preußens. Demungeachtet halte ich mich für verpflichtet, ihm das erwähnte Schriftstück nicht mitzuteilen.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster Freytag."

Anlage.

„Der König von Bayern, ohne Zweifel von den andern deutschen Fürsten beauftragt, versuchte gestern, mir ausführlich die Anspielungen in der Rede des Königs von Württemberg zu erklären, indem er auf die drei folgenden Punkte Bezug nahm.

Erstens: Die militärische Konvention, welche für den Bund projektiert wird,

NB. weitläufige Verhandlungen, in denen Bayern die Furcht ausspricht, daß die preußische Zweiteilung die Mittelstaaten mediatisieren werde, der Prinz umgehend und stark repliziert, keine Vereinigung.[1])

Zweitens: Der zweite Punkt, den der König beauftragt war zu besprechen, war die Einschränkung des Nationalvereins. Er forderte mich auf, mit aller Energie dagegen zu opponieren, weil der Verein bouleversierende Zwecke habe und diese unter der Annahme (présomption) verfolge, er könne auf Sympathien in Preußen rechnen und handle eigentlich in Preußens Sinn.

Ich bat ihn um Mitteilungen, welche diese Behauptung beweisen könnten, und setzte hinzu, im Fall der Verein solche Dinge gutheiße, was mir unbekannt sei, dürfe man ihm nur die Antwort zukommen lassen, die ich dem Minister G. Schwerin für die Stadt Stettin habe geben lassen, daß ich außerdem die Prinzipien meiner deutschen Politik in meiner Thronrede niedergelegt habe, in der Art, daß niemand an meiner Loyalität zweifeln dürfe. Und wenn Energie in dem Sinne zu verstehen sei: Polizeimaßregeln gegen den Verein oder seine Mitglieder zu gebrauchen, so werde ich dieser Aufforderung nicht folgen, denn durch solches Verfahren würde man dem Verein mehr Wichtigkeit beilegen, als er in Wirklichkeit hat. Er müßte denn Handlungen begehen, welche gesetzwidrig sind oder die betreffenden Institutionen umstürzen (pervertir), in welchem Fall ich der erste sein würde, ihn zu werfen. Die Verfolgungen, die in Sachsen,

---

[1]) Der Inhalt dieses von Freytag nur mit ein paar Worten wiedergegebenen Teils der Besprechungen ist aus W. Oncken, „Unser Heldenkaiser", Seite 67 zu ersehen.

Hannover und so weiter stattgefunden, seien überall gemißbilligt worden. Das Wesen des Vereins sei ein nationales, und man dürfe daran nicht ungestraft rütteln.

Der König von Bayern war mit dieser Anschauungsweise zufrieden und sagte, daß auch er keinen Befehl zu Verfolgungen gebe.

Ich ergriff die Gelegenheit, dem König die Prinzipien zu erklären, welche ich seit Annahme der Regentschaft durchzuführen entschlossen bin. Da ich eine Konstitution fand, war es meine Pflicht, mich ihr anzupassen (conformer) und sie nicht durch unnatürliche Auslegungen zu verfälschen. Ich habe lange genug neben der Regierung gestanden, um mich von dem Uebel zu überzeugen, welches durch das System des vorigen Ministeriums hervorgebracht wurde. Ich sagte das dem König und daß ich nicht auf die Frage eingehen wollte, ob Konstitutionen zum Wohle des Volkes gereichten. Wo sie aber beständen, sei der Gedanke, „die Regierungsmaßregeln öffentlich zu machen und das Volk zu einer berechtigten Teilnahme an der Legislatur heranzuziehen", so sehr durch alle Gemüter gedrungen, daß es sehr gefährlich wäre, sich dagegen aufzulehnen. Denn solche Opposition würde das Mißtrauen des Souveräns gegen das Volk dokumentieren. Wegen dieser Empfindung des Mißtrauens sei es nach meiner Meinung falsch, die Sicherheit des Throns nur in den Beschränkungen der Konstitution zu suchen, sondern nach meiner Ansicht liegt die Sicherheit der Regierung in dem weisen Wechsel, die Regierungszügel anzuziehen und nachzulassen. Daß ich mir vorgenommen hätte, in diesem Sinne zu regieren und daß ich darum eine freiere Bewegung in dem konstitutionellen Sinn zugegeben habe, aber indem ich sie gestatte, mich wohl hüten werde, die Zügel ganz zu verlieren.

Der König unterbrach mich an dieser Stelle: „Ich hoffe, daß Du nicht traurige Erfahrungen machst, die schwer zu überwinden sind, wie es so viele andre konstitutionelle Regierungen erlebt haben."

Ich erwiderte ihm, daß ich mir diese Frage oft gestellt hätte, und in den Anschauungen, die ich ihm soeben dargelegt, eine beruhigende Antwort gefunden. Ich verglich die Kunst zu regieren mit der, das Bett eines Flusses zu regulieren. Dazu muß man die Ufer verbessern und befestigen, da, wo der Strom sie überfluten oder zerstören könnte, aber man darf sie nicht zu weit oder zu enge legen und um keinen Preis einen Damm quer durch das Bett ziehen. — In England hat man die Dämme zu weit entfernt gezogen, in Hannover und Kurhessen der Strömung zu nah gelegt; ich hoffe, Preußen sei fähig, die Mitte zu halten."

*

Zum Schluß sei noch ein etwas älterer, aus den Akten des Nationalvereins stammender Brief Bennigsens an Streit mitgeteilt, der über die Anfänge der Organisation des Nationalvereins einige Aufschlüsse enthält und besonders für einige politische Lieblingsüberzeugungen des Briefschreibers in damaliger Zeit von Bedeutung ist.

R. v. Bennigsen an Streit.

Bennigsen, 25. Dezember 1859.

„Ihren Brief vom 21. dieses Monats, mein geehrtester Freund, beeile ich mich zu beantworten. Für die Mitteilung des Reyscherschen Schreibens danke ich, eine ähnliche, etwas kürzere Notiz hatte ich von ihm gleich nach der Göppinger Versammlung erhalten. Wenn der Beitritt in Württemberg noch nicht hat erfolgen sollen, so müssen wir mit dem Resultate der Versammlung zufrieden sein. Jedenfalls sind die Württemberger uns näher gekommen. Der Einfluß der Ultramontanen scheint mir hinderlicher gewesen zu sein als der der Roten. Das Auftreten der badischen Kammer gegen das Konkordat, was anscheinend sicher zu erwarten ist, muß viel dazu beitragen, in Württemberg Nachfolger zu werben und dann das Bündnis der Liberalen und Ultramontanen wie Probst und so weiter zu sprengen.

Beselers Manuskript hat Lehmann mitgenommen, um mit Beseler weiter darüber zu verhandeln.[1]) Ich schreibe dieserhalb noch heute an Riesser. Daß Nagel[2]) vom Verein 400 Taler bekommt, scheint mir keineswegs zu viel. Ich habe auch nichts dagegen, wenn er 500 erhält. Hoffentlich ist er eingetroffen oder kommt doch Neujahr. Sie müssen arg im Gedränge sein durch den Tod von Herrn Richter und Arbeitshilfe dringend bedürfen. Sobald tunlich, jedenfalls sofort nach Nagels Ankunft, müssen die Verhältnisse mit beiden Preßabteilungen genau geregelt werden. Inzwischen werden ja auch von Berlin und Frankfurt bestimmte Vorschläge einlaufen und sind dann die Verhältnisse (Kompetenz, Personen, Geldpunkt, Korrespondenz) möglichst genau und übereinstimmend zu ordnen.

Es scheint mir sehr zweckmäßig, in den ersten Monaten des nächsten Jahres einige größere Schriften vom Ausschusse erscheinen zu lassen, welche tiefer in die Sache eingehen, als es die Flugblätter beabsichtigen, sich auch eine Schichte höher in der Bevölkerung adressieren. Wir könnten dazu Fischel oder Rochau oder beide engagieren. Planck würde für solche Arbeiten auch sehr geeignet sein. Was uns in Deutschland totmacht, ist die Bureaukratie und ihr Gegenstück, die mangelnde Selbstverwaltung und gehinderte Freiheit der Arbeit und des Arbeiters. Eine Broschüre, etwa ‚Ueber den Wert des Beamtentums und seine Ausartung', könnte (natürlich unter Berücksichtigung gesamtdeutscher Zustände) historisch, politisch und statistisch die Entstehung und Bedeutung, die Ausartung mit der Unterdrückung wirtschaftlicher Freiheit und der Aufsaugung alles politischen Lebens, die Mittel endlich zur Heilung in Wirtschaft und Politik und mit dieser zugleich die Einschränkung des Beamtentums auf das Gebiet, wo es dauernd berechtigt ist, behandeln.

---

[1]) W. Beseler hatte dem Nationalverein ein Manuskript über die schleswig-holsteinische Frage zur Verfügung gestellt. Der Advokat Th. Lehmann in Kiel war Ausschußmitglied des Nationalvereins für Schleswig-Holstein.

[2]) Anfangs Sekretär von Streit, dem geschäftsführenden Ausschußmitglied des Nationalvereins, später nach dem Rücktritt Streits selbst Geschäftsführer des Nationalvereins.

In genauem Zusammenhang kann dieser Gegenstand mit dem Thema einer zweiten Broschüre, etwa ‚Ueber Wesen und Nachteile des Partikularismus in Deutschland‘, gebracht werden. Unsre Entwicklung zu Sonderstaaten im Gegensatz zur französischen Zentralisation aus Natur und Geschichte der Deutschen zu schildern; ihre krankhafte Ausbildung zu erklären; der ungeheure politische, moralische und finanzielle Schaden derselben; die untergeordnete Bedeutung der Vorzüge der individuellen Entwicklung in Sitte, Recht, Kunst gegen solche Verluste; endlich der Nachweis, wie das Wesentliche dieser letzteren Vorzüge gerettet werden kann und doch das politische Gemeingefühl und politische Macht für Deutschland wiederhergestellt werden können. Hier müßten die notwendigsten Voraussetzungen für diese Herstellung entwickelt, auch mit hinreichender Bestimmtheit und Einzelnheit dasjenige bezeichnet werden, was von der politischen Macht der jetzigen Einzelstaaten auf die Bundeszentralgewalt übertragen werden muß. Ganz naturgemäß wird sich hier die Folgerung ergeben, daß nicht zwei Großmächte solche Uebertragung zulassen können, und die eine Großmacht, Preußen, welche für einen deutschen Bundesstaat unentbehrlich ist, nur dann, wenn sie selbst den Kern und Mittelpunkt der neugeschaffenen deutschen Macht bildet.

Ueberlegen Sie sich diese Vorschläge und teilen Sie dieselben im Januar den Ausschußmitgliedern mit. Ich setze dabei voraus, daß Sie und die übrigen Mitglieder mit mir darin einverstanden sind, daß hier, wo wir einmal vorerst auf keine praktischen Erfolge rechnen können, noch ein gutes Stück geistiger Arbeit und Aufklärung durch die besten uns zu Gebote stehenden publizistischen Kräfte zu leisten ist. Wir dürfen uns gar keine Illusionen machen. Die Meinungen gehen auf diesen beiden Gebieten, namentlich wenn man aus Allgemeinheiten heraustritt, noch sehr auseinander. Ist auch die Verwirrung nicht mehr so babylonisch, wie sie 1848 war, so würde doch ohne eine vorhergehende Sichtung und Abklärung die Uneinigkeit der deutschen Bevölkerung das Zustandekommen eines befriedigenden Verfassungswerks auch in diesem Augenblick noch hindern, wenn uns auch günstige Umstände die Einberufung eines Parlaments brachten.

Ganz der Ihrige

Bennigsen.“

Eine Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetze

Von

M. v. Brandt

Von dem neunzehnten Jahrhundert ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß es das Zeitalter der Kongresse gewesen sei, und das zwanzigste, so jung es auch ist, scheint ihm in dieser Beziehung nichts nachgeben zu wollen. Ueberall tagen und beschließen Kongresse, und man kann keine Zeitung zur Hand nehmen, ohne nicht auf Berichte über die in einem solchen gehaltenen Reden und gefaßten

Beschlüsse zu stoßen. Freilich handelt es sich bei diesen Kongressen nicht um Zusammenkünfte ergrauter Staatsmänner, bei denen unter vielem Schütteln des Kopfes und genauer Beobachtung der Formen die schwierigsten Fragen des Verkehrs der Völker untereinander zu lösen versucht werden, es sind vielmehr Männer der Wissenschaft und des täglichen Lebens, die zusammenkommen, um die gemachten Erfahrungen auszutauschen und sich über im gemeinsamen oder öffentlichen Interesse zu ergreifende Maßregeln auszusprechen und zu einigen. Bald sind es Mediziner, innere und äußere, die tagen, bald Balneologen, Gasthausbesitzer, Antialkoholiker, Temperenzler, Frauenrechtlerinnen, Friedensfreunde, Juristen, die in ihrem Fache internationale Vereinbarungen herbeizuführen bestrebt sind, und wie die Scharen alle heißen mögen, die zu einer oder der andern Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen suchen. Manches Wort mag bei solchen Gelegenheiten dem Gehege der Zähne entfliehen, das besser im tiefsten Herzen verschlossen geblieben wäre, und manche mehr oder weniger wackelige Theorie von begeisterten Anhängern aufgestellt werden, aber es läßt sich im allgemeinen nicht in Abrede stellen, daß nicht dem öffentlichen Interesse allein, sondern auch dem öffentlichen Gewissen wertvollste Anregungen gerade aus solchen Versammlungen zugegangen sind. Man braucht nur daran zu denken, wie wesentlich die Fragen der Kinderpflege, der Lungenkrankenheilstätten, der internationalen Schiedsgerichte und des Roten Kreuzes durch solche Kongresse und das durch sie an diesen Fragen erregte Interesse der großen Menge, des Volks, gefördert worden sind. Wo dieses öffentliche Interesse sich weniger stark beteiligt hat, lag dies entweder daran, daß es sich um fachwissenschaftliche oder nur die persönlichen Angelegenheiten der Beteiligten angehende Fragen handelte oder wo die aufgestellten Theorien und Forderungen, wie bei den absoluten Abstinenzlern und Friedensfreunden, über das Ziel herausgingen, das andern als den Fanatikern des Systems erreichbar schien. Der Antialkoholiker soll hier nicht gedacht werden, wohl aber der Friedensfreunde, deren praktischer Mißerfolg — Nichterfolg ist vielleicht richtiger — den unleugbaren Beweis geliefert hat, daß die große Menge für ihre Ideale nicht reif ist. Und man kann das kaum bedauern. Es gibt Fragen der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit und des nationalen Interesses wie auch der nationalen Ehre, in denen kein Staat von andern als von sich selbst Rat und Entscheidung annehmen kann, aber wohl ließen sich auch für die Gesellschaft der Friedensfreunde oder etwas ähnliches praktische Erfolge erhoffen, wenn das zu erreichende Ziel etwas niedriger gesteckt würde. Es gibt eine ganze Menge Gesellschaften, die auf dem Boden eines milderen oder schärferen Chauvinismus arbeiten und die es sich angelegen sein lassen, sich zur Erreichung ihrer Ziele an die nationalen Gefühle, wohl auch Vorurteile der Menge zu wenden. Sollte es da nun bei der Erleichterung und Vervollkommnung des internationalen Verkehrs nicht möglich sein, an die Intellektuellen aller Länder zu appellieren und sie aufzufordern, sich zu einem Verbande zusammenzuschließen, dessen Hauptaufgabe darin bestehen würde, gemeinschaftlich der Verhetzung der verschiedenen Nationen untereinander

entgegenzutreten, in der die gelbe Presse aller Länder ihre Hauptaufgabe sucht? Im Leben der Völker geht es nicht anders zu wie in dem der Individuen. Menschen, die sich nicht haben ausstehen können, solange ihnen die persönlichen Beziehungen fehlten, entdecken nach Anknüpfung solcher sehr häufig, daß der andre sehr viel besser ist, als jeder sich eingebildet hatte, und so entwickelt sich auf der Grundlage gegenseitiger Bekanntschaft das Gefühl gegenseitigen Verständnisses und der sich aus demselben ergebenden Achtung. Sollte das, was im Leben der Individuen zu den Alltäglichkeiten gehört, sich nicht in dem der Völker herstellen lassen und sich auf dem Boden gegenseitigen Bekanntwerdens miteinander nicht das Verständnis und die Achtung erzielen lassen, die mehr als alles andre dazu dienen würden, Reibungen zu verhindern oder wenigstens zu vermindern und damit den gewerbsmäßigen Hetzern das Handwerk zu legen? Die Zahl dieser letzteren ist gewöhnlich keine sehr große, wenn auch die der Dummen, die auf sie hereinfällt, Legion zu sein pflegt. Es handelt sich also darum, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und dem auf der Unbekanntschaft der Völker miteinander aufgebauten Verhetzungssystem durch das Bekanntmachen derselben miteinander die Grundlage zu entziehen. Versuche dazu sind vielfach gemacht worden. Abordnungen von Parlamentariern, Handelskammern, kaufmännischen und wissenschaftlichen Vereinen, auch bloße Scharen von Ausflüglern unter gemeinsamer Führung haben wiederholt benachbarte Länder besucht, und wenn die Reden manchmal auch etwas überschwenglich klangen und vielfach die Hoteliers und Weinwirte am meisten von der entfachten Begeisterung zu profitieren schienen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß solche gesellschaftliche Zusammenkünfte nicht unerheblich zur Anbahnung besserer Bekanntschaft wie zu der Herabminderung bestehender Mißverständnisse und dadurch zu der Möglichkeit internationaler Verständigungen beigetragen haben, die in der letzten Zeit hier und dort zutage getreten sind. Von deutscher Seite hat man sich an solchen Besuchen und Empfängen leider wenig oder gar nicht beteiligt; das mag zum Teil an der deutschen Schwerfälligkeit liegen, ist aber wohl hauptsächlich dem tatsächlichen Mangel an Fühlung zuzuschreiben, der zwischen den herrschenden Kreisen in Deutschland — und darunter sind nicht nur die regierenden zu verstehen — und Industrie und Handel und wohl auch Wissenschaft besteht. Wie soll man sich fremden Vertretern derselben gegenüber begeistern, wenn man den eignen die kalte Schulter zeigt? Wenn wir so manchen günstigen Augenblick haben vorbeigehen lassen, dürfte es jetzt an der Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Nicht im eignen egoistischen Interesse, denn auch für andre, für alle Völker, selbst für die, welche sich durch ihre Lage am gesichertsten halten mögen, bestehen die Schrecken wie die furchtbaren Folgen des Kriegs, sondern im wahrhaft ethischen, im wahrhaft humanitären und religiösen soll hier die Fahne erhoben werden für eine Vereinigung aller derjenigen, welche die Entwicklung der Menschheit nicht in gegenseitiger Zerfleischung der Völker, sondern in dem möglichsten Zusammengehen derselben, der Ausgleichung bestehender Gegensätze und der Schaffung von Grundlagen allseitiger Verständigung sehen und suchen. Das

ist keine Utopie, keine täuschende Fata Morgana, sondern eine durchaus praktische Möglichkeit, mehr als das, eine Gewißheit, sobald sich nur einige hundert Männer und Frauen — wer könnte der letzteren, wer möchte ihrer bei solchem Werke entbehren? — zusammenschließen und gemeinsam den Kampf gegen Lüge und Verleumdung und für Wahrheit und Aufklärung aufnehmen. Wie ist einst über die Heilsarmee gelacht und gespottet worden, und welche herrlichen Erfolge hat diese nicht trotzdem auf dem von ihr gewählten Felde erzielt? Sollte Gleiches auf anderm Felde nicht einer ähnlichen Verbindung gleichgestimmter Seelen, der Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetzer, möglich sein?

In England ist in letzter Zeit unter Beteiligung hervorragender Männer der Versuch gemacht worden, wenigstens soweit die Beziehungen zwischen England und Deutschland in Betracht kommen, auf gesellschaftlichem Boden dem von der englischen gelben Presse geübten Unfuge entgegenzutreten. Wir können solchen Versuch nur auf das sympathischste als einen Schritt auf dem rechten Wege und zum richtigen Ziele begrüßen, selbst wenn der so ausgestreute Samen auch nur langsam und anfänglich nur sparsam Früchte tragen sollte. Aber wir dürfen dem uns dort gegebenen Beispiel nicht untätig gegenüberstehen, sondern müssen selbst die Hand ans Werk legen und die Arbeit nicht scheuen, um auch unsrerseits zu dem großen Werke des Verständnisses und damit der Verständigung unter den Völkern beizutragen. Tout comprendre est tout pardonner, sagt der Franzose, und er hat recht; es ist häufig mehr Unwissenheit als andres, das die Menschen sich entfremdet und verfeindet.

Ueber den Einfluß der Chemie auf die moderne Kultur

Von

F. Fittica

In den älteren Epochen unsrer Zeit war die Chemie das Stiefkind für Wissenschaft und Kultur. Sie wurde als Goldmacherkunst mit Spott und Hohn beworfen sowie als Teufelskunst verdammt und verlästert. Erst im Zeitalter der sogenannten medizinischen Chemie, das vom Anfang des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, wurde sie von Aerzten gefördert sowie für ihre Zwecke benutzt und kam mithin allmählich zu Ansehen und Würde. Es hat viele Mühe gekostet, sie zunächst überhaupt nur als Wissenschaft in Geltung zu bringen, zumal ihre Vertreter nichts weniger als achtunggebietende Männer waren. Die Art, wie zum Beispiel Prof. Paracelsus (1493 bis 1541) als Säufer auf der Hochschule von Basel sich betrug, in Hochmut und Aberglauben statt in ruhiger Forschung sich Anerkennung verschaffen wollte, wie sein selbständiger Nachfolger v. Helmont (1577 bis 1644) auf einem Gute bei Brüssel sich von der wissenschaftlichen Welt abschloß und seine bigotten Phantasien neben seinen wissen-

schaftlichen Lehren hochhielt, wie der in Karlstadt 1604 geborene, zwar nicht an einer Hochschule tätige, aber sie beeinflussende Arzt Glauber in Amsterdam sein Glaubersalz als Universalheilmittel anpries, diente eher dazu, die Chemie wieder als unwissenschaftliche Hexenkunst abzuweisen, als sie zum Range einer höheren Wissenschaft zu erheben. Erst am Anfange des 18. Jahrhunderts, geraume Zeit vor der Entdeckung des Sauerstoffs (1774), gelang es dem in Halle als Professor an der Hochschule wirkenden Chemiker G. E. Stahl (1660 bis 1734), durch Aufstellung seiner zwar falschen, aber als erste wissenschaftliche Lehre mit Recht gepriesenen Phlogistontheorie einen Einfluß auf die wissenschaftliche Kultur der damaligen Zeit zu erwirken.

Diese 1710 aufgestellte Lehre nahmen fast sämtliche an der Hochschule Deutschlands, sodann auch des Auslandes wirkende Chemiker an. Sie begründete die Chemie als Wissenschaft, als naturwissenschaftliche Lehre und damit als gleichberechtigt gegenüber den andern Zweigen der Naturwissenschaft. Damit war wenigstens der erste Schritt für die Einwirkung auf die Kultur der Länder gewonnen; man kann sodann freudig hinzufügen: speziell des Vaterlandes. Denn Stahl war eben ein deutscher Chemiker, und zwar nicht nur seiner Geburt nach, sondern auch seinem Charakter gemäß. Man beschuldigte ihn freilich des Hochmuts, welche Eigenschaft keine deutsche ist und die allerdings insofern bei ihm zutrifft, als er eine selbständige Natur war, die Andersdenkende mit kritischem Messer bearbeitete. Hierbei mag er manchmal über das anständige Maß hinausgegangen sein. Allein sein Grundziel bei allen wissenschaftlichen Bestrebungen war die Erforschung der Wahrheit, und dieses Ziel läßt keinen Hochmut zu, da die Annäherung an die Wahrheit uns mehr und mehr die Nichtigkeit des menschlichen Wesens gegenüber der großen Weltschöpfung erkennen läßt. Seine Verdienste erkannte auch der preußische König Friedrich I. an, der jenen an die auf Anregung von Leibniß durch ihn 1700 gegründete Berliner Akademie berief. Schon früher freilich waren Akademien gegründet, die Chemiker aufgenommen hatten, wie zum Beispiel die Akademie del Cimento (der Experimente) sowie die Londoner Society, die vom englischen König Karl II. 1662 zur königlichen erhoben wurde. Jene ging allerdings bald nach ihrer Gründung ein, während die Londoner Royal Society bis auf den heutigen Tag eine sehr ehrenvolle Stellung in der wissenschaftlichen Welt sich bewahrt hat. Der Chemiker Boyle (1627 bis 1691), der dieser als einer ihrer Gründer angehörte, war ein Mann von hoher Bedeutung. Er war der Vorläufer von Stahl in seinen theoretischen Lehren sowie derjenige, der die Forderung an die Chemiker stellte, ihre Ansichten und Lehren experimentell zu begründen, eine Forderung, an welche früher niemand gedacht hatte, respektive der sich niemand konsequent unterwerfen wollte. Die aristotelischen Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, wie diejenigen der Alchemisten respektive der medizinischen Chemiker: Schwefel, Quecksilber und Salz wurden von ihm als Nichtelemente bestritten; eine Ansicht, die allmählich Fuß faßte, da unter Schwefel und Quecksilber nicht unsre heutigen Elemente verstanden wurden. Zehn Jahre später (1672) bestätigte sodann Kaiser Leopold I. eine Akademie,

die ähnlich der englischen durch Vereinigung verschiedener Gelehrten 1651 entstanden war, die hier durch Vorträge ihre wissenschaftlichen Ansichten austauschten und die sich nunmehr Kaiserlich Leopoldinische Akademie nannte. Hierin war als Chemiker wesentlich Kunkel tätig, ein Zeitgenosse Boyles, der durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Berlin berufen wurde und der ähnlich seinem englischen Kollegen die medizinischen Elemente: Schwefel, Quecksilber und Salz als solche bestritt. Freilich war er nicht wie Boyle ein durch das Experiment lediglich operierender Chemiker, da er vielfach in Diensten von Fürsten stand, die ihn zur Goldmacherei benutzen wollten und seiner Meinung nach auch benutzen konnten. Auch Friedrich Wilhelm benutzte ihn für diese Zwecke, und nach dem Tode desselben trat er in gleiche Dienste bei Karl XI. in Stockholm ein; allein viele der damals geltenden Goldtinkturen, die scheinbar Goldverwandlung herbeiführten, wurden von ihm entlarvt, wie nicht minder die Unwirksamkeit des sogenannten Universalauflösungsmittels, des Alkahests, konstatiert.

Solche Akademien sind für die allgemeine wissenschaftliche Kultur von großer Bedeutung gewesen, und die ihnen angehörenden Chemiker haben für die Wirkung ihrer Wissenschaft auf den allgemeinen Fortschritt der Menschheit Sorge getragen. Solange indes die Chemie sich auf einer niederen Stufe befand, war sie nicht fähig, in jenen höher als nur auf dem Standpunkt der Duldung zu stehen. Dies hat auch der Reformator unsrer Wissenschaft: Lavoisier (1743 bis 1794), erfahren müssen. Er wurde Mitglied der von Ludwig XIV. 1666 gegründeten französischen Akademie, aber nicht infolge seiner chemischen Untersuchungen, sondern der Lösung einer Preisaufgabe, welche die französische Regierung gestellt hatte (1764) und welche die Straßenbeleuchtung einer großen Stadt betraf. Dieser lediglich technischen Arbeit wegen wurde er bereits in seinem 25. Lebensjahre Akademiker in Paris. Obschon er von nun an lediglich chemische Arbeiten brachte, die eine Reform der Wissenschaft herbeiführten, hat er dennoch zeit seines Lebens keine chemische Professur bekleidet, sondern lediglich technische Stellungen, die der Staat ihm zuwies. Derart gelang es ihm zum Beispiel, das französische Schießpulver zum besten der damaligen Welt zu machen; in analoger Weise hat er auch durch nationalökonomische Schriften zum Vorteil seiner Nation gewirkt. Leider konnte diese ihm nicht danken, so daß er in der Schreckensherrschaft Robespierres auf eine nichtige Beschuldigung hin, er habe sich als Generalpächter Expressungen erlaubt, im 51. Lebensjahre enthauptet wurde.

Schon einer der Nachfolger Lavoisiers indes, der kurz nach ihm in England wirkte: H. Davy (1778 bis 1829), hat es erreicht, ebensowohl durch seine Entdeckungen als seine Persönlichkeit, die Chemie für die damalige Kultur mehr als früher zur Geltung zu bringen. Auch sein Lebensgang hat hierzu beigetragen, da er mit verschiedenen Berufszweigen in verschiedenen Stellungen Fühlung mit Kunst, Wissenschaft und Technik gewann. Sein Vater war ein vom Holzschnitzen sich ernährender kleiner Künstler. Als späterer Lehrjunge bei einem dürftig vorgebildeten sogenannten Chirurgen wurde er in Anfertigung von Arzneien geübt, während er zu gleicher Zeit durch Privatstunden sich Ausbildung in Natur-

wissenschaft und Sprachen verschaffte. Freunde erreichten es sodann, bei einer sogenannten Pneumatik-Institution, die 1798 in Bristol errichtet wurde, eine Anstellung für ihn zu gewinnen, welche letztere ihm die Veranlassung gab, eine für die damalige Zeit wichtige Entdeckung zu machen: des Stickoxydduls. Von diesem Gase, das in chemischer Beziehung dem Sauerstoff nahesteht, glaubte man für die Medizin viel Segensreiches erwarten zu dürfen, da es eine etwas berauschende Wirkung besitzt; Davy wurde demgemäß belohnt, und zwar durch Ernennung zum Professor an einer neuen königlichen Anstalt: der Royal Institution. Hier wirkte er zwölf Jahre, und zwar nicht nur als Lehrer, sondern zugleich durch Kultivierung respektive Schaffung eines neuen Zweiges der Chemie: der Elektrochemie, wodurch neuerdings eine Reihe technischer Operationen ermöglicht werden. Er selbst bewirkte mittels Elektrizität die Zerlegung einer Reihe damals für Elemente geltender Körper. Seine „Sicherheitslampe" endlich, eine mit Drahtgewinde umhüllte kleinere Lampe, ist heute noch vielfach in Gebrauch, da sie den Arbeiter vor explodierenden Gasen des Erdinnern schützt, die, mit ihr in Berührung, nicht sogleich, sondern erst nach geraumer Zeit zur Entzündung kommen.

Die neuere Kultur wird allerdings erheblich mehr von der Chemie berührt als diejenige vor hundert Jahren. Damals galt es wesentlich noch, Vorurteile gegenüber einer „Kunst" im Publikum zu zerstreuen, die vielleicht gut und für manche Dinge nützlich, keineswegs aber als Wissenschaft im höheren Sinne aufzufassen sei, sowie als solche geübt und gelehrt werden müsse. Nicht nur der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Stockholm lebende und wirkende Chemiker Berzelius, sondern auch der französische Forscher Gay-Lussac sowie ferner Liebig und seine Schule haben mit der Zurückweisung unsrer Wissenschaft für Schule und Haus zu kämpfen gehabt. Berzelius (1779 bis 1848) war anfangs Mediziner; auch wurde er Bakkalaureus und Lizentiat der Heilkunde, sogar Doktor der Medizin, obschon er hierfür eine physikalisch-chemische Promotionsarbeit verfaßte. Auch als Arzt hat er hiernach in verschiedenen Privat- und staatlichen Anstalten gewirkt; obwohl er sodann in Stockholm wesentlich chemische Arbeiten ausführte, wurde er dennoch dort an der medizinischen Schule angestellt, allerdings für Chemie und Pharmazie zugleich. Für letztere lernte man freilich die Chemie nunmehr bald als unentbehrliches Hilfsmittel kennen und schätzen; demgemäß wurde auch Liebig (1803 bis 1873), der auf der Schule für klassische Studien sich nicht besonders fähig zeigte, dieser bereits im 15. Lebensjahre entrissen und zu einem Apotheker in die Lehre gegeben. Bei diesem führte er allerdings weniger pharmazeutische Arbeiten aus, wie ihm geheißen, als chemische, so daß er nach zehn Monaten wieder ins Vaterhaus zurückgenommen wurde, um durch Privatunterricht für die Universität vorbereitet zu werden. Aber Bonn und Erlangen, die er nunmehr besuchte, konnten ihm in chemischer Beziehung zu jener Zeit keine Befriedigung gewähren, so daß er nach der Promotion auf letzterer Universität sich nach Paris begab, wo die bedeutendsten Chemiker der damaligen Welt tätig waren: wesentlich Gay-Lussac, Dulong und Thénard. Außerdem gelang es ihm hier, durch einen Vortrag über seine

Arbeiten die Aufmerksamkeit Alexander v. Humboldts zu erregen, der vorübergehend in Paris sich aufhielt. Dessen Empfehlungen verdankte Liebig seine bald erfolgende Ernennung direkt durch den Großherzog von Hessen, anfangs zum außerordentlichen (1824) und sodann (1826) ordentlichen Professor der Chemie in Gießen im 21., beziehungsweise 23. Lebensjahre.

Mit Liebig begann eine neue Kulturepoche für Chemie im deutschen Vaterlande. Hier, wo vorübergehend diese Wissenschaft als Stiefkind in Schule und Leben geduldet war, blühte sie von jetzt an mindestens als gleichberechtigt an Schule und Universität, in der Technik aber als Herrscherin auf. Auch der Staat lernte einsehen, daß ohne Chemie weder naturwissenschaftliche noch medizinische Bildung möglich seien. Die Polizei, die Rechtskunde bediente sich ihrer zur Feststellung verdächtiger Mittel respektive von Giften, die öffentliche und private Gesundheitspflege machte von ihr Gebrauch, vor allem wurde sie aber von nun an die Grundlage für Pharmazie und innere Medizin. Der Pharmazeut wie (weniger streng) der Mediziner haben heute in ihren Prüfungen nachzuweisen, daß sie fähig sind, mit Hilfe chemischer Methoden den Nachweis normaler wie schädlicher Stoffe in Arzneien sowie Speisen und Körperbestandteilen zu führen, respektive Verbindungen und Zersetzungen für Mineral-, Pflanzen- und Tierstoffe zu beobachten, wie auch in ihren Erscheinungen und ihrem gegenseitigen Verhalten zu beurteilen. Ohne die Kenntnisse chemischer Wirkungen und des Nachweises von Verbindungen wäre es zum Beispiel nicht möglich, die sogenannte Zuckerkrankheit zu erkennen, eine Krankheit, bei der die Speisen, anstatt in zuckerähnlicher Form in Blut und Fleischbestandteile überzugehen, in den Harn geführt werden, mithin wieder aus dem Körper entweichen. Aehnlich gibt es eine Reihe von Erscheinungen im Magensaft, Mundwasser und Schweiß, zu deren Erkennung und Beurteilung gleichfalls chemische Kenntnisse vorhanden sein müssen. Es scheint sogar noch ein weiteres Gebiet der inneren Medizin, dasjenige der Nervenleiden, lediglich durch Chemie erschlossen zu werden, da die bis jetzt auf diesem Felde gesammelten ärztlichen Beobachtungen zu ihrer Heilung so gut wie nichts haben beitragen können.

Erhebliche Erfolge hat bereits die Chemie für Schule und Technik zu verzeichnen. Noch vor zirka vierzig Jahren gab es nur einzelne Schulen (Realschulen, Realgymnasien), in denen die Chemie als Lehrfach aufgenommen war, und selbst heute ist auf den Gymnasien unsre Wissenschaft, wenn überhaupt, nur als geduldetes Nebenfach verzeichnet. Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Grundlage der Naturwissenschaft (denn dies ist die Chemie neben Physik) für die sogenannte „höhere" Schulbildung in den Augen der Schulgelehrten lediglich nebensächliche Bedeutung besitzt, während verkommene Sprachen als das wichtigste hierfür gelten. Indes da jede Reform ausnahmlos schwere Kämpfe zu ihrer Durchführung benötigt, darf man heute bereits mit diesem Erfolg zufrieden sein und der Regierung für die Einrichtung danken, wonach das Reifezeugnis eines Realgymnasiums (in denen die Chemie gegenwärtig

obligatorisch ist) nunmehr nicht nur zum Studium für Mathematik und Naturwissenschaft, sondern auch für Medizin berechtigt. Hoffentlich gelingt es, allmählich die Schulgelehrten davon zu überzeugen, daß nicht nur für den Mediziner, Naturforscher, Mathematiker und Neuphilologen, sondern für jeden, der Anspruch auf Kultur machen will, zum Beispiel für Juristen, die Chemie von grundlegender Bedeutung ist.

Was endlich die Bedeutung der Chemie für Technik und Kunst betrifft, so möge noch folgendes gesagt sein. Auch die Technik hat heutzutage einen so hohen Rang im Kulturleben des Staates eingenommen, daß ohne den Einblick in ihr Gewebe allgemeine Bildung nicht beansprucht werden kann. Die Metallindustrie blüht durch die Eisenbahnen, die Waffenfabrikation; Hausgeräte und Schmucksachen sind ihre Erzeugnisse; unsre täglichen Bedürfnisse an Eßwaren, Getränken und Reinigungsmitteln werden uns entweder durch ihre (der Technik) Methoden erst brauchbar respektive genießbar gemacht oder direkt uns wie Seife an die Hand gegeben. Dasselbe gilt von der Wärme- und Lichterzeugung, da Leuchtgas und elektrisches Licht Produkte der Technik sind. Ebenso wie die Kenntnis der Staatsgesetze, wonach wir uns zu richten haben, sollten wir auch diejenige der Naturgesetze uns zu eigen machen, um uns vor Unfall, Ansteckung und somit Krankheit zu bewahren. Die Reinigung des Wassers zum Beispiel, sei es von Kalkstein (der die Töpfe angreift, ferner die Hülsenfrüchte sowie auch Kaffee und Tee an ihrer völligen Ausnutzung hindert) oder von trüben und riechenden Bestandteilen sollten zur Kenntnis eines jeden Gebildeten, vor allem aber der Hausfrau kommen. Aehnlich ist es mit der Kenntnis des gebräuchlichsten Reinigungsmittels, der Seife, deren Güte und Brauchbarkeit zu beurteilen gleichfalls ein jeder Gebildete die Fähigkeit besitzen müßte. Nicht nur die äußere, sondern auch die innere Reinigung des Körpers durch Antiseptika, zum Beispiel Zahn- und Gurgelwasser, sollte gleichfalls beurteilt und kontrolliert werden können, wodurch mancher Mißgriff, den Anpreisungen geldgieriger Schwindler hervorrufen, vermieden würde.

Glas- und Porzellanwaren sodann, die wir täglich benutzen, würden bei einiger Kenntnis ihrer Zusammensetzung im Haushalt nicht so vielfach erneuert werden müssen, da in diesem Falle sich ihre Güte, respektive Unbrauchbarkeit leicht erweisen ließe. Der Zucker, ein häufig gebrauchtes Nahrungs-, respektive Genußmittel, ist im Handel vielfach mit Kalk verfälscht, den nachzuweisen bei einiger analytischer Uebung mit leichter Mühe von jeder Hausfrau, respektive Köchin bewerkstelligt werden könnte. Aehnlich ist es mit Verfälschungen von Stärke, Mehl und andern gebräuchlichen Nahrungsmitteln; auch diese ließen sich bei geringen chemischen Kenntnissen in der Küche einer jeden Familie leicht aufdecken. Daß unsre täglichen Getränke, wie Bier und Wein, uns durch ihre Nebenbestandteile wie auch übermäßigen Gehalt an Alkohol manchmal viel Schaden zufügen, könnte vermieden werden, falls wir einige chemische Kenntnisse besäßen, um aus ihrem Verhalten auf ihre Güte zu schließen. Hat man für Blumenzucht Interesse oder ist man im Besitze eines Obst- und Gemüsegartens,

so bedingen es landwirtschaftlich-chemische Kenntnisse, daß wir diesen zu pflegen und zu bebauen wie seine Kultur zu überwachen imstande sind.

Endlich ist es auch das Gebiet der Farbstoffe, das in Kleidung, im Zimmerschmuck, in der Malerei, im Pflanzen- und Tierreich so großartig uns entgegentritt, ein solches, das ohne chemische Kenntnis nicht übersehen werden kann. Gegenwärtig sind allerdings Giftstoffe in der Malerei kaum noch vorhanden, so daß zur Vermeidung schädlicher Wirkungen auf den ausübenden Künstler oder Techniker ihre Zusammensetzung zu erfahren nicht vonnöten ist. Jedoch für ihre Kombination, die Zusammenstellung verschiedener Farbenschattierungen, ist ihr chemisches Verhalten von Wichtigkeit, da es Farbstoffe gibt, die beim Mischen erblassen oder mißfarbig werden, falls ihre Bestandteile sich chemisch zersetzen. Eine Reihe bleihaltiger Farbstoffe kann sodann, wie jeder Anstreicher weiß, in Räumen nicht verwendet werden, die in der Nähe schwefelhaltiger Ausdünstungen sich befinden. Viele Gemälde, die bei der jetzigen Farbenzusammenstellung schon nach kurzer Zeit mißfarbig werden, würden voraussichtlich ihre Frische noch nach Jahrzehnten behalten, falls ihre Farben auf Grundlage chemischer Kenntnisse hergestellt, respektive gemischt wären, und eine Reihe einfacher Farben in Gelb, Grün und Blau würde den Naturfarben sich mehr an die Seite stellen, falls die Zusammensetzung der letzteren den Künstlern bekannt wäre.

Die Ministerien des Kultus könnten zweckmäßig dafür Sorge tragen, daß die Pflege chemischer Wissenschaft in Schule und Haus, in der Medizin, Technik und Kunst mehr als bisher zum Ausdruck käme. Von der Pflege in der Technik könnte auch die Kriegskunde Vorteil ziehen, da Spreng- und Explosivstoffe nach chemischen Gesetzen hergestellt werden. Gesetze für die Einrichtung und auch Behandlung verschiedener Apparate in Gewerben, in öffentlichen Gebäuden, in Krankenzimmern (zum Beispiel mit fäulniswidrigen Mitteln) würden den Dank der Vertreter solcher Anstalten herausfordern. Nicht nur die Pflege des kranken, sondern auch des gesunden Menschen unterliegt den Gesetzen der Chemie, so daß, falls das Kultusministerium unsers Staates einen Referenten dieser Art anstellte, auch ihre Vertreter physiologisch und pathologisch davon Vorteil ziehen könnten.

Zur Biographie von David Friedrich Strauß

Von

Theobald Ziegler (Straßburg)

(Schluß)

Aus Brief 23 vom 16. Oktober 1836 aus Ludwigsburg:

Mit der Vollendung dieses Geschäfts [an der 2. Auflage des Lebens Jesu] habe ich meine hiesige Stelle aufgekündigt und gedenke diesen Winter nach Stuttgart zu ziehen, um mich mit einer Reihe von Gegenschriften zu befassen.

Soeben bin ich für die Berliner Jahrbücher mit einer Rezension der Wirthschen Schrift[1]) fertig und gedenke eine Beurteilung der Kernerschen Erscheinung aus dem Nachtgebiete[2]) damit zu verbinden; aber ich muß sagen, daß ich mich von der Realität dieser Fakta weniger als je sonst bei solchen Dingen zu versichern vermag. Was sagst Du dazu?

Aus Brief 24 vom 8./10. Februar 1837:

Ein soeben erhaltenes Schreiben von Ruge[3]) schließe ich am zweckmäßigsten bei und möchte es, aus Ueberzeugung und Neigung, durch meine Bitte kräftigst unterstützen. Denn so groß die Feigheit und Zweideutigkeit der Berliner ist, so wichtig ist im Interesse der freien Forschung das Aufkommen der Haller Jahrbücher. Und ich setze einen provinziellen Stolz darein, daß immer mehr Württemberger für dieselben angeworben werden. Sie sind bereits jetzt die bedeutendsten Mitarbeiter.

Briefe 25 bis 29 enthalten die wesentlich von Strauß geführten Verhandlungen mit Buchhändlern über die schon genannte Schrift von Binder „Der Pietismus und die moderne Bildung", die dieser offenbar unter dem Eindruck des Straußschen Briefes Nr. 22 geschrieben hat. Es war nicht leicht, sie unterzubringen: „wenn's für die Pietisten wäre, wie es gegen sie ist, meinten die einen, so wäre mehr mit zu machen," erzählt Strauß. Die drastische Aeußerung: „gib's nur in keinem Fall ins Konsistorium, das hieße ja Blumen in den Abtritt werfen", will ich nicht unterdrücken, auf die Gefahr hin, daß S. Eck darin eine Bestätigung seiner köstlichen Entdeckung findet: die Bilder von Strauß gemahnen an die schwäbische Kleinstadt!

Aus Brief 27 ist eine Stelle über Vatke von Interesse: „Dieser Tage erhielt ich einen Brief von Freund Vatke, welchem zufolge er vermöge Dekret vom 1. Juli zum außerordentlichen Professor der Theologie, vorerst ohne Gehalt, ernannt ist und bereits im Februar sich mit der einzigen Tochter eines reichen Kaufmanns [den Namen schreibt er nicht],[4]) einer alten Liebschaft von ihm, verlobt hat. Bei seiner Anstellung wurde ihm von Altenstein[5]) zur Bedingung gemacht, die Fortsetzung seiner biblischen Theologie vorerst zurückzuhalten."

Und aus Brief 28 folgendes: „Noch eine Bitte. Erbiete Dich in Berlin

---

[1]) J. U. Wirth, Theorie des Somnambulismus oder des tierischen Magnetismus 1836.

[2]) Justinus Kerner, Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur 1836. Die Rezension von Strauß über diese beiden Schriften erschien im Dezember 1836 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

[3]) Arnold Ruge (1802 bis 1880) gehörte der linken Seite der Hegelianer an; 1837 begründete er mit Echtermeyer die Halleschen Jahrbücher.

[4]) Minna Döring aus Berlin.

[5]) Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein (1770 bis 1840), seit 1817 Kultusminister in Preußen.

bei der Sozietät[1]) zur Rezension der eben erschienenen 3. Auflage der Deutschen Geschichte von W. Menzel,[2]) es kann eine hübsche Parallele zu Deiner Rezension von Rotteck geben, zugleich versichert Gfrörer,[3]) daß (wenigstens im Abschnitt vom Dreißigjährigen Krieg, wozu Gfrörers Gustav Adolf zu vergleichen) die historischen Irrtümer unzählig seien."

Aus Brief 30 vom 31. März bis 2. April 1838:

Meinen besten Dank für den Pietismus. Ich habe ihn gleich wieder in einem Zuge durchgelesen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß etwas Gedrucktes weit kompakter wirkt als ein Manuskript, und so habe ich denn namentlich den Eindruck der formellen Vortrefflichkeit Deiner Arbeit jetzt weit vollkommener erhalten als früher. Das Büchlein ist wirklich so schön, fein und gebildet geschrieben, daß Du unter dies Pietistenvolk hineintrittst wie ein Hellene unter barbarische Skythen, Goten und Vandalen. Ob sie's verstehen werden? Das ist eine andre Frage; nämlich ich meine, nicht den Sinn fassen, der deutlich genug ist, sondern die Feinheiten zu schätzen wissen? Die Pietisten schwerlich; dafür hat das Buch bei gebildeten Leuten, wie Stirm,[4]) nach dem, was ich höre, allen Beifall ...

Freund Mehl war einmal bei mir, ich sagte ihm aber gleich, ich wolle ihn in seinem eignen Interesse nicht besuchen, da es seine Frömmigkeit verdächtigen könnte, wenn ich in sein Haus käme. Er ließ es sich gefallen ...

Letzten Mittwoch wurde hier ein neues Schauspiel von meinem und Deinem Freund Reinhold Köstlin[5]) aufgeführt. Es war ein Geheimnis, wer der Verfasser sei; ich wußte es aber und hatte das Stück vorher gelesen. Der Abend war mir interessant, sofern neben dem Drama als solchem zugleich das Risiko, ob's gelingen und entsprechen würde, für mich vermöge meiner Teilnahme am Dichter ein zweites Drama war. Es ging gut, dauerte nur zu lange (ein Viertel auf elf!). Viel poetisches und namentlich dramatisches Talent; Fehler: Ueberladung mit Intrigen und Verwicklungen. Schöne Hoffnungen fürs Theater.

Aus Brief 21 vom 31. Mai 1838:

... Seitdem hat auch meine Mutter Deine Schrift über den Pietismus gelesen; was sie mir darüber geschrieben, schneide ich Dir hier aus, da es Dich,

---

[1]) Die Hegelianer in Berlin hatten sich zur Herausgabe der Jahrbücher als „Sozietät für wissenschaftliche Kritik" konstituiert.

[2]) Wolfgang Menzel (1798 bis 1873); seine Geschichte der Deutschen erschien erstmals 1824.

[3]) Aug. Fr. Gfrörer (1803 bis 1861), protestantischer Theologe, gest. als katholischer Professor der Geschichte in Freiburg.

[4]) C. H. Stirm (1799 bis 1873), damals Hofkaplan, später Prälat in Stuttgart.

[5]) Reinhold Köstlin (1813 bis 1856), Kriminalist in Tübingen, zugleich Novellist, Lyriker und Dramatiker. Das damals von ihm aufgeführte Stück hieß „Die Söhne des Dogen".

als von einer Frau kommend, die Du schätzest, erfreuen wird.*) Wo ich bis jetzt über Deine Schrift urteilen hörte, war es immer nur günstig, und wir wollen hoffen, daß sie auf manches Gemüt, an dem noch etwas zu bessern war, von gutem Einfluß gewesen sein möge. Jetzt ist ja auch von Hirzel etwas gegen Eyth erschienen;[1]) ich bin begierig, es zu lesen; E. Zeller will's samt dem Eythschen Schriftchen in den Berliner Jahrbüchern anzeigen.

Neulich ist Justinus nahe an Dir vorbeigekommen, er war nämlich in Niederstotzingen, auf dem Wege nach Weißenhorn (oder wie?) bei Günzburg,[2]) wo er einer Gräfin eine magnetische Kur anordnen mußte. Er war zweimal bei mir mit seinem hiesigen Bruder,[3]) der, nachdem er früher über meinen Aufsatz in den Haller Jahrbüchern[4]) geschimpft und mich bei Justinus verklagt hatte, jetzt durch Justinus ganz umgestimmt worden ist. Er ist aber äußerst langweilig, spinnt die Geistertheorie mit dem trockenen Ernst eines geschäftslosen alten Staatsmanns aus und hat auch das theologische Bestreben eines solchen. Justinus war aber ganz der alte; nachdem ich in Cannstatt ihm Mährlen[5]) vorgestellt und er drei Minuten mit ihm gesprochen hatte, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Ja, der Mährlen! aber besuchen muß er mich au." Ferner, als er hinter meinem Spiegel eine lange Feder steckend fand, zeigte er sie seinem Bruder mit den Worten: „Sieh, die Feder ist dem Teufel von seinem Barett gefallen, wie er heut morgen bei ihm war ..."

Endlich folgt der erste Band der 3. Auflage[6]) meines Lebens Jesu ... Das Buch ist eben, wie es ist; nicht mehr das alte und doch noch kein neues; ich bin mir seiner Mängel jetzt lebhafter als je bewußt. Ich wollte, der zweite Band wäre auch schon fertig und ich dieser Sache endlich einmal los, die ich doch für jetzt nicht weiterbringen kann, da ich getan habe, wozu eben mein *χάρισμα* mich befähigte.

---

*) Auf dem aufgeklebten Briefabriß schreibt sie an ihren Sohn: „Heute habe also das Büchle von Binder ausgelesen und hat mir ungemein wohl gefallen; er bacht [haut] die Pietisten gewaltig und nimmt sich Deiner ehrlich an, mir kommt's vor, er schlage den Sack und meint den E.; nach Aeußerungen ist er aber gläubiger und frommer als Du; ich kann Dir sagen, daß mir das Lesen dieses Schriftchens einen recht vergnügten Tag gemacht hat, wollte es nicht Rike auch lesen, so hätte es beigepackt, obschon sie es nicht versteht, kann ich's ihr doch nicht abschlagen."

[1]) Ed. Eyth, Klassiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen; dagegen Karl Hirzel, Die Klassiker in den niederen Gelehrtenschulen. Dazu Strauß in den Charakteristiken und Kritiken S. 454 ff.

[2]) Weißenhorn zwischen Günzburg und Ulm, mit einem Schloß der Grafen von Fugger-Kirchberg-Weißenhorn.

[3]) Karl Friedr. Kerner (1775 bis 1840), Freiherr v., Geheimrat und Präsident des Bergrats in Stuttgart.

[4]) Justinus Kerner. Von Dr. Strauß, in den Halleschen Jahrbüchern Heft 1 bis 7, Jahrgang 1838.

[5]) Joh. Mährlen (1803 bis 1871), damals Professor am Polytechnikum in Stuttgart.

[6]) Die 3. Auflage des Lebens Jesu machte bekanntlich einige Konzessionen im konservativen Sinn, die dann in der 4. wieder zurückgenommen wurden.

Der 32. Brief ist vom 1. Juli 1841; es ist das Begleitschreiben zur Uebersendung des zweiten Bandes der Dogmatik.

Brief 33 aus Köln vom 6. März 1854 hebt so an:

Bald werden es drei Jahre her sein, daß wir uns zum letztenmal in Ulm gesprochen haben, und ich habe seitdem wenig Gelegenheit gehabt, von Dir zu hören, denn ich bin unterdessen weit in der Welt herumgefahren. Dreiviertel Jahr verlebte ich in Weimar, in fast täglichem Umgang mit unserm alten Freunde Schöll,[1]) den ich dabei sehr liebgewonnen. Wirklich, eine solche Grundgüte ist bei wenigen Menschen anzutreffen. Aber er ist nicht an seinem Platz; er zersplittert seine Zeit, und die Herrschaften wissen ihn erst nicht gehörig zu schätzen. Seit anderthalb Jahren bin ich nun hier in Köln, wo wiederum ich nicht am Platze bin. Doch davon wollte ich nicht schreiben, es ist einmal so.

Und nun kommt eine Bitte, ob ihm Binder von seiner Verwandten, der Frau des Bildhauers Dannecker, nicht Briefe, Tagebücher u. dergl. von diesem letzteren verschaffen könne; er sei nun einmal bei den württembergischen Künstlern (Wächter, Schick), und denke auch an Dannecker: „Man darf einen nur in die Fremde schicken, um ihn zum Patrioten zu machen."

Brief 34 aus Heidelberg vom 29. September 1856 dankt dem Freund für eine Arbeit — wohl über Gervinus — und erzählt dann von sich:

Ich habe jetzt eine Biographie Ulrichs v. Hutten angefangen, wozu ich durch Professor Böcking[2]) in Bonn, der eine neue Ausgabe seiner Werke vorbereitet, ein treffliches Material zur Verfügung habe. Finden sich in Ulmer Bibliotheken und Archiven nicht noch ein und andres Hutteneium, das heißt ein handschriftlicher Brief oder eine verschollene Ausgabe eines seiner Werke? . . . Eigentlich muß ich mich schämen, daß ich, wenn auch nur als Biograph, in die Geschichte pfusche, während Du, mit Deiner ungleich größeren historischen Ausrüstung, schweigst.

Brief 35 aus Heidelberg vom 15. Mai 1859 beginnt:

Unerachtet des wenigen Verkehrs, der seit den Jahren unsers Zusammenlebens äußerlich zwischen uns stattfand, habe ich doch jederzeit unsre Freundschaft als fortbestehend, unsre Geistesgemeinschaft als unzweifelhaft betrachtet. Das Schicksal hat uns zu frühe räumlich einander fern gerückt, wir haben uns zu selten mehr sehen und gegenseitig aussprechen können, und ohne solche äußerliche Anfrischung verkommt selbst zwischen solchen, die sich innerlich am nächsten stehen, die Korrespondenz. Wäre mir vergönnt, jetzt, da Du dort Deinen Wohnsitz genommen, in Stuttgart zu leben, ich weiß, so würde es sein, als wären wir uns die langen Jahre her niemals fern gewesen.

---

[1]) Gustav Adolf Schöll (1805 bis 1882), studierte 1823 bis 1826 in Tübingen, seit 1843 Direktor der Kunstsammlungen und der Bibliothek in Weimar.

[2]) Eduard Böcking (1802 bis 1870), Professor der Jurisprudenz in Bonn, gab 1859 ff. Hutteni opera heraus.

Nun folgt eine Anfrage, ob Binder ihm nicht ein württembergisches Gymnasium für seinen Sohn empfehlen könne.

Auch Briefe 36 bis 39 handeln von der Unterbringung seines Sohnes. Strauß hat „nach langem Schwanken“ Heilbronn zu seinem Aufenthaltsort gewählt, ist aber, erschreckt durch die Nachricht, Eyth könnte Rektor des dortigen Gymnasiums werden, an der Richtigkeit seiner Wahl irre geworden: „Ich würde es wie ein mir vom Schicksal gegebenes Zeichen ansehen, daß ich in den Grenzen meines engeren und, wie es leider scheint, geistig immer enger werdenden Vaterlandes nichts mehr zu suchen habe.“ Der Freund kann ihn beruhigen. Einer der Briefe (Nr. 38) ist von fremder Hand geschrieben, da Strauß, augenleidend, eine Zeitlang alles Lesens und Schreibens sich enthalten mußte (27. September 1860); deshalb war er einige Wochen in Berlin, wo ihn Gräfe operierte. Darüber schreibt er (Nr. 39, 3. Dezember 1860): In Berlin hat mir unser alter Freund Vatke, der sich freute, durch mich von Dir zu hören, eine wahrhaft brüderliche Freundschaft erwiesen, hat der Operation beigewohnt, mich nachher in der Klinik keinen Tag unbesucht gelassen, und mir später, als ich wieder ausgehen durfte, sein Haus und seinen Tisch gastlich offen gehalten. Auch Michelet sprach ich etliche Male, den ich aber gegen 1832, wie kaum gealtert, so auch nicht fortgeschritten fand, und in Marburg besuchte ich Zeller, den ich ziemlich vorbereitet fand auf das, was nun leider mit Baur erfolgt ist.[1]) Er hat alle Hoffnung, nach Heidelberg berufen zu werden, wohin Hitzigs Berufung sicher sein soll.[2])

Brief 40 aus Heidelberg vom 13. September 1864:

Hierbei erlaube ich mir, das Exemplar meines neuen Lebens Jesu, wovon ich Dir das erste Heft hier selbst überreicht habe, zu komplettieren. Zugleich will ich nicht unterlassen, Dir zu der Anerkennung, die Dir von seiten unsers neuen Königs zuteil geworden,[3]) aufrichtig und mit dem herzlichen Wunsche zu gratulieren, daß derselbe Deinem Wirken zum Besten der geistigen Kultur unsers Heimatlandes stets diejenige Förderung möge angedeihen lassen, die von ihm ausgehen kann.

Meine äußeren Verhältnisse gehen in nächster Zeit einer neuen Aenderung entgegen. Ende Oktober wird sich meine Tochter nach Deutz verheiraten[4]) und infolge davon wird meine Haushaltung — mutmaßlich zum letztenmal — sich auflösen. Ich werde mich dann wieder als Junggeselle — freilich als alter — einrichten; welches — ich weiß nicht, ob vermöge der ersten oder nur der andern Natur, meine naturgemäße Existenz zu sein scheint, in die ich immer wieder zurückfalle. Wo ich in dieser Weise meinen Sitz nehmen werde, weiß ich noch nicht;

---

[1]) Ferd. Chr. Baur starb am 2. Dezember 1860 in Tübingen.

[2]) Hitzig kam 1861, Zeller 1862 nach Heidelberg.

[3]) Geht vermutlich auf die Verleihung des Kronenordens an Binder, womit in Württemberg der Personaladel verbunden ist.

[4]) Georgine Strauß, verheiratet mit Oberbergrat Heußler in Bonn.

in Württemberg auf keinen Fall, vielleicht in Heidelberg; vorher aber gedenke ich ein paar Monate in Berlin zuzubringen, wo es mir im Jahr 1860, trotz der übeln Veranlassung meines damaligen Aufenthalts, so wohl gefallen hat.

Briefe 41 bis 45 vom Jahre 1869 haben die Unterbringung eines fünfzehnjährigen Jungen, Sohnes von Dr. Locher, in einer guten Pension in Stuttgart zum Gegenstand. Und daneben wird ein gemeinsamer Aufenthalt am Bodensee verabredet, der denn auch die Freunde — Rapp war der dritte im Bund — im Juli 1869 zusammenführte. Sie scheinen fröhlich und heiter gewesen zu sein, wie die Stelle aus dem nach der Rückkehr geschriebenen Brief Nr. 45 beweist: „Laß Dir von Rapp die alcäische Ode zeigen, mit der ich seinen Schnurrbart zu verherrlichen gesucht habe."

Endlich der letzte Brief vom 11. Mai 1872 aus Darmstadt, eine Empfehlung seines Freundes Boger [1]) zur Beförderung von Oehringen nach Hall oder Ludwigsburg. Daraus der Anfang:

Ueber unserm Zusammentreffen während meiner Anwesenheit in Stuttgart vor Ostern hat kein günstiger Stern gewaltet: ich war zweimal auf Deinem Bureau und erhielt beidemal die Antwort, Du seist in Ludwigsburg beim Fähndrichsexamen.

Wenn Du künftig zu solchem oder ähnlichem Zwecke dahin kommst, so findest Du von Martini dieses Jahres an Deinen alten Freund dort wohnhaft. Längst war die Rückkehr in das Heimatland bei mir beschlossen; aber was die Stadt betrifft, schwankte ich zwischen Stuttgart und Ludwigsburg. Daß auch in dieser Beziehung zuletzt die Heimat siegte, wird Dich nicht wundernehmen . . .

Ueber Zellers Berufung nach Berlin und seine endliche Annahme derselben hast Du Dich gewiß auch gefreut. Ich kam auf dem Rückweg von St., wo ich mich einen Tag in Heidelberg aufhielt, noch eben recht, ihm zuzureden, oder vielmehr ihr, denn er war im Innern schon entschieden. Er hat jetzt auch unsern alten Vatke besucht, wie er mir auf seinem Heimweg von Berlin erzählte, und ihn recht munter und erfreut über den künftigen Kollegen gefunden . . .

*

Ueber den „alten und neuen Glauben" findet sich in diesem letzten Briefe keine Andeutung. Deshalb bringe ich als Ergänzung folgende Stellen aus Briefen von Strauß an mich zum Abdruck, die er mir nach meinem Artikel „Kritik gegen Kritik" in der „Allgemeinen Zeitung" vom 29./31. Dezember 1872 geschrieben hat.

Brief 1 aus Ludwigsburg, 5. Januar 1873:

Geehrtester Herr Professor!

Gestern endlich bin ich in den Besitz Ihres Artikels in der „Allgemeinen Zeitung" gekommen und will nicht länger säumen, Ihnen dafür meinen gefühltesten Dank zu sagen. Sie haben mir durch den Mut, im bedenklichsten Augenblick des Kampfes sich mir zur Seite zu stellen, nicht bloß nach außen, dem Publikum

---

[1]) Ernst Friedrich Boger (1816 bis 1895), schließlich Rektor des Lyzeums in Oehringen.

gegenüber, sondern auch rein für mich selbst einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich war doch in Gefahr, nicht an mir selbst, wohl aber an der Zeit und den Zeitgenossen irre zu werden, wenn mein aus innerstem Bedürfnis hervorgegangener Ruf keinen andern als höhnischsten Widerhall gefunden hätte. Aber auch die Ehre der deutschen Journalistik haben Sie retten helfen, die sich bis dahin in der Sache — ich darf es gewiß ohne Anmaßung sagen — geradezu schmählich benommen hatte.

Gleichzeitig mit diesem Schreiben lasse ich nun unter Kreuzband die kleine Gegenschrift,[1]) von der ich Ihnen sagte, an Sie abgehen. Ich weiß nicht, ob ich sie geschrieben hätte, wenn mir schon Artikel wie der Ihrige vorgelegen wären; doch mag sie auch so nicht ganz überflüssig sein, um den Leuten zu zeigen, daß man noch auf dem Plan und leidlich guter Dinge ist.

Da wir die Aufnahme Ihres Artikels von seiten der „Allgemeinen Zeitung" kaum mehr erwarteten, so riet ich Ihnen, wie Sie sich erinnern, denselben im Notfall geradezu an S. Hirzel für die Zeitschrift „Im neuen Reich" zu schicken. Da mir nachträglich Bedenken gegen diesen Rat aufstiegen,[2]) so wandte ich mich an den Redakteur der „Gegenwart", Paul Lindau in Berlin, ob er wohl eine Besprechung der Sache aus Ihrer Feder aufnehmen würde. Er erklärte sich mit Vergnügen bereit, und wenn Sie also Lust haben sollten, das Wort noch einmal zu nehmen und die „Allgemeine Zeitung" Bedenken trüge, es Ihnen noch einmal zu lassen, so wäre für anderweitige Unterkunft schon gesorgt.

Uebrigens stehen Sie in dem Kampfe für die von mir angeregte Sache jetzt nicht mehr allein. Die „Deutsche Presse", das nationalliberale Frankfurter Blatt, bringt in seinen Nummern 263 bis 268 eine sehr anständige und wackere Besprechung, die zwar, einigen politisch-sozialen Dissensus abgerechnet, am Ende beim Gottesbegriff abspringt, mir aber doch auch recht erfreulich gewesen ist. Und so wollen wir zum neuen Jahre Mut fassen und hoffen, daß das Schlimmste vorüber ist.

Ich rechne es zu dem Besten, was mir das alte Jahr gebracht hat, daß es mir an seinem Schlusse noch Ihre Bekanntschaft schenkte, und bitte Sie, auch im neuen freundlich gesinnt bleiben zu wollen

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

Aus einem zweiten Brief an mich vom 13. Januar 1873 interessiert noch folgende Stelle:

Die Hubersche Erwiderung[3]) ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; ich

[1]) Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube. 1873.

[2]) Bekanntlich verunreinigte sich Strauß mit Hirzel wegen der Kritik Doves im „Neuen Reich" und übertrug die späteren Auflagen des alten und neuen Glaubens seinem Neffen Emil Strauß in Bonn.

[3]) Meine Artikel waren gegen Joh. Huber in München (1830 bis 1879) gerichtet, der darauf in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Januar 1873 erwiderte.

weiß also nicht, ob es der Mühe wert sein würde, auf sie spezieller einzugehen; wollten Sie dabei zugleich meines Nachworts gedenken, so würde mir das besonders angenehm sein. Im „Ausland" soll ein Artikel gegen Huber von dem Darwinianer Seidlitz[1]) stehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Herren von der Naturwissenschaft sich regten; von Helmholtz weiß ich aus bester Quelle,[2]) daß er meine naturwissenschaftlichen Paragraphen für durchaus korrekt erkannt hat.

Noch lasse ich aus den (ungedruckten) Lebenserinnerungen Binders eine Stelle folgen, um das Ende der fünfzigjährigen Freundschaft dieser beiden bis zum Tod und über den Tod hinaus zu verfolgen. Binder schreibt:

Im Jahre 1873 erkrankte Strauß an einem Unterleibsleiden ... Ich besuchte ihn einige Male, er nahm mich jedesmal an, obwohl ihm das Sprechen sichtbare Anstrengung kostete und Schmerzen verursachte. Er klagte nicht, und als ich ihn einmal fragte, ob er recht schwer leide, erwiderte er fast streng: „So dürfen wir nicht sprechen, wir müssen tragen, was der Lauf der Natur uns bringt."

Und schließlich darf auch die kurze Bindersche Ansprache am Grab des Freundes hier nicht fehlen. Sie lautete:

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Ein alter Freund des Dahingeschiedenen, wenn auch seit unsrer gemeinschaftlich verlebten Jugend nur selten seines näheren Umgangs teilhaftig geworden, wage ich es zum Abschied auf immer von ihm ein paar Worte an Sie zu richten. Ich gedenke seiner, wie er als ein zarter, schmächtiger Knabe mit großem dunkeln Auge im Jahre 1821 mit uns in das niedere Seminar kam; daß er dereinst den ersten Platz unter allen einnehmen werde, weissagte schon damals sein Lehrer, der Rektor der hiesigen Lateinschule. Er hatte ein lebhaftes Bedürfnis, sich an wenige Freunde enger anzuschließen, war heiter und fröhlich in der Gesellschaft, dabei aber stets maßvoll und züchtig, jeder Unanständigkeit und Ausgelassenheit abgeneigt und seinen Studien mit Fleiß und Eifer hingegeben. Und so ist er geblieben in den akademischen Jahren und sein ganzes Leben lang, einfach und schlicht, als sein Ruhm schon durch alle Lande ging, in seiner eignen äußeren Erscheinung und seiner Umgebung; außer dem Nötigsten (dazu gehörte aber für ihn eine stetige geistige Beschäftigung) bedürfnislos und im edelsten Sinn bürgerlich; sittenrein war sein Gespräch und sein ganzes Tun, und wenn er auch zuweilen gegen Freund oder Feind um seiner Ueberzeugung willen hart und zurückstoßend sich ausließ, wer wird das nicht zurechtzulegen wissen, wenn er gedenkt, auf welchen Wegen und mit welch unerschrockenem Mute er sich seine Ueberzeugung erstritten und gegen welcherlei Anfechtungen er sie zu verteidigen hatte! Denn wahrlich, sein Lebenslos ist ihm nicht aufs lieblichste gefallen; er, der in seinen besten Jahren so sehr ein ständiges Amt, und wenn auch nur,

---

[1]) G. Seidlitz in Dorpat wandte sich ebenfalls in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1873, Nr. 1 gegen Huber.

[2]) Vermutlich durch Eduard Zeller.

wie er mir einmal bekannte, eine bescheidene Lehrstelle sich wünschte, und der bereits eine akademische Wirksamkeit, für die er ganz geschaffen war, mit schönstem Erfolge begonnen hatte, sah zweimal sich aus dieser Laufbahn hinausgedrängt und zu einem unruhigen Wanderleben verurteilt, bis er endlich nach häufigem Wechsel seines Wohnsitzes in seine Vaterstadt zurückkehrte, welche ihm und welcher er fast gänzlich fremd geworden war und die nun eben nur die Stätte seines letzten Leidens und seines Endes werden sollte. Doch er hat sein Schicksal mit stets ungebeugtem Mute hingenommen, hat an jedem seiner Wohnorte bei den wenigen, an die er sich näher anschloß, ein reiches Angedenken sich gestiftet und das schreckliche, geheimnisvolle Uebel, das ihm tödlich geworden ist, mit klagloser Standhaftigkeit ertragen.

Ruhe sanft, lieber Freund, ruhe sanft, dein Volk wird deiner eingedenk sein, und die Jugend deines Volkes wird dich nicht vergessen!

Man begreift heute nur schwer, wie diese schlichten Freundesworte Anlaß zu leidenschaftlichem Protest und zu schnöder Verunglimpfung werden konnten. Oder man begreift es nach dem alten Theologenwort: haeretico fides non est habenda! Nicht einmal am Grab sollte der Freund menschlich sich zum Freunde bekennen dürfen. Um so mehr Grund für mich, Strauß, der auf meine geistige Entwicklung den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat und den ich in letzter Stunde auch noch persönlich kennen zu lernen das Glück gehabt habe, ein von theologischer Voreingenommenheit und Abneigung freies biographisches Denkmal zu setzen, falls mir Kraft und Leben dafür vorhält.

Tristan und Isolde

Novelle von

Toni Schwabe

IV

Es kam so, daß sie einmal allein miteinander gingen — Titan und Helianthe.

Es war ein heller Morgen, und der herbe Duft der Nacht stieg noch aus der Erde.

Viel mehr war es nicht, als daß sie nebeneinander gingen und jeder die Nähe des andern fühlte. — Und dabei dachte Helianthe nicht einmal an Titan.

Sie dachte an ihr Elternhaus. Da hatte um Pfingsten der Flieder so stark geblüht, und eine Landstraße ging am Zaun vorüber, auf der fuhren maiengeschmückte Wagen. Unter den hellen grünen Maien saßen Burschen und Mädchen, und über ihnen flatterten die bunten Bänder.

Und wenn sie des Abends heimfuhren, dann sangen sie das alte Lied:

„Schön ist die Jugend,
Sie kehrt nicht mehr.“

Ueber die weite Straße hin, nach dem Wald hinauf verklang das alte Lied
„Schön ist die Jugend —“

Es war so wunderlich, daß sie es immer erst sangen, wenn der Tag sich neigte.

Das alles fiel ihr ein, und ihre Gedanken liefen leicht und glücklich und ein ganz klein wenig bewegt von einer süßen grundlosen Traurigkeit von einem Ding zum andern. —

Da sagte Titan: „Glauben Sie, daß ich Lienhard einmal mehr geliebt habe als mich selbst?“

Sie wurde sehr bleich und sagte still: „Ich weiß.“

„Sie sind seine Frau geworden,“ sagte er.

Und sie wiederholte: „Ich bin seine Frau geworden.“

So hell war der Morgen — sie gingen miteinander über weite Wiesen, und die schimmernden Dünste des Mittags begannen aufzusteigen.

Eine Frage lag zwischen ihnen — aber sie wurde noch nicht gesprochen.

Er sagte: „Was wir von Gott wußten und von der Ewigkeit, das haben wir miteinander geredet, Lienhard und ich. Und später hatten wir auch zusammen diese freie mutige Zeit des Abtrünnigwerdens — alles haben wir geteilt. Und er war ein guter Freund und Kamerad.

Kennen Sie dieses seltsame Wort Davids aus der Bibel ‚Deine Liebe ist mir köstlicher gewesen, denn Frauenliebe?‘

Sie kennen es? Nun — das war zwischen mir und ihm.“

Sie schwiegen und gingen weiter durch den einbrechenden Mittag.

Eine Frage lag zwischen ihnen — aber sie wurde noch nicht gesprochen.

Helianthe sagte: „In meinem Leben ist nichts gewesen, bis ich ihn kannte. Und wie ich ihn kannte, da waren alle Wünsche erfüllt. Und wenn ich an ihn dachte, da zitterte mein Herz.“

Und sie waren wieder still. Und der Mittag senkte sich auf die blühenden Wiesen.

Sie sah von der Seite zu ihm auf. Er blickte mit dunkeln Augen gequält vor sich nieder.

Sie dachte: ‚Ich wollte, ich könnte ehrlos sein.‘ —

Seine Gedanken wollte sie wissen —

„Woran denken Sie?“

Ganz rasch richtete er sich auf. Er hatte feine und schmale Glieder, die sehr ebenmäßig aufeinander gebaut waren. Deshalb verlor sich gleichsam fast jede seiner Bewegungen in den ganzen Körper, und es war schön und wohltuend, ihm zuzusehen.

Er sagte: „Ich dachte —“ und er lachte leise dabei — „ich dachte an eine frühe Zeit — an eine Zeit, die lange, lange vor uns liegt: da nahm der Mann, der stärker war und kühner als sein Gefährte, sich die Frau, die er mit seiner Liebe begehrte. Und er trug sie in den Wald. Und sie gehörte ihm.“

Helianthe gab keine Antwort. Sie machte nur ein sehr hochmütiges Gesicht,

bog in einen kleinen Wiesenpfad ein und sagte kurz: „Dieser Weg führt näher zurück.“

Er ging hinter ihr und sah ihre knabenhafte, feine Gestalt und spürte den zarten Duft, der von einer reinen und schönen Frau ausgeht.

Es war das Sonderbare zwischen ihnen geschehen, daß sie selbst sich zu Wächtern ihrer Liebe stellten. Und so war ihre Liebe verborgener als in der Gegenwart des Dritten.

Ringsum triumphierte der Mittag.

Und eine heiße Frage schwieg. — —

Wie war es doch? Gegen die Wälder hin, dort, wo sich die weite Straße verliert, da verklang einmal das alte Lied von der Jugend.

Wie war es doch? Lag denn nicht aller Schmerz, alle Entsagung in seinen trüben, kindlichen Worten?

Helianthe dachte: ‚Still — still — das Schweigen wenigstens soll mir nicht verloren gehen.‘

Titan wollte die Arme heben nach der, die ihm gehörte von Anbeginn —

Und ihm kamen die Worte Davids:

„Deine Liebe ist mir köstlicher gewesen denn Frauenliebe —“

So gingen sie durch den gleißenden Triumph des Mittags — gingen stolz und einsam wie Götter, die von der Erde verbannt sind.

V

Draußen ging ein stiller Regen nieder. Der Abend dunkelte rasch.

Ueber dem Eßtisch brannte die breite Hängelampe, so daß der Tisch selbst hell beleuchtet war, während auf den Gesichtern der Menschen schon zarte geheimnisvolle Schatten lagen und die Bilder an den Wänden dunkel und mit vertiefterem Ausdruck in den hellen Partien waren.

Man war fertig mit dem Essen, aber Helianthe stand heute nicht auf. Die verschwiegene Regenstimmung, die uns immer an einen Fleck bannt, hielt alle umschlossen. Denn wenn man im Regen nicht froh und stürmisch durch das niederbrechende Wetter geht, drängt man sich gern eng zusammen und spricht leise von alten seltsamen Dingen, die uns irgendwann einmal wunderlich und erregend nahe gekommen sind.

„Als ich Kind war,“ sagte Helianthe, „da hatte ich unten im Garten ein kleines Haus, das gehörte mir ganz allein, und deshalb liebte ich es sehr —“

Lienhard unterbrach sie mit einem Lachen.

„Das bist ganz du, Helianthe! Du liebst es sehr, weil es dir allein gehörte!“

„Ja, Lie, daß ich habsüchtig über alle Maßen bin, das wissen wir schon. Aber das kleine Haus —“

Da kam Titan dazwischen: „Ich weiß eine kleine Insel — sie liegt ganz verlassen droben im Meer — nein doch — ein paar Bauernhütten sind dort auf künstliche Hügel gebaut, um ganz ehrlich zu sein, — wollten Sie die haben — ganz für sich allein?“

„Gehört sie Ihnen denn, daß Sie sie verschenken können?“

„Ach, höhnen Sie mir nicht meinen leeren Beutel aus! Wissen Sie denn nicht, daß einem nichts eigner gehört, als was man liebt? — Nun gut — ich liebe diese kleine Insel — und deshalb biete ich sie Ihnen an.“

„Ich will es mir überlegen,“ sagte Helianthe gnädig. „Aber nun will ich von meinem kleinen Haus erzählen:

Es stand ganz zwischen Fliederbüschen, und vor dem einen Fenster war eine schottische Zaunrose. Dorthin trug ich alle meine kindischen Heimlichkeiten — Bücher, die ich noch nicht lesen durfte, und kleine selbstgemalte Bilder, die niemand sehen sollte, und dergleichen.

Da hatte ich auch eine Geschichte gefunden in irgendeinem alten Zeitschriftenband, sie hieß ‚Einst‘. Sie war unendlich traurig und unendlich rührend, und ich las und weinte — weinte und las.

Draußen war ein Gewitter, und ich weiß noch genau, daß die Zaunrose ganz stark und wunderlich zum Fenster hereinroch und daß es sehr schwül und beengt in dem einzigen kleinen Zimmer meines Häuschens war. Ich weiß auch noch, daß nach mir gerufen wurde und daß ich es vorzog, nicht zu antworten.

Da kam plötzlich durch den fallenden Regen die Sonne, und ich sah, wie sich ein Regenbogen nicht sehr weit von mir, auf den Gartenweg gestützt, erhob.

Und da geschah etwas ganz Seltsames: Ein junges Mädchen in heller Rokokotracht kam diesen Weg hinaufgegangen. Sie trug ein Körbchen am Arm und ging auf den bunten Regenbogenpfeiler zu. Dort streckte sie die Hand aus und nahm die schillernden Farben, pflückte sie ab und legte sie sorgsam in das Körbchen.

Ich hielt den Atem an und sah und sah —

Aber sie bemerkte mich nicht und ging nur dem Regenbogen nach, der sich langsam zurückschob und schwächer wurde. Und wie er ganz verblaßt war und nur noch die Sonne auf den stillgewordenen Garten schien, da war es, als wäre das schöne Mädchen von ihr aufgesogen wie das Farbenspiel der Regentropfen.“

Helianthe war still und sah vor sich hin.

„Natürlich bist du eingeschlafen in deiner kleinen heißen Stube und hast geträumt, Helianthe,“ sagte Lie.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Aber liebster Schatz, du wirst doch nicht glauben, das niedliche Geschichtchen sei Wirklichkeit gewesen!“

„Laß sie!“ sagte Titan leise und legte seine Hand auf Lienhards Arm. „Es muß eine so liebliche Erinnerung sein.“

Und dann beugte er sich etwas zu Helianthe hinüber. „Ist das schöne Mädchen nicht wieder zu Ihnen gekommen?“ fragte er.

„Nein — nie mehr. Obwohl ich mich dann lange nach ihr gesehnt habe.“

„Und wenn sie Ihnen begegnet wäre, so wäre sie Ihre erste Liebe geworden?“

„Vielleicht," sagte Helianthe mit einem zarten Lächeln. „So aber habe ich mich nur gesehnt, sie zu lieben."

„Was redet ihr da für wunderliches Zeug!" sagte Lienhard. „Ihr begebt euch da mit euern Reden auf einen Boden, der unbehaglich für den Zuhörer wird, wißt ihr!"

Helianthe lachte leise und fröhlich.

„Nein, du Armer! Gleich werden wir zurückkommen, daß es dir wieder behaglich sein kann!"

Und da sah sie auf Titan und traf seinen glücklichen Blick.

Sie dachte: ‚Ach wie? — nun habe ich „wir" gesagt — „wir" von ihm und mir! Wie konnte ich denn das tun?!'

Das dachte sie. Aber wie neben den ausgedachten Gedanken stets noch eine wilde unkontrollierbare Gedankenreihe hinläuft, jauchzte es in ihr, daß sie das kleine verbindende Wort gesprochen hatte.

Diese wilden jagenden Gedanken jubelten nur: Wir! Du und ich — wir! — Geliebter! — Geliebter! —

Und sie stand auf und ging in der Stube auf und ab. Denn das Glück wollte ihr aus den Augen brechen.

Sie schob ein paar Bücher hin und her, die auf einem Tisch an der Wand lagen. Das Licht erhellte nicht deutlich die Umschläge.

Sie nahm eins davon in die Hand. „Hast du es hergetan, Lie?"

„Zeig, was ist es?"

Er nahm es und hielt es unter die Lampe. „Eine neue Uebersetzung von Gottfried von Straßburgs Tristanlied. Ich habe es mitgebracht, weil ihr neulich von Tristan und Isolde spracht."

Und ganz zufrieden fügte er noch hinzu:

„Er hat sich reichlich genug von diesem Text angeeignet, der gute Wagner." —

Ist es nicht so: Wer sich sehnt, hört des Abends Flötenspiel über den Garten klingen. Wer von seiner Wünsche Gipfel stürzte, den umringt das Klagen der Enttäuschten. Wer aber ein hohes Ziel erreichte, dem begegnen Brüder im Glück.

So scheint Gleiches das Gleiche an sich zu ziehen.

Und so kam es, daß Titan und Helianthe immer wieder dem alten Liebesmärchen von Tristan und Isolde begegnen mußten.

Und zum Ueberfluß wollte jetzt Lienhard auch noch daraus vorlesen. Er mußte ja beweisen, daß der „gute Wagner" seinen Text gestohlen hatte.

So las er aus der Geschichte, der wunderlich rührenden, süßen Liebesgeschichte von den beiden, die sich durch die Liebe so verbunden fühlten, daß keiner mehr wußte, ob er nun noch er selbst oder der andre war —

„So war er sie, und sie war er."

Gewiß, das hatte Wagner gestohlen!

Die beiden schwiegen.

Und Helianthe dachte: ‚Ach Lienhard — das sind ja keine gestohlenen Worte — so denkt jeder, der liebt!‘

Aber sie wagte es nicht zu sagen. Sie wagte nicht von dieser süßesten Verwirrung zu reden — nicht vor ihm, dessen Wesen sie mit ihrem eingetauscht fühlen konnte, daß „er war sie, und sie war er“ — und nicht vor dem andern, dessen — Eigentum sie war.

Und Lienhard, der Gute, er las und las noch so viele der wunderlich süßen Worte —

Und diese Worte gingen ihnen beiden ins Blut — machten ihr Blut trunken.

Und draußen ging leise und weich der Regen nieder — Regen nieder —

Helianthe lehnte sich zurück in ihren Stuhl und sah hinüber zu Titan — ach „sah“ nicht — es war so, daß ihre Blicke sich in seinen verloren — sich seinen hingaben in einer verzehrenden Sehnsucht —

Und sie sah ihn erbleichen —

Es war, als ob die Luft zwischen ihnen zitterte und flimmerte, wie sein Verlangen sich mit ihrem mischte.

Sie schloß die Augen —

‚Ich wollte, ich könnte ehrlos sein.‘ — —

Lienhard sah auf.

„Ich glaube, Helianthe, wir sind müde? Wir wollen schlafen gehen.“

Sie gab Titan nicht die Hand, als sie einander gute Nacht wünschten.

Sie gab ihm nicht die Hand. — —

Der nächste Tag war voll Sonne.

VI

„Du bist so still geworden, Helianthe —“

Sie strich sich mit ihrer weichen, langsamen Bewegung das Haar von den Schläfen — sah ein wenig über ihn hin, als ob er ein Fremder wäre, und lächelte.

Titan sagte: „Ich weiß, was es ist — Sie stehen wie an einem Brunnen und sehen dort unten im Wasser das geheimnisvolle Bild — sehen sich selbst.“

„Ja, so ist es — ich habe mich selbst gesehen.“

Ihre Stimme war sonderbar dunkel. Sie sah hinaus in den späten Tag, der noch in letzter Helle unter der Sonne lag.

Lienhard wandte sich zu Titan: „Erzähle doch ein wenig aus deinem Wanderleben. So ein fahrender Gesell muß doch viel zu erzählen haben —?“

Titan dachte: ‚Weiß ich denn noch, was vorher gewesen ist —?‘

Und er sagte: „Es ist nichts, das sich der Rede lohnt.“

Lienhard fragte unbeirrt weiter: „Und was hast du vor für die nächste Zukunft?“

Und er antwortete langsam wie aus einem Traum: „Ich weiß es nicht — mir ist, als gäbe es keine Zukunft.“

„Du sprichst so wunderlich, Titan —“

Titan sah vor sich nieder, und dann sagte er: „Die Zeit ist schon lange gewesen, daß ich hätte wieder gehen müssen.“

Lienhard sagte sehr herzlich, und seine Stimme klang leichter als vorhin: „Wie? Du denkst daran, wieder fortzureisen?

Gott — wenn ich so zurückdenke, ist es mir, als wäre kaum der Tag deiner Ankunft vorüber!“

Er fühlte den rätselhaften Druck schon schwinden, den ihm des Freundes Anwesenheit gegeben hatte.

Aber Helianthe, die am Geländer der Veranda stand und hinab in den Garten sah, fühlte Titans Worte nur wie eine entsetzliche und leere Drohung.

Sie dachte: ‚Warum spricht er von solchen unmöglichen Dingen?‘ Denn der Gedanke, sich von Titan zu trennen, war eine Unmöglichkeit.

Und Titan dachte: ‚Warum habe ich das gesagt?

Was gibt es noch auf der Welt, als daß ich dich begehre —

Wollte ich je von einem andern Menschen etwas nehmen, solange deine Hände noch geben können, — und böten sie mir auch den Tod.‘ —

Das Schweigen war so schwer. Der Abend kam.

Helianthe sagte: „Ich sehe die weißen Lilien durch den Garten leuchten.“

Lienhard sagte: „Du wirst uns sehr fehlen, Titan.“

Titan konnte nichts sagen. Ihm taten die Worte des Freundes weh, als ob eine lange gehütete Erinnerung aus der Kindheit zerbricht. Aber er wußte, daß es nicht mehr anders ging.

Er sah Helianthe an, die ihre feine, hohe Gestalt in das Weinlaub schmiegte. Und er dachte: ‚Nun warte ich, was du mir geben willst.‘

Lienhard sagte: „Willst du uns nicht noch ein wenig Geige spielen?“

Und Titan nahm die kleine braune Geige —

Er spielte sehr lange an diesem Abend.

Eine Zeitlang zügelte ihn die kühle und vollkommene Ekstase Beethovens — und Palästrinas seltsame Gedanken —

Dann lockte ihn Wagner —

Er spielte aus Tristan und Isolde.

Da war keine Zurückhaltung mehr — er spielte sich selbst.

Und es war das Lied der Sünde, das zarte, reine, königliche — das betörende Lied der Sünde. — —

Als sie sich an diesem Abend getrennt haben, ließ Helianthe ihm ihre Hand.

Und sie standen voreinander und sahen sich still entgegen —

Und wußten alles — einer vom andern —

Und wußten, es war ihr königliches Recht.

Und sie wußten, es war ihnen der Tag der Reise gekommen. —

Da hörten sie Lienhards Stimme.

„Nun Helianthe — laß mich ihm auch noch gute Nacht sagen!

Mir scheint, so schön hast du noch nie gespielt, Titan!“ —

Dann erst ging Helianthe.

*

An den Ufern des Styx, am Eingang zum Schattenreich, blüht weißer Asphodill — blüht die bleiche Blume des Vergessens.

Dort gehen die Toten, und aus weiten weißen Wiesen atmen sie den Duft, der Befreiung ist von allem, was geschah. Mit einem Atemzug fällt da von ihnen das Leben, das ihnen Kampf und heiße Sehnsucht war — es fällt von ihnen, und sie fühlen es, als glitte von ihren Schultern eine Last glühenden Erzes.

Alles Wollen, alle Begehrlichkeit schweigt. Ihre Hände haben es verlernt, sehnsüchtig nach dem Unerreichbaren zu greifen —

Ihnen ist wohl —

Sie gehen durch weite weiße Wiesen von blühendem Asphodill, aus denen der bleiche Duft des Vergessens steigt. —

Das war in einer Nacht — Helianthe sah hinaus in die Nacht — Lienhard berührte ihre Schulter und rief ihren Namen.

Sie wandte sich nach ihm um. Ihr Lächeln war kühl und ihr Blick sehr fern.

„Komm zu mir, Helianthe —“

Sie ging einen Schritt vom Fenster weg in die Stube hinein und strich sich über die Stirn. Sie dachte: ‚Wer bist du?‘

Und sie dachte: ‚Wer will meine Ewigkeit zerbrechen?‘ —

Draußen im Garten hoben sich die Pappeln zu dem dunkelblauen Himmel, der noch mondlos war. Es war so still, daß die kleinen schwebenden Lichter der Johanniskäfer wirkten wie ein Ton — wie ein feiner Klang, der die Nacht durchzittert. So schwer waren Stille und Dunkel ineinander versunken — zu einem geworden.

Die Liebe war keine Flamme —

Die Liebe rang nicht mit Tod und Leben —

Die Liebe ist einsam still und groß wie die Ewigkeit. —

„Helianthe, was denkst du? Komm, es ist schon so spät.“

Er ging auf sie zu und streifte ihr das Kleid von den Schultern.

Ihre Arme waren kühl. Sie sah ihn fremd an. Sie hatte vergessen, daß er sie je geküßt hatte —

Sie hatte vergessen, daß ihr Mund einmal nach seinen Lippen durstig gewesen war —

In einer Dämmerstunde, da war ihr Blut heiß gegangen, da hatte sie gezittert unter dem Verlangen nach seiner Liebe. — Da war es gewesen, daß der glühende Stolz der Hingabe sie überkam —

Und er nahm von ihren jungen Lippen das Wort Geliebter.

Vergessen war das alles.

Sie war mit den Toten über die weiten weißen Wiesen gegangen, wo Asphodelos blüht.

Wer könnte Tote zurückrufen? —

Lienhard sah sie mit Angst an. Immer blieb das stille, kühle Lächeln auf ihrem Gesicht.

Er sprach zu ihr. Es war, als ob Worte sie nicht berührten.

Er sagte: „Helianthe, diese ganze Zeit — ich verstehe nicht, was dir geschehen ist —

Ich fürchte etwas —

Und ich wollte, du könntest mir darüber ein gutes Wort sagen, daß ich ruhig würde.

Ist es so? Ist es — daß du — ihn liebst?“

Sie brach nicht unter einer Schuld zusammen. Sie rührte sich nicht. Nicht einmal das kühle, seltsam ferne Lächeln erlosch.

Er fühlte sich schon fast erlöst, so rein sah er sie, so unberührt von aller Schuld.

Da sagte sie ganz leise und unbewegt, als ob ein Bild zu sprechen anhebt: „ja“.

Hatte er recht gehört?

War es möglich, daß Helianthe so mitleidslos allen Schmerz der Welt über ihn bringen konnte?

Er mußte sich verhört haben —

„Helianthe — Helianthe! Du sagtest nein? Nicht wahr, du sagtest nein?! Sprich doch! Du liebst nicht ihn — du liebst — du hast keinen andern je geliebt als mich?!“

Und zwischen ihnen stand ein tiefer Augenblick des Schweigens.

Der Himmel war hell geworden vom Mond. Das Licht schimmerte auf ihrem weißen Gesicht, und das Geheimnis dunkelte in ihren Augen.

Er glaubte plötzlich, ihr Schweigen wäre das Schlimmste, und er rief sie an: „Helianthe?!“ —

Sie sagte: „Ich liebe ihn.“ —

Er stürzte vor ihr nieder. — Ganz laut schluchzte und stöhnte er, während noch die Angst seine Tränen zurückhielt.

Und sie beugte sich nicht zu ihm nieder —

Nicht einmal die armselige Gabe des Mitleids hatte sie für seine Verzweiflung —

Wie ein stilles, erbarmungsloses Bild stand sie über ihm —

Seine Stimme drang nicht mehr zu ihr —

Sie war auf jenen weiten weißen Wiesen gegangen, aus denen der bleiche Duft des Vergessens steigt.

Von dort kann keiner mehr die Schatten zurückrufen. —

Er weinte stiller, und seine Tränen kamen.

Und dann schämte er sich, daß er vor ihr lag, wie ein Bettler, der seine Wunden zeigt.

Er stand auf und ergriff ihre kühlen Arme und schrie ihr ins Gesicht, als ob er sie wecken wollte: „Geh! Geh du! — Betrogen hast mich! So jämmerlich betrogen!“ —

Aber seine Worte verklangen nur hilflos vor ihrem stummen Lächeln.

Und dann kam langsam Bewegung in ihre Ruhe. Sie hatte seine Worte

gehört. Sie sagte leise und mit einer süßen Stimme, die ihm ungeheuerlich und die furchtbarste Grausamkeit schien: „Ich habe dich nicht betrogen — ich habe es nicht gewollt und auch nicht gleich gewußt. Aber nun ist es da — und es ist, als wäre es ewig schon gewesen.“

Ihre Worte waren ein körperlicher Schmerz. Er wand sich unter ihren Worten. — Er hörte ein Stöhnen in der Nacht — das kam aus seinem eignen Mund.

Und dann war er plötzlich ruhig. Das alles war zu entsetzlich, um wahr zu sein. Sie war krank — sie wußte nicht, was sie tat, fühlte, sprach —

Ja, krank mußte sie sein! Anders war es nicht möglich.

Er nahm sie und führte sie an ihr Bett.

„Schlaf jetzt,“ sagte er. „Du bist krank. Es soll noch alles wieder gut werden.“

Und nach einer Weile: „Er soll fortgehen. Er hat dich krank gemacht. Ich will es ihm sagen.“

Sie antwortete nichts. Denn er sagte ja Dinge, die unmöglich waren. Eine Trennung von Titan *gab es nicht*.

„Soll ich es tun?“ fragte er wieder, „soll alles gut werden?“

„Ja,“ sagte sie.

Sie hätte auch ja gesagt, wenn er sie gefragt hätte: ‚Soll ich dir jetzt dieses Messer ins Herz stoßen? Willst du sterben?‘

Sie hätte ja gesagt, denn die Liebe, die in ihr war, konnte von keiner Wirklichkeit berührt werden, *hatte nichts mit Tod und Schicksal gemein*.

Die glänzende Nacht zog über den Himmel.

*

Die glänzende Nacht zog über den Himmel.

Vor den Fenstern rauschten die Pappeln in der verheißungsschweren Nacht —

Und es war spät in der Nacht — war in der tiefsten Nacht —

Da stand Helianthe auf und tat leise ihre Kleider an.

Lienhard hat dabei geschlafen.

Und sie ging hinaus in den Garten, der unter der Nachmitternacht lag.

Die schmerzliche Helle des Mondes war über der Wiese —

Sie ging langsam den Weg hinunter, und ihr weißes Kleid schleifte ein wenig den Boden.

Da stand Titan. Er sagte: „Ich habe so sehr gewartet.“

Sie ließ ihm die Hand, und sie gingen nebeneinander.

Dann blieb er stehen. Sie waren einander gegenüber. Er sagte: „Mein ganzes Leben ist Sehnsucht nach dir gewesen — und nun bist du gekommen — Helianthe —“

Ihren Namen sprach er so langsam wie einer, der aus Träumen redet.

Und sie lächelte.

Sie hielt ihr Gesicht nach oben. Da wußte er, daß er zu ihrem Munde durfte.

Und er trank von ihren Lippen den schweren Trunk aus heiligem Kelch. Und die Liebe wollte ihn töten.

Und während sie ihm die Seligkeit schenkte, zog ein Gedanke an ihr vorüber, der hieß: ‚Nun bin ich reif geworden, gleich für die Liebe wie für den Tod.' —

Und sie gab ihm alles, wonach ihn dürstete. Und sein großes Begehren wußte nicht, ob es nach Tod oder Leben griff. Das zu bestimmen lag in ihrem Willen. —

Ein leiser Wind ging, und das Gras wurde feucht. Das war, weil der Morgen begann.

Titan richtete sich auf von ihrem jungen Mund, und er fragte: „Was kommt nun, Geliebte?"

Helianthe sagte: „Der Tod."

Aus meinem Leben

Eine kleine Plauderei

von

Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch v. Osten

Sie stellen mir die Aufgabe, Ihnen eine kleine Episode aus meinem Leben zu erzählen. Unbegabt als Schriftstellerin, bitte ich Sie mit einem harmlosen Geplauder vorlieb zu nehmen. — Und welcher Episode meines an Freuden so reichen Künstlerlebens soll ich hier gedenken? Ich trete in mein Grillenzimmer, — diesem mir so lieben Raum, der einen Teil meiner Künstlererinnerungen birgt und der auch bei der Wiener Musik- und Theaterausstellung im Jahre 1892 das Publikum in seinen poetischen Bann zog. Schätze von Erinnerungen weckt mein kleines, in rosiges Licht getauchtes Heiligtum in mir, und wenn meine Blicke an all den Gegenständen um mich her haften, so ist mir, als redeten sie wie im Märchen ihre eigne Sprache. Sie reden von Ovationen, wie sie wärmer und beglückender keiner Künstlerin zuteil werden konnten, und mögen auch manche der hier zusammengetragenen Gegenstände der Beachtung kaum wert erscheinen, für mich hat jeder derselben eine Bedeutung, kennzeichnet jeder einen Schritt in meiner Künstlerlaufbahn, erweckt jeder in mir eine liebe, dankbare Erinnerung. Und während ich unschlüssig überlege, welche kleine Geschichte ich hier der Oeffentlichkeit preisgeben soll, ergreift mich scheues Bangen wie vor einer Indiskretion. Ich kann Selbstlob nicht leiden, so gerne ich es auch habe, wenn andre mich loben, darum finde denn lieber eine kleine Episode aus meiner Kinderzeit hier Raum, die den Beweis liefern soll, wie früh ich schon meine Zusammengehörigkeit mit den „nicht seßhaften Leuten" empfand.

Ich war noch ein Schulkind und besuchte in München ein Pensionat, wo ich nicht gerade zu den gefügigsten Schülerinnen gezählt wurde. Lebhaft und

voll Interesse für alles Phantastische baute ich mir in Träumen meine eigne Welt, die allerdings wenig in die konventionelle Schablone der Schule paßte.

So erregte es dort auch große Mißbilligung, als ich eines schönen Tages mit wahrer Begeisterung die ganze Klasse durch die sensationelle Nachricht in Aufregung versetzte, daß ich auf dem Weg zur Schule einer Seiltänzertruppe begegnet sei. Mein ganzer Sinn wanderte natürlich vom Unterricht weg zu den armen Leuten. Sie waren recht erbärmlich, diese Künstler, denen kein stolzer Zirkus, keine prächtigen Toiletten, keine hohen Entreepreise — es wurde nur abgesammelt — die Anwartschaft auf diesen stolzen Namen gaben. Sie machten ihre Kunststücke einfach auf Teppichen auf den Straßentrottoirs, und dennoch, wie begeisterten sie mich! — Vor allen hatte es mir ein kleines Mädchen meines Alters angetan, ein reizendes Ding mit langen, glänzend schwarzen Locken, bräunlichem Teint und herrlichen Augen. Ihre Kunststücke entzückten mich am meisten, und es erregte meine größte Bewunderung, wie sie bei allen möglichen Evolutionen ein Glas Wasser auf der Stirne balancierte, ohne es zu verschütten, oder gar zierlich zwischen Eiern mit verbundenen Augen herumtanzte. Ich war hingerissen von der kleinen Person, träumte es mir als Höchstes, solche Freundin zu besitzen, und suchte klopfenden Herzens ihre Bekanntschaft zu machen. Tag und Nacht dachte ich nichts andres. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich, statt in die Schule zu gehen, dieser Bande auf Schritt und Tritt folgte und den Gegenstand meiner Schwärmerei durch allerlei Bestechungsversuche für mich zu gewinnen trachtete. Da war es bald ein Schächtelchen, bald ein buntes Band, ein Apfel, eine Glaskugel, bald ein farbiges Bildchen, das aus meiner Tasche in die stets ausgestreckte Hand meines Ideals wanderte; sogar die Spielsachen meiner Geschwister waren mir von nun an nicht mehr heilig. — Ein Stück Torte eroberte mir endgültig das Herz der Kleinen, und wir schwuren uns ewige Freundschaft! —

Sie erzählte mir von ihren schönen Kleidern, von den vielen Silberkreuzern, die sie verdiene, von der Menge Bonbons, die sie von den Leuten erhalte, und wie herrlich es sei, ein neues Kunststück zu lernen, und schließlich sagte sie mir: „Höre, Frida, du könntest mit uns kommen.“ (Frida! So wurde mein Name damals abgekürzt; ich fand die Abkürzung so poetisch, und erst später wurde in Wien aus der „Frida“ die „Fifi“.) „Den Eiertanz könnt' ich selber dir lehren, das andre wird dir schon die Mutter zeigen; Seiltanzen lernst du vom Bruder; wir verdienen zusammen eine Masse Geld und kaufen uns dann viele schöne Kleider und alle Tage Kuchen.“

Diese Worte Röschens — so hieß die kleine Verführerin — warfen einen Feuerbrand in meine Kinderbrust. Es begann ein Kampf in meinem jungen Herzen, der um so heftiger wurde, je näher der entscheidende Augenblick der Trennung herankam, denn nur noch kurze Zeit sollte die Akrobatentruppe in München verweilen. Zu Hause konnte man mein stilles, in mich gekehrtes Wesen nicht begreifen, und meine Eltern glaubten ernstlich an ein Unwohlsein, denn den Ausbrüchen wildester Lustigkeit folgten ebenso unmotivierte Tränengüsse; und

dennoch war ich nicht dazu zu bewegen, die Ursache meines sonderbaren Benehmens Eltern und Geschwistern zu verraten, hatte ich doch Röschen mit heiligem Schwur beteuert, unser Geheimnis streng zu wahren, und ihr als Pfand dafür einen kleinen Goldring gegeben, der mir bis dahin mein liebstes Gut gewesen. Ich bedaure eingestehen zu müssen, daß ich zu Hause erzählte, ich hätte ihn verloren. Die Schelte nahm ich mit einer Art Heroismus hin, glücklich im Bewußtsein, für meine Liebe zu leiden! „Also du kommst, Frida!“ sagte die kleine Künstlerin eines Tags. „Wir reisen bestimmt Freitag oder Samstag.“

„Ich komme morgen, ich schwöre es dir!“ lautete meine Antwort. — Es war am Donnerstagabend. Schlaflos lag ich in meinem kleinen Bett, das Herz wollte mir schier vor Kummer brechen, und Heldenmut und Jammer kämpften in mir. Ich sagte auf der abgerissenen Seite eines Schulheftes Eltern und Geschwistern Lebewohl, und daß ich in die weite Welt gehen müsse, um eine große Seilkünstlerin zu werden. — Ich beabsichtigte am andern Morgen statt den Weg zur Schule den in die Freiheit zu nehmen; es war mein fester Entschluß, und dennoch — je näher der langersehnte Augenblick kam, desto schwerer wurde mir der Gedanke, das liebe Zuhause zu verlassen.

Beinah begann mir mein Vorsatz leid zu tun, beinahe bereute ich das unvorsichtig gegebene Wort; allein „es mußte sein“, das stand in mir fest.

Und wie ich nun des andern Morgens schwermütigen Herzens durch die Küche den Weg in die weite Welt antrat, da sah ich auf dem Küchentisch herrliche Dampfnudeln, mein Leibgericht! Es war ja Freitag, der von mir seiner köstlichen Fastenspeisen wegen so sehr geliebte Freitag! Nun galt es, sich zu entscheiden! Soll ich meiner Lieblingsspeise entsagen, den Dampfnudeln den Rücken kehren? — Unmöglich! —

Also — heroischer Entschluß — ich bleibe noch über Mittag! Morgen ist ja, wie mich Röschen versichert hatte, auch noch Zeit.

Mit Riesenappetit verzehrte ich die herrliche Speise! Am nächsten Morgen aber eilte ich mit verdoppeltem Mut, eine Dampfnudel für Röschen in der Tasche, zur Herberge, wo ich die Truppe immer aufzusuchen pflegte. Klopfenden Herzens trat ich ein, da traf mich wie ein Donnerschlag die Nachricht, die mir von einer robusten Küchenmaid zuteil wurde:

„Die Bagage ist gestern schon fort!“ — Bagage!

Im Schrecken über diese fürchterliche Mitteilung vergaß ich ganz meiner Entrüstung über das rohe Wort Luft zu machen!

„Fort?“ hauchte ich tonlos, „ja wohin denn?“ — „A, was weiß i,“ brummte die Magd. „Sie sollten Ihna schamen, kleines Freil'n, so viel bei so einer Banda zu stecken!“ Und damit wandte sie mir den Rücken.

Ganz zerknirscht kehrte ich heim. Dahin meine Zukunftsträume, die goldene Freiheit, das Seiltanzen und all die andern herrlichen Kunststücke! Die schöne Zauberwelt hatte sich vor mir geschlossen! Meine Eltern erfuhren nichts von dieser beabsichtigten Eskapade, und nur meiner älteren Schwester teilte ich unter Tränen mein tragisch-schönes Geheimnis mit. „Dumme Gans“ war ihre mich

tief kränkende Antwort. Die furchtbare Schilderung von den grausamen Prügeln, die man bei Erlernung all jener schönen Künste zu erdulden habe, überzeugte mich nur wenig, und ich blieb lange untröstlich.

So haben mich bayrische Dampfnudeln — für die ich ebenso wie für Artisten noch immer eine besondere Vorliebe hege — davor bewahrt, eine Seilkünstlerin zu werden. Darf ich mir die bescheidene Anfrage an den lieben Leser erlauben, ob es nicht vielleicht doch besser war, daß ich „die Grille“ geworden?

Oesterreichs Erhaltung – Deutschlands Selbsterhaltung

Mit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879 hatte die deutsche Politik einen neuen Fixpunkt erhalten. Seit den Befreiungskriegen hatte dieser Fixpunkt im Verhältnis zu Rußland gelegen. Im Jahre 1835 hatte Kaiser Nikolaus I. auf dem Balkon des Winterpalastes dem Prinzen von Preußen die auf dem weiten Platze in Paradeaufstellung harrenden russischen Garden als „die Reserve der preußischen Armee“ bezeichnet, tatsächlich war Rußland im Jahre 1870 die Reserve nicht der deutschen Armee, aber der deutschen Politik gewesen. Das Bestreben der letzteren, nach der Auseinandersetzung mit Oesterreich zu diesem wieder in ein engeres Freundschaftsverhältnis zu gelangen, datiert bekanntlich bereits von der Schlacht bei Königgrätz. Als dann im Dezember 1870 die Neugestaltung des Deutschen Reiches feste Formen angenommen hatte, ergingen ungeachtet aller bisherigen Feindseligkeiten der Beustschen Politik noch aus Versailles die ersten Anregungen zu einer freundschaftlichen Annäherung beider Länder, die jedoch auch nach der Begegnung von Salzburg und Gastein im Jahre 1871 und der Dreikaiserbegegnung in Berlin im September 1872 feste Formen nicht zu gewinnen vermochten. Im Gegenteil waren die folgenden Jahre wieder nicht frei von Spannungen. Erst als Bismarck und Andrássy auf dem Berliner Kongreß einander nähergetreten waren, begann ein gegenseitiges Vertrauen Platz zu greifen. Wie schwer das zu gewinnen gewesen war, erhellt aus einem Briefe Lothar Buchers an den ungarischen Abgeordneten Pulszky, Kossuths Freund und Genossen, vom 16. Mai 1877, worin Bucher schreibt:

„Solange Bismarck und seine Tradition existieren, wird Deutschland nie auf den Zerfall Oesterreich-Ungarns spekulieren. Ein Bruch kann nur von Euch, ich meine Zisleithanien, kommen. Wir wollen Euch gute Nachbarn sein, und wenn einmal das Mißtrauen, das jetzt wieder durch eine durchsichtige Intrige angefacht zu sein scheint, sich verloren hat, könnten wir ja in ein engeres, festeres Verhältnis — gegenseitige Besitzgarantie — treten, was wir Beust vorgeschlagen haben und dieser mit Hohn zurückgewiesen hat. Halten Sie nur den Grafen Andrássy, den zu halten wir alles mögliche tun.“

Zwei Jahre später gelangte der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn zum Abschluß, und er besteht heute, nach sechsundzwanzig Jahren, ein in der Geschichte der Beziehungen der Großmächte sonst unerreichter Fall, in voller Kraft und Geltung. Diese Bismarcksche Tradition, die in dem Worte „wenn Oesterreich nicht vorhanden wäre, müßte man es schaffen“ ihre deutlichste Prägung erhielt, ist heute in Deutschland unverändert lebendig und auch durch die Feindseligkeiten nicht berührt worden, mit denen Polen und Tschechen uns unausgesetzt beehren. Lemberg ist längst ein Zentrum von politischen Schwierigkeiten aller Art für Preußen geworden, und es ist eine eigne Ironie der Geschichte, daß in dem uns verbündeten Staate, für dessen Besitzstand wir Deutschen einzutreten bereit sind, der Bürgermeister der

zweiten Stadt der Monarchie, Herr Podlipny in Prag, im August 1897 an den elsaß-lothringischen Verband in Paris ein Telegramm des Inhalts richten konnte: „In dem Augenblick, da der Präsident der Republik sich nach St. Petersburg begibt zum Zweck der Union der beiden Völker, gestatten Sie einem Freunde Frankreichs, diesen Anlaß zu benutzen, seine lebhaftesten und aufrichtigsten Glückwünsche den französischen Freunden zu übersenden. Es lebe Frankreich! Na zdar!" Dem Herrn Bürgermeister von Prag hatte da die Eitelkeit und die Selbstüberschätzung seiner werten Persönlichkeit einen Streich gespielt, sonst hätte er sich sagen müssen, daß es nichts weniger als Landes- und Reichsverrat bedeutet, wenn er entgegen der Politik und dem Bündnis seines Souveräns einem Bunde der Mächte seine Sympathie darbringt und deren Aktion ermuntert, gegen die das Bündnis seines Landesherrn unter Umständen sich richten müßte.

Derlei Anomalien, wie sie uns von Lemberg und Prag geboten werden, hat Deutschland bisher ruhig in den Kauf genommen, weil und solange es die Ueberzeugung hat, daß die amtliche österreichische Politik davon unberührt bleibt. Die hohen Ehren, mit denen Kaiser Franz Joseph das aus China heimkehrende deutsche Bataillon v. Foerster in Wien aufnahm, sein so huldvolles Telegramm an den Feldmarschall Grafen Waldersee bei dessen Heimkehr aus China haben neben manchem andern Vorgang deutlich erwiesen, wie treu der greise Monarch zu dem Bündnis mit Deutschland steht. Anderseits wäre es weit gefehlt, in der Dirigierung eines der erprobtesten Bataillone des deutschen Chinaheeres über Triest und Wien den Ausfluß einer zufälligen politischen oder militärischen Laune zu sehen. Der Einzug des Bataillons v. Foerster in Wien mit der Reichsfahne — die deutschen Truppen in China führten bekanntlich und führen noch kaiserliche Fahnen mit den Abzeichen des Deutschen Reiches — war ein kräftiger Händedruck an Oesterreich, eine feste Bürgschaft von Freundeshand an den Freund.

Wenn ungeachtet aller Feindschaft, die wir von Polen und Tschechen erfahren, Deutschland dem Bündnis mit Oesterreich unwandelbar ergeben geblieben ist, und seitens der deutschen Politik nicht das Geringste getan worden, was einer Spekulation auf Teile Oesterreichs gleichkommen könnte, im Gegenteil die beglaubigte Aeußerung eines der angesehensten deutschen Bundesfürsten vorliegt: „Es könne sehr wohl geschehen, daß Deutschland angesichts der inneren Lage Oesterreichs einmal unter die Waffen treten müsse, aber nicht um Oesterreich zu zerstückeln, sondern um es zu erhalten" — ist es um so verwunderlicher, wenn in der französischen und englischen Presse die Loyalität Deutschlands in bezug auf seinen Bundesgenossen immer wieder in Frage gestellt, Oesterreich vor dem angeblich „unersättlichen" Deutschland gewarnt und mißtrauisch gemacht wird. Aus dem Umstande, daß in alldeutschen Kundgebungen Triest als das „Hamburg am Adriatischen Meere" bezeichnet wird, auf das Deutschland nicht verzichten könne, wird der Beweis hergeleitet, daß das Deutsche Reich darauf ausgehe, sich Triest anzueignen, demgemäß dann auch die dazwischenliegenden Landesteile Oesterreichs. Deutschfeindliche Intrigen im Auslande, denen wir in allen Hauptstädten begegnen, scheuen sich nicht, die Notwendigkeit eines englisch-französischen Zusammengehens mit der Pflicht der Mächte zu begründen, das von Deutschland durch dessen Spekulation auf Teile Oesterreichs bedrohte europäische Gleichgewicht zu schützen.

Als seinerzeit das deutsch-österreichische Bündnis abgeschlossen wurde, ist es von amtlicher englischer Stelle aus im Unterhause als eine Heilsbotschaft, als eine Botschaft von hoher Freude begrüßt worden. Das war später noch einmal der Fall, als Italien dem Bündnis beigesellt wurde, Oesterreich dadurch für seine gesamte Waffenmacht die Arme frei bekam und Italien die Integrität seines Besitzstandes durch Deutschland und Oesterreich gedeckt sah. Solange König Umberto lebte, waren alle Bemühungen aussichtslos, dieses Bundesverhältnis zu stören oder durch andre Anknüpfungen Italiens seinem Wesen nach illusorisch zu machen. In neuerer Zeit scheint aber die Auffassung, die ehedem in England in bezug auf den Dreibund bestand, einer andern Beurteilung Platz gemacht zu haben: Man sieht dort in dem Dreibunde ein Fundament der deutschen Machtstellung, obwohl

Deutschland in diesem Bündnis weit mehr der gebende als der empfangende Teil ist, und gegen dieses Fundament wird mit allen Mitteln gewirkt, um die so ersehnte Isolierung Deutschlands herbeizuführen. Auf Italien wird durch „Mittelmeerinteressen" eingewirkt, bei denen es freilich regelmäßig zu kurz kommt, die öffentliche Meinung des Landes wird bearbeitet durch die immer wiederkehrende Ausstreuung der unwahren Behauptung, daß der Dreibund Italien unerschwingliche militärische Lasten auferlege. Ganz im Gegenteil sieht Italien sich seit seiner Annäherung an Frankreich zu einer erheblichen Erweiterung seines Flottenprogramms genötigt, und die „Entlastung" seiner Westgrenze gegen Frankreich hat zu militärischen Anstrengungen an der „Ostgrenze", das heißt gegen Oesterreich geführt, die sich mitten im Bündnisverhältnis seltsam genug ausnehmen. Trotz alledem aber scheint Italien bis jetzt keineswegs daran zu denken, sich von dem deutsch-österreichischen Bündnis zu trennen, das ihm mehr als zwanzig Jahre hindurch ein Bürge seiner nationalen Sicherheit und seines Friedens gewesen ist. Möglich, ja wahrscheinlich ist, daß Italien sich auf den Augenblick einrichtet, mit dem nach dem dereinstigen Ableben des Kaisers Franz Joseph die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs eine für den Bestand dieser Monarchie bedrohliche Gestalt annehmen könnten. Die leitenden Kreise Italiens sind aber sicherlich in voller Kenntnis des Entschlusses Deutschlands, einen Zerfall Oesterreichs mit allen Mitteln hintanzuhalten. Deutschland wird sich nicht etwa mit Italien verbünden, um Oesterreich zu zerteilen, sondern es wird im Gegenteil von Italien und allen sonst etwa interessierten Nachbarn Oesterreichs verlangen, mit dem Deutschen Reiche für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes einzustehen. Nur böser Wille kann annehmen, daß, nachdem wir Jahrzehnte hindurch im Bündnis mit Oesterreich für die Erhaltung seiner und unsrer Integrität gestanden, wir ihm untreu zu werden vermöchten in dem Augenblick, in dem diese Integrität von innen heraus bedroht wäre. Leider fehlt es nicht an Beweisen, daß es deutschfeindlichen Intrigen gelungen ist, mit derartigen Ausstreuungen im Auslande erfolgreich zu operieren. Ganz abgesehen von der Notwendigkeit, Oesterreich als einen Faktor des europäischen Gleichgewichts zu erhalten, wird die deutsche Politik niemals auf die Gewinnung von Gebietsteilen Oesterreichs ausgehen, weil damit die heute schon so bedeutende Stellung des Zentrums im Deutschen Reichstage zu einer geradezu überwältigenden werden und zugleich der katholische Süden des Reiches eine Stärke gewinnen würde, die ihn zu einer keineswegs aussichtslosen Rivalität mit dem protestantischen Norden nicht nur befähigen, sondern nach dem auch im Völkerleben geltenden Gesetz der Schwere auch veranlassen müßte. Eine Vergrößerung des Deutschen Reichsverbandes um österreichische Gebietsteile wäre der erste Schritt zur Auflösung des heutigen Deutschen Reiches unter der Führung Preußens und der Hohenzollern. Für das heutige Deutschland ist somit die Erhaltung Oesterreichs ein Gebot der Selbsterhaltung.

Zum Deutschen Derbyrennen zu Hamburg[1]

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Am 25. Juni 1905 fand das 37. Derby statt, das früher „Norddeutsches Derby" genannt wurde und dessen Preise hauptsächlich vom Hamburger Rennklub aufgebracht werden. Seit 1897 wurden gezahlt: dem Sieger 84 500 Mark, dem Zweiten 9500, dem Dritten 3500, dem Vierten 500 Mark.

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Artikel ist vor dem 25. Juni als Manuskript vorgelegt worden.

Für 1906 sind in Summa 100000 Mark ausgesetzt, und zwar 92000 Mark vom genannten Klub und 8000 Mark vom Unionklub Berlin. Das Rennen ist für dreijährige Hengste und Stuten offen, exklusive derjenigen, die in Frankreich oder England geboren sind. Dieses führt über zirka 2400 Meter unter 58 Kilogramm für Hengste und $56\frac{1}{2}$ Kilogramm für Stuten. 1869 bis 1871 wurde das Rennen über $\frac{1}{4}$ deutsche Meile, 1872 und 1873 über $\frac{1}{3}$ deutsche Meile, 1874 bis 1877 über 2500 Meter, 1878 bis 1883 über 2600 Meter, 1884 bis 1894 über 2500 Meter und von 1895 ab über 2400 Meter gelaufen. Wenn die Proposition dieses Rennens sagt, daß es über zirka 2400 Meter führt, so entspricht diese Angabe nicht dem Rennreglement, das eine einzuhaltende Zeit festsetzt. Wird diese überschritten, so wird der Preis nicht gezahlt. Die festgesetzte Zeit spricht sich ganz genau aus, es sind 1000 Meter in 3 Minuten zurückzulegen, das heißt 2400 Meter also in 7 Minuten 12 Sekunden. Will man also den Preis aberkennen, so muß der Zeitaufwand elektrisch genau gemessen werden, und die Bahnlänge darf nicht zirka angegeben sein.

Daß die Möglichkeit vorliegt, daß eine so weit gegriffene Maximalzeit nicht nur gänzlich falsch bemessen ist, sondern bei gehörigem Unfug in der Durchführung des Rennens noch überschritten worden ist, hat die Praxis bewiesen. Trotzdem hält man es für richtig, eine derartige Bestimmung im Reglement beizubehalten. Infolge des Humbugs im Hamburger Jagdrennen 1887, den wir in unsrer Broschüre „Flachrennprüfung“ Seite 42 voraussagten, wurde, jedenfalls von Rennautoritäten befürwortet, 1888 durch das landwirtschaftliche Ministerium diese Maximalzeit festgesetzt.

Durch solche Satzungen zieht man den Humbug in der Durchführung der Rennen groß, Verdunklung der Vorgänge auf der Bahn und Betrug sind die Resultate. Schon 1879, wo die Bummelei noch nicht reglementarisch sanktioniert war, sagte der heutige Minister v. Podbielsky: „Je mehr das Publikum sich an den Rennen durch die Wetten (das Publikum wettet nicht, sondern setzt sein Geld am Totalisator) beteiligt, um so mehr scheint es geboten, daß der ganze Rennbetrieb so klar und durchsichtig als möglich geführt wird, damit alle Irreleitungen vermieden werden.“ Ueber die Wette und das Setzen am Totalisator haben wir uns im Januarheft 1905 der „Revue“, Seite 120 und 121, kurz geäußert und möchten noch hinzufügen, daß nicht nur die Wette in den heutigen Rennen ein Hasard ist, sondern daß es in zweiter Potenz dadurch am Totalisator auftritt, daß die später zu zahlende Quote je nach Zufall steigt oder fällt, je nachdem wenig oder viel Einsätze auf dasselbe Pferd erfolgten, daher ist das Totalisatorverfahren ein doppeltes Hasard. Das kann nicht oft genug betont werden, um diejenigen, die ihr Geld opfern wollen, vorher zu warnen.

Auch muß das Verständnis für Leistungen wachgerufen werden. Zunächst setzt sich eine Leistung zusammen aus der Bahnlänge, dem zu tragenden Gewicht und der aufgewandten Zeit, gleiches Alter der Pferde und dieselbe Bahn vorausgesetzt. Natürlich keine zirka Bahnlänge und keine Zeitnotiz nach der Uhr, sondern elektrische Messung. Als die ungarische Stute „Gamiani“ 1880 unter T. Osborne das Deutsche Derby, damals über 2600 Meter, um eine Länge gegen „Kaleb“ gewann, mit „Weidmannsheil, dem Dritten“ $\frac{3}{4}$ Längen dahinter, sagte Graf Lehndorff, Osborne hätte auf jedem der drei ersten Pferde gewinnen können und gewann vermutlich auf dem drittbesten. Solch ein Urteil resultiert nur daraus, daß die Pferde zu nahe beieinander durchs Ziel gehen, daß heißt ihrer wahren Fähigkeit für die gegebene Bahnlänge entsprechend nicht ausgeritten werden. Daß so etwas geschieht, liegt an den Satzungen des Rennreglements. Der Gesetzgeber hat seinerzeit jedenfalls gar nicht geahnt, daß die Entscheidung um Kopfeslänge eine derartig sophistische Auslegung finden würde, um auch immer möglichst knapp zu siegen, da eine größere Anstrengung als $5\frac{1}{2}$ Meter pro Sekunde und Kopfsieg nicht nötig ist, um den Ersten Preis einzustreichen, der ja, bevor man die Leistung kennt, festgesetzt ist.

Im Deutschen Derby 1900 liefen elf Pferde, darunter der Wiener Derbysieger „Capo-Gallo“. Der Reiter nahm ihn nach dem Ablauf weit zurück, wodurch das genaue Starten mit Hilfe der Startmaschine illusorisch wird. Er hatte dadurch den Vorteil, ganz innen-

liegend die kürzeste Linie abzureiten, ohne von den andern seitlich belästigt zu werden. Auch ist es nicht angenehm, nahe hinter Pferden zu reiten, weil einem viel Steine, Erde und Sand aus den Hufen ins Gesicht geschleudert werden. Sowie die Distanz, die Gerade, erreicht war, ging er vor, lief aber nur als Vierter durchs Ziel. Da der Kopfsieg ihm den Preis vor der gezeigten Leistung garantierte, hoffte er, mit einer Kopflänge doch noch siegen zu können. Er hatte sich geirrt und das Rennen verritten. Daß er in betrügerischer Absicht das Pferd verhalten, respektive so weit zurückgenommen hätte, um nicht siegen zu können, läßt sich nicht nachweisen. Wegen verdächtigen Reitens des Jockeys Sharpe wurde Capo-Gallo des Vierten Preises verlustig erklärt. Daraus läßt sich erkennen, daß die Prämiierung nach Leistung (Aprilheft 1904, Seite 111) die Reiter gezwungen hätte, nicht mit einer Länge, sondern um viele Längen zu siegen. Mit dieser Idee hätte Sharpe hinten nicht warten können, denn je weniger der Abstand vom Zweiten beträgt, desto weniger erhält der Erste. Also das plötzliche Vorwerfen eines Pferdes, um mit einer Kopflänge zu siegen, würde aufhören. Der Rennbetrieb könnte also klarer und durchsichtiger werden, und viele Irreleitungen des Publikums würden vermieden werden. Auch „Gamiani“ hätte so gezeigt werden müssen, wie sie am Derbytage war und nicht nur um eine Länge besser als der Zweite. Wenn die Stute, wie im Deutschen Derby 1871 „Bauernfänger“, um zwanzig Längen gesiegt hätte, so wäre das Urteil des Grafen Lehndorff wohl anders ausgefallen.

Die Illusion ist eine Schwäche, die dem Rennbetriebe anhaftet, und gipfelt in dem Satz, daß der Sieger das beste Pferd sei.

Das Deutsche Derby 1891 mit dem Siege des Graditzer „Peter“ über 2500 Meter am 21. Juni ist insofern interessant, als er zwei österreichische Handikappferde „Gigerl“ und „Nr. 13“ (so heißt das Pferd) schlug, im Wiener Derby aber Sechster hinter dem hustenden „Achilles II.“ wurde. In diesem Wiener Derby lief der von deutschen Eltern stammende „Alnok“ als Siebenter, besiegte „Peter“ in der Union, wurde aber im Deutschen Derby Fünfter hinter „Peter“. Nach Zeit spielten sich die drei Rennen wie folgt ab: 24. Mai über 2400 Meter Derby zu Wien, den 4. Juni Unionsrennen zu Hoppegarten 2200 Meter und den 21. Juni Derby zu Hamburg 2500 Meter. Nur in der Union trug „Alnok“ als Produkt deutscher Eltern 2 Kilogramm weniger als „Peter“ und leistete 14,7 Meter pro Sekunde, während in den beiden Derbys die Zeitnotiz fehlt und die Gewichte 56 Kilogramm in Wien und 58 Kilogramm in Hamburg betrugen. Es ist also sehr erklärlich, da die Gewichte und Bahnlängen verschieden waren, das Durchschnittstempo aber zweifellos nicht überall 14,7 Meter pro Sekunde betrug, daß auch die Resultate verschieden waren. Diejenigen, die es für eine interessante Ungeschicklichkeit halten, Zeit, Gewicht und Distanz im Flachrennen als die Hauptfaktoren einer Leistung hinzustellen, werden jetzt immer geringer an Zahl, wenn es auch sehr lange gedauert hat, bis diese Erkenntnis sich mehr Bahn brechen konnte.

Eine andre Illusion ist, daß kostbares Material wertvoller für die Zucht sei als das weniger kostbare; dabei wird vergessen, daß das hochbezahlte Rennpferd im Gestüt seinen Wert als Zuchttier erst erweisen soll. Die Mutter der berühmten „Kincsem“, welch letztere zwar in andern Rennen in Deutschland, aber nicht im Derby lief, war „Waternymph“ und kostete 800 Gulden. Die Siegerinnen im Deutschen Derby „Amalie von Edelreich“ (Schwester zu „Flibustier“ und „Waisenknabe“) 1873 und „Künstlerin“ 1879 haben nichts von Bedeutung hinterlassen, es sind das die einzigen deutschen Stuten, die im Derby siegten.

Von 1869 bis inklusive 1904 liefen 322 Pferde im Deutschen Derby ab, von diesen stehen 1905 in den preußischen Staatsgestüten 14 Köpfe, darunter 4 Sieger, der obengenannte „Peter“, „Geier“, „Habenichts“ und „Hagen“. (Vergleiche „Revue“ 1905, Januar, Seite 121).

Wie bekannt, beabsichtigt man, sich vom Auslande in der Vollblutzucht möglichst unabhängig zu machen. Unsrer Ansicht nach ist dies eine Unmöglichkeit, da das Vollblutpferd bei uns degeneriert und wir bis jetzt die Nachteile unsrer Scholle nach keiner Richtung hin zu paralysieren suchen. Wir haben daher auch im Deutschen Derby keinen Sieger, der von deutschen

Eltern stammte, während von den 96 Zuchthengsten in den Staatsgestüten nur zwei, „Birkhahn" und „Nordlandfahrer", sich einer solchen Abstammung rühmen können, aber im Derby nicht starteten.

Unter den 322 Pferden, die abliefen, befanden sich 25 Köpfe von deutschen Eltern stammend, dabei ist „Pförtner", der am Start erschossen wurde, nachdem er sich das Kreuz gebrochen hatte, nicht eingerechnet. Von diesen kamen zwei auf drittem Platz ein, und ein dritter teilte 1871 den Platz mit einem andern. Von den beiden war 1904 „Real Scotch" das einzige von deutschen Eltern stammende Pferd, das, solange die Rennen in Deutschland bestehen, also bis 1829 zurück, als gewinnreichster Dreijähriger des Jahres genannt werden kann.

Unter den 322 Köpfen befanden sich 21 Graditzer Produkte, von denen 4 siegten, und 118 Ausländer, von denen 16 siegten. Es wäre nun falsch, eine Prozentzahl aus 21 zu 4 zu ziehen, denn wenn, wie 1888, drei Graditzer ablaufen, so kann doch nur einer siegen. Es muß also die Zahl der Jahre, in denen Graditzer liefen, in Anrechnung kommen. Graditz lief, inklusive des einen Trakehner 1869, in 15 Jahren mit 4 Siegen, was 26,5 Prozent Siege ergibt. Das Ausland lief in 33 Jahren mit 16 Siegen, also 48,5 Prozent Siege. Wenn nun 1905 „Patience" siegt, so hat das Ausland 50 Prozent Siege zu verzeichnen, da drängt sich doch unwillkürlich die Ansicht auf, das Ausland nicht konkurrieren zu lassen, um dieses vornehm dotierte Rennen unter Ausschluß von Graditz nur dem deutschen Züchter zugute kommen zu lassen. Bekanntlich war 1870 bis 1879 das Derby nur für Pferde in Privatbesitz offen. Führt man mit der elektrischen Zeitmessung treibende Faktoren ein wie die Prämiierung nach Leistung und die Minimalforderungen von Heft 24 „Unsre Pferde", so kann man, wenn diese Forderungen, die mit Toleranzen aufgestellt sind, um einen Meter pro Sekunde geschlagen werden, sich ruhig den Luxus der Konkurrenz des Auslandes wieder gestatten, ohne die vaterländische Zucht zu schädigen.

Vier erstklassige Jockeys saßen auf ausländischen Siegern im Deutschen Derby, so T. Osborne auf „Gamiani" 1880, F. Webb 1892 auf „Espoir", Taral 1902 auf „Macdonald" und Stern 1904 auf „Conamore". Es ist bekannt, daß ein routinierter Jockey das schlechtere Pferd gegen ein besseres als Erstes durchs Ziel reiten kann. Die Routine hängt aber durchaus nicht ab von den Siegen, sondern von der Zahl der Ritte. So hat zum Beispiel der Stalljunge H. Jones den englischen Derbysieger „Diamond-Jubilee" geritten. Wir sagten daher auch mit Recht im Januarheft 1905, Seite 122 der „Revue", man habe der Gewichtserleichterung keine Gewichtserhöhung für routinierte Reiter gegenübergestellt. Um hierüber uns klarer auszudrücken, wollen wir das Prinzip in Zahlen vorführen. In Hindernisrennen würden wir für den

1. bis	10.	Ritt	3 Pfund Mindergewicht,	
11. „	20.	„	2 „ „	zuerkennen,
21. „	30.	„	das Gewicht, das dem Pferde zusteht,	
31. „	40.	„	2 Pfund Aufgewicht,	
41. „	50.	„	3 „ „	
über	50	Ritte	4 „ „	zuerkennen.

In Flachrennen wäre dieselbe Skala aber mit der doppelten Zahl der Ritte anzusetzen, das heißt 1. bis 20. Ritt 3 Pfund, 21. bis 40. Ritt 2 Pfund, 41. bis 60. Ritt neutral und so weiter. Der Neuling steht so dem routinierten Reiter mit $3^1/_2$ Kilogramm Gewichtsdifferenz gegenüber. Es ist vorgekommen, daß Jockeys sich das Mindergewicht durch Sieg nicht verscherzen wollten, um sich dieses für ein wichtiges Rennen aufzusparen. Dieser Betrug wird durch die Zahl der Ritte, im Gegensatz zu den jetzt gültigen drei Siegen, unmöglich gemacht. Erhält der Reiter außer dem üblichen Reithonorar für einen Ritt noch 3 Prozent von dem nach der Prämiierung nach Leistung errittenen Gelde, so kommt mehr Ehrlichkeit in die Durchführung der Rennen, was der ganzen Sache nach allen Richtungen hin nur nützen kann.

Literarische Berichte

Das Matterhorn. Von Guido Rey. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Deutsche Uebersetzung von Otto Hauser. Mit 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. XII, 260 S. geb. M. 20.—.

Am kommenden 14. Juli jährt sich zum vierzigstenmal der Tag, an dem der Engländer Edward Whymper mit drei Landsleuten und zwei Schweizer Führern die erste Besteigung des bis dahin für unbezwingbar geltenden Matterhorns vollbrachte. Seit diesem in der Geschichte des Bergsports denkwürdigen Tage — der freilich wegen der beim Abstieg der Sieger erfolgten furchtbaren Katastrophe in den Annalen des Alpinismus zugleich als dies ater verzeichnet steht — ist das schon vorher stets besonders rege Interesse für den „edelsten Fels von Europa", wie John Ruskin das Matterhorn genannt hat, bei den Freunden der Alpenwelt in so außerordentlichem Maße gewachsen, daß eine auf gründlichster Sachkenntnis beruhende Monographie über den Felsgiganten, wie sie uns Guido Rey in dem vorliegenden Werk bietet, von vornherein zahlreicher Leser sicher sein konnte. Aber das warme Empfinden, die echte Herzensbildung, die dichterische Gestaltungskraft und die lebendige Schilderungsweise des Verfassers geben seinem Buche eine weit höhere Bedeutung und machen es zu einem für die weitesten Kreise lesenswerten; nicht ein unternehmungslustiger oder ehrgeiziger Sportsmann bloß ist es, der hier zu uns spricht, sondern ein echter, begeisterter Freund der Berge, den eine innige Liebe zur Natur und eine tiefe Bewunderung für ihre Erhabenheit und Schönheit zum Alpinisten gemacht haben und bei allen seinen Touren leiten. Der Verfasser hat seinen reichen Stoff in sechs Kapitel gegliedert: das erste, „Die Vorläufer", gibt eine kurze historische Einleitung und schildert die bis zum Jahre 1855 gemachten Versuche, dem Berge näherzukommen. Im zweiten Kapitel, „Das Val Tournanche" überschrieben, folgt eine landschaftlich wie kulturhistorisch eingehende Schilderung dieses Hochtals. Das dritte Kapitel zeigt, wie nach unendlichen Schwierigkeiten, unter seltsamen Verwicklungen und in einem fast dramatisch verlaufenden Rivalitätskampf zwischen englischen und italienischen Alpinisten die erste Besteigung des Matterhorns endlich gelang und andre ihr rasch folgten. In den drei letzten Kapiteln berichtet Rey über seine eignen Matterhorntouren, wobei er immer auch auf die Leistungen andrer Alpinisten Bezug nimmt und prächtige Stimmungsbilder aus dem Naturleben in den Hochregionen gibt. Außer durch den von V. Novarese verfaßten höchst instruktiven Anhang über „Die Geologie des Matterhorns" wird Reys Text aufs schönste durch den reichen Illustrationsschmuck ergänzt, der teils nach photographischen Aufnahmen des trefflichen Vittorio Sella hergestellt ist, zum größeren Teil aber aus Zeichnungen von Edoardo Rubino besteht, in denen die mannigfachen Reize der Bergwelt mit eminentem Feingefühl und in hoher künstlerischer Vollendung wiedergegeben sind. Das hervorragend schön und vornehm ausgestattete Buch, ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes, wird zweifellos im deutschen Publikum die freudigste Aufnahme finden.

Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Von Theodor Beer. Dresden, Carl Reißner.

Im Sommer 1902 erschienen Aufsätze in einer Wiener Zeitung, die hier gesammelt vorliegen. Sie sind, ein Bericht über des Physikers und Philosophen Ernst Machs „Analyse der Empfindungen", in allem Wesentlichen gewiß zutreffend, aber auch mit einer so schwärmerischen Begeisterung für Mach geschrieben, daß sie auf jede Kritik verzichten. Wir schätzen die bedingungslose Verehrung, die dem Verfasser die Feder führte, aber wir können die Notwendigkeit einer Neuausgabe in Buchform nicht einsehen. M. D.

Grillparzer. Sein Leben und Wirken von Hans Sittenberger. („Geisteshelden" [Führende Geister] 46. Band), Berlin 1904, Ernst Hofmann & Comp.

Der Verfasser dieser neuen Biographie sucht vor allem das psychologische Problem, das Grillparzer darbietet, und das Widerspruchsvolle seines Wesens zu erklären. Mit schmerzlichem Empfinden lernen wir aus dem Buch den großen Dichter als einen unglücklichen Menschen kennen, der, zwiespältig in seiner Anlage, wohl in Augenblicken ungeheurer Anspannung all die reichen Kräfte seiner Seele zu einer Einheit zwingen konnte, aber nicht auf der Höhe seiner selbst zu bleiben vermochte, weil jeder Anspannung ein förmlicher Zerfall folgte. Diese Rückfälle haben frühzeitig den Menschen und den Dichter zerstört. Der Schilderung der inneren Entwicklung Grillparzers geht die Darstellung seiner äußeren Lebensumstände zur Seite. Das Buch ist gut geschrieben und mit einem Bild und einer Handschrift des Dichters geschmückt. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alpine Gipfelführer. 1. Zugspitze. 2. Elmauer Haltspitze. 3. Ortler. 4. Monte Rosa. Mit vielen Bildern und Karten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jedes Bändchen in Leinen geb. M. 1.—.

Archiv für Theatergeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft für Theatergeschichte herausgegeben von Hans Devrient. Erster Band. Mit dem Jahresbericht der Gesellschaft. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 7.50.

Bayerisches Verkehrsbuch 1905. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayer. Hochland. Mit 1 Plan von München, 16 Karten und zahlreichen Illustrationen. München, im Selbstverlag des Vereins.

Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Ausland-Deutschen. Zweiter Teil. II. Buch: Staatsstreich oder Reformen! Zürich, Zürcher & Furrer. M. 3.—.

Ewald, Dr. Oskar, Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntniskritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Flaischlen, Cäsar, Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern. Fünf Bücher in zwei Bänden. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 6.—.

Geiselbach, Eduard, Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.50.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Einführung in die Arbeiterinnenfrage. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das kathol. Deutschland. M. 1.—.

Jentsch, Karl, Adam Smith. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Jerome, K. Jerome, Drei Männer auf dem Bummel. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Emil Hein. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

König, Ewald August, Die rote Laterne. Roman. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang, Heft 1—4. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Pro Jahrgang 10 Hefte M. 2.50, Einzelhefte 30 Pf.

Kunstgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Schmid, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. Heft 1. Vollständig in 20 Heften à 30 Pf. Neudamm, J. Neumann.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 3—6. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf. Stuttgart, W. Spemann.

Langenscheidts Sachwörterbücher. Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Prof. Dr. C. Villatte. Dritte völlig neue Bearbeitung von Prof. Dr. R. Scherffig. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—.

Leuß, Hans, Wilhelm Freiherr v. Hammerstein. Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Museum, Das. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Band II: Rußlands soziale Zustände. Von Alexander Herzen. Band III: Annette v. Goethe. Berlin, Pan-Verlag.

Muther, Richard, Rembrandt. Ein Künstlerleben. Mit 30 Abbildungen. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Petersen, Dr. Julius, Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. München, J. F. Lehmann's Verlag. M. 5.—.

Pöllmann, P. Ansgar, Was ist uns Schiller? Ein Jubiläumsbeitrag. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung. 70 Pf.

Salinger, Eugen, Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 1.—.

Schiller. Festrede zur Schiller-Feier der Residenzstadt Coblenz, gehalten von Dr. August Martini. Coblenz, W. Groos, Hofbuchhandlung.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Dr. H. Kraeger. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Stegemann, Hermann, Daniel Junt. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Vetter, Ferdinand, Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905. Zürich, Ed. Raschers Erben.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ein
deutscher Jules Verne

Demnächst erscheint
die hochsensationelle Novität:

— Preis nur 3 Mark —

Unter der Presse befind. sich ferner ein neuer Roman v. Ernst Georgy, dem Verfasser von „Die Berliner Range“ und erscheint in kurzem unter dem Titel:

Jenseits der Ehe

Preis nur 2.50 ℳ

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese Bücher entgegen.

Brut= apparate höchstpräm.; Nutzgeflügel; … eier all. Raff.; Geflügelhäuser; Zuchtge… Katalog kostenfrei.

Geflügelpark i. Auerbach He…

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

In **neuen Auflagen** erschienen:

Ricarda Huch, Seifenblasen. Dreischerhafte Erzählungen. 3. Auflage.
Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.5…

Thusnelda Kühl, Am Ellwurth.
Erzählung. 2. Auflage.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.-

Emmi Lewald, Sylvia. Roman.
2. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.5…

Joh. Rich. zur Megede, Der Ueberkate…
Roman. 5. Auflage.
Geheftet M. 5.50, gebunden M. 6.5…

Bernh. Schulze-Smidt, Demoiselle Engel. Eine Altbremer-Hausgeschichte.
Reich illustriert von W. Hoffmann.
3. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.-

Ernst Zahn, Die Clari-Marie. Roma…
6.—10. Tausend.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.-

Verlag von Bruno Cassirer in Berlin W.

Casimir von Chledowski

Siena

Erster Band

Mit einer Heliogravüre und 29 ganzseitigen Abbildungen

Lexikon-Format. Preis Mark 8.—.
Der zweite Band erscheint im Herbst.

Eine umfassende, reich und vortrefflich illustrierte, aus jahrelangen Studien, umfangreichem Wissen und tiefer Liebe zum Gegenstande hervorgegangene Monographie Sienas und seiner Kunst.

Chledowskis „Siena“ ist wohl als reines Gefühlswerk entstanden. Eine ungewöhnliche Masse des Gesehenen ist hier harmonisch verarbeitet, und dem schlichten, beinahe bescheidenen Vortrage würde der weniger Geübte, der die Gründlichkeit eines Werkes nach der Zahl der Fußnoten bemißt, die tiefe und sichere Fundierung durch Autopsie und Eigenforschung bis ins einzelne nicht immer anmerken. Sein Werk ist eine Frucht nicht nur der Liebe zu, sondern auch der Vorliebe für Siena. Es ist ein in jeglichem Sinne vornehmes Werk, vornehm im Stil, in der Denkungsart. Alles Große und Schöne, was Siena hervorgebracht, hat er in sich aufgenommen, alle Wonnen, die Sienas Kunst und geistige Atmosphäre bietet, hat er mit durchkostet. Sein geistiger Organismus war, kann man sagen, von vornherein auf Siena gestimmt. Dieses Buch entstand aus Analogien, aus Prädisposition und Kongenialität.

CHOCOLAT

SUCHARD

MILKA

REINE SCHWEIZERMILCH

CACAO UND ZUCKER

SUCHARD

VELMA

CHOCOLAT FONDANT

LEICHT SCHMELZEND.

SUCHARD, ALLEINIGER FABRIKANT.

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgar

Diesem Hefte ist ein Prospekt der **J. G. Cotta**schen **Buchhandlung Nachfo** beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang | August 1905. | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Diplomatie am Scheidepunkte. Von einem Diplomaten 129
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie (Fortsetzung) . . 133
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? . . 147
J. Palisa: Zur totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905 151
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Fortsetzung) . . . 158
Prof. Dr. Abel: Russische Staatsverträge 174
Prof. Dr. E. Raehlmann, zurzeit in Weimar: Ueber psychologische Motive in der Malerei und über die modernen Wandlungen des Kunstgeschmackes 177
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XIII. 188
Friedrich Dessauer, Chef-Ingenieur (Aschaffenburg): Strahlungsenergien und Krankheiten 197
Hermann Kienzl (Berlin): Die Schatten der Kunstkritik 205
Deutschland und die auswärtige Politik 212
Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—1852 217
Ludwig Finckh: Der Rosendoktor 227
R. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derby 1905 250
Literarische Berichte 251
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1905

des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Nervosität. **Bei Schlaflosigkeit.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Ein
deutscher Jules Verne

Demnächst erscheint
die hochsensationelle Novität:

— **Preis nur 3 Mark** —

Unter der Presse befind. sich ferner ein neuer Roman v. **Ernst Georgy**, dem Verfasser von „Die Berliner Range“ und erscheint in kurzem unter dem Titel:

Jenseits der Ehe
Preis **nur 2.50 ℳ**

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese Bücher entgegen.

In 3. Auflage erschien:

O. J. Bierbaum
Das Seidene Buch

Eine lyrische Damenspende. Geschmückt mit 12 Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. :: :: :: :: :: ::

In Seide gebunden M. 6.—

„Aus Licht und Farbe, aus Klang und Duft scheinen diese Lieder gewoben. Frische und Kraft strömt von ihnen aus, und wie sie aus unbändiger Lebensfülle und Lebensfreudigkeit geboren sind, so erzeugen sie auch Lebensfreudigkeit und Daseinslust im Hörer wie im Leser. Das reizvolle Buch wird den Besitzern zu einer Art Hausapotheke der Lebensfreude werden, und sie werden zu ihr immer mit Erfolg greifen, wenn sie gerade am Weltschmerz leiden.“

Berliner Börsen-Courier.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Nutz=geflügel; Bruteier all. Rass.; tragb. Geflügelhäuser; Brutmasch.; alle Zuchtgeräte ꝛc.
——— Katalog kostenfrei. ———
Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Luciano Zùccoli, Italienisches Reiterleben

Satirischer Roman. Deutsch von Joachim Graf von Oriola. Mit Illustrationen von Carl Becker Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Soeben erschien das **5. Tausend.**

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

„Ein brillant geschriebener Roman, der, lebenspulsend von der ersten bis zur letzten Seite, das Interesse doppelt fesselt durch die prägnante Schilderung einer fremden nationalen Eigenart und deren Aeußerungsformen im sozialen Rahmen des Wehrstandes. So lebendig kann nur ein Darstellungstalent ersten Ranges schildern.“

Bruno Walden in der Wiener Abendpost.

Digitized by Google

Die Diplomatie am Scheidepunkte

Von einem Diplomaten

Die letzten Jahre haben für denjenigen, der an ein Walten ewiger Gesetze in den menschlichen Dingen glaubt, recht eigentümliche Erscheinungen zutage gefördert und gewiß bei manchem einen Zweifel darüber aufkommen lassen, ob die Diplomatie auch heute noch als die Kunst zu bezeichnen sei, mittels deren die gegenseitigen Beziehungen der Völker zueinander geregelt würden. Freilich hat sich auch in andern Fächern ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Die Medizin, um von ihnen nur eins zu erwähnen, betrachtet es heute nicht mehr als ihre einzige, ja kaum noch als ihre hauptsächlichste Aufgabe, vorhandene Uebel zu heilen, sondern sucht immer mehr dem Auftreten und Umsichgreifen solcher vorzubeugen, ihre Tätigkeit wird immer mehr eine prophylaktische, und es ist nach dieser Richtung hin, daß sie ihre schönsten Triumphe feiert. Die Aufgabe der Diplomatie ist, theoretisch wenigstens, immer die gewesen, die Ursachen zu Mißhelligkeiten und Konflikten zu erkennen und wegzuräumen, und wenn sie diese in der Praxis oft nur recht unvollkommen erfüllt hat, so lag dies wohl daran, daß, wie manche Aerzte gern und bald zum Messer greifen, wo eine abwartende Behandlung vielleicht ebenso gute und bessere Erfolge bringen würde, es auch Diplomaten gegeben hat, die friands de la lame waren und in der ultima ratio regum nicht nur das letzte, sondern auch das beste Mittel sahen, die Krankheiten der großen Körper zu heilen, die man ihren Händen anzuvertrauen leichtsinnig genug gewesen war. Ein solcher Diplomat à sabre et à poigne war Napoleon I., und wenn der „olle Blücher“ und „Vater Wrangel“ über die Federfuchser schimpften, die das verdürben, was das Schwert gutgemacht habe, so gehörten sie eben auch mehr zur Klasse der „Chirurgen“ als zu der der „inneren Mediziner“. Die Klasse ist auch heute nicht ausgestorben, sie macht sich nur weniger breit als früher und hängt sich gern ein Mäntelchen um, unter dem sie ihr Arsenal von Schuß-, Hieb- und Stechwaffen besser verbergen kann. Die Ereignisse der letzten Jahre bieten auch dafür recht lehrreiche Beispiele. Um mit dem russisch-japanischen Konflikt anzufangen, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die maßgebendste Persönlichkeit in Rußland den Krieg nicht wollte, und da sie von der Ueberzeugung ausging, daß niemand, am wenigsten Japan, es wagen würde, einen Waffengang mit Rußland zu

beginnen, auch ehrlich die Ansicht haben und aussprechen konnte, daß die mandschurische Frage nie und nimmer zum Kriege führen würde. Auf der andern Seite war man in Japan seit langem entschlossen, die letzten Konsequenzen aus den langjährigen eignen Vorbereitungen und Rüstungen zu ziehen und vor einem Waffengange mit dem Koloß nicht zurückzuschrecken, dessen tönerne Füße man längst bemerkt zu haben glaubte. Man suchte nur nach einer Rückendeckung und fand sie in dem Abschluß des Vertrags mit England. Und hier ist vielleicht die Stelle, von der Rolle der Länder zu sprechen, deren Mund von Entsetzen über die Opfer voll ist, die der Krieg gekostet hat, und von Preisungen der Wohltaten des Friedens überfließt und die doch nie einen Finger gerührt haben, um den letzteren zu erhalten und den ersteren zu vermeiden. Als Japan 1894 den Krieg mit China vom Zaune brach, hätte ein Wort der Seemächte genügt, um ihn zu verhindern. Die Vereinigten Staaten wollten nicht die übrigens nicht vorhandene Gefahr laufen, in einen Konflikt in Ostasien verwickelt zu werden. Frankreich hatte denselben Wunsch und hätte außerdem eine Schwächung Chinas nicht ungern gesehen, das ihm immerhin ein unbequemer Nachbar an der Grenze von Tonking war, und England, das an einen chinesischen Sieg glaubte, sah in ihm den Pufferstaat der Zukunft gegen Rußland, dessen Herstellung ihm so ohne eigne Kosten gelungen wäre. Nach dem Kriege hatte England es ebenso in der Hand, dem Zusammengehen der drei Mächte in Ostasien durch seinen Beitritt eine ganz andre Richtung und Konsistenz zu geben, wenn es sich zu diesem, zu dem er aufgefordert war, unter der Bedingung bereit erklärt hätte, daß die Mächte sich gegenseitig verpflichteten, auch ihrerseits kein chinesisches Gebiet in Besitz nehmen zu wollen. Ein Präzedenzfall dafür lag in den Verhandlungen über die Räumung Port Hamiltons durch England 1886, bei denen Rußland erklärt hatte, daß es kein koreanisches Gebiet besetzen werde, solange die bisherigen Zustände dort erhalten blieben. Auch die Boxerunruhen in China mit allem, was daran hing, hätten bei einiger Energie der Vertragsmächte vermieden werden können, aber es war wiederum die Abneigung der Vereinigten Staaten gegen ein präventives Eingreifen, der sich England gern anschloß, die dieses verhinderte. Der japanische Krieg endlich wäre wahrscheinlich ebenfalls vermieden worden, wenn England und die Vereinigten Staaten, die der russischen Politik in Peking diplomatisch entgegengearbeitet hatten, mit Japan gemeinschaftlich die Achtung der vertragsmäßigen Rechte gefordert hätten, die sie in der Mandschurei besaßen; aber auch hier fanden es die Vereinigten Staaten ungefährlicher, sich auf diplomatische Aktion zu beschränken, während England sehr zufrieden war, nach einem alten Rezept seine Interessen in Indien durch eine andre Macht am Stillen Ozean verteidigen zu lassen. Auch die russische Politik, ich sage absichtlich nicht Diplomatie, denn die Alexejeff, Abasa, Bezobrazoff, Plehwe, die so große Schuld an dem resultatlosen Verlauf der dem Ausbruch des Kriegs vorhergehenden Verhandlungen trugen, gehörten derselben nicht an, war blind für alles, was nicht ihren eignen Wünschen entsprach, und trug so die Schuld an dem Ausbruch eines Kriegs, der in den anderthalb

Jahren seiner bisherigen Dauer vielen Tausenden Leben und Gesundheit, Hab und Gut gekostet hat und eine Erbschaft zu hinterlassen droht, die weitere Hekatomben von Opfern in Aussicht stellt.

Während so im Osten sich Ereignisse abspielen, die sicherlich nicht ein auf der Gewinnseite zu verzeichnendes Guthaben derjenigen darstellen, welche die Politik gemacht haben, die zu ihnen geführt hat, ist die europäische Diplomatie eifrig damit beschäftigt, Verhältnisse wieder einzurenken, die nie hätten ausgerenkt zu werden brauchen. Es handelt sich im Grunde nur um die Frage, ob die Abmachungen des Vertrages von Madrid vom 3. Juli 1880, die von den beteiligten Mächten feierlich ratifiziert wurden, von einigen dieser Mächte durch unter sich abgeschlossene Vereinbarungen beiseitegesetzt werden können. Daß die Antwort darauf nur in einem ganz entschiedenen „Nein" bestehen kann, liegt auf der Hand, aber es ist charakteristisch für die bestehende Auffassung von dem Wert und der Bedeutung internationaler Vereinbarungen, daß in der Presse von einem halben Dutzend Ländern nicht diejenigen, welche die eingegangenen Verpflichtungen ignoriert haben, sondern derjenige, der gegen eine solche Verletzung des öffentlichen Rechts Verwahrung eingelegt hat, als Friedensbrecher beschuldigt und verschrien wird. Wenn in dem ersten Teil dieser Frage die Diplomatie der beteiligten Mächte sicherlich nicht im Sinne einer vertrauen- und friedenerhaltenden Politik tätig gewesen ist, scheint es, als ob in ihrem weiteren Verlauf die in Verruf geratene Dame wieder zu Ehren gebracht werden soll. Wenn man sich schlägt, so tut man das zwischen den Kabinetten à armes courtoises und überläßt die Dreschflegeleien derjenigen gelben Presse, die ihre Aufgabe in der Verhetzung von Völkern sieht, deren Wunden sie weder zu tragen haben noch zu heilen imstande sein würde.

Wenn wir aber auch der Diplomatie von ganzem Herzen einen blutlosen Erfolg wünschen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß die ostasiatischen Ereignisse wie die marokkanische Frage die Hoffnungen und Erwartungen aller derer sehr herabgestimmt haben, die in dem Eifer für Schiedsgerichtsverträge, wie er den Anfang dieses Jahrhunderts kennzeichnet, den Beginn einer neuen Aera in der Geschichte der Diplomatie zu sehen glaubten oder wünschten. Die Vorgänge der letzten Jahre haben diesen Glauben leider sehr erschüttert und bewiesen, daß er wieder einmal nur der Sohn des Wunsches gewesen ist. Selbst der russisch-englische Streitfall wegen der Vorgänge auf der Doggersbank, der sich wie kaum ein andrer für die Behandlung durch das Haager Schiedsgericht geeignet haben würde, ist diesem entzogen worden, weil — wenn man ehrlich sein will — von den drei direkt oder indirekt an ihm beteiligten Mächten mindestens zwei nicht eine gerichtliche Entscheidung wünschten, die in der Brust des Verlierenden durch die Begründung des Urteils einen Stachel hätte zurücklassen können. So zog man eine diplomatische Verhandlung vor, in der die Frage des Rechts nicht erörtert wurde und bei der die Richter dem einen erklären konnten, daß ihm ein Unrecht zugefügt worden sei, während sie die Frage, ob der andre ein solches begangen habe, vorsichtig offen ließen. Auch bei einer

zu erwartenden Erledigung der Marokkofrage wie bei dem schließlich doch einmal zu erwartenden Friedensschlusse zwischen Japan und Rußland wird der Haager Schiedsgerichtshof beiseite gelassen werden, denn bei allen solchen Sachen läßt sich der Natur der Dinge nach ein gewisses Feilschen nicht vermeiden, für das vor einem Gerichtshofe die Möglichkeit wegfällt. Nur einmal ist der Haager Gerichtshof in Tätigkeit getreten, bei der Entscheidung der Frage, ob die japanische Regierung berechtigt sei, den Besitzern von Grundstücken in den früheren Fremdenkonzessionen gewisse Steuern aufzuerlegen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Japaner, diesmal der unterliegende Teil, den Grund ihrer Niederlage mehr in der Tatsache der europäischen Nationalität der Richter als in der Schwäche ihrer eignen Sache gesucht haben werden. Hinter einem Gerichtshof muß überhaupt eine Macht stehen, die dessen Urteilen die Ausführung zu sichern willig und imstande ist. Die Macht der öffentlichen Meinung allein genügt dafür heute noch nicht. Wie viele von den gewöhnlichen Urteilen der Zivilgerichtshöfe würden ausgeführt werden, wenn hinter dem Richter nicht der Gerichtsvollzieher stände? Ein solcher internationaler Gerichtsvollzieher würde aber nur von einer Macht, wie das alte römische Reich deutscher Nation gedacht wurde und Napoleon I. sie erstrebte, zu stellen sein, „et le jeu ne vaudrait certainement pas la chandelle“. Ob die Diplomatie und die Diplomaten geneigt sein würden, mehr prophylaktische Politik als bisher zu treiben? Die Heilige Allianz, der Dreibund und der Zweibund können als für einen solchen Zweck geschlossen angesehen werden, und sie haben ja unzweifelhaft der Erhaltung des Friedens gedient; von den jüngsten französisch-englischen und französisch-spanischen Abmachungen wird ähnliches behauptet, aber wenn man auch die Botschaft hört, fehlt doch der Glaube, und man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß manche der Steine, die von einer Stelle des Weges entfernt wurden, sorgfältig an einer andern wieder aufgeschichtet worden sind. Das Schlimme und zugleich das Schwierige einer solchen prophylaktischen Politik würde eben sein, daß es sich bei allen politischen Fragen nie um einen, sondern um mindestens zwei Staaten handelt und daß jeder von ihnen fürchten würde und vielleicht müßte, das Spiel zu verlieren oder zum mindesten seine günstigen Aussichten zu vermindern, wenn er seine Karten zu früh aufdeckte. Aber vielleicht ließe sich doch ein Mittel finden, wenn die Kabinette mehr, als dies bisher der Fall gewesen, die öffentliche Meinung in ihr Vertrauen zögen. Den Vogel Strauß kann heute niemand mehr mit Erfolg spielen, und für die Wahrheit, welche die Beteiligten verkünden könnten, lanziert die Presse heute tausend Unwahrheiten. Dabei finden freilich vielfach nur Lüge und Verleumdung ihren Vorteil, aber die Beunruhigung der öffentlichen Meinung wird dadurch nicht geringer, und man mag von der Befähigung der letzteren, Wahres von Falschem zu unterscheiden, noch so gering denken, ableugnen läßt sich doch nicht, daß sie selbst in ihren größten Irrungen und Mißgriffen eine nicht zu unterschätzende Macht darstellt. Gerade der Rolle gegenüber, welche die Presse in allen politischen Fragen spielt, scheint die Notwendigkeit immer schärfer hervorzutreten,

daß die Diplomatie dem Geheimnisvollen entsage, mit dem sie sich als einem ehrwürdigen Ueberbleibsel vergangener Zeiten immer noch zu umgeben liebt. Der alte Satz, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verhüllen, gehört mit so manchen andern Gemeinplätzen in die Rumpelkammer der Politik, und eine moderne Diplomatie wird ihn im eignen wohlverstandenen Interesse dort lassen. Nicht der kleinste Teil der diplomatischen Erfolge des Altreichskanzlers ist der Tatsache zuzuschreiben, daß man sich in politischen Kreisen daran gewöhnt hatte, an seine Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit zu glauben. Wenn vor 1866 seine Offenherzigkeit vielleicht mehr als vieles andre dazu beigetragen hatte, seine Pläne zu verschleiern, diente sie nachher unzweifelhaft dazu, ihn zu dem „arbiter mundi“ zu machen, der er tatsächlich war. Eine solche Offenherzigkeit schließt aber auch zugleich eine ganz bestimmte Kontinuität der eignen Politik ein; nichts ist so geeignet, Vertrauen zu erwecken wie eine solche, während auch die geistreichsten Aperçus nur dazu dienen, die Politik, in der sie eine zu häufige Erscheinung bilden, zu diskreditieren. Sache der Diplomatie, besonders der deutschen, wird es sein, durch eine solche Kontinuität in vorbauender Weise für die Erhaltung des Friedens auf der Grundlage allgemeiner Gleichberechtigung, die auch die eigne einschließt, zu wirken; sie wird dann wieder die Rolle in der Politik spielen, die ihr gebührt und die sie nie hätte einbüßen sollen. Der Anfang dazu ist gemacht worden, der Erfolg wird ihr auf dem Wege nicht fehlen, wenn sie sich selbst nicht wieder untreu wird.

P. S. Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Verständigung über die Behandlung der Marokkofrage zwischen Deutschland und Frankreich perfekt und damit der Beweis geliefert worden, daß auch ernste Schwierigkeiten auf diplomatischem Wege erledigt werden können. Möge das Beispiel, das Frankreich und Deutschland gegeben haben, bald Nachahmer finden.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Fortsetzung)

Von der Einigung Deutschlands als Folge des französischen Krieges hätte man die allergünstigste Rückwirkung auf die Weiterentwicklung der Marine erwarten sollen, nicht nur wegen des größeren Objektes, dessen Interessen die bewaffnete Macht hinfort zu dienen berufen war, sondern im Hinblick darauf, daß mit den materiellen Mitteln jetzt weniger gekargt zu werden brauchte. Zwei Momenten wird es zuzuschreiben sein, daß diese Erwartung sich nicht voll erfüllte. Abgesehen davon, daß die Untätigkeit, zu der die Flotte infolge ihrer Inferiorität der französischen gegenüber verurteilt war, nicht geeignet schien, das Interesse

und die Sympathie für sie sehr zu stärken, lag die Tatsache vor aller Augen, daß Deutschland nicht wesentlich darunter zu leiden gehabt hatte, daß die deutschen Häfen, der deutsche Seehandel und die Küsten ohne kräftigen Schutz gewesen waren, wozu noch kam, daß der im Landkriege unterlegene Gegner gezwungen werden konnte, den uns verursachten Seeschaden zu ersetzen. Sodann aber mußten bei der bald erkannten, auch ohne Scheu ausgesprochenen Revanche-politik Frankreichs wir Jahre hindurch auf unsrer Hut sein und konnten uns auf nichts einlassen, was unsre nationale Kraft und die Geldmittel für nicht nächstliegende Zwecke in Anspruch nahm. Die Wahrung der überseeischen Interessen gehörte aber derzeit zu diesen nächstliegenden Aufgaben noch nicht.

Aeußerlich trat dies zunächst dadurch in die Erscheinung, daß man die Marine, die zwar bis dahin als Chef der Verwaltung seit zehn Jahren einen Landoffizier, den Minister Grafen Roon, als dessen rechte Hand seit längerer Zeit in der Stellung als Direktor des Marineministeriums aber doch einen tüchtigen Seeoffizier besaß und deren Kommandoleitung eine rein seemännische war, nunmehr, beginnend mit dem Jahre 1872, gänzlich, auch im Kommando, einem General der Armee unterstellte. Schon durch Kabinettsorder vom 15. Juni 1871 wurde das Oberkommando der Marine aufgehoben und seine Funktionen dem Marineministerium übertragen. Hiermit war der um die Marine so hoch-verdiente Oberbefehlshaber, der Prinz-Admiral, beiseite geschoben worden, denn in der ihm belassenen Stellung eines Generalinspekteurs der Marine hätte er fernerhin kaum eine seinen Kenntnissen und Gaben entsprechende Tätigkeit ent-wickeln können, und er trat als solcher auch so gut wie nicht in Funktion.[1]) Das Marineministerium, das nunmehr wieder Verwaltung, Technik und Kom-mando in sich vereinte, erhielt durch Kabinettsorder vom 1. Januar 1872 die Bezeichnung „Kaiserliche Admiralität“ und einen Chef, der die Verwaltung unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, den Oberbefehl nach den Anordnungen des Kaisers zu führen hatte. Das hauptsächlich zur Wahrnehmung der militärisch-seemännischen Gesichtspunkte als beratendes, aber nur nach Erfordernis (was so viel hieß als nach Gutdünken des Chefs der Admiralität) zu berufende Organ: der „Admiralitätsrat“, blieb tatsächlich so gut wie ausgeschaltet. Zum Chef der Admiralität wurde gleichzeitig Generalleutnant v. Stosch, eine bewährte Ver-waltungskraft, ernannt, während der im Patent ältere Vizeadmiral Jachmann bald zur Disposition gestellt wurde.

Diese neuen eingreifenden Maßnahmen waren zu einem guten Teil dem Einfluß der Armee, namentlich dem des Militärkabinetts, zuzuschreiben. Letzteres, obwohl dem Wesen der Marine fremd, hatte in allen Personalangelegenheiten

---

[1]) Der Prinz hatte sich während des französischen Krieges in der Umgebung des Königs im Versailler Hauptquartier aufgehalten, um von dort, soweit erforderlich, die Marineaktion nach Vortrag bei Seiner Majestät und Deren Entscheidung zu leiten, begab sich nach Friedensschluß bald auf Reisen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und behufs Besuchs englischer Arsenale und Schiffe, starb aber bereits Juni 1873 in Karlsbad infolge eines Herzschlags, von der Marine tief betrauert.

der Marine, die bestimmungsmäßig durch dieses bei Seiner Majestät zum Vortrag gelangten und zur Entscheidung gebracht wurden, von jeher einen die Selbständigkeit der Marine beeinträchtigenden, oft der frischen Entwicklung nicht dienlichen Einfluß geübt. Während der Allerhöchste Kriegsherr, der zwar für die Marine ein ebenso warmes Herz hatte wie für das Heer, in allen Armeefragen der beste Sachkenner war, traf dies für die Marine derzeit naturgemäß in dem Maße nicht zu. Um so bedenklicher mußte es sein, daß einem Armeeoffizier nicht nur die Verwaltung, sondern gleichzeitig auch — ganz im Gegensatz zur Armee — die Kommandogewalt für die Marine übertragen wurde, während er den marinetechnischen und seemännischen Dingen völlig fremd gegenüberstand. Ein besonderes Glück war es, daß man in der Person des neuen Chefs der Admiralität einen sehr weitschauenden Mann und bedeutenden Organisator gefunden hatte. Wohl wurden im Beginn einige dem Fachmann kaum verständliche und wenig erfreulich berührende Maßnahmen getroffen, der Chef der Marine trat aber ohne Voreingenommenheit ans Werk, erkannte bald, daß die Verhältnisse der Marine doch wesentlich anders lagen als entsprechende der Armee, und daß Erfolge nur zu erwarten seien, wenn er sich auf die erfahrenen Seeoffiziere stütze. Tatsache war jedenfalls, daß er sich je länger, um so mehr den Marineinteressen mit ganzer Seele hingab und diese, auch wo sie mit denen der Armee kollidierten, kräftig vertrat.

Eines seiner ersten organisatorischen Werke war die Einführung eines Mobilisierungsplanes für die Marine, dessen dem Verfasser dieses übertragene Bearbeitung bei den von jenen der Armee ganz und gar abweichenden Grundbedingungen große Schwierigkeit verursachte, sich dann aber bewährte. Ein weiterer Schritt war die Einführung einer allgemeinen Dienstinstruktion für die Schiffskommandanten, die ebenfalls der Hauptsache nach vom Verfasser schon vor mehreren Jahren entworfen und in einer Kommission von Seeoffizieren durchberaten, seit lange fertiggestellt war, zu deren Emanierung man sich bisher indes nicht hatte entschließen können, weil Meinungsverschiedenheiten zwischen der Verwaltungs- und Kommandoinstanz über einige Punkte noch der Ausgleichung harrten. General v. Stosch stand auf dem richtigen Standpunkte, als notwendig erkannte Bestimmungen ins Leben treten zu lassen, wenn auch Einzelheiten noch verbesserungsbedürftig seien, weil erst der praktische Gebrauch das Urteil darüber zu klären vermöge.

So gelangten auch andre, schon lange vorbereitete militärische und Verwaltungsreglements bald zur Einführung und trugen dazu bei, den Ruf des energischen Chefs der Marine als Organisator zu fördern.

Die Geldmittel flossen freilich aus denselben Gründen wie früher nicht so reichlich, wie erwünscht. War es vordem der preußische Finanzminister, so sorgte jetzt der Staatssekretär des Reichsamts des Innern (derzeit Minister Delbrück), daß die Bäume der Marine nicht in den Himmel wuchsen, und die Etatsvorschläge der Admiralität wurden dort stets einer gründlichen Beschneidung unterworfen. Um eine gesichertere Grundlage für die erforderlich erachtete Ver-

stärkung der Flotte zu besitzen und da manche technische Gesichtspunkte im Laufe der Zeit der Berichtigung bedurften, wurde im Mai 1872 dem Reichstag abermals ein Flottenerweiterungsplan vorgelegt. Naturgemäß mußten auch die Ziele einer die maritimen Interessen des gesamten Deutschen Reichs vertretenden Marine höher gerückt werden als die nur für den Norddeutschen Bund gegebenen. Unter anderm wurde dies belegt durch die Anführung, daß der Wert der Einfuhr allein in Bremen und Hamburg sich in den letzten Jahren von 293 Millionen Talern auf 483 Millionen Taler gesteigert habe, und für den Nachweis, daß die gegenüber dem Flottenplan von 1867 aufgestellte Mehrforderung von insgesamt zirka 63 Millionen Talern bis inklusive 1874 eine mäßige sei, ausgeführt, daß die Jahresbudgets von 1872 für England zirka 63 Millionen, Frankreich 39 Millionen, Rußland 29 Millionen Taler betrugen gegenüber der gleichzeitigen Jahresetatsforderung für die deutsche Marine von 9422000 Talern. Das Ordinarium für 1874 war auf 3643200 Taler veranschlagt bei einem gleichzeitigen Extraordinarium von 9543970 Talern.

Die Motive dieses Flottenplans lassen übrigens die durch den Verlauf des französischen Krieges hervorgerufene und wohl erklärliche Auffassung des Armeegenerals darin erkennen, daß die Aufgaben der Flotte, namentlich hinsichtlich der Offensive, weniger hoch gestellt sind wie in den früheren Plänen, indem angeführt wird, daß die Offensivkraft in einem großen Kriege Deutschland der Armee überlassen müsse, und daß es nicht die Aufgabe der Flotte sein könne, gegen die europäischen Großmächte offensiv vorzugehen, sondern nur dahin unsre Macht zu tragen, wo wir kleinere Interessen zu vertreten haben und wo wir die eigentliche Macht unsers Staates, die Landmacht, nicht hinbringen können; auch wird irrtümlicherweise darin unsre Küste als für feindliche Landungszwecke wenig geeignet bezeichnet. Uebersehen war dabei ferner leider, daß wir uns doch unmöglich so ohne weiteres von durch unsre Armee nicht erreichbaren Seestaaten wie England und Nordamerika ruinieren lassen dürfen, und daß selbst Frankreich und Rußland uns in einem künftigen Kriege unsäglichen, in hundert Jahren nicht wieder gutzumachenden Schaden zufügen können und dies tun werden, wenn sie uns gegenüber die See beherrschen. Im ganzen wird man sagen müssen, daß die Motive des Plans die großen Seeinteressen Deutschlands nicht genügend würdigten.

In Uebereinstimmung hiermit war in diesem Plane auch weder eine erhebliche Mehrforderung an Panzerschiffen (es wurden nur gefordert 8 Panzerfregatten und 6 gepanzerte Korvetten sowie 7 Monitors gegenüber 20 Panzern des Planes von 1865) noch an Kreuzern vorgesehen, dagegen war neu die Forderung von 28 Torpedofahrzeugen.

Die Gegner der Flottenverstärkung im Reichstage konnten sich, als ihm in späteren Jahren erweiterte Vorlagen gemacht wurden, mit Recht auf die verhältnismäßig geringen Forderungen dieses Planes und freilich noch mehr auf die später von Herrn v. Caprivi gestellten beziehen.

Der Aufschwung, den Handel und Industrie des Vaterlandes in dieser

Zeit nahm und der sich schon in den vorangeführten Ziffern der Einfuhr einiger Hansestädte spiegelt, hatte zur Folge, daß von seiten der Deutschen in Uebersee vielfach Forderungen zum Schutze ihrer Interessen oder ihres gefährdeten Eigentums gestellt wurden, denen nur durch Entsendung und zuweilen kräftiges Einschreiten von einzelnen Kriegsschiffen und von Geschwadern genügt werden konnte. Es sei des Eingreifens der Korvetten „Vineta“ und „Gazelle“ 1872 in Port au Prince-Haiti erwähnt, wo es der zeitweiligen Beschlagnahme zweier haitischer Kriegsfahrzeuge bedurfte, bevor die Regierung sich entschloß, ihre Schuld an einen Deutschen zu begleichen; des Einschreitens der Korvette „Augusta“ und zweier Kanonenboote, Dezember 1874, gegen die Karlisten in der Bucht von Guetaria, die sich daselbst einer gestrandeten Rostocker Brigg bemächtigt hatten; der Vertragsschließung beziehungsweise des Eingreifens in die Revolutionskämpfe zum Schutze des Deutschtums durch die Korvetten „Nymphe“, „Gazelle“, „Hertha“, „Ariadne“ zu verschiedenen Zeiten Anfang und Mitte der siebziger Jahre behufs Ordnung der verworrenen Zustände auf den Samoa- und Tongainseln sowie in Neupommern; der Erzwingung einer Bestrafung der Mörder des deutschen Konsuls in Saloniki durch Entsendung der Korvette „Medusa“ und einiger Kanonenboote und darauffolgend eines Panzergeschwaders; der Demonstration durch die Korvetten „Leipzig“, „Elisabeth“, „Freya“, „Medusa“ und „Ariadne“ auf beiden Seiten des Isthmus gegen den Freistaat Nicaragua, der unter Androhung von Gewaltmaßregeln gegen den deutschen Konsul in der Stadt Leon seiner Verpflichtung zur Zahlung schuldiger Gelder sich im Jahre 1878 zu entziehen versuchte; der Erzwingung der Herausgabe des im Kriege zwischen Peru und Chile 1879 widerrechtlich beschlagnahmten deutschen Dampfers „Luxor“ durch die Panzerkorvette „Hansa“ und Korvette „Freya“; der Bestrafung der Neger der Ansiedlung Nana Kru durch deren Abbrennen durch die Korvette „Viktoria“, 1871, weil sie an dem Hamburger Dampfer „Carlos“ Seeraub verübt hatten, und der Strafexpedition der Korvette „Hertha“, 1882, an der Dahomeyküste, wo von den Eingeborenen der Schoner „Ernte“ beraubt worden war. Ein ohne höhere Anweisung erfolgtes Eingreifen in den damaligen spanischen Bürgerkrieg, 1873, durch Fortnahme des von der insurgierten spanischen Marine besetzten Avisos „Vigilante“ durch das Panzerschiff „Friedrich Karl“, das zum Schutze der Deutschen an die insurgierte Küste gesandt war, fand indes nicht die Billigung von seiten des Auswärtigen Amtes, wenn auch die dortigen Deutschen sich sehr befriedigt erklärten über den ihnen gegen die Insurgenten gewährten Schutz.

Wie früher bei der Suezkanaleröffnung, so hatte auch in dieser Periode ein Teil der Flotte mit ihren Geschwaderübungen Repräsentationspflichten zu verbinden, indem das Uebungsgeschwader 1873 gemeinsam mit fremdländischen der feierlichen Krönung des Königs von Norwegen in Drontheim beiwohnte und wiederum den Kronprinzen des Deutschen Reichs zur Begrüßung des gekrönten Königs nach dessen norwegischer Hauptstadt geleitete.

Der weite Blick des im September 1875 als Admiral à la suite des Seeoffizierkorps gestellten Generals v. Stosch bekundete sich auch darin, daß er nicht

nur durch die vorstehend angeführte überseeische politische Tätigkeit der Flotte für deren Ruf und deren Beliebtheit zu wirken suchte, sondern auch durch Ausführung von Arbeiten zum Nutzen der seefahrenden Allgemeinheit und der marinen Wissenschaften. So wurde von ihm das Hydrographische Amt neu organisiert, das durch sorgsame Vermessungen der näheren und ferneren Meere, Herstellung und Herausgabe von Karten und nautischen Werken und Zeitschriften sich einen gediegenen Ruf auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus erwarb; so gründete er die Deutsche Seewarte für Förderung der marinen Meteorologie und Weiterentwicklung des Kompaßwesens und der Chronometerindustrie zum Nutzen der deutschen Seeschiffahrt, desgleichen das physikalische Observatorium in Wilhelmshaven, das sich hochverdient machte auf dem Gebiete der Gezeitenwissenschaft und des Magnetismus, so endlich veranlaßte er die Aussendung der ersten und bisher einzigen deutschen wissenschaftlichen See-Expedition der kaiserlichen Marine mittels der Korvette „Gazelle“, der bei einer Reise um die Erde die Aufgabe gestellt wurde, die physikalischen Verhältnisse der Meere zu erforschen durch Lotungen, Temperaturmessungen, Salzgehaltbestimmungen der Wasserschichten von der Oberfläche bis zum Meeresboden, ferner zur Unterstützung und Beteiligung an den astronomischen Beobachtungen des Vorüberganges der Venus von der Sonnenscheibe (behufs genauerer Bestimmung der Entfernung der Erde vor der Sonne) auf der bisher noch wenig bekannten, im südlich-indischen Ozean gelegenen Inselgruppe der Kerguelen sowie zu Untersuchungen und Sammlungen auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten, eine Expedition, deren Leitung dem Schreiber dieses anvertraut wurde und deren Ergebnisse die wissenschaftliche und nautische Welt in hohem Grade befriedigt hatten.

Auch andre wissenschaftliche Bestrebungen wurden nach Kräften begünstigt, so die der internationalen, gleichzeitig an verschiedenen Punkten des Zirkumpolargebietes ein Jahr hindurch Platz greifenden meteorologischen und magnetischen Forschung, die hauptsächlich durch die Bemühungen des Direktors der Deutschen Seewarte ins Leben gerufen war und bei welcher der Verfasser die Kriegsmarine zu vertreten hatte. Auf unsern gemeinsamen Antrag wurden die Geldmittel dafür vom Reichsamt des Innern und dem Reichstage bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und der Chef der Admiralität erteilte in gleicher Weise der sich auf die westamerikanische Station begebenden Korvette „Moltke“ 1882 den Auftrag, die Mitglieder der südlichen Polarkommission (für die nördliche war ein besonderes Fahrzeug beschafft worden) nebst ihrem Material für Errichtung einer Station nach Süd-Georgien zu schaffen und bei der Einrichtung behilflich zu sein.

Leider hatte die Marine in dieser Periode den Verlust eines ihrer besten Panzerschiffe zu beklagen, den Untergang des „Großen Kurfürsten“, der im Geschwaderverbande im Englischen Kanal beim Ausweichen vor entgegenkommenden Kauffahrteischiffen am 31. Mai 1878 dem Flaggschiff „König Wilhelm“ derart vor den Bug kam, daß dessen Rammsporn ihm einen sehr schweren Leck

bereitete. Er sank in kürzester Zeit, und mehr als die Hälfte der Besatzung fand dabei ihren Tod in den Wellen.

Die Verdienste, die sich General v. Stosch um die äußere Entwicklung und innere Kräftigung der Marine erworben, fanden bei Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm die vollste Anerkennung, die unter anderm Ausdruck fand bei der Inspizierung der Flotte durch Seine Majestät und sich daran knüpfendes großes Flottenmanöver in und bei der Kieler Föhrde Mitte September 1881, wobei auch ein Angriff gelandeter Mannschaften auf die Eingangsforts, Sprengung eines Kanonenbootes mittels Mine sowie Vernichtung des alten Transportschiffes „Elbe" durch einen vom Torpedoschulschiff „Blücher" gefeuerten Fischtorpedo stattfand. In einem Allerhöchsten Erlaß vom 17. September 1881 sprach Seine Majestät sich besonders befriedigt über das Ergebnis seiner Inspizierung aus und verlieh in Anerkennung der Verdienste des Chefs der Admiralität um die Marine ihm den Schwarzen Adlerorden.

Das Vertrauen, das Seine Majestät in die Leitung und Leistung der Marine setzte, hatte sich auch schon vorher bekundet, indem Allerhöchstderselbe, dem Wunsche Seiner Königlich und Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen nachkommend, die Einstellung Höchstdessen Sohnes, des Prinzen Heinrich, als Kadett in die Marine und seine Einschiffung auf dem Kadettenschulschiff, der Segelfregatte „Niobe", im April 1877 zu befehlen geruht hatte.

Bei den durch die Jahresetats gestellten Anträgen auf Verstärkung der Marine war neben dem Widerstande des auf äußerste Sparsamkeit haltenden Reichsamts des Innern, das derzeit die Finanzen des Reichs leitete, auch noch die Gegnerschaft verschiedener Parteien des Reichstags zu überwinden, die wenig Verständnis für die Notwendigkeit der Entwicklung der Marine an den Tag legten. Ein Akt der Klugheit war es, daß der Chef der Admiralität, soweit möglich, dem linken Flügel des Hauses, dessen Votum oft ausschlaggebend war, entgegenzukommen suchte, indem er sich nicht nur privatim mit den maßgebenden Führern auf besten Fuß stellte, sondern vielfach in weniger wichtigen Dingen etwas weitgehende Konzessionen machte. Diese Art der Wahrnehmung der Marineinteressen wie auch Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Aufgaben und der Art des Eintretens der Schiffe für überseeische Interessen führten mit der Zeit leider ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Reichskanzler und dem General herbei, unter dem die Sache zu leiden hatte und das schließlich letzteren bewog, seine Enthebung von seinem Posten Allerhöchstenorts zu erbitten, die ihm am 20. März 1883 zuteil wurde.

General v. Stosch hatte während der mehr als elfjährigen Leitung der Marine, wie er vor Abgabe der Geschäfte uns, seinen versammelten Mitarbeitern, in Motivierung seines Entlassungsgesuches erklärte, erkannt, daß die Marine ein eigenartiges, mit Erfolg nur durch die aus ihr selbst hervorgegangenen Kräfte zu leitendes Institut sei, und er hatte daher auch vor seinem Abgange noch Allerhöchstenorts Vorschläge für eine ihm angezeigt erscheinende Abänderung der Organisation der oberen Marinebehörden und Besetzung der leitenden Stellen

durch namhaft gemachte Seeoffiziere gemacht. Der von andrer, schon früher angedeuteter Seite geübte Einfluß ließ es nicht dazu kommen; vielmehr wurde an seiner Stelle wieder ein Landoffizier, der Generalleutnant v. Caprivi, zum Chef der Admiralität ernannt.

Dieser stand leider auf einem von den Ansichten, die sein Vorgänger sich erworben hatte, recht verschiedenen Standpunkte, und es fehlte ihm dessen weiter Blick und das lichtvolle Verständnis für die hohen Aufgaben der Flotte. Wie er einige Zeit vor seiner Berufung in einem militärischen Vortrage in Stettin ausgesprochen hatte, käme der Marine neben der Armee nur die Aufgabe zu, letztere bei einer eventuell notwendig werdenden Verteidigung der Küste zu unterstützen, weshalb sie keine selbständige Bedeutung für Deutschland zu beanspruchen habe und auch von der Armeeleitung nicht unabhängig sein dürfe, sondern nur als eine Hilfstruppe angesehen werden und dementsprechend organisiert sein sollte. Die Wichtigkeit der überseeischen deutschen Interessen erkannte er nur in beschränktem Maße an und spöttelte über das kurz vorher gefallene bekannte Wort Bismarcks von dem weltumspannenden Königssinn der hanseatischen Kaufleute. Trotzdem erwarb er sich mit seiner hervorragenden Arbeitskraft, seinen gediegenen militärischen Fachkenntnissen und seinem unermüdlichen Eifer für Förderung des königlichen Dienstes und Entwicklung der militärischen Kräfte zu höchster Vollkommenheit nicht zu verkennende Verdienste um die innere Festigung des Instituts. Freilich galt ihm eben nur das rein Militärische und das Militärisch-Technische als berechtigt, während ihm das rechte Verständnis und daher auch ein warmes Herz für die dem ganzen Seemannsstande dienenden, für das richtige Funktionieren des Marinekörpers unerläßlichen wissenschaftlich-nautischen Aufgaben (Hydrographie, Meteorologie, Astronomie und so weiter) fast ganz fehlten.

Dem vom Auswärtigen Amte gerade auch in dieser Periode, die den Anfang unsrer Kolonialbestrebungen umfaßte, sehr oft verlangten Eintreten der Kriegsschiffe für überseeische politische Zwecke stand er möglichst kühl und ablehnend gegenüber. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte als ältester Seeoffizier der Admiralität den Chef bei seiner sehr häufigen Abwesenheit behufs eigner Leitung und Förderung militärischer und artilleristischer Flottenübungen in der Ost- und Nordsee zu vertreten und erhielt zu seinem Bedauern vor der Abreise des Chefs gewöhnlich noch besondere Weisung für möglichst ablehnendes Verhalten bei Beanspruchung des Eingreifens von Schiffen für die deutschen Interessen im Auslande gelegentlich der diesbezüglichen Besprechungen darüber mit den dafür beauftragten Räten des Auswärtigen Amtes, der er — entgegen besserer Ueberzeugung — nachkommen mußte. Allerdings wurde mit großer Vorsicht vermieden, dabei den Reichskanzler vor den Kopf zu stoßen, dessen Wohlwollen zu erhalten (in kluger Vermeidung der Wiederkehr solcher Gegensätze, wie sie sich zu Stoschs Zeiten entwickelt hatten), als Prinzip galt.

Eine im Juli 1883 dem Bundesrate und dem Reichstage vorgelegte Denkschrift über die Ausführung des letzten Flottenplanes und die Richtung der für die Zukunft ins Auge gefaßten Entwicklung der Marine läßt die sehr geschickte Hand

des Generals, der Wort wie Schrift gleich gut beherrschte und hierin seinen Vorgänger weit übertraf, erkennen. Es werden darin die früher aufgestellten Ziele als durchweg zutreffend anerkannt, aber die „allgemeinen Aufgaben, in denen die Vorbedingungen für das Dasein jeder maritimen Wehrkraft liegen, als „gelöst" bezeichnet, so daß „dem weiteren Ausbau Aufgaben speziellerer, weniger umfassender Natur" zufallen. Mit Verbeugung vor dem bis dahin Erstrebten und Geschaffenen wird gesagt: „Es erscheint nicht fraglich, daß der Weg, den der Flottengründungsplan einschlug und der uns zunächst auf die hohe See führte, um erst von da zur Küste zurückzuführen, der richtige war. Es sind die den Seemann ausbildenden, ihm und der Nation sympathischeren Ziele, die zuerst ins Auge gefaßt werden mußten. Die mühevollen und unscheinbaren Aufgaben des Küstenkrieges konnten zunächst zurückgestellt werden." — „Was schon vor zehn Jahren als unschwer erreichbar schien, hat erst jetzt eine Gestalt angenommen, die uns die Sicherheit gibt, brauchbare unterseeische Waffen zu besitzen. Es gibt keine Gefahr, die den Schiffen verderblicher, ihrer Besatzung empfindlicher ist als die durch unterseeische Kampfmittel. Bei einem Risiko von wenigen Mann und von einem verhältnismäßig billigen und in einigen Monaten herzustellendem kleinen Boote ist die Möglichkeit gegeben, kolossale Schiffe durch einen einzigen Torpedotreffer zum Sinken zu bringen. Selbst in mondhellen Nächten und bei angespannter Aufmerksamkeit ist kein Schiff im Bereich einer mit Torpedobooten reichlich ausgestatteten Küste seines Daseins sicher, am wenigsten kann es in solcher Lage vor Anker gehen. Zahlreichen und gut gebauten Torpedobooten gegenüber wird die Durchführung einer Blockade nur schwer möglich sein. Die Torpedoboote sind eine Waffe, die dem auf der hohen See Schwächeren besonders zugute kommt. Und auch in dem glücklichen Fall (!!), in dem wir Aussicht hätten, während eines Krieges Herren eines unsrer heimischen Meere zu bleiben, würden wir auf diesem Meere Torpedoboote ebensowenig entbehren können, als wir dort geneigt sein würden, die Küstenbefestigungen aufzugeben."

Obwohl weiterhin ausgesprochen wird, daß trotz der in den Torpedobooten geschaffenen wichtigen Angriffswaffe man „gepanzerte Schiffe und schwere Artillerie da nicht entbehren könne, wo um die Beherrschung eines Meeresteiles gekämpft werden soll", wird doch darauf hingewiesen, daß zurzeit die Technik in Hinsicht der Art des geeignetsten Panzers, Schiffsgröße und so weiter noch nicht zu einem Abschluß gekommen sei, und wenn auch die Lücke noch nicht wieder ausgefüllt wäre, die der Untergang des „Großen Kurfürsten" gerissen und einige der in den sechziger Jahren gebauten Panzerschiffe nicht mehr für voll zählten, könnten doch erst ausgedehnte Versuche darüber entscheiden, ob der Bau größerer Schlachtschiffe, gepanzerter Korvetten oder Kanonenboote vorzuziehen sei, weshalb vorsichtig vorgegangen werden müsse. „Eine Marine wie die unsre kann sich den Luxus fehlgeschlagener Experimente nicht gewähren, sie darf konstruktiv wenig wagen." Auch die Notwendigkeit der Korvetten (Kreuzer) für Wahrnehmung der auswärtigen deutschen Interessen wird anerkannt, aber die Bemerkung gemacht, daß jede erhöhte Inanspruchnahme der Flotte für den politischen Dienst

im Falle eines europäischen Krieges so lange als Schwächung unsrer maritimen Wehrkraft wirke, als wir für die Bemannung der Schiffe in der Heimat noch mit Personalmangel zu kämpfen hätten. In dieser nicht unberechtigten Auffassung wird mit ein Grund gelegen haben für das oben angedeutete Widerstreben, allen Anforderungen für die auswärtigen deutschen Interessen gerecht zu werden.

Die Bedeutung der Kreuzer zur Störung des feindlichen Seehandels (ein so gewichtiges Moment im Kriege mit einer andern großen seefahrenden Nation) verkennt die Denkschrift, indem sie — wenn auch etwas schwer verständlich — sagt: „Aber die Entwicklung der Dampfschiffahrt hat eine Höhe erreicht, auf der die Verhältnisse des Kreuzerkrieges für die Kriegsschiffe den Handels- und Passagierdampfern gegenüber immer ungünstiger werden."

In den Vordergrund wird in der Schrift die Küstenverteidigung Hand in Hand mit der Armee gestellt und darüber ausgeführt: „Wenn mithin nicht zu erwarten ist, daß für die nächsten drei bis vier Jahre in bezug auf den Bau von Schulschiffen, Schiffen für den politischen Dienst und Schlachtschiffen Ansprüche zu erheben sein werden, die über die Unterhaltung und Ergänzung des gegenwärtigen Bestandes hinausgehen, so kann in bezug auf das zur Küstenverteidigung bestimmte Material eine zuwartende Stellung nicht länger ohne Gefährdung der nächstliegenden Interessen eingenommen werden."

Der leitende Faden der Denkschrift ist ohne Frage: Bruch mit dem Streben der Vergangenheit und ihren Plänen für Herstellung einer seegebietenden Flotte, Degradierung derselben auf eine Küstenverteidigungsmarine mit etwas Schutz der überseeischen auswärtigen Interessen in Friedenszeiten. Bemerkenswert ist auch, daß Caprivi, wie vorangeführt, es nur für einen „glücklichen Fall" hält, daß wir in einem Kriege Herren eines unsrer heimischen Meere blieben. Man wird sagen müssen, was sind das für Aussichten für unsern mächtigen Seehandel, für unsre Küsten und Häfen, die uns hier eröffnet werden, aber es stimmt damit die Ausführung über den geringen Wert einer Schlachtflotte infolge Unsicherheit in der Technik, die zu entwickeln und zu beherrschen man sich eben nicht zutraute, und über die geringe Bedeutung, die dem überseeischen Dienst beigelegt wurde.

Im Gegensatz zu allen vorangegangenen Denkschriften kennzeichnet diese sich jedenfalls als eine nicht aus dem Kopfe eines Seeoffiziers entsprungene. Ein so niedrig gestelltes Ziel wäre der darum geführten Kämpfe und daran gewandten Geldmittel nicht wert gewesen. Geradezu klassisch für Ansichten und Geist dieser Periode ist die Ausführung in einem späteren längeren Aufsatz über die Flottenübungen im Sommer 1887 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der wohl fraglos von seiten der Admiralität inspiriert war, und in dem unter anderm gesagt wird: „Die Formation des Ostseegeschwaders aus einem Schlachtschiff, einem Küstenverteidiger, einer gepanzerten Korvette und einem Schulschiffe zeigte, wie bei einer planmäßigen und einheitlichen Ausbildung des Personals und der Gleichartigkeit des organisatorischen

Gefüges, wie sie in unsrer Marine besteht, das Zusammenwirken so verschiedener Elemente in einem taktischen Verbande sehr wohl möglich sei.“

Wenn der frische seemännische Geist in dieser Periode nicht verkümmerte, so war dies vorzugsweise den schon erwähnten großen Anforderungen an die Kriegsschiffe für den Schutz der deutschen Interessen im überseeischen Auslande zu danken, namentlich hervorgerufen durch die wichtige Weltstellung, die sich der deutsche auswärtige Handel allmählich erkämpft hatte, und die alten, endlich der Verwirklichung entgegengeführten kolonialen Bestrebungen.

Der deutsche Zug nach dem Auslande hatte immer bestanden und von Zeit zu Zeit neben dem Seehandel in kolonialen, aber an der deutschen überseeischen Ohnmacht gescheiterten Versuchen Ausdruck gefunden. Neue Anregung erhielt er durch den Eintritt der Kriegsschiffe für die überseeischen Interessen, insbesondere auch durch die vorerwähnte ostasiatische Expedition. Dem Zentralverein für Handelsgeographie, der gegen Ende der siebziger Jahre durch dessen sehr tätigen und weitsichtigen Vorsitzenden Dr. Jannasch unter Mitwirkung des Verfassers gegründet wurde, gebührt das Verdienst, weiten, namentlich kaufmännischen Kreisen die Wichtigkeit unsrer Beziehungen zu Uebersee für den Nationalwohlstand zu besserem Bewußtsein und den Handelsgeist zu praktischer Betätigung nach dem Auslande gebracht zu haben. Zur Förderung dieser Bestrebungen, insbesondere auch um der Annahme der dem Reichstage 1879 gemachten Samoavorlage Vorschub zu leisten, hielt der Verfasser kurz vorher in diesem Verein einen Vortrag über die glänzenden Erfolge der Pioniere des Deutschtums in der Südsee, die er bei seiner wissenschaftlichen Weltumseglungsreise der „Gazelle“ 1875 Gelegenheit gehabt hatte zu studieren. Ohne andre als die mehr moralische Unterstützung, die der Besuch einiger unsrer Kriegsschiffe dort im Gefolge hatte, waren durch deutschen Schaffensdrang und Fleiß auf den Navigator-, Tonga- und Fidjiinseln blühende Pflanzungs- und Handelsunternehmungen ins Leben gerufen und der Miterwerb andrer Nationen fast ganz aus dem Felde geschlagen. Die Mehrzahl aller Handelsschiffe trug in diesen Gegenden die deutsche Flagge, oder fremdländische Schiffe führten deutsche Ladung, während man sonst gewohnt ist, unter zehn Schiffen im Auslande acht- bis neunmal englische zu erkennen. Der herrschende Häuptling der Fidjiinseln hatte der deutschen Regierung durch Vermittlung des Konsuls das Protektorat über sein Reich angeboten. Es wurde abgelehnt, worauf England auf Betreiben von Australien und Neuseeland die Besitzergreifung vornahm. Der Verlust sehr erheblicher deutscher Werte an Land- und Plantagenbesitz war die Folge. Dasselbe galt für Samoa, indem die auf die Berichte mehrerer Schiffskommandos („Ariadne“, „Gazelle“ und so weiter) gestützte, für die Rettung der großen Unternehmungen des Hamburger Hauses Godeffroy [1]) dem Reichstage gemachte Vor-

[1]) Die Unternehmungen des Hauses in der Südsee waren in jeder Richtung erfolgreich gewesen, indes waren ihm durch anderweite Spekulation große Geldschwierigkeiten entstanden, so daß es sich genötigt sah, seine Südseeunternehmungen einem englischen Bankhause zu verpfänden.

lage, betreffend Zinsgarantie für eine Anleihe, durch die der Besitz davor bewahrt werden sollte, in englische Hände überzugehen, von diesem abgelehnt wurde. Nachdem durch Privatinitiative der preußischen Seehandlung und andrer Bankinstitute die benötigten Geldmittel flüssig gemacht worden waren, wurde in der Folge versucht, die großen deutschen Interessen in der Südsee durch eine reichsseitig zu gewährende Subventionierung einer deutschen Dampferlinie fernerhin zu stützen, aber auch diese wurde vom Reichstage zurückgewiesen.

Bei solcher Unlust der deutschen Volksvertreter, die deutschen überseeischen Beziehungen zu stützen und zu stärken, fielen auch andre Bestrebungen ähnlicher Richtung ins Wasser. Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland", deren Ziel zunächst rein wissenschaftliche Erforschung Afrikas war, vervollständigte anfangs der achtziger Jahre unter Vorsitz des Verfassers ihr Programm dahin, daß ihre Forschungen Deutschland auch möglichst zu *praktischem* Nutzen gereichen sollten, und erhoffte, daß die deutsche Regierung der Beschlagnahme der Gebiete, wo die deutsche Forschung opferreiche Errungenschaften zu verzeichnen hatte, durch andre Nationen Widerstand leisten werde. Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, indem gegen ausdrücklichen Rat und Votum des zur Berichterstattung aufgeforderten Vorsitzenden der Gesellschaft, die durch Barth, Flegel und andre erschlossenen Landstriche des Niger und Benue andern Nationen zur kolonisatorischen Ausbeutung überlassen wurden, wie auch die durch Pogge, Wißmann und andre erforschten Gegenden des untern Kongogebietes ohne Widerspruch Deutschlands Belgien und Frankreich zufielen. Die einige Jahre hindurch in dankenswerter Weise für die Afrikaforschung gewährten Reichsmittel wurden, nachdem der Verfasser dieses den Vorsitz niedergelegt hatte, um als Landeshauptmann nach Neuguinea zu gehen, trotz der bisherigen befriedigendsten Forschungsergebnisse gänzlich entzogen, so daß 1886 die Auflösung der Gesellschaft erfolgen mußte.

Die Ablehnung der Samoa- und der Dampfersubventionsvorlage durch den Reichstag hatte im Lande wenig Billigung gefunden, und da der Fürst Bismarck sich nunmehr auf den Standpunkt stellte, ähnliche Vorlagen ferner nicht mehr aus eigner Initiative zu machen, bis die öffentliche Meinung dazu dränge, bildete sich nicht nur der Deutsche Kolonialverein, sondern es wurden von Privatpersonen Schritte zur Erwerbung von kolonialen Schutzgebieten für eigne Rechnung getan. So kam es anfangs und Mitte der achtziger Jahre zum Erwerb von Südwestafrika, von Ostafrika und Kaiser Wilhelms-Land,[1]) die unter den erbetenen Schutz des Reiches gestellt wurden, und zur Gründung der direkten Reichskolonien in Togo und Kamerun. Der treibende Geist und Träger dieser frischen Initiativpolitik war der damalige Geheime Legationsrat v. Kusserow, der auch die vom

[1]) Herr Lüderitz aus Bremen, der Erwerber von Südwestafrika, konferierte wegen Unterstellung seiner Erwerbung unter den Schutz des Deutschen Reiches 1882 mit dem Verfasser, bevor er seinen Antrag beim Fürsten Bismarck stellte, desgleichen Herr v. Hansemann wegen Erlangung eines Schutzbriefes für Kaiser Wilhelms-Land, der zunächst vom Reichskanzler abgelehnt, ein Jahr später aber erteilt wurde.

Reichstage abgelehnten beiden früheren Vorlagen vertreten hatte und im Auftrage des Reichskanzlers über diese Gegenstände vielfach mit dem Verfasser in seinen damaligen Stellungen als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft sowie als Vorstand des Hydrographischen Amtes und persönlichem Kenner des größten Teiles der in Frage kommenden Gebiete zu seiner näheren Information über die geographischen und politischen Verhältnisse Beratung pflog.

Kennzeichnend für den schon früher angedeuteten Standpunkt, den allem diesem gegenüber der Chef der Admiralität einnahm, war es, daß der, als er erfuhr, daß der Verfasser dieses dem Vorstande des Deutschen Kolonialvereins angehörte, an dessen Gründung er sich mit voller Zustimmung des Generals v. Stosch beteiligt hatte, ihn ersuchte, aus dem Vorstande und Verein auszuscheiden, weil dieser eine politische Richtung verfolge, die dem leitenden Staatsmann nicht genehm sei. Der Versuch, diese selbstverständlich ganz irrtümliche Auffassung zu berichtigen, mißlang leider. Der Verfasser erklärte daher seinen Austritt und wurde vom Kolonialverein, wie auch schon vorher vom Zentralverein für Handelsgeographie, zum Ehrenmitglied gewählt.

Die Abneigung der Marineleitung gegen Beteiligung von Offizieren an solchen, die engen Grenzen des Vaterlandes überschreitenden Bestrebungen und Handlungen ging sogar so weit, daß ein Verbot an alle Offiziere a. D., die Stellungen in den Kolonien oder Schutzgebieten einnahmen, erging, die ihnen zustehende Uniform innerhalb der Kolonie zu tragen. Heutzutage, wo die Gründung, Verwaltung und Verteidigung unsrer Kolonien ein Ehrenblatt in der Geschichte bildet, und zahlreiche hohe aktive und inaktive Offiziere zur Förderung dieser hochpatriotischen Angelegenheit beitragen, wird man das alles für unglaublich halten.

Es war jedenfalls ein Segen für die Entwicklung und die Leistungen der Marine, daß die vom Auswärtigen Amt vertretene neue Richtung nach außen hin die Flotte, die für die Besitznahme der Kolonien und mehrfach für den militärischen Schutz oder die Verteidigung derselben überall in Anspruch genommen wurde, vor der mehr drillmäßigen Erstarrung behütete, wenn auch Stimmen laut wurden, welche die auffallenden Schiffsverluste, die gerade unter Caprivi stattfanden (zum Beispiel Untergang mehrerer Kriegsschiffe in Samoa in einem Orkan, während fremde Schiffe das herannahende Unwetter vorher erkannt hatten und rechtzeitig den miserabeln Hafen von Apia verließen, Verlust der Korvette „Augusta“ in einem Zyklon und so weiter), dem Rückgang der Seemannskunst zuzuschreiben geneigt waren, weil an leitender Stelle auf das Seemännische[1]) nicht mehr der genügende Wert gelegt würde.

Ein großes Werk, dessen Konzeption aber nicht der Caprivischen Periode

[1]) Ein anscheinend offiziös beeinflußter Aufsatz in der „Nordostsee-Zeitung“ über die Entwicklung der Marine sagt zum Beispiel unter anderm: „Die rein nautischen Elemente in dem Sinne, wie sie früher das gesamte Wesen des Seemanns ausmachten, sind eben längst bedeutend in den Hintergrund getreten und so weiter.“

angehörte, da es seit lange geplant war, wurde während derselben in Angriff genommen, nämlich der Kaiser Wilhelm-Kanal, zu welchem der Kaiser am 3. Juni 1887 den Grundstein legte. Der Kanal ist einer erheblichen strategischen Verstärkung der Flotte gleichzuachten, da es nunmehr im Kriege nicht mehr gesonderter, voneinander unabhängiger Flottenteile in jedem der deutschen Meere bedürfen wird, vielmehr ein Schlag mit vereinter Stärke nach Ost oder West geführt werden kann. Allerdings ist uns darin ein neues, überaus wichtiges Schutzobjekt erwachsen, dessen Zerstörung von jedem Gegner in erster Linie angestrebt werden wird.

Dank dem tiefgehenden Verständnis und dem warmen Herzen, welches dann der jetzige Kaiser der Marine entgegenbrachte, wurde sie nach Ernennung Caprivis zum Reichskanzler insofern selbständiger, als nun endlich Seeoffiziere in der Stellung von Staatssekretären die innere Verwaltung und Leitung übernahmen, wenn auch die nächsten Nachfolger sich noch nicht ganz aus dem Bann Caprivischer Kurzsichtigkeit freimachen konnten und an seinem Programm festhielten.

Anerkennenswerte Anstrengungen wurden erst unter dem Admiral v. Hollmann gemacht, die Flotte nunmehr auch für die Offensive kräftiger auszubauen, aber der schon mehrfach erwähnte kleinliche und verständnislose Widerstand der Mehrheit des Reichstages, dessen Mitglieder sich dabei wiederholt auf die Caprivischen Ansichten beriefen, behinderte lange eine kraftvolle Entwicklung.

Ein neuer Flottenbauplan zum Marineetat 1889/90 steckte der Marine nicht wesentlich andre Ziele, legte immer noch Nachdruck auf *Panzerfahrzeuge*, betonte aber die Notwendigkeit des Baues von 4 *Panzerschlachtschiffen*, da wir mit dieser entscheidenden Schiffsklasse sehr zurückgeblieben wären, während von den Kreuzern gesagt wurde, daß die vorhandenen „noch auf Jahre“ hinaus genügten.

Der enorme Fortschritt, den die fremdländischen Marinen zu dieser Zeit machten, nötigte neun Jahre später, auch für die unsre eine erweiterte Grundlage zu fordern, und es wurde dieselbe durch Etatsgesetz vom 10. April 1898 festgesetzt auf: 1 Flaggschiff, 16 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 9 große und 26 kleine Kreuzer als stets verwendungsbereite Schiffe und 2 Linienschiffe, 3 große und 4 kleine Kreuzer in Reserve. Auf diese Schiffszahl sollten als vorhanden in Anrechnung kommen: 12 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 10 große und 23 kleine Kreuzer, so daß nur noch 5 Linienschiffe und 2 große Kreuzer zu bauen blieben. Die Fertigstellung der noch fehlenden Schiffe sollte bis zum Ablaufe des Rechnungsjahres 1903 erfolgen und die Bereitstellung der benötigten Geldmittel durch die jährlichen Reichshaushaltsetats verlangt werden. In Rücksicht der notwendigen Ersatzbauten für unbrauchbar gewordene ältere Schiffe wurde die Dauerzeit der Linienschiffe und Küstenpanzer auf 25 Jahre, der großen Kreuzer auf 20, der kleinen auf 15 Jahre festgestellt.

Noch bevor diese Periode abgelaufen war, erkannte man, daß die Grenzen des Planes nicht weit genug gesteckt waren; bei Eingeweihten und Sachkennern konnte darüber von Hause aus kaum ein Zweifel bestehen, aber man beschränkte

sich im Hinblick auf die Finanzlage des Reichs und die Opposition, der das Verlangen größerer Mittel immer und immer wieder im Reichstage begegnet war, auf Forderung des absolut Unentbehrlichen, an dem man sich aber erfahrungsgemäß noch manche bedenkliche Abstriche gefallen lassen mußte. Es ist ja bekannt, daß kein andres Parlament sich den Forderungen für Sicherung der Wehrkraft so unzugänglich und so zur unverständigen Kritik neigend zeigt wie das deutsche, und deshalb leiden alle dahin schlagenden Forderungen unter zu niedriger Veranschlagung. Man mag das Unaufrichtigkeit oder Feigheit nennen, es ist aber menschlich erklärlich und gereicht weniger den Behörden als der ausschlaggebenden Partei des Reichstages zum Vorwurf.

Am 18. Oktober 1899 sprach bei Gelegenheit des Stapellaufes des Panzerschiffs „Kaiser Karl der Große" der Kaiser in Hamburg die denkwürdigen Worte: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte" und „Gerade hier, inmitten dieses mächtigen Handelsemporiums, empfindet man die Fülle und Spannkraft, welche das deutsche Volk durch seine Geschlossenheit seinen Unternehmungen zu verleihen imstande ist. Aber hier weiß man es auch am höchsten zu schätzen, wie notwendig ein kräftiger Schutz und die unentbehrliche Stärkung unsrer Seestreitkräfte für unsre auswärtigen Interessen sind." (Fortsetzung folgt)

Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen?

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Am 11. April d. J. wurde im Senat zu Paris das Marinebudget pro 1905 diskutiert, das außer einer geringen Vermehrung von 5 Millionen Franken gegen das Vorjahr den nach dem Flottenplan vom Jahre 1900 [1]) vorgesehenen Jahresbetrag für Schiffsbau von 121 Millionen Franken verlangte.

Der Senator Baron d'Estournelles de Constant verwertete diese Gelegenheit zu einer eingehenden Erörterung der wirtschaftlichen Lage Frankreichs und ging dann über zu hochbedeutsamen Betrachtungen, die politische Zukunft betreffend, er gelangte zu wesentlich andern Gesichtspunkten, als bisher in Frankreich traditionell bestanden. Er wünschte zunächst ein Einhalten in weiteren maritimen Rüstungen in Rücksicht auf die Staatsschuld von über 30 Milliarden [2]) und auf die Tatsache, daß in der wirtschaftlichen Entwicklung ebenso wie in der Bevölkerung ein Stillstand eingetreten sei. [3]) Die Politik des Landes müsse seinen

[1]) Gültig bis 1917, das heißt es sollen bis dahin nicht mehr wie 121 Millionen Franken jährlich für Schiffsbau ausgegeben werden.

[2]) Doppelt so viel wie in Deutschland, bei 38 Millionen Einwohnern gegen 56.

[3]) Seit zehn Jahren sei der Ertrag der Grundsteuer und auch der Ernten stationär.

wirklichen Einnahmen entsprechen (ohne den Kunstgriff der Extraordinarien) und die Stärke der Flotte einer solchen Politik.

Der Baron sprach die Hoffnung aus, daß man sich mit England und wohl auch mit Deutschland einigen könne behufs Einhaltens in der ruinösen Ausdehnung der Konstruktion von Schlachtschiffen, die je 30 bis 40 Millionen Franken kosten, ungerechnet die nachfolgenden hohen Unterhaltungs- und Reparaturkosten. Man könne wohl zu einer Reglementierung der Schiffsbauten gelangen, ebenso wie man es wirtschaftlich schon begonnen habe, zum Beispiel mit dem Zucker. Ein Volk kämpfe nicht nur mit den Waffen, es brauche auch Seelengröße, hierzu Instruktion und Instruktoren. Letztere hätten gerade in Rußland gefehlt und genügten nicht in Frankreich.

Von der Jahreseinnahme pro 1905 von 3 Milliarden 600 Millionen Franken gehen ab 2 Milliarden für die Staatsschuld sowie für die Militär- und Marineorganisation, so daß nur 1 1/2 Milliarden für das Land verbleiben. Eine Folge der fortgesetzten Steigerung der Ausgaben für Armee und Marine war, daß die nach dem großen Freycinetschen Plane vom Jahre 1878 vorgesehenen Ausgaben von einer Milliarde für Schiffahrtswege und Häfen zum größten Teil der Armee und Marine überwiesen wurden. Die Vernachlässigung der Flußgebiete nähere sich der arabischen Unordnung, eine einzige Ueberschwemmung habe für 50 Millionen Schaden gebracht. Die Rhone sei jetzt ohne Ausfluß, die Loire und die Garonne versanden, die schönen französischen Ströme flössen zwecklos und ungenutzt an toten Kaianlagen vorüber; Havre sei für die jetzigen großen Dampfer nicht mehr zugängig. Ohne gleichzeitige Entwicklung der Handelsschiffahrt auf der See und auf den Flüssen — wie zurzeit in Deutschland — liege nicht die Zukunft, sondern der Ruin auf dem Wasser. Man solle sich wirtschaftlich keine Illusion mehr machen, Frankreich müsse jetzt mit rivalisierenden Märkten in Amerika und in Asien rechnen, die früher seine Kunden waren.

Da nun die Verlegenheiten von Frankreichs Nachbarn in Europa dieselben oder noch schlimmere sind, so könne und müsse man sich verständigen.

Mit England sei dies in gewissem Sinne schon gelungen, man habe eine Entente zugunsten des Friedens erreicht, diese „Entente war niemals gegen jemand gerichtet, noch lassen wir sie jemals gegen jemand richten". Es bliebe nun noch Deutschland — der schwierige Punkt! aber, was auch die Zwischenfälle der laufenden Politik sein mögen — „es hat sich ein ziemlich großer Fortschritt vollzogen, und es besteht heute in der ganzen Welt genügend latentes und erklärtes Wohlwollen, daß es unmöglich erscheint, zwei große Völker heute durch die Fehler der Vergangenheit für ewig getrennt zu erachten. Diese Fehler werden die neuen Generationen beiderseitig sich bemühen, durch gegenseitige Konzessionen im Frieden gut zu machen".

Nach Inhalt der vorstehend wiedergegebenen Ansichten eines französischen Staatsmannes könnte man die als Titel hingestellte Frage bejahen, wenngleich die optimistischen Ausführungen des Baron d'Estournelles, soweit es sich um

die englische und die deutsche Politik handelte, im Senat von einigen ironischen Zurufen unterbrochen wurden. Vor zehn Jahren hätte diese Rede überhaupt nicht zu Ende gesprochen werden können, und der Redner hätte Insulte in der Presse riskiert. —

Der Marineminister de Cuverville hielt seine Forderung aufrecht, damit bis Ende 1907 jedenfalls die im Bau begriffenen 6 neuen Schlachtschiffe fertig, auch die sonst noch nötigen kleineren Schiffe hergestellt werden könnten. Die britische und die amerikanische Flotte seien der französischen überlegen und die deutsche annähernd gleich stark, der Krieg sei trotz der Hoffnungen des Barons immer noch eine Wahrscheinlichkeit, und er müsse fordern, daß Frankreich auf ihn vorbereitet sei.

Wenn hiernach die antichauvinistischen Proteste des Baron d'Estournelles einen praktischen Erfolg noch nicht gehabt haben, so fanden sie doch keinen allgemeinen und entschiedenen Widerspruch im eignen Lande und in Deutschland stellenweise eine sympathische Aufnahme. Der Verlag der „Friedens-Warte" in Berlin, Wien und Leipzig veranstaltete im Interesse des Pazifismus Abdruck und Verbreitung der Rede in deutscher Uebersetzung.

Abgesehen von der besonderen Lage im Jahre 1870, die durch dynastische Schwierigkeiten in Frankreich trotz der deutschen Nachgiebigkeit so akut wurde — haben die französisch-deutschen Differenzen in der Luxemburger Frage und auch sonst niemals die Schärfe gehabt wie die englisch-französischen Differenzen wegen Aegypten und namentlich in dem Zwischenfall von Faschoda, es läßt sich daher hoffen, daß etwaige weitere Zwischenfälle der laufenden Politik zwischen Frankreich und Deutschland eine versöhnliche Lösung finden werden mit gründlicher Erwägung, ob es sich lohnt, daß Kanonen und Gewehre losgehen.

Die Idee des französischen Redners, zu einer Art maritimer Friedensliga zu gelangen — nicht unter Reduktion der Seestreitkräfte, sondern unter Vereinbarung in der Vermehrung —, kann auch vom deutschen Standpunkte aus nicht mehr als Schimäre bezeichnet werden, wenn man gleichzeitig den zukunftforschenden Blick über die Gestade des alten Europa hinausrichtet. Es ist nicht unmöglich, daß der Krieg 1870/71 für längere Zeit der letzte große kontinentale Krieg in Europa bleiben wird, denn der ruhestörende chauvinistische Panslawismus ist durch die Niederlagen bei Mukden und Tsuschima lahmgelegt, und Rußland hat für lange Zeit mehr Veranlassung, sich um die eignen Schäden zu kümmern als um die Beglückung slawischer Stämme jenseits seiner Grenzen, für die das russische Volk nicht mehr bereit sein wird, Menschen und Geld zu opfern.

Die politischen Anschauungen und Notwendigkeiten, die im Jahre 1879 zur Bildung der großen Defensivmacht des Dreibundes gegen vorhandene oder befürchtete Eroberungspolitik von Osten und Westen geführt haben, sind jetzt wesentlich verschoben. Europa allein ist politisch nicht mehr maßgebend, es scheint in die Defensive gedrängt zu werden durch außereuropäische Mächte: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die neue japanische Großmacht,

letztere bald verstärkt durch die Gefolgschaft der großen chinesischen Masse. Diese Defensive wird nicht nur eine politische sein, sondern — was viel empfindlicher — auch eine wirtschaftliche auf ungünstiger Basis.

Die Machtentwicklung der europäischen Großstaaten ist beschränkt auf das noch mögliche Wachstum der Bevölkerung, eine intensivere Ausnutzung der vorhandenen Bodenschätze und auf eine gesteigerte Intelligenz, bei Festhaltung idealer Anschauungen. Die Zunahme der dynamischen Macht der Vereinigten Staaten (jetzt 76 Millionen Einwohner) muß eine ungleich rapidere werden, ebenso diejenige Japans, wenn es die inerte chinesische Macht materiell und personell ausnutzen kann, unter Verwertung des Antagonismus zwischen den europäischen Seemächten in Ostasien.

Baron d'Estournelles sagt mit Bezug auf die Verschiebung der dynamischen Machtgewichte: „Die Seeherrschaft sei für Frankreich eine unerreichtbare Fata Morgana, diese könne nicht einem Volke allein zufallen, sondern nur einer Assoziation von Völkern — Laßt uns diese Assoziation vorbereiten."

Vor Jahren wurde in einer diplomatischen Soiree in Petersburg geäußert: es werde noch einmal zur Bildung der „Vereinigten Staaten von Europa mit gewähltem Präsidium" kommen. Damals belachte man die Idee als ein politisches Absurdum. Heute würde man weniger Hohn äußern, denn die Zukunftsperspektive des kleinen und verschuldeten Europa ist recht ernst. Die amerikanische Interessenpolitik ist nicht mehr defensiv im Sinne der Monroedoktrin, sondern ausgesprochen offensiv, wenn es sich wirtschaftlich lohnt. Die Philippinen hatten mit der Monroedoktrin nichts zu tun. Baron d'Estournelles führt an als amerikanische Ambitionen: Kanada, die Südsee, die Azoren und Balearen, hofft aber, daß das gute Beispiel eines friedliebenden Europa die Amerikaner davon abbringen werde. Tatsächlich hat Amerika zurzeit mehr Schlachtschiffe im Bau als England, nämlich 13 gegen 9 und doppelt so viel als in Frankreich und Deutschland (je 6), außerdem 13 große Panzerkreuzer gegen 5 in Frankreich und 3 in Deutschland, und entsprechend großartig sind die Einrichtungen für den Schiffsbau entwickelt. Man muß also in Amerika mehr wie nur defensive Ideen haben.

Eine Fortsetzung der imperialistischen Politik in Washington kann dazu führen, daß den Amerikanern für Europa, Afrika und Vorderasien von den betreffenden Flottenmächten ein defensives, aber genügend starkes Hands off! zugerufen wird.

Die Zeit, in der man sich in Europa mordete und ruinierte um einige Fetzen Landes, welche die personellen und materiellen Opfer nicht lohnten — während ein dritter sich die wertvollsten Gebiete auf dem Globus zu dauerndem Besitz aneignete, diese Zeit scheint einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen Politik Platz zu machen.

Eine Koalition der europäischen Flottenmächte wäre zurzeit noch überwältigend stark, wenn sich England anschlösse. Dies ist aber nicht wahrscheinlich, denn England ist nach seinem Besitz und nach seinen wirtschaftlichen Interessen

nur noch zur Hälfte eine europäische Macht zu nennen. Es wird sich erst anschließen, wenn Kanada, die Antillen und Hongkong bedroht werden.

Da die russische Flotte fast ganz beseitigt ist und vor zehn Jahren nicht in der bisherigen Stärke auftreten kann, bleiben als Hauptwächter der Interessen des eventuell wirtschaftlich bedrohten Europa nur Frankreich und Deutschland, die zusammen jetzt etwa 50 ältere und jüngere Schlachtschiffe in See schicken könnten, im Jahre 1907 hierzu noch 12 ganz moderne Linienschiffe. Es ist dies eine respektable Macht mit Siegesaussicht, sofern ihre Erhaltung und einheitliche Wirkung gesichert ist. Jede der beiden Seemächte für sich würde bald von Amerika und auch von Japan überflügelt werden.

Baron d'Estournelles führt recht überzeugend das Beispiel von Chile und Argentinien an. Beide Mächte standen sich gegenüber mit dem für einen gegenseitigen Ausrottungskrieg ausreichenden Hasse und auch mit genügenden Streitmitteln, sie haben sich geeinigt zur Unterwerfung unter ein Schiedsgericht und zu einer offenen Vereinbarung betreffs weiterer Rüstungen. Die betreffende Konvention wurde bald nach dem panamerikanischen Kongresse zu Mexiko im Jahre 1902 abgeschlossen, beruht also wohl auf der Erkenntnis einer gemeinsamen Gefahr. —

In Deutschland könnte man sich nur freuen, wenn in Frankreich die Gedanken des Baron d'Estournelles die Ideen des bisherigen Chauvinismus und der Revanche verdrängten und wenn dann zwischen den beiden ersten Kulturvölkern der Welt die Streitaxt begraben werden könnte. Die beiden Länder waren einst zu gegenseitigem Nutz und Frommen unter dem Zepter Karls des Großen vereinigt. An Stelle jenes Zepters könnte heute treten die Erkenntnis der vitalen Interessen beider Länder und auch der sie bedrohenden gemeinsamen Gefahr.

Zur totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905

Von

J. Palisa

Alles Leben auf der Erde, unser Dasein auf diesem Himmelskörper ist mit der Existenz der Sonne auf das innigste verknüpft. Solange die Sonne uns Licht und Wärme spendet, gedeiht alles; wenn aber das Tagesgestirn zu scheinen aufhört, dann tötet grausige Kälte ein jedes Lebewesen. Weil wir von dem unfehlbar eintretenden Sonnenaufgang absolut überzeugt sind, so sind wir uns dieser Tatsache gar nicht mehr bewußt; erst dann kommen wir unwillkürlich zum Bewußtsein derselben, wenn die Sonne ganz gegen die Regel ihr Licht verliert, wenn eine Sonnenfinsternis eintritt. Freilich uns macht das nicht mehr bange, weil wir wissen, daß die Verfinsterung wieder vorübergeht und die Sonne

wieder in gewohnter Pracht uns scheinen wird. Anders aber mußte es den ältesten Völkern ergehen, bei denen die Kenntnis des Verlaufes einer solchen Erscheinung unbekannt war. Ein großes Bangen mußte sie ergreifen, wenn sich ein solches Ereignis zutrug, und es kann uns daher nicht wundernehmen, daß solche Geschehnisse von den ältesten Kulturvölkern sorgfältigst aufgezeichnet worden sind. Wann die ersten Aufzeichnungen dieser Art erfolgt sind, wissen wir nicht; aber wir können sie auf beiläufig 4000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung zurückdatieren, denn schon um das Jahr 2300 v. Chr. finden wir die Kunde, daß in China die Voraussagung der Verfinsterungen als ein wesentlicher Teil der öffentlichen Ordnung angesehen wurde. Es wurden um jene Zeit zwei Beamte hingerichtet, die in jenem Dienste ihre Schuldigkeit nicht getan hatten. Daß man aber schon damals in der Lage war, diese Erscheinungen vorauszusagen, beruhte auf der Kenntnis, daß sich Sonnenfinsternisse nach 6585 Tagen wiederholen. Um aber zur Kenntnis dieser Periode zu gelangen, mußten Aufzeichnungen von Verfinsterungen über viele Jahrhunderte hinaus vorliegen. Allgemein bekannt ist, daß Thales, der um das Jahr 600 v. Chr. lebte, die am 28. Mai 585 v. Chr. stattgefundene Sonnenfinsternis voraussagte, und daß an diesem Tage eine Schlacht zwischen Medern und Persern stattfand, bei der die eingetretene Sonnenfinsternis den Persern zum Siege verhalf.

Wir haben allerdings heute keinen Grund mehr, uns zu fürchten, weil wir genaue Kenntnis von den Ursachen einer Sonnenfinsternis haben und weil deren Verlauf uns im vorhinein durch die Rechnungen unsrer Astronomen auf das genaueste bekannt ist.

Jedermann weiß, daß eine Sonnenfinsternis dann eintritt, wenn der Mond sich zwischen Sonne und Erde stellt. Da der Mond bedeutend kleiner als die Sonne ist, so hat der Schatten, der durch den Mond erzeugt wird, eine Kegelform. Die Achse dieses Kegels hat zufälligerweise nahezu die Länge der Entfernung des Mondes von der Erde. Wenn die Sonne im Juli ihre größte Entfernung von der Erde hat, ist um diese Zeit der Schatten länger; dagegen ist er kürzer im Januar, weil die Sonne dann der Erde näher kommt, als zu andern Zeiten. Aber auch der Mond ist nicht immer gleich weit von der Erde entfernt. Es hängt nun von diesen beiden Umständen ab, ob die Spitze des Schattenkegels die Erdoberfläche erreicht oder nicht. In dem ersten Falle findet eine totale, in dem zweiten Falle eine ringförmige Finsternis statt. Der bei einer totalen Sonnenfinsternis auf der Erde sich bildende Schatten hat im allgemeinen die Form einer Ellipse, die um so gestreckter ist, je näher die Sonne in der betreffenden Gegend dem Horizonte ist, und dieser Schatten wandert im Verlaufe weniger Stunden über einen Teil der Erdoberfläche, wobei seine Dimensionen sich in gewissen Grenzen fortwährend ändern. Die Bewohner der von dem Schatten durchzogenen Gegenden sehen dann die Sonne während kurzer Zeit ganz verfinstert; ihnen ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden. Allein auch die Bewohner der an die Schattenzone angrenzenden Gegenden sehen die Sonne nicht voll, sondern ihnen bedeckt der Mond einen Teil der Sonnenscheibe; sie

haben eine partielle Sonnenfinsternis. Die Grenzen, innerhalb deren die Sonne partiell verfinstert ist, reichen sehr weit über die beiden Seiten der Kernschattenzone hinaus. Totale Sonnenfinsternisse finden im allgemeinen häufiger als totale Mondfinsternisse statt; wenn aber trotzdem einem jeden von uns schon Gelegenheit geboten war, eine totale Mondfinsternis zu sehen, aber äußerst selten eine totale Sonnenfinsternis, so ist dies darin begründet, daß bei einer totalen Mondfinsternis dem Monde wirklich das Licht entzogen ist, während bei einer Sonnenfinsternis der Sonne selbst kein Licht entzogen, sondern nur den Bewohnern der Schattenzone die Sonne verdeckt ist. Es werden daher alle Gegenden, in denen der Mond über dem Horizonte steht, und das ist immer eine ganze Erdhälfte, den Mond total verfinstert haben, während die Gegenden, die außerhalb der Schattenzone einer Sonnenfinsternis liegen, die Sonne ebenso wie sonst leuchten sehen. Sonnenfinsternisse wären also richtiger partielle Erdfinsternisse zu nennen.

Da die Schattenzone relativ nur ein ganz schmaler Streifen ist, so ist für einen Ort, ja selbst für ein ganzes Land, eine totale Sonnenfinsternis ein äußerst seltenes Phänomen. Und sowie die einzelnen Bewohner eines Landes nur selten, zumeist gar nie eine totale Sonnenfinsternis zu sehen bekommen, so erging es in früheren Zeiten auch den Astronomen. Was einer oder der andre bei solcher Gelegenheit gesehen hat, entschwand daher sozusagen dem Gedächtnisse, es geriet in Vergessenheit.

Da trat am 8. Juli 1842 eine Finsternis ein, die für Europa sehr günstig gelegen war, da die Totalitätszone Spanien, das südliche Frankreich, Sardinien, Oesterreich und das südliche Rußland durchzog. Einige Astronomen unternahmen die nicht zu weite Reise in die Totalitätszone und wurden auf das höchste von zwei Erscheinungen überrascht: durch das Auftreten der Korona und noch mehr durch das plötzliche Erscheinen von eigentümlichen Hervorragungen am Mondrande, denen man den Namen Protuberanzen beilegte. Von da an wurde fast keine totale Sonnenfinsternis versäumt und jede derartige Gelegenheit von einer Anzahl Astronomen benutzt, um diese zwei Erscheinungen zu studieren. Diese Anstrengungen sind nicht fruchtlos geblieben, im Gegenteil, wir haben durch sie nicht nur Aufklärungen über die Natur der beiden Phänomene erhalten, sondern auch indirekt über das Wesen des Sonnenkörpers. Mit dem Fernrohre können wir nur das Aeußere der Sonne sehen, niemals aber durch direkte Beobachtung über deren Inneres Aufschluß erhalten. Ob nun die das Innere der Sonne bildenden Stoffe fest sind oder, wie die jetzt überwiegende Meinung annimmt, im gasförmigen und ungemein komprimierten Zustande sich befinden, können wir nur aus andern Erscheinungen schließen; so viel steht aber fest, daß jener Teil der Sonne, der uns das Licht spendet, bereits einen Teil der Sonnenatmosphäre bildet, in welcher der ganzen Ausdehnung nach Wolken schweben, welche die Quelle des Sonnenlichtes sind. Dieser Teil der Sonnenatmosphäre führt den Namen Photosphäre. Ueber der Photosphäre lagert eine Schicht etwas kühlerer Gase, die sogenannte umkehrende Schicht, von deren Existenz uns

zuerst das Spektroskop Kunde gab. Durch Laboratoriumsversuche hatte Kirchhof nachgewiesen, daß Licht, das von einem glühenden festen Körper herkommt — und die Wolkenbildungen der Photosphäre sind, spektroskopisch betrachtet, feste Körper —, ein Spektrum aufweist, in dem die einzelnen Farben kontinuierlich ineinander übergehen, während Licht, das von einem glühenden Gase herstammt, ein Spektrum liefert, das nur aus einzelnen, dem betreffenden Gase ausschließlich eigentümlichen hellen Linien besteht. Wenn aber das Licht eines glühenden Körpers eine Schicht glühenden Gases von etwas niedrigerer Temperatur passiert, dann entstehen in dem kontinuierlichen Spektrum an allen Stellen dunkle Linien, wo das Gasspektrum allein helle Linien aufweisen würde. Schon lange kennt man diese dunkeln Linien im Sonnenspektrum, die nach ihrem Entdecker die Fraunhoferschen Linien genannt werden, und man schloß aus deren Vorhandensein auf die Existenz dieser umkehrenden Schicht. Später gelang es auch, bei Sonnenfinsternissen, sobald der Mond den letzten Rest der Photosphäre verdeckt hatte, während einiger Sekunden die früher dunkeln Linien hell zu sehen, was den Beweis der Existenz dieser Schicht vervollständigte. Ueber dieser Schicht, die sich aus den verschiedensten Dämpfen zusammensetzt, lagert eine weitere Schicht, die Chromosphäre genannt, deren Hauptbestandteil glühender Wasserstoff und das erst vor einigen Jahren auf der Erde entdeckte Helium ist. Sie erscheint bei Sonnenfinsternissen als eine schmale, rosafarbige, durchaus nicht scharf abgegrenzte Umsäumung, und aus dieser Schicht steigen an einzelnen Stellen die im Jahre 1842 zuerst gesehenen Protuberanzen auf. Damals war man im Zweifel, ob diese der Sonne angehören und etwas Reelles oder nur optische Phänomene, Täuschungen ohne realen Hintergrund seien. Den Beweis, daß die Protuberanzen der Sonne angehören, erbrachte eine Beobachtung von Bruhns, zu Taragona in Spanien, bei Gelegenheit der Finsternis vom 18. Juli 1860, indem er eine solche schon zwei Minuten vor Eintritt der Totalität erblickte und sie noch sechs Minuten nach der Totalität verfolgen und konstatieren konnte, daß ihre Lage gegen den Sonnenrand unverändert geblieben war, während sie sich am Mondrande verschoben hatte. Aber die Finsternis vom 18. August 1868 brachte durch die zum ersten Male in großem Umfange zur Anwendung gebrachten Spektroskopbeobachtungen Aufklärung über die molekulare Beschaffenheit dieser rätselhaften Gebilde. Es stellte sich heraus, daß ihr Licht sich nur aus den Hauptlinien des Wasserstoffes und der Heliumlinie zusammensetze, und diesen Umstand erfaßten Janssen und, unabhängig von ihm, Lockyer, um eine Methode anzuwenden, mit deren Hilfe diese Gebilde auch außer der Zeit der Sonnenfinsternisse beobachtet werden können. Es ist hier nicht der Ort, sich über die Art und Weise dieser Beobachtungen auszubreiten, und es möge daher die Bemerkung genügen, daß bei ihnen das Spektroskop eine Hauptrolle spielt. Man erfuhr so, daß die Protuberanzen Eruptionen der Chromosphäre sind, daß bei ihnen das die Chromosphäre bildende Material weit hinaus, bis zu 500000 Kilometer Höhe, in der kürzesten Zeit geschleudert wird, und daß diese emporgeschleuderten Massen in der kürzesten Zeit wieder verschwinden. In den meisten Fällen gleichen sie Feuer-

säulen, die von der Chromosphäre emporsteigen und, nachdem sie ihre Geschwindigkeit nach oben verloren haben, eine Wolke bilden, die oft noch sichtbar bleibt, wenn die aufsteigende Feuersäule schon verschwunden ist. In den Fällen, wo die Eruption besonders heftig ist, biegt sich die Feuersäule um, zerfällt in eine große Anzahl von Bruchstücken, die scheinbar langsam auf den Sonnenkörper zurückfallen. Jedenfalls gehören die Protuberanzen zu den interessantesten Erscheinungen, die wir an einem Himmelskörper wahrnehmen können; leider ist die Handhabung der betreffenden Apparate sehr kompliziert, und es mag selbst Astronomen geben, die nie dazu gekommen sind, Protuberanzen zu sehen. Durch die Möglichkeit, die Protuberanzen auch außer den Zeiten einer Sonnenfinsternis zu beobachten, ist man in die Lage gekommen, fast vollkommenen Aufschluß über sie zu erhalten. Anders steht es mit der Korona, der zweiten rätselhaften Erscheinung; ihre Beobachtung ist bisher nur bei Sonnenfinsternissen möglich, und sie ist daher bei Sonnenfinsternissen das hauptsächlichste Beobachtungsobjekt. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, ist die Korona die äußerste Grenze der Sonnenatmosphäre, sie rotiert mit der Sonne, besteht aus einem uns noch unbekannten Gase, dem Koronium, und einer großen Masse feinstverteilter Materie, deren Konstitution vielleicht unsern Wolken gleicht. Sie bildet keine nach allen Richtungen gleichmäßig verlaufende Umhüllung des Sonnenkörpers, sondern erstreckt sich an einzelnen Stellen weiter in den Himmelsraum; sie zeigt eine faserige Struktur und ist von einem wunderbaren, silberfarbigen Glanze, der das höchste Erstaunen des Beschauers wachruft. Es dürfte den meisten Lesern wohl bekannt sein, daß die Sonnenflecken Perioden größerer und kleinerer Häufigkeit aufweisen, und daß eine solche Periode im Mittel einen Zeitraum von 11 1/3 Jahren umfaßt. Man hat nun beobachtet, daß die Häufigkeit und die stärkere Entwicklung der Protuberanzen mit dieser elfjährigen Periode gleichen Schritt hält, und daß auch die Korona in Jahren größerer Sonnenfleckenhäufigkeit eine viel größere und herrlichere Erscheinung darbietet als in fleckenarmen Jahren. Da gegenwärtig die Sonne ungemein viele Flecken aufweist, so ist nach den bisherigen Erfahrungen so gut wie sicher, daß sowohl die Protuberanzen sehr zahlreich auftreten, als auch die Korona kräftiger als sonst entwickelt ist. Mit Rücksicht darauf wird sich die Beobachtung der in diesem Jahre am 30. August stattfindenden totalen Sonnenfinsternis sehr interessant gestalten.

Das Hauptaugenmerk der Astronomen wird wie bisher auf die Beobachtung der Korona gerichtet sein, der sie mit Spektroskopen und photographischen Fernrohren der verschiedensten Dimensionen beizukommen trachten werden; ein weiteres Thema wird die Aufsuchung etwaiger intramerkurieller Planeten, beziehungsweise die definitive Entscheidung dieser Frage sein, worüber bereits an einer andern Stelle dieser Zeitschrift berichtet wurde. Beobachtungen mit dem Auge selbst werden sehr wenig gemacht werden, weil das Auge zu langsam arbeitet und die bei Sonnenfinsternissen zur Verfügung stehende Zeit nur wenige Minuten beträgt. Der Astronom muß während der Finsternis seine ganze Aufmerksamkeit der Bedienung seiner Apparate widmen, vorher alle Vorbereitungen gut treffen

und während des Ereignisses kaltes und ruhiges Blut bewahren, damit er nicht etwas Wichtiges übersehe, zum Beispiel vergesse, den Schuber vor der photographischen Platte zu entfernen. Dadurch entgehen ihm eine große Zahl höchst interessanter Erscheinungen, die sich in seiner Umgebung vollziehen, und die für den unbeschäftigten Zuschauer ein wunderbares Vorspiel und eine prächtige Dekoration dieses einzigen Schauspieles abgeben.

Die Sonne ist wie gewöhnlich aufgegangen, die Natur hat ihre Tätigkeit aufgenommen, die Tiere gehen ihrer Nahrung nach, die Vögel in den Zweigen singen ihr Lied. Da ganz unmerklich wird die Landschaft nach und nach düsterer; es ist, als ob die Sonne ihren Glanz verlöre, es sinkt die Temperatur, und man fängt an zu frösteln. Die Vögel merken das auch, sie lassen ihren Gesang verstummen, fliegen unruhig hin und her und suchen endlich ihr Nest auf; alles andre Getier verkriecht sich in Gebüschen und Höhlen.

Alles verstummt. Am Himmel ist unterdessen der Mond so weit vor die Sonne gerückt, daß man in diese auch ohne Rauchglas sehen kann. Man sieht nur mehr eine schmale Sichel, die immer schmäler und schmäler wird, bis endlich der letzte Sonnenstrahl verschwunden ist. In diesem Augenblicke erscheint das verdunkelte Tagesgestirn von einer Glorie umgeben, die bisher kein Maler gemalt hat, und wie zur Verherrlichung des Ereignisses flammen am ganzen Firmamente die helleren Sterne auf; man sieht die großen Planeten Merkur und Venus zumeist in der Nähe der Sonne. Es ist finster geworden, und wer lesen wollte, müßte sich einer Laterne bedienen. Nur rund um den Horizont herum ist eine Art Dämmerung zu sehen, die uns sagt, daß diese Finsternis nur einen ganz kleinen Teil der Erde des Lichtes beraubt. Da blitzt es nach kurzer Zeit auf einmal an der rechten Seite des Doppelgestirns auf, und in wenigen Minuten sind die herrlichen Erscheinungen um die Sonne verblaßt und verschwunden; man atmet auf und freut sich des wiederkehrenden Tageslichtes. Nach und nach erhält die Sonne ihren alten Glanz, und das Leben schreitet im alten Gleise weiter.

Solange es nicht gelungen ist, eine Methode zu finden, die gestattet, die Korona auch außer der Zeit einer Sonnenfinsternis zu beobachten, wird es eine der wichtigsten Angelegenheiten der astronomischen Wissenschaft sein, jede Sonnenfinsternis zu benutzen, um das Koronaphänomen zu studieren, und zu diesem Zwecke dürfen auch weite und anstrengende Reisen nicht gescheut werden. Anders steht die Sache für den Naturfreund; er ist auf leicht zugängliche Gelegenheiten angewiesen, dieses herrlichste aller Naturschauspiele zu sehen, und eine solche Gelegenheit bietet uns Europäern die am 30. August stattfindende Sonnenfinsternis; sie ist zugleich für lange Zeit die letzte Gelegenheit, da erst im Jahre 1914 eine solche in Europa in den Wolgagegenden eintreten wird. Dazu kommt, daß die diesjährige zu einer Jahreszeit stattfindet, in der sicher in den betreffenden Gegenden auf schönes Wetter zu zählen ist; nur etwas Hitze muß man mit in den Kauf nehmen. Der Mondschatten trifft die Erde zuerst in Labrador, zieht über den Atlantischen Ozean, passiert das nördliche Spanien, die Insel Malorca,

Algerien, Tunesien, Tripolitanien, Aegypten und verläßt in Arabien die Erde. Die Mitte des Schattens geht über folgende Städte: Luarca in Spanien (Nordküste), Burgos, Ateca, Torreblanca in Spanien (Ostküste), Philippeville in Algerien, Ras Mahara in Tunesien, Tripolis und Assuan. Die nördliche Grenze der Totalität wird gebildet durch die Orte: Torrelavega (westlich von Santander), Golf de S. Jorgo (nördlich von der Ebromündung), La Calle (Grenze zwischen Tunesien und Algerien), Mahedia (Ostküste von Tunesien); die südliche Grenze bilden: La Coruna, Valladolid, Valencia, Bougie (Nordküste von Algerien) und Gabes. Die Dauer der Totalität in der Mitte der Totalitätszone beträgt in Luarca 3 Minuten 45 Sekunden, in Philippeville 3 Minuten 36 Sekunden, in Assuan 2 Minuten 33 Sekunden und in Palma auf Malorca, das etwas nördlich von der Totalitätszone liegt, aber wegen seiner insularen Lage angenehmen Aufenthalt darbietet, 3 Minuten 8 Sekunden.

Diese Finsternis fällt in eine Zeit, wo viele Leute Ferien haben oder sich zum mindesten einen Urlaub gern nehmen und auch erhalten; mögen diese es nicht versäumen, die so seltene Gelegenheit auszunutzen; an Reisemöglichkeiten wird es gewiß nicht fehlen, und die verschiedenen Reisebureaus werden es nicht unterlassen, Gesellschaftsreisen zu diesem Zwecke zu arrangieren. Bei der Wahl des Aufstellungsortes ist zu beachten, daß die Totalität in der Zentrallinie am längsten und in den beiden Grenzlinien nur einen Moment dauert; man wird daher einen in der Zentrallinie oder nicht sehr weit abseits liegenden Punkt als Standort auswählen, wozu die früher angegebenen Städte die nötigen Fingerzeige geben. Manche werden sich vielleicht veranlaßt fühlen, ihre Reisekamera zu gebrauchen; diese möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das Sonnenbild nur einen halben Grad mißt und daher ein sehr kleines Bild auf der photographischen Platte solcher Apparate liefert, und weiters, daß bei Expositionen von mehreren Sekunden die Nachbewegung des Apparates, der Bewegung der Sonne entsprechend, notwendig ist, was bei den astronomischen Instrumenten durch die sogenannte parallaktische Montierung und ein Uhrwerk erzielt wird.

Der Zweck dieser Zeilen war, Freunde der Natur auf dieses seltene und einzige kosmische Schauspiel aufmerksam zu machen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich dieses Ziel bei recht vielen erreiche.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

Nach der Uebergabe von Metz richtet Tachard mehrere interessante Berichte nach Tours, welche die Stimmung in Metz unmittelbar vor der Kapitulation, die verschiedenen politischen Strömungen sowie die Bemühungen zur Erreichung eines baldigen Friedensschlusses kennzeichnen.

*

T. c. Brüssel, 31. Oktober 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die seit drei Tagen erwarteten Nachrichten aus Metz trafen heute durch die ersten entkommenen Offiziere ein. Einer derselben, der Geniehauptmann Poulain, ist, meiner Aufforderung Folge leistend, sofort nach Tours weitergereist. Die allgemeine Ansicht der Armee ist, daß sie dem Ehrgeiz Bazaines geopfert worden ist, welcher selbst durch preußische Hinterlist getäuscht wurde. Die Uebergabe der Festung hatte alle Welt mit Bestürzung erfüllt. Die Zeitung „L'Indépendant de la Moselle" vom 29., die ich Ihnen mit der Post schicke, enthält in sehr energischer Fassung den Vorwurf des Verrats gegen Bazaine.

Während der letzten Tage versammelten die Generale ihre Offiziere, um mit ihnen über die trostlose Lage Frankreichs zu sprechen, welches den demagogischen Parteien überliefert sei, und um sie darauf vorzubereiten, nächstens auf Paris zu marschieren als Retter der Ordnung.

Ueber das Projekt einer bonapartistischen Restauration ist nie verhandelt worden. Die ganze Armee hat dies als Unsinn betrachtet; aber man sah das einer Diktatur Bazaines entstehen, und man sprach davon in den Truppenlagern. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß Bazaine hat Zeit gewinnen wollen für die Durchführung seines Planes und daß er den Platz hätte retten können, wenn er ihn vor der Erschöpfung an Lebensmitteln verlassen hätte. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 1. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe heute früh bei mir eine neue Besprechung mit General Boyer gehabt, durch welche die erste Bestätigung fand. Er hat mir das Originalprotokoll des Kriegsrats, der am 26. August stattfand, übergeben.[1]) Ich lasse für Sie Abschrift davon nehmen. Boyer erwartet hier seine Bestimmung; er

[1]) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 84; Episodes, S. 164.

würde aber Bazaine nicht folgen, wenn sich dieser, wie die Zeitungen ankündigen, nach Wilhelmshöhe begibt. Boyer protestiert stets energisch gegen jeden Gedanken an eine bonapartistische Restauration und würde nach Tours gehen, um seine ganz militärischen Unterhandlungen zu erklären, wenn er nicht die Volksleidenschaften fürchtete.

Ich wurde diesen Morgen von der Ankunft des geheimnisvollen Unterhändlers Régnier benachricht. Zwei Stunden später war er in meinem Zimmer. Nachstehend sein Bekenntnis: Einfacher Landedelmann, hat er nach Sedan den Plan gefaßt, Frankreich zu retten durch die Armee Bazaines. Er hat Bismarck und die Kaiserin aufgesucht und hat sich nach Metz mit einem Waffenstillstandsvorschlag begeben, welcher der Bazaineschen Armee honneurs de la guerre gewährt, die Festung intakt und verproviantiert ließ, Bazaine gestattete, sich in ein französisches neutralisiertes Departement zu begeben, wo die gewählte Nationalversammlung den Frieden unterzeichnet und hierdurch die demagogische Anarchie verhindert hätte. Nachdem es Bourbaki nicht gelungen war, die Kaiserin von der Notwendigkeit zu überzeugen, ihm ihre Vollmacht für Bazaine anzuvertrauen, versuchte Régnier vergeblich, die Verhandlungen mit der Kaiserin wieder anzuknüpfen, die ihn für einen preußischen Sendboten hielt.

Er mußte zu Bismarck zurückkehren und war auf dem Punkt, mit ihm allein zum Erfolg zu gelangen, trotz Moltke und trotz des Prinzen Friedrich Karl, welche auf die baldige Uebergabe von Metz infolge des Hungers rechneten. Eine falsch abgefaßte telegraphische Depesche[1]) ist der Grund des Mißerfolgs. Er war es, der dann die Reise Boyers vermittelte, deren von Moltke und Friedrich Karl berechnete Verzögerungen das Unglück und die Kapitulation herbeiführten.

Régnier erklärt mir, daß er trotz aller seiner Mißerfolge noch einen Plan habe, wegen dessen Ausführung er sich heute nach Wilhelmshöhe begibt, wohin er verschiedene Personen einberufen hat. In fünf Tagen wird er zu mir zurückgekehrt sein und mir seinen Plan auseinandersetzen, falls er nicht geglückt ist, was wahrscheinlich ist.

Soweit es möglich ist, einen Mann in einigen Augenblicken einer Unterhaltung zu beurteilen, so ist Régnier ein Vitrolles amateur,[2]) ein bürgerlicher Machiavell. Er hat mir mehr den Eindruck eines politischen Philosophen als den eines bezahlten Intriganten gemacht. Er hat Furcht vor der Volksherrschaft und hält Frankreich, welches von Tag zu Tag seine Lage verschlimmert, für absolut verloren. Er anerkennt, daß die Regierung vom 4. September das Elsaß nicht abtreten kann. Er glaubt, daß diese Abtretung verlangt wird, und möchte, daß sich die Nationalversammlung, ernannt und abstimmend unter einer Militär-

---

[1]) Ueber diese Depesche spricht Régnier in seiner erwähnten Broschüre: Quel est votre nom?

[2]) de Vitrolles, der bekannte Anhänger der Bourbonen, der im Jahre 1814 im Verein mit Talleyrand am Sturz Napoleons arbeitete und ebenso 1815 im Verein mit Oudinot und einigen andern. Im Jahre 1830 betrat er nochmals den politischen Schauplatz, bemüht, Karl X. den Thron zu erhalten.

diktatur, ins Mittel legte. Régnier wird in der Broschüre die Wahrheit über Bazaine sagen. Er stellt Bourbaki das Zeugnis diplomatischer Unfähigkeit aus, indem er sagt: „Er ist nur ein Soldat.“ Im Einverständnis in dieser Beziehung mit Boyer sagt er, daß Canrobert jede Einmischung abgelehnt hat, weil er nicht Politik treiben wolle.

Ich werde benachrichtigt, daß neue bonapartistische Umtriebe hier auftauchen. Man versichert mir, daß 100000 französische Uniformen in Belgien bestellt worden sind. Durch wen? Tachard.

*

T. c. Brüssel, 3. November 1870 (11 Uhr 50 Minuten).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die Vereinigung der Marschälle in Kassel scheint eine Kombination Bismarcks zu sein. Die Ex-Kaiserin ist dort, ebenso der geheimnisvolle Régnier. Alle Offiziere, die ich hier befragt habe, betrachten diese Versammlung als lächerlich und harmlos. Für sie alle bedeuten Sedan und Metz den Tod des Bonapartismus.

Die Nachricht eines Waffenstillstandes, die sich heute abend hier verbreitet, hat die belgische Regierung mit Freude erfüllt. Alle betrachten hier die Fortsetzung des Kampfes als unmöglich und erhoffen den Frieden durch die gesetzgebende Versammlung.

Man versichert mir, daß Bismarck dringend wünscht, die militärischen Siege zum Stillstand zu bringen, da er durch die Haltung von Württemberg und Bayern in Verlegenheit gesetzt wird, welche unwillig sind über die zugunsten Preußens gebrachten Opfer.

Sobald der Waffenstillstand unterzeichnet ist, erbitte ich sofortige Depesche und die Ermächtigung, die von mir eingezogenen Nachrichten (renseignements) an Favre zu überbringen. Wenn im Elsaß die Abstimmung für die konstituierende Versammlung untersagt ist, so bitte ich, auf die demokratische Liste von Paris eingetragen zu werden, und um Urlaub während der Tagung.

Ich erhalte soeben den Besuch von M..., der von Florenz, Wien, München, Stuttgart, Berlin mit sehr interessanten Nachrichten kommt, die er Ihnen nach Tours überbringen wird. Unterdessen teile ich Ihnen mit, was er mir sagte: Preußen garantierte an Italien: Rom, Nizza, Savoyen; Nigra protestierte lebhaft gegen die beiden letzten Punkte, die er als verbrecherische Politik bezeichnete, und bot seinen Rücktritt an. Der Geheimvertrag zwischen Preußen und Rußland sprach für den Fall einer Intervention Oesterreichs von einer Zerstückelung dieses Landes (démembrement), indem Rußland die slawischen und tschechischen Teile beanspruchen werde.[1]) M... ist in München, Stuttgart und Dresden einer großen Kriegsmüdigkeit begegnet; ungeheure Begeisterung in Preußen, wo es noch 300000 eingeteilte (encadrés) Soldaten gibt, die bereit sind, abzumarschieren.

---

[1]) Vergleiche hierzu Balfrey a. a. S. II., 101. Erklärungen Bismarcks an Odo Russel in Versailles am 20. November.

Er erachtet den Widerstand für unmöglich und bittet inständig, Sie hiervon zu benachrichtigen und Ihnen die Wahrheit zu sagen. General Chazal hier bestätigt die Erkundigungen M.'s und sieht den vollständigen Untergang Frankreichs voraus, wenn der Kampf fortgesetzt wird. Unsre Offiziere, die in Verkleidung die preußischen Linien passiert haben, verkündigen den Marsch von drei Armeekorps von Metz auf Lyon, Troyes, Amiens.

Von andrer Seite gehen mir zuverlässige Nachrichten aus dem Norden zu, welche feststellen, daß Bourbaki vor vierzehn Tagen keine 20000 Mann zur Verfügung haben wird und daß in der Bevölkerung durchaus keine patriotische Begeisterung herrscht.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit von neuem auf die Notwendigkeit hin, für die Versorgung der verheerten Provinzen und von Paris nach der Belagerung mit Lebensmitteln und Schlachtvieh besorgt zu sein.

Der Hafen von Antwerpen bietet Hilfsmittel. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 7. November 1870 (11 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Nachstehende Nachrichten gingen heute aus sicherer Quelle aus Versailles ein: Graf Bismarck und der Kronprinz wünschen brennend den Waffenstillstand, überzeugt, daß der Friede ihm folgen werde. In Süddeutschland herrscht allgemein der Wunsch nach Frieden. Nachdem Bismarck in seinen Verhandlungen mit Régnier und Boyer, die durch Friedrich Karl vereitelt worden sind, gescheitert ist, hat er den Maire von Versailles, Mr. Rameau, ausforschen lassen, hoffend, in ihm einen überzeugten Unterhändler zu finden.[1]) Die Ankunft von Thiers hat den Versuch unnötig gemacht.

Der Angriffsplan der Preußen richtet sich gegen Issy, Vanves, Clamart. Die Preußen errichten in St. Cloud und in Châtillon verkleidete (masquées) Batterien, an denen nur bei Nacht und ohne Licht gearbeitet wird. Eine gewisse Gräfin della Torre,[2]) alte Freundin von Garibaldi, dient den Preußen als Spion; sie haben sie soeben mit verschiedenen Aufträgen nach Paris geschickt. Ein Spionagesystem ist durch Deutsch-Amerikaner organisiert worden, die sich nach Tours und nach andern Orten begeben, um Waffen anzubieten, und dann zur Berichterstattung nach Versailles zu kommen.

---

[1]) Siehe Procès Bazaine, a. a. O. Seite 622.

[2]) Die Annahme Tachards, daß Gräfin de la Torre dem Deutschen Hauptquartier als Spionin gedient habe, dürfte ganz irrig sein. Der damalige Polizeipräfekt von Versailles, Dr. Stieber, schreibt am 2. November an seine Frau: „Die Untersuchung, die ich hier wegen geheimer Verbindung zwischen Versailles und Paris eingeleitet, nimmt größere Dimensionen an. Ich werde wohl morgen eine bildschöne, allgemein bewunderte Gräfin de la Torre, geschiedene Frau eines Gesandten, Italienerin von Geburt und bekannte diplomatische Agentin, verhaften müssen.“ Auerbach, Denkwürdigkeiten a. a. O. S. 282.

Unsre letzten Ausfälle geben Moltke viel zu denken; er ist erstaunt über die Ueberlegenheit unsrer neu gebildeten Infanterie.

Die Preußen erwarten einen Durchbruch Trochus auf einem bestimmten Punkt, den sie nicht vorher in Erfahrung bringen können. Am 28. kündigte man im intimen Kreise Bismarcks für einen der nächsten Tage den Aufstandsversuch Flourens-Millière an. Man freut sich schon im voraus darüber.

Außer einigen Junkern der preußischen Armee wünschen alle Offizierskorps den Frieden. Die Soldaten haben auch genug und sind sehr erstaunt, vor Paris einem ernstlichen Widerstand zu begegnen.

Meine Erkundigungen von heute besagen, daß die Kaiserin gestern abend 5 Uhr Gent passiert hat auf der Rückreise nach England in Begleitung von Clary und ohne sich hier aufzuhalten.

Die Ansichten über die politische Rolle Bazaines bleiben immer die gleichen. Ich erwarte Ihre Depesche und die Ermächtigung, mich im Falle des Waffenstillstands nach Paris zu begeben. Tachard.

*

Brief. Tours, 10. November 1870.

Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Politische Direktion.

Meinerseits bestrebe ich mich, Sie auf dem Laufenden zu erhalten über unser diplomatisches Verhalten gegenüber den Großmächten. Wenn es mir nicht vollständig gelingt, so werden Sie leicht verstehen, daß es schwer für uns ist, unter den gegenwärtigen Umständen und mit einer improvisierten Organisation mit unsern auswärtigen Vertretern so regelmäßige Verbindungen aufrechtzuerhalten, als wir es gern möchten.

Wir arbeiten alle an derselben Aufgabe und müssen unsre Anstrengungen vereinen. Sie können überzeugt sein, daß die Ihrigen von der Regierung der Défense nationale richtig geschätzt werden.

Genehmigen und so weiter

Für den Minister, und im Auftrag:
Chaudordy.

An Herrn Tachard, französischer Gesandter in Brüssel.

*

T. c. Brüssel, 11. November 1870 (11 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die belgische Regierung scheint mir nicht alle Hoffnung auf Waffenstillstand verloren zu haben und rechnet auf das energische Eintreten Englands. Nichtsdestoweniger verbreitet sich von neuem in preußischen Kreisen (dans le camp prussien) das Gerücht von der nahe bevorstehenden Beschießung der Forts.

Gestern erhielt ich den Besuch von Mr. Paul Odent, Präfekt von Metz; er erzählte mir sehr interessante Einzelheiten über das Verhalten von Coffinières

und von Bazaine. Vielleicht wäre es nützlich, ihn nach Tours zu berufen. Von allen Seiten habe ich seine Haltung während der Belagerung und seinen rechtschaffenen Charakter loben hören.

Ich habe den mehrfachen Austausch unsrer internierten Offiziere gegen preußische Offiziere veranlaßt. Nachdem eine größere Anzahl unsrer Offiziere Belgien ohne Genehmigung verlassen hat, zeigt mir der Kriegsminister das Verschwinden von achtzehn derselben an, indem er droht, ihre Namen im „Moniteur“ zu veröffentlichen. Ich habe erwidert, daß die belgische Neutralität nach Sedan ungestraft von preußischen Offizieren verletzt worden sei. Auf diese Weise hoffe ich dem Skandal vorgebeugt zu haben.

Unsre internierten Soldaten flüchten fortwährend von Beverloo, Lüttich und Antwerpen. Für die belgische Regierung ist es aber von Wichtigkeit, diese Entweichungen nicht unter die Leute zu bringen, um keine Beschwerde von seiten Preußens hervorzurufen. Ich kann mich nicht entschließen, die Offiziere zurückzuhalten, deren Frankreich, wie ich wohl weiß, so sehr bedarf; und ohne sie zu ermutigen, rechne ich darauf, daß sie von Ihnen gut aufgenommen werden, nach den Opfern, die sie gebracht haben, und den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 12. November 1870 (11 Uhr 50 Minuten abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Wenn die Frage der Revision des Pariser Vertrags von 1856 vom Fürsten Gortschakoff ernstlich zur Diskussion gestellt wird, so wünsche ich sofort davon unterrichtet zu werden wegen meiner hiesigen Beziehungen zu Herrn v. Bludoff[1]) und dem Prinzen Orloff. Die Situation Belgiens würde durch die erzwungene Haltung (l'attitude forcée) Englands eine vollständige Aenderung erfahren, und ich würde meine Haltung, den Repräsentanten dieser beiden Mächte gegenüber, ändern müssen.

Graf Vitzthum, der österreichische Gesandte in Brüssel, den ich bisher wenig gesehen habe, würde, zufolge seiner intimen Beziehungen zu Herrn v. Beust, ein sehr nützlicher Unterhändler sein. Der italienische Gesandte, Herr v. Barral, der viele Sympathien für Frankreich hat, bezeigt mir viel Vertrauen. Es wäre mir peinlich, wenn ich der wäre, der als letzter über die neuen diplomatischen Gestaltungen unterrichtet wurde, über deren Vorzeichen heute die Depeschen der Agentur Havas berichten.

Tachard.

*

---

[1]) Graf Bludoff war seit Februar 1870 als russischer Gesandter in Brüssel akkreditiert. Sein Vorgänger, Fürst Orloff, scheint sich, nach dem, was Tachard schreibt, zu der Zeit noch in Brüssel aufgehalten zu haben.

T. c. Abgegangen den 14. November 7 Uhr 20 Minuten abends, angekommen in Brüssel 11 Uhr 29 Minuten abends.

Der Delegierte der Regierung an den französischen Gesandten in Brüssel.

... Wir haben wegen der Erklärung Rußlands bezüglich des Vertrags von 1856 keine Entscheidung getroffen, und dies um so leichter, als sie uns noch nicht mitgeteilt worden ist. Wir meinen, daß wir so viele und für uns so wichtige Geschäfte haben, daß es Sache der andern Signatarmächte ist, den Vertrag zu prüfen und uns dann davon zu sprechen. Ihre Beziehungen zu den Diplomaten werden Ihnen erlauben, die Absichten ihrer Regierungen kennen zu lernen und ob volles Einverständnis zwischen diesen und Preußen besteht. Es wäre für uns von großer Wichtigkeit, dies zu wissen. Durch Mr. de Vitzthum können Sie ebenfalls die Anschauungen und die Politik des Grafen Beust über die Gesamtlage kennen lernen.

Brüssel ist ein großer Beobachtungsposten, und ich bin beauftragt, Ihnen für alles, was Sie tun, zu danken. (Ohne Unterschrift).

*

T. c. Brüssel, 14. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Mr. Odo Russel, der Staatssekretär des Aeußern, dessen Abreise von London nach Versailles der Telegraph Ihnen angezeigt hat, hat den gestrigen Abend mit Mr. Lumley, dem hiesigen englischen Gesandten, bei mir zugebracht. Obgleich mir Mr. Russel nicht den Zweck seiner Mission mitgeteilt hat, so glaube ich aus seiner Unterhaltung mutmaßen zu können, daß die englische Regierung einen energischen Vorstoß zugunsten eines Waffenstillstandes machen will. Mr. Russel glaubt, daß der Augenblick gekommen sei, von den Friedensgelüsten Bismarcks und des Kronprinzen Nutzen zu ziehen. Er hat über Deutschland Nachrichten erhalten, die diejenigen, die ich Ihnen gegeben habe, bestätigen. Die Kriegsmüdigkeit ist allgemein. Sogar in der Armee gibt es eine starke Friedenspartei.

Ich habe energisch die Unmöglichkeit einer Gebietsabtretung für uns betont, und ich glaube, meine beiden Gesellschafter davon überzeugt zu haben.

Mr. Russel wird morgen früh nach Mezières und Reims abreisen. Er hat hier Wagen und Pferde gekauft. Mr. Lumley, den ich soeben wieder gesehen habe, scheint mir sehr besorgt wegen der Forderungen Rußlands zu sein. Oesterreich befindet sich zwischen zwei Feuern und von einer Gebietsabtretung (démembrement) bedroht. Herr v. Beust ist es, der die europäische Frage entscheiden wird ... Tachard.

*

T. c. Brüssel, 16. November 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die sympathische Aufnahme, die mir gestern bei dem Diner im Ministerium

der auswärtigen Angelegenheiten zuteil wurde, hat mich für das Opfer entschädigt, das ich gebracht habe, einem Feste beizuwohnen. Meine Unterhaltungen mit den fremden Gesandten und mit den belgischen politischen Persönlichkeiten haben mich von der Notwendigkeit überzeugt, unsern heroischen Widerstand fortzusetzen, damit Europa Zeit gewinnt, sich über die Schritte zu unsern Gunsten zu einigen. Paris muß wissen, daß die ganze Welt von der Armee Trochus einen Akt der höchsten Energie erwartet; welches auch die Schwierigkeiten eines Durchbruchs von 200000 Mann sein mögen, unsre Lage erfordert einen coup d'éclat. Paris darf nicht das Schicksal von Metz erleiden. Europa beklagt uns. Damit es uns zu Hilfe komme, ist es erforderlich, daß es uns bewundere.

Der Gedanke eines Kongresses erscheint mir angezeigt. Dieser Kongreß wird uns nur wahrhaft nützlich sein, wenn wir, ihn erwartend, eine äußerste Kraftanstrengung (effort suprême) machen.

Es ist unbedingt notwendig, eine Erhebung von ganz Frankreich mit den allerenergischsten Mitteln zu erzielen, während die Diplomatie daraus Nutzen zieht und die Rüstungen ihren Fortgang nehmen. Die öffentliche Meinung in England muß durch unsern Heroismus angeregt werden. Es wäre möglich, heute noch in der Türkei etwas zu unternehmen, um Oel ins Feuer zu gießen. Von einem Aufstand im Orient, der Oesterreich mit sich reißen würde, kann unsre Rettung kommen. Ein großer europäischer Brand kann durch dieses energische Mittel entzündet werden.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 18. November 1870 (7 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die heutigen Nachrichten bestätigen, was ich Ihnen gestern über den Eindruck der Zirkularnote Gortschakoffs schrieb. Der türkische Geschäftsträger, Mr. Glavany,[1] behauptet, daß die Armee des Sultans fertig sei und sofort, von Beginn des Feldzugs an, 200000 Mann aufstellen könne. Der amerikanische Geschäftsträger, Mr. Jones,[2] glaubt nicht, daß die Vereinigten Staaten ihren russischen Verbündeten gegen die französische Republik unterstützen werden.

Der von England, Mr. Lumley, ist der Ansicht, daß es eines starken Druckes der öffentlichen Meinung bedürfen würde, um den Minister Bright zu veranlassen, auf seine kaufmännischen Traditionen zu verzichten. Die Erwählung des Herzogs von Aosta versetzt Spanien in die Gefolgschaft Italiens, in die lateinische Allianz.

Tachard.

*

[1]) Glavany-Efendi, seit 1868 Geschäftsträger, während der Botschafter Musurus-Pascha, gleichzeitig in England akkreditiert, in London seinen Wohnsitz hatte.

[2]) Russel Jones, seit Juli 1869 als Ministerresident akkreditiert.

T. c. Brüssel, 19. November 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe den heutigen Tag damit verbracht, diplomatische Erkundigungen einzuziehen. Ueber nachstehende Punkte scheint man einig zu sein: das sparsame Ministerium Bright-Gladstone repräsentiert nicht die gegenwärtige öffentliche Meinung in England, welche einer französisch-österreichisch-türkischen Allianz ganz günstig gesinnt ist. Lord Granville hält sich die Hintertür eines Kongresses offen, und seine Drohungen sind nicht ernst zu nehmen. Die Note Gortschakoffs läßt man nur als eine einfache Anfrage über die Notwendigkeit, die Art. 11 ff. des Vertrags von 1856 einer Revision zu unterziehen, gelten und gestaltet sie in diesem Sinne um. Rußland, einen Kongreß voraussehend, erweist Bismarck einen Dienst, welcher die französische Frage vor denselben zu bringen hofft, nachdem sie militärisch durch die Einnahme von Paris gelöst ist, und sich des russischen Hebels zu bedienen, um die Abtretung des Elsaß sanktionieren zu lassen. Rußland will, ohne einen Krieg hervorzurufen, von der augenblicklichen Schwächung Frankreichs profitieren, um der Demütigung von 1856 ein Ende zu bereiten. Die orientalische Frage wird jetzt nicht gestellt werden.

Ich persönlich glaube, daß die russische Aufforderung von Bismarck angeregt worden ist zu dem Zwecke, sich durch den Kongreß einen Friedensschluß aufzwingen zu lassen, dessen Grundlagen im voraus von Europa angenommen sind und den die besiegte Republik nie unterzeichnen würde.

Belgien erwartet die Parole von England. Italien, von der fortschrittlichen Partei gedrängt, wird nicht zögern, mit Oesterreich für uns zu marschieren. Alles hängt von der Initiative der Türkei ab. Diese Macht allein kann, die Zukunft im Auge habend, sofort mit fortgerissen werden, der Rest wird gezwungen folgen.

Alle Welt erwartet hier eine kräftige Tat von Paris. Ich bin über Verhandlungen unterrichtet, die Bismarck mit der Schweiz eröffnet hat über einen Gebietsaustausch: Berichtigung der Grenzen bei Schaffhausen einerseits, bei Mülhausen anderseits.

Der italienische Gesandte benachrichtigt mich, daß man in den hiesigen preußischen militärischen Kreisen eine Bewegung von drei Armeekorps erwartet, um unsre Loirearmee einzuschließen.

Der Marschall Canrobert schreibt mir aus Stuttgart. Er beklagt seine gezwungene Untätigkeit und ergeht sich über Strategie. Er möchte, daß unsre neu aufgestellten Armeen gruppenweise, in der Art von Wespenschwärmen, in die Flanken des Feindes streiften, ohne eine förmliche Schlacht anzubieten.

Tachard.

*

Auf die zu dieser Zeit in Pariser maßgebenden Kreisen herrschende Stimmung wirft der nachstehende Bericht ein interessantes Licht, der sich in seinem zweiten Teil aber wieder mit der großen Politik beschäftigt.

T. c. Brüssel, 21. November 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die öffentliche Meinung in Paris erwartet nicht den Staatsstreich, auf den wir hier hoffen: sie würde sich mit passivem Widerstand begnügen, ohne das Opfer an Menschenleben zu berücksichtigen, das ein allgemeiner Ausfall erfordern würde.

Ich habe einen langen Besuch von Graf Vitzthum, dem österreichischen Gesandten, erhalten. Das Gerücht vom Rücktritt des Herrn v. Beust ist vollständig erdichtet; seine Haltung scheint sehr energisch zu sein. Die militärischen Vorbereitungen werden von Oesterreich mit Nachdruck fortgeführt. Graf Vitzthum meint, daß, wenn Oesterreich den russischen Forderungen widersteht und wenn die Türkei marschieren läßt, daß dann Oesterreich gezwungenerweise mitgerissen wird. Er glaubt, daß Herr v. Mosbourg[1]) in Wien ganz auf dem laufenden der Lage ist und sie mit Verständnis beurteilen wird.

Der italienische Gesandte, Herr v. Barral, glaubt nicht, daß seine Regierung sich mit der russischen Frage abgefunden habe. Er hat Nachrichten aus preußischer Quelle über den Marsch dreier deutscher Armeekorps gegen die Loire. Er veranlaßt mich, Sie zu warnen vor dem Elan unsrer Truppen, welche man hofft, einschließen zu können (que l'on espère envelopper).

Der türkische Geschäftsträger, Mr. Glavany, ist unterrichtet, daß die türkische Armee bereit ist. Er rechnet auf große Begeisterung zu unsern Gunsten gegen Rußland.

Mr. Lumley, der englische Gesandte, ist sehr aufgebracht gegen Rußland und gibt die Hoffnung nicht auf, daß seine Regierung den Kampf aufnehmen werde.

Alle erkennen die Notwendigkeit eines Kongresses an, wenn der allgemeine Krieg nicht sofort zum Ausbruch kommt. Mr. Beyens, der belgische Gesandte in Paris, ist gestern hier angekommen. Ich habe ihn noch nicht sehen können; er verschließt seine Tür allen Leuten, um nicht ausgefragt zu werden. Ich werde morgen noch einen Versuch machen.

Tachard.

*

Brief. Brüssel, 22. November 1870.

An den Herrn Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Herr Delegierter!

Ich habe die Ehre, Ihnen einen Auszug aus dem „Moniteur belge“ vom 22. November 1870 zu übersenden, welcher den Zweck verfolgt, die vom Kriegsministerium erlassenen Vorschriften genau anzugeben, die sich auf die den kriegführenden Armeen angehörigen Militärpersonen beziehen.

*

[1]) Französischer Geschäftsträger in Wien.

In der zweiten Hälfte des November wird Tachard von Tours aus auf bonapartistische Verschwörungen und Umtriebe aufmerksam gemacht, die angeblich wieder in Belgien und an den Grenzen auftauchen sollen. Graf Chaudordy schickt ihm einen Bericht, der der Regierung durch Estancelin, den „Commandant général des gardes nationales de Normandie“ zugegangen ist.

*

Brief. Tours, 22. November 1870.

Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Ich erhalte vom Herrn Minister des Innern die Mitteilung eines Briefes, der ihm vom kommandierenden General der Nationalgarden der Normandie zugegangen ist bezüglich der politischen Umtriebe, die sich jetzt an der Grenze abspielen. Obgleich Ihnen die Verhältnisse, welche dieser Bericht erwähnt, jedenfalls bekannt sind, glaube ich doch, Ihnen Abschrift der Depesche des Herrn Estancelin[1]) schicken zu sollen, indem ich Sie ersuche, mir die Nachrichten, die Sie über diese Angelegenheit einziehen könnten, zukommen zu lassen.

Genehmigen und so weiter. Chaudordy.

Abschrift.

Ich bezweifle nicht, daß es Ihnen bekannt ist, was in den Reihen der alten Diener des Kaiserreichs vorgeht; ich erhalte aber soeben einen so genauen und so wichtigen Bericht, daß ich glaube, Ihnen denselben mitteilen zu müssen. Noch vor kurzem hielt ich die Möglichkeit einer bonapartistischen Restauration für eine Torheit, aber es scheint, daß viele Leute diese Ansicht nicht teilen und daß in diesem Moment nahe unsrer Grenzen eine bedeutende Tätigkeit entwickelt wird, welche den Zweck verfolgt, uns die Elenden zurückzugeben, die während zwanzig Jahren mit unsrer Freiheit und unsrer Ehre so verschwenderisch umgegangen sind! Preußen gibt sich dazu in jeder Weise her, und der Prinz Napoleon ist die Seele der ganzen Intrige.

Er ist vor wenigen Tagen nach Brüssel gekommen. Er hat den General Changarnier gesehen und ihm verhüllte Vorschläge gemacht. Er hat ihm gesagt, daß Preußen eine Wiederherstellung des Kaiserreichs oder wenigstens der Dynastie wünsche und daß er nicht zweifle, daß das Land Folge leisten werde, wenn eine große Anzahl Gefangener nach Frankreich zurückkehren könnte, an deren Spitze sich ein General mit populärem Namen befände ...

General Changarnier hat ihm geantwortet, daß er daran sehr zweifle. Ich weiß, daß Herr v. Bismarck vor wenigen Tagen gesagt hat, einem solchen Plan stünde ein unvorhergesehenes Hindernis entgegen und dieses sei die schlechte Gesinnung (mauvais esprit) einer großen Anzahl der Offiziere, ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen. Ich rate Ihnen: Mißtrauen Sie dem, was in Belgien vorgeht, und überwachen Sie die Umtriebe der dortigen kaiserlichen Agenten, denn wir könnten unangenehme Ueberraschungen erleben. Sie wissen, daß der

[1]) Der Obige: Commandant général des gardes nationales de Normandie.

Kaiser den Wunsch ausgesprochen hat, seine Garde bei sich zu haben. Ich weiß noch nicht, was die Antwort des Königs von Preußen gewesen ist, aber was ich bestimmt weiß, das ist, daß fortwährend Beziehungen zwischen der ganzen kaiserlichen Sippschaft und dem preußischen Hauptquartier stattfinden.

Estancelin.

*

Auf diesen Bericht Estancelins schreibt Tachard am folgenden Tage — 23. November — an den Delegierten der Regierung in Tours:

... Die belgische Polizei überwacht die Bonapartisten, welche im Verdacht stehen, noch zu konspirieren. Die Prinzessin Mathilde, welche sich kürzlich hier niedergelassen hat, scheint jede Hoffnung aufgegeben zu haben und die Bestrebungen einer Restauration zu mißbilligen.

Granier de Cassagnac[1]) ist hier mit der Gründung einer Zeitung beschäftigt. Man versichert mir, daß Clément Duvernois[2]) und Dufantoy seine Gehilfen sind.

Man teilt mir aus Wilhelmshöhe mit, daß sich der Ex-Kaiser in einem Zustand zunehmender Altersschwäche befände.

Nachdem die belgische Regierung Maßregeln getroffen hat, um unsre hier durchkommenden, aus Deutschland entflohenen Militärs zu internieren, habe ich mündlich dagegen protestiert. Der Ministerrat hat heute darüber beraten und Gegenbefehl erteilt.

Wenn die Verhaftungen der Zivilkleidung tragenden Militärpersonen von neuem beginnen, so werde ich einen schriftlichen Protest überreichen. Die Entweichungen finden fortwährend statt; aber viele Soldaten bleiben, nachdem sie durch unsre Agenten die Reisekosten an der deutschen Grenze erhalten haben, in Belgien, anstatt zur Truppe zu stoßen.

Ich veranlasse erneuten Austausch von internierten Offizieren gegen Preußen, die kürzlich auf belgischem Boden verhaftet worden sind.

Man erwartet hier mit Bangigkeit das Resultat der angekündigten neuen Waffenstillstandsunterhandlungen in Versailles. Tachard.

*

---

[1]) Granier de Cassagnac, Adolph, Publizist. Von 1852 bis 1870 Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Nach Napoleons Sturz lebte er in dessen Nähe in Wilhelmshöhe, später in Brüssel, und kehrte 1871 nach dem Friedensschluß nach Paris zurück, wo er erst „Le Pays“, dann „L'Ordre“ herausgab.

[2]) Clément Duvernois spielte wiederholt eine hervorragende politische Rolle. Vor Ausbruch des Krieges war er einer der tätigsten Chauvinisten und brachte am 12. Juli in der Kammer die Interpellation ein, die eigentlich den Ausbruch des Krieges herbeiführte. Am 9. August 1870 trat er als Minister für Handel und Ackerbau in das Ministerium Palikao und am 4. September, nach Proklamierung der Republik, begab er sich nach England und war von da an eifrig für die Wiederherstellung der kaiserlichen Regierung und den Friedensschluß mit dieser bemüht. Er trat zu diesem Zwecke in Verbindung mit Graf Bismarck und begab sich Mitte Januar nach Versailles. Vergleiche Valfrey, a. a. O. III. Seite 66 und Lorenz, Kaiser Wilhelm, Seite 484.

T. c. Brüssel, 25. November 1870 (5 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Ich erhalte soeben den Besuch von Wilfrid de Fonvielle,[1] der gestern mit dem früh 11 Uhr in Paris aufgestiegenen Ballon Egalité in Löwen angekommen ist. Die von Fonvielle mitgebrachten Tauben sind unter Aufsicht des Aeronauten Bunel nach Tours abgegangen, Fonvielle reist nach London ab, wo er einen Vortrag halten und seine Freunde zugunsten der französischen Interessen aufsuchen will. Er wird nächste Woche nach Tours zurückgekehrt sein.

Die Nachrichten aus Paris lauten nach wie vor in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Die militärischen Vorbereitungen, die energisch betrieben werden, lassen auf einen baldigen allgemeinen Ausfall schließen. Die Bataillone der mobilisierten Nationalgarde marschieren nach den Vorposten unter den Beifallsrufen der Bevölkerung. Man hat in Paris auf jede Hoffnung eines Waffenstillstandes verzichtet, und man ist darauf vorbereitet, einen großen Schlag zu führen. Fonvielle hat seinen Stellvertreter Bunel beauftragt, Ihnen ein Verfahren auseinanderzusetzen, um mit Hilfe von unbemannten Fesselballons, die durch einen elektrischen Apparat miteinander verbunden sind, nach dem System Morse Armeesignale zu geben. Da der Gedanke verständlich erscheint, so mache ich Ihnen heute schon Mitteilung davon. Tachard.

*

Wenige Tage später kommt Tachard nochmals und wiederholt auf den Bericht Estancelins über Napoleonische Verschwörungen, die ihren Sitz in Belgien haben sollen, zurück. Er fühlt sich sichtlich verletzt, daß der Kommandant der Nationalgarden in der Normandie besser unterrichtet sein soll über die Vorgänge in Belgien als er selbst. Er schreibt an Graf Chaudordy:

T. c. Brüssel, 27. November 1870 (3 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

In Beantwortung Ihres Briefes vom 22. dieses Monats, der heute ankam, können Sie dem Minister des Innern sagen, daß die Befürchtungen Estancelins, die ihre Berechtigung vor der Kapitulation von Metz haben konnten, mir heute ganz hinfällig zu sein scheinen. Alle hier durchgereisten Offiziere, ohne Ausnahme, sind erbittert gegen das Kaiserreich. Von den Verschwörern Conti, Cassagnac und andern ist nichts zu fürchten; sie bewegen sich im Leeren (s'agitent dans le vide). Der Prinz Napoleon hat tatsächlich dem General Changarnier

[1] Wilfried de Fonvielle, Schriftsteller, geboren 1828 in Paris. Stieg zu wissenschaftlichen Zwecken wiederholt mit dem Ballon auf. Während der Belagerung von Paris entkam er mit einem Ballon aus Paris und ging nach London (s. o.), wo er für die republikanische Staatsform Propaganda zu machen suchte.

einen Besuch gemacht und ihm die Rolle des Regenten angeboten. Der General hat mir die Sache selbst erzählt, die er für lächerlich erachtete. Ich teile seine Ansicht.

Mr. de Saint-Valry, der noch immer hier ist, sieht die kompromittiertesten Bonapartisten und hat mir seine Tauben nicht wieder angeboten. Die belgische Polizei übt eine sehr lebhafte Ueberwachung der Umtriebe aus; der Direktor der „Sûreté générale" berichtet mir mit Bereitwilligkeit. Das Journal Cassagnacs wird hier unter dem Titel „L'Echo de la Patrie" erscheinen. Die öffentliche Mißachtung wird ihm die verdiente Aufnahme bereiten. Die Orleanisten im Innern scheinen mir gefährlicher zu sein als die Bonapartisten des Auslandes. Diese sind nur ein kleiner Generalstab ohne einen einzigen Soldaten.

Unser Konsul in Luxemburg zeigt mir die Kapitulation von Thionville an;[1]) er hat aber noch keine Einzelheiten erfahren können. Der Durchzug zahlreicher Flüchtlinge von Metz, welche von der luxemburgischen Bevölkerung mit Sympathie begrüßt werden, hat der Regierung dieses Landes ernste Schwierigkeiten bereitet. Preußen droht mit einer militärischen Okkupation.[2]) Unser Konsul ist vor den Ministerpräsident, Mr. Gervais, vorgeladen worden und hat ihm mit viel Takt Aufklärungen über sein Verhalten gegeben. Ich übersende Ihnen per Post Abschrift des Berichtes, den Herr de Cussy über diesen bedrohlichen Zwischenfall macht.[3])

Die belgische Polizei fährt mit ihren Verhaftungen durchpassierender französischer Militärpersonen fort. Ich werde morgen, Montag, erneute Schritte beim Minister unternehmen, ehe ich eine schriftliche Note überreiche.

Die Hoffnungen auf eine europäische Intervention sind hier noch nicht aufgegeben. Oesterreich erwartet die Anweisungen Englands und das Beispiel der Türkei.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 29. November 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

In den hiesigen Regierungskreisen erachtet man heute den Zusammentritt eines Kongresses in London als sehr wahrscheinlich, und man hofft, daß es nach Erledigung der russischen Frage den Mächten gelingen werde, den Frieden herzustellen. Ich weiß durch Lord Shaftesbury, der gestern von London hier angekommen ist, daß Lord Granville der Anhänger eines energischen Widerstandes gegen die russischen Forderungen ist, während die Herren Gladstone und Lowe die Vermittlung (conciliation) anraten. Mr. Odo Russel ist noch immer in Versailles.

---

[1]) Die Kapitulation erfolgte am 25. November.

[2]) S. Tachards Berichts vom 11. Dezember 1870 (s. u.).

[3]) Der Inhalt dieses Berichtes, der hier fehlt, hat jedenfalls die Grundlage für den Bericht Tachards vom 18. Dezember (s. u.) geboten.

Die Nachrichten, die heute abend aus London eingehen, lauten kriegerisch. In der Türkei werden die Rüstungen energisch betrieben, und ich habe einen Brief von Mad. de Metternich [1]) gelesen, welche die Hoffnung einer österreichisch-ungarischen Intervention ausspricht.

Es ist von neuem die Rede von einer Neutralisierung von Elsaß-Lothringen, und die hiesige Regierung ist sehr besorgt wegen des Schicksals, das Belgien bedroht im Falle einer gewissen Kombination, wo über Kompensationen verhandelt werden könnte. Gleichzeitig taucht die Möglichkeit eines durch Bismarck hervorgerufenen Versuchs einer bonapartistischen Restauration von neuem am Horizont auf. Man hat mir offiziös wissen lassen, daß der König von Preußen gestern telegraphisch dem König von Bayern mitgeteilt habe, daß sich eine neue Lösung biete und daß er hoffe, in nächster Zeit den Frieden zu unterzeichnen. In der Umgebung des Königs Leopold glaubte man heute an die Anwesenheit der Kaiserin, welche hier unter einer Verkleidung angekommen sei und bei Mr. Conti übernachtet habe. Trotz der Unwahrscheinlichkeit des Gerüchtes habe ich diesen Abend Erkundigungen einziehen lassen, aber ohne Erfolg. Ich habe den Beweis erhalten, daß Conti Mitarbeiter am Journal von Cassagnac, „Le Drapeau", ist, von dem ich Ihnen durch die Post die erste Nummer übersende.

Die Bestrebungen der Défense nationale beginnen hier Respekt einzuflößen. Wenn die Loirearmee nur noch einige Erfolge erringt, so werden wir Bewunderer haben. Man versichert mir, daß in Berlin Befürchtungen laut werden trotz der Versicherungen der offiziösen Presse, daß das Ende unsers Widerstandes bevorstände. Die belgischen Generäle lassen mir strategische Ratschläge zukommen, um sie Ihnen mitzuteilen: „Keine Schlacht anbieten, den Feind überall beunruhigen, nach Teilgefechten sich zurückziehen und fliegende Kolonnen von Franktireurs entsenden, um die Kavallerie aufzureiben."

Der Marschall Mac Mahon hat heute seine Schwiegermutter, Mad. de Castries, zu mir geschickt, um mir anzuzeigen, daß er sich als Gefangener nach Wiesbaden begebe, nachdem er es verweigert habe, die Kapitulation von Sedan zu unterzeichnen. Er erklärt, daß er nichts mit der Veröffentlichung des Artikels zu tun habe, der den Kaiser für unschuldig an dem Tage von Sedan (pour la campagne de Sedan) erklärt.

Das belgische Ministerium verzichtet darauf, unsre entkommenen Militärs, die Belgien in Zivilkleidung passieren, festnehmen zu lassen. Von Luxemburg meldet man mir die Ankunft zahlreicher Flüchtlinge von Metz und Thionville, die sich nach Lille begeben . . . Tachard.

*

T. c. Brüssel, 30. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Die Mitteilungen, die ich Ihnen gestern als unwahrscheinliche Gerüchte

---

[1]) Fürstin Metternich, Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris.

machte, scheinen sich heute auf Grund polizeilicher Erkundigungen zu bestätigen. Die bonapartistische Intrige, durch Bismarck während der Belagerung von Metz vorbereitet, ist jetzt in Wilhelmshöhe von neuem angeknüpft worden, wo die Herren de Padoue[1]) und Castelnau[2]) die militärische Verschwörung organisieren. An bestimmte gefangene Offiziere ist viel Geld verteilt worden. Hier ist die Redaktion des „Drapeau" der Mittelpunkt der Machenschaften. Mr. Conti, der durch ein Unwohlsein in seiner Wohnung zurückgehalten wird, verbringt seine Zeit mit Diktieren. Clément Duvernois ist noch immer hier unter falschem Namen. Er ist von zwei Personen gesehen worden.

Der Direktor der Sûreté générale versichert mir, daß die Kaiserin, die gestern von Calais hier angekommen war, die Prinzessin Mathilde besucht hat und diesen Morgen wieder abgereist ist; meine Privatnachrichten bestätigen aber die der belgischen Regierung noch nicht. Ich beschränke mich darauf, sie Ihnen mitzuteilen, ohne sie zu bekräftigen. Was unglücklicherweise nur zu sicher ist, das ist, daß Bismarck mit Wilhelmshöhe über einen Frieden unterhandelt, dessen Basis die Abtretung des Elsaß und Kompensationen im Norden — von Belgien abzutreten — wäre. Gleichzeitig erfahre ich indirekt, daß unsre Geistlichkeit stark bearbeitet wird im Hinblick auf eine legitimistische Restauration, welche die bonapartistische Lösung ersetzen würde, falls diese scheitert. Der Souspräfekt von Briey, Mr. Gheerbrand, den ich zu Ihnen geschickt habe, wird Ihnen erzählen, daß die Geistlichkeit des Departements de la Moselle in der letzten Zeit sehr tätig war. Ich kann Ihnen mitteilen, daß es in den Departements la Somme und la Marne ebenso ist. Der Erzbischof von Reims hat seinem Kollegen von Mecheln im Vertrauen Mitteilung von einer intimen Unterredung mit Bismarck gemacht, der versprach, mit der Republik ein Ende zu machen.

Ich werde durch die belgische Polizei unterrichtet werden, die mit besonderem Interesse alle Umtriebe der Verschwörer überwacht. Nichtsdestoweniger würde es gut sein, wenn ich hier einen Geheimagenten zu meiner Verfügung hätte.

Eine beträchtliche Veränderung hat sich seit einigen Tagen im Benehmen des Exkaisers gezeigt. Seine Energie und seine Tätigkeit haben sich wieder eingestellt; die Stimmung seiner Umgebung hat wieder an Zuversichtlichkeit gewonnen. Von diesem Symptom sollte man Notiz nehmen. Eine Depesche aus London kündigt mir eine in der „Times" erscheinende Anspielung auf den Friedensvertrag, vom Exkaiser unterzeichnet, an. Die Nachricht verbreitet sich heute abend hier.

Die hiesige Bevölkerung erwartet einen französischen Sieg, um eine große Kundgebung zu unsern Gunsten zu veranstalten. Tachard.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Ernst Arrighi di Cassanova, Herzog von Padua, einer der Führer der bonapartistischen Partei. Im Jahre 1859 vorübergehend Minister des Innern.

[2]) Divisionsgeneral Castelnau war Flügeladjutant des Kaisers und Abteilungschef im Kriegsministerium.

Russische Staatsverträge[1])

Von
Prof. Dr. Abel

Die im Auftrage des Petersburger Auswärtigen Amtes von Prof. v. Martens veröffentlichte Sammlung russischer Staatsverträge, die in den vorhergehenden dreizehn Bänden eine Reihe der mit Oesterreich, Deutschland und England abgeschlossenen enthält, ist mit dem vorliegenden vierzehnten Band zum zweiten Teil der französischen vorgeschritten. Unvollständig, wie eine derartige, bis auf die neueste Zeit gehende Sammlung notwendigerweise sein muß, bietet sie dennoch einen ungemein dankenswerten Beitrag zu den authentischen Grundlagen der älteren wie der modernen Geschichte, zumal sie mehr enthält, als der Titel besagt. Zum Text der Verträge fügt das Werk erläuternde historische Skizzen auf Grund von Gesandtschaftsberichten und andern diplomatischen Mitteilungen, die, sachlich außerordentlich interessant, da, wo sie Urteile aussprechen, durch den amtlichen Ursprung doppelt bemerkenswert werden. Herr v. Martens, der Verfasser dieser Skizzen, Balte von Geburt und seit 1870 Professor des Völkerrechts an der Petersburger Universität und Mitglied des russischen Auswärtigen Amtes, bewährt auch an dieser Stelle den ausgezeichneten Ruf, den ihm staatswissenschaftliche Schriften und vielfache Kongreßtätigkeit verschafften.

Wo so vieles Wichtige mitgeteilt, so vieles Bedeutende ausgesprochen wird, muß eine Probe der eingestreuten Skizzen genügen. Der Ursprung der kurzen Kampagne von 1806/07 ist bekannt. Um etwas weiter auszuholen, so hatte die Unterjochung des nichtpreußischen Deutschland den Krieg mit Napoleon für uns zu einer bloßen Frage der Zeit gemacht. Als Friedrich Wilhelm III. trotz der feierlichsten Zusagen Alexanders I. am 14. Oktober 1806 bei Jena allein geschlagen worden war, bot Napoleon, der die Größe seines Sieges noch nicht übersah, am 23. Oktober den Frieden und, da der König ablehnte, am 16. November den Waffenstillstand an. Alexander, der Frankreich gegen Preußen zu beschäftigen wünschte, mittlerweile aber von Napoleons Verlangen, Preußen am Schutz der Türkei gegen Rußland zu interessieren, unterrichtet war, erlangte von Friedrich Wilhelm III. die Verwerfung auch des Waffenstillstandes und entsendete nunmehr eine Armee, die Ostpreußen in aller Freundschaft verheerte, bis sie, von den Franzosen bei Eylau gestellt, von unserm General Lestocq noch gerade rechtzeitig herausgehauen wurde. Ein dritter, günstigerer Friedensvorschlag Napoleons folgte unserm Sukzeß, wurde, wie Königin Luise bezeugt, aus Rücksicht auf den russischen Alliierten, wiederum verworfen und führte damit zunächst zum Bleiben und erneutem Wüten der russischen Freunde in Ostpreußen — einem Wüten, das

1) Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères publié d'ordre du Ministère des Affaires Étrangères par F. de Martens, Tome XIV. St. Petersburg 1905, A. Böhnke.

Knesebeck, an Scharnhorst schreibend, am 10. März 1807 als eine völlige Verwüstung der Provinz schilderte. Schließlich ließ sich Bennigsen, der Mörder Pauls und russischer Oberkommandant in Preußen, am 14. Juni 1807 bei Friedland in aller Gelassenheit von den Franzosen schlagen und gab dadurch seinem Souverän die willkommene Gelegenheit nicht nur zum Frieden, sondern zur Allianz mit dem Sieger. Napoleon, der vor allem die Vasallierung Deutschlands zu vollenden suchte, versprach dabei Alexander in vager Möglichkeit einen mehr oder weniger großen Ausschnitt der Türkei, und Alexander, von Konstantinopel fasziniert, überließ Berlin seinem Geschick. Furchtbar wie dieses war, fügte der Zar zum Abfall eine überflüssige Schmach. Im vierten Artikel des Tilsiter Friedens vom 7. Juli 1807 gestattete Alexander dem Napoleon, zu sagen, daß Preußen es nur Napoleons Achtung für ihn (Alexander) verdanke, wenn es bloß mit dem Verlust seines halben Gebiets bestraft würde. Also von Preußens übergegangenem Alliierten souteniert, scheute sich Napoleon nicht, in der Thronrede vom 7. August 1807 zu verkünden, „das Haus Brandenburg habe es nur der Freundschaft, die er dem Zaren widme, zu verdanken, wenn es noch regiere". Mit unsrer Geschichte unbekannt, hielt der Siegestrunkene Haus und Land Brandenburg für extinkt, weil wir eine Bataille verloren hatten! Graf Henckel von Donnersmarck schrieb damals in sein Tagebuch, daß der russische Senatsbeschluß vom 15. Mai 1753, der auf Elisabeths Befehl die Reduktion Preußens auf das vorfriederizianische Maß forderte, nunmehr indirekt ausgeführt worden sei.

Als Napoleon, der im Besitz Konstantinopels die Weltherrschaft sah, Alexander nachmals nicht hineinlassen wollte, revanchierte sich dieser durch schwankende Anerkennung der Kontinentalsperre, durch formelle Denunziation der Besetzung Oldenburgs, durch Protest gegen die fortgesetzte Okkupation der preußischen Festungen und andres mehr. In den mannigfachen schriftlichen und mündlichen Unterhandlungen, die durch diese Reibungen veranlaßt wurden, ließ sich Napoleon schließlich dahin vernehmen, daß er seinem Petersburger Freunde vielleicht die Donaufürstentümer gönnen würde, wenn dieser ihm Preußen übermachte. Alexander, irre gemacht durch die vorhergehenden Winkelzüge, traute aber der Lockung nicht mehr. Er, der 1807 zu Budberg gemeint hatte, das halbierte Preußen würde ihm ein bequemerer Nachbar sein als das ganze, ließ Napoleon nunmehr unmißverständlich sagen, was von Preußen übrig wäre, müsse als Puffer zwischen Rußland und Frankreich weiter bestehen. Wie Alexander den Souverän verletzte, kränkte seine Mutter den Mann, indem sie ihm die Hand der Großfürstin Maria Paulowna verweigerte. So trieb man hadernd, scheltend und dennoch beiderseits zaudernd allmählich in den Krieg von 1812. Ohne unmittelbar zwingenden Anlaß hatte man sich schließlich mehr gesagt als im Frieden erträglich war. Der erbgesessene Imperator hätte seinen Ausflug nach der Türkei vielleicht noch verschoben; der Aventurier konnte es nach allem Gezänk nicht erwarten, sich in der Moskwa zu spiegeln und — in Europa omnipotent zu sein.

Zu einigen, den Martensschen Skizzen entnommenen Tatsachen der vorstehenden Darstellung fügen wir zumeist an der Hand desselben Bekanntes und Unbekanntes trefflich verknüpfenden Führers einen speziellen Punkt, der die Katastrophe beschleunigte. Napoleon hatte sich mit der Schaffung eines wenig bedeutenden sächsischen Herzogtums Warschau begnügt — es war uns aus dem Fleisch geschnitten worden —, die Wiederherstellung des ganzen Polens aber abgelehnt, um durch die drohende Eventualität derselben sich Rußland gefügig zu halten. Der Schachzug gelang so gut, daß, als Napoleon 1809 wiederum mit Oesterreich zerfiel, Rußland ihm Heeresfolge leistete, seine wahre Gesinnung aber durch die Untätigkeit seiner Hilfstruppen erwies. Rußland dafür heimzuzahlen, zog Napoleon es nicht zum Friedensschluß heran, bedang ihm aber in dem Vertragsinstrument ein paar galizische Kreise, bei deren Inempfangnahme Fürst Kurakin, der russische Gesandte in Paris, sich zornig äußerte, so habe der Empereur bisher nur seine Rheinbundvasallen behandelt. Der Affront wurde um so mehr empfunden, als Napoleon, um sich der Teilnahme Rußlands an der Kampagne zu versichern, vor dem Beginn derselben einen Plan zur Wiederherstellung Polens auf der Düna-Dnieprlinie ausarbeiten ließ, den man dem Fürsten Kurakin durch angebliche Veruntreuung in die Hände spielte. Kurakin, ein etwas überalteter Herr, merkte weder die Quelle noch den Zweck des Strategems und sendete das vermeintliche wichtige Aktenstück, das er glücklich ergattert zu haben glaubte, mit einem ängstlichen Kommentar, der Alexander an Napoleons Seite festhielt, nach Petersburg. Als die Russen nun zwar marschierten, aber nicht schlugen, war Napoleon dennoch der Geprellte und konnte sich nur durch Insultierung seines Alliierten rächen. Daß Napoleon ihm gestattete, Schweden Finnland zu nehmen, linderte allerdings Alexanders Schmerz, konnte aber den von Napoleon einerseits geflissentlich unterhaltenen, anderseits immer wieder zerstreuten Verdacht betreffs Polens nicht zur Ruhe bringen. „Der Kaiser," muß sein Minister Champagny am 20. Oktober 1809 dem russischen Kanzler Rumianzoff schreiben, „der Kaiser hat durchaus nicht die Absicht, die Idee der Wiedergeburt Polens neu zu beleben, sondern will sich im Gegenteil dem Zaren darin gesellen, die Erinnerung in den Herzen der Einwohner zu verwischen. Seine Majestät billigt es durchaus, daß die Worte Polen und Pole aus allen politischen Aktenstücken und aus der Geschichte selbst verschwinden. Seine Majestät wird den König von Sachsen zur Mitwirkung verpflichten und von ihm alles, was Seiner Majestät genehm ist, zumal in der Niederhaltung Litauens, ausführen lassen. So werden die früheren Polen ihre schimärischen Hoffnungen aufgeben müssen" und so weiter. Als aber Rumianzoff daraufhin einen französisch-russischen Spezialvertrag über die Auslöschung Polens fordert, wird die Sache dilatorisch behandelt und fällt endlich zu Boden. „Es ist doch gut," schreibt Alexander am 4. August 1809 an seinen Kanzler, „daß wir nicht allzusehr dazu beigetragen haben, Oesterreich seiner Armee zu berauben."

Nach alledem würde es vielleicht befremden können, daß Herr von Martens die schließliche Aechtung und Absetzung Napoleons als einen politischen Horreur

behandelt, und, ohne seiner männermordenden Untaten zu gedenken, als er zu Falle kommt, ihn nur als le grand législateur de la France contemporaine et le plus grand capitaine de tous les temps kennt. Aber Frankreich ist der Verbündete des heutigen Rußlands, und die Komplimente von drüben nehmen kein Ende, obschon die von hüben so ziemlich versiegt sind.

Ueber psychologische Motive in der Malerei und über die modernen Wandlungen des Kunstgeschmackes

Von

Prof. Dr. E. Raehlmann, zurzeit in Weimar

Wenn wir uns auf eine Betrachtung der modernen Kunst im Gegensatz zur alten einlassen, so begeben wir uns auf ein viel besprochenes und viel umstrittenes Gebiet, auf dem die Gegensätze der Zeiten sich viel schärfer ausdrücken, als auf jedem andern Gebiete des Kulturlebens.

Diese Gegensätze zu berühren, ist ein verfängliches Unternehmen und kaum geeignet, ungeteilten Beifall der Künstler und Kunstästhetiker zu erzielen. Aber die einzige Methode einer unparteilichen Betrachtung, die wenigstens auf Anerkennung rechnen kann, ist die der vergleichenden naturwissenschaftlichen Analyse der Kunstaufgaben in der Malerei.

Die Kunst der Malerei verfolgt den Zweck, unsre Vorstellung von der Erscheinungsform der Dinge in der Natur wiederzugeben.

Bei dieser Aufgabe ist die Kunst an die sinnliche Tätigkeit des Auges gebunden und in ihrer Wirkung auch durch sie begrenzt.

Die Tätigkeit unsers Auges beim Sehakt zergliedert sich aber nach drei Richtungen, nämlich nach Raum, Licht und Farbe. Der Raumsinn, der Lichtsinn und der Farbensinn sind drei voneinander ganz unabhängige Funktionen des Gesichtssinnes, deren jede einer besonderen Entwicklung und Schärfe fähig ist. Daher entstehen große individuelle Unterschiede, indem bei dem einen Menschen der Raumsinn, bei einem zweiten der Lichtsinn, bei andern wieder der Farbensinn besonders entwickelt ist.

Daher resultieren auch besondere Begabungen und Talente in der Kunst.

Man könnte versucht sein, demjenigen, der über einen besonders scharfen Raumsinn verfügt, dem die Körperdimensionen, die Größen- und Linienverhältnisse der Dinge in der Natur sofort klar sind, als eigentlichen Wirkungskreis die Zeichenkunst und bildende Kunst der Plastik zuzuweisen, und würde damit dem Künstler sowohl als der Kunst die richtigen Wege bahnen.

Ebenso würde jemand, dessen Lichtsinn besondere Schärfe verrät, der die geringsten Unterschiede zwischen Hell und Dunkel, also Schattenabstufungen sofort

zu erfassen vermag, durch seine natürlichen Anlagen sich für Radierung und Kupferstich besonders eignen. Und jener endlich, den die Farben in der Natur sofort überwältigend beschäftigen, der ihre verschiedensten Nuancierungen zu sehen und zu fassen vermag, der wäre der geborene Maler.

Wenige Menschen beherrschen zwei der erwähnten Richtungen des Sehvermögens in gleicher Schärfe und sind somit von der Natur befähigt, künstlerisch nach der einen oder andern Richtung zu variieren.

Einzelne Menschen verfügen über eine ungewöhnliche Schärfe der optisch-sinnlichen Auffassung nach allen drei Richtungen hin, das sind die wahren Künstler von Gottes Gnaden.

Wollen wir ein Gemälde als Kunstwerk verstehen oder beurteilen, so müssen wir dieses nach denselben drei Richtungen hin analysieren und zu bestimmen suchen, wie glücklich Raum, Licht und Farbe darin vertreten ist; wir werden sehen, daß diese Momente die Wirkung des Gemäldes gänzlich bestimmen.

Die Hauptwirkung eines Gemäldes ist immer bedingt durch die richtige Wiedergabe der natürlichen Helligkeitsstufen, das heißt des richtigen Verhältnisses zwischen Licht und Schatten.

Diese Wirkung darf nicht beeinträchtigt werden durch die Aufgabe, die Lichtwerte mit den Farben zu verbinden, oder vielmehr, sie farbig auszudrücken.

Bei dieser Aufgabe, die Farben den Lichtabstufungen richtig anzupassen, ist die Kunst abhängig vom Raume.

Es ist bekannt, daß die Farben ferner Gegenstände schwächer ausgeprägt, das heißt mehr mit Weiß gemischt erscheinen als die Farben derselben Körper, in der Nähe betrachtet — die letzteren Farben, das heißt die Lokal- oder Eigenfarben, sind an die Größenverhältnisse gebunden, wie wir sie an den Gegenständen in der Nähe wahrnehmen. Wenn die letzteren sich vom Auge entfernen, wird ihr optisches Bild kleiner (entsprechend dem sogenannten Gesichtswinkel), und die Farben nehmen entsprechend ab.

Entfernte Gegenstände liefern daher in unserm Auge kleine Netzhautbilder mit matten, mehr mit Weiß gemischten Farben; nahe Gegenstände dagegen liefern große Netzhautbilder mit satten Farben. Daher ist die Farbe in der Malerei auch abhängig von dem Größenverhältnis der im Bilde dargestellten Gegenstände.

Im allgemeinen kann man sagen: „Je größer das Bild (desselben Gegenstandes), desto mehr Lokalfarbe verträgt es.“ Darin liegt auch die jedem Maler bekannte Tatsache begründet, daß sich Bilder, das heißt Landschaften, in bestimmtem Format gemalt, nicht mit denselben Farben beliebig vergrößern respektive verkleinern lassen, ohne ihren Charakter völlig zu ändern. In dieser Beziehung hängt also die Farbengebung unter Umständen auch vom Format ab. Das hat mancher Maler, der Kopien nach berühmten Landschaften in verkleinertem oder vergrößertem Maßstabe anfertigte, zu seinem Schaden erfahren müssen.

Farben, die einer kleinen Landschaft vorzüglich stehen, machen das dreimal vergrößerte Bild häufig geradezu fade, und umgekehrt.

Die alten Meister haben die Abhängigkeit der Farbe von der Entfernung der Gegenstände, die sogenannte Farbenperspektive, als Leitmotiv für ihre Darstellungen benutzt, und die gewählten Größenproportionen der gemalten Gegenstände blieben mit diesem Motiv in richtigem Zusammenhange.

Die Farbe blieb dabei unter allen Umständen abhängig vom Raume, blieb eine Eigenschaft des Lichtes, das als solches neben den Farben als wirksamstes Darstellungsmittel verwandt wurde. Wie aus den alten Malbüchern hervorgeht, waren die Malmittel, die man nach feststehenden (leider verloren gegangenen) Methoden und Rezepten selbst bereitete, nach ihrer Licht- und Farbenvalenz genau bekannt; und ihre Anwendung war traditionell festgelegt.

Das Malmaterial der Alten bestand aus wenigen, den Malerschulen aber um so genauer bekannten, gegen Zeit und Witterung beständigen Farben, die innerhalb der Grenzen ihrer Leuchtkraft mit Sicherheit benutzt und vor allem dem Raume, dem sie dienen sollten, angepaßt wurden.

So entstanden die Staffeleibilder für die Wohnräume, die Wand- und Deckengemälde für öffentliche Gebäude, Hallen, Ausstellungsräume und so weiter; immer im Konnex mit dem Schönheitsbedürfnis der Räume selbst und der Menschen innerhalb derselben. Das Gildenwesen und das damit zusammenhängende Zunftmäßige der Malerei schützte dabei vor individuellen Extravaganzen. Man vermied meist jene Licht- und Farbeneffekte, die nur im Freien beobachtet werden, und in der Darstellung der Landschaft zog man diejenigen einer gedämpften Tagesbeleuchtung dem grellen, kontrastreichen, prallen Sonnenlichte vor. — Die Maler vermieden dabei die Betonung der Lokalfarbe und wählten ihre Aufgaben meistens so, daß sie Fernsichten darstellten, in denen Hinter- und Mittelgrund prädominieren und der Vordergrund, wenn er überhaupt in größerer Ausdehnung zur Darstellung kommt, immer noch so weit vom Beschauer zurückliegt, daß seine Farben nicht zu sehr hervorzutreten brauchen. Die Farbengebung der altniederländischen Schule ist bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorbildlich gewesen für die landschaftliche Malerei überhaupt.

Erst die Malerei der Neuzeit hat die alten traditionellen Bahnen verlassen, ist ihre eignen Wege gegangen und hat dabei, man kann wohl sagen, nach allen Richtungen hin, nach Raum und Licht und Farbe, die entgegengesetzten Wege eingeschlagen. Das hatte verschiedene Gründe.

Den ersten Einfluß hat die Erfindung und Verbreitung der Photographie ausgeübt.

Andre Umstände haben mitgewirkt. Die zunftmäßige Abhängigkeit der jungen Maler von der Schule hörte auf, und damit ging die lebendige Tradition verloren. Der Unterricht wurde ein rein technischer. Von physiologisch-optischen Vorkenntnissen war und ist dabei nicht die Rede.

In diesem für die Farbenmischung und harmonische Verteilung so wichtigen Fache findet an keiner Kunstschule ein Unterricht statt, und doch ist er für die Landschafts- und Porträtmalerei ebenso unentbehrlich wie der Unterricht in der Anatomie für die Aktmalerei. In dieser Beziehung möchte ich eine Aeußerung

Böcklins anführen, der sich mit Bezug auf die moderne Erziehung des jungen Künstlers einmal wörtlich folgendermaßen aussprach: „Wir sind ja alle Abenteurer, ohne Halt, Steuer und Kompaß. Jeder in einer Nußschale. Keiner hat einen Halt am Früheren. Er weiß nichts, glaubt nichts, schaut nach und versucht's."

Der junge Maler wurde meist sich selbst und der „Impression", welche die Natur auf ihn machte, überlassen. Die Folgen dieser neuen Schule konnten nicht ausbleiben. Sie sind, wie wir weiter sehen werden, für die Malerei in mancher Beziehung bahnbrechend gewesen, in andrer aber gegenüber der alten Malerei bedeutend zurückgeblieben.

Gänzlich neue Methoden der Darstellung mit ungewöhnlichen Licht- und Farbeneffekten sind für die Kunst gewonnen, aber auch vieles, was wir als teuerstes Vermächtnis der alten Malerei verehrten, ist teils vergessen, teils verkannt und verlassen worden! Von den Malern selbst! — Was sie an die Stelle setzten, das Neue, Moderne in der Malerei, kann es der alten Tradition völlig entbehren?

Die Kunst zeigt heutzutage Staffeleibilder von riesigen Dimensionen. Sie nimmt einen Ausschnitt der Natur aus weiter Entfernung und versieht ihn mit Farben, die den Lokalcharakter naher Gegenstände tragen, oder sie nimmt einen Naturausschnitt aus mittlerer Entfernung und behandelt ihn nach der Größe wie weit entfernte und nach der Farbe wie nahe Gegenstände.

Eine noch größere Emanzipation von der schulmäßigen alten Malerei zeigt die moderne Kunst aber in der Kombination von Licht und Farbe.

Die Bestrebung, das Licht zu beherrschen und sich vom absoluten Schatten zu befreien, machte die Darstellung frei von aller räumlichen Beeinflussung und führte zu den Effekten einer unbeschränkten Freilichtmalerei.

Die weitere Entwicklung der Lichtstudien, die für Aktmalerei besondere Erfolge zu verzeichnen hatte, führte zu einer gleichen Behandlung der Landschaft. Hier aber mußte die einfache Betonung der Lichtstufen im Stiche lassen und in unmittelbare Kollision mit den Farben geraten. So gelangt man dazu, alle Lichtwerte durch Farben zu ersetzen oder richtiger, in Farbenwerte umzusetzen.

Daß diese Behandlung der Natur in der malerischen Darstellung sich von dem Natürlichen abwendet, ist selbstverständlich. — Es entsteht auf diesem Wege eine Uebertragung oder Uebersetzung einer bestimmten Natur- oder Landschaftsstimmung in ein vom Maler abhängiges Kolorit, das, an sich mehr oder weniger ausdrucksvoll, nur in den Helligkeitswerten mit dem Vorbilde übereinstimmt, in den Farben aber mit der Natur kaum mehr zu vergleichen ist. Am schwierigsten erwies sich bei dieser Methode der Uebersetzung gegebener Landschaftsstimmungen in ein bestimmtes Kolorit die Behandlung der Schatten. Bei der ausschließlichen Betonung der Farbe mußte sie sich durch Kontraste ausdrücken, und so sieht man neben den hellen, gelben Lichttönen die blauen und violetten Schatten, welche die Gegensätze der Beleuchtung für unser Auge in der Tat schärfer betonen als einfache Lichtunterschiede in Hell und Dunkel, dafür aber unserm

Auge weniger natürlich erscheinen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Methode auf dem beschriebenen Wege über eine größere Skala der Werte verfügt als die alte Malerei, die zwischen Hell und Dunkel, der Unzulänglichkeit der Malmittel wegen, nur wenig Abstufungen zur Verfügung hatte, während die Modernen daneben zur Licht- und Schattenbetonung noch die ganze Skala der warmen gegenüber den kalten Farben zur Verfügung haben.

Das eigentlich wirksame Verfahren bei Erzielung dieser Farbeneffekte ist also die Betonung der Kontraste.

Die Berechtigung hierzu ist nicht zu bezweifeln, denn wo in der Natur neben dem Lichte auch Farbe vorhanden ist, da ist regelmäßig auch die Kontrastfarbe daneben.

Die Farbe der Gegenstände hängt nämlich nicht allein von der Beleuchtung ab, sondern auch von der Umgebung, in der sich die Gegenstände befinden. Ist diese Umgebung farbig, so wird auch die Eigenfarbe der Gegenstände verändert Diese Beeinflussung geht so weit, daß selbst farblose, graue oder weiße Gegenstände in farbiger Umgebung gefärbt erscheinen.

Solche Gegenstände zeigen, wenn sie nicht zu große Dimensionen haben, auf blauem Grunde gelbe, auf gelbem blaue Färbungen. Auf grünem Grunde werden sie rot, auf rotem Grunde grün.

Hiervon kann man sich durch ein einfaches Experiment leicht überzeugen. Legt man auf einen ausgebreiteten roten Papierbogen ein kleines, etwa 6 Zentimeter langes und 3 oder 4 Zentimeter breites, graues Papierstückchen, so wird jeder das Papier auf dem roten Grunde leicht grün sehen. Der Eindruck wird vertieft und sofort auffällig, wenn man einen Bogen dünnes, durchscheinendes, weißes Seidenpapier über den roten Grund mit samt dem grauen Papierstückchen darüberbreitet. Der Reflex des weißen Seidenpapiers mischt den durchscheinenden Farben gleichmäßig weißes Licht hinzu, wodurch der Kontrast verstärkt wird. Wählt man bei diesem Experiment statt des roten Bogens einen grünen als Unterlage, so erscheint das aufgelegte graue Papierstück durch Kontrastwirkung jetzt rot.

Es handelt sich hier um eine eigne physiologische Tätigkeit unsers Auges, um eine Reaktion unsers Gesichtssinnes auf den Reiz, den eine objektive Farbe in unserm Auge auf der Netzhaut hervorbringt.

Durch diese Tätigkeit des Auges wird eine subjektive Farbe erzeugt, die in Wirklichkeit objektiv nicht vorhanden ist, sondern durch das Auge hervorgebracht wird, wenn es eine objektive Farbe sieht. Diese physiologische Tätigkeit unsers Auges ist der Regulator der farbigen Gegensätze, die uns in der Natur entgegentreten, hier mildernd, dort schwache farbige Eindrücke verstärkend. Sie ist aber auch der letzte Grund für das, was wir Farbenharmonie nennen, indem das Auge für diejenigen farbigen Reize, die ihm nebeneinander geboten werden, eine gewisse Ordnung, Verteilung und Abstufung verlangt, wenn sie angenehm wirken sollen. Es werden also regelmäßig beim Sehen den in der Natur objektiv vorhandenen Farben durch eine besondere physiologische Tätigkeit unsers Auges bestimmte subjektive, das heißt durch das Auge hervorgebrachte Farben beigemischt.

Die genaue Betrachtung dieser vom menschlichen Auge abhängigen Farben

zeigt deutlich, in wie hohem Grade der Gesichtssinn und speziell der Farbensinn von der Subjektivität des einzelnen Beobachters abhängig ist.[1]) Am meisten wirksam sind unter den hier in Betracht kommenden subjektiven Farbenerscheinungen die farbigen Schatten.

Legen wir einen einfarbigen Gegenstand, zum Beispiel einen roten Dachziegel, in die Sonne, so wird die belichtete Seite durch die Beimischung des gelben Sonnenlichtes gelbrot, aber die vom Lichte abgewendete Seite, „die Schattenseite", wird im selben Verhältnis, als das geschieht, bläulich. Diese blaue Schattenfarbe hängt augenscheinlich von der Lichtfarbe ab, die den Gegenstand an der Sonnenseite erhellt; sie ist gleichzeitig mit ihr da und nimmt in geradem Verhältnis mit ihr zu und ab.

Im Walde, am Waldrande, auf der Wiese sehen wir denselben Schatten im Grün des Laubes, der Gebüsche, an den Unebenheiten im Grase, aber um vieles wärmer, in rötlichen Tönen.

Das Auftreten der subjektiven Farbe setzt neben der direkten Beleuchtung noch eine zweite Lichtquelle, zum Beispiel neben direktem Sonnenlichte noch diffuses Licht voraus, das die Gegenstände in einem gewissen Verhältnis ebenfalls erhellt.

Bei gewöhnlichem Tageslicht, besonders in der Mittagszeit, ist das Ueberwiegen der direkten Beleuchtung so stark, daß die subjektiven Kontrastfarben in den Schatten mehr zurücktreten und nur dem aufmerksamen Auge auffallen.

Im Morgen- und Abendlichte aber, wenn die Sonne noch unter dem Horizonte steht oder nur wenig darüber, ist das Verhältnis der direkten Beleuchtung durch Sonnenlicht respektive durch die Abend- und Morgenröte zu der indirekten, von der Luft und den Wolken reflektierten Beleuchtung ein solches, daß die subjektiven Farben in der Natur vorwiegen und die auffälligsten werden. Das ist um so mehr der Fall, wenn in einer Landschaft der Lichtreflex durch helle Flächen des Erdbodens begünstigt wird, zum Beispiel auf großen Wasserflächen, an der Meeresküste, bei Gletscher- und Schneelandschaften. Namentlich wenn leichtes Tauwetter den Schnee halb zum Schmelzen gebracht hat und dadurch die Glätte und Reflexion der Oberfläche vermehrt ist, treten auf gepflügten Aeckern mit ihren vielen Unebenheiten und auf Landwegen mit ausgefahrenen Geleisen die subjektiven Farben mit einer solchen Deutlichkeit zutage, daß die ganze Landschaft in Kontrastfarben aufleuchtet.

Bei untergehender Sonne ist die Beleuchtung gewöhnlich gelb bis rötlich, und dementsprechend sind die Kontrastfarben violett, blau bis grünlich.

Die meisten Menschen halten die erwähnten Kontrastfarben für objektive Lichter, die an den Schattenseiten der Gegenstände, vom blauen Himmel und so weiter reflektiert, unser Auge erregen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, indem diese Farben, ganz ohne objektiven Reiz, vom Auge selbst hervorgebracht werden.

---

[1]) Wer sich hierfür interessiert, findet Näheres in der Abhandlung des Verfassers „Ueber Farbensehen und Malerei", München bei E. Reinhardt. 1902.

In der Landschaft finden sich diese Kontrastfarben überall; als subjektive Nebenerscheinung, die zwangsmäßig auftritt, sobald objektive Farben gesehen werden. Dabei beeinflußt die eine Farbe die andre neben ihr befindliche vollständig, indem sie ihr von ihrer Gegenfarbe mitteilt und umgekehrt. Indem auf diese Weise die scharfen, schreienden Gegensätze sich ausgleichen, kommt jene harmonische Gleichgewichtsstimmung im Landschaftsbilde zustande, die uns in ihrem wechselnden Gewande, bei Morgen- und Abendbeleuchtung, bei hellem Sonnenschein, im Wolkenschatten immer anders, aber immer harmonisch entgegentritt.

Bei der Darstellung der Natur durch die Kunst der Malerei müssen daher die Kontrastfarben als „Stimmungsfarben" besondere Berücksichtigung finden. Diese subjektiven Färbungen bilden für den malerischen Ausdruck der Stimmung in der Natur die eigentlichen koloristischen Motive; dann ist die Darstellung bisweilen völlig unter ihrer Herrschaft. Die Subjektivität der Erscheinungen an den natürlichen Dingen wird dann zur Quelle des „Impressionismus" in der Malerei. Keine Darstellungsweise ist aber, eben ihrer subjektiven Motive wegen, mehr geeignet, in Uebertreibung zu verfallen, als diese impressionistische Malweise. In angemessenen Grenzen gehalten, liefert sie, indem sie die zarteste Wirkung der Beleuchtung durch Farbenflexion wiedergibt, ungemein wirkungsvolle Stimmungen, bei denen die Klimax der Farbe alle Beleuchtungseffekte ausdrückt. Uebertrieben wird sie aber leicht zum Zerrbilde unharmonischer Farbenkomposition.

Die alten Meister haben die Kontraste der Naturfärbung sehr wohl gekannt, sie diskret benutzt, aber sorgfältig jede prägnante Betonung derselben vermieden. Trotzdem haben sie gelegentlich durch irgendeine kleine Figur des Vordergrundes, durch ein am Boden liegendes Gerät, durch Tiere, Blumen und so weiter starkkontrastierende Farbenflecke und damit Stimmung in die Landschaft gebracht.

In der modernen Malerei wird der Farbenkontrast zur Hauptsache des Gemäldes, dem sich alles übrige, auch das Figürliche, unterordnet. Das ist einer der Hauptunterschiede zwischen alter und moderner Farbenmalerei.

Daß diese Darstellungsart besonders schöne Effekte hervorbringt, kann und soll nicht bestritten werden.

Diese erzielte Farbenstimmung ist ungemein wirksam, aber leider häufig unwahr.

Die starke Betonung der Kontrastfarben und speziell der blauen Schatten paßt zutreffend für die Darstellung der Morgen- und Abendbeleuchtung.

Wenn sie der Maler zum Beispiel auch bei Darstellung der Mittagszeit bei greller Sonnenbeleuchtung verwendet, so tut er das mit einer künstlerischen Lizenz, die wohl scharfe Gegensätze schafft, dagegen aber nicht selten der Schönheit, immer aber der Natürlichkeit des Bildes Abbruch tut.

Indem man auf die Natürlichkeit des farbigen Eindrucks verzichtete, erreichte man aber dafür, wie schon erwähnt, einen größeren Reichtum der Ausdrucksform. Man gewann eine Skala farbiger Unterschiede, die den Gegensatz und Abstand

von Weiß zu Schwarz, wie die Malmittel ihn bedingten, vielseitig zu variieren und zu erweitern gestattete.

Ueberdies verfiel die neue Kunst sehr bald auf ein wirksames Mittel, dem eigentlichen ungeschwächten Weiß neben den reinen ungemischten Farben seine ganze Lichtwirkung bei allen Mischungen zu erhalten. Das gelang dadurch, daß die Kontrastfarben und Weiß in einer solchen räumlichen Verteilung und solchen relativen Größenverhältnissen aufgetragen wurden, daß eine subjektive Farbenmischung im Auge zustande kommen konnte.

Bei dem Bestreben, in der Malerei die Lichtwerte durch Farben zu ersetzen, gelangte man zuerst in der französischen Schule zu der Methode der Pointillierung. Die Maler setzten die reinen Farben möglichst ungemischt in Punkten nebeneinander und überließen dem betrachtenden Auge, sie zu mischen. Man ahmte hier in sehr glücklicher Weise einen physiologischen Vorgang nach, der tatsächlich bei jedem Sehakte eine Rolle spielt, indem diejenigen verschiedenfarbigen Netzhautbilder, die innerhalb des kleinsten Gesichtswinkels liegen, zu einem Eindruck verschmelzen. Auf diese Weise kommt in der Tat beim Sehen eine subjektive Farbenmischung zustande, die bei der optisch sinnlichen Wahrnehmung der Natur sich in unserm Auge stetig vollzieht und die hier der Kunst der Malerei in durchaus richtiger Weise dienstbar gemacht wird.

Bei richtiger Wahl der Farben und richtiger Verteilung der Punkte oder Flecken resultiert also eine Farbe der Fläche, die auf Mischung der Empfindungen, welche die einzelnen farbigen Punkte hervorbringen, beruht.

Auf dieser im Auge sich vollziehenden Mischung der Farben dicht nebeneinanderstehender Punkte beruht also die Wirkung der polychromen Pointillierungsmalerei.

Die polychrome Punktmalerei ist also eine Ausnutzung der physiologisch-optischen Gesetze der subjektiven Mischung der Farbenempfindungen.

Ihre Wirkung läuft also in letzter Linie auf ein maltechnisches Experiment hinaus und gründet sich auf der Erkenntnis, daß durch Mischung weniger Grundfarben physiologisch alle Farbeneffekte erreichbar sind, indem die reinen Farben isoliert nebeneinander aufgetragen und unter kleinstem Gesichtswinkel betrachtet, in einem Sammeleindruck verschmolzen werden. Je nachdem die eine oder die andre Farbe in dieser Mischung überwiegt, kommen die verschiedensten Töne zur Geltung, der Maler hat es in der Hand, je nachdem er zum Beispiel in der Punktierung die roten oder gelben Punkte der Menge nach vorwalten läßt, oder die blauen, eine Mischfarbe zu erzielen, die der warmen oder der kalten Reihe angehört.

Gleichzeitig entsteht durch das Nebeneinander der farbigen Netzhautbilder im Auge der Eindruck des Schillerns und Flimmerns, der unter Umständen der vom Maler beabsichtigten Wirkung zugute kommt. Namentlich ist das der Fall, wenn zwischen den farbigen Punkten oder Flecken in gewissem Mengenverhältnis weiße Punke angebracht werden. Derselbe Effekt kann natürlich am vorteilhaftesten durch Aussparen des hellen Malgrundes beim Auftragen der Farben

erzielt werden. Auf diese Weise wird der subjektive farbige Gesamteindruck nach Wunsch des Malers verschieden stark mit Weiß gemischt.

Die Lichtstärke, die auf diese Weise erzielt wird, ist um vieles größer, als man sie erreicht, wenn eine beliebige reine oder gemischte Farbe auf der Palette mit Weiß gemischt wird. In dieser Beziehung hat also das neue Verfahren der technischen Farbenverteilung etwas durchaus Rationelles.

Solche Effekte der Farben und Lichtstimmung lassen sich malerisch auf andre Weise gar nicht erreichen. Das ist physiologisch begründet und außer jeder Diskussion.

Es wäre also durchaus verfehlt, der neuen Richtung der Malerei neben der alten jede Berechtigung abzusprechen.

Die Vorzüge, die ich anführte, machen die Bewegung zu einer Epoche in der Kunstgeschichte, die, auch wenn diese Bewegung nur vorübergehend sein sollte, einen Fortschritt in der Kunstentwicklung geschaffen hat, der als solcher nicht mehr verschwinden wird.

Sie hat jedenfalls die Kunsttechnik in der Richtung bereichert, daß sie eine sehr wirksame neue Methode der Licht- und Farbenwertung in die Praxis eingeführt hat.

Man muß in dieser Beziehung die zwei schon mehrfach betonten Neuerungen scharf auseinanderhalten: die Benutzung der Kontraste als Lichtwerte und die punktförmige Zerlegung der Mischfarben. Beides ist verschieden, durchaus neu, und die letztere ist in der Kunstgeschichte vor Renoir und Manet nicht dagewesen.

Irrtümlich haben einige Künstler und Kunstästhetiker behauptet, daß die neue Manier bereits bei Meistern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vertreten gewesen sei und sich zum Beispiel bei Chardin und Van der Meer finde (von Oettingen) oder gar bei Rubens, Tintoretto, Watteau und andern (Graf Keßler).

Wenn Tintoretto, Rubens und andre in der Karnation mit einfachen Strichen Grün direkt neben Rot setzen, so haben sie mit diesen Farben nur die einfachen Kontraste der Fleischfarben nebeneinander gesetzt, ohne jede Absicht auf die Mischung. Dasselbe machten die andern Maler auch, nur daß sie die Töne in ihren Grenzen vertrieben, während sie bei Rubens und den andern angeführten Malern unvermittelt nebeneinander stehen.

Eine subjektive Farbenmischung, wie die erwähnten Herren sie annehmen, findet dabei absolut nicht statt, ist auch aus physiologischen Gründen ganz unmöglich.

Die neuen Methoden verlieren aber dadurch nicht an Wert, daß sie in der klassischen Malerei keine Vorbilder finden.

Es heißt aber anderseits die Situation gänzlich verkennen, wenn man in der neuen Richtung allein das Heil aller Malerei der Zukunft und mit einigen begeisterten Aposteln der Sezession in dem neuen Verfahren das einzig wahre Evangelium künstlerischer Inspiration erblicken wollte.

Der dominierende Geschmack einer bestimmten Zeitepoche zeigt sich abhängig von der Fluktuation der Kultur, von politischen, staatlichen und religiösen Umwälzungen.

Heutzutage steht der Kunstgeschmack unter dem Zeichen des Verkehrs, und die neuen Anregungen, welche die Modernen noch mehr als bisher aus den alten traditionellen Bahnen gedrängt haben, kommen von Osten und den Ländern der aufgehenden Sonne.

Es wäre ebenso eitel als ungerecht, wollte man mit einzelnen Kunstschriftstellern die heutige Geschmacksrichtung als die einer geläuterten Kunst betrachten, die gewissermaßen souverän über die Anschauungen aller Zeiten hinwegsehen könnte und an sich berechtigter wäre als jede andre zu andern Zeiten gewesen ist. Der Kunstgeschmack unsrer realistischen Zeit ist aber auch nichts weiter als der zeitgemäße psychologische Ausdruck der Anschauungen über Schönheit der Farbe und der Form, die in dem jetzigen neurasthenischen Zeitalter wohl individuell noch verschiedener sind als jemals früher und wohl ebenso wandelbar und vergänglich.

Die neue Kunst ist ein Kind unsrer Zeit mit allen nervös überhasteten Eigenschaften moderner Erziehung. Sie duldet nicht Zaum und Zügel. Sie hat mit ungebändigter Leidenschaft sich frei gemacht von den schulgemäßen Gesetzen der Malerei und sich selbst dafür neue, äußerst dehnbare geschaffen.

So, frei aus sich schöpfend, hat sie viel geleistet, mehr, als viele konservativ angelegte Künstler und Aesthetiker glauben wollen, aber sie hat keineswegs der alten Kunst den Garaus gemacht; sie wird ihr auch den Rang nicht ablaufen.

Die alte, durch die Jahrhunderte großgezogene Malweise der mehr oder weniger ausgesprochenen Farbenvertreibung, die der klassischen Zeit der Kunst entstammt, sie wird trotz aller Neuerungen nicht untergehen. Sie bedarf nicht einmal des Schutzes! Es nützt ihr nicht einmal, wenn man ihre Tempel gegen die Eindringlinge der neuen Zeit prinzipiell verschließt.

Die neue Kunst muß sich ausleben können, ihr muß die Möglichkeit gegeben werden, die Brücken zu bauen, die das Berechtigte, was in ihr liegt, mit der alten Kunst verbinden.

Jede neue Bewegung, nicht allein in der Kunst, schießt gewöhnlich anfänglich über das Ziel hinaus. Der von ihr ausgehende Impuls reißt viele Jünger mit sich fort. Berufene und Unberufene. — Mit der neuen Kunstrichtung ist es nicht anders. Mancher hervorragende Maler hat, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, seine alte Palette dem neuen Zug der Zeit geopfert.

Gewöhnlich hat er dabei seine Rechnung nicht gefunden, die Führung nicht wieder gewonnen und keine neuen Lorbeeren geerntet.

Die neue Bewegung scheint aber, wenn nicht alles trügt, bereits ihren Höhepunkt überschritten zu haben und in die gesunden Bahnen einzulenken, die ihr eigen sind und bleiben werden. Die Grenzen dieser Bahn lassen sich durch keine Zensur einengen, aber auch nicht durch Mäcenatentum erweitern, sie liegen in der optischen Natur der Methode der neuen Malerei begründet.

Die neue Richtung hat gegenüber der alten Malerei gewiß ihre Vorzüge, aber auch ihre großen Nachteile, und diese darf man im Enthusiasmus und der Begeisterung für das Neue nicht übersehen.

Die Methode als solche verlangt, um eins hervorzuheben, eine bestimmte Entfernung des Gemäldes vom Beobachter, und wenn diese nicht eingehalten wird, geht der Effekt verloren.

Darum eignen sich Gemälde dieser Art, trotz allem, was man sagen mag, nur für größere Räume, für Hallen, Festsäle und dergleichen, nicht aber für Wohnräume mit bescheidenen Dimensionen.

Die Pointillierung wird demnach als eigentliche dekorative Malerei, wenn sie ausschließlich Fernwirkung sein soll, nicht allein ihre Berechtigung haben, sondern an Licht- und Farbenwirkung allen andern Darstellungsweisen überlegen sein. Namentlich, was Helligkeitswirkung angeht, leistet die neue Darstellungsmethode hier in Fernwirkung ganz Hervorragendes. Lichteffekte, die in der Oelmalerei bisher unerreicht dastehen.

Staffeleibilder aber und überhaupt Bilder, die in der Nähe wirken sollen und die in der Pointillierungsmanier gemalt sind, verfehlen ihren Zweck, selbst wenn sie, in größerer Entfernung betrachtet, gut wirken. In Wohnräumen, überhaupt in der Nähe gesehen, sind nur bunte Flecke wahrnehmbar, und jemand, der den erwähnten künstlerischen Finessen, auf denen die Wirkung beruht, ferner steht, sucht vor diesen Bildern vergebens des Rätsels Lösung. Einen hörte ich vor einzelnen Bildern der Wiener Sezession seine Verlegenheit in der Deutung des Bildes in die bezeichnenden Worte kleiden: „Wo ist die Katz'?"

Solche Bilder dienen offenbar mehr dem durch die Neuzeit gezeitigten Bedürfnis des Malers, zu zeigen, wie und mit welchen Mitteln er malen kann, als was er malt. Auf den Gegenstand selbst kommt es dabei nicht an, noch weniger auf den Eindruck, den das Gemälde auf den Nichtkünstler und auf die Menge macht. L'art pour l'art, das ist heute die Losung.

Wenn es aber die eigentliche Aufgabe der Kunst ist, durch die Darstellung des Schönen auf das Gemüt der Menschen zu wirken, so kommt bei der Wirkung und Beurteilung der Kunst nicht der Künstler, sondern das Publikum in Betracht, und jede Kunstrichtung muß als verfehlt gelten, wenn sie keine Wirkung auf die große Menge ausübt. Die schönen Künste sollen Mittel der Volkserziehung bleiben, daher muß die Kunst Gemeingut der Nation sein und kein Sport der Ateliers.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XIII

Während auf der einen Seite die unbedingten Anhänger der preußischen Hegemonie, die Kleindeutschen, den Versuch machen, sich mit den vielfach ähnlich gesinnten Elementen des Nationalvereins zu einer gemeinsamen Aktion in der savoyischen Frage gegen Napoleon zusammenzuschließen, sehen wir auf der andern Seite auch Großdeutsche mit den führenden Männern des Nationalvereins Fühlung suchen. In diesen Zusammenhang gehören die merkwürdigen Versuche von Hermann Orges, durch persönliche Verhandlung mit Rudolf v. Bennigsen ein Aneinanderrücken der im Grunde so verschiedenen Parteien herbeizuführen, gewissermaßen die Kluft zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen zu überbrücken und damit der noch im Flusse begriffenen Parteienbildung in Deutschland eine ganz neue Wendung zu geben. Orges war, Braunschweiger von Geburt, früher (bis 1848) preußischer Offizier gewesen, dann von 1854 bis 1864 in der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und als solcher einer der einflußreichsten und gewandtesten großdeutschen Publizisten; von dem Rechte seiner Sache überzeugt, suchte er gerade in den Monaten, von denen wir hier sprechen, zur Ausnutzung der durch die savoyisch-schweizerische Frage geschaffenen Situation auf eigne Faust Politik im großdeutschen Sinne zu treiben. Von diesen Bemühungen, die ihn im Januar 1860 nach Berlin und zu einem Empfange bei dem Fürsten von Hohenzollern im Februar nach Warschau, und im März nach Wien führten, war man bereits durch einige Briefe, die vor einigen Jahren Ottokar Lorenz veröffentlicht hat,[1] unterrichtet. Das folgende Schreiben, in dem Orges sich zuerst Bennigsen näherte, ist zwar von einem ungewöhnlichen Umfang und auf das weiteste ausholend; wir haben uns trotzdem zu seinem Abdruck entschlossen, weil es in die ganze, zwar in sich geschlossene, doch zu einem großen Teil illusionäre Gedankenwelt dieses bei dem heutigen Geschlechte schon vergessenen großdeutschen Politikers und überhaupt der großdeutschen Politik in bezeichnender Weise einführt.

Augsburg, 27. März 1860.

Orges an Bennigsen.

„Wenn ich mich unmittelbar an Euer Hochwohlgeboren wende, obgleich mir volle und leichte Gelegenheit Ihnen auf indirektem Wege, durch die Presse,

---

[1]) Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges in: „Biographische Blätter“, herausgegeben von A. Bettelheim, I, 339 bis 352 (1895). Diese Berichte sind übrigens, was Lorenz in seinen Bemerkungen etwas im dunkeln läßt, augenscheinlich an den Kabinettschef des Herzogs Ernst von Koburg, Herrn v. Meyern, gerichtet und für den Herzog selbst bestimmt. Vergleiche außerdem über Orges: Ed. Heyck, „Die Allgemeine Zeitung“ 1798 bis 1898.

Digitized by Google

dasjenige zu unterbreiten, was ich Ihnen sagen möchte, so bewegen mich dazu Gründe, deren Triftigkeit E. H. sicher anerkennen werden.

Vieles von dem, was ich sagen möchte, würde vom großen Leserkreise der ‚Allgemeinen Zeitung' durchaus mißverstanden oder absichtlich mißdeutet werden, und eine rückhaltlose Darlegung mehr schaden als nützen; dann, hochgeehrtester Herr, will ich das, was ich E. H. sage, niemand anderm mitteilen, weil die unendliche Majorität der Menschen ganz unfähig, ein fernliegendes Ziel mit Ausdauer und Stetigkeit zu verfolgen. Die besten Patrioten sind vielleicht imstande, das Opfer ihres Lebens der Sache zu bringen, der sie dienen, aber unfähig, alle Tage durch Jahre hindurch irgendeinen Zwang, eine Beschränkung sich für denselben Zweck aufzuerlegen.

Vielleicht wird es manche falschen Voraussetzungen bei Ihnen beseitigen, wenn ich voranschicke, daß ich ein echter Sachse, der Erbe Justus Mösers, bin und an den patriotischen Phantasien mit ihrem Erdgeschmack das Lesen gelernt habe. Meiner Weltanschauung nach bin ich durchaus Positivist oder, um es bestimmter zu sagen, ein Schüler Auguste Comtes, dem ich nur da nicht folge, wo er die Gesetze des Völkerlebens, die er selbst aufstellt, vergißt — weil sie gegen die Franzosen sprechen. Ich stehe selbstredend also in meiner, ich wiederhole es, durchaus *positiven* Weltanschauung auf streng *nationalem* Boden. Ich bezweifle nicht, daß in einigen Millionen Jahren eine, nach den Klimaten und den geographischen Grundbedingungen variierende, im Grunde aber durchaus identische Nationalität die Erde bewohnen *kann*, nicht muß, für die gegenwärtige Phase unsrer Entwicklung halte ich es aber für unbedingt nötig, sich streng auf *nationalen* Boden zu stellen. In der Entwicklung unsrer *Nationalität* liegt vorderhand die Aufgabe für uns. Daß ich nicht jede Nationalität an und für sich zur dauernden Selbständigkeit berechtigt halte, versteht sich von selbst. Jeder Nationalität ist nur eine gewisse Entwicklung möglich, die bedingt wird durch die Entwicklungsfähigkeit der ursprünglichen Anlage, die Zahl, den Boden (Klima, Terrain), auf dem sie steht, die Nachbarn, die sie umgeben. Hat sie erreicht, was sie auf dieser Grundlage erreichen konnte, so kann sie sich noch einige Zeit durch Assimilierung fremder Kultur halten, aber auch das hat seine Grenze, dann muß sie endlich in der nächstbenachbarten Nationalität, deren Kultur sie überhöht, überfließt, die sie durchtränkt, aufgehen, sie muß es und sie kann es, denn — *Kultur* (im höchsten Sinne des Wortes) steht über der Nationalität. Es ist das das höhere, edlere Moment, dem alles andre unterstellt. Daß in Europa der Sitz der höchstmöglichen Kultur ewig bleiben wird, dieselbe auf ihrem Weltgang endlich da angekommen, wo sie notwendig immerdar gipfeln muß, ist für den *Positivisten* keinem Zweifel unterworfen, denn Europa ist unzweifelhaft der Teil der Erde, wo die größte Mannigfaltigkeit, der größte Reichtum von Eindrücken auf das Individuum einstürmen, und dieser Reichtum von Eindrücken bedingt (nächst natürlicher Anlage) unsre Entwicklung, *erzieht* uns. Wir liegen im Mittelpunkt der Erdveste, wie Ritter so schön sagt, die Mitteilung (Austausch) der ganzen Welt ist also die schnellste, wir haben die

reichste Küstenentwicklung im Verhältnis des Flächeninhalts des Weltteils, unser Boden ist der geognostisch vielgestaltetste der Erde, unser Klima das wechselndste. Europa hat, mit Dove zu reden, das Aprilwetter der Welt. Vielfach sind die Bedingungen am günstigsten wieder für uns Deutsche. Erstlich haben wir nach Ansicht aller Phrenologen die besten, entwickeltsten Gehirne, den geognostisch reichsten Boden, und in Betracht, daß (mäßige) Not die beste Lehrmeisterin, sind die uns umgebenden Verhältnisse gerade so, uns zu immer höheren Anstrengungen zu spornen. Es türmt sich auf, was uns droht, aber wir werden nie unterliegen, denn die Bedingungen zum siegreichen Widerstande besitzen wir reichlich — wir müssen sie nur gebrauchen. Die ursprüngliche Anlage des Deutschen, seine (phrenologisch zu reden) von allen Völkern am meisten entwickelte Idealität macht, daß wir auf der Stufenleiter der Entwicklung unmittelbar von dem Individualismus zum Kosmopolitismus überspringen möchten, die Stufe des Nationalismus übergehen. Abgesehen davon, daß ein solcher Sprung ein ungeheurer Fehler, daß man, um das Höchste zu leisten (nach Millionen Jahren), sich für den Augenblick durchaus beschränken muß, weil nur durch Entwicklung der Nationalität wieder die Kräfte gewonnen werden, welche der Individualität weiterhelfen (Assoziation), daß man durch diese Beschränkung allein die materiellen Bedingungen zur höheren Fortentwicklung gewinnen kann, hat dieser Sprung von dem Individualismus zum Kosmopolitismus noch den Nachteil, daß die Deutschen, nicht klar über Ursache und Wirkung, gleichwohl nach dem Wert der Nationalität (an deren Entwicklung sie bisher nie arbeiteten) den der Individualität maßen und so sich selbst unterschätzten, dadurch das Selbstvertrauen verloren. Ich erinnere mich, und jeder echte Deutsche hat wohl, wie seine Schillerjahre, auch seine kosmopolitischen Jahre, wo ich den Kosmopolitismus für das Höchste hielt und die deutsche Individualität hoch schätzend, aber die deutsche Nationalität gering schätzend, in die Welt ging. Ich habe vielleicht vor E. H. das voraus, daß ich auf dem Wege der Erfahrung zum entschiedensten, selbstbewußtesten Verteidiger der deutschen Nationalität zurückgeführt bin. Ich habe alle Weltteile besucht, die Deutschen im Kampf mit der Elite aller Völker gesehen und die Erfahrung gemacht, daß wir alles in allem weitaus das tüchtigste Volk der Welt sind, dem in seinen Leistungen kein andres auch nur entfernt gleichkommt. Die Verhältnisse, in denen wir gelebt haben, veranlaßten, daß wir eben alle Kraft, die andre Völker, rasch von der ersten zur zweiten Stufe überspringend, auf Entwicklung ihrer Nationalität verwandten, der Individualität zuführten. Die vortreffliche Entwicklung derselben wird jetzt der Entwicklung unsrer Nationalität zu Hilfe kommen. Selbst den uns so nahestehenden Engländern sind wir dadurch überlegen geworden. Diese sind (infolge ihrer Isolierung) allerdings früher bürgerlich frei geworden, aber sie werden nie geistig frei werden. Die uns somit hauptsächlich und zunächst zufallende Aufgabe: Entwicklung der Nationalität, wird befördert durch möglichste Assoziation aller deutschen Elemente, das ist selbstverständlich, aber auch durch Einhaltung und Verteidigung jeder Stellung, welche irgend nicht bloß Kräfte gibt, sondern Kräfte zu ihrer Ver-

teidigung beansprucht. Die Not ist der beste Sporn zur Entwicklung der Kräfte. Metternich gab die Jonischen Inseln auf, weil Oesterreich keine Flotte habe, ich möchte sie beanspruchen, um eine Flotte zu erzwingen. Vor allem ist darum notwendig, daß ein Volk, welches Anspruch auf eine Weltstellung erheben kann, um jeden Preis sie festzuhalten strebt, nur Weltmächte haben Anspruch, alle Phasen der Entwicklung zu durchlaufen. In diesen kurz entwickelten Motiven für meine Ansicht ist mancher Sprung, im allgemeinen werden aber vielleicht E. H. daraus erkennen, warum ich

1. Entwicklung unsrer Nationalität für die politische Aufgabe halte, welche die Deutschen zunächst zu lösen haben.

2. Warum ich die Selbständigkeitsberechtigung aller kleinen Völker, namentlich solcher, die mit der See (Weltverkehr) keine Verbindung haben, leugne, zumal wenn sie von der Geschichte bereits überschritten.

3. Warum ich die Gesamtstellung der deutschen Nationalität nicht groß genug haben kann und es für Recht, für Pflicht halte:

4. Wo die Deutschen als Herren über (Donauländer) oder zwischen (Italien) untergehenden Völkern Platz gegriffen haben, unter keiner Bedingung diese Stellung aufzugeben. Die Aufstands- und Befreiungsversuche, die Revolutionen, die Konvulsionen, die Sterbekrämpfe dieser Nationalitäten erscheinen mir als ganz naturgemäße Phänomena, die mich keinen Augenblick über unser Recht und Pflicht täuschen können. Wir Deutschen sind noch in dem Jugendalter unsrer nationalen Entfaltung (Auswanderungstrieb — Wanderlust der Völker — Kolonien), der Zeit der Fruchtbarkeit. Die Romanen haben diese Periode lange hinter sich, sie sind im Absterben begriffen. Die Portugiesen sind tot, Spanier und Italiener in Agonie und die Franzosen auf dem besten Wege dahin.

Das Gesagte wird die Arbeiten, welche ich mir erlaube unter Kreuzkuvert E. H. zugehen zu lassen, näher erläutern. — Lassen Sie mich zu den konkreten Zielen, die zu erstreben, übergehen, nachdem Sie aus obigem gesehen, warum ich ein Deutscher, warum ich ein Großdeutscher bin, und warum ich es für Pflicht halte, für Oesterreich, für das Donaureich, für das, was Deutschland erst zur Weltmacht macht, einzutreten. Wir wollen uns Oesterreich erobern. Sie wollen Deutschland groß machen unter Preußens Führung. Zur Weltmacht wird es auf diesem Wege nie, denn nur eine Weltmission ist für uns offen, das ist die der Kultivierung und Assimilierung der unteren Donauländer und dadurch Wiedererhebung (Ausbeutung) des Orientes. Wir brauchen die maritime Entwicklung, aber eine Weltmission nach Westen zu besteht für uns nicht. Oder welche wäre sie?

Sie geben mit Preußens Hegemonie die Weltmacht auf. Was wird Ihnen aber speziell Preußen gewähren, leisten? Zunächst beginnen wir Preußen zu gliedern. — Ich bemerke hier, daß ich zehn Jahre in preußischen Militärdiensten (bei allen Waffen, von Fach Artillerist und Generalstäbler) und in fast allen Provinzen gestanden (Rhein, Westfalen, Sachsen, Mark, Schlesien), also die Verhältnisse mir genau bekannt. Ich habe nichts gegen die Hohenzollern,

sie sind nicht besser, nicht schlechter als die übrigen Herrscherhäuser auch. Ich glaube aber, daß eine weitsichtige Politik die Persönlichkeit der Fürsten außer acht lassen soll, wenigstens nie besonders berücksichtigen, denn erstens wechseln sie, man kann nicht auf sie sicher zählen, dann bin ich sehr im Zweifel, ob der Entwicklung des deutschen Volkes in Macht und Freiheit, in Einheit und Bildung, in Würde mit einem Wort, ein großer Mann auf dem Thron nicht vielleicht ebensoviel schaden als nützen würde. Er würde uns mächtig machen, aber wahrscheinlich würden wir unsre Macht mit unsrer Freiheit bezahlen. Nein, wir wollen mächtig werden durch uns, durch innere, freie Einigung. Dem Prinzregenten speziell fehlt es sicher nicht an Rechtlichkeit und gutem Willen, aber er versteht offenbar die ganze neue Zeit (seit 1848) durchaus nicht, er ist ein Sohn früherer Zeiten, auch halte ich ihn keines höheren Blickes und keiner höheren Entschlossenheit für fähig. Sein Sohn ist noch weniger befähigt, große Dinge auszuführen, als der Vater. Ich kenne die preußische Königsfamilie ungewöhnlich genau — woher, kann ich E. H. nicht sagen —, aber ich halte zum Beispiel den König von Bayern und den Kaiser Franz Joseph (ja diesen selben Franz Joseph) für ihrer Aufgabe weitaus entsprechendere Fürsten. Das Kabinett fällt natürlich gar nicht ins Gewicht.

Was nun das Land betrifft, so liebe ich es sehr. Es ist aber so heterogen zusammengesetzt, daß die einzelnen Teile durchaus getrennt werden müssen. Was zuerst an Preußen entzückt, die wundervolle Ordnung, die treffliche Verwaltung, erkenne ich durchaus an. Dies ist aber nicht aus dem eigentlichen Preußentum entsprungen. Alles Große in Preußen, was Scharnhorst, Aster, Stein, Hardenberg, Vincke geschaffen, ist deutsch, nicht preußisch. Das eigentliche Preußentum ist ein mit Slawentum durchtränktes Deutschtum, das eben wegen der slawischen Mischung das echte Bureaukratentum, den Tschin, erzeugt und stets erzeugen wird. Dem Selfgovernment, dem eigentlichen Deutschtum, ist es entfrembet. Es wird dasselbe wohl sich annexieren, es formulieren, es ausnützen können, aber schaffen kann es nichts, das Preußentum ist kein schöpferisches Moment, weil es kein ursprüngliches, kein originales ist. Sehr deutlich sehen Sie das an Berlin. Die Stadt ist lediglich kritisch, negativ. Ich habe die Stadt sechs Jahre bewohnt; nie wird eine große Idee von ihr ausgehen, nie sie eine Hauptstadt deutschen Geistes werden können. Das Kleindeutschtum würde sie aber notwendig zur Hauptstadt machen, und das würde traurige Folgen für den deutschen Geist haben. Zu dem allem kommt, daß Berlin immer mehr verjüdelt; es ist die Hauptstadt des Kladderadatsch geworden. Ich komme damit auf eine der trübsten Seiten unsrer Gegenwart, auf die ich mir erlaube, Ihre gütige Aufmerksamkeit ganz besonders zu lenken.

Unsre Aufgabe für die nächste Zukunft ist, davon sind Sie, der Kleindeutsche, der Führer des Nationalvereins, überzeugt, zunächst eine nationale; ich teile durchaus diese Ansicht. Ein Christ kann jeder werden, der Deutsche wird geboren. — Ich als Positivist kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß keine Bildung, keine Erziehung das ersetzen und geben kann, was eben

das Wesen der Nationalität ist: die natürliche Organisation. Die Juden, eines der originellsten, ursprünglichsten, national intensivsten Völker der Erde, haben ihre Nationalität so wenig im Laufe der Jahrtausende geändert, daß die Fresken der ägyptischen Königsgräber Ihnen von den Typen genommen zu sein scheinen würden, welche Sie täglich auf der Straße sehen. Ein Jude hat allenfalls eine Heimat, aber kein Vaterland, es sei denn Palästina. Er wurzelt darum nicht am Boden, im Boden fest, die Bodenständigkeit ist gegen seine Natur, das vaterlandslose Geld das Ziel seines Strebens, er wird nicht dem Boden Schätze abgewinnen, denn er liebt ihn nicht, er kann ihn nicht lieben. Verstehen Sie mich wohl recht: ich hasse die Juden nicht, gewiß nicht, ich behaupte nur, sie sind keine Deutsche, weiter nichts, nichts als das. Sie können für meine Nationalität nicht kämpfen, nicht so, nicht in der Art kämpfen, wie ich, und eben deshalb verschmähe ich ihre Hilfe in diesem Kampf, sie wird mehr schaden als nützen. Das Nationalgefühl ist eine Beschränkung, ich weiß es, aber für diese Phase unsrer Entwicklung notwendig. Sie ist eine Beschränkung, die ich beim Juden für ebenso berechtigt halte als bei mir, aber er soll sich nicht mit mir identifizieren. Wenn ich das schöne Elsaß-Lothringen durchreise, so schlägt mein Herz, warum? Ich verstehe das Deutsch nicht einmal, was man dort spricht, aber ich fühle, das ist auch mein Vaterland. Was tief im germanischen Charakter wurzelt, die Duldung, die Verehrung (Gleichstellung) der Frau, das wird ein Jude nie fühlen, nie verstehen, denn es entspricht nicht dem Verstande, sondern dem Gemüt. Begreiflich ist, daß der Jude seine Nationalität nicht ausziehen kann, sie ist ihm ja angeboren, und ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, ich begreife, daß er mit allen Mitteln „die nationalen Vorurteile“ bekämpft und in der Politik sehr radikal, weil er eben die nationalen und sozialen Schranken niederbrechen möchte, die ihn von uns scheiden. Die Deutschen, die aus Idealität Kosmopoliten und Radikale, Demokraten, kommen hier den Juden entgegen. Unsre Idealität ist aber vorzeitig, keine Sprünge. Gibt der Jude entfernt seine nationale Abgeschlossenheit seinerseits auf, zum Beispiel die Samstagsfeier? Keineswegs. Das schließt ihn aber allein von aller Arbeit aus, wobei Dauer der Arbeit von großem Wert. Der Landmann kann oft kaum den Sonntag aussparen, zwei Feiertage sicher nicht, jüdische Fabrikarbeiter sind ebenso unbrauchbar, weil die Samstagszinsen des Anlagekapitals verloren gehen. Trotzdem bin ich für unbedingte Emanzipation, denn ich bin ein Deutscher, und Duldung, Objektivität eine Grundlegung deutschen Charakters, nur sollen sie sich nicht zu Stimmführern in meiner Sache aufwerfen, und ich muß dagegen kämpfen, weil sie eben Juden und ich ein Deutscher bin. Ein Jude ist nicht schlechter als ich, er ist eben nur ein andrer, und weil er ein andrer, soll er sich mit mir nicht identifizieren. Wollen Sie der Nationalität nutzen, so ist es unbedingt notwendig, das Judentum als solches von seiner scheinbaren Identifizierung mit dem Deutschtum fernzuhalten. Dem Slawen nahmen wir, wenn man will, seine nationale Selbständigkeit, aber wir gaben ihm Kultur dafür, wir nahmen ihm seinen Boden, aber wir beuteten ihn in besserer Weise aus, assimilierten uns

mit ihm, eben weil auch er dort bodenständig, und wenn wir auf einer Seite fechten, so fechten wir für dieselbe Sache. Keines von diesen Verhältnissen findet bei den Juden statt. Was wir Deutschen unter Staat und Gesellschaft verstehen, ist etwas andres, als was jedes andre Volk darunter begreift. Für uns ist der Staat von der Gesellschaft ganz getrennt, letztere ein Produkt freien Schaffens, sie regiert sich selbst, sie ist allezeit ein natürliches Produkt, in der die Selbständigkeit des einzelnen sich frei entfaltet. Ein Jude wird das ebensowenig begreifen als ein Franzose. Sie haben sich aber zum Führer des Nationalvereins einen Juden erkürt.[1]) Ich bezweifle nicht, daß er ein Ehrenmann, freisinnig durch und durch, aber er gehört nicht an die Spitze eines Nationalvereins.

Besonders Großes wird Ihr Kleindeutschland im besten Falle selbst nicht leisten, eine Weltmacht kann es nicht werden, weil es keine Weltmission hat: haben Sie die Einigung, gleichviel, unter welcher Form, vollzogen, welche Aufgabe bleibt Ihnen dann? Was im großen ganzen Kleindeutschland, namentlich Preußen, an Kraft zu geben vermag, das ist geleistet, viel mehr wird selbst die geschickteste Verwaltung nicht herausbringen können. Kleindeutschland bietet genügende Zinsen für ehrlichen Fleiß, aber zu höheren Zielen verlockt es nicht.

Sehen Sie dagegen Großdeutschland an. Der Akzent liegt hier auf Oesterreich. Daß wir mit ihm eine Weltmacht werden, ist gewiß, es fragt sich nur, ob wir es uns assimilieren können. Ich persönlich halte jede Stellung einer Macht für wertvoll, die zu großen Anstrengungen verpflichtet. Man leistet nur viel, wenn man viel leisten muß. Die Stellung Oesterreichs in Italien ist daher ein Glück für uns. Wie ich über die geistige Zukunft des Donaureichs denke, finden E. H. in den anliegenden Artikeln; was ich hinzuzufügen habe, geht lediglich den Kaiser und das Ministerium an. Das ist freilich nicht Oesterreich, aber im Grunde der Teil, den man indirekt meint, wenn man sich gegen den Anschluß Oesterreichs ausspricht, so gut wie Sie nicht für den Anschluß an Preußen sein würden, wenn Friedrich Wilhelm IV. und Manteuffel dort noch regierten. Es ist aber, nebenbei bemerkt, gewiß klar, daß die Persönlichkeit des Regenten nicht über unsre Antipathien oder Sympathien für ein Land und Volk entscheiden darf. Der Kaiser ist sicher kein großer Geist, aber er ist ebenso gewiß jetzt (vielleicht war es vor Solferino anders) vom besten Willen beseelt. Ich kann Ihnen wenigstens das eine verbürgen, daß er alle Bedürfnisse seines Landes und den wahren Zustand desselben wie die Stimmung Deutschlands gegen ihn weit besser kennt als der Fürst von Hohenzollern zum Beispiel. Dies kann ich Ihnen persönlich verbürgen, da ich in Berlin vor etwa vier Wochen eine sehr

[1]) Diese buchstäblich ganz unzutreffende Bemerkung scheint nur verständlich zu werden, wenn sie auf das Ausschußmitglied des Nationalvereins für Berlin, das Orges in diesen ganzen Ausführungen im Auge hat, bezogen wird. Es war der wackere Buchhändler M. Veit. Möglicherweise denkt Orges auch an Gabriel Rießer, den Vorkämpfer für Emanzipation des Judentums, der in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 zu den besten Rednern der Erbkaiserlichen gehört hatte und damals Ausschußmitglied des Nationalvereins für Hamburg war.

lange Unterredung über die innere und äußere Politik (Preußens) mit dem Fürsten von Hohenzollern und in Wien eine mit dem Kaiser hatte.[1]) Der Kaiser arbeitet sehr fleißig, das habe ich gesehen und erfahren, er liest zum Beispiel alle Tage eine große Revue aus allen Zeitungen mit den einschlagendsten Artikeln. Er hat eine nichts weniger als geschminkte Ansicht darüber, wie es im Innern von Oesterreich und wie es in Deutschland aussieht. Er kann sehr korrekt und logisch fragen und verfolgt einen stundenlangen, durchaus freisinnig bis zur Rücksichtslosigkeit gehaltenen Vortrag mit dem spannendsten Interesse. Er hört jeden an und läßt jeden aussprechen. Was über seine ausschweifende Lebensweise erzählt wird, ist, davon habe ich mich überzeugt, gelogen. Die angeführten Tatsachen stimmen nicht, der Kaiser sieht blühend aus und arbeitet außerordentlich. In der kaiserlichen Familie herrscht das innigste Familienleben. Vor allem hat der Kaiser, von dem ich Ihnen nur sage, was ich verbürgen kann, und der sicher voll selbstherrscherischer Ideen und intoleranter Ansichten sein kann, eins vor allen Fürsten, die hier in Frage kommen, voraus. Er ist ein Sohn der Zeit nach 1848. Es ist sicher nicht gering anzuschlagen. Er ist ein Kind seiner Zeit! Ich verstehe und begreife alles, was Sie einwerfen können; aber ich sage: ‚Wer der Gegenwart angehört, dem kann man die Dinge im wahren Lichte zeigen, der kann sie richtig anschauen, denn es bedarf nur des Zerreißens der künstlichen Täuschungen, die man um ihn gewoben.‘ Beim Prinzregenten stecken die Täuschungen in ihm, er gehört nicht der Zeit an, versteht sie nicht. Jedenfalls glaube ich, daß der italienische Feldzug dem Kaiser vieles aufgeklärt hat. Doch Sie wie ich wollen ja nicht durch die Regenten, sondern nur mit ihnen eine große freie Zukunft unsers Vaterlandes herbeiführen. Jedenfalls besitzt Oesterreich in Baron Bruck einen Staatsmann ersten Ranges, wahrscheinlich den größten Staatsmann Europas, dafür kann ich Ihnen bürgen. Er ist, wie Sie wissen, nebenbei bemerkt, ein Sachse. Er steht über seiner Zeit, kennt alle großen Gesetze der Geschichte und ist von ihnen überzeugt. Er weiß, was er kann, und was er kann, das will er auch. Er ist ein Genie, wiederhole ich, der die große Zukunft erarbeiten will. ‚Die Geschichte verschenkt nichts,‘ sagte er mir einst in Konstantinopel, ‚was wir werden wollen, das müssen wir uns erkämpfen.‘[2])

Erobert uns Preußen, so werden wir preußisch statt deutsch, denn eine leichte Ablenkung unsrer Nationalität durch den herrschenden Geist ist möglich. Erobern wir das Donaureich, so muß es deutsch werden. Oesterreich ist in diesem Augenblick ein großes Chaos, alles in Lösung, vieles noch nicht in dem neuen Gestaltungsprozeß begriffen. Aber Sie wissen auch, daß das Metternichsche

---

[1]) Ueber diese beiden Konferenzen berichtet Orges ausführlich in den von O. Lorenz veröffentlichten Briefen, „Biographische Blätter", 1, 341 ff.

[2]) An dieser Stelle seiner Illusionen ist Orges am raschesten als unglücklicher Prophet erkannt worden. Bruck starb wenige Wochen später, am 23. April 1860, durch Selbstmord, da er von seinen Gegnern in den Eynattenschen Unterschleifsprozeß — allerdings ohne Grund — verwickelt worden war.

Prinzip des Gleichgewichts der Nationalitäten in Oesterreich erst mit der Erfindung der neuen Verkehrsmittel aufzugeben möglich war. Der Einheitsstaat, das Donaureich, bedurfte nicht bloß des Aufstandes und Niederschlagens der kleinen nicht germanischen Nationalitäten, sondern auch des Eisenbahnverkehrsnetzes, das wieder nur durch den napoleonischen Börsenschwindel so rasch zur Ausführung gebracht werden konnte. Ohne das hätte Oesterreich allein nie eine solche Kreditsteigerung auszuführen vermocht. Das ist alles aber erst eine Spanne Jahre alt, der Verkehr ist erst im Entstehen. Die junge Generation muß erst heranwachsen, die von den neuen Kräften Gebrauch macht und Gebrauch zu machen weiß. Sie sehen aus diesen Andeutungen, daß ich Oesterreich wie ein großes ‚Wildland für deutsche Kultur‘ betrachte. Was, wir Deutschen haben halb Nordamerika für deutsche Kultur gewonnen und sollten aufgeben, was uns gehört! Keinen Fuß breit Boden würde ich als Deutscher aufgeben, der einmal mein. Sie, der Kleindeutsche, rechnen mit Kräften, die sind, mit den Zuständen, die vorliegen, ich rechne mit denen, die werden, auf die Zukunft spekuliere ich. Bis jetzt, hochgeehrter Herr, verzeihen Sie, lehrt jeder Tag, daß Sie Ihre Kraft verschwenden, weil die Gegenwart morgen eine andre. Auch wir Großdeutschen ernten nichts, aber wir rücken täglich der Ernte näher, eben weil wir für die Zukunft arbeiten, für Ziele, in die wir hineinwachsen. Für Ihre Ziele ist eigentlich Deutschland zu groß, Sie, der Kleindeutsche, wollen einen Teil davon aufgeben; für mich, den Großdeutschen, ist das Ziel zu groß, aber unsre Kräfte wachsen, und so werden wir mählich zur Erreichung geschickt.

Eins können Sie jedenfalls nicht leugnen. Ihre Ziele finden nicht bloß im Ausland, sondern auch im Inland heftigen Widerstand. Nie wird Süddeutschland sich Preußen unterordnen. Ich verfolge nur Ziele, denen sich alle Parteien unterordnen können, bei denen jeder wenigstens einige Befriedigung findet. Ich halte vom praktischen Gesichtspunkt aus dieses für absolut notwendig: stets ein so hohes, weites Ziel zu wählen, daß es alle ins Auge fassen können. Es ist für Deutschland sicher besser, ein größeres Ziel mit geeinigten Kräften verfolgen, als ein kleineres mit geteilten. Meine Maxime oder Taktik erlaubt mir, von den gegebenen Verhältnissen auszugehen, mich an die vorhandenen Kräfte zu lehnen, sie zu benutzen, ich stehe auf gesichertem Boden. Ihre Taktik beginnt mit der Zerstörung eines Teils der Kräfte, die da sind: um zu bauen, müssen Sie erst abtragen, was ist. Ich will das Ganze überwölben, sind die Umfassungsmauern da, das Dach zugedeckt, dann wollen wir im Innern schon Rat schaffen. Das hat keine Gefahr. Können Sie mir diese deutsche große Zukunft formulieren? werden Sie fragen. Nein, das kann ich nicht, aber ich brauch' es auch nicht. Dagegen weiß ich bestimmt, was für morgen nottut. Das ist Einigung, Uebereinstimmung aller Institutionen, welche geeinigt und gleichartig gemacht werden können, ohne der Souveränität der Einzelstaaten entgegenzutreten oder sie feindlich zu berühren. Dahin gehört Maß, Gewicht, Handelsrecht, Wechselrecht, Geld, Wehrorganisation, endlich der Verkehr. Dieses wunderbare Agens, was alle künstlichen

Dämme bricht. Gegen die Verkehrsentwicklung gibt es keine Rettung mehr, und mit ihr kommt Reichtum, Bildung, Freiheit, Einheit. Dann höchste Förderung der Bildung, nur die Freiheit hat Wert, die eine Funktion der Bildung ist. Fördern Sie um jeden Preis die Bildung, die Freiheit kommt dann von selbst. Nächstdem einiger, gewaltiger Kampf gegen außen! Wir gehen anders vorgebildet hinein als 1813. Wir müssen ihn nicht bloß unserthalben, wir müssen ihn auch um des Auslandes willen führen. Was Sie nach innen erringen wollen, das können Sie am leichtesten nach außen erfechten.

Und nun lassen Sie mich die lange Epistel schließen, sie wird Ihnen, hochgeehrtester Herr, ein Zeichen sein, welche Hochachtung ich vor Ihnen habe. Ich bitte Sie aber zu glauben, daß wir Großdeutschen nicht minder patriotisch denken wie Sie, und auch kein andres Ziel haben als Deutschlands Macht, Freiheit, Würde. Werden wir's erkämpfen? Schwerlich, aber nach uns kommen andre, tue jeder seine Schuldigkeit. Men are mere relays on the road of life, when one sinks, wearied or worn out, a fresh one comes forth, ready to take his place in the traces.

Ihre große Kraft unserm Ziel zu gewinnen, unsrer Taktik, das ist's, was ich möchte. Im Grunde wollen wir ja alle dasselbe, nur über den Weg dahin sind wir uneinig. Haben Sie die Erfahrungen der jüngsten Zeit so angeschaut wie ich, dann dürften vielleicht meine flüchtigen Andeutungen unsers Standpunktes, unsrer Ziele, unsrer Prinzipien einigen Wert für Sie haben. Vielleicht findet Ihr Takt, Ihr Patriotismus einen Weg, auf dem wir uns vereinen können." . . .

(Fortsetzung folgt)

Strahlungsenergien und Krankheiten

Von

Friedrich Dessauer, Chef-Ingenieur (Aschaffenburg)

Die Bewegung in der Medizin, die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts sich geltend machte und ausbreitete, die physikalische Richtung, hat im Laufe der letzten Jahre an innerem Werte unendlich gewonnen.

Damals besann man sich darauf, daß unser Körper in seinem Wohl und Wehe doch täglich von physikalischen Faktoren abhängig ist. Im Gegensatz zur ausgeprägt auf chemischer Basis beruhenden Therapie kam ein neuer von der Schule teilweise stark bekämpfter Zug in die Medizin. Man studierte die klimatischen Verhältnisse, die Meteorologie fand Beachtung. Die Wärmelehre, die Mechanik, vor allem auch die Elektrizität, wurden in den Dienst der Medizin gestellt; teilweise sehr gute Erfolge wurden von der neuen Richtung erzielt. Aber erst seit zehn Jahren etwa hat die Bewegung eine Bedeutung erlangt, die durchaus zwingend ist und schon jetzt — obwohl wir bei weitem noch nicht am Ende

sind — dem täglichen Wirken der Aerzte im Menschenleben ihren Stempel aufprägt.

An drei Männer knüpft sich wesentlich dieser Umschwung. Zwei davon sind Physiker, Röntgen und Becquerel, einer, der zu früh verstorbene Finsen, war Arzt. —

Vor wenigen Wochen fand zum zehnjährigen Gedenken der Entdeckung Röntgens in Berlin ein Gelehrtenkongreß statt, der wohl bei fünfhundert Aerzte und Naturforscher vereinte. Es war ein stiller Kongreß. Ueberraschungen brachte er nicht, aber er zeigte den Charakter des Arbeitsgebietes, dem er diente: ein ruhiges Arbeiten von vielen. Und obwohl die Beiträge der einzelnen fast alle klein sind, doch ein sehr rasches Vorwärtsschreiten im ganzen.

Aber für den aufmerksamen Beobachter, der auf Grund langer eigner Arbeit Symptome wohl zu werten weiß, trug er noch einen andern Charakter, den eines Anlaufes zu einem plötzlichen großen Fortschritt, den wir seit fünf Jahren vermissen. Zuerst unbewußt, dann immer stärker kam mir das Empfinden, daß dieser Kongreß mit seiner großen Revue einer vielgestaltigen Kleinarbeit und daß auch die Arbeit der Gegenwart unter dem Schatten eines großen nahenden Ereignisses sich abspiele. —

Diagnostisch und therapeutisch ist schon jetzt Enormes geleistet. Der Gesunde draußen ahnt gar nicht, welche Hilfe ihm die Verbindung von Physik und Medizin in stiller Arbeit schafft für die Tage der Krankheit. Er ahnt nicht, wie scharf und tief das Auge des „Radiologen“ dringt und welche Linderung die Strahlungsenergien in vielen Krankheitsformen bringen. —

Der physikalische Begriff der Strahlung, der „Radiation“, hat sich in der letzten Epoche sehr geändert. Verstand man früher darunter wesentlich die Wellenbewegung des Aethers, wie sie bei der Fortpflanzung der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität durch den trennenden Raum hindurch sich abspielt, so versteht die heutige Physik unter Strahlung im allgemeinsten Sinne die geradlinige Verbreitung einer Wirkung überhaupt. Auch jene Erscheinungen, bei denen es sich im Gegensatz zu den obenerwähnten reinen Energiestrahlungen um Bewegung kleinster Körperchen handelt, fallen unter den Begriff. Bei dem Phänomen der Kathodenstrahlung, bei der Kanalstrahlung Goldsteins, bei einigen Wirkungen der radio-aktiven Substanzen wissen wir ganz genau, daß sie materieller Art sind, daß sie aus Elektronen, jenen allerkleinsten Substituten der Materie bestehen, die durch Abtrennung aus Elementatomen frei werden, und auch diese Bewegungen werden Strahlungen genannt. Lange Zeit bestand auch eine viel diskutierte Hypothese, wonach das Wesen der X-Strahlung ein solcher Transport materieller Teilchen sein sollte. Auch jetzt ist es noch nicht ganz gewiß, daß es nicht so sei. Denn es decken sich manche Ereignisse und Eigenschaften, die wir beim Studium des Strahlungsphänomens beobachten, gut mit dieser Anschauung. Die Fähigkeit der X-Strahlung, alle Körper annähernd im umgekehrten Verhältnis ihrer Dichte zu durchdringen, läßt sich damit sehr gut erklären. Denn die Dichte der Körper beruht in letzter Linie auch darin, daß ihre Bestandteilchen,

ihre Atome und Moleküle in mehr oder weniger enger Zusammenlagerung sich befinden. Je größer die intraatomaren und intramolekularen Räume, desto größer die Chance für den herandringenden Strom kleinster X-Strahlenteilchen, ungehindert hindurchzutreten. So muß eine Absorption nach der Dichte begreiflich erscheinen. — Dennoch mußte diese Hypothese einer besseren von Wiechert Platz machen, wonach die X-Strahlen Energieimpulse, Aetherbewegungen sind.

Nach dieser jetzt in weiteren Kreisen der Fachgelehrten angenommenen Vorstellung handelt es sich um ganz plötzliche, disruptive Stöße im Aether im Gegensatz zu den gleichmäßigen Schwingungen der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität. Vermöge ihrer außerordentlichen Energie durchdringen sie die Stoffe und bringen in den Körpern, in die sie eintreten, jene gewaltigen und merkwürdigen Wirkungen hervor, die wir beobachten.

Fragen wir uns indessen nach dem Wesen dieser Wirkungen oder, um einen plastischen, wenn auch nicht ganz deckenden Ausdruck zu gebrauchen, nach dem „Mechanismus" dieser Wirkung, so lautet die Antwort durchaus nicht so einfach. Es ist eine ganze Summe von Ereignissen, die sich da in allen von X-Strahlen getroffenen Partien im ganzen Felde der Strahlung abspielt.[1]) Abgesehen von der Durchdringungskraft kommt den X-Strahlen eine starke chemische und fluoreszenzerzeugende Wirkung zu. Die photographische Platte wird alteriert, ähnlich wie durch das gewöhnliche Licht; mineralische Salze, wie Bariumplatinzyanür, geraten in Fluoreszenz. Aber nicht genug damit: im ganzen Strahlenfelde werden alle getroffenen Partien neuerdings Sitz und Ausgangsstelle weiterer Strahlenemission, der sogenannten Sekundärstrahlung. Diese Sekundärstrahlung verläuft äußerst divergent, diffus. Sagnac hat sie eingehend untersucht. Sie besteht aus X-Strahlen, die aus ihrer Bahn abgelenkt, regellos wandern; sie besteht weiter aus Schwingungen ultravioletten Lichtes und endlich aus Kathodenstrahlung.

Bei allen Effekten, die wir beabsichtigt oder unbeabsichtigt durch Röntgenstrahlen erzeugen, spielen alle diese Einzelwirkungen eine Rolle. Dadurch wird gründliches Studium auf diesem Gebiete sehr erschwert. Denn selbst wenn auch hier und da der einzelne Effekt stark überwiegt, sind die andern als störende Momente in Rechnung zu ziehen. Unendlich schwer ist es häufig, zu taxieren, welche Rolle diesem oder jenem der begleitenden Phänomene bei der Gesamtwirkung zukam.

Die diagnostische Anwendung des Röntgenverfahrens macht vorwiegend von zwei Eigenschaften der X-Strahlung Gebrauch: der Penetrationskraft und der chemischen Wirkung. Eben weil die Absorption von der Dichte des durchdrungenen Objektes abhängt, entspricht das Strahlengemenge in seiner Intensität nach der Durchdringung an jeder Stelle dem zu untersuchenden Gegenstand. Wo er dicht war, ist die Strahlung geschwächt, weniger wo spezifisch leichtere Partien im Wege waren. Wirken nun die Strahlen auf eine reagierende Ebene

---

[1]) Näheres hierüber in des Verfassers „Gesammelten Aufsätzen" Band I, Kapitel 1, Verlag von Stuber, Würzburg 1904/05.

auf eine photographische Platte oder eine fluoreszierende Ebene (Leuchtschirm genannt), dann entspricht die Reaktion in ihrem Grade der noch wirkenden Strahlungsintensität und diese war ja von der Dichte der durchdrungenen Substanzen bestimmt. So kommt denn eine Darstellung, eine Projektion der Dichtigkeitsverhältnisse zu stande. Und dies in der Tat ist das Wesen der diagnostischen Anwendung der X-Strahlung.

Das Wesen! Also eine Differentiierung von Dichtigkeitsunterschieden.[1]) Wir vermögen prinzipiell alles im menschlichen Körper mit Röntgens Methode wahrzunehmen, was in der Dichtigkeit irgendwelche Abstufungen, irgendwelche Graduation besitzt. Nicht unmittelbare Wahrnehmung dessen, was wir „gesund" und „krank" nennen, sondern nur Anordnung der verschieden dichten Organe, ihrer Maße und Ausdehnung, oft noch mit ihren einzelnen, auch in der Dichte verschiedenen Bestandteilen. So sehen wir bei einer guten modernen Extremitätsaufnahme nicht etwa bloß die Umrisse der Knochen, sondern vielmehr deren ganze Architektur, die einzelnen Knochenbälkchen, die stärkeren Muskelzüge, Sehnen, Gefäßbälkchen. Aus diesem Bilde nun hat der Röntgenologe wieder durch Schlüsse auf etwaige pathologische Verhältnisse seinen diagnostischen Nutzen zu ziehen, eine Kunst, „das Lesen des Röntgenbildes", die zwar zu hoher Vollkommenheit ausgebaut ist, aber ihrerseits eingehende Vorstudien und viel Uebung erfordert.

Damit ist aber auch zugleich die Grenze des Verfahrens gegeben, über die so viel Unklarheit in Laienkreisen, aber auch teilweise noch in Aerztekreisen herrscht. Vorgänge, die nicht mit irgendeiner Veränderung der Dichtigkeitsverhältnisse verbunden sind, können wir nicht nachweisen. Um ein Beispiel zu bringen: Würde im Becken ein Tumor entstehen, dessen Dichtigkeit dieselbe ist wie die des Gewebes, das er verdrängt, so sind wir nicht im stande, ihn zu finden.

Nun verlaufen fast alle größeren pathologischen Veränderungen unter Alteration der Dichtigkeitsverhältnisse. Wir brauchen da nicht nur an Knochenbrüche zu denken, wo die Frakturlinien ohne weiteres wahrnehmbar sind und die verlagerten (dislozierten) Teile in das Gebiet der weniger dichten Weichteile eindringen. Auch letztere selbst differentiieren sich. Das Herz hebt sich deutlich von den umgebenden Lungenbildern ab; seine Größe ist nach Levy-Dorns und Professor Moritz' Verfahren genau feststellbar. Man kann leicht die Atmung, die Zwerchfellbewegung sehen und kontrollieren. Neubildungen, Ergüsse im Brustraum sind nachweisbar. Ja sogar die wenigstens anfänglich minimalen, wenn auch später markanteren Dichtigkeitsveränderungen, die durch Lungentuberkulose im Anfangsstadium und später herbeigeführt werden, sind prinzipiell auffindbar, werden auch, dank der fortgeschrittenen Technik, häufig gefunden. — Es ist unmöglich, auch nur einen kleinen Teil jener Erscheinungen aufzuführen,

---

[1]) Vergleiche das Handbuch von Dessauer & Wiesner „Kompendium der Röntgenographie", Verlag von O. Nemnich, Leipzig 1905.

bei denen Dichtigkeitsveränderungen den Krankheitsprozeß begleiten und wo infolgedessen die „Durchleuchtung“ oder Aufnahme die Diagnose fördert, ja häufig überhaupt erst ermöglicht, immer die Fähigkeit, aus der Dichtigkeitsprojektion auf die Ursachen zu schließen, die Kunst des Röntgenologen, als vorhanden vorausgesetzt.

Aber nicht nur Wesen und Grenze, auch das Ziel der Röntgenmethode, ihrer immer weiteren Vervollkommnung, ist damit definiert. Denn naturgemäß sind alle Hilfsmittel der Technik, alle Apparate, die zur Erzeugung der Strahlen dienen, mehr oder weniger stumpfe Werkzeuge des Menschengeistes, die zu schärfen, immer mehr zu schärfen ja die eigentliche Ingenieurarbeit darstellt, damit so die zur Diagnose verhelfende Fähigkeit der X-Strahlung immer reiner hervortrete. Wir kennzeichnen also als Ziel, als Aufgabe der fortschreitenden Arbeit in der Technik des Röntgenverfahrens: „Ermöglichung immer feinerer und feinerer Differentiierung von Dichtigkeitsunterschieden.“ Das ist das Wesentliche.

Was nun die Technik im Laufe der zehn Jahre seit Röntgens Entdeckung in dieser Hinsicht gearbeitet und geschaffen, davon auch nur die Grundzüge zu geben, ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich. Jedenfalls läßt sich aber sagen, daß es viel ist, und daß bei allen Kämpfen der Weg, wie überall, vom Komplizierten-Mangelhaften zur vollkommenen Einfachheit geführt hat.[1])

Die Schwesterwissenschaft der röntgenologischen Diagnostik, die Therapie, ist jüngeren Datums; ihr steht die Hauptentwicklung noch bevor. Aber das läßt sich meines Erachtens jetzt schon behaupten, daß sie an Bedeutung nicht zurückstehen wird gegenüber der älteren Verwendungsart, und daß sie ähnliche therapeutische Applikationen, die Verwendung des Lichtes nach Finsen und die Verwendung radio-aktiver Substanzen, wie sie Becquerel entdeckte, überragt.

Hier kommen naturgemäß ganz andre, die Wirkung auslösende Momente in Frage. Der Mechanismus der Wirksamkeit der X-Strahlung und der andrer Strahlungen ist noch nicht sicher bekannt. Es kommen eben hier zu viele Umstände in Betracht.

Zunächst die chemische Wirksamkeit der X-Strahlen selbst, die ihnen ja zweifellos zukommt und die wohl auch im Körper sich äußert. Ihre Fähigkeit einzudringen ermöglicht Wirkungen bis zu gewissen, allerdings, wie festgestellt wurde, sehr begrenzten Tiefen. Ueberall aber, wo X-Strahlen in Stoffe eindringen, bewirken sie, wie wir oben sahen, die Bildung neuer sekundärer Strahlungen. Unter diesen Sekundärstrahlen kommt den diffusen X-Strahlen wohl geringere Aktionskraft zu als den eminent chemisch wirksamen ultravioletten Schwingungen und der Kathodenstrahlenbewegung, die auch in diesem komplexen Gemenge nachgewiesen ist.

Der ursprüngliche Entdecker der Röntgentherapie, Freund in Wien, war lange der Anschauung, daß die Wirkung, die er in den bestrahlten Hautzellen

---

[1]) Vergleiche des Verfassers Broschüre „Rückblick auf die Entwicklung der Röntgentechnik“, bei O. Nemnich, Leipzig.

beobachtete und die er eben zuerst bewußt als Heilwirkung verwendete, wesentlich elektrischen und leuchtenden Begleiterscheinungen zuzuschreiben sei. Das stellte sich im Laufe der Entwicklung der Dinge als unrichtig heraus. Tatsächlich sind die X-Strahlen irgendwie Träger der Wirkung, die dann in den bestrahlten Körpern zur Geltung kommt. Aber wie sich das nun abspielt, darüber eben ist nicht allzuvieles sicher.

Heinecke, Scholtz, Linser, Perthes und andre haben ungemein wichtige Untersuchungen über die physiologische Wirkung der Strahlung, hauptsächlich durch Tierversuche, gemacht. Wie wirken die Strahlungsenergien eigentlich, wie reagiert die Zelle? Nun, eines scheint bei allem als sicher sich zu ergeben. Die Zellen reagieren auf den Ansturm der Strahlung verschieden, und zwar derart, daß junge, in der Entwicklung begriffene, protoplasmareiche Zellen eher erliegen als reife, normale Zellen. Also eine gewisse Elektion in der Wirkung existiert, und auf ihr beruht im wesentlichen die Anwendung der Strahlungsenergien, insbesondere der Röntgenstrahlen bei der Therapie der Hautkrankheiten.

Hier wird ja hundertfältig alltäglich von dieser neuen Therapie Gebrauch gemacht. Eine große Zahl von Hauterkrankungen, auch oberflächliche bösartige Geschwüre, insbesondere Krebs, erliegen der Strahlung gänzlich oder werden doch eminent günstig beeinflußt. Das gehört bereits zum täglichen Brot des modernen Dermatologen, zum praktischen Heilschatz der Medizin. Seitdem zumal durch Holzknecht eine, wenn auch nicht ganz exakt begründete, doch empirisch als ziemlich zuverlässig bewiesene Dosierung der Bestrahlung eingeführt wurde, die wenigstens Verletzungen durch übermäßige Applikation ziemlich sicher ausschließt, seitdem ist die oft recht hartnäckige Skepsis gleichzeitig mit der Angst gewichen und die Hautbehandlung einschlägiger Fälle mit Röntgenstrahlen durch den kundigen, wohl in der Methode unterrichteten Arzt eine recht harmlose und wegen ihrer Schmerzlosigkeit sehr beliebte Therapie.

Ein ganz besonderes Kapitel der Technik solcher Apparate ist der Herstellung geeigneter Schutzstoffe und Schutzvorkehrungen gewidmet. Einmal muß die Bestrahlung erkrankter Hautpartien unter sorgsamer Abdeckung der gesunden Umgebung durch recht dichte und damit undurchlässige Substanzen erfolgen. Dann aber, und das ist fast noch wichtiger, muß der sich schützen, der täglich durch seinen Beruf in die Sphäre der strahlenden Energien geführt wird: der Ingenieur und der Arzt. Ist doch, so klein auch durch die Holzknechtsche Methode für den Patienten die Gefahr einer sogenannten „Röntgenstrahlenverbrennung“ geworden ist, für den berufsmäßig arbeitenden Ingenieur und Arzt die Schädigung auch heute noch in ständig drohender Nähe, denn durch den täglichen Verkehr mit den Apparaten, sei es im Laboratorium der Fabrik, sei es im Untersuchungszimmer, wird die Wirkung der Strahlen durch die hundertfältige Wiederholung gefährlich. Sie sammelt sich, und trotz Schutz ist auf die Dauer, wenigstens dem Ingenieur und dem mit der Erzeugung der im Verfahren nötigen Vakuumröhren beschäftigten Techniker, die Schädigung sicher. Bei einigen Aerzten hat dies in früherer Zeit naturgemäß — in der letzten Zeit wohl fast nur durch

Unvorsichtigkeit — zu ernsten Verletzungen geführt. Zwei Techniker sollen bereits an den Folgen einen ziemlich unangenehmen Tod gefunden haben, während Ingenieure, wenigstens solche, die, wie der Verfasser, von Anfang an mitarbeiteten und in früherer Zeit, als man die schrecklichen Wirkungen noch nicht kannte, sich ernste Schädigungen zuzogen, jetzt immer nur im Bewußtsein einer sehr großen und sehr nahen Gefahr ihre berufsmäßigen Arbeiten ausführen.

Der Schutz der die Krankheitsherde umgebenden gesunden Partien vor den Bestrahlungen geschieht durch Bleifolien oder andre schwer durchlässige Gebilde. Holzknecht-Wien und Alsberg-Kassel haben sehr praktische Schutzfolien angegeben, die den Vorteil der Undurchlässigkeit mit dem der Schmiegsamkeit und der Möglichkeit gründlicher Reinigung vereinigen. Um die oberen Schichten von Körperhöhlen zu bestrahlen, werden Tuben (Spekula) mit schwer durchlässigem, stark bleihaltigem Glase, wie sie Gundelach auf den Markt brachte, benutzt. Der Arzt und der experimentierende Ingenieur halten sich bei der Arbeit hinter großen fahrbaren, aus solchem schwerdurchlässigen Glase hergestellten Wänden auf, die zwar durchsichtig sind für die Strahlen des Lichtes, dagegen wegen ihres hohen spezifischen Gewichtes die Röntgenstrahlung fast ganz absorbieren.

Lassar-Berlin und andre haben auf dem Röntgenkongreß wiederum eine ganze Reihe von carcinomatösen Erkrankungen, die unter Einfluß von Röntgenbestrahlung und Radiumbestrahlung geheilt zu sein scheinen oder aber doch sicher ungemein gebessert sind, vorgestellt. Berichte über auffallend günstige Beeinflussung oberflächlicher Carcinome (Krebs) und Sarkome sowie sehr gute Resultate der bis jetzt so ganz unheilbaren Leukämie in Verbindung insbesondere mit oft riesigen Milztumoren sind zu Hunderten in der Literatur angehäuft. Es leben jetzt schon sehr viele Menschen, die ohne die Applikation der Strahlenenergien dem Tode sicher verfallen wären. Abgesehen von den Tausenden, welche die durch die Röntgenuntersuchung korrigierte Diagnose jährlich rettet, gilt dies auch von den Hauterkrankungen und in neuerer Zeit von oberflächlichen malignen Neubildungen und dem tiefer sitzenden Krankheitsprozeß der Leukämie. Deshalb hat Professor Dr. Geigel-Würzburg [1]) ganz recht, wenn er sagt, daß auch dann der Gewinn nicht klein wäre, wenn bei künftig besserer Anwendung nicht mehr herauskommen sollte. Aber es wird sicher noch mehr herauskommen.

Die Versuche, tiefliegende Krankheitsherde mit Röntgenstrahlen und Becquerelstrahlung günstig zu beeinflussen, sind mit wenigen Ausnahmen bis jetzt als gescheitert anzusehen. Von den vielen Gründen, die hier mitspielen, kommen vom physikalischen Standpunkte wesentlich zwei in Betracht. Die günstige Beeinflussung beruht ja wohl, wie wir vorhin sahen, auf einer Art Elektion. Die gesunden, kräftigen Zellen widerstehen lange dem Ansturm der strahlenden Energie,

---

[1]) „Die neuen Strahlen in der Therapie“ von Professor Dr. R. Geigel, Würzburger Abhandlungen aus dem Gesamtgebiet der praktischen Medizin. A. Stubers Verlag, Würzburg, Seite 213.

während Neubildungen, die mehr aus protoplasmareichen, im ständigen Bildungs- und Zerfallprozeß stehenden Zellen bestehen, erliegen. Auf die Dauer aber natürlich müssen auch die reifen, stabileren Zellen erliegen. Nun kommt aber in Betracht, daß von den X-Strahlen fast nur diejenigen zu wirken scheinen, die in den obersten Schichten absorbiert oder zur Sekundärstrahlenbildung verbraucht werden. Mit der wachsenden Durchdringungsfähigkeit nimmt rapid die Aktionskraft ab und wird darum schon in geringeren Tiefen verschwindend klein. Außerdem nimmt die Wirkung auch noch im Quadrate der Entfernung vom Strahlenerzeuger ab. Wollte man daher nach diesem Stande der Dinge mit den heutigen zur Erzeugung der X-Strahlen gebauten Apparaten einem im Abdomen sitzenden Tumor zum Beispiel eine therapeutisch wirksame Dosis X-Strahlen zuführen, so würden lange vor Erreichung dieses Zieles die gesunden Oberflächenschichten durch den Einfluß der Strahlen zerstört werden.

Wir können also in der Tiefe nicht applizieren. Der andre Grund aber ist, daß wir das Maß der Wirkung in der Tiefe nicht kennen, wir können also dort auch nicht dosieren.

So weit etwa sind wir jetzt. Freilich konnte ich den größeren Teil der inneren Zusammenhänge der Strahleneigenschaften und Wirkungen nicht einmal andeutungsweise erwähnen. Dennoch kann die Lage im wesentlichen so aufgefaßt werden.

Nun fragt es sich aber: Ist denn überhaupt noch ein Fortschritt zu erwarten; werden wir nach dieser Lage der Dinge jemals hoffen können, in jenes trostlose Gebiet der Medizin der tiefliegenden malignen Tumoren, insbesondere der Krebse, mit den strahlenden Energien einzudringen?

Um diese Frage wenigstens vom physikalischen Standpunkte anzugreifen, habe ich schon auf dem Röntgenkongreß darauf hingewiesen,[1]) daß die Forderungen zur Erzeugung der X-Strahlen für Therapie andre sind und andre sein müssen wie in der Diagnose. Wir bestrahlen zurzeit mit Apparaten, die zur diagnostischen Ausnutzung geeignet sind, und mit solchen X-Strahlungen. Man kann die Erzeugungsbedingungen technisch anders gestalten und damit auch die Qualität der Strahlung viel mehr den Anforderungen der Therapie, gerade diesen Anforderungen anpassen. Man kann vom physikalischen Standpunkte aus, wie ich an andrer Stelle[2]) zeigte, die Versuchsanordnungen so treffen, daß tatsächlich sehr große therapeutisch wirkende Strahlenmengen *in die Tiefe dringen. Man kann unter wesentlich günstigeren Bedingungen in der Tiefe bestrahlen, als es jetzt geschieht.*

Welche Erfolge wir davon zu erwarten haben, darüber kann nichts gesagt werden. Es gilt hier, sich vor enthusiastischen Hoffnungen gerade so zu hüten,

---

[1]) „Ziele der Röntgentechnik“, Vortrag gehalten auf dem Röntgenkongreß in Berlin 1905, siehe „Archiv für physikalische Medizin“ Heft 1, Verlag O. Nemnich, Leipzig.

[2]) „Medizinische Klinik“, Heft 21 und 22 unter dem Titel: „Beiträge zur Bestrahlung tiefliegender Prozesse“, Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin.

wie vor übermäßiger, jedem frohen Fortschritt hinderlicher Skepsis. Arbeiten und nur Arbeiten und Untersuchen allein kann hier Klärung bringen und vielleicht auch, wenn auch nach manchem Irrweg und manchem vergeblichen Weg, hilfreichen Fortschritt auf dem so großen und segensreichen Grenzgebiete der Physik und der Medizin.

Die Schatten der Kunstkritik

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

Die Verwaltung eines Staates ruht in schlechten Angeln, wenn zwar die wenigen Zentralstellen, nicht aber die subalternen Aemter mit tauglichen Beamten besetzt sind. Wer über den Zustand unsrer Kunstkritik spricht, darf nicht nur die Tätigkeit derer, die mit geistiger Potenz nutzen oder schaden, ins Auge fassen. Sehr groß ist die Zahl der andern, denen Gott durch des Verlegers Hand nichts als ein Amt verliehen hat.

Gebildete Menschen sind in Verlegenheit, sich gegen ungebildete zur Wehr zu setzen. Lieber leiden sie Unbill, daher bleiben gerade die Urteile der weniger berufenen Kunstrichter gewöhnlich unangefochten. Sie werden nicht in die Debatte gezogen und stiften, weil jedes gedruckte Wort einen Wirkungskreis hat, doch Schaden — bei den Nachbetern der Druckerschwärze. Nicht verhüten, nur langsam einschränken kann diesen Schaden die passive Reaktion der denkenden Leser.

Dem Publikum werden die Kunstführer von den Verlegern und Redakteuren bestellt. Nicht immer besitzt der Leiter der Zeitung ein Gewissen, vor dem er seinen Einfluß auf den Geschmack der Leser verantworten könnte; mitunter fehlt ihm auch die Voraussetzung des Gewissens: die Einsicht. Der Zeitungsmachthaber hat die Aeußerungen der freien Ueberzeugung des Kritikers unbedingt zu respektieren; er soll aber für das Vertrauensamt den fähigen Mann finden wollen. Versteht er das nicht oder schwankt sein Wille zwischen zweierlei Billigkeit, so bleibt nur die Hoffnung, daß ihn sein Vorteil eines Besseren überführe. Zwischen ehrlicher und unehrlicher, fruchtbarer und selbstsüchtig zerstörender Kritik unterscheidet das Publikum freilich in der Regel nicht; doch der Klügere behält am Ende auch bei der Menge recht. In Stadt und Städtchen läßt sich die Erscheinung feststellen, daß dem ignoranten Kritiker das Blasrohr der größeren Zeitung auf die Dauer wenig nutzt. Auf dem Gebiete der Kunstkritik verschafft der bessere Kopf auch dem kleineren Blatte allmählich vorherrschende Geltung. Der Prozeß vollzieht sich langsam, doch vollzieht er sich ziemlich regelmäßig.

Solange nicht allen Verlegern mit dem Gelde, das sie zur Herausgeberschaft einer Zeitung ermächtigt, wie durch ein Naturgesetz Begabung und Verantwortlichkeitsgefühl verliehen sind, solange es Zeitungsleiter gibt, die bei der Auswahl

ihrer Kritiker beweisen, daß sie der ihnen mittelbar anvertrauten Pflege des Kunstgeschmacks nicht die notwendige ernste Würdigung angedeihen lassen, bleibt die Selbsthilfe des Publikums das einzige, wenn auch unzulängliche Mittel gegen das Kritikerproletariat.

An dem Verhältnis wechselseitiger Befruchtung, in dem Schaffender und Genießender, Künstler und Publikum zueinander stehen, hat selbstverständlich auch der Kritiker teil. Ihm ist der Platz zwischen den beiden Faktoren angewiesen, und er ist ihr ehrlicher Makler. Künstler und Publikum haben daher unzweifelhaft das Recht, einen unbrauchbaren Vermittler abzulehnen. Doch sind äußere Verhältnisse, träge Gewohnheit und Mangel an Mut „drei Gewaltige“. Der Schaffende duldet die Mißhandlung und die kaum minder schmerzhafte Anerkennung von Böotiern; weiß er doch, daß ihm jede Auflehnung gegen Unverstand und Entstellung als anmaßende Empfindlichkeit, die „Kritik nicht ertragen“ wolle, ausgelegt werden würde.

Auf einen wissenden und urteilsfähigen Kritiker hat das Publikum Anspruch, der Kritiker seinerseits selbstverständlich auf die volle Freiheit und Unabhängigkeit seiner Meinung. Da jedes aufrichtige Verhältnis zur Kunst individuell ist, kann die unheimliche Einheit mit den viel tausend Köpfen, Publikum genannt, dem Kritiker unmöglich einen bestimmten Geschmack vorschreiben, der in jedem einzelnen Falle erst durch ein Plebiszit festgestellt werden müßte. Doch auch die Geschmacksäußerungen der Mehrheit sollen für das Urteil des überzeugten Mannes ohne Einfluß sein. Meinungsgegensätze sind für die allgemeine geistige Entwicklung nie ohne Wert. Der Kritiker rege die selbständige Denkkraft seiner Leser an und wirke in der Methode des Sehens und Hörens auf das Publikum erziehlich. Es verstehen nicht allzu viele, ein Kunstwerk zu sehen und zu hören — und man darf sagen: auch Kunst recht zu genießen, ist eine Kunst. Wichtiger als das Urteil des Kritikers sind demnach seine Urteilsgründe.

Die Analphabeten der Kunstkritik, die nach handlichen Klischees Reporterphrasen prägen, sich über ihre geistige Ohnmacht in dem Bewußtsein ihrer äußeren Macht recken, haben es bald heraus, daß es schwer ist, künstlerische Absichten zu würdigen, leicht dagegen, sich mit blutrünstiger Phraseologie den Schein geistiger Erhabenheit zu stehlen; Todesurteile zu sanktionieren gehört ja in die Prärogative der Krone. Diese Leute, mitunter sogar halbwüchsige Jungen, schöpfen nichts aus der Kunst und geben nichts aus ihr weiter. Sie haben zur Kritik keine andre Beziehung als die, daß sie die Plätze von Kritikern einnehmen.

Begreiflicherweise, wenn auch nicht eigentlich mit Recht, bringen sie die Kritik in Mißkredit. Man spricht kurzweg über das Unnütze, ja Schädliche der Kunst- und besonders der Tageskritik, indem man deren Unzulänglichkeiten und Entartungen mit ihrem Wesen und Zweck verwechselt. Schon diese leidige Gewohnheit sollte den Kritikern von Beruf ein Sporn sein, an der Beseitigung des Kritikerproletariats selbst mitzuarbeiten und sich hierbei weder von falscher Kollegialität rühren, noch von falscher Vornehmheit lähmen zu lassen. Vor allem will's die Sache.

Gewiß ist es nicht bloß die Pseudokritik der Unfähigen, sind es in nicht geringerem Maße auch hervorragende Potenzen und bestimmte Typen der Kunstkritik, gegen die sich ernste Erwägungen richten. Dürfen wir deshalb die primitiven Schäden übersehen?

Es fehlt nicht an Vorschlägen, wie dem Proletariat der Kunstkritiker beizukommen wäre. Man dachte an gewisse Bürgschaften für die Qualifikation des Kritikers, an Prüfungszeugnisse und an eine Kontrolle durch die Staatsgewalt. Diese Absichten gehen von der Betrachtung aus, daß jeder Schuster und jeder Schneider das Handwerk erlernt haben müsse, ehe er sein Gewerbe ausüben dürfe, während sich ein dummer und ungebildeter Mensch, wenn er nur die erforderliche Dreistigkeit aufbringe und eine gefällige Ablagerungsstätte finde, das öffentliche Richteramt über die feinsten und heikelsten Interessen der Nation, ihre künstlerischen Leistungen, anmaßen könne. Dem abzuhelfen, versucht man es mit der Einschienung werdender Schriftsteller, Journalisten und Kritiker in bestimmte Vorstudien. Aber die Hochschulkurse für Journalisten — Amerika hat damit begonnen, und an der Züricher Universität wird eben jetzt eine Lehrkanzel für diese Disziplin errichtet — können in der Praxis immer nur fakultative Bedeutung erlangen. Für die allgemeine Bildung des Geistes dienen dem Schriftsteller die allgemeinen Bildungsmittel, und weiterhin ist ihm das Leben in allen seinen Formen eine Bildungsstätte, die ihn bis zum letzten Atemzug und Federstrich nicht entläßt; die Bildung des Herzens bringt ihm überhaupt kein Professor bei. Den sicheren Werten der Zweckbildung von Fachschriftstellern (Kritikern) ständen besondere Gefahren entgegen, wenn gelehrter Doktrinarismus und engherziges Spezialistentum zwar ein begrenztes Wissen vervollständigten, aber den freien Blick und das unbefangene Gefühl einengten. Es wäre sehr wünschenswert, daß unsre Schauspielkritiker nicht nur zur Not in Literaturgeschichte und Dramaturgie Bescheid wüßten, sondern sich auch in Philosophie und Aesthetik, in der Kulturgeschichte, in den sozialen Einrichtungen, im Wissensgebiete aller freien Künste und speziell in der Kostümkunde und in den theoretischen Behelfen der Schauspielerei gut unterrichtet zeigten.

Die Kunstkritik hat die „historische Methode“ überwunden, doch wird gewiß niemals irgendeine Kunst ohne inneren Zusammenhang mit ihrer geschichtlichen Entwicklung bestehen. So sicher das Wissen des Kunstrichters die historische Kunstentwicklung beherrschen soll, so wenig soll er sich von ihr beherrschen lassen. Gerade ebenso verhält sich die lebensvolle Kritik zur schulgerechten Aesthetik. Sind wir zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß jedes Kunstwerk seine besonderen Gesetze in sich trägt, daß Vorschriften nicht der Theoretiker, nur der Schaffende zu geben hat und daß es der Kritik zunächst obliegt, am Werke zu prüfen, ob dem Gedachten der Ausdruck, dem Wollen das ihm angemessene Können entspricht: so kann doch weder die Kunst noch die Kritik einen Rest von Normen, die sich in der Erfahrung bewährt haben und immer wieder bewähren, ohne weiteres ungültig machen. Um etwa richtig zu erkennen, ob sich ein Schauspieldichter, der in einem bestimmten Fall überlieferte Kunstformen verneint, auf

das Recht innerer Notwendigkeit berufen darf oder ob sich seine „Originalität" nur als unzulängliches Können erweist, genügt es nicht immer, sich mit der Wirkung des Gegebenen zu bescheiden; es gilt auch, zu ergründen, ob nicht die Wirkung bei andrer künstlerischer Motivation eine vollkommenere gewesen wäre. Darüber kann nur der gebildete Kritiker entscheiden, der das Neue an dem Ueberlieferten vorurteilslos mißt.

Mangel an historischer Bildung half, um auf ein grelles Beispiel zu weisen, in einer jüngeren Literaturperiode tüchtig mit unsre alten Tempel zu schänden und Blasphemien zu begehen. Die Unbildung war im vielfach unwürdig geführten Kampfe gegen Schiller der dritte im Bunde mit Fanatismus und Selbstüberhebung. Fanatismus und Unbildung sind fast immer gepaart. Alle Religionskriege zeigen es. Die Stifter der Religionen und Sekten und die Reformatoren waren Dichter und Denker, ihr stilles Werk konnte erst durch Ströme ruchlos vergossenen Blutes ans Ziel dringen, an das Ziel, den Menschen den Frieden des Herzens zu schenken. Man muß daran glauben, daß die Greueltaten, weil ohne sie keine gewaltige Umgestaltung vor sich ging, Notwendigkeiten waren. Die Schöpfer und die kritischen Führer der jungen Literatur, die unter anderm unsre dramatische Produktion einerseits von dem Schiller- und andrerseits von dem Sardou-Epigonentum befreiten, verloren selbst nicht den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit, sie hatten auch mit der törichten Verunglimpfung Schillers nichts zu schaffen, die blieb fast ausschließlich den jugendlich ungereiften Bilderstürmern vorbehalten. Die Konservativen im literarischen Bürgerkriege ließen sich leider vom Parteieifer verleiten, die Begleiterscheinungen jeder starken Bewegung, den wilden Troß, willkürlich als Prokuristen der neuen Kunstfirma anzusehen und in den Schreiern den Naturalismus zu bekämpfen. Das half natürlich wenig. Die Naturalisten waren doch die Erben, nicht etwa die Urschöpfer des psychologischen Romans und des charakteristischen Dramas; die Erben, die das ihnen von der historischen Entwicklung zugebrachte Erbe vermehrten und es an neue Umgestalter weitergaben. Immer wieder muß das Zukünftige an die Vergangenheit anknüpfen. Wir wachsen hinaus und kommen zurück. Die Eiferer aber, die ebensowenig Vor- als Rückschau haben, huldigen einem Baal, der einmal nicht die Kinder, sondern die Väter frißt. Und zu diesen Vätern versammeln die Zeloten gar bald alle, denen noch vor kurzem ihr Opferduft rauchte. Es ist die Manie der Kunstschreier, immer wieder für die Neueren die Alten, für die Neuesten die Neueren zu schlachten. Und dann vergleicht man, was vielleicht gar nicht verglichen sein darf, und nennt auch das frisch-fröhliche Abmurksen verdienter Zeitgenossen „vergleichende Methode". Weil Ibsen dem Zeitgeiste die tiefsten Spuren schlug, behandeln seine Pfaffen Björnson, als wäre dieser ein Idiot, und der einst überlaut gefeierte Sudermann hat Hauptmanns Zeitgenossenschaft zu büßen, als hätte er silberne Löffel gestohlen.

Die Kunstkritik beherrsche, wie gesagt, alle Theorie, aber sie erstarre nicht in der Theorie, die unsre besten Köpfe mit vieler Mühe endlich in die ihr gebührenden Schranken gewiesen haben. Wissenschaft läßt sich erlernen, künstlerische

Betätigung nicht, da ist das Studium nur notwendige Hilfskraft. In einem gewissen Maße ist jede Art von Schriftstellerei Kunst, und die Beziehungen der Kritik zur Kunst sind überdies besonders rege. In keiner Kunst ist ein guter Wisser schon verbürgtermaßen ein guter Kenner, geschweige denn ein guter Könner. Die Fähigkeit, Kunst recht zu verstehen und zu erläutern, kann der Ausbildung nicht entraten; sie ist aber, wie die produktive Begabung, nur dort vorhanden, wo sie angeboren ist. Selbst in der schriftstellerischen Technik — und wir fassen hier die besondere Technik des Kritikers ins Auge — lassen sich nur begrenzte, nicht maßgebliche Erfolge durch Unterricht und Uebung erzielen. Das ist mit jeder künstlerischen Technik so. Man frage die Professoren an den Schauspielkonservatorien, welche verzweifelte und unfruchtbare Plage ihnen jene jungen Leute verursachen, die ein irrtümlicher Drang dem Schauspielerberufe zutreiben will! Es mögen geistig und körperlich wohlgewachsene Menschen sein. Sie mögen befähigt sein, Mannigfaltiges in sich aufzunehmen und richtig zu verwerten, was sich eben erlernen läßt, nur gerade die Kunst nicht. Künstlerische Technik — und auch die des Schriftstellers und Kritikers — ist ein Ding, das sich von dem persönlichen Wesen des Künstlers gar nicht recht scheiden läßt. Der beste Lehrmeister kann, um im obigen Beispiele fortzufahren, dem untalentierten Schauspieler theoretisch und praktisch explizieren, welche beredte und feine Sprache das stumme Spiel der Hände zu führen berufen ist, und die Hand des Schülers mag es schließlich erlernen, zur Not das Uebel ihres Daseins zu verbergen, aber sie bleibt nichtssagend, diese Hand, wenn die erlangte Fertigkeit nicht einem eingeborenen diskreten Ausdruckstriebe gehorcht. Ein gelehrter Kritiker duze sich mit Aristoteles und Lessing, Devrient und Laube, Bulthaupt und Fontane, Bahr und Harden, er wird, wenn er nicht imstande ist, Neues neugestaltend auf sich wirken zu lassen, doch nur Stiefelleder über alte Leisten schlagen. Mit tadellosen Augen kann einer sehr wohl blind sein für die schönen und zarten Ausdrucksformen der Psyche im verwandlungsfähigen Menschenantlitz. Und selbst der sprachliche Stil läßt sich nur bis zur korrekten Mittelmäßigkeit erlernen, zu einem Kunst empfangenden und weitergebenden Instrumente macht ihn nur die Begabung, die Eingebung.

So sind wir nicht nur befugt, das Proletariat der ungebildeten Pseudokritiker als **Krebsübel** der landläufigen Kritik zu bekämpfen, wir müssen auch, damit nicht Beelzebub den Teufel vertreibe, dem Proletariate der gelehrten aber unkünstlerischen Kritiker nach Kräften vorbeugen. Man sage nicht, daß es in *jedem* Falle wünschenswert ist, den ungebildeten durch den gebildeten Kritiker zu ersetzen; der gelehrte, aber unfähige Kritiker kann möglicherweise mit seiner größeren Autorität auf dem auch ihm wesensfremden Boden der Kunst schlimmeren Schaden stiften als der Skribifax, der Reporter.

Die Werte der Schriftstellerhochschulkurse wären williger anzuerkennen, wenn man Sicherheit hätte für eine verständnisvolle und gewissenhafte Auswahl des Zöglingsmateriales und die rücksichtslose Zurückweisung der Unbrauchbaren. Da müßten wir aber, was sehr schwer möglich ist Bürgschaften dafür haben, daß

nur vollkommen geeignete Männer: Künstler, die Gelehrte — Gelehrte, die Künstler sind und denen die ernste Aufgabe wichtiger ist als eine große Gefolgschaft von Jüngern, Sichtung und Prüfung vornehmen. Die Frage wird akut erst dann, wenn einmal das Fachschulzeugnis besonderen Kurswert bei den Zeitungsleitern erlangen sollte.

Der Gedanke an irgendwelche, über die Besetzung von Lehrstühlen hinausgehende Fürsorge, die der Staat der Kritik angedeihen ließe, ist unbedingt abzuweisen. Alles Politische verträgt sich übel mit der Kunst, Kunstpolitik hat niemals, nicht einmal bei den literarischen Preisausschreibungen, gute Früchte getragen. Meistens, wenn Staaten und Höfe sich in der Kunstfürsorge durch Pflichten nicht gedeckte Rechte aneigneten, schädigten sie die freie Entfaltung. Das gilt von den Museen und Galerien gerade so wie von den Hoftheatern und den behördlichen Repressivmaßregeln gegen jeden neuen, also umstürzenden Geist in der Literatur und auf den Bühnen. Die glänzenden Ausnahmen — Goethes Karl August, Wagners Ludwig und der Schöpfer der Meininger Musterbühne — beleuchten nur die Regel. Man weiß, welche Machteinflüsse störend in die Republik der bildenden Künstler Berlins und des Deutschen Reiches einzudringen suchen, und wie da und dort auch die Ambitionen politischer Parteien die künstlerische Entwicklung durch Außenmittel hemmen. Noch immer tragen die deutschen Hoftheater Schnürmieder, die vielen von ihnen die Seele abpressen; zu dem Hinauswurf der „Rose Bernd" aus dem k. k. Hofburgtheater im Februar 1904 kam, als hätte man das Abstruse noch karikieren wollen, vor einigen Tagen das Schildaer Stücklein einer Hoftheatervorsehung, die, wenn man Zeitungsmeldungen trauen darf, ein für allemal sämtliche Stücke Hauptmanns von den weltbedeutenden Brettern Dessaus verbannte. In der Zensur, dieser im legitimen Ehebette von Vater Polizeigeist und Mutter Kunst gezeugten Mißgeburt, kommt das Kulturfeindliche der staatlichen Bevormundung der Kunst zu schmerzlichster Geltung. Freilich ist der Staat dafür, ob seine Ueberrechte von seinen Organen minder schlecht oder ganz schlecht ausgenutzt werden, nicht einmal ernstlich verantwortlich; denn das ist Zufall; an und für sich verwerflich ist das politische Prinzip in der Kunst, das Prinzip, das einer bestimmten Vereinigung, einer Mehrheit oder einer Person die Macht der Gnade und Ungnade über den Geist der Schöpfer und aufwärtsringender Geisterverbindungen („Richtungen") einräumt. Natürlich stehen die weltliche Macht ausübenden Künstlerassoziationen genau ebenso unter dem politischen Prinzip wie der Berliner Theaterzensor oder irgendein vom Jesuitenhut der lex Heinze beschatteter Landtag.

Die Errungenschaft einer sozusagen freien Presse — ist sie wirklich frei? — wird man sich auch nicht auf dem wichtigen Gebiete der Kunstkritik von der Staatsfürsorge beeinträchtigen lassen. Es steht schon schlimm genug mit der Unabhängigkeit vieler Kunstrichter, die an den Halftern ihrer Cliquen hängen; um so weniger können wir neue Normen wünschen. In den freien Berufen und den freien Künsten soll die freie Konkurrenz allein herrschen. Die Disziplinierung der Kunstrichter durch den Staat kann nicht mehr erstreben, als ihnen die Er-

langung ihrer Bildungsmittel zu erleichtern, jeden Zwang verbietet auch das Andenken der geistigen Werte, die nichtdiplomierte Autodidakten je geschaffen haben.

Neben den Proletariern und den Zünftlern gibt es noch andre primitive Gebreste in der Kunstkritik, gegen die allerdings das Gesetz, und zwar das Strafgesetz, anzurufen wäre. Weit verzweigt sind die Aeste und Aestchen der Korruption. Wer tiefer in den Organismus der Presse geblickt, die ungeheure Fülle von geistiger Arbeit, Nervenkraft und Hingebung an unpersönliche Interessen würdigen gelernt hat, die der harte Beruf für das Eintagsleben des Zeitungspapiers fordert, verlernt den Hochmut und hütet sich, Schlagworte nachzulallen, deren eines die Pauschalverdächtigung der ganzen Presse und eines ehrenhaften Standes ist. „Für fremde Menschen arbeiten wir, geben unsre besten Jahre hin, und an uns selbst zu denken, haben wir vergessen" — sagt der Journalist Paul Warkentin in Halbes „Mutter Erde". Es gehört zu den schönen deutschen Nationaleigentümlichkeiten, daß wir eine Ueberzeugungspresse besitzen. Engländer und Franzosen haben sie nur in geringem Maße. Sie ist eine der Prägungen des deutschen Idealismus. Man könnte von der gesinnungslosen und korrupten Presse nicht als von einer Entartung sprechen, wenn wir nicht eine gute Meinung vom rechten Wesen der Presse hätten. Nicht anders, gewiß, verhält es sich mit der moralischen Würde der Kunstkritik. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Oeffentlichkeit mitunter abscheuliche Ueberraschungen auch an hervorragenden Persönlichkeiten des Kritikerstandes erlebte. Es sei an die Enthüllungen mehrerer Korruptionsprozesse jüngerer Zeit erinnert, in denen namhafte Kritiker, die lange Zeit für unantastbar gegolten hatten, die traurigste Rolle spielten. Erfreulicherweise war es immer die Kollegenschaft, von der das Ausbrennen solcher Eiterbeulen ausging, und das ist das Zeichen des gesunden Organismus, daß er Krankheitsstoffe selbst ausscheidet. Es hat schon gar manche „Zierde des Barreaus" Pupillargelder veruntreut, doch macht kein vernünftiger Mensch den Stand der Rechtsanwälte für seine Fäulnisabfälle verantwortlich.

Die Schriftstellervereinigungen und deren Ehrenratskollegien kann der Vorwurf nicht treffen, daß sie bei der Reinhaltung des Hauses nur lässigen Eifer zeigten. Die Oeffentlichkeit unterstützt die Selbstverteidigung des Standes durch eine Art von Lynchjustiz; sie bestraft den Kritiker, dem Unredlichkeit nachgewiesen wurde, mit besonderer Verachtung. Nicht alle Spielarten von unehrlicher Kritik sind jedoch dem uneingeweihten Publikum erkenntlich, und das Beweisverfahren, durch das die Oeffentlichkeit in den Stand gesetzt wird, ein Urteil zu fällen und auszuführen, wird in zahllosen Fällen gar nicht eröffnet.

Das ist es eben: Der Staat, dem der Historiker und der Sozialphilosoph die Aufgabe und den Daseinszweck zuweisen, die Interessen der Gemeinschaft zu schützen, zeigt sich gegenüber einem großen Komplex hoher sittlicher Interessen vollkommen indolent. Er, seine Gesetzgebung und seine Exekutive kümmern sich nicht um die brunnenvergiftende literarische Korruption, um die bestochenen Richter. Nur über der Integrität solcher Gerichtspersonen, die behördlichen Nimbus haben, wacht die Behörde, in Besorgnis ihrer selbst. Als ob die Macht

des Kritikers über geistiges Eigentum nicht ebenso der Gesamtheit verantwortlich wäre wie das Urteil eines Amtsrichters in einer Vermögensstreitsache! In irrtümlicher Auffassung seiner Pflicht behütet der Staat die Komtessensittsamkeit durch Zensurverbote, die ernste Werke treffen, und die ominöse Konfiskationspraxis der Staatsanwälte vergriff sich auch schon an Monumenten der Kultur, wie an des alten Diderot neuübersetzter bitterscharfer Sittenschilderung „Im Kloster“ und an Huysmans' bedeutsamem Okkultistenroman „Da unten“. Solche Avantagen hatten freilich zumeist einen Rückzug mit kläglichem Humor zur Folge. Es ist immer eine tragikomische Sache, profane, wenn auch im Gesetz bewanderte Richter in künstlerischen Fragen judizieren zu sehen, und polizeiliche Maßnahmen verfehlen in Kunst, Literatur und Wissenschaft regelmäßig ihren Zweck. Sie machen, der Erfahrung gemäß, Subelerzeugnissen Reklame. Sie wecken die Neugierde der unsauberen Instinkte.

Nicht nach der Polizei rufen wir, aber nach der Justiz. Nicht Kunst und Literatur wollen wir vor den Richterstuhl der weltlichen Justiz gestellt wissen, doch die betrügerischen Literaten, die bestechlichen Kritiker. Es gibt Gesetze, die die leiblichen Mägen des Publikums davor wahren, durch gefälschte Nahrungsmittel Schaden zu nehmen. Den einzigen Dienst, den die Präventivgewalt des Staates unsern sittlich-geistigen Interessen leisten könnte, versagt sie fast ganz. Eine lückenhafte Gesetzgebung läßt die käuflichen Literaten unbehelligt, und selbst bei privaten Ehrenbeleidigungsprozessen, in denen die Bestechlichkeit eines Kunstrichters erwiesen wurde, fiel die duldsame Anwendung juristischer Begriffe auf. Jeder ehrliche Schriftsteller und Kritiker erklärt sich im Prinzip damit einverstanden, daß zweckmäßige Sondergesetze der Kritikerkorruption steuern. Selbstverständlich müssen an solcher Gesetzgebung, soll sie taugen und nicht neuen Uebergriffen unbefugter Vormundschaft die Tür öffnen, erfahrene literarische Fachmänner bestimmend mitarbeiten, sowie es auch ratsam erscheint, eine Art von Schöffengericht einzusetzen, in dem vertrauenswürdige Sachverständige dem geprüften Richter zur Seite stehen.

(Schluß folgt)

Deutschland und die auswärtige Politik

Das gute alte deutsche Sprichwort: „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus“ — ist um sein Recht gekommen. Die „Wiener Neue Freie Presse“ hat es verstanden, den Artikel im Juliheft der „Deutschen Revue“: „Oesterreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung“ in die Ankündigung eines „zweiten Vilagos“ zu verwandeln und gegen ein solches lebhaften Einspruch zu erheben. Die „Neue Freie Presse“ hat sich, was nach dem vollinhaltlichen Abdruck eigentlich kaum möglich gewesen sein sollte, vollständig in dem Adressaten des Artikels geirrt. Der Adressat war weder Oesterreich, noch Ungarn, noch Oesterreich-Ungarn, es lag dem Aufsatze überhaupt jede Tendenz der Einmischung in die inneren Verhältnisse der habsburgischen Monarchie vollständig fern. Mit dem Ausspruch der „Neuen Freien Presse“: „wegen der inneren Lage haben wir die auswärtigen Bündnisse nicht geschlossen, und ein zweites Vilagos, nach dem russischen ein deutsches, will in diesem ganzen Reiche keine lebendige Seele und mindestens kein zurechnungsfähiger Mensch ...“ stimmt nicht nur der Verfasser jenes Artikels sicherlich vollständig überein, sondern, was

wichtiger ist, sicherlich auch die Leitung der deutschen Politik. Das Vertrauen, daß das verbündete Oesterreich aus eigner Kraft seiner inneren Schwierigkeiten Herr zu werden vermöge, besteht auch im Deutschen Reiche ungeschwächt; für die Handvoll Leute, die in Oesterreich die Vereinigung mit Deutschland anstreben und deren Mundstück der Abgeordnete Stein im österreichischen Abgeordnetenhause soeben wieder gewesen ist, hat im Deutschen Reiche keine politisch verantwortliche Persönlichkeit etwas übrig. Das „zweite Vilagos“ existiert somit nur als brauchbare Erfindung der „Neuen Freien Presse“, die es als Dekorationsstück mit einem Aufwand von österreichischem Patriotismus drapiert, dessen es wahrlich nicht bedurfte. Solange die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs nicht von außen gefördert werden, hat es um Oesterreich keine Not. In diesem Sinne ist auch die erwähnte Aeußerung eines deutschen Bundesfürsten zu verstehen, mit der dieser gelegentlich die besorgte Frage des Präsidenten der Zweiten Kammer seines Landes, eines wackeren deutschen Mannes, beantwortet hat. Die Aeußerung ist im engeren Kreise seit mehreren Jahren bekannt, bezieht sich also, wie schon daraus ersichtlich, keineswegs auf die jetzige Situation, am wenigsten auf Ungarn. Der Bundesfürst selbst gehört nicht etwa der jüngeren Generation an, sondern jener älteren, deren Zahl sich leider schnell lichtet; jenen Landesherren, die einst das Reich haben schaffen helfen, seine Wiege umstanden und nun auf eine lange Lebens- und Regentenerfahrung zurückblicken. Auch für diesen erlauchten Herrn ist der Gedanke an eine deutsche Einmischung in die inneren Verhältnisse Oesterreichs völlig ausgeschlossen, daran denkt, um mit der „Neuen Freien Presse“ zu sprechen, „auch im Deutschen Reiche keine lebendige Seele und mindestens kein zurechnungsfähiger Mensch“, so wenig wie an eine deutsche Mitwirkung zur Zerstückelung Oesterreichs. Diese an allen maßgebenden Stellen in Deutschland bestehende Ueberzeugung hat aber nicht verhindern können, daß im Auslande, und zwar von amtlichen Persönlichkeiten, Behauptungen verbreitet wurden: Deutschland spekuliere auf den Zerfall Oesterreichs, und es sei notwendig, gegen dieses um sich fressende Deutschland ein Gegengewicht zu schaffen. Die französisch-englische Entente ist mit der Notwendigkeit eines solchen Gegengewichts zu begründen versucht worden, nicht nur publizistisch, sondern auch diplomatisch. Gegen solche Treibereien nur hat der Juliartikel der „Deutschen Revue“ sich gerichtet, und der laute Aufschrei des Wiener „Times“-Korrespondenten hat erkennen lassen, daß der Schuß getroffen hat.

Inzwischen hat Herr Delcassé durch seine Selbstbekenntnisse im „Gaulois“ die Welt um einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit bereichert. Zunächst hat er uns Deutschen, was wir mit Befriedigung verzeichnen wollen, bestätigt, daß die deutsche Politik auf dem Posten gewesen ist und ihn, Herrn Delcassé, sehr richtig beurteilt hat. Er hat bewußt und absichtlich auf eine Situation hingearbeitet, in der Deutschland sich entweder eine Demütigung, eine diplomatische Niederlage, gefallen lassen oder unter möglichst ungünstigen Verhältnissen gegen eine Koalition zu den Waffen greifen mußte. Herr Delcassé übersah nur das eine, daß dieser feindliche Aufmarsch seit länger denn Jahresfrist von unsern Patrouillen gut beobachtet wurde und daß wir Freunde hatten und haben, die uns dabei halfen. Am auffälligsten ist nur, daß der ehemalige französische Minister des Auswärtigen, der doch mit Sicherheit hofft, es über kurz oder lang wieder zu werden, kein Bedenken trägt, England durch seine Enthüllungen zu kompromittieren. Von englischer Seite ist dem bis jetzt noch kein Widerspruch entgegengesetzt worden, und auch die liberale Opposition im Unterhause hat es unterlassen, sich bei der Regierung nach dem Sachverhalt zu erkundigen. Dagegen hat Delcassés Freund, der Deputierte Cochin, in der Pariser Kammersitzung vom 12. Juli ausgesprochen, daß es für Frankreich nach der Schwächung Rußlands durch Niederlagen ganz natürlich gewesen sei, zu seiner Sicherheit „das Entgegenkommen (!) Englands anzunehmen“. Auch hier begegnen wir wieder der Unterstellung, daß Frankreich einer Sicherung gegen Deutschland bedürfe. Es ist das um so weniger verständlich, als kein Mensch zu sagen wüßte, weshalb oder zu welchem Zweck und Ziel wir Frankreich angreifen sollten. Jede Vergrößerung Deutschlands um nichtdeutsche Provinzen mit französischer Bevölkerung

würde doch nur eine Schwächung, nicht eine Stärkung des Reiches bedeuten. Eine französische Politik, die Deckung gegen uns sucht, kann mithin nur eine solche sein, die kein gutes Gewissen hat. England hinwiederum hat seine Flottenpolitik auf dem Grundsatze aufgebaut, daß die englische Flotte zwei fremden Flotten gewachsen, wenn nicht überlegen sein müsse. Nach der Schwächung Rußlands kam für England somit zunächst nur eine deutsch-französische Flottenkombination in Betracht. Diese war um so leichter zu vereiteln, als Frankreich nach den Niederlagen Rußlands sich für schutzbedürftig hielt. Vielleicht wäre es für eine gesunde französische Staatskunst näherliegend gewesen, eine Verständigung mit Deutschland zu suchen. Aber bei der festgelegten Instradierung der französischen Politik in antideutscher Richtung erschien das zu gewagt, außerdem scheint England sehr frühzeitig die marokkanische Angel ausgeworfen zu haben, um zu verhindern, daß Frankreich nicht etwa Deutschland in die Arme laufe. Herr Delcassé hat sogar sein intimstes Geheimnis preisgegeben: Rußland in die englisch-französische Kombination mit einzubeziehen. Auch davon scheint man in Berlin rechtzeitig und genügend unterrichtet gewesen zu sein. Die weitgehende Nachsicht, mit der England die französische Hilfeleistung an die russische Flotte aufnahm und den Reklamationen seines japanischen Bundesgenossen gegenüber taub verblieb, ließ ohnehin deutlich genug erkennen, daß das französisch-englische Einvernehmen nach dieser Richtung hin erweitert werden solle.

Während Herr Delcassé als letzten Zweck dieses Einvernehmens die Isolierung und dann, wenn nützlich, den Krieg gegen Deutschland ins Auge faßte, ist das amtliche England, ungeachtet aller Hetzereien in der Presse, ihm hierin mit weniger Ueberstürzung gefolgt. Ihm genügte zunächst die Vereitelung einer deutsch-französischen Kombination, die in der Erweiterung durch Japan und Rußland ausreichend wäre, Deutschland gegenüber den englischen Plänen in China lahmzulegen. Auch dort war Deutschland in der englischen Presse, und nicht nur von der Presse allein, verdächtigt worden, daß es, ebenso wie Rußland der mandschurischen Bahn als Rückgrat seines Vorrückens in der Mandschurei, sich der Schantung-Eisenbahn zur Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die Provinz Schantung bedienen und zu diesem Zweck Tsingtau in einen mächtigen Kriegshafen ersten Ranges umwandeln wolle. Namentlich suchte man uns in Washington damit zu verdächtigen, um möglichst auch Amerika in eine antideutsche Kombination hineinzuziehen. Aber Präsident Roosevelt wußte besser, woran er in dieser Hinsicht mit Deutschland war. Alle gegnerischen Bemühungen fanden bei ihm taube Ohren, seine wiederholten warmen deutschfreundlichen Kundgebungen der jüngsten Zeit sind wohl im Gegenteil als eine nicht mißzuverstehende Antwort auf solche Treibereien zu deuten. Zu dem allem tritt dann noch die Neuaufstellung der englischen Flotte, die zu einer Zeit erfogte, da das französisch-englische Einvernehmen bereits bestand und Herr Delcassé daran denken konnte, es in ein formelles Bündnis mit einer gegen Deutschland gerichteten Spitze umzuwandeln. Mit der Ignorierung Deutschlands in der marokkanischen Angelegenheit schien das Netz geschlossen werden zu sollen, und darum war für Deutschland der Augenblick gekommen, es mit festem Ruck zu zerreißen. Sollte Krieg sein, dann war es unsre Sache, ihn uns nicht vorschreiben zu lassen. Damit wird die volle Tragweite des Besuchs Kaiser Wilhelms in Tanger und seiner persönlichen Anerkennung der Souveränität des Sultans erkennbar. Delcassé persönlich war bereit, die Kriegsfrage aufzunehmen und, wie er selbst enthüllt hat, das Bündnis mit England zu schließen, das in der „Flottensolidarität“ zu Brest und Portsmouth seinen Ausdruck finden sollte. Aber seine Ministerkollegen waren doch der Ansicht, daß es für die Republik ein Abenteuer werden könnte, wenn sie das Frankreich der allgemeinen Wehrpflicht um Marokkos willen in einen Krieg mit Deutschland verwickeln wollte. Länder mit allgemeiner Wehrpflicht können einen Krieg, der das Einsetzen der gesamten Volkskraft erheischt, nur um großer nationaler Ziele, um der Existenzfrage willen führen. Aber keine französische Regierung hätte die Nation zu überzeugen vermocht, daß um Marokkos willen eine solche Existenzfrage gegeben war, zumal Frankreich sich dabei durch seine Nichtachtung der Madrider Konvention nach jeder Richtung hin ins Unrecht gesetzt hatte. Von dem Augenblick an, da der Sultan die Madrider Kon-

vention anrief, hatte Frankreich oder hatte vielmehr Herr Delcassé die Partie verloren, und es wird Rouviers dauerndes Verdienst bleiben, daß er sich mit großer Schnelligkeit eines Kollegen entledigte, der in leichtfertigster Weise mit dem Feuer eines großen europäischen Krieges umzugehen im Begriff stand.

Obwohl nun Rouvier persönlich von vornherein bereit war, den Konferenzgedanken anzunehmen, hatte er doch in dem alten Delcasséschen Stabe des Ministeriums des Auswärtigen, dem er als homo novus gegenüberstand, große Widerstände zu überwinden. Die Schwierigkeiten haben bis zum letzten formellen Abschluß angedauert, deutscherseits hat man an dem suaviter in modo, fortiter in re festgehalten, zuweitgehenden Forderungen setzte man ein unbeugsames Nein entgegen, es war das noch in der letzten Stunde erforderlich. Nachdem Frankreich die Konferenz angenommen hat, hat nun auch der britische Staatssekretär des Auswärtigen im Unterhause erklärt, daß England sich gleichfalls beteiligen werde. Bis dahin hatten die diplomatischen Vertreter Englands sich in Paris und anderswo mit größter Bestimmtheit gegen die Konferenz erklärt, man geht wohl nicht zu weit in der Annahme, daß der Widerstand im französischen Ministerium des Auswärtigen an dem englischen Botschafter, der seine Ansichten in ziemlich schroffer Weise zum Ausdruck brachte, eine starke Stütze gefunden hatte. Herr Delcassé hat nun die Annahme der Konferenz seitens Frankreichs als einen großen Fehler bezeichnet. Es entspricht das der englischen Anschauung, wie sie in Paris und in andern Hauptstädten, allerdings nirgends mit Erfolg, vertreten worden ist. Wie die Verhältnisse sich auf der Konferenz selbst gestalten werden, ist schwer vorauszusehen, hoffentlich nimmt England die Schwierigkeiten nicht wieder auf, die jetzt durch das deutsch-französische Abkommen beseitigt erscheinen. Zunächst hat Deutschland es der französischen Regierung überlassen, das Programm aufzustellen, über das beide Regierungen sich dann untereinander und mit dem Sultan zu verständigen haben werden. Gelingt diese Verständigung — und man darf bei Rouvier den guten Willen dazu voraussetzen —, dann wird auch wohl die Konferenz zu einem Ergebnis kommen, das der französische Ministerpräsident beschleunigt zu sehen wünscht, um den marokkanischen Zwischenfall zu schließen und die Spannungen, die sich an ihn knüpften, möglichst schnell aus der Welt zu schaffen.

Wir wollen uns diese Friedenszuversicht, die ja immerhin noch manchen Ueberraschungen ausgesetzt sein kann, nicht durch die radomontierenden Fanfaren einiger Pariser Blätter trüben lassen, in denen es unter dem Eindruck der großen Pariser Heerschau vom 14. Juli üblich zu sein pflegt, Deutschland gegenüber eine selbstbewußte Haltung einzunehmen. Das ist alle Jahre dasselbe. Diesmal kommen noch allerlei Delcasséche Einflüsse hinzu, die beweisen möchten, Rouvier habe sich unnötig einschüchtern lassen, Deutschland sei gar nicht in der Lage, einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen, hauptsächlich wegen der Inferiorität seiner Feldartillerie. Kaiser Wilhelm habe aus diesem Grunde am 16. Juni davon Abstand genommen, die beabsichtigt gewesene Mobilmachung zu befehlen. — Am 16. Juni, zehn Tage nach dem Rücktritt des Herrn Delcassé, lag für Kaiser Wilhelm ein Grund zur Mobilmachung nicht mehr vor. Wäre sie für Deutschlands Ehre, Würde und Interessen notwendig gewesen — die angebliche Ueberlegenheit der französischen Feldartillerie, über die in den dortigen Fachblättern viel gefabelt wird, hätte schwerlich ein Hindernis geboten. Kaiser Wilhelm hatte sich im Gegenteil kurz vor jenem frei erfundenen Mobilmachungsdatum angelegen sein lassen, die französischen Militärs, die zur Hochzeit des Kronprinzen nach Berlin gekommen waren, die preußische Gardekavallerie und Gardeartillerie im Döberitzer Lager zu zeigen in ihrer vollen feldmäßigen Tüchtigkeit, ohne jeden Rückhalt. Unter den Trompetenklängen der Gardedragoner von Mars la Tour waren der Kaiser und seine Gäste in das Lager zurückgekehrt. Die Sache hatte nebenbei zu sehr früher Morgenstunde begonnen, zwei Tage hintereinander, so daß die Fremden mindestens den Eindruck empfangen haben werden, daß man in Berlin in militärischen Dingen früh aufzustehen pflege. Der Kaiser an der Spitze. Schließlich gab es auch noch ein Bildnis des Kaisers mit der Widmung: „Zur Erinnerung an das Döberitzer Lager. Juni 1905.“ Wir glauben nicht, daß

General de la Croix nach der Heimkehr seiner Regierung den Rat erteilt haben wird, die Ernstprobe mit Deutschland auf die Ueberlegenheit der französischen Artillerie hin zu versuchen. Herrn Delcassé hatte er nicht mehr angetroffen. Sonst würde er ihm vielleicht gesagt haben, daß es doch nicht klug sei und nicht miteinander vereinbar, Deutschland eine Faust zu zeigen, wenn man gleichzeitig das Bedürfnis empfinde oder die Notwendigkeit einsehe, schutzsuchend unter den englischen Mantel zu schlüpfen.

Eine solche Abdankung zugunsten der englischen Hegemonie auf der See, wie Herr Delcassé sie seinen Landsleuten zugemutet hat, ist noch zu keiner Zeit von irgendeinem französischen Minister versucht worden, auch von den englandfreundlichsten nicht. Seine Aeußerungen, wie sie im „Gaulois“ wiedergegeben sind, lassen es zwar etwas unklar, ob Delcassé sich Englands zu bedienen gedachte oder ob er sich in der Tat resigniert zum Werkzeug der englischen Politik machen wollte. Nun ist wohl sicher, daß England schwerlich der dupe gewesen wäre. Aber Delcassés Absicht war jedenfalls, von den Beunruhigungen zu profitieren, die in England über Deutschland und deutsche Pläne fortdauern, zum nicht geringen Teil wohl nur von Delcassé bestellte Arbeit, aber leider doch bis in die höchsten Kreise Englands hinein, von einem ebenso unbegründeten als unverständlichen Mißtrauen gegen Deutschland zeugend. Daher die Tendenz der englischen Politik, alle andern Mächte in *ihren* Bannkreis hineinzuziehen und damit Deutschland die Verbündeten abzuschneiden, mit denen es England gefährlich werden könnte. Angesichts dieser Strömung verdient ein Vorgang hervorgehoben zu werden, der in Deutschland keine oder doch nur geringe Beachtung gefunden hat.

Der amerikanische Independence-Day, der Nationalfesttag, war diesmal seitens der amerikanischen Kolonie in London wegen des Ablebens des Staatssekretärs Hay erst am 8. statt am 4. Juli begangen worden. An dem Festmahl nahmen wie üblich Vertreter der englischen Regierung und Mitglieder der fremden Diplomatie teil. Lord Lansdowne hatte in einem Toast auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten der angelsächsischen Gemeinschaft und der engen, auf gemeinsamer Abstammung beruhenden Beziehungen der beiden Nationen mit sehr herzlichen und warmen Worten gedacht. Der amerikanische Botschafter dankte in nicht minder warmer Erwiderung, wies aber dann darauf hin, daß die Bevölkerung, die heute das amerikanische Volk darstelle, keineswegs nur britischer Abstammung sei. Er sagte unter anderm, er freue sich sehr, an diesem nationalen Festtage den offiziellen Vertretern so vieler Länder zu begegnen, zu denen die Beziehungen Amerikas von Jahr zu Jahr enger werden, „nicht nur durch Reise und Handel, sondern durch die aktuelle Ergießung ihres Blutes in die nationalen Adern Amerikas“, und erinnerte sodann, daß mit einziger Ausnahme von Berlin New York *eine größere deutsche Stadt sei als irgendeine im Deutschen Reiche.* Am Schlusse der Rede, die in einem Toast auf König Eduard als den großen europäischen Diplomaten und Staatsmann ausklang, wies der Botschafter mit Stolz darauf hin, daß die Einfuhr Amerikas 991 Millionen Dollars, die Ausfuhr 1,460 Milliarden Dollars erreicht habe, betonte das schnelle Sinken der Staatsschuld seit dem Bürgerkriege und daß, „seitdem die Ozeane die Nationen nicht mehr trennen, sondern verbinden“, die Zahl der Nachbarn Amerikas sich enorm vermehrt habe. „Wir berühren uns nicht nur mit unsern kanadischen Freunden im Norden und unsern mexikanischen Freunden im Süden, sondern von Manila aus blicken wir in die Augen andrer Völker in Peking und Tokio, mit denen wir dauernd in Freundschaft zu leben hoffen. Mit allen Nachbarn, ob sie durch geographische Lage oder durch das Blut uns nahe stehen, sind unsre guten Beziehungen im Wachsen, und wir sind glücklich im Frieden mit aller Welt, hoffend, daß es so bleiben möge.“ Der deutsche Botschafter erwiderte, daß, nachdem die Nationen der Alten Welt in der Neuen Welt gemeinsam ine neue große Nation gebildet hätten, sie sich diese zum Beispiel nehmen, alle Differenzen, die etwa zwischen ihnen noch bestehen, begraben und über den Ozean hinüber Amerika eine vereinigte und freundschaftliche Hand darbieten sollten. In der deutschen Presse sind diese Reden, die — namentlich in der des amerikanischen Botschafters — manche feine und inter-

essante Pointe enthalten, fast unbemerkt geblieben. Früher würde ein amerikanischer Botschafter schwerlich der englischen Regierung gegenüber New York öffentlich als die zweitgrößte deutsche Stadt nächst Berlin bezeichnet haben. Es lag darin ein unausgesprochenes „Etwas“, auf das hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Die inneren Vorgänge in Rußland und die russisch-japanischen Friedensverhandlungen werden demnächst alle andern politischen Fragen etwas in den Hintergrund drängen. Die Ernennung Wittes zum russischen Bevollmächtigten ist eine Bürgschaft mehr für das Zustandekommen des Friedens, den Rußland gar nicht schnell genug abschließen kann. Auch der innere Zustand der Armee drängt dahin. Die Vorgänge in der Schwarzen Meerflotte erklären sich zum Teil dadurch, daß die Schiffe fast durchgängig mit Reservisten besetzt waren, die Mannschaften des aktiven Dienstes waren nach Ostasien gesandt. Die Reservisten aber brachten den Geist der Auflehnung schon mit an Bord. Die Landarmee hat sich bis jetzt mit einzelnen Ausnahmen als zuverlässig erwiesen, doch ist nicht zu leugnen, daß die Offiziere im allgemeinen reformfreundlich sind, teils aus politischen Gründen, teils, weil sie auf eine Beseitigung des Mißverhältnisses der Linie zur Garde und damit auf ein besseres Avancement hoffen. Auch nach der verlorenen Seeherrschaft hätte Rußland den Landkrieg, wenn auch ohne große operative Erfolge, noch eine Zeitlang in Ehren fortsetzen können, aber den Krieg mit Japan und gleichzeitig daheim den Bürgerkrieg zu führen, dieser Riesenaufgabe ist selbst Rußland nicht gewachsen. Japan siegt durch die auf dem Boden der Fäulnis und Pflichtlosigkeit großgewordene Revolution.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

Hamburg 1850—1852

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

Malwida von Meysenbug hat in drei der interessantesten Kapitel ihrer „Memoiren einer Idealistin“ (Kapitel XIX bis XXI) von ihrem Aufenthalt in Hamburg an der von Emilie Wüstenfeld gegründeten „Höheren Mädchenschule“ (1850 bis 1852) erzählt und wie sie nach der Schließung der Schule und nach dem Tode Theodor Althaus' aus Berlin, wohin sie sich geflüchtet, auf Anstiften ihres Bruders William durch die Polizei ausgewiesen und durch diese Verfolgung veranlaßt wurde, ihrer Heimat den Rücken zu kehren. Sie reiste nach London und lebte seitdem unabhängig von ihrer Familie, indem sie sich durch Arbeit ihre Existenzmittel erwarb. Sie war vierunddreißig Jahre alt, als sie sich in Hamburg niederließ; und bis zu jenem Tage hatte sie trotz der tiefen Meinungsverschiedenheiten, die sie von den Ihrigen trennten, da diese alle ihren konservativen Ideen über Politik und Religion treu geblieben waren, es niemals gewagt, den mütterlichen Herd zu verlassen, noch irgendeinen Entschluß zu fassen, den ihre Mutter nicht gebilligt hätte. Man wird aus den Briefen, die wir hier veröffentlichen, ersehen, daß sie, selbst in Hamburg und Berlin, als sie angefangen hat, von ihrer Familie getrennt zu leben, nicht nur weiter treu an ihrer Mutter und ihren Schwestern hängt, sondern sich sogar mit solcher Ehrerbietung vor der mütterlichen Autorität beugt, daß sie keinen wichtigen Entschluß ohne die Genehmigung ihrer Mutter zu fassen wagt — bis zu dem Tage, an dem die Rücksichtslosigkeit der preußischen Polizei sie bestimmte, nach England zu fliehen. Wir können ihre Korrespondenz mit ihrer Mutter während dieser Jahre 1850

bis 1852, die in so rührender Weise die Macht der kindlichen und geschwisterlichen Gefühle in dieser Revolutionärin offenbart, nicht vollständig veröffentlichen; wir mußten beinahe alles streichen, was sich auf ihre Familienangelegenheiten bezieht; aber wir geben alles, was das so merkwürdige innere Leben der 1846 von Ronge gegründeten „Freien Gemeinde" der deutschen Katholiken in Hamburg und der 1850 neben der „Schule des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege" gegründeten „Höheren Töchterschule" lebendig vor Augen führt. Die Briefe geben von diesen originellen Instituten, die nicht nur durch die Reaktion von 1851, sondern auch durch ihre inneren Zwistigkeiten in ihrer Entwicklung aufgehalten wurden, ein viel genaueres Bild als die „Memoiren" selbst; die Hauptpersönlichkeiten, die dabei eine Rolle gespielt haben, der Prediger Weigelt, Karl Fröbel und seine Frau, die Leiter der Schule, Emilie Wüstenfeld, die jungen Mädchen, die später Frau Kinkel, Frau Schurz, Frau Friedrich Althaus wurden, die hervorragendsten Lehrer und Schüler treten uns in diesen Briefen in ebenso lebendigen wie anziehenden Schilderungen vor Augen; aber besonders lernt man darin Malwida v. Meysenbug in ihrem ganzen Seelenadel während der bewegtesten und schwierigsten Zeit ihres Lebens kennen, da sie Theodor Althaus, den sie so sehr geliebt und der sie verlassen hatte, sterben sah, da sie sich von ihrer Mutter, die sie mit zärtlicher Liebe verehrte, trennen mußte, da sie alle ihre Träume von nationaler Größe und politischer Freiheit Deutschlands zerrinnen sah. Als sie sechzehn Jahre später ihre „Memoiren" schrieb, schilderte sie sich unwillkürlich als viel entschlossener in ihrer Unabhängigkeit gegenüber der Vergangenheit und ihrer Familie, als sie wirklich gewesen war. Man wird aus ihren Briefen ersehen, welchen Kämpfen ihr Herz preisgegeben war und welche bitteren Gefühle sich in die Freude über ihre geistige Befreiung mengten. Dieser Briefwechsel bildet eine wertvolle Ergänzung zu den „Memoiren" und setzt diese in ihr wahres Licht. Gabriel Monod.

*

Sonntag morgen. [1]

Obgleich ich heute meine Frühstücks- und Haushaltswoche anfange, so schlafen alle meine Leute doch noch so süß, daß ich ihnen das Sonntagsvergnügen nicht stören will und die frühe Stunde benutze, um Dich, liebe Mutter, herzlich

[1] Nicht datiert. Dieser Brief soll im Frühling 1850, gleich nach der Abreise ihrer Mutter von Hamburg geschrieben sein. Malwida von Meysenbug war als Schülerin und zugleich Mitarbeiterin in die Höhere Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht eingetreten, die der Professor Karl Fröbel aus Zürich und seine Frau Johanna Küstner seit November 1849 in Verbindung mit einem Kindergarten leiteten. Diese Frauenhochschule war auf Betreiben Emilie Wüstenfelds und Bertha Trauns gegründet worden, die an der Spitze des Frauenvereins der nach einem Besuch von Johannes Ronge in Hamburg im Jahre 1846 entstandenen und bereits 1847 staatlich anerkannten deutsch-katholischen Gemeinde von Hamburg standen. An der Spitze der Gemeinde stand der Prediger Weigelt; Anton Rée, Wiebel, Petersen, Bröcker fungierten als Lehrer an der Hochschule, in der Unterricht in Religionsgeschichte, deutscher Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie, Englisch, Französisch, Mathematik, Physik, Chemie, Naturwissenschaften mit praktischen Uebungen des Kindergartens verbunden war. — Siehe F. Kampe: Ge-

zu begrüßen. Meine Gedanken folgten Euch von hier nach bis zu dem Augenblick Eurer Ankunft in Detmold.

Mittwoch erwartete ich die Denhardt, welche um zwölf versprochen zu kommen, vergebens bis nach fünf; dachte, sie hätte ihren Plan geändert, und machte mit Fröbels einen Spaziergang. In der Zeit war sie dagewesen und hatte dringend gebeten, ich solle nach Altona hinauskommen am Donnerstag. Da es Feiertag war, ohne Stunde, so wanderte ich auch zu Fuß um halb zehn mit ihm, Fröbel, der spazieren gehen wollte, im schönsten Wetter längs der Elbe, und zuerst eine köstliche Stunde im erquickenden Gespräch. In Altona verließ mich Fröbel, und ich fand in der Frau Trins eine recht angenehme Frau, in ihm einen, wie es scheint, sehr klugen, weniger angenehmen Mann. Ich wurde aber sehr eingeladen, oft zu kommen. Die Denhardt ging nun mit mir nach Hamburg zurück. Ich eilte nach Haus, um mit meinen Gefährtinnen — die sich bei näherer Bekanntschaft als viel liebenswürdiger und bedeutender herausstellten — noch allerlei Vorbereitungen zu treffen, indem Fröbels Hochzeitstag war und wir sie überraschen wollten. Wir hatten also ein paar Tableaux zurechtgemacht, heimlich ein kleines Abendessen bereitet, zu dem wir in Gemeinschaft einen Kuchen spendierten, und die Lehrer mit ihren Frauen eingeladen. Als nun Fröbels wie gewöhnlich zum Tee kamen, arglos wie sie beide sind, empfing sie Musik, die Tür öffnete sich und es erschienen lebende Bilder, für die Eile, mit der sie zurechtgemacht waren, recht hübsch. Nachher aßen wir; jeder mußte einen Toast ausbringen, und wir waren sehr vergnügt. Frau Fröbel sagte, sie hätte noch keinen so vergnügten Tag in Hamburg gehabt. Leider ist die arme Kleine sehr leidend, gestern lag sie den ganzen Tag zu Bett.[1]) Ich möchte ihr gern recht viel Liebes tun, denn sie ist eine treffliche Frau; deshalb habe ich auch den Haushalt, anstatt ihrer, eine Woche übernommen, obgleich sie es nicht wollte; aber ich tue es gern, und es ist mir eine liebe Abwechslung bei den Stunden. Freitag abend hatten wir Singverein hier, an dem ich gleich Anteil nahm, weil alle die Damen mich baten und mich so freundlich aufforderten, einzutreten, daß ich es annahm, weil es wirklich eine Freude ist, bei etwas zu sein, was wahrhaft künstlerisch betrieben wird. Ich wünschte recht Laura[2]) herbei."

*

Hamburg, 2. Juni (1850).[3])

„Herzlichsten Dank, liebe Mutter, für Deine gestern erhaltenen Zeilen. Ich habe heute morgen schon ein paar Stunden im Garten gearbeitet, was ich längere Zeit noch nicht gekonnt, da es zum Sitzen immer zu kühl war. Auch

schichte des Deutsch-Katholizismus und freien Protestantismus in Deutschland und Nordamerika von 1848 bis 1858. 4 Bde. Leipzig 1860. — Verfassung der deutsch-katholischen Gemeinde in Hamburg 1850. — Die Hamburger Frauenhochschule aus dem Jahre 1850 von Clara Bach. („Frauen-Zeitung", 1. bis 8. Jan. 1905. Beil. z. „Hamb. Korresp.")

[1]) Sie wartete auf ein Kind.

[2]) Ihre Schwester.

[3]) Die Jahreszahlen sind in den Briefen nie angegeben.

bearbeite ich unsern Garten fleißig, grabe, pflanze, gieße, was als eine sehr gesunde Beschäftigung mir ja früher immer schon empfohlen war. Der Wert eines freien Plätzchens beim Hause hat für mich etwas Unschätzbares, da ich nun einmal eine so enragierte Luftfreundin bin. Unser Leben hat manches zu bieten, obgleich der Winter dafür besser ist; doch haben wir immerfort Freunde und mitunter sehr interessante. So war neulich zwei Abende Major Philippi bei uns, der in Diensten der Republik Chile steht und von derselben hierher gesandt ist, um die deutsche Auswanderung dahin zu leiten und richtige Ansichten über das Land zu verbreiten. Er hält sich gewöhnlich in Kassel auf, wo er einen Bruder hatte, der aber auch hat flüchten müssen und nun in Chile den Grund einer großen deutschen Kolonie legt, wozu dieser Major ein großes Grundstück, das er besaß, hergegeben und nun immerfort europäische Lieferungen zur Versorgung dieser Kolonie hinüberschickt. Er erzählte uns, teilweise von Kassel, unglaubliche Dinge, die dennoch wahr sind, teilweise von dort; mit der Karte vor uns, beschrieb er uns die Natur dieses reizenden Landes, dessen Klima so schön ist, daß man wenig Krankheiten dort kennt, keine wilden Tiere, keine Moskitos, und der Lebensbedarf so billig, daß man einen Morgen Landes für ungefähr sechs Silbergroschen haben kann. Nun, Theodor Pinderit wird wohl auch davon schreiben. Dann hält Strodtmann [1]) Vorlesungen, jede Woche eine, für Herren und Damen zugänglich; bloß in unserm Lokal, und wir haben dafür freien Zutritt. Er wird über die neuere Literatur von 1830 bis jetzt lesen und ihren Zusammenhang mit der Zeit nachweisen."

*

Den 12. Juni (1850).

„Liebe Mutter, endlich komme ich dazu, den schon längst eingekauften Tee mit einem Gruß zu begleiten. Heute morgen um sechs hab' ich mich schon in der Elbe gebadet und herrlich erquickt, dann gefrühstückt, und nun, da ich die erste Stunde nicht mit habe, will ich die Zeit benutzen.

Meine liebe Mutter, wie sehr hat es mich gerührt, was Du von meiner Zukunft sagst. Sei gewiß, daß mein Herz mit tiefstem Danke es Dir dankt, und glaube, daß ich es nicht weniger mit tiefem Schmerz empfinde, wenn unsre Lebenspfade nicht mehr zusammengehen sollten; und doch ist es nicht unsre Schuld, es ist das Verhängnis der ganzen Zeit; wohin ich komme, überall derselbe Kampf, derselbe Schmerz; wir aber wollen ihn würdig und in aller Liebe lösen, dann wird der Frieden der Liebe uns den Schmerz überwinden. Sei gewiß, daß, was ich auch für einen Plan für die Zukunft fasse, es wird mit ruhiger Prüfung meiner Kraft geschehen; er wird Deiner wert sein, und ich

---

[1]) Adolf Strodtmann, der bekannte Dichter und Publizist (1829 bis 1879), kämpfte als Student für die Befreiung Schleswig-Holsteins, wurde verwundet und gefangen und veröffentlichte 1848 die „Lieder eines Gefangenen auf der Dronning Maria". Er studierte dann in Bonn, wo er Gottfried Kinkels Schüler war, wurde aber im November 1849 wegen seines „Liedes vom Spulen", das er zu Ehren Kinkels verfaßt hatte, aus Bonn und Köln ausgewiesen. Er siedelte dann nach Hamburg über; 1852 wanderte er nach Amerika aus.

werde ihn nicht vollführen, ohne ihn vertrauend Dir vorgelegt zu haben und Deinen Segen mir dafür zu erbitten.

Daß ich wirklich geeignet bin, im größten Kreise erfolgreich zu wirken, erfahre ich jetzt. Ich habe, ohne es zu suchen, schon einen solchen Einfluß hier erlangt, daß ich mich wirklich selbst wundere, aber auch freue, denn es macht mich nicht eitel, sondern legt mir nur die Verpflichtung auf, desto mehr zu werden und zu tun. Fröbels sind für mich die zärtlichsten Freunde. Wenn ich, wie es jetzt einigemal der Fall war, allein wohin gebeten werde, sind sie immer ganz böse, daß ich ihnen fehle. Alle meine Mitschülerinnen sind mir zugetan; ich bin eigentlich der Mittelpunkt geworden. Madame Wüstenfeld behauptet, sie müsse mich für Hamburg und die großartige Wirksamkeit, die sie sich hier geschaffen, gewinnen, und da ich ihr gesagt: ich könne nicht sofort in der Hochschule bleiben, hat sie mir gestern, wo sie mich zu einem Armenbesuch abholte, schon Vorschläge gemacht, die sich hören lassen. Doch bin ich noch zu wenig mit mir selbst im klaren, um etwas davon zu sagen; ich muß mich und die Verhältnisse noch mehr prüfen. Neulich erlebte ich einen Triumph, der Deinem mütterlichen Herzen vielleicht mehr Eindruck gemacht hätte als mir: im Bildungsverein nämlich hier im Hause mußte ich auf der Fröbel ihren Wunsch einen Aufsatz über die Stellung der Frauen aus meinem Ostender Schriftchen[1]) vorlesen, und dies erregte solch einen Beifallssturm, daß ich ganz verwundert war. Daß es gedruckt und verbreitet werden müsse, waren alle einstimmig: Alle behaupteten, ich habe die Worte gefunden für das, was sie im Herzen trügen, und viele erbaten es sich als Privatbesitz. Eine der Damen, eine höchst energische, geistreiche Frau, nahm es mit, um es auf ihre Kosten sechsmal kopieren zu lassen und zu verteilen. Die eine Dame sagte: sie würde es ihren Töchtern aufheben, und die Wüstenfeld will es morgen mit einem Schreiben des Verwaltungsausschusses an Diesterweg[2]) schicken, welcher sich sehr für die Hochschule interessiert. Dann war ich zum Frühstück bei der Wüstenfeld mit einer Doktorin Riesser aus Frankfurt, einer scharmanten Frau, die dort ähnliche Vereine wie hier gründen will, und der ich meine Meinung aussprechen sollte. Sie hat mich dringend gebeten, sie zu besuchen, wenn ich wieder nach Frankfurt käme.

Sonntags war ich zum Essen bei der Wüstenfeld, bloß mit den zwei Sattlers und dem jungen Scholl, der hier war, um an Weigelts Statt, welcher ins Bad ist, bei der freien Gemeinde zu predigen. Nun hat er aber Nachricht, daß die Verfolgung in Bayern gegen die freien Gemeinden angehe, und da will er zurück, um alles mit der seinigen zu teilen. Er ist ein sehr edler, geistvoller und schöner Mann. Wahrscheinlich kommt nun Uhlich hierher. Ich würde mich sehr freuen, den kennen zu lernen."

*

[1]) „Reise nach Ostende", kürzlich bei Schuster & Löffler in Berlin erschienen.

[2]) Fr. Ad. Diesterweg, 1790 bis 1866, berühmter Schulmann, gab 1848 eine Broschüre über Konfessionellen Religionsunterricht in den Schulen heraus, worin er sich gegen den konfessionellen Unterricht erklärte. Die Hamburger Hochschule war eine Pflegestätte seiner Ideen. S. Langenberg, Ad. Diesterweg. Frankfurt 1868.

13. Juni.

„Zu meiner Beschämung hat Eure liebevolle Sendung, teuerste Mutter, mich eben noch erreicht, ehe ich die meine abgeschickt. Es ist aber merkwürdig, wie ich wirklich nicht zum Schreiben kam. Gestern als ich vor Tisch geschrieben und dann meine Stunden gehalten, wollte ich nach Tisch beendigen, da annoncierten sich aber erst Dr. Bröcker, um einen Aufsatz von mir mit mir durchzusehen, dann die Schwedin, von der ich schon schrieb, ein Fräulein Werreus, die mich sehr zu lieben scheint und mir sehr wertvolle Produkte ihres dichterischen Talents zeigte. Sie ist ein sehr geistvolles Mädchen und mir eine der liebsten unter den Schülerinnen. Dazu gesellten sich Fröbels, und wir hielten unsre englische Konversation, die sich aber in eine deutsche Disputation über philosophische Gegenstände verwandelte. Dann gingen wir in die Gemeindeversammlung, wo es unendlich interessant war. Einer nach dem andern stand auf und sprach sich über bedeutende Gegenstände frei aus; es war eine wahre Lust, so sollte alle Geselligkeit vernünftiger Menschen sein.

Heute morgen hab' ich nun auch schon wieder um sechs in der Elbe herumvoltigiert; dann die köstlichen Stunden bei Dr. Rée gehabt; dann mit Dank und Freude Eure liebliche Sendung empfangen; nun schreib' ich. Wir haben aber heute großes Diner. Scholl, der leider wieder geht, ist bei uns; Madame Wüstenfeld, der junge Herr Schmidt (von dem ich schon schrieb im Singverein) und der aus Bayern ausgewiesene Prediger der freien Gemeinde, ein älterer sehr würdiger Mann. Ich freue mich recht auf dies Diner. Scholl ist ein sehr edler und lieber Mensch. Ich wollte, ich hätte ihn länger kennen können.

Die Fröbel ist abwechselnd recht unwohl und besser; sie ist eine liebe Frau, und der Professor ist mein ganz spezieller Freund, obgleich ich mich manchmal furchtbar mit ihm disputiere.

Was Laura mit Julius Fröbels [1]) traurigem Geschick meint, weiß ich nicht; das ist wohl eine Zeitungslüge! Er hat seinem Bruder geschrieben, daß er sein Geschäft aufgegeben, weil seine Kompagnons sich nicht bewährt, hat dann drei Vorlesungen gehalten, womit er sich fünfhundert Dollars verdient, und macht nun, mit den besten Empfehlungen an den Präsidenten und die Senatoren, eine Reise nach Washington im Interesse der Auswanderung. Sein Kind ist dort glücklich und wohl."

*

Hamburg, den 22. Juni [2]) (1850).

„Meine liebe Mutter, es wäre eigentlich an den Schwestern die Reihe, Briefe

---

[1]) Julius Fröbel, Publizist und Politiker (1805 bis 1893), war Professor der Mineralogie in Zürich, als die Politik ihn nach Deutschland rief. Als Abgeordneter für das Fürstentum Reuß in die Nationalversammlung nach Frankfurt gesandt, ging er mit Robert Blum im Oktober 1848 nach Wien, wurde mit ihm verhaftet und zum Tod verurteilt, aber begnadigt und aus Wien ausgewiesen. Nachdem er in Frankfurt (wo er Malwida von Meysenbug kennen gelernt) seine Briefe über die Wiener Oktoberrevolution veröffentlicht hatte, floh er nach Nordamerika. 1876 wurde er deutscher Konsul in Algier; 1890 trat er in den Ruhestand und starb 1893 in Zürich. 1890,91 veröffentlichte er eine Selbstbiographie in 2 Bänden (Stuttgart).

[2]) Die Verfasserin schrieb später über diesen Brief: „Charakteristisch für mich."

von mir zu empfangen, aber dieses Mal komme ich aus der Ordnung, weil ich etwas mitzuteilen habe, was Dir zuerst zu wissen gebührt.

Es ist unmöglich, noch einmal zu sagen, weil es Dir längst bekannt ist, daß meine Natur sich die gewissen Bedingungen, die zu ihrer wahren und edeln Ausbildung nötig sind, erringen, oder daß sie ein nur halb entwickeltes und darum weniger schönes und weniger wirkungsfähiges Leben führen muß. Du hast mit weiser Liebe dieser Notwendigkeit nachgegeben und mich dadurch zum tiefsten Dank verpflichtet, den ich Dir dadurch entrichte, daß ich, in der möglichsten Vollendung meines Wesens, die Urheberin desselben ehre. Du hast ferner hier selbst eingesehen, daß ich nicht leichtsinnig, nicht phantastisch, sondern mit Einsicht mir die würdigen Mittel zur Erreichung meines Zweckes wähle. Diese Erkenntnis und jene weise Liebe rufe ich nun auf, bei einer neuen Entscheidung, die ich für meine nächste Zukunft getroffen, die ich lange und reiflich geprüft und die nun klar und rein in mir geworden ist.

Du weißt, wie verlangend mein Sinn immer hinaus ins Weite strebte, obwohl niemand mehr als ich das innigste Bedürfnis nach einem schönen häuslichen Leben hat. Jenes erste aber ist ganz zusammenhängend mit meinem Wesen, denn nur an der Mannigfaltigkeit des Lebens entfaltet sich alles, was ich besitze als Anlage; es gibt Menschen, denen das ja gar nicht nötig ist, wie zum Beispiel Johanna Fröbel, die doch so herrlich und so reich ist. Nun zieht mich schon lange ein tiefer Wunsch, die Neue Welt kennen zu lernen, in den ganz neuen Verhältnissen mir Bilder und Anschauungen zu holen, welche Deutschland uns gar nicht gewähren kann, und dann mit einem viel wahrscheinlicheren Erfolg mich der Laufbahn zu widmen, die mir wirklich die geeignetste für mich scheint, der schriftstellerischen. Ueber diesen Wunsch hatte ich ein paarmal mit Julius Fröbel hin und her geschrieben, und wir kamen dabei zu dem Resultat, daß sich gegenseitig für uns auch ein Wunsch daran knüpfte, der nämlich, uns kennen zu lernen, und hier will ich Fröbels eigne Worte hinschreiben, weil sie Dir am schönsten und besten sagen, wie die Sache steht.

‚Wir achten uns nach den Zeichen des Geistes, die wir einander gegeben haben; wir fühlen die Freundschaft füreinander, die aus der Uebereinstimmung unsrer höchsten Bestrebungen entspringt; wir wünschen uns zu lieben, weil das Zusammentreffen der Liebe mit Achtung und Freundschaft, ein seltenes Zusammentreffen, uns auch ein seltenes Glück bereiten würde. Immer aber bleibt die Liebe unabhängig von jenen andern Gefühlen, durch welche edle Menschen verbunden sind, und ob wir uns lieben werden, wir wissen es nicht, solange wir uns nicht persönlich kennen. Was ist nun zu tun? Wäre ich frei, so würde ich zu Ihnen eilen; Sie wissen, daß ich es nicht bin, was bleibt also übrig? Sie müssen herüberkommen. Es ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß dies uns zu der innigen Verbindung führen wird, für welche die Ehe die entsprechende Form ist. Wäre dies aber nicht, so finden Sie an mir einen Freund und Bruder, der Ihnen eine ebenso zuverlässige Stütze sein wird, als der Mann es könnte.

‚Ich fühle wohl, welche Schwierigkeiten sich Ihrem Gefühl in Rücksicht auf

die, die Sie zu Hause lieben, entgegenstellen. Ich glaube aber nicht, daß sie nicht zu heben sein sollten, wenn Sie Ihrer Mutter sich ganz offen mitteilen. Sie wird aus dieser Tatsache ersehen, daß Sie einem Zuge folgen, den gewöhnliche Rücksichten nicht hemmen können und welchen es am weisesten ist, gewähren zu lassen, und daß Sie hier an mir einen Freund finden, der für seinen Charakter wie für seine Fähigkeiten Vertrauen verdient. Ihre Mutter, die Sie liebt, muß Ihr Glück wollen, und muß sich eingestehen, daß Sie, wie Sie nun einmal sind, es auf der breitgetretenen Heerstraße des gewöhnlichen Lebens nimmermehr finden können.

‚Und sollten Sie sich hier nicht gefallen und gleich zurückkehren wollen, so wäre die Reise immer der Opfer wert, und Sie hätten nichts verloren, denn Sie würden mit einem Reichtum der Erfahrungen und Anschauungen zurückkehren, der Sie weit über alle die stellen würde, welche sonst Ansprüche darauf haben würden, Ihnen gleichzustehen.‘

Dies sind die Worte meines edeln Freundes, und wenn ich gleich schon lange fühlte, daß Fröbel der einzige Mann auf Erden sei, den ich nach Theodor Althaus noch lieben könnte (und ich finde dies auch täglich bestätigt hier, wo ich doch viel interessante Männer kennen lerne), so war doch alles noch zu ungewiß und ungeordnet in mir, um Dir damals etwas davon zu sagen und Dir eine unnötige Unruhe zu veranlassen. In mir allein sollte es mit Ernst und Würde reifen, was das Rechte sei; kein andrer sollte darunter leiden, und erst wenn ich wüßte, was das Rechte wäre, wollte ich mir Deinen Segen dafür erbitten. Ganz geeignet erschien mir die Idee, hierher zu gehen, teils um mich selbst für jeden möglichen Fall noch mit Kenntnissen auszurüsten, teils auch, um die Familie Fröbel kennen zu lernen und von ihnen auf ihn zu schließen. Wie befriedigend diese Bekanntschaft ausgefallen, weißt Du, und zu meiner innigsten Freude sind Euch ja diese lieben Menschen auch so erschienen, daß eine Verbindung mit ihnen Euch gewiß nicht unangenehm sein könnte. Julius Fröbel soll aber, nach dem einstimmigen Zeugnis aller, die ihn hier kennen, noch weit begabter und ebenso vortrefflich sein wie sein Bruder. Als ich nun das hiesige Leben und Wirken kennen lernte, wurde ich wirklich schwankend, und die ungewöhnliche Liebe und Anerkennung, die mir hier zuteil wird, die Anerbietungen der Wüstenfeld, bereiteten mir einen langen inneren Kampf und Zweifel. Ich beschloß, auch jetzt nichts zu übereilen und ruhig zu erwägen; aber die Sehnsucht nach der Bekanntschaft des trefflichen Mannes wuchs, je mehr ich Fröbels Glück hier kennen lernte. Da erschien es mir denn wirklich wie ein Fingerzeig Gottes, als kürzlich ein Ehepaar mit einem Kindchen hier in unserm Kreis anlangte, die hinüberziehen wollen und so liebe, gute, treue Menschen sind, daß ich mir gar keine bessere Gesellschaft wünschen könnte. Ich sprach mit ihnen, und sie waren sehr erfreut, in mir Gesellschaft zur Reise zu finden, und der Mann, der schon älter ist, sagte: ‚Ich will Ihr Beschützer und Vater sein.‘ Fröbel und die Wüstenfeld hörten davon und bestürmten mich mit Bitten, ich sollte hier bleiben als Mitvorsteherin der Anstalt, an den Stunden, wo ich wollte, teilnehmen und

mit der Wüstenfeld zusammen die großartige Wirksamkeit in den Vereinen teilen. Die Wüstenfeld nahm mich allein und bestürmte mich mit Bitten, ich sei so geeignet dazu, und alle Lehrer und alle Damen des Vereins wünschten es, und sie habe mich so liebgewonnen, daß sie mich nicht wieder scheiden lassen wolle, da entschloß ich mich denn endlich, ihr meine Beziehung zu Julius Fröbel mitzuteilen und sie um ihren Rat zu bitten, da sie eine sehr vortreffliche und einsichtsvolle Frau ist. Sowie sie dies aber hörte, rief sie: ‚Nein, da geb' ich alle egoistischen Wünsche auf, da müssen Sie hin, das ist Ihr Schicksal, und vor der Freude, die es mir machen würde, zwei Menschen, wie Sie sind, verbunden zu sehen, schweigt alles andre.'

Darauf machte sie dann aber neue schöne Pläne, denen ich gern beistimmte, daß nämlich, wenn Julius Fröbel und ich uns verbänden, wir zusammen zurückkehren und die Leitung der Hochschule übernehmen sollten, wogegen denn Karl Fröbel mehr die Kindergärten, sein eigentliches Fach, übernehmen sollte. Sie sagte, sie habe Julius Fröbel schon immer hergewünscht, ihn aber, unverheiratet, für einen zu gefährlichen Lehrer für die Phantasie junger Mädchen gehalten, weil er wirklich unwiderstehlich sein soll, gerade um so mehr, je strenger sittlich sein ganzes Wesen ist, wie ich hier von Johanna noch die vollgültigsten Aufschlüsse über ihn erhalten. Würden wir uns nicht vereinen, so solle ich allein zurückkommen und hier mit offenen Armen aufgenommen werden.

Fröbels, die ganz unglücklich waren, als sie hörten, ich wolle weg, mußten es dann auch erfahren, und die waren so erfreut, daß es mich ordentlich rührte. Er sagte: ‚Ich denke zwar immer noch auf Mittel, Sie hier anzubinden, damit Sie nicht weg können, aber ich freue mich doch unbeschreiblich, daß es mein Bruder ist, der Sie von uns führt.'

Dies wäre nun alles, was ich zu sagen habe. Meine Freunde wollen im August fort, und das ist auch der letzte gute Termin für dieses Jahr. Wie ich höre, gehen noch zwei junge Mädchen von hier mit dem Schiff; ebenso geht Scholl, der Prediger der freien Gemeinde, mit, der ein höchst interessanter Mensch ist. Wärt Ihr hier, so würde Euch das Ganze gar nicht anders vorkommen, als wenn man sich eben zu irgend einer Reise entschließt, denn hier ist Amerika nicht anders wie Berlin oder Wien. Die Leute gehen herüber, hinüber, als wenn es eine Spazierfahrt wäre. Gestern noch sah ich eine junge Frau, die sich von hier nach New York verheiratet hat, jetzt mit einem kleinen Kind auf ein paar Wochen zu Besuch bei den Eltern ist und nicht genug rühmen kann, wie schön es dort sei. Und wie rasch geht die Zeit dahin. Der alte Rosen hat ja seine Elise auch ein Jahr fern gehabt, und nun ist es schon herum, und er sieht sie wieder. So ist es auch nicht anders, als wenn ich diesen Winter hiergeblieben wäre, und wie viel interessanter werden dann noch meine häufigen Briefe sein. Daß ich gut versorgt sein würde, dafür bürg' ich Dir, denn meine Reisegefährten sind sehr lieb, und bei ihnen würde ich wohnen und sein. Vielleicht sogar wird sich eine Gesellschaft dazufinden, um die ich dann zu beneiden sein würde, eine

Schwester Sallets [1]) nämlich, die verheiratet ist und ihrem Mann jetzt nach Amerika folgt. Johanna Fröbel hat sie in Dresden genau gekannt und sagt, es sei ohne alle Frage die ausgezeichnetste Frau, die sie je kennen gelernt habe. Sie hat ihr geschrieben, um zu fragen, wann sie reist.

Mir bleibt nun nichts übrig, als zu sagen: Laß Dich, liebe Mutter, nur von Deiner Liebe und Deiner Kenntnis meiner Natur leiten. Ich schwöre es Dir zu, daß auch nicht ein Hauch von Leichtsinn oder Phantasterei in mir ist; langsam, ernst und in tiefster innerer Prüfung ist das alles gereift und beschlossen, und ich habe ein innerstes Vertrauen dazu, daß es das Rechte ist und Heil und Segen daraus folgen wird. Wenn es Euch so lieber ist, so braucht Ihr ja auch den Brüdern nur zu sagen, ich habe eine sehr angenehme Reisegesellschaft gefunden und wolle den langgehegten Wunsch befriedigen. Die Sache mit Fröbel ist zu heilig und zu zart, um sie, ehe sie entschieden ist, auszusprechen, und meine Brüder, die sich jetzt vielleicht opponieren würden, werden sich, wenn ich glücklich bin, meines Glückes freuen; das bin ich von ihnen gewiß. Wenn ich deine Antwort habe, werde ich dann noch einige kleine Bitten in Beziehung einiger Sachen, die ich mitzunehmen wünschte, vortragen. Dies behalte ich mir für das nächstemal vor.

Ich lebe hier täglich angenehmer, nicht in großen Gesellschaften, aber doch sehr gesellig. Jetzt war ich vier Tage nacheinander immer in andern Kreisen und erhalte jedesmal neue Aufforderungen. Vorgestern abend war ich in einer kleinen Gesellschaft, wo ich einen famosen Klavierspieler hörte, einen Dilettanten, der nur phantasiert, aber so wunderschön, daß es mir eine wahre Erquickung war. Gestern lud mich Doktor Rée ein, nach den Stunden, um 11 Uhr vormittags mit ihm hinaus aufs Land, wo er jetzt wohnt, zu fahren und den Tag bei ihnen zu bleiben. Ich tat es auch, und es war ganz himmlisch, dicht an der Elbe, über Altona hinaus; die Flut trieb das Wasser hoch herauf, Schiffe rauschten vorüber, und dabei war es so herrlich warm, daß ich nur den einen Wunsch hatte, in die kühle Flut sans gêne hinabsteigen zu können, obgleich ich den Morgen schon gebadet hatte. Ueberhaupt ist das Wetter bis jetzt wunderschön. Am vorigen Montag haben wir eine große Partie gemacht. Die ganze Hochschule, alle Lehrer und Frauen und andre um 8 Uhr morgens in einen großen Wald mit der Eisenbahn gefahren und um 10 Uhr abends zurück. Es war wunderschön und wir hatten sehr viel Spaß.

Nun leb wohl, liebste Mutter, sei fröhlich im Andenken an Dein Kind, es wandelt auf guten Wegen; gib ihm Deinen Segen, denn Segen und Liebe folgen ihm überall. Grüß tausendmal Louise, Laura und die andern."

(Fortsetzung folgt)

[1]) Der Dichter Friedrich von Sallet, gest. 1847.

Der Rosendoktor

Von

Ludwig Finckh

I

Die erste Stunde meines Lebens, an die ich mich erinnere, war die Stunde, da ich durch das Tor gehen konnte, das meines Vaters Beine für mich bildeten. Mein Vater stand großmächtig im Zimmer, die Beine ausgespreizt wie Pfeiler, und lachend ging ich durch und sah die Welt vor und hinter ihm. Seither lebe ich und weiß ich von mir, und so war es eigentlich mein Vater, der mir das Leben geschenkt hat auf seine Art.

Aber ich will damit das Verdienst meiner Mutter um mein Dasein nicht schmälern, wenn auch das Früheste, das ich mir von ihr denken kann, nur die kleine Warze war, die sie auf der Nase hatte. Diese Warze ist mir heute noch lieb und unzertrennlich von meiner Mutter und bildete für mich etwas Helles und Gütiges wie ein Heiligenschein um eine Maria. Und es muß auch so ein Licht von meiner Mutter ausgegangen sein, denn ich wachte oft in meinem Bettlein davon auf, daß meine Mutter mich ansah. Es mochte in tiefem Schlaf und im Dunkeln sein, ich wachte auf, wenn sie sich über mich beugte. Dann lag ich ganz still in dem Lichte meiner Mutter wie in einem guten Bad.

Damals war ich noch ein kleiner Knirps, noch nicht so hoch wie ein Tisch, und ich erinnere mich noch deutlich, wie ich zum erstenmal grad mit den Augen über den Holztisch gucken konnte, wenn ich mich auf die Fußspitzen hob. Ich sah da Teller, Gläser und einen Krug voll rotem Wein stehen, und ich hatte eine große Freude in mir, denn ich sah's aus eignem, nicht vom Arm des Vaters oder der Mutter herunter. Selber. Ich hatte mir ein Stück Welt erobert, und wenn es nur der große Familientisch war, und es war ein Ende mit der Bodenrutscherei von bisher.

Ich habe mir nachher noch manchmal ein kleines Stück Welt erobert, und es war immer die gleiche große Freude daran wie das erstemal; und ich habe nachher eins von dem Eroberten ums andre wieder verschwinden sehen und aufgeben müssen; aber ich freue mich, daß ich es doch gehabt und so viel Gutes und Liebes besessen habe, auch den großen Familientisch. Eigenbreitler hat mich mein Vater nachher geheißen, und es war ein Maul voll Verachtung darin, daß es mir wehe tat. Dann saß mir der Trotz im Nacken und sagte: „Jetzt will ich's grade sein."

Inzwischen hing ich noch am Schurz der Mutter und an der Hand des Vaters und trug Röcke. Wir gingen über die Straße hinüber in den Garten, wo ein grüner Grasboden war mit einem alten Kastanienbaum und lauter blühenden Syringen. Die alten Syringenbäume überboten die jungen mit blauen Blüten und bildeten eine große lebende Mauer. Sie hingen ihre Zweige

tief bis in die Straße herunter und strichen den Vorübergehenden ins Gesicht; oft brach ein Fuhrmann ein Büschel und steckte es seinen Pferden hinter die Ohren, daß sie stolz aussahen und lustig wieherten. Oft kletterten Buben an der Mauer herauf und rissen sich einen Zweig ab, und die ganze Gasse war voll von dem Duft und dem blauen Schein von unsern Syringenbäumen.

Mein Vater, der ein großer Gärtner in seinem Herzen war, pflegte die Sträucher und Bäume sorgfältig und sah es nicht gern, wenn wir im Rasen gingen. So mußten wir immer eine Zeit abwarten, da er im Hause beschäftigt war, wenn wir uns Flieder holen wollten, und manchmal holten die Gassenbuben und Verliebten sich mehr in einem Frühling als wir Kinder. Das reut mich heute noch, und ich stehle darum jedes Jahr so viel Flieder, als ich kann, an Gärten und Mauern, wo ich ihn finde, denn wir haben uns damals zu viel Flieder stehlen lassen, und ich habe jetzt keinen mehr, wo ich ihn oft notwendig habe.

Es ist ein eigen Ding um einen eignen Garten. Es ist vielleicht nichts als ein Stück Grasboden und ein paar Birnbäume darin oder Apfelbäume und eine Kammerz mit Trauben, und hinten hat die Mutter ihre Salatbeete und den Schnittlauch. Aber die Schmetterlinge, die herumfliegen, gehören mir, die Kohlweißlinge und die Zitronenfalter, und die Vögel, die drin zwitschern, gehören mir, die Buchfinken und die Spatzen. Und der Schnee, der darauf fällt, ist mein Schnee, ich kann damit Schneeballen machen und Männer bauen, und kein andrer darf es, als wen ich mitbringe; und die Sonne, die ihn schmilzt, und die im Frühling wärmt und im Sommer brennt, ist mein, und ich kann mit ihr anfangen, was ich will. Und die Katzen, die den Vögeln nachstreichen und nachts schreien, sind mein, oder ich kann sie wenigstens hinausjagen, wenn ich will, oder ich kann sie locken und streicheln, und niemand sieht's. Und die Regenwürmer und Engerlinge, die sich in der Erde krümmen, sind meine Regenwürmer und Engerlinge, und ich kann sie in die Hosentasche stecken und der Mutter bringen; und die Schnecken kann ich an die Hörner stupfen und kann sie hinsetzen, wohin ich will, und sie die Bäume hinauflaufen lassen oder in den Brunnen werfen, und die Maikäfer kann ich vom Kastanienbaum schütteln. Und alles ist mein, und die Wolken, die drüber stehen, und der Regen, der herunterfällt, und das Himmelblau, das oben leuchtet, und der Wind, der drin weht. Meine Wolken, mein Regen, mein Wind, mein Fetzen Himmel.

Im Garten sah ich auch zum erstenmal einen Stern. Ich hatte wohl die Sonne gekannt und hellen oder trüben Tag, und Nacht war Nacht gewesen. Da wollte ich spät abends einmal einen vergessenen Hut im Garten holen mit dem Vater, und tief im Dunkeln stand ein weißer Silberpunkt am Himmel über dem Nachbarhaus. Er war schöner als die Sonne, weißer und reiner, und ich hatte ihn lieb. Ich besuchte ihn ein paarmal an den Abenden und sah noch einige andre Silberpunkte, und ich war froh an unserm neuen Schatz im Garten. Aber in unserm Garten war noch etwas Besonderes. Er war ein Kirchhof gewesen, als unsre alte Scheuer noch zum Kloster gehörte, und wenn wir nachts zitternd an Geister dachten, so waren es unsre Geister, und wir konnten nachts

nie in den Garten gehen, und wenn wir beim Gärteln im Frühjahr auf einen Knochen stießen, so war's ein alter Knochen von unsern Mönchen: jeden verblichenen Katzenknochen in der Erde umwehte der stolze, wehmütige und schauerliche Gedanke, es könnte vielleicht auch ein Mönchsknochen sein. Ich weiß nicht, ob viele Kinder in ihrem Leben so schön gruseln konnten wie wir.

II

Wann ich meine Hosen bekam und ein Bub wurde, weiß ich nicht mehr deutlich. Es war aber bald, nachdem ich in den Wöhrwoldbrunnen gefallen war, der draußen vor dem Städtlein im Grünen lag. Es war ein schöner Sonntagnachmittag, und wir und alle Onkel und Tanten gingen spazieren. Ich sprang voraus, als ich den Brunnen sah, und kletterte auf den Brunnenrand und wollte am Rohre trinken, und das gelang mir auch. Aber als ich freihändig den Strahl mit dem Mund auffangen wollte, wie doch das Wasser am besten schmeckt, lag ich plötzlich im Brunnentrog und brüllte aus vollem Halse. Mein Vater zog mich heraus und versohlte mich, und daher weiß ich, daß ich keine Hosen trug, sondern ein rot- und weißgestreiftes Kleid, das mir noch naß und lebhaft in der Erinnerung steht.

Ich weiß aber doch, daß ich ein Bub war, auch damals schon, aus verschiedenen Gründen; die Hosen gaben mir bloß die äußere Anerkennung vor der Welt. Die wichtigste Errungenschaft daran waren ja nur die Taschen, und ich habe viel schöne Menagerien und Steine und Pflanzen immer bei mir gehabt. Ich habe auch die Mädchen immer darum am meisten bedauert.

Nun lag ich stundenlang auf dem Bauch in der Sonne, auf einem eisernen Brücklein, das vor unserm Hause über den vorbeifließenden Bach gelegt war, und sah ins Wasser. Das war oft so schön gelb oder weiß oder braun, immer wechselnd, oder kam auch gar nicht; das schöne Farbenspiel des Wassers rührte von den vielen Färbern der Stadt her, die ihre Tücher im Bach auswuschen, und der Geruch rührte von den Gerbern her, die ihre Häute ins Wasser legten. Da kam die halbe Stadt im Wasser heruntergeschwommen, Münzen und Hölzer und klirrende Töpfe, und ich fing alle Schätze auf und barg sie in meiner Taschen. Auf dem Brücklein der andern Straßenseite lag mein Freund Dävidle, der nachher das Feuerle auf seiner Bühne machte, weshalb ich nicht mehr mit ihm gehen durfte. Und er konnte doch nichts dafür, daß damals das ganze Haus abbrannte. Noch lieber beinah sah ich den Gerbern zu, wenn sie Lohkäs traten. Mit nackten Füßen stampften sie runde Kuchen aus der Lohe, in einer Art Bärentanz von einem Fuß auf den andern springend, und ich habe ihnen stundenlang geholfen; im Winter, wenn dann der Ofen mit den Lohkäsen geheizt wurde, war ich stolz auf das Feuer, das aus den unansehnlichen Kuchen heraussprühte; ich habe auch immer am liebsten mit Lohe geschürt.

Und auch des Tags erinnere ich mich noch, als ich zum erstenmal mit meinem Vater in den Weinberg gehen durfte. Er kaufte mir beim Bäck Spannagel eine mürbe Butterbrezel, die ich glückstrahlend in der Hand durch die Straßen

trug, er selber nahm einen Kümmicher und ein Stück Schweizerkäse mit, und so gingen wir in der Frühlingssonne hinaus. Es war ein beträchtlicher Hügel über der Stadt, dessen rechter und linker Abhang uns gehörte; auf der Kuppe stand ein Häuschen, das von dunkelgrünem Efeu überwachsen war; mein Vater ließ den Efeu von Zeit zu Zeit herunterreißen, denn er hatte es gern, daß das rote Häuschen in die Stadt herunterleuchtete, aber mir gefiel es besser im Laubwerk drin.

Er holte gleich einen großen weißen Strohhut mit einem bedeutenden Rand, zog den Rock aus und trug die Baumleiter heraus. Dann stieg er drauf und schnitt die Bäume zurück, hemdärmelig in der Sonne, und ich stand dabei und hatte die Hände in den Hosentaschen und freute mich, wie die Zweige fielen. Wenn wir genug geschnitten hatten, gingen wir herauf und aßen unser Brot, und es schmeckte uns nie so gut als dort oben, wenn wir unsre Arbeit verrichtet hatten. Unten lag die Stadt im Abendrauch, der Kirchturm ragte still in die Luft, und dahinter dunkelten die Berge bis in die weite Ferne.

Wir stiegen dann auf dem andern Abhang des Hügels, wo die Reben standen, hinunter, indem wir jeden einzelnen Rebstock am Wege begrüßten und mit ihm sprachen und Vermutungen anstellten, ob er heuer viel tragen würde, und mein Vater glaubte jedes Jahr, der Weinberg würde heuer so viel Trauben haben wie noch nie. Wenn dann die Blüten kamen, holte er täglich die Mutter mit heraus, und wir freuten uns alle an den vielen Blüten; aber wenn die ersten Beeren ansetzten, kam der Vater jedes Jahr einmal heim, unmutig und bedrückt, und sagte, es seien alle Blüten abgefallen, es gebe so gut wie gar nichts, es sei halt zu naß gewesen in der Blüte. Und erst, wenn sich die Trauben färbten und blau und golden sichtbar wurden, kam er wieder frohlockend zur Tür herein: die Trauben ständen so gut wie in keinem Jahrgang, seit er lebe.

Unser Weinberg lehnte sich an einen größeren Berg an, auf dem drei Pappeln standen, und im seitlichen Hügelzug lagen einige dunkle Mulden, mit Sträuchern bestanden, mitten in den Weinbergen. Diese Mulden habe ich entstehen sehen; es flog eines Tags Feuer heraus und schleuderte die Erde weit fort, recht wie ein Vulkanausbruch. Mein Vater und die andern sagten zwar, es hätte mir geträumt, es sei von jeher so gewesen wie jetzt; aber ich habe es mit eignen Augen gesehen, als ich ein kleiner Bub war.

Damals sah ich oft mit Staunen an meinen Eltern hinauf und verwunderte mich, daß ich einen so ungeheuer großen und alten Vater und eine so ungeheuer große und alte Mutter hatte, und oft scheute ich mich, sie anzureden und du zu ihnen zu sagen wie zu allen andern Menschen. Wie durfte ein Kind du sagen zu seinen Eltern? Mein Herz war von Ehrfurcht vor ihnen erfüllt, und ich habe später mit Lächeln daran gedacht, daß ihr Alter, das mir so tiefen Respekt einflößte, damals dreißig Jahre betrug, und daß ich selber, da ich so alt war, mich so jung und lebenbeginnend fühlte wie kaum als Kind.

III

Aber jetzt wird es wohl Zeit, von meiner Schwester zu erzählen, denn wir waren zueinander wie Zwillinge. Sie war zwei Jahre älter als ich, und wir gingen morgens zusammen in die Schule bis zum Marktbrunnen, wo unsre Wege sich trennten. Meist aber saßen wir auf der Gartenmauer unter dem Kastanienbaum und warfen kleine Steinchen den Hirschwirtsgäulen hintenauf, wenn der Knecht sie durch die Gasse zum Brunnen führte. Dann feuerten sie hintenaus, und wenn's gut ging, packten sie auf und gingen durch, um die ganze Straße herum, und der Knecht sprang fluchend nach; es waren zwei schöne, wilde Rappen, und oft war noch ein Fohlen im schwarzen Samtfell dabei. Wenn ich aber schön bat, so verzieh mir der Johann allemal wieder, und zur Versöhnung hob er mich auf den Gaul, und ich durfte zum Marktbrunnen reiten und wieder zurück. Da war ich ein rechter König und sah auf alle Leute herunter; aber meine Schwester saß auf dem andern Gaul und war die Gassenkönigin.

Beinah noch schöner war's, wenn wir einen alten Geldbeutel mit Kieselbatzen füllten und an einer dünnen Schnur an der Mauer herabließen, daß er still und verloren in der Gasse lag. Der nächste Bauer, der kam, hob den Geldbeutel nachdenklich auf, überlegte, sah sich um und kratzte sich hinter den Ohren. In dem Moment aber, wo er ihn in der Hosentasche verschwinden lassen wollte, flog er ihm mit einem Ruck aus den Händen. Das Bäuerlein trollte sich erschrocken von dannen, uns aber schlug das Herz vor Wonne. Und wie erst damals, als das Glück uns wohlwollte und wir am Anfang der Gasse den Bürgermeister unsers Städtleins kommen sahen, während der Geldbeutel harmlos und verlockend dalag. Mühsam bückte sich der würdige Mann nach dem Fundgegenstand, aber meine Schwester zog in der Freude zu früh, und der Beutel raschelte wie eine Maus an der Mauer herauf. Kopfschüttelnd entfernte sich das Stadthaupt, und uns tat es auch herzlich leid, daß wir nicht die nötige Geduld gehabt hatten.

Aber unser heimlichstes Nest lag auf dem Kastanienbaum, der rosa Blüten hatte. Hoch in der Krone waren drei starke Aeste abgesägt worden, die drei glatte Sitze für uns abgaben. Der Vater hatte ein paar Sprossen am Stamm hinauf angebracht zur leichteren Ersteigung; da oben saßen wir nun den ganzen Sommer in den Blättern, brachten unsre Strohhalme hinauf und ließen Seifenblasen fliegen; auch war immer Nahrung oben zu finden, zum mindesten Bärendreck, den wir in Flaschen auflösten und zu Schaum verschüttelten; das trugen wir überall bei uns zum Lutschen. Aber meine Schwester, der ich brüderlich vertraute, hat mich einmal auch bös aufs Eis gelockt. Ich saß auf dem Baum, und sie stand unten auf der Gasse. Mit einemmal schlug sie ein Freudengeheul an: „Heinerle, komm tapfer, auf der Gass' hat jemand Bärendreck verloren!“ Ich stürzte heraus, und da lag wirklich viel schöner, schwarzer Bärendreck auf der Straße; aber als ich ihn gerade probieren wollte, schlug meine Schwester ein Rad vor Wonne: „Aetsch, Heinerle, 's sind Kitzenbohnen!“ Zu spät be-

merkte ich meinen Irrtum, daß wohl kurz vorher Geißen die Gasse passiert hatten. Ich habe meine Schwester aber nicht mehr gekriegt.

Radschlagen konnte meine Schwester überhaupt am besten in der Stadt. Sie konnte auf dem Rasen oder in der Straße drei Räder hintereinander schlagen und auf den Händen gehen; oft gingen wir so nebeneinander durch den ganzen Garten. Und eines Tages brachte sie das Lenchen und die Gretel aus der Schule mit heim. Das waren Kunstreiterskinder, die über den Winter im Hirschen einquartiert waren. Diesen Winter wurde bei uns nur noch Zirkus gespielt. Die neuen Freunde wurden von meiner Mutter gut aufgenommen, und wir gewannen sie alle lieb; sie brachten zum Dank ihre Kostbarkeiten mit und schenkten sie uns, eine alte Pferdeschabracke, auf der man balancieren konnte, Reifen zum Durchspringen, Schweinsblasen zum Knallen, Orangen, die sie abends im Zirkus zugeworfen bekamen, Kleider und ihre Seiltanzkünste. Wir waren gelehrige Schüler, zogen uns aus, weil wir keine Trikots hatten, tanzten den Eiertanz, sprangen auf Saublasen, daß sie zerknallten, warfen Bälle und wirbelten Teller und verbogen unsre Glieder. Damals liefen wir mehr auf den Händen als auf den Füßen. Bloß fürchteten wir uns vor Fortunato, dem Kunstreitervater, mit seinen wilden schwarzen Ponnies. Der Alte war ein glänzender Reiter, aber er saß und stand nur fest auf dem Pferd, wenn er betrunken war, und zu Hause schlug er dann blind auf unsre Armen los.

Liebe, kleine Wandervögel, wo mögt ihr sein? Hat euch das Leben zerbrochen mit euren leichten, lustigen und warmen Seelchen, hat es euch fortgetragen auf dem Rücken eurer Pferde? Ihr sprangt durch Reifen und zerrisset Schleier und Herzen, und wer war der Sieger, ihr oder das Leben? Ich habe Heimweh nach euch gehabt viele Male.

Der Frühling hat unsre Freunde mit fortgenommen, und ich habe sie nimmer gesehen. Dafür kam ein andrer Kamerad, der Heinrich Kirchenpfleger, jetzt oft. Er besaß eine Großmutter, bei welcher alle paar Jahre eine Königin der Nacht blühte. Ich habe sie nie blühen sehen, aber es trug ihm so viel Achtung bei uns ein, daß wir ihn in unsern Garten mitnahmen, von der letzten Blüte an.

Was war uns unser Garten! Wiege und Grab, unser Trost und unsre Heimat. Ja, er war unsre Heimat, nicht das alte, finstere Haus, in dem wir wohnten. Zu ihm flüchteten wir uns, wenn wir weinten, zu ihm gingen wir um Rat in schweren Kinderdingen, und er nahm uns wohl und gut an seine Brust. Unser Garten hat mich lächeln gelehrt und mir die erste Sonne eingefangen, unser lieber, alter Garten hat gerauscht mit seinen Wipfeln, wenn ich zu ihm kam. In seiner Erde sind die Gräblein unsrer Hasen, mit den Kreuzen aus Kastanienzweigen darauf. Seine Erde roch kräftig und würzig nach jedem Regen, und die Schmetterlinge flogen nirgends lieber als in seinem Duft. Die Blumen wuchsen rascher und farbiger als irgendwo, die Stare sangen und die Regenwürmer krümmten sich, die Birnen wurden süß und schwer, die Rosenäpfel leuchteten wie Blut im Laube. Denn es war der Garten unsrer Kindheit. Wir saßen im blühenden Kastanienbaume und lauschten ihm, und wir verstanden, was

der Wind zu ihm sagte und was die Sonne zu ihm sagte. Die Raupen krochen leise an den Stengeln, die Bienen flogen um die Lilien und Kaiserkronen, die Sonnenblumen glänzten wie Gold und Kupfer, und die Grillen sangen wie silberne Glocken. Ich lag im Rasen und lauschte, und der Garten nährte und pflegte mich mit Duft und Klang und Farbe.

Vielleicht, daß es irgendwo seltenere Blumen gibt. Aber weiß jemand Veilchen, die so schön sind wie bei uns, weiß jemand Tulpen, die so zart auf den Stengeln stehen, oder Rosen, die so duften und leuchten rot und weiß? Die Leute kamen und wunderten sich, und manche schnitten Rosenzweigchen, um sie auf ihre Stöcke zu pfropfen, und holten Wurzeln und Ableger. Und der Garten ist wohl auch aus dem Herzen meines Vaters gewachsen und war vielleicht das Beste, das er hatte und gab, sein Blut und seine Liebe.

Und ganz hinten im Gartenwinkel am Haus war ein großes Stück von Draht umhegt: unser Hasenstall. Und zu Ostern jedes Jahr saßen zwei Hasen darin und knusperten Gras und Salat. Oft waren's schneeweiße, oft schwarze und braune. Wir lockten sie zärtlich zu uns, suchten ihr Vertrauen und durften sie streicheln. Und später konnten wir sie auf die Arme nehmen, sie im Rasen frei gehen lassen mit all ihren Jungen, denn sie waren fleißig bei der Arbeit und beschenkten uns dankbar mit Nachwuchs. Es gab sechs Junge oder acht oder zwölf auf einmal, und wenn sie der Hasenvater nicht fraß, so waren's zu Herbst so fünfzig bis hundert Tierchen im Stall. Denn wir nahmen auch Meerschweinchen dazu und vielleicht eine Ziege. Und die Hasen trugen die Namen unsrer Onkel und Tanten, und jedes Meerschweinchen wurde in feierlicher Handlung getauft auf den Namen eines Bürgers der Stadt, und sie hatten oft eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ihren Paten, je nach Dicke, Dünne und intimerer Physiognomie. Und einmal nahm ich die zwei schönsten, jungen, weißen Häschen heraus, um sie meiner Mutter zu bringen zur Freude; ich setzte die Zitternden in einen schwarzen Korb, drin lauter Efeu lag, und schloß den Deckel, und als ihn meine Mutter wieder öffnete, da lagen zwei kleine weiße Leichen im dunkelgrünen Blattwerk, und ich weinte lange. Denn ich hatte nicht gewußt, daß Efeu giftig ist.

Vielleicht habe ich in meinem Leben manchmal Gutes tun wollen, und es ist Gift daran gewesen, ich habe wenigstens viel Schönem und Gutem den Tod gebracht.

*

Und noch ein Kamerad war da, eine junge Dohle. Wenn der Sommerwind kam, stiegen meine Schwester und ich mit dem schwarzen Korb auf den Kirchturm, die vielen Stufen hinauf, die wir alle zählten beim Hinauf- und Hinuntersteigen, und baten den Turmwächter schön um eine Dohle. Der stieg zum Dohlennest hinüber und griff eine, und wir trugen sie behutsam hinunter und waren glücklich, wenn ein zaghaftes Krächzen aus dem Korbe kam. „Heinerle, er kann krächzen!“ „Ja, er hat gekrächzt.“ Dann öffneten wir den Deckel ein wenig und guckten hinein, und dann sprangen wir vollends heim.

Dem Hansel wurden die Schwungfedern gestutzt, daß er nicht durchgehen konnte, dann wurde er geätzt und getränkt und geliebt und vergalt mit Krächzen und Schnabelhieben. Er saß immer auf einer Schulter, wir wechselten unter uns ab und hatten stets verpickte Ohrläppchen. Wenn wir schreiben wollten, packte er den Federhalter mit dem Schnabel von unsrer Schulter aus und verspritzte unsre weißen Bogen mit Tinte; er stahl alle Silberlöffelchen im Haus, und er hielt strenge Zucht unter den Hasen, die er wie uns an den Löffeln zwickte. Aber einmal hat mir mein Vater die Hosen gespannt um seinetwillen. Ich hatte den Hans mit auf den Kastanienbaum genommen, und als ich heruntersteigen wollte, flog der Schlingel dazu und hieb mir auf die Finger, während ich in der Luft schwebte. Mein Brüllen war markerschütternd. Und mein Vater war leider in der Nähe, und in der Aufregung tat er, was er nicht hätte tun sollen; wenigstens fühlte ich mich unschuldig, und nur der Hans krächzte schuldvoll und schadenfroh.

In der andern Ecke des Gartens aber war eine Laube, bewachsen mit Efeu und wildem Wein. Die Sommersonne scheinte darein und glänzte oft auf einen Zuber voll Wasser, in dem meine Schwester und ich saßen und badeten. Die Vögel zwitscherten und die Dohle krächzte, und wir strampelten und patschten in der Sonne.

Sagt, wer kennt etwas Schöneres auf der Erde, ausgenommen das Drachensteigen, als draußen auf dem Acker ein Kartoffelfeuer zu machen, das recht qualmt und raucht? Der Wind fährt hinein und treibt die helle Flamme heraus, wirft einen Rauch auseinander und einen herum, uns mitten ins Gesicht, daß wir husten und die Augen reiben, und dann bläst er ihn wieder an den Himmel, und wir müssen unaufhörlich Kartoffelkraut und Laub herschleppen, daß unser Rauch der dickste wird von allen Feuern.

Unser Herbstfeuer im Weinberg rauchte nie so schön, aber es gab mehr Lohe. Denn der Vater stiftete dazu ein paar alte, ausgebrauchte Tonnen und alle dürren Aeste, und es wurde den ganzen Tag unterhalten. Und in der Asche zündeten wir unsre langen Stangen an und unser Feuerwerk. Wir machten es selber, und es knallte so gut wie kein gekauftes. Denn die ausgebrannten Hülsen von Schwärmern, römischen Lichtern und Raketen, die wir das Jahr über fanden, füllten wir mit eigner Mischung, die wir in vielen Variationen erdachten; etwa zuunterst feuchtes Pulver, dann Eisenfeilspäne in trockenem Pulver, etwas Erde, eine Leuchtkugel, bengalisches Feuer und oben Pulver mit Zunder. Es ist ein solideres und abwechslungsreicheres Feuerwerk als alles andre und reich an Ueberraschungen. Es gehörte freilich persönlicher Mut dazu, es loszubrennen, aber es geschah uns nie etwas, abgesehen von ein paar Pulverkörnern, die uns hie und da in die Stirne flogen.

Und neben dem Feuer stand bei der Weinlese unser Böller. Es ist eine Kunst, einen so großen alten Steinböller richtig zu laden, denn nach dem groben Korn muß Papier, Erde, faule Aepfel und noch vieles andre hineingestampft werden; aber wenn dann an der Bohnenstange der Schwärmer glimmt und sich

in verheißungsvollen Sekunden über das Zündloch senkt, so ist der Lohn ein reicher mit dem Aufzischen des Pulvers und dem stolzen Donner, der über die Stadt hinfährt. Daneben erlosch fast der Knall meines Gewehrs, das ich unzähligemal in die Luft schoß vor Herbstfreude. Aber wenn wir genug geschossen hatten, gingen meine Schwester und ich mit der Rebschere hinunter durch die Weinstöcke und schnitten einige Trauben und warfen heimlich beim Verzehren den Leserinnen Frösche unter die Röcke; dann gab's ein Knallen und ein Gekreisch, und die Leser lachten, und die blauen und gelben Trauben schmeckten noch einmal so gut. Wir warfen uns die roten und gelben Weinblätter ins Haar und sangen und pfiffen.

Und vom Garten und Weinberg fanden wir bald den Weg zum Wald. Wer hatte den Einfall, ich oder du? Ich glaube, immer beide zugleich. Wir brauchten uns nur anzusehen, so wußten wir, was wir sagen wollten. Dann entschlossen wir uns kurz, pfiffen unserm Schnauzer und verschwanden auf einen halben oder ganzen Tag. Wir stiegen auf Berge und Felsen, wir kannten verborgene Pfade im Buchenwald, die wir keinem andern zeigten, aber am liebsten war uns die Fohlenweide, weit hinter den Bergen; dann lagen wir auf der Heide, sahen die Pferde grasen und spielen und ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen und träumten vom Glück und vom Leben.

IV

Ich mochte zwölf Jahre alt sein, da trat ein Ereignis ein, das unserm Leben unvermutet ein andres Gesicht gab. Mein Vater, der bisher Schullehrer gewesen war, erkrankte am Kehlkopf und mußte sein Amt niederlegen. Er war oben nicht gut angeschrieben als Demokrat von reinstem Wasser und hatte oft knirschend seine Ueberzeugung in sich hineindrucken müssen. Er kam dann oft in Streit mit dem Onkel Christian, der durch dick und dünn mit der Regierung ging und mit jedem Ministerium dessen jeweiligen Standpunkt verfocht; er sprach einmal, als mein Vater einen Schritt des Staates bemängelte, in unversieglichem Vertrauen die unwilligen Worte: die Regierung wird schon wissen, was sie tut. Seither nannte ihn mein Vater den Regierungshammel. Da war mein Vater eine kräftigere Natur. Als Lehrer kam er auf keinen grünen Zweig, so gab ihm die Heiserkeit den erwünschten Anlaß, für seinen unruhigen Kopf ein andres Reich zu suchen, in dem er besser schalten und walten konnte. Er übernahm den Hirschen, und in unsre große Freude über das neue Leben, über die Fässer, Krüge und Tische und über die vier Kühlein im Stall mischte sich eine leise Wehmut, daß wir von unsrer Mauer herunter nicht mehr Steine werfen konnten, weil die zwei Hirschwirtspferde jetzt uns selber gehörten. Mein Vater, der eine praktische Natur war, sah seinen Lieblingswunsch erfüllt, er konnte in Stall und Acker hantieren und in der Wirtsstube sein politisches Herz öffnen. Am Sonntag wurden in unserm Backofen Zwiebelkuchen gebacken, und wie ich immer am Zündeln und Feuermachen eine Hauptfreude gehabt hatte, so übernahm ich auch hier das Amt des Schürers freudig, indem ich die langen Buchenscheite in die

Feuerung stieß. Mein Vater buk den knusperigsten Zwiebelplatz, und es strömte an schönen Sonntagen nur so herein in unsern Wirtsgarten, wenn in der Zeitung gestanden hatte: „Heute platze ich im Freien. Der Hirschwirt.“ Dann saß man in der Laube und trank neuen Roten und aß einen Morgen Zwiebelplatz und hörte den Reden meines Vaters zu. Seine Worte galten etwas bei den Leuten, und man dachte daran, ihn trotz seiner Heiserkeit das nächste Mal in den Landtag zu wählen. Denn er imponierte auch wirtschaftlich durch seinen Mut, Neuerungen einzuführen. Er holte für die andern die Kastanien aus dem Feuer, probierte und verwarf und führte ein; und wenn er auch ein paarmal damit hereinfiel, so hatte er doch eine glückliche Nase darin und witterte die Neuzeit. Wir hatten die erste Wasserleitung in der Stadt, als noch alle Frauen und Mägde mit den Kupfergölten an den Marktbrunnen laufen mußten; er ließ zuerst die Dreschmaschine in unsre Scheuer ein, obwohl jedermann den Kopf schüttelte; er nahm eine Obstmühle, als überall noch der Mühlstein im Baumlauf die Aepfel zerquetschte, und eine Traubenraspel, als die Wingerter die Trauben noch mit den bloßen Füßen stampften, und er ließ das Haus weiß streichen zu einer Zeit, als alle andern Häuser grau oder grün gestrichen waren. Das leuchtete nun durch die Straße, man kam und krittelte, und im nächsten Sommer hatte der Nachbar sein Haus auch weiß gestrichen, und der Onkel Christian und der Vetter Gottlieb hatten die Ipser bestellt. Darüber freute sich mein Vater ein Jahr lang. Dann ließ er unser Haus rot verblenden.

Mir war das Liebste am Haus das große Gastschild, das in einem grünen Kranze einen goldnen Hirschen trug, und ich bat meinen Vater, mich Maler werden zu lassen, ich würde dann unser Haus auf allen Seiten mit großen Blumen bemalen und oben im Giebel eine Sonnenblume, und für jedes Haus in der Stadt würde ich ein eignes Schild malen mit Tieren und Blumen und Girlanden. Jeder Wirt und jeder Handwerker müßte doch seins haben, und ich könnte gewiß mein Lebtag davon leben. Mein Vater würde sich alle drei Jahre ein andres Schild von mir malen lassen, und alle andern würden's ihm nachtun. Ich schwelgte in Gaisböcken, Schwanen, Falken und Sternen mit Rosengirlanden und Buchenkränzen, ich sah mich oft auf einer hohen Malerleiter stehen und ein Haus ums andre bemalen, und wenn ich an einem fertig war, tunkte ich den Pinsel noch einmal in den Topf mit roter Farbe an meinem Gürtel und setzte darunter meinen Namen: Heinrich Frischwachs.

Es ist schade, daß mein Vater damals andrer Meinung war als ich; ich glaube, er hätt's tun sollen. Vielleicht wäre ich noch etwas Rechtes geworden, und ich hätte einer ganzen Stadt meinen Namen aufgedrückt, wenigstens an die Häuser, anstatt daß ich jetzt in der Welt herumlaufe als ein Tunichtgut und niemand von mir weiß als ein paar Bettler und Armenhäusler.

Mein Vater wollte, ich sollte studieren. Das ging wohl auch ganz gut, denn ich hatte immer leicht gelernt. Schon als ich zum Vater selber in die Schule ging, merkte er, daß ich leicht faßte, und später hatte ich eine rechte Freude, so oft ich neue schöne Worte hörte und die lateinische Musik mir im

Ohre klang. Und erst die griechische, und erst Homer! Es gab ein rechtes Glück für mich, das war: in einer stillen Stube zu sitzen und griechische Verse zu lesen. Das waren keine Worte, das war nur Gesang, und unterm Lesen tauchten Bilder auf, lebendig und schön, Reigen und Waffenklang und Gewänder und Schmuck. Aber wenn ich in die Schule kam, war's mit der Herrlichkeit zu Ende. Freilich war's noch Homer, und ich konnte fließend lesen, und der Professor rief mich am liebsten dazu auf, aber ich war wütend, wenn er mich unterbrach, um an jede Silbe eine Belehrung und drei Fragen zu knüpfen. Es erschien mir einfältig und gemein, und ich hätte ihm oft ins Gesicht schlagen können, daß er das arme Schöne so verhunzte. Was lag daran, ob man jedes Wort in all seinen Winkeln richtig kannte und seinen Vater und Großvater und seine Söhne, Geschwister und Enkel, die ganze Wortfamilie. Der Sinn war immer klar und zum Dranlernen schien mir das zu gut. Ich habe auch alle meine Lehrer gehaßt bis auf einen, und am besten immer den Deutschprofessor; denn ich hatte Freude an den deutschen Dichtern und war empört, wenn der Professor vorlas: es war immer mit der falschen Betonung. Mit einer schnarrenden Stimme, in die Schwung und Wucht hineingelegt war, wurden Goethe und Schiller gekräht und mit einer Laterne hinten und vornen beleuchtet; jede heimliche Schönheit wurde ans Licht gezerrt und ihr der Hals abgedreht, jeder Zauber in Selbstverständlichkeit übersetzt und jeder Schmelz berührt mit tappenden Fingern. Wozu denn immer fragen? Es gibt in der Schönheit oft nichts zu erklären und zu verstehen, nur zu empfinden. Wozu denn fragen? Es gibt im Leben oft nichts zu denken und auszusprechen, nur zu ahnen. Und die Menschen, die nicht ahnen und empfinden können, werden's nie begreifen. Den Kerlen war nichts heilig. Ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte alles heimlich vorher lesen, ehe es in der Schule an die Reihe kam, denn das erste Mal mußte ich's allein für mich haben. Dann ging ich und biß die Zähne zusammen, wenn's in der Schule gelesen wurde, und zitterte doch wieder, wenn eine schöne Stelle nahe kam und verschlungen wurde. Ich konnte es nie begreifen, denn die Kühe und Ochsen draußen fraßen doch auch bloß ihr Gras und ließen die Rosen und Veilchen stehen.

Weil ich nicht Gastschildmaler werden durfte, hatte mir mein Vater zum Geburtstag eine Geige geschenkt, und er brachte mir selber die Anfangsgründe bei. Er hatte einen festen Strich und eine rauhe Art der Schule, und obwohl ich Freude am Geigen hatte, war mir doch immer auf die Stunde bange, wo ich die Finger aufs Griffbrett hinsetzen mußte und er kommandierte. Aber wenn dann die Sache im Gang war, und meine halbe und seine ganze Geige zusammenstrichen, so gab's doch ein schönes Klingen, und ich vergaß oft, daß er neben mir saß und glaubte, meine Geige mache allein Musik, bis mich ein ungeduldiges Wort herausriß und er mit dem Bogen aufs Pult klopfte. Mein Vater war sehr jähzornig, und alles mußte wie geschmiert gehen, wenn er's sagte; am wenigsten vertrug er Widerspruch. Es konnte Momente geben, wo er sich nicht mehr kannte und wo man ihn nicht weiter reizen durfte. Meine stille Mutter

verstand es freilich, ihn zu behandeln; aber wir Kinder hatten noch kein fremdes Menschenherz kennen gelernt und blieben bei dem, was unser Herz sagte. Heute weiß ich wohl, daß meine Mutter auch ein eignes Herz hatte, das wohl oft gezuckt hat, ehe es in ruhigem Schlag den Takt meines Vaters schlug und eine fröhliche Melodie sang.

Damals aber wußte ich's noch nicht, als ich an meines Vaters Seite geigte und mit ihm vom Blatte spielte.

„Fis“, rief mein Vater dazwischen.

„Nein, Vater, f.“

„Wenn ich fis sag', so spielst du fis, Bub.“

„Aber Vater, 's steht doch f da in den Noten!“

Da wurde mein Vater blutrot im Gesicht, daß ich Angst bekam, seine Zornader schwoll, und er schrie:

„Und wenn zehnmal f da steht — wenn ich's sag', heißt's fis, du Herrgottsakermenter,“ und er schmiß die Geige an die Wand, daß sie in Stücke zersprang.

Seither spielten wir nicht mehr zusammen. Er sah mich unheilvoll an, ich ging meinem Vater aus dem Weg und sprach kein Wort mehr mit ihm, als wenn ich mußte. Ich verbiß mich in ein Schweigen, ich sagte auch meiner Mutter nicht mehr, was ich dachte, heucheln konnte ich nicht, und wo der Mund mir verbunden wurde, verschloß ich's im Herzen. Aber ich fing an, jedes Wort meines Vaters auf die Goldwage zu legen. Wenn er irgendwo unrecht hatte, so frohlockte ich, und mein Herz sagte nein, wo sein Mund ja sagte, auch wenn er recht hatte; ich sagte zu schwarz weiß, wenn mein Vater darüber urteilte, und das erst nur im geheimen. Aber als die Kampfstimmung wuchs und nach außen schlug, da sagte ich's auch meinem Vater ins Gesicht und zog den kürzeren. Es enstand eine Zeit dunkeln Streites und Widerspruchs in allen Dingen, und ich steckte meine Schwester damit an und zog sie mit hinein. Das verbündete uns noch fester, und obwohl wir damals uns oft schlugen und Händel hatten, vertrugen wir uns in diesem Punkt gut. Ich war jetzt ziemlich stark geworden und band oft mit meiner Schwester an mit Püffen und Hieben, die redlich heimgezahlt wurden; denn meine Schwester war immer stärker gewesen als ich. Aber eines Tages wurde es bluternst. Wir waren über einen Hasen in Streit geraten und gingen aufeinander los wie Kampfhähne; und da kriegte ich meine Schwester an beiden Handgelenken zu fassen und hielt sie, und sie konnte nichts machen, so sehr sie sich wehrte und wand: ich war stärker geworden als sie. Von diesem Augenblick an hatten wir uns lieber als vorher, wir schlugen uns nie mehr, und ich hütete und schützte sie.

Ich galt als unpraktisch bei meinem Vater, obwohl ich's eigentlich nicht war; ich hatte nur Freude an andern Dingen als er, und wenn ich mit Hand anlegen und ihm helfen sollte, so verlor ich mich bald in Träumereien. Das gab wieder böse Worte und verbitterte mich. Jetzt wollte ich gar nicht mehr helfen, und wollte auch sein, wofür ich ihm galt. Und unser kleiner, gelber Rattenfänger, das Schnauzerle, gab meinem guten Willen den Rest.

Wir hatten ihn vor Jahren als ganz junges Tierchen bekommen, gegen den Widerstand meiner Mutter, weil sie für ihre guten Stuben fürchtete. Aber wir wünschten es so, und der Vater tat uns den Willen. Es war ein köstlicher junger Schnauzer, goldgelb, mit treuen, braunen Augen und einer angeborenen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Gemütes. Sein Schwanz war eine Seltenheit, ein natürlicher, kurzer Stumpfschwanz, und sein Vater war darum prämiiert. Der Schwanz leuchtete weiß, und da er immer in Bewegung war vor tiefem inneren Leben und im Dunkeln beinahe hin und her funkelte, so nannten wir ihn den Morgenstern. Meine Mutter ging drei Tage unwillig umher ob des Hundes und sprach ihren Unmut darüber aus, aber am dritten Abend sah ich sie mit einer Schale Milch heimlich an das Hundehäuschen gehen, wo sie ihn streichelte und fütterte.

Der Schnauzer war nun oft mein Trost, wenn ich niemand mehr hatte, der mich verstand. Ich nahm ihn heimlich mit in mein Zimmer und sagte ihm alles und sprach mit ihm; er sah mich aufmerksam an, wedelte mit dem Morgenstern, sagte mir, ich solle nicht traurig sein, er wolle mir die Hand lecken und immer bei mir bleiben, und lockte mich wieder heraus in den Garten einer Katze nach. Er konnte auf schiefstehende Bäume klettern von Ast zu Ast, jagte die Raben auf dem Felde auf, weil er die Gesellen nicht leiden konnte, er konnte durch jedes Wasser schwimmen und noch dazu bellen. Er apportierte eine Ente, wenn man einen Stein ins Wasser warf, der untersank, und mein Vater mußte manchen blanken Taler auf den Tisch legen für ihn. Aber man konnte ihm nie böse sein, er war ein zu guter Schelm. Er wußte ganz gut, daß man nicht die Ente gemeint hatte, sondern den Stein gebracht haben wollte, aber er konnte sich den Spaß nicht versagen, da sein Humor unerschütterlich war. Er konnte richtig lachen, wenn man vergnügt war, indem er sein Maul offen ließ und die Lefzen herunterzog; er war oft auch sehr traurig in den Augen und konnte einen Schmerz tagelang nicht überwinden. Er ging einen halben Kilometer auf den Hinterbeinen und lernte alles, was ein Zirkushund konnte, vom Zusehen.

Als er in Ehren grau geworden war, befielen ihn die Beschwerden des Alters; er hatte Asthma, bekam Krämpfe und nahm lästige Gewohnheiten an, und wir beschlossen, er müßte weg. Da gab ihn mein Vater einem Unbekannten auf die Alb, viele Stunden weit weg.

Ich trauerte um ihn und empfand erst jetzt, was er mir für ein Freund gewesen war, und erkannte unsre Hartherzigkeit. Es dauerte lange, bis ich mich darein gab, und schließlich dachte ich über meinen andern Nöten nur noch selten daran. Und eines Morgens im Winter, nach langer Zeit, sitzt der Schnauzer wieder in seiner Ecke beim Ofen, einen abgerissenen Strick um den Hals, keuchend verwahrlost und schmutzig, und bettelt um Liebe und freut sich und lacht.

Da gab es einen Riß in meinem Herzen. Ich nahm den Schnauzer und fütterte und herzte ihn, und dann ging ich mit ihm hinüber in den Garten. Ich hatte nur ein scharfes Messer, ich streichelte ihn, küßte ihn und stieß ihm das Messer ins Herz.

Ich habe seither nie mehr darüber sprechen können, und meine Schwester weint, wenn ich so pfeife, wie wir unserm Schnauzer gepfiffen haben.

V

Das alles machte mich immer traurig, ohne daß ich recht wußte, woran es eigentlich lag. In der Schule wurde ich gleichgültig und ließ nach, was sich besonders in einem Fach bemerkbar machte, in dem ich nie ein Held gewesen war. Die Mathematik war meinem Hirn verschlossen. Zwar konnte ich vorzüglich Kopfrechnen, die Arithmetik hatte ich gern. Aber es gibt auch Menschen, die nicht musikalisch sind oder kein Talent zum Malen haben, und so wird es wohl auch Menschen geben, die kein Talent zur Mathematik haben; sie erschien mir zwar nie als eine Kunst, nicht einmal recht als Wissenschaft gegenüber anderm, aber ich tröstete mich mit diesen Gedanken und habe im Grunde immer eine Spur Mitleid gehabt mit den großen Mathematikern. In meinen Kopf ging's nicht hinein, und schon das letzte Mal war's knapp am Sitzenbleiben gestreift. Zwar ließ mir der Vater Nachhilfstunden geben, aber ich hatte das Interesse verloren und ging dumpf weiter. Mochte ich das nächste Mal durchfallen und ihnen Schande machen. Es war so schon so traurig bestellt, jetzt kam's darauf auch nimmer an. Es würde schon ein Ende geben irgendwie.

In dieses Dunkel fiel eine Funke, der leise aufglänzte und still erlosch.

Vor vielen Jahren hatte ich schon das Wort Lisa Grathwohl gehört, das hatte einen seltsamen Klang gehabt. Nun kam in meine Klasse einer, der hieß Gustav Grathwohl, aber der Klang von damals war nicht dabei; ich wunderte mich und hörte den Unterschied deutlich, wie eine Saite in mir mitzitterte, wenn jemand Lisa Grathwohl sagte. Und eines Tages sprach meine Schwester von einer neuen Freundin und sagte das Wort mit dem Klang. Ich fühlte, wie eine Blutwelle mir zum Herzen schoß, nahm meinen Hut und ging hinaus in den Weinberg. Dort stand ich lange, ich wußte nicht, wie ich hergekommen war, es war Frühling, und die Sonne schien. Vor mir lag ein großer Block von Tuffstein, fast von Efeu überdeckt, und eine Eidechse saß unbeweglich darauf und sah mich an. Ich stand und dachte: Lisa Grathwohl. Dann öffnete ich die Lippen und sagte: Lisa Grathwohl, und erschrak, als ich's gesagt, daß die Eidechse es gehört hatte. Und dann sah ich, wie sie war, obwohl ich sie nie gesehen hatte. Ich sah in ein Gesicht und sah zum erstenmal mit Bewußtsein einen Menschen. Ich sah, daß er zart und lieblich war und gut wie kein andrer von denen, die ich kannte, und ich sah, daß er ein Mädchen war. Mir war, daß ich noch nie ein Mädchen gesehen hatte, und daß die Frauen, die ich kannte, etwas anders waren als sie. Ich zitterte und schloß die Augen, und auf einmal spürte ich die Sonne. Noch niemals hatte ich die Sonne so gespürt wie etwas Lebendiges, sie war warm und tat wohl, und als ich die Augen öffnete, da sah ich die Sonne zum erstenmal in meinem Leben. Ihr Schein lag vor mir und um mich, ich ging in Sonne, und sie lag auf meinem Scheitel. Ich nahm sie mit mir, wenn ich ging, und der Glanz war noch um mich, nachdem die Sonne am

Himmel längst untergegangen war. Ich ging wie im Traume heim und lag nachts im Bette wach von einem warmen Leuchten, das mein Zimmer füllte.

Am Morgen ging ich fröhlicher in die Schule als je seit Jahren. Und dort sah ich Gustav Grathwohl neben mir sitzen. Er war anders als früher, und ich erinnerte mich, daß er von jeher neben mir gesessen hatte, ohne daß ich es recht wußte; wir hatten miteinander gesprochen, von uns abgeschrieben und uns eingeblasen, aber so, wie wir's von allen andern taten; jetzt war auf einmal etwas Neues und Geheimnisvolles dabei, ein unerklärliches Band; ich behandelte ihn mit Achtung und suchte seine Freundschaft, weil er so hieß wie Lisa; ich wußte, daß er nicht mit ihr verwandt war, aber er trug ihren Namen, und das hob ihn vor den andern heraus. Dabei nahm ich jetzt wahr, daß ich jedesmal tief rot wurde, wenn Gustav aufgerufen wurde, weil ich den Namen allen laut preisgegeben sah. Und doch beglückte es mich.

Mit einem Schlage hatte sich mein Wesen verwandelt. Meine Trauer war verschwunden, ich war frisch und fühlte mich kräftig, und meine Mutter sah mich erstaunt an, als ich pfeifend nach Hause kam.

Und am Mittag dieses Tages sah ich Lisa auf der Straße. Ich kannte sie nicht, und ich kannte sie so gut; mein Herz schlug und schlug, ich wollte mich in eine Gasse drücken und konnte doch nicht, und ich zog den Hut tief vor ihr, als sie vorbeikam. Ich grüßte sie, und ich weiß nicht, woher ich den Mut dazu genommen. Und als sie vorüber war, da atmete ich auf und fühlte, wie es in mir strahlte und daß ich sie lieb hatte.

Nun begann eine Zeit des Aufwachens für mich. Ich schämte mich, daß ich so unordentlich angezogen war, ich schämte mich meines linkischen Ganges; ich hatte meine Schwester lieber als vorher, nur mußte ich mich zusammennehmen, um nicht rot zu werden, wenn sie von Lisa sprach. Mit Gustav schloß ich feste Kameradschaft, und wir begleiteten uns täglich nach Hause abwechslungsweise. Meines Vaters Reden ertrug ich gelassener und fing an, wieder mit ihm zu sprechen und sogar offen mit ihm zu streiten. Ich fürchtete mich nicht mehr vor ihm. Und nun suchte ich Lisa zu sehen, so oft ich konnte, wenn auch nur von ferne. Ich kannte ihr Haus jetzt, und wenn ich daran vorbeiging, pochte mein Herz schon in weiter Ferne. Ich erschrak vor Freude, als meine Schwester sagte, sie würde jetzt mit Lisa zusammen in die Singstunde gehen; war es möglich, daß ich sie je im Leben sprechen konnte? Ich war so glücklich, sie nur zu grüßen. Aber nun zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es anfangen sollte, ein Wort zu ihr zu reden. Ich wollte ihr einen Ring nachtragen und sie fragen, ob sie ihn vielleicht verloren. Zehnmal wartete ich sie ab, aber wenn ich sie sah, gebrach mir aller Mut, und ich ging an ihr vorüber, nur um sie zu grüßen. Sie grüßte immer wieder, und ich danke ihr heute noch für diese köstliche Gabe des Kopfneigens und Lächelns, das mich so reich und glücklich machte.

Ich stieg mit Gustav auf unsern Kirchturm hinauf, um von dort oben ihr Haus zu suchen. Ich ging die gleichen Stufen, die ich mit meiner Schwester einst gegangen war, um Dohlen zu holen, aber ich konnte jetzt drei zugleich

nehmen und stürmisch hinaufspringen und dachte nicht mehr ans Stufenzählen. Und oben sah ich, wie schön unsre Stadt war. Die rotbraunen Giebeldächer der engen Straßen, die in der Sonne lagen, und andre im dunkelblauen Schatten, ein Rauchwölkchen aus Schornsteinen, ein grüner Garten hie und da, und an den Enden die alten Reichsstadttürme. Die Menschlein in den Straßen waren wie schwarze Ameisen, und mich packte ein plötzliches Verlangen, den guten Leuten da unten auf die Köpfe zu spucken. Ich tat's auch, aber es reichte nicht so weit. Und weiter draußen lockten die Weinberge und dahinter die kühnen und trotzigen Formen der Albberge mit Rasen und dunkelm Laubwald. Und ganz weit draußen glitzerte der Neckar.

Da faßte mich eine helle Lust, fortzugehen auf diese Berge und in diese Wälder und an den Fluß und es ihnen allen zu sagen, wie lieb ich Lisa habe.

Und ich fing bei meiner Eidechse an. Jeden Abend ging ich hinauf in den Weinberg, wartete sie ab und sagte zu ihr: Ich habe Lisa lieb; sie sah mich an und lauschte, und sie kannte mich, wenn ich kam, und floh nicht mehr. In den Ferien aber wollte ich in den Wald gehen.

In der Schule raffte ich mich kraftvoll auf. Zwar war ich stundenlang in Gedanken bei Lisa und hörte kaum, was gesprochen wurde; aber es ging trotzdem viel besser als zuvor, und ich würde im nächsten Frühjahr damit fertig sein. Aber ich empfand die Demütigungen in der Schule noch tiefer als bisher und lebte wie seit Jahren in beständiger Aufregung und Angst vor jedem neuen Tag.

Die Ferien kamen näher und ich freute mich heimlich auf den Wald und auf das schöne Leben. Die Ferien begannen, und am ersten Tage sagte mir meine Schwester, daß Lisa sich morgen verloben werde.

Ich sagte nichts, sah sie nur an und ging fort. Ich lief die Straßen durch die Stadt, die Leute standen und gingen wie Holzpuppen umher; ich kam durch ein Dorf, sprang über einen Bach und ging einen Berg hinauf. In den ersten Stunden dachte ich nichts; ich marschierte auf der Landstraße, stolperte über große Heiden, kam durch Wälder, aber sie waren fremd und leblos, und mein Gehirn arbeitete nicht mehr. Ich hatte nur ein unbestimmtes Verlangen in mir, vor dem mir graute und das ich nicht zu denken wagte, aber es war ein unabänderliches Ziel, und ich verheimlichte meinen Gedanken vor mir selbst. Ohne Bewußtsein ging ich und ging, an Brunnen und Häusern vorbei, und ich hatte eine Art Freude, daß jetzt mein Ziel nahe sei; ich wußte weiter hinten Felsen, die senkrecht ins Tal abstürzten, mitten im Gebüsch. Ich kam an den Wald und sah die ersten Felsen weiß durch die Bäume schimmern, und ging über den Acker, hinter dem der Rand mit dem Buschwerk begann. Ich faßte einen bestimmten Punkt ins Auge, auf den ich loshielt, dort wollte ich über die Felsen gehen.

Ich dachte nichts weiter, ich fühlte keinen Schmerz, ich wußte nur, es mußte so sein. Ich stand am Rand, packte das Buschwerk und schlug es auseinander und hob den Fuß zum letzten Schritt. Da lag vor mir ein tiefes Tal in grünen Wiesen, und ein Bach glänzte in Windungen hindurch; eine blendend weiße

Wolke stand am blauen Himmel und spiegelte sich in einer Windung des Baches; und zu beiden Seiten stiegen die schroffen Felsen auf, weiß und grau, ein verborgener Wasserfall rauschte, und Sonne füllte das ganze Tal. Ich schaute nur, und es schoß mir heiß die Backen herunter. Da ließ ich das Buschwerk fahren, warf mich in die Ackerfurche und schluchzte. Ich biß in die Krume, ich nahm Gras zwischen die Zähne und krallte mich in die Erde ein. Es ging ein Geruch von ihr aus, der mich kräftigte, und ich legte mich fest an sie wie in starke Arme, die mich an der Brust hielten. So lag ich endlos lange, und die Tränen hörten nicht auf.

Aber als ich satt geworden war von meinen Schmerzen, stand ich auf und ging landeinwärts. Ich kam auf eine freie Heide mit vereinzelten gewaltigen Bäumen und legte mich unter eine alte große Buche hin.

Da fiel mir wieder meine ganze schöne und traurige Jugend ein. Warum hatte mich mein Vater nicht verstanden und mich in die Irre getrieben, daß ich stumm und verstockt im Dunkeln ging, einsam mitten im Leben der Familie? Warum hatte ich keine Begabung für Mathematik und mußte unaufhörlich vor jeder Stunde zittern und auf Arrest und Nacharbeiten gefaßt sein? Warum hatte ich niemand, der mich lieb hatte, und warum hatte mir Gott die Lisa gezeigt und mir eine tiefe Liebe zu ihr ins Herz gelegt? Warum hatte er mir das einzige genommen, das mich wieder ins Leben hob und auf einem abschüssigen Pfade aufhielt?

Ich fand keine Antwort und hielt meine Schmerzen still und bang verschlossen.

Da hörte ich einen leisen Knall wie einen Pistolenschuß aus weiter Ferne; ich wußte, was es war; ich lag auf der Fohlenweide eines Gestüts, das unserm König gehörte, und der Roßhüter trieb jetzt heim. Da erwachte eine leise Freude in mir, denn es war immer unser Lieblingsplatz gewesen und unsre heimliche Lust, die schönen, wilden Fohlen springen und spielen zu sehen. Ich richtete mich auf und sah die schwarzen und braunen Punkte in der Ferne in Rudeln stehen und freute mich auf sie. Sie kamen näher und näher, manchmal galoppierte ein Haufen im Mutwillen daher, hielt wieder still und wartete auf die andern: einige stiegen in die Höhe und spielten miteinander. Dann warfen sie sich auf den Hinterbeinen herum und rasten wieder in entgegengesetzter Richtung weiter, um bald wieder zu halten und zurückzukommen; eins warf sich auf den Boden und wälzte sich in der Abendsonne, oder es trabten zwei zusammen und hatten die Mäuler beieinander und leckten sich im Traben wie in guter Liebe. So kamen sie zu mir und freuten mich und zogen an mir vorbei heim in den Stall. Da wandte ich mich und schritt rüstig die Straße weiter und hieb den aufgeschossenen Stengeln die Köpfe ab und sprang den Berg hinunter und schritt der Heimat zu. Das Leben hatte mich wieder an seine Hand genommen und zog mich mit sich und führte mich durch neue Tore in stille und dunkle Gassen.

In diesen Ferien griff ich wieder zur Geige; ich übte viel und brachte mich ein großes Stück vorwärts. Ich ging in die Berge und strich auf den Straßen

der Alb umher. Von einem Kesselflicker erhandelte ich unterwegs eine alte Geige mit großem und weichem Ton, Gott weiß, wem sie gehörte, und trug sie glücklich unterm Arme heim. Wenn ich sie spielte, so dachte ich an Lisa, und trug eine reine und schöne Freude an ihr mit mir herum: ich war froh, daß ich ein schönes und gutes Mädchen geliebt hatte und daß ich die Trauer um sie in mir verschließen konnte. Und als der Winter kam, setzte ich mich hinter die Bücher und schaffte, denn ich wollte endlich meine Demütigungen vom Halse haben. Ich bestand im Frühjahr die Prüfung gut und war nun frei: das Leben fing jetzt an. Es lag vor mir ausgebreitet wie ein großes Feld von Früchten, ich durfte nur zugreifen und mir die besten auslesen. Ich wollte sie mir alle ansehen und hier und da kosten und einen Apfel anbeißen, eine Birne oder einen Pfirsich, und das, was mir am besten schmeckte, wollte ich nehmen und in meinen Garten pflanzen und davon leben. Es war so leicht und schön, und die Erde war nur Blüten und Duft.

VI

Meines Vaters Gesicht hellte sich auf, als ich gerüstet vor ihm stand, um die Universität zu beziehen. Sein Stolz war erregt und sah mich schon eine schöne Stufenleiter erklimmen. Die Wahl war einfach und naheliegend. Ich sollte Jurist werden; es gab keine angenehmere Stellung im Leben, man hatte nicht viel zu tun, genoß Ansehen bei allen Leuten und konnte täglich sein Vesper oder den Kaffee in der Weinstube würzen, wie es Amtsrichter und Rechtsanwälte in unsrer Stadt taten. Außerdem war der Onkel Christian Landgerichtsrat und riet dazu. Ich war damit einverstanden, denn ich wußte keinen Gegengrund, und so bezog ich fröhlich eine große Universitätsstadt mit einer berühmten Fakultät. Gustav ging mit. Vorderhand wollte ich aber einmal sehen, was eigentlich das Leben war. Das Leben, das für mich noch keinen rechten Sinn und Inhalt hatte, das man notwendig leben und durchlaufen mußte, ohne daß man es wollte.

Ich kam zum erstenmal in ein Theater, und ich hörte Musik. Es ergriff mich in allen Grundfesten meines Wesens, und ich beneidete die Glücklichen, die so etwas konnten: andre Menschen ergreifen und hinreißen. Sie wußten, was das Leben war; ihr Leben war ausgefüllt mit einem Großen, dem Größten auf der Erde: Schönheit zu geben. Sie waren stark und hoben die Armen vom Boden auf, die im Dunkel und Staub hinkrochen, und gaben ihnen Freude. Sie waren das Leben wert.

Natürlich besuchte ich immer die Galerie, um so oft wie möglich hereingehen zu können, unter Rücksprache mit meinem Geldbeutel. Dort oben saß ich mit geschlossenen Augen und jauchzte bei jeder Schönheit, hörte zu, als ob Spiel und Musik nur für mich aufgeführt werde, und gab meinen Beifall nach Herzenslust zu erkennen. Oft stand ich stundenlang vor dem Theater, um ein Billet zu bekommen, und bei den großen Wagnerstücken nahm ich zwei Mahlzeiten mit, weil ich von Mittag bis Mitternacht warten und hören und sehen durfte.

Und ich sah Bilder und Skulpturen. Ich stand vor jedem lange still und lebte mich in das hinein, was es vorstellte; ich las aus jedem Werk noch das

Gesicht des Künstlers heraus und sprach mit ihm. Ich lobte und tadelte nie. Ich wollte verstehen. Auch das, was mir nicht gefiel, wollte ich aus der Seele des Schöpfers heraus begreifen und so erfahren, was für ein Mensch es war, der hinter dem Werke stand. Dabei kam ich noch oft in Streit mit Gustav, der seine Meinung kurz und bündig hinwarf.

Nebenbei steckte ich meine Nase auch in die Bücher; aber was ich las und hörte, schien mir nicht besonders verlockend, und ich schlug sie wieder zu, um zu anderm zu greifen: Romane und Gedichte. Die Romane behagten mir nicht; freilich, ich kam mit einem Herzen voll Mörike her und war stolz auf ihn als sein Landsmann, viel stolzer als auf Schiller. Da waren die Lyriker andre Leute, sie hatten Herz und Takt und Musik.

Dazu trieb ich naturwissenschaftliche Studien auf eigne Faust, und staunte, und es tat mir leid, daß wir in der Schule so viel kostbare Zeit nutzlos vergeudet hatten, um ewig neu die Geschichtsdaten zu lernen und einen klassischen lateinischen Stil zu schreiben oder um Mathematik und tausend andre Dinge zu lernen, die für mich von vornherein wertlos waren. Man sollte sein Gedächtnis üben und seinen Geist daran schärfen, waren die Phrasen der Lehrer. Warum ums Himmels willen konnte man das nicht an Zoologie und Botanik, an richtiger Physik und Chemie? Das aber war uns vorenthalten geblieben, worauf das ganze neue Leben sich gründet.

In diesem schönen Lotterleben fühlte ich mich trotz allem wenig befriedigt; ich wollte selber etwas leisten, und so schlug ich die Juristenbücher wieder auf. Es war nun einige Zeit verflossen, und ich mußte mich notgedrungen intensiver mit ihnen abgeben. Was ich fand, verstimmte mich. Die Professoren, meist alte, mir widerwärtige Kerle, erregten meinen Widerspruchsgeist, und die Bücher schienen mir auf meine Fragen oft verkehrte Antwort zu geben. Ich arbeitete mich tüchtig hinein und wurde immer trauriger. Mein Herz hätte regelmäßig freigesprochen, wo eine Verurteilung verlangt war, und hätte verurteilt, wo das Juristenrecht freisprach. War das das Recht? Mußte man in die alten Schläuche nicht unaufhörlich neuen Wein füllen, wenn sie für eine neue Sittlichkeitsauffassung genügen sollten, wie sie unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und durch die Vertiefung des persönlichen Innenlebens sich bildete? War unsre Zeit nicht in lebendiger und rascher Entwicklung, die einen neuen Geist verlangte für die alten Formeln? Ich sah: man konnte eine Formel auslegen, wie man wollte, drehen und wenden; ging es da nicht wie mit den Bildern und ihren Schöpfern? Kam es nicht auf das Herz an, das dahinter stand, und nicht auf Formeln und Paragraphen? Ich sah, wer ein warmes Herz hatte, der konnte sein Herz aus dem toten Wort sprechen lassen und es zum Leben rufen; wer ein Rechtsmensch war, der sprach ein Recht, das für uns tot und lange gestorben war. Und ich sah mir die Leute an, die heute lehrten und Recht sprachen, und alle meine Fachkameraden. Mich wunderte, daß sie so wenig wußten vom Menschen, über den sie urteilten und über den sie sich als Richter stellten. Keiner meiner Kameraden wußte, wie ein Mensch innerlich gebaut war, wo seine Nerven und

Blutgefäße liefen, wie Herz, Lunge und Nieren beschaffen waren; keiner von ihnen wußte von der Zelle und ihrer Bedeutung; keiner von ihnen wußte, wie er selber innerlich aussah, auch nur körperlich; keiner von ihnen hatte vollends einmal über seine Seelenbeschaffenheit, über seine eigne Schuld oder Unschuld, über seine innere Berechtigung zum Richter nachgedacht; wie konnten junge Menschen und alte Spießer, die ihre eigne Psyche nicht kannten und dem Nebenmenschen niemals psychologisch nahe kamen, sich ein Urteil über andrer Menschen Inneres herausnehmen? Wie konnten sie einen kranken Menschen verstehen, der doch anders handelt als ein gesunder, und über Menschen urteilen, wenn sie nicht ihre Schmerzen verstanden, die uns doch alle auf Irrwege treiben? Durfte man über andre urteilen, ehe man sich nicht in ihren Gedankengang hineingelebt hatte, der sie zu einer Tat trieb? Und mußte man, wenn man das tat, sie nicht verstehen? Wenn man aber verstand, konnte man nimmer richten. Und ich verstand so gut. Ich hätte nie eine Kindsmörderin verurteilt, weil sie in Not, in Schwäche und Aufregung handelt, in einem nicht normalen und gesunden Zustand. Aber ich hätte viele Richter und Staatsanwälte verurteilt, wo sie ein lächerliches Recht sprachen. Warum konnte man sie nie packen, waren sie unantastbar in ihrer Person? Ich kannte so viele und ihren Bildungsgang und ihre Seelenverfassung. Die Bildung reichte nicht über die Juristerei hinaus, ließ Naturwissenschaften und Kunst unbehelligt und verstieg sich nie zu einem M e n s c h e n t u m. Die Seelenverfassung hatte sich an Biertischen und Kneipen gekräftigt und bei Dirnen und Kellnerinnen ihre Weihe geholt, sie kannten unter sich nichts als die Zote, aber sie machten Bücklinge vor den Mädchen der Gesellschaft. Zum Teufel, das war Heuchelei. Mir trieb's das Blut ins Gesicht, wenn ich einen Burschen ein gesundes und reines Mädchen durch gesellschaftliche Liebenswürdigkeit blenden sah, von dem ich wußte, daß er diese Nacht von der Dirne kam.

Freilich, ich selber war nicht schuldlos. Ich steckte im Schmutze so tief wie jeder andre, ich habe alles Schlechte getan, was ein Mensch tut, und habe es nachher in Schmerzen gebüßt. Das will ich alles auf meine Kappe nehmen, wie ich muß, obwohl ich es vorher nicht kannte; und ich habe oft mit Trauer gedacht, warum ich zu Hause niemals ein Wort der Aufklärung bekommen und alles selber am eignen Leibe erfahren mußte. Ich floh zu Frauen, als ich in meiner Unbefriedigtheit verzweifelte, aber ich war nie gemein im Grunde; ich suchte Rosen im Schmutze, ich wollte Liebe haben und Liebe geben. Ich gab immer mehr als ich empfing und sah im geringsten Weib noch den Heiligenschein, vor dem ich kniete. Ich hätte so gerne irgendein verachtetes Geschöpf an mein Herz gezogen und ihm eine große Liebe geschenkt, um es rein und glücklich zu machen.

Daraus habe ich nie ein Hehl gemacht und habe den Staub, der an mir ist, nicht verborgen. Ich leitete mir aber auch ein Recht daraus ab, den Staub, den ich an andern sah, zu bekennen und sie darum zu verachten, so wie ich mich verachtete, die Gemeinheit aber zu geißeln und an den Pranger zu stellen; denn ohne Kritik konnte es keinen Fortschritt geben.

Pfeifendeckel, Fortschritt. War's möglich? Es gab da ein Gebiet im menschlichen Leben, an dem alle Entwicklung der Neuzeit spurlos vorübergegangen war. Ueberall war Frühling im geistigen Leben, es sproßte und trieb mit einer nie gekannten Kraft, man riß die Fenster auf und ließ Licht und frische Luft herein. Wie ein Rausch der Genesung war es über uns gekommen, eine lange verhaltene Kraft schoß und sprudelte aus neuen und alten Quellen und riß sich frische Bäche in die alte Erde. Die Künstler hatten die Augen bekommen für das Innerliche jedes Geschöpfes, sie malten die Luft, sie malten die Wolken, sie malten Bäume, die sangen, und Krüge und Töpfe, die lachten und weinten und eine Seele hatten: ihre Seele. Die Dichter hatten den Ausdruck der neuen Zeit gefunden nach langer Dürre und strömten ihr Blut in die Welt. Die Musiker rangen und suchten. Die Technik übernahm die Führung über alle Länder, und die Wissenschaft atmete auf wie in der Morgenluft. Die Naturwissenschaften befruchteten sich und trugen nie geahnte Blüten und Früchte. Die Medizin vertiefte sich, und das Messer der Chirurgen wagte sich an Hirn und Herz mit großem Glück; selbst bei den Theologen wehte, noch zaghaft, ein frischer Wind, und eine streitbare Jugendkraft brach mit überlebten Vorurteilen; sie fand zuweilen schon den Mut der persönlichen Ueberzeugung und setzte sie durch gegen vertrockneten und abgestorbenen Formelkram.

Aber die Juristerei saß ruhig auf ihren Lorbeeren, aufgeblasen und dünkelhaft, und fühlte sich als Richter und Herrscher über die ganze Welt. Rückständig bis in die Knochen und am toten Buchstaben klebend. Es gab Ausnahmen, natürlich. Ich kannte einen mit schneeweißem Haar und einem Feuergeist, der war aber kein Jurist, sondern ein Mensch; und wo ich noch sonst, ach, so selten, einige sah, da waren es hervorragende Menschen, Künstler und Kinderherzen unter einer Juristenhaut. Sie waren nicht die Juristen. Ich sah, daß es auf die Persönlichkeit ankam, die urteilte. Ich fand in den Urteilen des obersten Gerichts über jeden Fall zwei entgegengesetzte Entscheidungen, wenn ich nur suchte, und ich hätte mir wohl gern den Spaß gemacht, zwölf verschiedene Gerichte gleichzeitig mit derselben Frage zu befassen; ich wußte, sie würden zu zwölf verschiedenen Entscheidungen gekommen sein, zu Schuld- und Unschuldspruch mit allen Nuancen dazwischen.

Dazu war alles, was ich las, in einem miserablen Deutsch abgefaßt, das mir das Herz im Leib umdrehte. Wo waren die Juristen geblieben, da man die neue Welt verteilte?

Unlustig und unglücklich lebte ich dahin, und es fehlte die rechte Kraft und Freude. War das alle die Jahre wert, die hinter mir lagen in Schmerzen, und die vor mir kommen mußten und gehäufte Schmerzen bargen? War das der Inhalt des Lebens? Und was konnte ich in dieser Art Leben leisten?

Da fiel ein Licht auf mich, das allen Abgrund erhellte.

Seit kurzem begegnete ich in einer Gasse oft einem jungen Menschen in abgerissenem Kittel, der merkwürdig leuchtende Augen hatte. Ich kannte ihn nicht, aber als ich ihm zum zweitenmal begegnete, mußte ich ihn grüßen. So

gingen wir einige Tage aneinander vorbei, bis ich ihn eines Abends bei Gustav traf. Wir sahen uns an und lächelten. Und als wir uns die Hand gaben, wußten wir, daß wir Freunde waren. Er war Buchhändler und lud mich ein, ihn zu besuchen, um seine neuen Bücher zu sehen. Ich nahm mit Freuden an.

Peter bewohnte eine kleine Stube vor der Stadt, die mit Büchern angefüllt war; auf dem Tisch stand ein Wasserglas mit einer roten Rose. „Ich habe sie im Abonnement, die Rosen," sagte er; „jeden Morgen gehe ich an einer Gärtnerei vorbei, und habe mit dem Gärtner verabredet, daß ich irgendeine Rose auslesen und mitnehmen darf."

Ich erzählte ihm von unserm Garten daheim und von dem blauen Flieder, der in großen Büschen über die Straße hing und von dem sich die Knechte brachen, um ihn den Pferden hinter die Ohren zu stecken.

„Das muß schön sein bei Ihnen. Erzählen Sie mir doch mehr von zu Hause."

Und ich erzählte, und während ich sprach, sah ich meine Mutter durch Türen und Flure gehen, sah meine Schwester und mich auf den Kirchturm steigen und Dohlen holen, sah uns im Kastanienbaum oben sitzen und das Gespräch der Leute belauschen, die unten vorbeigingen.

„Wir saßen einmal oben im Laub versteckt mit einem Kameraden und lasen Bücher. Da kam meine Mutter mit einem fremden Besuch, und sie setzten sich auf den kleinen Hügel unter unserm Kastanienbaum. Wir verhielten uns mäuschenstill und freuten uns über alles, was unten gesprochen wurde, denn es war manches dabei, was wir nicht hören durften. Wir stupften uns und verhielten das Lachen; nur ließen wir ihnen von Zeit zu Zeit ein Kastanienblatt auf die Köpfe fallen. Aber als nun der fremde Gast anfing, von dem Kameraden zu reden, der mit uns oben im Baume saß, und von seiner Unart und der Schwäche seiner Mutter, da konnten wir uns nicht mehr halten. Wir brachen in schallendes Gelächter los, worüber die Frauen entsetzt aufsprangen. Die Dame war sehr geknickt, als sie erfuhr, wer da oben saß, und meine Mutter rief, wir sollten herunterkommen. Wir taten's aber nicht, und holen konnte uns niemand in unsrer Höhe."

Peter lachte herzlich darüber. „Sie haben Ihre Mutter sehr lieb?"

Ich nickte. „Ja. Sie ist so gut wie kein Mensch mehr. Wir hatten einmal ein Mädchen, das uns treu diente. Eines Vormittags wollte meine Mutter Wein aus dem Keller holen, aber der Kellerschlüssel fehlte; sie stieg mit ihren vielen Krügen, einen an jedem Finger, hinunter, und ich trug das Licht. Die Tür stand offen, und unten saß vor unserm besten Faß das Mädchen und hatte Wein in drei Flaschen abgefüllt. Sie erschrak und konnte kein Wort sprechen.

„‚Was ist denn das, Guste?' sagte meine Mutter.

„Das Mädchen sagte trotzig und verwirrt, sie habe einer kranken Freundin Wein bringen wollen. Meine Mutter, die gut wußte, daß es gelogen und daß der Wein für einen Schatz bestimmt war, sagte freundlich: ‚Guste, bring den

Wein nur deiner Freundin; aber das nächstemal sagst du mir's vorher; ich werd' ihn dir geben. Der Herr erfährt nichts davon.'

„Da brach die Guste in Tränen aus und bat um Verzeihung. Mein Vater hat nie etwas davon erfahren, er hätte sie fortgejagt, und die Guste diente uns viele Jahre; sie hing mit einer großen Liebe an meiner Mutter."

Peter hatte eine Unmenge Bücher und Schriften daliegen. „Wollen Sie ein paar haben? Ich habe so viele Bücher, aber keines freut mich ganz, wenn ich's allein bei mir verschließe; Sie müssen sich ein paar heraussuchen."

Ich tat's sehr froh und sagte, daß bei mir zu Hause Bücher verpönt seien, weil sie nicht nützlich waren. Geliehen oder aus dem Bücherzirkel konnten wir haben, aber selber kaufen war ein Unfug. Dazu war das Geld nicht vom Herrgott geschaffen worden.

Da schenkte mir Peter drei schöne Bücher und schrieb seinen und meinen Namen hinein. „Ich mag nicht gern verleihen, lieber will ich's Ihnen schenken."

Ich war glücklich und dankbar.

Und dabei warf ich einen Blick auf den Tisch, auf dem die Schriften lagen. Er gab mir einen zerrissenen Zettel in die Hand. Mechanisch las ich und sah daß ein Vers darauf stand, eine kurze Strophe.

„Das ist hinreißend schön," sagte ich. „Wer hat das gemacht?"

Da sah ich ihm ins Gesicht und wußte es. „Sie sind ein Dichter," sagte ich leise.

Er sah mich traurig an. „Ich glaube, daß ich's bin."

Von nun an waren wir oft beieinander; ich war beglückt in seiner Freundschaft, bewunderte und liebte ihn. Wir gingen miteinander spazieren und ins Wirtshaus, wir lasen uns Bücher vor und hielten oft unsre Hand. Es war ein Leben von einem zum andern, das uns reich und froh machte.

Er nannte mich „Frühling" und behauptete, mein drittes Wort sei „der Frühling"; als ich mich wehrte und mir's verbat, lachte er und sagte, ich solle doch froh sein, er sei nur ein Spätling.

Er war schön und geistreich, und traurig bemerkte ich, wie arm und einfältig ich war und wie wenig ich zu geben hatte; ich wurde ganz still, wenn er seine Geige holte, denn davor konnte ich mich ins nächste Mausloch verkriechen mit meiner armseligen Geigerei, so schön und süß und traurig spielte er. Aber er umarmte mich dann und behauptete, ich sei ihm mehr wert als das bißchen Verstand, das er habe, und spottete über sich.

„Du Frühling du, was machst für Sachen; weißt du, wenn ich dich nicht hätte."

Aber er kehrte immer alles um. Er war's, der gab und schenkte aus seinem ganzen großen und zarten Herzen, er hielt mich aufrecht in meinem dunkeln Irren und tröstete mich, wenn ich verzagte. Und wir haben manchmal in einer Mondnacht auf einer Brücke gesessen und stundenlang miteinander geredet und geschwiegen und uns das Heimlichste und Reinste unsers Herzens sehen lassen. Ich habe in meinem Leben das Glück gehabt, einen Mann zu finden,

der ein Kind war und ein heimlicher König; geächtet zwar, wie alles Große und Gute geächtet ist zu irgendeiner Zeit, aber um so stolzer und reicher. Er hat mich in keiner Not verlassen und hat immer das Beste meines Herzens gewußt. Das ist mein köstlichster und reinster Gewinn vom Leben gewesen.

Ich bin oft in der Nacht gelegen mit geschlossenen Augen. Dann sah ich ihn durch eine Gasse gehen, die dunkel war; aber um ihn war Helle und Leuchten, und wo er hinging, wurde Licht und Tag und sank hinter ihm ins Dunkel zurück.

(Schluß folgt)

Zum Deutschen Derby 1905

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Wie es sich voraussehen ließ, hat „Patience" das Derby gewonnen.

Es liefen nur vier Pferde: des Grafen T. Festetics Fuchsstute „Patience" vom „Bona vista" und der „Podagra" unter 56½ Kilogramm um 2½ Länge Erste, vor Herrn Weinbergs „Festino", dem auf 4 Längen „Michelangelo" des Grafen Arco-Zinneberg folgte. 5 Längen zurück als Letzter langte „Slaby", des Herrn Weinberg, das einzige deutsche Pferd im Rennen, an. Diese 3 Hengste unter 58 Kilogramm.

Wenn der Besitzer von „Festino" nicht die feste Absicht gehabt hätte, mit seinem Hengst „Patience" zu schlagen, so hätte er den Zweiten Preis von 9500 Mark mit weniger Anstrengung erhalten können, denn er war vor dem Rennen ausgesetzt, gleichviel wie das Rennen gelaufen werden würde. Wie das Rennen gelaufen ist, sagt die Zeitnotiz.

„Patience" in Hamburg brauchte 2 Minuten 37,1 Sekunden unter 56½ Kilogramm,
„ „ Wien „ 2 „ 37,8 „ „ 54½ „

Da beide Derbydistanzen 2400 Meter betragen, in Hamburg aber die Nacht vor dem Rennen starker Regen gefallen war, die Hamburger Bahn bei ihren Ecken weniger scharfe Tempos gestattet wie die Wiener Bahn, so ist die Leistung in Hamburg für „Patience" ungleich besser als in Wien. Die Siegerin in Hamburg kam in großem Bogen um die letzte Ecke, machte diesen Terrainverlust aber bald wieder gut. Zum Schluß kam noch ein großer Fehler von Huxtable, dem Jockei der Siegerin, vor. Er lag auf der äußeren Seite und van Dusen auf „Festino" auf der inneren, da drängte die Stute nach der Barriere und kreuzte den zweiten nicht zwei klare Längen zwischen beiden lassend; van Dusen mußte seinen Hengst zurückreißen, um nicht in die Hinterbeine der Stute hineinzugaloppieren. Herr Weinberg hätte Protest einlegen können, da die Renngesetze sich über Kreuzen eines Pferdes dahin aussprechen, daß zwei klare Längen beim Platzwechseln vorhanden sein müssen, um das dahintergehende Pferd in seinem Tempo nicht zu alterieren. Wenn es sich auch annehmen läßt, daß „Festino" das Derby auch nicht gewonnen hätte, wenn er zum Schluß nicht behindert worden wäre, so hätte der Preis von 84500 Mark im Protestfalle — da Herr Weinberg auf den Preis verzichtete — dem Jockeiunterstützungsfonds immerhin mehr Nutzen gebracht als dem Besitzer der Siegerin.

Was nun die Leistung als solche anlangt, so wurden in Hamburg durchschnittlich 15,277, in Wien 15,209 Meter pro Sekunde zurückgelegt, in Hamburg unter 4 Pfund höherem Gewicht und auf schwierigerer Bahn.

Nach den heutigen Renngesetzen ist immer der Zweite derjenige, der dem Sieger die Leistung abnötigt. Wir halten daher auch die Leistung von „Patience" durchaus nicht für ihre Maximalleistung auf der Derbydistanze.

Die Siegerleistungen müßten schon besser ausfallen, wenn die Preise, wie in der Prämiierung nach Leistung, dem Einkommen der Pferde entsprechend zugeteilt würden. Wir nehmen dabei natürlich an, daß jeder bestrebt ist, sich möglichst viel von dem summarisch ausgesetzten Preise zu erreiten. Dieser beläuft sich auf 98000 Mark, und die Abstände der Pferde zueinander betrugen $2^1/_2$, 4 und 5 Längen. Hier muß eine Basis geschaffen werden, die wir den „Vorschlägen zur Einführung von öffentlichen Leistungsprüfungen für Pferde" Seite 66 entnehmen. Die Basis ist das kürzeste im Rennwesen übliche Maß, die Kopflänge = $^1/_2$ Meter = $^1/_{80}$ des Preises = 1225 Mark. Eine Pferdelänge gleich 3 Meter. Für die übrigen Abstände ergibt dies $54716^2/_3$ Mark dem Sieger (Abstand $2^1/_2$ Länge = 18375 Mark), $36341^2/_3$ Mark an „Festino", dem Zweiten (Abstand 4 Längen = 29400 Mark) und dem Dritten $6941^2/_3$ Mark. Da diese nach Abstand (auf der Basis von $^1/_{80}$ = 1 Kopflänge = $^1/_2$ Meter) verteilten Preise in Summa 98000 Mark betragen, so erhält der auf 5 Längen folgende quasi abgestoppte „Slaby" des Herrn Weinberg nichts.

Bei Einführung der Prämiierung nach Leistung kann man nicht mehr von dem unglücklichsten aller Plätze, dem Zweiten reden. Teilt man ferner den Jockeis 3% außer dem üblichen Reithonorar von den errittenen Geldern zu, so kommt nicht nur mehr Klarheit in die Durchführung der Rennen, sondern das ganze System wird dadurch moralisch höher gestellt.

Der Umstand, daß 1905 die Derbyrennen überall die besten Zeiten aufweisen, deutet durchaus nicht darauf hin, daß die Vollblüter aller Länder leistungsfähiger geworden sind, sondern nur darauf, daß die Zweiten die Sache ernster nahmen als sonst, denn die Durchschnittsleistung von „Robert the Devil" 1880 im Grand-Prix de Paris mit 16,48 Meter pro Sekunde über 3000 Meter unter Derbygewicht wurde nirgends annähernd erreicht.

Literarische Berichte

Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Faksimiles. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Das schon in dritter Auflage erschienene Buch, das von der Witwe Abekens hauptsächlich nach Briefen und Tagebuchnotizen ihres Gatten zusammengestellt ist, behandelt in der Tat ein schlichtes, aber zugleich ein recht inhaltsvolles Leben. Jahrzehnte hindurch hat Abeken bedeutenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte geübt, und denkwürdig bleibt es, daß er in den kritischen Julitagen von Ems der einzige diplomatische Beamte an der Seite des Königs war. Das Buch, dessen vorliegende neue Auflage eine wesentlich erweiterte Darstellung der Emser Vorgänge bringt, entwirft ein anschauliches Bild von dem politischen Werdegange des deutschen Volkes von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Es enthält wertvolle Beiträge zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten sowie zur Geschichte der diplomatischen Verhandlungen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Von Erich Schmidt. Berlin 1904. Verlag der Mittlerschen Buchhandlung (A. Fromm).

Die Ostmark steht heute im Mittelpunkt des politischen Interesses; die Frage, ob das einheimische Deutschtum stark genug ist, dem polnischen Andrang standzuhalten, erfordert eindringende Erwägung, die sich in entschiedenen Maßregeln der preußischen Staatsregierung bereits bekundet hat. In diesem Sinne hat das vorliegende Buch neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung auch eine nationalpolitische und aktuelle, indem es den Nachweis erbringt, daß die deutsche Einwanderung nach dem ehemaligen Großpolen dieselben Rechtsansprüche besaß wie die nach Schlesien oder nach dem Ordensland Preußen an der Ostsee; der polnische Adel mißachtete aber die verbrieften und versiegelten Rechte der deut-

schen Dörfer und Städte und vernichtete mit dem Deutschtum zugleich die Keime der Ordnung und Freiheit, die von der ersten Welle der deutschen Einwanderung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach Polen gebracht worden waren. Die polnische Reaktion des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts führte deshalb zu einem derartigen wirtschaftlichen Niedergang, daß die neue deutsche Zuwanderung seit dem siebzehnten Jahrhundert den Bedürfnissen des Adels entgegenkam. Aber erst die preußische Herrschaft brachte ihr die Bedingungen gesicherten Bestandes durch den staatlichen Schutz der Rechtsordnung und den belebenden Zusammenhang mit der Gesamtheit deutscher Kultur. Gegenüber der vorherrschenden Einseitigkeit in der Beurteilung des nationalen Kampfes in der Ostmark, wobei die öffentliche Meinung zwischen den beiden Gegensätzen des Vorwurfs gegen die Regierung, sie gehe nicht entschieden genug vor, und des Suchens nach Fehlern in der Polenpolitik haltlos hin und her schwankt, gibt das Buch Schmidts erst die Möglichkeit tieferen historischen Verständnisses, indem es die Bedeutung des Deutschtums in volles Licht setzt. Eine Menge geschichtlichen Stoffes ist hier zum ersten Male zusammengebracht; aus lauter Einzelheiten entsteht ein Bild, dessen Eindruck im ganzen nur als erhebend bezeichnet werden kann. Das historische Recht des Deutschtums, der Provinz Posen, von dessen Bevölkerung es heute zwei Fünftel ausmacht, sein Gepräge aufzudrücken, ist durch Erich Schmidts Buch unwiderleglich bekräftigt.

Fr. Guntram Schultheiß (Posen).

Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Von Georg Kremnitz, Leutnant im Feldartillerieregiment Generalfeldzeugmeister (2. Brandenburgisches) Nr. 18. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottländer.

Nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, aus dem Rumänien nach der glänzend bestandenen Probe auf seine Lebensfähigkeit als unabhängige Macht hervorging, wurde mit verdoppeltem Eifer an den Ausbau des Staatswesens und die Weiterbildung der rumänischen Armee gegangen. Gleich nach seiner Thronbesteigung 1866 hatte Fürst Karol die Schaffung eines brauchbaren und zuverlässigen Heeres mit der ihm eignen Umsicht und Energie in die Hand genommen, und den unter seiner Führung erfochtenen Siegen seiner Truppen hatte Rumänien in erster Linie seine Unabhängigkeit und die seitdem unter den Balkanstaaten behauptete prinzipale Stellung zu danken. Der Verfasser obengenannter Schrift schildert uns zunächst die rumänische Armee von 1877/78 mit ihrer charakteristischen Zweiteilung in die permanenten und die halbpermanenten oder territorialen Truppen, die für die Neuformations- und Reorganisationsfragen bis in die neueste Zeit aus zwingenden Gründen maßgebend bleiben mußte. Dann folgen als fernere Abschnitte: die Entwicklungsperiode bis 1882, der Zeitraum von 1882 bis 1891 und endlich die letzte Periode von da bis zur Gegenwart. Die übersichtliche Darstellung, die gewissenhaft und geschickt das vorhandene Quellenmaterial zu benutzen weiß, läßt uns ein volles Verständnis für die Heranbildung des rumänischen Heeres zu seiner heutigen nach Qualität und Quantität gleich achtunggebietenden Gestalt gewinnen. Ueber alle Einzelheiten der Organisation, der Bewaffnung und des übrigen Kriegsmaterials wie über den Ersatz und die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften, kurz über alles Wissenswerte gibt das auch dem Politiker wertvolle Werkchen zuverlässige Auskunft.

Fr. R.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Dr. Ludwig Busse, Professor der Philosophie an der Universität Königsberg i. Pr. (Aus „Natur und Geisteswelt“, 65. Bändchen), Leipzig 1904, B. G. Teubner.

„Volkstümliche Hochschulvorträge“ bilden den Inhalt des Büchleins. Von Descartes bis Spencer führt uns der Verfasser in allgemein verständlicher Form. In der quantitativen Verteilung herrscht eine gewisse Ungleichmäßigkeit, doch wird man gerne anerkennen, daß die meisten Abschnitte — so unter andern die einleitenden Kapitel und die Erörterungen über Leibniz, Hume, Lotze — Vortreffliches bieten.

B.

Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Von G. Aschaffenburg. Heidelberg, Carl Winter.

Der Verfasser, ein vielseitig unterrichteter und verständig überlegender Psychiater neuester Schule, hat sein Buch im Hinblick auf die bevorstehende Reform der Strafgesetzgebung geschrieben. Er verlangt Abschaffung des Strafmaßes und schlägt ein System vor, in dem die Individualität des Täters mit in Rechnung gestellt wird; die Notwendigkeit der Strafe folgert er aus der Notwendigkeit sozialer Abwehr. Mag man nun hierin mit Aschaffenburg übereinstimmen oder nicht, auf alle Fälle muß man ihm dankbar sein für das sachkundig zusammengetragene und gut gegliederte Material, das den Hauptinhalt des Werkes bildet. Es werden zunächst die sozialen Ursachen des Verbrechens, und zwar auf Grund der Reichskriminalstatistik, untersucht, besonders der Einfluß der Jahreszeiten, der Rassen, der Religion und der wirtschaftlichen Lage; alsdann wird die Bedeutung individueller Ursachen: Alter und Geschlecht, Abstammung und Erziehung, gewürdigt. Der

letzte Abschnitt handelt vom Kampf gegen das Verbrechen. M. D.

Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko 1861 bis 1867. Von Dr. Ernst Schmit Ritter von Tavera. Zwei Bände. Wien und Leipzig 1903, W. Braumüller.

Die Regierung des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko ist durch dieses bedeutende Werk in wesentlich helleres Licht gerückt worden. Der Verfasser hat nicht nur aus amtlichen Veröffentlichungen geschöpft, sondern vor allem auch von der gesamten zwischen der Regierung des Präsidenten Juarez und den Vereinigten Staaten ausgetauschten Korrespondenz, die bisher als Quelle noch von keiner Seite benutzt war, Einsicht nehmen können. Durch seine Lebenslaufbahn ist er in hervorragender Weise zu einem solchen Werke berufen: er war in der wichtigsten Periode, von 1864 bis 1867, Attaché der österreichischen Gesandtschaft in Mexiko und kann sich so vielfach auf persönliche Wahrnehmungen berufen, die durch mündliche Mitteilungen von maßgebenden Persönlichkeiten vervollständigt sind. Er beginnt seine Darstellung mit dem Jahre 1861 und führt uns mit Umsicht durch alle politischen und militärischen Vorgänge bis zum Tode des Kaisers und zur Kapitulation der Hauptstadt. Besonders interessiert die Geschichte der französischen Expedition, die durch zahlreiche wertvolle Dokumente erläutert und verständlich gemacht wird. Wichtige Beiträge ergeben sich daraus zur Politik und Charakteristik Napoleons und des Marschalls Bazaine. Ganz neu sind auch die Mitteilungen über den Verrat des Marquez in Mexiko und dessen Motive. Die Geschichtsforschung darf an diesem Werke nicht vorübergehen. B.

Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Im Zusammenhange mit ihrer Gattung erläutert von Dr. S. R. Nagel, Gymnasialprofessor. Wien und Leipzig 1904. Fr. Deuticke.

Das Buch umfaßt die ganze Literatur und bietet neben kürzeren oder längeren Inhaltsangaben Erläuterungen dazu, die vielleicht da oder dort hätten weiter ausgedehnt werden können. Das Werk, das eine große Belesenheit des Verfassers verrät, wird gute Dienste leisten. E. M.

Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Von Dr. Emil Sulger-Gebing, a. o. Professor an der Königlich Technischen Hochschule zu München. Berlin 1904. G. Reimer.

Die kleine Schrift, die ein Bild des Dichters, von der Hand seines Sohnes Erwin, schmückt, schildert in treffender Weise die Bedeutung von Hermann Kurz. Ein besonderer Vorzug derselben ist die beigegebene erste ausführliche Bibliographie aller Veröffentlichungen des Dichters. E. M.

Hebbel. Ein Lebensbild von Richard Maria Werner. Mit Bildnis und Handschrift. Berlin 1905. Ernst Hofmann & Co.

Einer der besten Kenner und eifrigsten Bewunderer Hebbels bietet hier eine eingehende, liebevoll geschriebene Lebensgeschichte des herben dithmarschen Dichters. Im Gegensatz zu der von Emil Kuh verfaßten Biographie steht nicht das Anekdotische, sondern der innere Zusammenhang im Vordergrund. Monographien der einzelnen Dichtungen sind nicht gegeben, doch kommen neben der Persönlichkeit auch Inhalt und Bedeutung der Werke zu ihrem Recht. Gelegentliche Ueberschätzungen wird der Andersdenkende dem Verfasser nicht verübeln, sondern sich dankbar des klaren und sorgfältigen Buches freuen. B.

Die Riesen kommen!! Von H. G. Wells. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. — **Die Zeitmaschine.** Von H. G. Wells. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda.

Seltsam phantastische Erzählungen sind es, die hier dem deutschen Lesepublikum geboten werden. Sie lassen eine Zukunftsmusik erklingen, die zugleich an Jules Verne und an Bellamy erinnert, das heißt die mit technisch-naturwissenschaftlichen Spekulationen Prophezeiungen für das soziale Gebiet vereinigt. Originell und spannend dürfen beide Bücher wohl genannt werden, doch ist nicht zu verkennen, daß das von ihnen erregte Interesse mehr Wirkung des Stoffes als der künstlerischen Gestaltung ist. B.

Politische Pädagogik für Preußen. Teil I: Erziehungsobjekte. Von Fr. Kretzschmar. Leipzig 1904. Paul Schimmelwitz. M. 2.—.

Dem ganzen Werk, das sich aus sechs Teilen (Erziehungsobjekte, Unterrichtsfächer, Schulgattungen, Lehrerstand, Schulgewalten und Reformtheorie) zusammensetzt, liegt der außerordentlich verdienstvolle Gedanke zugrunde, zum ersten Male in einem schulpolitischen Handbuche das Gesamtbild des öffentlichen Erziehungs- und Bildungswesens Preußens in möglichst erschöpfender Weise zu behandeln. Wie dieser leitende Gedanke durchgeführt ist, können wir nicht beurteilen, da uns nur der erste Teil des Werkes zur Besprechung vorliegt. Aber schon aus diesem geht hervor, daß der Verfasser mit großer Umsicht und unermüdlichem Fleiß eine Fülle von Tatsachen zusammengetragen hat, die sein Buch

zu einer höchst brauchbaren Fundgrube der verschiedensten Auskünfte für den Pädagogen, Politiker, Beamten und so weiter machen, und daß ein wesentlicher Vorzug des Werkes darin besteht, daß es sich, unberührt von aller grauen Theorie, lediglich an die Wirklichkeits- und realen Machtverhältnisse im Schulwesen hält. Als Nachschlagebuch darf es als nahezu unentbehrlich bezeichnet werden.

Dr. Hans Zimmer.

Die Entwicklung der kindlichen Sprache. Von H. A. Idelberger. Berlin 1904, Hermann Walther. M. 2.—.

Eine wissenschaftliche Arbeit, deren Ergebnisse wegen der Sorgfalt, mit der die Beobachtungen an sechzehn verschiedenen Kindern angestellt worden sind, ernste Beachtung verdienen. Nach einleitenden Feststellungen über das Verhältnis des Gefühls- und Willenslebens zum Vorstellungsleben beim Kinde und über die Energie der Aufmerksamkeit sind folgende Probleme behandelt: 1. das der ersten Wortbedeutungen beim Kinde (mit Ergänzungen am Schlusse der Schrift), 2. das der Worterfindung. Ein Anhang erörtert die Lautentwicklung und deren äußere Bedingungen. Z.

Novellen und Novelletten von Alexander L. Kielland. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin 1904. Verlag von Franz Wunder.

Kiellands Erzählungen weisen mannigfache Vorzüge auf, unter denen zwei besonders hervorgehoben sein mögen. Der Dichter versteht es, in knappen, straffen Zügen einen bedeutungsvollen Ausschnitt aus dem Leben und Treiben der Menschen mit überzeugender Wahrheit darzustellen. Aber das Interesse des Lesers erschöpft sich nicht in der Freude an diesen Wirklichkeitsbildern, vielmehr dienen sie im letzten Grunde einer Idee, die zum Ausdruck gebracht werden soll und überall die äußere Hülle durchschimmert. Zuweilen wirkt Kiellands Kunst etwas nüchtern; zuweilen auch schlägt der Ton ins Lehrhafte um. Aber in den meisten Stücken, besonders da, wo soziale Ideen den Grundzug bilden, hat der Dichter Ausgezeichnetes geschaffen. B.

Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. Von Professor K. H. Pahncke. Tübingen und Leipzig 1904, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 195 S.

Das „zum Gedächtnis für Albrecht Wolters und Willibald Beyschlag" veröffentlichte Buch bringt zunächst eine Auswahl aus den Briefen und Tagebuchblättern dieser beiden Männer. Manche gedankenvolle und von Herzen kommende Stelle wird sich dem aufmerksamen Leser tief einprägen. Auf ein Märchen von A. Wolters: „Die zwei Brüder" folgen sodann vier Abhandlungen des Herausgebers, von denen die „idealistische Kunstträumerei": „An Raffaels Gruft" und der anregende und in die Tiefe gehende Aufsatz: „Der christliche Idealismus und seine Pflege in der Gegenwart" besonders genannt sein mögen. Unsre Zeit leidet so sehr unter materialistischen Strömungen allerorten, daß diese zur Umkehr und Einkehr mahnende Schrift, auch wenn sie im einzelnen nicht einwandfrei erscheint, herzlich willkommen geheißen werden kann. B.

Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Von Friedrich Paulsen. Braunschweig 1904, Friedrich Vieweg & Sohn.

Die Schrift beginnt mit einem knappen, aber die entscheidenden Punkte scharf heraushebenden geschichtlichen Rückblick auf das Verhältnis der deutschen Gelehrtenschule und des Gymnasiallehrerstandes zum Staat und zu der geistigen, besonders der wissenschaftlichen Kultur unsers Volkes. Bei aller Kürze außerordentlich lichtvoll ist dabei der Vergleich der deutschen Gelehrtenschule mit der höheren Schule Frankreichs und Englands. Abschnitt II leitet aus der „größeren Aufgabe" der deutschen Gelehrtenschule, „forschende Weisheitssucher zu bilden oder die Bildung solcher grundlegend vorzubereiten", die „Erziehung der Schüler zu selbständiger Denkarbeit" durchzuführen, die Folgerungen ab, die sich für die Stellung des Lehrers an diesen Schulen ergeben. Ein Vergleich mit dem Ausland lehrt auch hier das Eigentümliche der deutschen Verhältnisse am besten verstehen: der deutsche Gymnasiallehrer ist zugleich Staatsbeamter und Gelehrter. Die Wichtigkeit dieser zweiten Seite seiner Stellung wird von Paulsen mit Recht stark hervorgehoben, so fern ihm auch die Meinung liegt, daß der Beruf des Lehrers und Erziehers nicht seine eigne Ehre, Würde und Größe habe. Z.

Herder, Sein Leben und Wirken. Von Richard Bürkner. Berlin, Ernst Hofmann & Co. („Geisteshelden" [Führende Geister] 45. Band.)

Der Verfasser dieser Biographie ist Theologe. Als solcher wird er vielleicht der theologischen Seite Herders am gerechtesten, wenn er zum Beispiel (Seite 14) sagt: „Herder hat sein Höchstes und Bestes als Geistlicher geleistet." Allein Bürkner zeigt auch für die übrigen Seiten des Herderschen Geistes volles Verständnis. Er führt aus, wie Herder, selbst kein großer Dichter, jede Art echter Poesie gefördert, wie er als Pädagog gewirkt und welchen Einfluß er auch auf andre Gebiete des Wissens ausgeübt hat. Das

Buch ist in seiner klaren, präzisen Darstellung eine gute Leistung. E. M.

Wie ich wurde. Was ich ward. Von Julius Bahnsen. Nebst andern Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis. München und Leipzig 1905, Georg Müller.

Unter den Schülern Schopenhauers nimmt Bahnsen einen der ersten Plätze ein. Die Selbstbiographie dieses Mannes, der des Lebens ganze Bitterkeit erfuhr und in allen Widerwärtigkeiten eine kraftvolle Persönlichkeit blieb, wird auch denen Teilnahme und Achtung abnötigen, die seiner Lehre fernstehen. Unter den andern Stücken seien besonders die „Charakterzüge aus Shakespeares Frauenwelt" hervorgehoben. Die ausführliche Einleitung des Herausgebers gibt eine beachtenswerte Charakteristik des Philosophen und wertvolle Beiträge zu seiner Biographie. Br.

Wie sah Goethe aus? Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin 1904. G. Reimer. M. 3.—.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, für Laien ein Büchlein von Goethebildnissen zusammenzustellen. Der Herausgeber hat diesen Versuch einer „Biographie in Bildern" mit großem Geschick angestellt. Die Goethefreunde werden ihm für seine Arbeit, die populär gehalten ist, aber auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, dankbar sein. Der Verlag beabsichtigt, noch weitere Bändchen über Bismarck, Rembrandt und Schiller folgen zu lassen. E. M.

P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Joseph Pohle, o. ö. Professor an der Königlichen Universität in Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Köln 1904, J. P. Bachem.

Die Biographie des Jesuitenpaters Secchi, des berühmten Astronomen, Physikers und Meteorologen, erscheint aufs neue um mehr als das Doppelte vermehrt. Auch die Leser, die gegen manche tendenziöse Wendung des Werkes Einspruch erheben werden, können sich der Darstellung dieses ernsten und erfolgreichen Gelehrtenlebens, im ganzen genommen, erfreuen. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Zigeunerblut und andere Novellen. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Armee-Einteilung, Neueste. Vollständige Uebersicht und Unterkunftsliste des gesamten deutschen Reichsheeres, der Marine 2c. 40. Jahrgang. Berlin, Richard Schröder. 40 Pf.

Bartels, Rudolf, Lehrbuch der Demagogik. Berlin, Julius Springer. M. 2.—.

Becker, Käthe van, Glücksklee. Vier Sommergeschichten. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchh. Gebunden M. 4.—.

Berthold, Konrad, Die Bilder des Meister Elz. Ein Sommernachtstraum. Novelle. Jena, Hermann Costenoble. M. 3.—.

Burkhardt, Dr. C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des III. Teils der Eckermannschen Gespräche. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 4.—.

Castelli, Guiseppe, Il Pregiudizio di una lingua universale. Roma, Società editrice „Dante Alighieri". L. 1.50.

Chiavacci, Vincenz, Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.—.

Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt und eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 2.50.

Frank, Ulrich, Die Einsiedlerin. Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Genewein, Prof. Anton, Vom Romanischen bis zum Empire. Eine Wanderung durch die Kunstformen dieser Stile. I. Teil: Romanischer Stil und Gotik. Mit 295 Abbildungen. Leipzig, Friedr. Rothbart. M. 2.—.

Georgevitch, Dr. Vladan, Das Ende der Obrenovitch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897—1900. Leipzig, S. Hirzel. M. 10.—.

Goldmann, Karl, Das Rätsel des Angelus und andere Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Hercher, Wolfgang, Lieder aus einem Dorfe. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Hirschfeld, Ludwig, Ferien in Gossensaß. Leipzig, Arthur Cavael. M. 2.50.

Horn, Prof. Dr. Ewald, „Akademische Freiheit". Historisch-kritische Untersuchung und freimütige Betrachtung nebst einem Anhang über studentische Ausschüsse. Berlin, Trowitzsch & Sohn. M. 1.50.

Jäger, Dr. Johannes, Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart, Max Kielmann. M. 3.—.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1904 bis 1905. Zwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 28 Textabbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Janke, E. F., Die Gesellschafterin. Erzählung. Leipzig, Arthur Cavael. M. 2.50.

Jansen, Ferdinand, Der Sohn der Sterne. Tragödie in fünf Akten. Berlin, Richard Schröder. M. 2.—.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—.

Jókai, Maurus, Die Himmelsstürmerin. Hinterlassener Roman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Kraus, Dr. Alois, Versuch einer Geschichte der Handels- und Wirtschaftsgeographie. Habilitationsschrift. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. M. 2.40.

Krechowiecki, Adam, Der Fischer von Casamicciola. Roman. Autoris. Uebersetzung von Alb. Weiß. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.50.

Krüger-Westend, Hermann, Melchior Meyr. Ein Essay. Stuttgart, Strecker & Schröder. 60 Pf.

Lindau, Hans, Unkritische Gänge. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 2.—.

Litzmann, Berthold, Goethes Faust. Eine Einführung. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 6.—.

Magnus, Prof. Dr. Hugo, Sechs Jahrtausende im Dienst des Aeskulap. Mit 18 Abbildungen. Breslau, J. U. Kern's Verlag. Gebunden M. 5.—.

Marcinowski, Dr. J., Nervosität und Weltanschauung. Studien zur seelischen Behandlung Nervöser. Berlin, Otto Salle. M. 3.—.

Mauerhof, Emil, Shakespeare-Probleme. Kempten, Jos. Röselsche Buchhandlung. M. 4.50.

Mayer, Friedrich, Cecil, der moderne Faust. Eine Tragödie in fünf Akten. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben von Dr. Rudolf Krauß. Sechs Bände, gebunden in zwei Leinwandbände. Leipzig, Max Hesse. M. 5.—.

Müller, O., Verarmt. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Oppeln-Bronikowski, Friedr. v., Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offiziersleben. Berlin, Hüpeden & Merzyn. M. 4.—.

Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit. Herausgegeben von Karl Zeumer. Band I, Heft 1: Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von Dr. jur. Karl Rauch. Weimar, H. Böhlaus Nachf. M. 3.40, Einzelpreis M. 4.20.

Rade, Martin, Unbewusstes Christentum. Heft 53 der „Hefte zur Christlichen Welt". Tübingen, J. C. B. Mohr. 30 Pf.

Reininghaus, Fritz, Gerechtigkeit und wirksamen Rechtsschutz schaffe das schweizerische Zivilgesetz für die aussereheliche Mutter und ihr Kind. Zürich, Orell Füssli. M. 1.40.

Roeder, Hans, Dem Gedenken einer deutschen Frau. Gedichte. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Roeder, Hans, Der Tränenkrug. Drama in vier Akten. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Saalfeld, Dr. Günther, Bausteine zum Deutschtum. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Hermann Rohde.

Schüller, Dr. Richard, Schutzzoll und Freihandel. Die Voraussetzungen und Grenzen ihrer Berechtigung. Wien, F. Tempsky.

Thomas, Dr. W. A., Sein oder Nichtsein? Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Tihanyi-Sturza, Marie Gräfin, Das Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman. Leipzig, Arthur Cavael. M. 3.—.

Vonschott, Robert, Zur Reform des deutschen Strafprozesses. Heft 8 der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Weise, Prof. Dr. Oskar, Aesthetik der deutschen Sprache. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.80.

Wengerhoff, Ph., Vor verschlossener Pforte. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—.

Wulffen, Dr. Erich, Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafvollzugs. Heft 6 von „Neue Zeit- und Streitfragen." Dresden, Zahn & Jaensch. M. 1.—.

Ziegler, Theobald, Rede bei der Schillerfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg am 9. Mai 1905. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 80 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Das Matterhorn

Von **GUIDO REY**

Mit Vorwort von Edmondo de Amicis,
37 Zeichnungen von Edoardo Rubino
und 11 Abbildungen nach photographischen
Aufnahmen
Geheftet Mk. 18.—, gebunden Mk. 20.—

Die **Neue Freie Presse, Wien,** schrieb in einer längeren Besprechung u. a.: „Diese prachtvolle Publikation wird vielen zu einem erwünschten Besitz werden, auch solchen, denen es nur vergönnt war, das Matterhorn aus respektvoller Ferne zu schauen. Was nur immer geschehen konnte, um diese umfangreiche Matterhorn-Biographie in Grossformat zu einer in ihrer Art einzigen zu machen, hier wurde es getan; alle Bergriesen der Welt können den Mons Silvius darum beneiden. Ein ausgezeichneter Alpinist der Verfasser, ein trefflicher Sprachkünstler der Uebersetzer, ein berühmter Spezialist der im Anhange mitredende Geologe, ein ausgesuchter Zeichner und ein erlesener Photograph die Urheber des Bilderschmucks und zu allem ein echter Poet, der das schöne Vorwort geschrieben, sind vereinigt zu dem Werke, dem überdies der Verleger eine glänzende Ausstattung gegeben hat. Das Ganze wie ein schimmerndes Liebesgedicht voll inbrünstigen Sehnens, dem steinernen, von Eis und ewigem Schnee umgürteten Herzen die Geheimnisse seiner erhabenen Schönheit zu entlocken."

Alpine Gipfelführer

Mit vielen Bildern und Karten
Jedes Bändchen gebunden M. 1.—

1. Die Zugspitze — 2. Die Elmauer Haltspitze
3. Der Ortler — 4. Der Monte Rosa

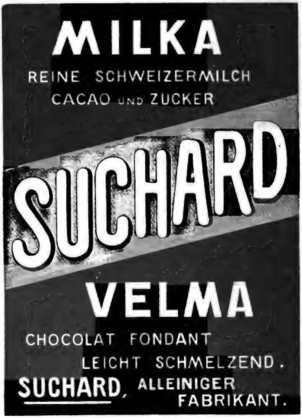
——— Die Sammlung wird fortgesetzt. ———

Die **Frankfurter Zeitung** urteilt in der Nummer vom 9. Juli 1905 über die erschienenen Bändchen: „An alpiner Literatur, an guten Reisehandbüchern und Spezialführern für Hochtouristen fehlt es wahrlich nicht. Das Unternehmen, das hier angezeigt werden soll, bringt aber wirklich etwas Neues und Gutes. Jede Nummer der Serie soll eine Monographie über einen hervorragenden Gipfel der Alpen sein. In der Art, wie es die vorliegenden Proben ausführen, ist dies ein willkommenes Unternehmen. Es gibt ja eine Menge Leute, die aus Mangel an Zeit, Kraft oder Neigung darauf verzichten, in verhältnismässig kurzer Zeit eine ganze Reihe von Gipfeln zu „nehmen" und sich darauf beschränken, einige wenige ausgezeichnete Berge in Musse zu erklimmen. Ihnen müssen die „Alpinen Gipfelführer" besonders willkommen sein. Es ist nicht jedermanns Sache, der etwa die Zugspitze besteigen will, vorher die ganze Alpenvereins-Literatur zu durchstöbern, um zusammenzutragen, was schon über diesen Berg geschrieben wurde, und aus diesen vielen Schilderungen alles, was bei der Besteigung von Interesse ist, sich zu notieren. Man muss das bequemer zur Hand haben. Hier setzen die „Alpinen Gipfelführer" ein. Wer es auf die Zugspitze abgesehen hat, der greife zu Nr. 1 der Serie. E. Peter schildert hier auf 66 Seiten gründlich und anschaulich die Einfahrt, Geschichtliches, Tracht und Volksleben, besonders natürlich die Anstiegrouten. Was aber den Führer besonders dienlich macht, ist die grosse Anzahl guter Abbildungen. Dieser Schmuck gibt dem geschmackvoll gebundenen Bändchen auch den Charakter eines „Andenkens". In Nr. 2 behandelt in gleicher Weise J. Bohlig die Elmauer Haltspitze, den bedeutendsten Gipfel des Kaisergebirges. Es folgt der Ortler von Dr. Niepmann und dann der Monte Rosa von Dr. J. Hörtnagl. Ueberall sind auch kleine Karten zur Orientierung beigegeben. Man kann nur wünschen, dass die Sammlung in rascher Folge fortgesetzt werde."

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD



CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stu

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang September 1905. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 16 1905
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Woran leidet Rußland? 257
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie (Fortsetzung) . . . 261
R. von R*n**: Diplomatische Korrespondenz des russischen Gesandten in Berlin Baron Meyendorff und seines Geschäftsträgers von Struve an den Staatsmann von B*** (1848 bis 1850). Aus dem nichtveröffentlichten Nachlasse des Staatsmannes v. B*** 271
Emile Combes, vormaliger Ministerpräsident der französischen Republik: Die französische Republik und die Trennung von Kirche und Staat . 280
Friedrich von Esmarch: Die Entwicklung des Samariterwesens 296
Prof. Dr. Yngvar Nielsen (Christiania): Norwegischer Brief 300
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens (Fortsetzung) . . 304
Hermann Kienzl (Berlin): Die Schatten der Kunstkritik (Schluß) 313
Deutschland und die auswärtige Politik 322
D'Estournelles de Constant, Mitglied des französischen Senats: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? 329
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Nachwort 332
Sir Robert Reid: Der Wahnsinn eines Krieges zwischen Deutschland und England 334
M. von Brandt: Der Einfluß der Kolonien auf die Weltpolitik und die Frage eines internationalen Schiedsgerichtshofes 339
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Fortsetzung) . . . 344
Ludwig Finckh: Der Rosendoktor (Fortsetzung) 355
Naturwissenschaftliche Revue 373
Literarische Berichte 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1905
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Automat. Zuchtgeräte; tragb. Geflügelhäuser; Brutöfen; Zuchtgeflügel (Dauerleger); Bruteier etc. Katalog kostenlos.

Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Kunstblätter

im Preise von 1 bis 5 Mark. Illustriertes Verzeichnis kostenfrei durch jede Buchhandlung oder die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von Max Kielmann in Stuttgart.

Für Jedermann von höchstem Interesse!

Poesie im Zuchthause

Gedichte von Verbrechern.

Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von

Dr. Johs. Jaeger, Strafanstaltspfarrer in Amberg.

Broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 3.60.

Die „Leipziger Zeitung" schreibt in der Wissenschaftlichen Beilage:

Ein Aufsehen erregendes Buch liegt vor uns . . . Die Gedichte, es sind ihrer mehr als 250, sind von 30 Gefangenen völlig aus eigenem Antriebe und durchaus unbeeinflußt und unbefangen verfaßt. Sie geben daher ein klares Bild des Geistes- und Seelenlebens der Autoren und liefern einen sehr bedeutsamen Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. Der Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht, ist der des Schmerzes, der Reue und der Hoffnung . . . . Das Buch verdient in jeder Beziehung unsere Empfehlung. Für Juristen, Aerzte und Geistliche muß es natürlich von besonderem Interesse sein.

Alpine Gipfelführer.

Mit vielen Bildern und Karten. Jedes Bändchen gebunden 1 Mark.

Erschienen: 1. Die Zugspitze 2. Die Elmauer Haltspitze 3. Der Ortler 4. Der Monte Rosa.

Die Sammlung wird fortgesetzt. **Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 16 1905
CAMBRIDGE, MASS.

Woran leidet Rußland?

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Der Titel des harmlosen Lustspiels: „Wie denken Sie über Rußland?“ wird jetzt angesichts der stetig ernster werdenden Lage im Osten immer von neuem wiederholt, all die kleinen und großen Kapitalisten in Deutschland und Frankreich, die kleine und große Kapitalien in russischen Papieren angelegt haben, möchten im egoistischen Sinne Rußland auf Herz und Nieren prüfen, ehe sie verkaufen und sich mit geringeren Zinsen begnügen.

Das uns recht naheliegende große russische Reich ist wenig bekannt in seinen wirklichen Stärke- und Schwächefaktoren. Der Grund liegt in der chinesischen Mauer, welche die schwer zu erlernende und nicht genügend lohnende russische Sprache an den Grenzen aufgebaut hat, sowie darin, daß das Reisen in Rußland teuer, nicht entsprechend lohnend und zeitweise unangenehm ist. Um Rußland wirklich kennen zu lernen, muß man weit ins Land hinein; Petersburg, die baltischen Provinzen, Finnland sind nicht Rußland, erst bei Moskau und Smolensk fängt es an, im Süden, Osten und Südosten von Moskau liegen die Gebiete mit dem unverfälschten, nicht unsympathischen Russentum, das man kennen muß, um richtig zu urteilen und sich vor den üblichen Uebertreibungen nach der guten und schlechten Seite hin bewahren zu können.

Es ist gesagt worden, Peter der Große habe Petersburg gegründet als ein Fenster, durch das er nach Europa hinausschauen wolle — ganz richtig, aber Petersburg ist nicht das geeignete Fenster, um nach Rußland hineinschauen zu können. Schon die Persönlichkeit Peters des Großen gibt Gelegenheit, die in der Beurteilung der Verhältnisse bestehenden großen Unterschiede nachzuweisen. Die im Westen bewunderte Zarengestalt hat nach rein russischer Ansicht falsche Bahnen eingeschlagen. Peter I. verließ das heilige, schöne und gesunde Moskau und gründete eine Beamtenstadt in dem Sumpfe an der Newa, Petersburg[1]) würde ohne stetige Einwanderung von außen binnen einer gewissen Zeit aussterben, so bedeutend ist die Unterbilanz der Geburten. Peter mißhandelte

[1]) Petersburg hat neun bis zehn Monate Regen und Schnee, zwei Monate sehr heiße Sonne; es kann sich durchschnittlich in nur sechzig Nächten des Jahres der Sterne erfreuen.

die heute noch in Gesinnung hochstehende Moskauer Aristokratie und schuf — wie man sagt, den Fluch Rußlands: die fremdartige Bureaukratie nach europäischem Muster. Durch die Einrichtung der vierzehn Rangklassen (Tschin) mit entsprechender Hofrangordnung zerstörte er die Gerechtsame und das Ansehen des alteingesessenen Adels. Der vornehmste vorromanowsche Fürst mußte einen entsprechenden Tschin erworben haben, mindestens Kammerjunker sein, um an den Hof gehen zu können. Der umstürzende Monarch beseitigte vollständig den traditionellen und gesetzlichen Einfluß der Bojaren, er setzte im Jahre 1711 an deren Stelle den sogenannten dirigierenden Senat, ohne dessen Zustimmung kein Gesetz publiziert werden sollte. Diese Zustimmung wurde aber bald auf die Registrierung der vom Zaren befohlenen Gesetze reduziert. Im Jahre 1698 hatte Peter den letzten Semski Sabor berufen, nur zur Aburteilung der Zarin Sofia und ohne sich an dessen Entscheidung zu halten.

Vom Jahre 1550 bis 1698 hatten die nach Bedarf einberufenen Semski Sabors zweifellos segensreich gewirkt und das intensive Nationalgefühl geschaffen, das den großrussischen Volksstamm bis in die neuere Zeit ausgezeichnet hat und mit dem große und schwere Kriege durchgeführt werden konnten.

Mit Autokratie und Bureaukratie ist das Land zweihundert Jahre lang regiert worden, es ist zu einem in der Masse gewaltigen Kriegsinstrument angewachsen, aber in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung zurückgeblieben. Die Bauern, die früher 95, jetzt 86 Prozent der Bevölkerung ausmachen, waren zuerst durch die Leibeigenschaft, dann durch den Gemeindebesitz geknebelt, ihre materielle Lage ist schlechter als die der christlichen und mohammedanischen Bauern in der Türkei.[1]) Auf der Arbeit der Bauern und auf ihren Opfern in der Heeresfolge hat bisher die Leistung des Staates beruht. Die freiheitlich angelegte, von Alexander II. geschaffene Selbstverwaltung ist schließlich doch der Bureaukratie unterlegen, da es zu schwierig war, eine beschwerdeführende Stimme genügend hörbar zu machen.

Der glänzendste und tüchtigste aller Autokraten, Nikolaus I., hielt die Zügel fest in persönlicher Hand, alle Bittschriften konnten und mußten zu ihm gelangen, und er forschte direkt den Schäden nach, denn er war selbst von starkem Mißtrauen gegen die Bureaukratie erfüllt. Wenn der Kaiser durch Bittschriften von Mißständen Kenntnis erhielt, befahl er nicht Berichterstattung auf dem Instanzenwege, sondern schickte einen Flügeladjutanten direkt an Ort und Stelle zur genauen protokollarischen Untersuchung und persönlichen Berichterstattung. Niemand im Reiche war vor diesen plötzlich erscheinenden, gefürchteten Sendboten gesichert. — Schon unter Alexander II. hörte die persönliche Entgegennahme der

---

[1]) Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß im eigentlichen Rußland 80 Prozent der Bevölkerung kein Bett haben und kein Fleisch essen. — Nach der letzten Volkszählung gibt es neben der großen Zahl Bauern nur 1½ Prozent Adelige, Beamte, Kaufleute und nur 10,7 Prozent Kleinbürger. Die Anzahl der sozial und wirtschaftlich Begünstigten ist also verschwindend klein in der großen Masse der Bevölkerung, und man kann hiernach Rußland nicht als ein reiches Land hinstellen.

Bittschriften auf, und bald wurden dieselben keine Rettung mehr, sondern eine neue Gefahr für die Beschwerdeführer. —

In den letzten achtzig Jahren ist wiederholt und vergeblich von gutgesinnten Kreisen und Persönlichkeiten der Versuch gemacht worden, einen gewissen Ausgleich zwischen Macht und Kontrolle eintreten zu lassen, um die gröbsten Mißstände zu beseitigen und eine relative Gerechtigkeit walten zu lassen, bis mit dem Revolverschuß der Vera Sassulitsch am 5. Februar 1878 die Aera der politischen Morde begann und den Riß zwischen Krone und Volk nur noch größer machte.

Es wäre scheinbar einfach, nutzbringend und ungefährlich, zu den alten Einrichtungen zurückzukehren und in einem Semski Sabor mit beschränkter Vollmacht sowie reduzierter Tätigkeit eine Stütze des erschütterten Thrones zu schaffen. Bestände Rußland nur aus den 70 Millionen Großrussen, so würden wesentliche Schwierigkeiten oder Gefahren hiermit nicht verbunden sein. Es hat aber seit Peter dem Großen die Eroberungstendenz bestanden: Ausgänge nach dem Meere, dann Sicherung dieser Ausgänge durch breiteres Hinterland, hierbei Ruhmsucht der Zaren, Ordens- und Ranggier der Leute in entscheidenden Stellungen und in den Grenzgebieten. In den letzten zweihundert Jahren ist Rußland sehr viel größer geworden, es hat aber hierbei so viel heterogene, bis heute feindlich gesinnte Volkselemente in sich aufgenommen, daß die innere Stärke nicht in gleichem Maße gewonnen hat und daß Krisen gefährlich werden müssen. Mit baltischen Staatsmännern und Generalen, mit finnländischen Seeoffizieren, mit polnischen, georgischen und armenischen Offizieren, mit polnischen Richtern und Aerzten vermochte man längere Zeit ausgleichend zu regieren; seit Beginn der panslawistisch-orthodoxen Strömung, die Fürst Gortschakow förderte, ist der Nationalrusse gegen die „Fremden“ mißtrauisch und neidisch geworden. Zum Schaden des Staats, des Heeres und der Flotte hat man diese gut verwertbaren Elemente mehr und mehr verdrängt. Die 8 Millionen Polen, 30 Millionen Kleinrussen, 8 Millionen Weißrussen, 3 Millionen Finnländer, 2 Millionen Esthen und Letten, 6 Millionen Kaukasier und Armenier, 6 Millionen Zentralasiaten, 2½ Millionen Tataren, 5 Millionen Juden fühlen sich jetzt von den Großrussen bedrückt und gehemmt; mit zum Teil altem, latentem Hasse warten sie auf schwere staatliche Erschütterungen und — auf den Semski Sabor, um mindestens eine Gleichberechtigung zu erringen, wie sie ihrer vermeintlich höheren Schulbildung und Kultur entsprechen würde. Soll man bei der Volksvertretung diese Elemente ausschließen oder nur in beschränkten Prozentzahlen zulassen? Das sind immerhin große Schwierigkeiten, die zu berücksichtigen sind, wenn nicht die angestrebten Reformen zu einer Schwächung des Reiches führen sollen.

Die Reform der verhaßten Bureaukratie, ohne die man nun doch nicht regieren kann, müßte damit anfangen, daß sie besser bezahlt wird und nicht mehr darauf angewiesen bleibt, sich Nebenverdienste zu verschaffen.

Auch die orthodoxe Kirche, die man für willenlos und leblos hielt, ruft nach Reformen. Sie will die Zivilspitze, den Nichtkleriker im entscheidenden Amt

des Oberprokurors des Heiligen Synods, loswerden, es soll das von Peter dem Großen vor zweihundertfünf Jahren beseitigte Amt des Patriarchen wiederhergestellt werden. Gesetzlich ist es nicht aufgehoben, es ist aber seit dem Jahre 1700 nicht wieder besetzt worden. Die griechisch-orthodoxe Kirche hat den Vorzug, daß sie von einer dogmatischen Ausgestaltung freigeblieben ist, sie hat aber durch Bilderkultus und den niederen geistigen Standpunkt der Popen (der unteren oder schwarzen Geistlichkeit) sehr gelitten; für die große Masse der in der Kultur zurückgebliebenen orthodoxen Bauern würde indes weder die katholische noch die protestantische Religion geeignet sein. Den Weg zur Reform haben die Sektierer, namentlich die Altgläubigen, bereits gezeigt, indem sie weniger Wert legten auf kirchliche Zeremonien als auf nüchternen und ehrlichen Lebenswandel. Es würde ein Glück für Rußland sein, wenn sich ein Patriarch fände, der die ethische Hebung zunächst der Geistlichkeit zu seiner Lebensaufgabe machte.

Wenn in vorstehendem versucht worden ist, die inneren Leiden Rußlands darzulegen und damit manches dem Westeuropäer Unverständliche zu erklären, so liegt die Frage nahe: Kann es auch nach einem nicht zu ungünstigen Friedensschlusse in Rußland so bleiben? ist die polizeiliche Staats- und Kirchengewalt den weiteren Aufgaben gewachsen? Entschieden nein! Es ist unerläßlich, die noch in großer Zahl vorhandenen guten und wohlgesinnten Elemente zu beratenden, aufklärenden und, wenn nötig, auch denunzierenden Worten kommen zu lassen, die Knebelung der Presse und Literatur muß aufhören und eine Verschickung ohne Urteil, nur auf administrativem Wege, muß unmöglich werden. Fiat justitia! — Der deutsche Nachbar hat, abgesehen von den großen Summen russischer Papiere in Deutschland, wegen des bedeutenden und jetzt wieder zunehmenden Handelsaustausches ein gewisses Interesse an der baldigen Herstellung geordneter Verhältnisse in Rußland, damit weitsichtige Industrie- und Handelsunternehmungen wieder möglich werden.

Die seit 1½ Jahr in Deutschland mehrfach zum Ausdruck gekommene Schadenfreude über die Niederlage der leitenden Gewalten in Rußland ist weder politisch noch wirtschaftlich klug zu nennen, anderseits sind wir jetzt weiter denn je davon entfernt, mit Rußland durch Dick und Dünn gehen zu können — was früher manchen, und auch mir, vorteilhaft erschien. Kaiser Alexander III. hat durch das Bündnis mit Frankreich die hundertjährige Tradition unterbrochen, und der weltgeschichtliche, wahrscheinlich noch sehr lange dauernde Kampf Rußlands gegen Japan wird für Deutschland eine Interessengemeinschaft mit Rußland in Ostasien ausschließen, da Deutschland dort nur Handelsinteressen hat. Für diese wird Neutralität und die noch durch andre Mächte gesicherte offene Tür das Vorteilhafteste sein.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!"

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Fortsetzung)

Nachdem der Staatssekretär v. Hollmann infolge Ablehnung eines Teils der für Schiffbauten geforderten Geldmittel seine Demission gegeben hatte, wußte der Kaiser in dem Admiral Tirpitz einen ebenso ausgezeichneten Sachkenner und Beherrscher der ganzen Materie wie weitblickenden Organisator zu finden. Von ihm wurde die noch jetzt in der Ausführung begriffene Flottengesetznovelle vom 14. Juni 1900 vorgelegt. Nie ist eine Marinevorlage in so sachverständiger und erschöpfender Weise begründet worden wie diese. Wie bei ihren Vorgängern hielten die Forderungen sich in den knappsten Grenzen, und man kann heute schon mit Bestimmtheit sagen, daß diese im Hinblick auf die politischen Verhältnisse und bei den riesigen Fortschritten, die in der gleichen Periode die fremdländischen Flotten machten, nicht weit genug gesteckt waren. Dies gilt insbesondere auch in betreff der dem Schutze der überseeischen Interessen dienenden Machtmittel, denn leider ist, wie wir sehen werden, in den früheren Jahren versäumt worden, genügende Verteidigungsgrundlagen für den Schutz der Kolonien und des überseeischen Handels zu schaffen. Es bedarf daher der doppelten Anstrengung, um das Versäumte nachzuholen, auch wird neben der Verstärkung der Flotte nur eine richtig gewählte auswärtige Politik helfen können, uns vor Schlimmem zu bewahren.

Nach der letzterwähnten Novelle war der durch das oben behandelte Gesetz vom 10. April 1898 festgestellte Schiffsbestand zu vermehren um 1 Flottenflaggschiff, 16 Linienschiffe, 7 große und 13 kleine Kreuzer als verwendungsbereit, und 2 Linienschiffe, 1 großen und 2 kleine Kreuzer als Reserve, dagegen um 8 Küstenpanzerschiffe zu vermindern, die bis zu ihrem Ersatz als Linienschiffe in Anrechnung kommen sollten.

Aus der Begründung der Vorlage sei angeführt:

„Ein Seekrieg um wirtschaftliche Interessen, insbesondere um Handelsinteressen, wird voraussichtlich von längerer Dauer sein, denn das Ziel eines überlegenen Gegners wird um so vollständiger erreicht, je länger der Krieg dauert. Dazu kommt, daß ein Seekrieg, der nach Vernichtung oder Einschließung der deutschen Seestreitkräfte auf die Blockade der Küsten und die Wegnahme der Handelsschiffe auf den Weltmeeren beschränkt wird, dem Gegner wenig kostet, im Gegenteil die Kosten des Krieges durch den gleichzeitigen Aufschwung seines eignen Handels reichlich deckt.

Ein unglücklicher Seekrieg von nur einjähriger Dauer würde Deutschlands Seehandel vernichten und dadurch zunächst auf wirtschaftlichem und als unmittel-

bare Folge davon auf sozialem Gebiete die verhängnisvollsten Zustände herbeiführen.

Ganz abgesehen von den Folgen der möglichen Friedensbedingungen, würde eine Vernichtung des Seehandels während des Krieges auch nach dessen Beendigung in absehbarer Zeit nicht wieder gutzumachen sein und dadurch zu den Opfern des Krieges einen schweren wirtschaftlichen Niedergang hinzufügen."

Das Flottengesetz hat der Möglichkeit eines Seekrieges gegen eine große Seemacht nicht Rechnung getragen, weil es bei dessen Aufstellung im Sommer 1897 zunächst darauf ankam, die Ausführung des Flottengründungsplans vom Jahre 1873 in zeitgemäßem Schiffsmaterial sicherzustellen unter Beschränkung der Vermehrung auf diejenige geringe Anzahl von Linienschiffen, die erforderlich war, um wenigstens für ein Doppelgeschwader die durch taktische Erwägungen gebotene Organisation durchführen zu können.

Die Begründung zum Flottengesetz hat über die militärische Bedeutung der Schlachtflotte keinen Zweifel gelassen. In dieser ist ausdrücklich gesagt:

„Größeren Seemächten gegenüber hat die Schlachtflotte lediglich die Bedeutung einer Ausfallflotte."

Das heißt: Die Flotte muß sich in den Hafen zurückziehen und auf eine günstige Gelegenheit zu einem Ausfalle warten. Selbst wenn sie bei einem derartigen Ausfall auch einen Erfolg davonträgt, wird sie doch ebenso wie der Gegner größere Verluste an Schiffen erleiden. Der stärkere Gegner kann die Verluste ergänzen, wir nicht. Im Kriege mit einer erheblich überlegenen Seemacht wird die im Flottengesetz vorgesehene Schlachtflotte eine Blockade erschweren, namentlich im ersten Stadium des Krieges, aber niemals verhindern können. Es wird stets nur eine Frage der Zeit sein, daß sie niedergekämpft oder nach erheblicher Schwächung im eignen Hafen eingeschlossen ist. Sobald dies der Fall, läßt sich kein Großstaat leichter von jeglichem nennenswertem Seeverkehr — sowohl der eignen Schiffe als auch der Schiffe neutraler Mächte — abschließen als Deutschland. Es bedarf dazu nicht der Blockierung langer Küstenstrecken, sondern nur der Blockade der wenigen großen Seehäfen.

In gleicher Weise, wie der Verkehr nach den heimischen Häfen, sind die deutschen Handelsschiffe auf allen Weltmeeren der Gnade des seemächtigeren Gegners ausgeliefert. Feindliche Kreuzer auf den Haupthandelswegen, im Skagerrack, im Englischen Kanal, im Norden von Schottland, in der Straße von Gibraltar, am Eingange des Suezkanals und am Kap der guten Hoffnung machen deutschen Schiffsverkehr nahezu unmöglich.

Auch hierüber spricht sich die Begründung zum Flottengesetz unzweideutig aus. Es ist darin ausgeführt: „Schutz des Seehandels auf allen Meeren fällt vorwiegend in die Friedenszeit. Im Kriegsfalle wird es die Aufgabe der Auslandskreuzer sein, den eignen Handelsschiffen den ‚möglichsten' Schutz zu gewähren."

Das heißt, die Schiffe werden „Möglichstes" tun. Was in dieser Beziehung

möglich ist, erhellt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Flottengesetz im ganzen 42 Kreuzer vorsieht, während beispielsweise die größte Seemacht heute bereits 206 Kreuzer besitzt und außerdem an allen Haupthandelsstraßen über Stützpunkte und Kohlenstationen verfügt.

Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, gibt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wird.

Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist als die der größten Seemacht, denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Uebermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so schwächen, daß dann trotz des etwa errungenen Sieges die eigne Machtstellung zunächst nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.

Um das gesteckte Ziel: Schutz unsers Seehandels und unsrer Kolonien durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen, sind für Deutschland nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse der großen Seemächte und unter Berücksichtigung unsrer taktischen Formationen zwei Doppelgeschwader vollwertiger Linienschiffe mit dem notwendigen Zubehör an Kreuzern, Torpedobooten und so weiter erforderlich.

Die Schiffsbauten sollen nach der Vorlage so geführt werden, daß der volle Sollbestand der Flotte, nachdem das letzte Linienschiff 1916 auf Stapel gelegt werden sollte, erst im Jahre 1920 erreicht sein würde.

Die Annahme der Vorlage durch den Reichstag war eine Lebensfrage für das Vaterland, denn keinem Sachkenner konnte es auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein, daß unsre Flotte in ihrem dermaligen Bestande bei einem Kriege selbst gegen eine Seemacht zweiten Ranges alsbald der Vernichtung anheimfallen und das ganze Erwerbsleben Deutschlands dann eine Schädigung erfahren würde, die in hundert Jahren nicht wieder gutzumachen ist. Es handelte sich jetzt darum, hierüber endlich einmal die Nation aufzuklären. In gründlicher und geschickter Weise geschah dies durch die Presse und Druckschriften, welch letztere unter dem Titel „Nautikus“ erschienen. Eine Reihe von Aufsätzen in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung“ widerlegte die vielen Angriffe, welche die Vorlage in den freisinnigen Zeitungen und durch Schrift und Wort, namentlich durch den Abgeordneten Richter, erfuhr. Die „Münchner Allgemeine Zeitung“ hatte gleichzeitig eine Umfrage über die Notwendigkeit der besseren Sicherung Deutschlands zur See und des dafür unerläßlichen weiteren Ausbaues der Flotte bei hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiete der Geschichte, der Sozial- und Handelswissenschaften, bei Staatsmännern, Offizieren, Reedern, Kaufleuten, Schriftstellern und so weiter angestellt.

Da es Aufgabe dieses Aufsatzes ist, nachzuweisen, daß unsre bisherigen Rüstungen auf dem Seegebiete nicht ausreichen, das Vaterland vor schwerem Unheil zu bewahren, erscheint es angezeigt, hier einige gekürzte Ansichtsäußerungen, nicht den hundertsten Teil der vielfach trefflichen Ausführungen, wiederzugeben.

Professor Brentano schreibt: „Eine Großmachtstellung ohne eine seetüchtige Flotte erscheint heutzutage undenkbarer als je. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts erkannte John Adams, einer der Nachfolger Washingtons, die neue Weltlage und sagte: Was Themistokles den Athenern, Pompejus den Römern, Cromwell den Engländern, de Witt den Holländern und Colbert den Franzosen riet, habe auch er seinen Landsleuten anempfohlen und werde stets darin fortfahren, daß nämlich die großen Fragen des Handels und der Macht zwischen den Staaten durch eine Kriegsflotte entschieden werden, daß dabei die Kriegsflotte in jeder nur zu rechtfertigenden Art unterstützt werden müsse. Der Dreizack Neptuns sei das Zepter der Welt.

Kurzsichtig ist es oder antideutsch, dem Deutschen Reiche verwehren zu wollen, daß es seine Reichsgewalt als Seegewalt kräftig betätigt und wirksam in die Weltpolitik eingreift. Wer gegen diesen Strom schwimmen will, ist überdies zu spät aufgestanden, denn Deutschland steht schon längst in der Weltpolitik mitten drin, nicht um nach Weltherrschaft zu jagen, sondern um sich die ihm gebührende Stellung in der Weltwirtschaft zu sichern. Außer der Wahrung seiner nationalen Interessen hat aber Deutschland auch noch weltpolitische Aufgaben, und wenn es Weltpolitik treibt, so erfüllt es nicht nur seine nationale Pflicht, sondern auch seine weltgeschichtliche Mission."

Oberstleutnant Graf v. Moltke-Uetersen schreibt, indem er zunächst ausführt, daß bloß passive Verteidigungsmittel für den Schutz unsrer Küste ganz unzureichend sind: „Man sagt oft, eine Landung an deutschen Küsten sei unmöglich oder, wenn doch ausgeführt, werde das Landungskorps sehr bald und leicht vernichtet werden. Ich halte dem folgendes als eine Eventualität entgegen, die nicht künstlich erdacht oder unwahrscheinlich ist: Dänemark verbündet sich mit Rußland oder Frankreich; die deutsche Flotte — wenn zu schwach — wird geschlagen oder in irgendeinen Hafen eingesperrt. Eine dänisch-französische (oder russische) Armee dringt von Fünen oder Jütland nach Süden vor. Wird auch diese so leicht zu vernichten sein — und wie viele Kräfte gehen dadurch unsern Armeen in der Front verloren? Um eine Landung zu verhindern, bedarf es des Zusammenwirkens der Hochseeflotte mit Inlandstruppen."

Graf Moltke geht dann zu einer Betrachtung allgemeiner Natur über, indem er die Zukunft ins Auge faßt: „Der nächste Krieg wird — aller Voraussicht nach — ein Kampf um die Existenz sein. Er wird die Entfaltung und Anspannung aller Kräfte der Nation erzwingen, der aktiven wie der passiven, der offenen wie der latenten, der des Landheeres wie der der Marine. Ob man diese Kräfte in ihrer Gesamtheit brauchen wird, ist für mich keine Frage." „Es ist ohne weiteres klar, daß die politische Geltung eines Staates sich in erster Linie nach seinen Machtmitteln richtet. Aber diese Machtmittel müssen verschieden

sein und werden verschieden wirken, je nach der Sphäre, in der ihr Einfluß zur Anwendung kommen soll. Wollen wir beispielsweise, daß Seestaaten wie England ihre Politik unsern Wünschen und Interessen anpassen, oder daß auswärtige Mächte, wie Nordamerika, Japan und so weiter, sich um unser Votum im Völkerrat kümmern sollen, so kann uns dazu unsre Landmacht, so groß und gut sie sein mag, wenig nützen. *Die Stärke, Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit der Flotte bildet im Auslande das Fundament unsrer Politik* ebensosehr wie die Garantie unsrer erworbenen Rechte und die Basis zukünftiger Entwicklung.“

Hinsichtlich der unabweisbaren Schäden einer effektiven Blockade unsrer Küsten bemerkt er: „Eine solche wird einmal die Ernährung des Volkes und die Verproviantierung des Heeres erschweren und verteuern; anderseits wird sie unsern blühenden Exporthandel lähmen, und zwar für gerade genügende Zeit, um den Gegnern die erwünschte Möglichkeit zu bieten, ihn an sich zu reißen. Es ist schwer auszudenken, welche Folgen solch doppelter Schlag für unser Volk haben möchte. Seine internen Hilfsquellen materieller Natur sind keineswegs unerschöpflich; dagegen ist der personelle Zufluß jeden Jahres (durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle und so weiter) so bedeutend, daß wir einer blühenden Exportindustrie, der Zufuhr von auswärts und billiger Lebensmittel nicht entraten können. Ein großer Teil unsrer nationalen Kraft ist tatsächlich, man mag das für erwünscht halten oder nicht, in unserm Verkehr mit dem überseeischen Ausland angelegt; geben wir diesem Verkehr keinen hinlänglichen Schutz, so rauben wir ihm nicht nur das wesentlichste Moment der Weiterentwicklung, sondern wir begeben uns eines recht bedeutsamen Faktors unsrer nationalen Selbständigkeit. Unsre industrielle und merkantile Konkurrenzfähigkeit nach fast allen Richtungen hin steht und fällt mit dem freien Zutritt zu den Meeren und mit deren ungehinderter Ausnutzung. Unsre Küsten und Häfen sind die Lungen, durch die wir atmen. Eine Nation, die von der Seegeltung ausgeschlossen ist, hat keine Zukunft mehr.“

Die Forderungen der Novelle wurden nach langen Beratungen in der ersten Hälfte des Juni 1900 vom Reichstage bis auf 16 Auslands- respektive Reservekreuzer[1]) nach langen Debatten und unter Verlängerung der Lebensdauer der kleinen Kreuzer (was einer Verminderung oder Abschwächung dieser Forderung

[1]) Staatssekretär v. Tirpitz akzeptierte — gewissermaßen „notgedrungen“ — die Streichung der Kreuzer, indem er ausführte: „Ein Mehrbedarf an Auslandsschiffen bestehe heute schon. Wenn die verbündeten Regierungen trotzdem vorgeschlagen hätten, mit dem Bau neuer Auslandskreuzer erst im Jahre 1906 zu beginnen, so liege der Grund dafür in der Tatsache, daß vor allem *eine Verstärkung der Schlachtflotte* erforderlich sei. Gleichzeitig beide zu vermehren sei der Reichstagskommission nicht angängig erschienen, darum müsse man das Wichtigste zuerst ausführen. Aus diesen Erwägungen hätten die verbündeten Regierungen sich entschlossen, jetzt einer *Vertagung* der Entscheidung über die Vermehrung der Auslandsschiffe zuzustimmen. Man werde ja sehen, ob und in welchem Umfange eine solche Verstärkung notwendig sei; *er* halte es für sehr unwahrscheinlich, daß der Mehrbedarf in der Regierungsvorlage zu hoch angesetzt sei.“

gleichzuachten ist) nach warmem Eintreten für die Vorlage von seiten des Reichskanzlers und der beteiligten Staatssekretäre der Marine, der Auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen bei heftigem Widerspruch eines großen Teils der Linken genehmigt. Zur Beurteilung der Ziele der Novelle und ihrer politischen Begründung sei einiges aus den Reden des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe und der Staatssekretäre hier in möglichster Kürze wiedergegeben.

Schon bei der Etatsberatung im Dezember 1899 erklärte der Reichskanzler, die verbündeten Regierungen seien zu der Ueberzeugung gelangt, daß der im Flottengesetz vom 10. April 1898 festgesetzte Sollbestand der Flotte einer Vermehrung bedürfe, und stellte die Vorlage der bezüglichen Novelle in baldige Aussicht.

Staatssekretär Graf v. Bülow sprach sich dahin aus, daß die gegenwärtige Weltlage und die Bedürfnisse unsrer überseeischen Politik maßgebend für die Ergänzung und Erweiterung des letzten Flottengesetzes seien. „Wir wollen damit keiner fremden Macht zu nahe treten, wollen uns aber auch nicht beiseite schieben lassen. Wir besitzen jetzt bedeutsame Interessen in allen Weltteilen. Die schnelle Zunahme unsrer Bevölkerung, der Aufschwung unsrer Industrie, die Tüchtigkeit unsrer Kaufleute, kurz die gewaltige Vitalität des deutschen Volkes haben uns in die Weltwirtschaft verflochten und in die Weltpolitik gezogen — nicht im Sinne der Eroberung, sondern der friedlichen Ausdehnung unsers Handels und seiner Stützpunkte. Daß die Zukunft eine friedliche bleibe, wünschen wir alle, aber ob sie es sein wird, das kann niemand sagen. Und darum müssen wir wie zu Lande so auch zu Wasser gegen Ueberraschungen gesichert sein. Alle andern Staaten verstärken ihre Flotten. Ohne eine wesentliche Erhöhung des Sollbestandes unsrer Flotte können wir neben Frankreich und England, neben Rußland und Amerika unsre Stellung in der Welt nicht behaupten, und wir haben eine Stellung in der Welt zu behaupten. Die letzten Jahrzehnte haben viel Glück und Macht und Wohlstand über Deutschland gebracht. Der Neid aber spielt auch im Leben der Völker eine Rolle, und es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer und wirtschaftlicher Neid. Es gibt vielleicht auch Völker, die finden, daß der Deutsche für seine Nachbarn bequemer war in jenen früheren Tagen, wo trotz unsrer Bildung und Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabsahen wie hochnäsige Cavalieri auf den bescheidenen Hauslehrer. Diese Zeiten der Ohnmacht sind vorbei, und sie sollen nicht wiederkehren. Wir werden uns aber nur dann auf der Höhe erhalten, wenn wir einsehen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gibt: ‚In dem kommenden Jahrhundert wird das deutsche Volk Hammer oder Amboß sein!‘“

Der Staatssekretär v. Tirpitz führte unter anderm aus, daß zur Bestimmung des Umfanges und der Zusammensetzung der Flotte die schwierigste Kriegslage zugrunde gelegt werden müsse. Diese trete ein, wenn wir dem größten unter den möglichen Gegnern zur See gegenüberstehen. Daher müsse die Flotte

so eingerichtet werden, daß ihre höchste Kriegsleistung in einem Verteidigungskriege in der Nordsee, in einer Seeschlacht daselbst liege. Für den Auslandsdienst wären so viel Schiffe vorzusehen als erforderlich sind, erstens um unsre Interessen im Frieden überall kraftvoll zu vertreten, und zweitens, um gegen halbentwickelte Staaten von geringerer Seemacht ausreichende Streitkräfte zur Hand zu haben. Ueberseeische Konflikte mit europäischen Mächten würden in Europa entschieden. Diese Gesichtspunkte seien schon bei dem Flottengesetz von 1898 maßgebend gewesen. Aber schon damals sei man darüber nicht im unklaren gewesen, daß ein endgültiger Abschluß durch dasselbe nicht erreicht werden würde. Jetzt habe der spanisch-amerikanische Krieg mit erschreckender Deutlichkeit aller Welt vor Augen geführt, welche Bedeutung es hat, wenn eine Nation große Seeinteressen, aber nicht die Mittel besitzt, sie zu verteidigen.

Nach erfolgter Vorlage der Novelle und bei Beratung derselben Juni 1900 im Plenum des Reichstages sprach der Reichskanzler Fürst Hohenlohe unter anderm die wahren Worte, daß das Drängen nach einer deutschen Flotte recht eigentlich aus dem deutschen Volke hervorgegangen sei. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zeige, daß der Ruf nach einer deutschen Flotte stets dann hervorgetreten sei, wenn sich das Streben nach einheitlicher Gestaltung Deutschlands geltend machte. Man war einig in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Flotte, die denn auch von da an in ihrer Entwicklung stetig fortgeschritten ist. Der Weg, den man einschlug, um die Mittel für Heer und Flotte zu beschaffen, führte zur Reform unsrer Zollgesetzgebung, und dies hatte einen industriellen Aufschwung, eine Entwicklung unsers Handels zur Folge, die das Verlangen nach dem Schutze unsers Handels durch eine Flotte mit erneuter Kraft hervortreten ließ. Es handelt sich da nicht allein um den Schutz durch einzelne Schiffe oder um den Nachdruck, mit dem Forderungen in fremden Ländern zu unterstützen sind, sondern es handelt sich darum, unsre Existenz als handeltreibende Weltmacht zu sichern. Das Deutsche Reich darf nicht abhängig sein von dem guten Willen andrer mächtiger Nationen; es muß auf eignen Füßen stehen und auf Achtung zählen können. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer starken Flotte.

Staatssekretär Graf v. Bülow fügte diesen Worten noch hinzu, die deutsche Reichspolitik werde nur und ausschließlich durch nationale Gesichtspunkte bestimmt. Alle abenteuerlichen Pläne lägen uns vollkommen fern. „Wir wollen Sicherheit dafür haben, daß wir uns auch weiter im Frieden, ungestört in wirtschaftlicher und politischer Beziehung, entwickeln können.“

Die Genehmigung der Novelle unter Absetzung der verlangten Kreuzer durch den Reichstag wurde in ungewöhnlicher Weise verbunden mit gleichzeitigen Gesetzen für die Kostendeckung derselben, die aus zwei Hauptquellen fließen sollte, nämlich aus den erhöhten Reichsstempelabgaben auf Wertpapiere, Kaufgeschäfte und Lotterielose, ferner aus Einführung eines Stempels für Kuxe und Schiffsfrachturkunden sowie aus Erhöhung der Zollsätze auf verschiedene Getränke. Die

Einführung einer Verbrauchsabgabe für inländischen Schaumwein und Sacharin wurde der nächsten Session vorbehalten. Die Jahreseinnahmen aus den vorerwähnten Quellen waren auf 50 bis 60 Millionen veranschlagt.

Wir sollten mit der Annahme respektive Ausführung dieser Gesetznovelle ihren Motiven nach in gewissem Sinne zu einem Abschluß in der Entwicklung der deutschen Marine gelangen. Wenn man sich erinnert, daß ähnliches bei jeder Vorlage der früheren Flottenpläne besten Glaubens und Wissens angenommen worden ist, daß die folgenden Jahre aber bei gewissenhafter Neuprüfung lehrten, daß diese Erwartung sich nicht erfüllt hatte, wird man schließen dürfen, daß es unmöglich ist, für viele Jahre im voraus die notwendige Stärke einer Flotte festzustellen. Es liegt das ja auch in der Natur dieser Sache, denn in viel höherem Grade wie bei der Armee wird die Stärke und Zusammensetzung der Flotte sich sowohl nach den ihr zu stellenden, stets wechselnden Schutzaufgaben wie auch nach den Kräften etwaiger Gegner richten müssen. Für eine Armee kommt im wesentlichen nur letzteres in Betracht, und die möglichen Gegner werden so gut wie immer die Grenzstaaten sein, eventuell ist dieser oder jener als Verbündeter in Rechnung zu ziehen, auch ist die nicht so rasch wechselnde Kopfstärke der militärdienstfähigen Bevölkerung ein wesentlicher Faktor für Feststellung der Friedens- und Kriegsstärke des Heeres. Für die Marine liegt die Sache ganz anders: nicht nur jede europäische Seemacht kann Gegner sein, sondern auch ein beliebiger überseeischer Staat, unter Umständen können mehrere derselben als verbündete Gegner auftreten, und die Stärke der Bevölkerung spielt nicht annähernd eine so wichtige Rolle für die Bemessung der Flottenstärke, dagegen in höherem Maße der Stand der Technik und der Besitz ausreichender Geldmittel oder der Kredit. Und was das zu schützende Objekt angeht, dessen Wert die für seine Verteidigung zu machenden Aufwendungen beeinflußt, so möge kurz hier nur auf die Wertzunahme dieses Objektes für einige der hinter uns liegenden Jahre hingewiesen werden, wie sie die vorzüglichen, vom Marineamt dem Reichstage vorgelegten statistischen Beilagen erkennen lassen.

Danach hat sich der deutsche Außenhandel in zwei Jahren von 1894 bis 1896 [1]) dem Werte nach um 13, in den zwei darauffolgenden weiteren Jahren um 16 Prozent vermehrt, eine Steigerung, wie sie in der deutschen Handelsstatistik bisher ohne Beispiel war. An diesem Außenhandel hat wiederum der Seehandel einen steigenden Anteil, indem er 1894 4,9 Milliarden, 1896 5,7, 1898 6,6 und 1899 über 7 Milliarden betrug, also eine Steigerung erfuhr von 2100 Millionen in fünf, von 1300 Millionen in den letzten drei Jahren. Der Seehandel ist seit 1894 um 36, der Landhandel dagegen nur um 16 Prozent gewachsen, und in stetig steigendem Tempo wird ersterer einerseits zu einem unentbehrlichen Lieferanten von Rohmaterialien für die deutsche Volksernährung

[1]) Seit 1896 hat wieder eine sehr bedeutende Steigerung des Außenhandels Platz gegriffen: während der Gesamtwert 1896 8,3 Milliarden betrug, belief er sich 1904 auf über 12 Milliarden.

und Industrie, anderseits besorgt er die Abfuhr derjenigen fertiggestellten Industrieprodukte, welche die deutsche Volkswirtschaft zur Bezahlung ihres Bedarfs vom Weltmarkt her an das Ausland absetzen muß.

Diesen steigenden Seehandel zu bewältigen, ist der Schiffsverkehr in den deutschen Seehäfen ebenfalls rapide gestiegen. Von 1894 bis 1896 stieg die Zahl der verkehrenden Schiffe in den deutschen Häfen um 3000, dagegen von 1896 bis 1898 um 25000; die Tonnage vermehrte sich von 1894 bis 1896 um 1¾ Millionen, 1896 bis 1898 um 4½ Millionen. Von 1894 bis 1896 stieg der Schiffsverkehr in der Nordsee um 2¾ Millionen Tonnen und ging in der Ostsee um fast 1 Million zurück; von 1896 bis 1898 stieg er in der Nordsee um 3, in der Ostsee um 2 Millionen Tonnen. Auch die Tonnage im Verkehr deutscher Schiffe zwischen überseeischen Ländern nahm steigend zu; von 1894 bis 1897 stieg sie um über 29 Prozent. Die Transportleistungsfähigkeit deutscher Schiffe wuchs von 1894 bis 1899 um rund 33 Prozent, bis Ende 1899 sogar um 45 Prozent. Der Wert deutscher Reedereikapitalien ist entsprechend dem Anwachsen der Schiffahrt gestiegen, zum Beispiel allein das Reederei*aktien*kapital, das 1897 zirka 177 Millionen betrug, auf 273 Millionen im Jahr 1899, also um zirka 60 Prozent in zwei Jahren. In der deutschen Reederei stecken über 500 Millionen Kapital. Entsprechend hat sich der Wert der Handelsflotte in drei Jahren um zirka 66 Prozent erhöht, und der Nennwert derselben betrug 1899 mindestens ¾ Milliarden.[1]) Eine ganz ähnliche Wertsteigerung haben die Schiffsbauwerften, die Hafenbauten und Flußkorrektionen, die Hochseefischerei, die Seekabel, der Kolonialbesitz und die überseeischen Kapitalanlagen (1897/98: 7½ Milliarden) erfahren.

Es erhellt aus dieser kurzen Aufführung, daß die deutschen überseeischen und Schiffahrtsinteressen in der denkbar raschesten Entwicklung begriffen sind und daß ihre Unterbindung der Ruin des deutschen Vaterlandes sein würde. Das wäre aber die *unabweisbare Folge eines jeden Seekrieges, in dem Deutschland unterliegt.*

In den der Hauptsache nach oben (Seite 262) wiedergegebenen Motiven zu der Flottennovelle von 1900 wird sehr zutreffend ausgeführt, daß der in der Vorlage von 1898 verlangten Flotte nur die Bedeutung einer *Ausfall*flotte zukäme, die größeren Seemächten gegenüber nicht imstande sein würde, die See zu behaupten, und daß der Schutz des Seehandels auf allen Meeren vorwiegend nur in *Friedens*zeiten ausgeübt werden könne. Als Aufgabe der durch die Novelle geforderten verstärkten Flotte wird hingestellt, daß „Deutschland eine so starke Schlachtflotte besitzen müsse, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage kommt“, und um das gestellte Ziel: „Schutz unsers Seehandels und unsrer

---

[1]) Januar 1904 besaß Deutschland bereits 4154 Seeschiffe von fast 3½ Millionen Tonnengehalt im ungefähren Werte von 1130 Millionen Mark, also wieder sehr erhebliches Anwachsen.

Kolonien durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen", wären die verlangten zwei Doppelgeschwader vollwertiger Linienschiffe nebst Zubehör (Aufklärungsschiffe und so weiter) erforderlich.

Man kann nun, wenn man die geforderten Seestreitkräfte mit dem, was uns der „seemächtigste" Gegner entgegenstellen kann und entgegenstellen wird, vergleicht, nicht anders, sagen als: Die Flottennovelle hat in den Mitteln erheblich zu niedrig gegriffen, das Verlangte kann nur als der erste Schritt für eine Deutschlands Stellung und Bedürfnissen gerecht werdende Flotte angesehen werden. Der ganze Plan verliert dadurch nichts an Wert, denn das Ungeheure, was Deutschland, um nicht von seinem durch unsägliche Anstrengung und Opfer an Geld, Schweiß und Blut im Laufe der verflossenen Jahrhunderte endlich errungenem Wohlstande und Machtstandpunkte wieder in das Nichts zurückgeschleudert zu werden, an Seemächtigkeit durchaus erreichen muß, läßt sich in kurzer Zeit nicht beschaffen, wohl auch nicht in kürzerer Zeit, als die Novelle es vorsieht, da nicht nur riesiges Material fertigzustellen, sondern auch für Heranbildung des Personals zu sorgen ist.

Es ist nicht Zweck dieser Arbeit, Vorschläge über die weitere Vermehrung und Entwicklung der Marine zu Erreichung des Endzieles zu machen, denn das Marinetechnische liegt — wie alle Vorlagen der letzten Jahre und die ganze gegenwärtige Entwicklung der Marine jedem Kenner klar vor Augen führen — endlich in Händen, die so vollkommen die ganze Materie beherrschen, daß in dieser Richtung kaum etwas zu sagen bleibt. Aber es sind der Leitung, wie bisher, so auch jetzt wohl noch durch kleinliche Auffassung und Unkenntnis andrer Instanzen Schranken gesetzt, die durchbrechen zu helfen Aufgabe jedes sachkundigen Patrioten ist.

Nur auf eins möge noch hingewiesen werden, daß nämlich die Zahl unsrer Kriegshäfen und Seearsenale, namentlich in Rücksicht auf unsre langgestreckte Ostseeküste und die strategisch recht ungünstige Lage von Kiel, nicht für alle Eventualitäten ausreicht, und daß die alten Lieblingspläne des Prinzen Adalbert, der das bereits so klar und überlegen nachwies, in bezug auf Rügen oder die Danziger Bucht einer neuen ernsten Erwägung bedürfen, sofern es uns nicht gelingt, die Ostsee — wie weiterhin ausgeführt — zu neutralisieren.

Etwas andres ist es aber mit einer Reihe meist auf politischem Gebiete liegender Maßnahmen, die nunmehr des näheren behandelt werden sollen.

(Fortsetzung folgt)

Diplomatische Korrespondenz des russischen Gesandten in Berlin Baron Meyendorff und seines Geschäftsträgers von Struve an den Staatsmann von B***. (1848 bis 1850)

Aus dem nichtveröffentlichten Nachlasse des Staatsmannes v. B***

Von

R. von R***n

Am 18. Mai 1848 wurde in Frankfurt a. M. unter Glockengeläute und dem Donner der Geschütze die Deutsche Nationalversammlung eröffnet, und vier Tage später trat in Berlin die preußische Nationalversammlung zusammen, die erstere aus den Koryphäen und besten Namen aller Staaten, die letztere zum größten Teile aus demokratischen Parteimitgliedern zusammengesetzt. Die Rivalität dieser beiden Vertretungen lähmte von Anfang an die Energie der preußischen Regierung, die schwarz-weiße Kokarde trat an Stelle der dreifarbigen. — Die schleswig-holsteinische Frage, die mit dem Tode Christians VIII. aktuell geworden, hatte durch den Mangel einer deutschen Kriegsflotte mit dem Rückzuge der siegreichen Preußen aus Jütland geendet, und der schimpfliche Friede von Malmö stand vor der Türe.

In dieser Zeit setzen die bisher nicht publizierten Briefe Meyendorffs und Struves ein und begleiten uns bis zu dem unblutigen Siege Oesterreichs über Preußen in der sogenannten Olmützer Punktation (29. November 1850). Sie erzählen uns von Jahren, in denen die aus der Revolution neugeborene Reaktion umsonst versuchte, sich ein dauerndes Ansehen zu schaffen, von Jahren, in denen die Deutsche Nationalversammlung ihre Lebensaufgabe scheitern sah, Deutschland ein Oberhaupt zu geben, von Jahren, in denen das Ansehen Preußens und des Deutschen Bundes vom Auslande und Oesterreich mit Füßen getreten wurde.

Peter Baron Meyendorff, aus einer alten, in Schweden geadelten Familie entstammend und am 5. August 1796 geboren, widmete sich nach den Feldzügen 1812 und 1813 der diplomatischen Laufbahn, war 1820 im Haag, dann in Madrid, 1828 als Gesandtschaftsrat in Wien, darauf in Stuttgart und endlich seit 1839 in Berlin, wo er bis zum August 1850 blieb, um dann Botschafter in Wien zu werden und eine Vermittlung zwischen Berlin und Wien anzubahnen. Er starb 1865 als russischer Staatsrat, Obersthofmeister und Direktor des kaiserlichen Privatkabinetts. Ueber seine Tätigkeit als Diplomat schreibt der preußische Gesandte v. Rochow: „Kaiser Nikolaus ist durch Herrn v. Meyendorff über die deutschen Verhältnisse sehr gut unterrichtet. Letzterer hat sich in Berlin davon überzeugt, wie man es dort für das größte Unglück halten würde, wenn eine Erkaltung oder gar Entzweiung der beiden Großmächte Deutschlands eintreten könnte. Herr v. Meyendorff hat sich großes Vertrauen in Berlin erworben und

ist von bestem Eifer beseelt, dort etwas Nützliches (nicht engherzig Moskowitisches) für beide Lande und Kabinette in allgemeiner Weltansicht zu leisten."

Sein Geschäftsträger Friedrich Georg Wilhelm v. Struve, aus der bekannten Gelehrtenfamilie entsprossen, stand vorher in gleicher Eigenschaft in Wien unter dem russischen Botschafter Demeter v. Tatistscheff und war Ende 1848 Staatsrat in Petersburg.

Um nun auf die erwähnte Korrespondenz einzugehen, so finden wir als ältestes Stück eine Note[1]) des Viscount Palmerston, die er am 23. Juni 1848 dem preußischen Gesandten in London v. Bunsen und dem Grafen Reventlow zukommen ließ und in der er zwei Vorschläge macht. Als ersten den bekannten, die Teilung Schleswigs in einen dänischen und einen deutschen Teil nach Sprache und Nationalität, als zweiten die Unzertrennlichkeit des Landes, wie bisher, und seine Verwaltung durch eine Administration, die gleicherweise von Schleswig und Holstein beigestellt wird. In diesem Falle würde der König von Dänemark ein Mitglied des Deutschen Bundes als Herzog von Holstein bleiben, was er als Herzog von Schleswig nicht sein könnte. Die Note schließt mit dem Satze: „No change would, in this case, be made in the Law of succession in Sleswig."

Unter dem 25. August 1848 beschreibt v. Struve die augenblickliche Lage in Berlin, er sagt: „Meyendorff und ich haben mit einem der Lenker der (preußischen) Nationalversammlung die gegenseitigen Verhältnisse aufrichtig besprochen. Eine Einigung zwischen Preußen und der Zentralgewalt wäre leichter durchzuführen, als wir es in Frankfurt geglaubt. Zuerst wäre zu untersuchen, in wessen Händen jetzt Preußens Macht liegt und mit wem daher eigentlich zu

---

[1]) The future condition of the Duchy of Sleswig should be settled upon one or other of the two following plans, according to the choice of the King Duke.

First the Duchy of Sleswig might be divided into two Parts with reference to the German or Danish Nationality of its habitants. The Southern and German part being to be called the Southern Duchy, the Northern or Danish Part being to be called the Northern Duchy. The King would then become a Member of the German Confederation in his capacity of Duke of Southern Sleswig as well as in his capacity of Duke of Holstein, and Southern Sleswig would like Holstein form Part of the Territory of the German Confederation, and the Sovereignty of Southern Sleswig would follow the same line of succession as the Sovereignty of Holstein. — On the other hand, Northern Sleswig would be attached by its law of succession to the Crown of Denmark, and the Sovereignty of that Duchy would be inseparably united with the Danish Crown.

Secondly if this arrangement should not be thought expedient, the Duchy of Sleswig might remain entire and undivided such as it now is, it might continue to be administered as it has been, by an administration established for Sleswig and Holstein jointly; and these should also be provincial states in which the Representatives of the two Duchies would be assembled together in their proper respective proportions. —

In this case the King of Denmark would remain as he now is, a Member of the Germanic Confederation in his capacity of Duke of Holstein, but he would not become Member of the Confederation in his capacity of Duke of Sleswig.

No change would, in this case, be made in the Law of succession in Sleswig.

unterhandeln und eine Verständigung einzuleiten wäre? Weder im Könige noch in dem Ministerium ruht das spezifische Gewicht, auf das es ankommt, wohl aber in der Gesinnung der in und außer der Kammer waltenden Majorität. Dann müßte cartes sur table gespielt werden, denn die Interessen der beiden Parteien sind offen und klar. Preußen wird immer zu vermeiden suchen, gegen Frankfurt undeutsch, das heißt feindlich aufzutreten, und eben in der Notwendigkeit, Frankfurt fortwährend als Trägerin der deutschen Sache zu betrachten, liegt das moralische Uebergewicht Frankfurts, während Preußen das materielle unbezweifelt gebühren möchte. Preußen wird sich daher allen Anordnungen der Zentralgewalt fügen, insoferne diese Anordnungen nicht gegen den inneren Organismus des Staats verstoßen. Die Frage des Kriegs und Friedens würde der Zentralgewalt ungeschmälert verbleiben. Preußen würde ohne Genehmigung der Zentralgewalt keine Unterhandlungen mit dem Auslande eröffnen können, mit einem Worte, Preußen würde nach außen der Zentralgewalt alle Konzessionen machen, die die Interessen der Gesamtheit erheischen. Auch im Innern würde es sich allen Maßregeln unterwerfen, die das allgemeine Wohl betreffen, als da sind Maß und Gewicht, Posten, Eisenbahnen und so weiter, natürlich nach gegenseitiger Verständigung. Da Preußen aber Preußen bleiben will, so müßte hier die richtige Grenze gefunden werden, um den inneren administrativen Organismus nicht aufzulösen, und das bestehen zu lassen, was nicht angetastet werden könnte, ohne diesen Organismus zu vernichten. In diesem Punkte würde auch das dynastische Interesse seine Befriedigung finden, da das in diesem Sinne als selbständig anerkannte Preußen ohne Dynastie nicht gedacht werden könnte."

In den nächsten Briefen äußert sich der Staatsmann v. B. so treffend über die politische Situation, daß v. Meyendorff unter dem 8. Dezember 1848 an ihn schreibt: „Der Inhalt Ihres Schreibens vom 16. November ist wohl das Treffendste und einzige Praktische, das ich seit längerer Zeit aus Frankfurt gehört." Wir wollen daher auf das Meritorische dieser Aeußerung kurz eingehen. — von B*** sagt: „Die Berliner Ereignisse seien eine natürliche Fortsetzung der Wiener, die preußische Regierung wird des illegalen Widerstandes ebenso Herr werden, wie die österreichische. Der Reichsverweser verfolgt die Politik, Zeit zu gewinnen, Herr v. Schmerling ist im Reichsministerium der eigentliche Faiseur; wäre er nicht auf den Barrikaden gestanden, sollte man glauben, er handle nach den Eingebungen des Reichsverwesers, um jeden vernünftigen Schritt dahier zu verhindern. Das ganze Ministerium bildet einen Gallimathias, der kaum durch das Verfassungswerk selbst übertroffen werden kann. Eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen über ihre Stellung im neuen Deutschland ist vor allem nötig. Die Verschmelzung der materiellen Interessen im neuen Deutschland ist nur mit Preußen, nicht aber in gleichem Maße mit Oesterreich denkbar. Letzteres wird sich der deutschen Verhältnisse wegen niemals auflösen, während Preußen mit dem übrigen Deutschland gemeinsame Sache machen muß. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sich Oesterreich nicht durch Preußen verdrängen lassen kann, nur wenn es dazu gezwungen wird. Preußen muß also die Initiative in den

deutschen Angelegenheiten ergreifen, und die neue deutsche Reichsverfassung muß der preußischen Partikularverfassung unbedingt vorangehen. Wir armen Deutschen sind dermalen wie verlorene Schafe, die den leitenden Hirten suchen."

Inzwischen war aber in Berlin am 5. Dezember die oktroyierte Verfassung zustande gekommen, die einen „unumstößlichen Beweis der aufrichtigen konstitutionellen Gesinnungen des Königs gibt", wie Meyendorff schreibt. „Der unerträgliche Ton, den die Zentralgewalt in allen öffentlichen Erlässen Preußen gegenüber annahm," war nach Meyendorff ein Grund, warum man mit der Herausgabe der neuen Charte nicht wartete. „Gegen Preußen, das in drei Wochen 80000 Mann Landwehr aufstellen kann, eine Sprache zu führen, wie in dem letzten Erlasse an das deutsche Volk, ist ein nie gut zu machender Fehler." — „Große militärische Staaten," schreibt er weiter, „die auf ihre Armeen bauen können, werden doch wohl nicht den Beschlüssen einer Macht gehorchen, die deren besondere Lage und Bedürfnisse nie verstanden hat. Die Sprache des Herrn v. Schmerling, wie zum Beispiel über die diplomatischen Verhältnisse von Rußland, ist eine seltsame Zusammensetzung von Prahlerei und Lüge. — In Berlin hat man stets zwei aus Frankfurt ausgegangene Tendenzen abgewiesen, den Krieg mit Rußland und das Ausstoßen Oesterreichs aus Deutschland."

Interessant ist der lange Brief des Herrn von B*** an v. Struve vom 24. Dezember 1848, in dem er sich für eine konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Basis mit dem König von Preußen als Oberhaupt einsetzt und in dem er unter anderm sagt: „Die Reichsverfassung kann, wenn sie imstande ist, die letzten Wehen zu überstehen, nur mit einem Kaiser oder König von Deutschland zur Welt kommen. Die Lage des Kindes ist allerdings keine günstige; zuerst sind die Füße (die Grundrechte), dann der Leib (Reich, Reichsgewalt, Unter- und Staatenhaus) erschienen, und es erscheint noch ungewiß, ob man nicht die Instrumente zu Hilfe wird nehmen müssen. Bei jeder solchen Geburt steht aber das Leben des Kindes auf dem Spiele."

Am 5. Januar 1849, nachdem die Revolution in Wien niedergeworfen, äußert sich Meyendorff, Oesterreich wolle allerdings auf den ersten Rang in Deutschland nicht verzichten, aber es wolle auch nicht mehr als den Rang, den Schein der Macht behaupten. Jetzt, wo es mit seiner Rekonstruierung so viel zu tun habe, werde es gewiß nicht die konstitutionelle Wiedergeburt Deutschlands leiten wollen. Die militärische Leitung müsse es Preußen überlassen, das im Bunde mächtiger und zudem rein deutsch sei, abgesehen von der halben Million Polen. Bei den bekannten Gesinnungen des Königs, der sich kein Deutschland ohne Oesterreich denken könne, würden beide Staaten gemeinsam ihren Einfluß geltend machen, um die definitive Konstruierung Deutschlands durchzusetzen. Ueber die schleswigsche Frage äußert sich Meyendorff in demselben Briefe, man solle doch einsehen, daß es sich nicht verlohne, wegen eines so hypothetischen und geringfügigen Grundes wie der nexus socialis der beiden Herzogtümer Deutschland den Gefahren eines europäischen Krieges auszusetzen.

In seinem nächsten Briefe läßt sich Meyendorff am 6. Februar 1849 über

das Verhältnis der Paulskirche zu Oesterreich aus und sagt, erstere betrachte den Kaiserstaat schon als toten Körper und berücksichtige nicht, daß er wieder lebt, eine tüchtige und bewährte Armee, kräftige und talentvolle Minister und einen begabten, tatendurstigen jungen Herrscher besitze. Sein Austritt aus Deutschland würde dasselbe mehr schwächen als der lockere Verband der Einzelstaaten mit der Zentralgewalt. Deutschlands Politik würde der slawischen Welt gegenüber nur durch Oesterreich vertreten werden können; diese natürliche Vermittlung von sich zu weisen, wäre nicht ratsam und würde sich durch eine Allianz des Slawismus, erstens mit Oesterreich und dann auch mit Frankreich, rächen. Darauf erwidert von B***, eine Schwächung sei durch Oesterreichs Austritt nicht zu befürchten, „denn den alten Bund wird man doch nicht Deutschland nennen können. Er war nichts als ein Konglomerat von Staaten, das man den Zwecken Oesterreichs und Preußens dienstbar machte und das ebensogut von Irokesen hätte bewohnt sein können als von Deutschen". Ein Deutschland müsse erst gebildet werden, bevor von dem Austritte aus demselben die Rede sein könne.

Auch über die auswärtige Politik Deutschlands sind von B*** und Meyendorff divergierender Meinung. Während von B*** eine politische Leitung von Frankfurt aus für ganz gut möglich hält, wenn man die rechten Leute finde und die Zentralgewalt das nötige Ansehen genösse, meint v. Meyendorff, Frankfurt könne aus dem einfachen Grund nicht führen, weil volkstümliche Versammlungen dazu nicht geschickt seien und die Zentralgewalt viel zu viele Fehler begangen habe. Oesterreich und Preußen hätten zum Beispiel gemeinschaftlich viel besser die dänische Politik vertreten, als es von Frankfurt aus geschehen sei. „Die Schmerling, Camphausen und so weiter haben ihren Beruf zu dergleichen schlecht dokumentiert. In England und Rußland wünscht man daher lieber mit Oesterreich und Preußen als den gemeinschaftlichen Repräsentanten Deutschlands zu unterhandeln, als mit seinen Dilettanten, die immer unter dem Druck einer Majorität der Versammlung stehen, mit der keine Verständigung möglich ist, weil ihr jedes Verständnis der politischen Lage abgeht. Der Malmöer Waffenstillstand wäre auf sieben Monate geschlossen, damit bis dahin die deutsche Flotte fertig würde. Niemand hat darüber gelacht ... Wo soll das Vertrauen des Auslandes herkommen? Nun zur praktischen Anwendung dieser Vordersätze: Wie kommen wir zum Frieden mit Dänemark? (Am 26. Februar kündigte bekanntlich Dänemark den Waffenstillstand.) Die Lage ist die: Rußland hat die Verpflichtung, Dänemark im Besitze Schleswigs zu schützen, und England wird sich einer ähnlichen Verpflichtung nicht entziehen können, sobald durch Wiedererneuerung der Feindseligkeiten seine Vermittlung aufhört. Frankreich hat ein noch engeres Verhältnis zu Dänemark durch das Versprechen desselben, keinen Frieden ohne französische Einwilligung zu schließen. Schweden steht den Dänen auch zur Seite. Nun glauben Sie, daß Oesterreich und Preußen sehr begierig sind, einen europäischen Krieg unter solchen Konjunktionen anzunehmen, — wegen eines mythischen nexus socialis der beiden Herzogtümer, der dem europäischen Staatsrecht fremd, dem Bundestag im Jahre 1823 als außer

seiner Kompetenz liegend erschien und ein Unding wird, sobald durch seine engere Verbindung mit Deutschland Holstein zur deutschen Land- und Seemacht, zu deutschen Finanzen und Gesetzgebung und zum deutschen Zollsystem gehört? Was dann noch von dem Verbande beider Herzogtümer bleiben soll, da doch niemand ein Recht hat, dies alles in Schleswig einzuführen, — kann nur ein deutscher Professor verstehen, außerhalb Deutschlands aber niemand. Und dafür sollte man Europa in Flammen setzen? Und Deutschland sein Kontingent nach Schleswig schicken, während die öffentliche Ruhe überall nur mühsam durch die Gegenwart der Armeen im Lande erhalten wird. Nein — sagen wir alle, das ist nicht denkbar, — aber die Frankfurter Versammlung, da liegt die Schwierigkeit! Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, daß Deutschland ohne Schaden den Frieden annehmen könne. Will man aber der Revolution in Schleswig ein Monument setzen, weil diese holsteinische Sache der Revolution in Deutschland große Dienste geleistet hat, so ist diese sentimentale Politik das beste Mittel, Deutschland mit Europa auf längere Zeit zu entzweien. Solange derlei Gefahren nicht abgewendet, erscheint mir das Verfassungswerk ein sehr prekäres."

Am 3. April 1849 hatte König Friedrich Wilhelm IV. der Parlamentsdeputation, die ihm die Kaiserwürde antrug, eine ablehnende Antwort erteilt und damit eigentlich die Paulskirche gesprengt, Rußland hingegen von einer großen Sorge, Preußen möchte die Hegemonie in Deutschland ergreifen, befreit. Petersburg zog daher gelindere Saiten auf, und Struve schreibt unter dem 14./26. April aus Petersburg: „Wir haben für den Augenblick verzichtet, irgendeine positive Ansicht zu fassen, die als Verständigung gelten könnte, daher ist auch der Kaiser mehr denn je entschlossen, sich auf keine Weise in die inneren Verhältnisse Deutschlands zu mischen, insoferne nämlich diese Umgestaltung auf die Territorialzirkonskription des alten Deutschen Bundes beschränkt bleibt. Heute kann ich Ihnen diese Versicherung mit vollster Sachkenntnis geben. Rußland wird staatsrechtlichen Veränderungen zur Kräftigung Deutschlands, besonders wenn sie mit der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 nicht im Widerspruche stehen, vielmehr in derselben begründet sind, nie entgegen sein. Natürlich können Traktate und Territorialbestand nicht einseitig aufgehoben oder modifiziert werden, und niemand kann es dem Kaiser verübeln, wenn er an diesem Grundsatze festhält. Was die Presse von feindlichen Noten faselt, ist falsch . . ."

Am 26. Mai 1849 hatte Preußen mit Hannover und Sachsen das sogenannte Dreikönigsbündnis geschlossen, um eine neue deutsche Verfassung ohne Oesterreich zu vereinbaren. Dieses Ereignis und die bald darauf erfolgte Lossagung Hannovers und Sachsens behandelt v. Meyendorff in seinem nächsten Briefe, worin er zuerst einige kritisierende Worte dem preußischen Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung Joseph v. Radowitz widmet. Er schreibt: „Radowitz geht morgen nach Frankfurt . . . Der Mann ist aus Gewohnheit ein Sophist gegen sich selbst, und mit vielleicht unbewußter, aber kolossaler Eitelkeit nimmt er fremde Ideen an und fördert sie mit hartnäckigem Eifer, sobald er eine bedeutende Rolle bei deren Realisierung spielen kann. So glaubt er sich

berufen, die definitive Reorganisation Deutschlands zu vermitteln und den preußischen Bundesstaat zu vereinigen, während hier alle praktischen Männer des Glaubens sind, daß beide Zwecke, in dem Vertrag des 26. Mai recht unangenehm zusammengestellt, nunmehro getrennt werden müssen, und daß, wenn das erstere in Frankfurt angebahnt, das letztere in Erfurt demselben angepaßt werden müßte; das wäre ein Ausweg." Weiter sagt Meyendorff, man sei in Berlin über die Lossagung Sachsens und Hannovers sehr überrascht gewesen, ebenso über das Einrücken österreichischer Truppen in Sachsen und den Protest des Kaiserstaats. Er fährt dann fort: „Wir haben hier ernstlich, und zwar mit Besorgung europäischer Gefahren, gegen eine Sonderpolitik gewarnt, seit dem Mai 1848 wünschen wir nichts als das Zusammengehen der beiden deutsch-europäischen Großmächte, das ja Radowitz als Grundbedingung der Reorganisation Deutschlands hingestellt hat. Auch glaube ich nie und nimmer an einen wirklichen Bruch zwischen Oesterreich und Preußen; das erstere wird ein Bundesstaat im nördlichen Deutschland, in den Grenzen der Bundesverfassung von 1815 sein, das letztere dagegen wird diese Bundesverfassung anerkennen und sie gemeinsam mit Oesterreich revidieren." Sodann spricht sich Meyendorff gegen die Mediatisierung der kleinen deutschen Staaten aus, denn selbst wenn die betreffenden Dynastien in ein mehr oder minder freiwilliges Exil sich begeben hätten und der frühere Hof durch eine preußische oder Reichsadministration ersetzt worden wäre, so würden doch binnen sechs Monaten die früheren Souveräne zurückgerufen werden, da die Residenzen der kleinen Länder zu Dörfern herabsänken.

Kurz vor Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Dänemark nach dem zweiten dänischen Kriege warnt Meyendorff unter dem 17. Mai 1850 vor einem erneuerten Einmischen Deutschlands in die Angelegenheit der Herzogtümer. Hätte Dänemark nicht diese Intervention seitens des Frankfurter Parlaments gefürchtet, so wäre es nie so halsstarrig gegen die Wiederherstellung einer Union in billigen Grenzen. Die Holsteiner wollen dieses Unionsverhältnis aber als ein verbrieftes, von Deutschland stets zu kontrollierendes, was wieder Europa nicht zugeben könne. Der dänische Gesandte v. Bülow in Frankfurt könne besser als ein russischer akkreditierter Gesandter, der dermalen nicht vorhanden sei, die Meinung Dänemarks und Rußlands der Zentralgewalt gegenüber vertreten.

Im Laufe des Jahres 1850 verschärfte sich die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten. Das Erfurter Parlament hatte den heftigsten Widerstand Oesterreichs hervorgerufen, und Rußland wollte weder Preußen durch seine konstitutionellen Sympathien noch Oesterreich durch seine materielle Macht zur Hegemonie gelangen lassen. Von dieser Ansicht ist die Broschüre Meyendorffs „Gedenkblätter" durchdrungen, die er im März in Berlin schrieb. Eine ständige Zwietracht zwischen beiden Mächten war ganz nach dem Wunsche Rußlands, das deshalb einfach zur Wiederherstellung des alten Bundestages riet.

Der diplomatische Agent Forsboom, der im Juni 1850 in Berlin mit Meyendorff, dem preußischen General Leopold v. Gerlach und den Berliner Ministern überhaupt konferierte, hatte ein vertrauliches Promemoria zusammen-

gestellt, dessen Kopie er dem Staatsmanne von B*** sandte. In diesem schreibt er: Major v. Manteuffel, der mit dem Fürsten v. Schwarzenberg bereits in Warschau eine Unterredung gehabt und am 23. Juni aus Wien zurückgekommen, habe die Nachricht gebracht, Oesterreich sei zum Kriege mit Preußen entschlossen, wenn eine sonstige Regulierung nicht gelänge. Die Rüstungen in Preußen, auf welche die Zeitungen so großen Wert legten, deuteten aber nicht auf einen ernsten Konflikt, sie beständen nur in teilweiser Mobilisierung der Artillerie, im Pferdeankauf für die Landwehrkavallerie, Instandsetzung der Festungen und Komplettierung der Garderegimenter. Man fasse die Kriegsfrage in Berlin ruhig auf, kommandierende Generäle sprächen die Hoffnung aus, es werde nie zu einem solchen Konflikte kommen, zeigten anderseits aber auch viel Zuversicht. Der russische Gesandte v. Meyendorff zeige einen sehr versöhnlichen und milden Charakter und wünsche eine „vertrauliche Einigung zwischen Preußen und Oesterreich".

Am 3. Juli 1850 spricht sich Meyendorff ganz entschieden gegen den Dreikönigsbund vom 26. Mai des vorigen Jahres aus, indem er sagt: „Die Verfassung vom 26. Mai werden wir nie anerkennen, sondern nur eine solche, die sich der Bundesverfassung fügt und über ihre Zulässigkeit dem gesetzmäßigen Bundesorgan das Urteil zuläßt." Gleichzeitig äußert Meyendorff in diesem Briefe seine Meinung über den am 2. Juli abgeschlossenen Frieden zwischen Preußen und Dänemark, der Schleswig den Dänen aushändigte, mit den Worten: „Der Friede ist geschlossen, ein Glück für Deutschland, ein Glück für die Herzogtümer ... Das jetzige Abkommen, das die Frage der Union zwischen den Herzogtümern unentschieden läßt, ist ein viel vorteilhafteres als der Waffenstillstand vom 10. Julius (der die Trennung der beiden Herzogtümer aussprach). Will aber Deutschland auch diesen Frieden nicht ratifizieren, so bedeutet es, daß Rußland seit zwei Jahren ruhig zusieht, wie seinen Garantien zum Trotze dänische Truppen in Schleswig stehen, und wohl im dritten Jahre, und wenn der Kampf von dänischer Seite wieder aufgenommen werden sollte, sich Rußland daran erinnern wird, daß es 200000 Mann an der Grenze stehen hat. Sapienti sat! Die Mäßigung des Kaisers ist um so höher anzuschlagen, als er bei einem Angriffskriege Deutschlands von Frankreich und England wenig zu fürchten hat, dagegen von einem siegreichen Fortschreiten seiner Heere in Deutschland hoffen kann, daß überall, wo sie erscheinen würden, die Revolution mit allen ihren Folgen sofort verschwunden wäre."

Der letzte Brief Meyendorffs, datiert Wien, 4. November 1850, der als Antwort auf das von B*** „mitten in den wichtigsten Verhandlungen in Warschau" erhaltene Schreiben galt, ist vielleicht der interessanteste, weil er die Ansicht Rußlands am entschiedensten und rücksichtslosesten präzisiert. Er ist geschrieben nach der für Preußen so überaus schimpflichen Konferenz zu Warschau und knapp vor dem Vertrag zu Olmütz, in dem sich Preußen allen Forderungen Oesterreichs und Rußlands fügt und der jahrelange Zwist mit dem Status quo endigte.

Meyendorff schreibt: „Rußland verlangt den Bundestag, und zwar weil

es ein verkörpertes Deutschland will, von dem es den Frieden mit Dänemark erhalten kann, nachdem Preußen erklärt hat, für die Exekution des Friedens nichts tun zu können ... Der Bundestag führt uns einen Weg, der die bindende Kraft der Traktate und den Rechtsboden überhaupt wieder zur Anerkennung bringt. Um diesen ist es uns hauptsächlich zu tun, daher wir in der hessischen Angelegenheit kein Recht zur Einmischung Preußens erblicken ... Man will Preußen nicht humilieren, sondern sich mit ihm auf einen Rechtsboden stellen, dagegen darf Preußen aber nicht den Anspruch erheben, aus einer widerrechtlichen Politik mit Ehren herauszukommen; ils veulent être honorés et ne savent pas être justes", könnte man mit Umänderung eines berühmten Wortes des Abbés Sieyès sagen. Jetzt muß die österreichische Regierung bedacht sein, Beweise dafür zu erhalten, daß Radowitz' Austritt wirklich ein Systemwechsel ist; hat es diese, muß es sich aber prompt zeigen und alle Rekriminationen fahren lassen." —

Drei Wochen später kam der erwähnte Olmützer Vertrag zustande, an dem sich Meyendorff in seiner Eigenschaft als Botschafter am Wiener Hofe (seit August 1850) beteiligte und wobei er seine im letzten Briefe dargelegte Meinung zur praktischen Ausführung brachte.

Wir erinnern uns gewiß nach dem Studium der oben im Auszuge wiedergegebenen Briefe der Debatte im Deutschen Reichstag vom 15. März laufenden Jahres, in welcher der Abgeordnete v. Vollmar dem Reichskanzler vorwarf, daß ein „Land von der politischen Bedeutung Deutschlands in eine so unselbständige Stellung zu Rußland gelangen konnte". Graf Bülow resümierte darauf: „Wir laufen Rußland nicht nach, haben aber auch gar keinen Anlaß, uns Rußland unangenehm zu machen." Wenn es auch jetzt vielleicht nicht mehr geschieht, so geschah es doch nicht allein vor fünfundvierzig Jahren, wie Vollmar erwähnt, sondern schon vor mehr als einem halben Jahrhundert.

Waren auch die Jahre 1848 bis 1850, die in den Briefen geschildert sind, die düstere Zeit, in der „die beiden deutschen Großmächte ergeben in den Geleisen der russischen Politik wandelten", und die „russische Partei über deutsche Ehre hohnlachte", so wurden doch, nach Menzel, die „Schicksale dieser Tage von einer höheren Hand gelenkt und wahrhaft zum Heile Deutschlands".

Die französische Republik und die Trennung von Kirche und Staat[1])

Von

Emile Combes, vormaligem Ministerpräsidenten der französischen Republik

I

Eine nur oberflächliche Betrachtung der zahlreichen Streitigkeiten zwischen der französischen Regierung und der katholischen Kirche, die während der Amtszeit des letzten Kabinetts entstanden sind und sich entwickelt haben, könnte viele Leser dazu führen, sie einfach als zufällige Ereignisse zu betrachten, wie sie sich ähnlich leicht in der Geschichte früherer Zeiten finden ließen. In der Tat herrscht diese Meinung in manchen politischen oder religiösen Kreisen durchaus vor, und die katholische Presse hat sich aufs äußerste bemüht, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dieser Meinung Glauben zu verschaffen, nicht allein zu dem Zweck, jene Streitigkeiten ihrer Bedeutung zu entkleiden, sondern zugleich, weil sie sich den Weg dazu bahnen will, der französischen Regierung die Verantwortung für die ernsten Folgen, die unfehlbar daraus entstehen müssen, aufzubürden.

Je näher wir der Zeit rücken, welche die endgültige Beilegung des Streites zwischen der Kirchen- und der Staatsgewalt bringen wird, desto mehr sehen es diejenigen, welche die Kirchengewalt ausüben, als vorteilhaft für das Interesse ihrer Sache an, es so hinzustellen, als wären die eigentlichen Ursachen des Zwiespalts ganz unbedeutender Art und rein willkürliche Handlungen einer kurzsichtigen, allen Regungen der abscheulichsten Leidenschaften zugänglichen Regierung gewesen. Diejenigen unter ihnen, die frei von Illusionen über die Unhaltbarkeit einer solchen Auffassung sind — die den französischen Senat, die Kammer der Abgeordneten und das Land selbst als bewußte oder unbewußte Mitschuldige einer despotischen, gedankenlosen Verwaltung erscheinen lassen würde —, haben vorgegeben, das Geheimnis des vom letzten Kabinett entfalteten unaufhörlichen Bestrebens, die Souveränitätsrechte der Nation den Ansprüchen der katholischen Kirche gegenüber zu wahren, in einer vom Freimaurertum ausgegangenen Parole zu finden.

Gewiß wird sich niemand wundern, daß das Freimaurertum die in dieser Angelegenheit von der französischen Regierung eingenommene Stellung aufs herzlichste gutgeheißen hat. Das Freimaurertum hat in Frankreich so gut wie in allen andern Ländern jederzeit die Stellung eines entschiedenen Gegners der theokratischen Doktrin eingenommen. Auf absoluter Gedankenfreiheit begründet

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Vorstehende Abhandlung, die hier zur ersten Veröffentlichung gelangt, wird auch für die Leser der „Deutschen Revue" von besonderem Interesse sein, da sie volle Klarheit über Geschichte und Ursachen des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Frankreich gibt.

und infolgedessen von der katholischen Welt als Gegnerin ihrer Interessen geschmäht, würde die Freimaurerei in der Tat verkehrt gehandelt haben, wenn sie sich auf die Seite einer religiösen Gemeinschaft gestellt hätte, die eine solche Freiheit im Gehorsam gegen eine unfehlbare Autorität verordnet. Es ist daher einleuchtend, daß sie jede Maßnahme, die zur Abwehr der von dieser Autorität gemachten Eingriffe in das politische und soziale Leben diente, mit dem größten Wohlwollen betrachtet haben muß.

Dieses Wohlwollen ist jedoch weit entfernt von den der Brüderschaft zugeschriebenen Weisungen. Die Freimaurerei war weder in der Lage, solche Weisungen zu geben, noch würde es die Regierung als ehrenhaft angesehen haben, sich solchen Weisungen zu unterwerfen. Es ist eine große Ehre für das Freimaurertum, daß seine Gegner es als Symbol der Gedankenfreiheit ansehen. Diese Freiheit ist jedoch nicht das inhärierende Merkmal jeder Vereinigung, sei es die freimaurerische Brüderschaft, die Liga für die Menschenrechte oder die verschiedenen Gruppen von Freidenkern. Dasselbe ureigne Recht auf sie ist allen einzelnen Individuen so gut wie allen Vereinigungen von Individuen verliehen, die ihr Verhalten nach dem Grundsatz der Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft, ihres absoluten Rechtes, ihre Ansichten über alle Fragen einzig und allein ihren eignen Ideen oder ihrer Intuition gemäß auszusprechen und folglich alle auf angeblichen Offenbarungen begründeten Ueberzeugungen in das Gebiet der Hypothesen zu verweisen, zu regeln pflegen.

Die Republik macht diesen weittragenden Gedanken für die ganze Gesellschaft zur Tat und wird so das spezielle Reich der Freiheit. Das heißt, ihre Institutionen sind unvereinbar mit jedem Regierungssystem, das der religiösen Autorität irgendeinen Anteil an der Leitung der Staatsangelegenheiten gewähren würde. Aus diesem Grunde müssen wir bis zur Entstehung der Republik zurückgehen, um zum Beginn des Kampfes zwischen der staatlichen und der kirchlichen Gewalt zu gelangen. Die Trennung von Kirche und Staat bildete vor fünfunddreißig Jahren einen Teil des Programms der republikanischen Partei, und zwar einen seiner wesentlichsten Teile. Es gibt keinen überzeugten Republikaner, mag er Freimaurer sein oder nicht, der sie nicht als eine notwendige Reform anerkannt hätte, deren Einführung er zu wünschen, vorzubereiten und tatkräftig zu fördern verpflichtet ist.

Zwei gleich gewichtige Gründe, der eine auf theoretischen, der andre auf praktischen Erwägungen beruhend, haben allen Republikanern diese Pflicht auferlegt.

Ich habe dargelegt, daß die Republik die Regierung der menschlichen Vernunft ist. Man kann daher unmöglich annehmen, daß eine solche Regierung ihre eigne Macht dadurch beschränken würde, daß sie eine zweite Gewalt an ihrer Seite schüfe, die ihrer Kontrolle nicht unterworfen wäre. Man kann unmöglich annehmen, daß sie im Namen irgendeiner andern Autorität als der Vernunft sprechen oder ihre Organe dazu bevollmächtigen könnte. Es kann auch nicht angenommen werden, daß sie offiziell eine Körperschaft von Beamten

ins Leben rufen würde, deren Pflicht es wäre, spekulative oder praktische Lehren, die nicht ausschließlich auf der Vernunft begründet sind, anzupreisen und zu verbreiten.

Diese zwischen der Republik und den Kirchen bestehende innere Unvereinbarkeit kann von keinem ehrlich Handelnden als zweifelhaft übergangen werden, wofern man sich nur Mühe gibt, der Sache genügende Beachtung zu schenken. Es wäre ein kläglicher Beweisgrund, wollte man, um sie zu bestreiten, erklären, daß die Republik nicht die Verpflichtung habe, für die Lehren einzustehen, die von den in ihrem Solde stehenden religiösen Amtspersonen ausgehen. Die Tatsache, daß die Regierung sie für die Verbreitung dieser Lehren bezahlt, macht sie verantwortlich für die Lehren selbst. Wer will überdies den gewaltigen Unterschied leugnen, der in der öffentlichen Meinung die zu einem bestimmten Zweck mit öffentlichen Aemtern bekleideten Männer von jenen trennt, die als einfache Bürger privatim denselben Beruf in ihrem eignen Namen ausüben? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß beide Klassen von der Elite der Gesellschaft und von den intelligentesten unter ihren Zuhörern nach ihrem wahren Wert geschätzt werden, aber diese Erwägung ändert nichts an der Tatsache, daß den geistlichen Vertretern des Staates eine spezielle Autorität anhaftet, nur weil sie Amtspersonen sind, und daß diese Autorität sie über das gewöhnliche Niveau hinaushebt und diejenigen beeinflußt, die ihnen mit Vertrauen zu ihren Worten zuhören. Die Republik kann deshalb Organisationen dieser Art ihren Beistand nicht leihen, ohne teilweise aufzuhören, das zu sein, was sie ist: das Reich der Gedankenfreiheit, das Bollwerk der freien Forschung. Die republikanische Partei hat sich von diesem Gedankengang leiten lassen, der sie dafür rechtfertigt, daß sie seit fünfunddreißig Jahren auf die Trennung von Kirche und Staat hinarbeitet.

Wenn ich in bezug auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit meiner Leser auf die Tatsache lenke, daß die monarchischen Systeme, die autoritative Systeme sind, von diametral entgegengesetzten Erwägungen geleitet werden, so habe ich damit die unwandelbare Opposition ihrer Anhänger gegen eine solche Trennung erklärt. Auch wenn man von den natürlichen Aehnlichkeiten in Prinzipien wie Einrichtungen absieht, so bleibt immer eine augenscheinliche Uebereinstimmung der Interessen zwischen den Monarchien und der katholischen Kirche bestehen. Ursachen zu Streitigkeiten werden daher von beiden Seiten sorgsam vermieden.

Man kann einwenden, daß das erste Kaiserreich nicht davor zurückschrak, gegen die katholische Geistlichkeit und ihr Oberhaupt gewalttätig vorzugehen. Doch abgesehen davon, daß es alle andern Regierungen mit gleicher Brutalität behandelt hat, beweist die unaufhörliche Aufmerksamkeit, die es darauf verwendete, aus dem Konkordat zur Befriedigung seiner furchtbaren Herrschsucht alle die Vorteile zu ziehen, die den der Kirche auferlegten Verpflichtungen entsprangen, mehr als genügend den unendlichen Wert, den es der Errichtung einer Staatskirche beimaß. Die unter seinen Nachfolgern vorgekommenen Streitigkeiten mit Rom lassen sich leicht aufzählen. Tatsächlich sind solche Streitigkeiten

während der von der Restauration bis zum Beginn der jetzigen Republik verflossenen fünfundfünfzig Jahre Ausnahmen gewesen.

Mit dem Erscheinen der Republik wechselte die Szene, und die Beziehungen der beiden Mächte änderten sich auf einmal. Der Vertrag, der sie miteinander verband, indem er ihre wechselseitige Tätigkeit festsetzte, wurde mit einem Schlage ungültig durch den mit Vorbedacht verfolgten Plan der Kirche, bei jeder Gelegenheit Rechte des Staates, die ursprünglich anerkannt worden waren, in Abrede zu stellen und zu beeinträchtigen. Die verschiedenen Kabinette, die nacheinander im Amt gewesen sind, haben sich vergeblich über die herausfordernde Haltung der Kirche beklagt. Sie waren außer stande, die Verletzungen des Konkordats zu verhindern, und diese Verletzungen wurden mit wachsender Kühnheit immer öfter begangen, je mehr die republikanische Gesetzgebung in allmählichem Fortschreiten von den wesentlichen Prinzipien einer freiheitlichen Regierung durchdrungen wurde.

Zu dem theoretischen Motiv für die Trennung von Kirche und Staat, das auf dem einer republikanischen Verfassung innewohnenden Geist beruht, kam dann noch ein praktisches, das der Erfahrung entsprungen war, die bei aufmerksamen Beobachtern keine Illusionen über die Ungeeignetheit des Konkordats zur Erfüllung seines Zweckes aufkommen ließ. Den Anhängern des Konkordats, die bei allen Gelegenheiten die versöhnenden Eigenschaften des Systems hervorheben, würde es sehr schwer werden, eine einzige Periode in unsrer Geschichte anzuführen, in der dieser versöhnliche Geist die ihm zugeschriebenen Wunder vollbracht hat. Die ganze Vergangenheit, sei es die der monarchischen oder die der republikanischen Regierungen, widerlegt diese Behauptungen. Die monarchischen Regierungen haben eine Versöhnung stets nur um den Preis des Verzichtes auf die Rechte ihrer Staatsgewalt und der demütigenden Unterwerfung des Staates unter die Suprematie der klerikalen Machthaber erreicht. Das erste Kaiserreich bildete eine Ausnahme, aber es läßt sich kaum annehmen, daß die Anhänger des Konkordats es zugunsten ihrer Theorie anführen werden, solange die Erinnerung an Savoyen und Fontainebleau — um von andern zu schweigen — nicht aus dem Gedächtnis der Menschen ausgelöscht ist.

Das vom ersten Kaiserreich so behandelte Konkordat hat unter der Restauration und den Regierungen, die ihr folgten, seine Revanche genommen. Nur soll niemand von ihm behaupten, daß es den sozialen Frieden im Lande inauguriert habe. Der Friede, der geschaffen wurde, bedeutete Oberherrschaft auf der einen und Unterwerfung auf der andern Seite. In dem Augenblick, wo eine republikanische Regierung auftrat und sich weigerte, eine derartige Lage zu akzeptieren, brach der Krieg zwischen den beiden Mächten aus, ein Krieg, der, wie wir bereits angedeutet haben, aus den klarsten Bestimmungen, den formellsten Abmachungen des Konkordats hervorging. Zu glauben, daß der Geist des Konkordats von unsrer Regierung verletzt worden sei, ist lediglich Selbsttäuschung, während die Behauptung, daß die Bestimmungen des Konkordats von der

katholischen Kirche mit peinlichster Sorgfalt beobachtet worden seien, eine vorsätzliche Täuschung der Oeffentlichkeit ist.

Der Geist des Konkordats war — die persönlichen Anschauungen, die seine Urheber leiteten, außer Betracht gelassen — auf die Einsetzung zweier Gewalten gerichtet, die beide gleich berechtigt, gleich notwendig waren, und deren jede ihr eignes Gebiet, ihren eignen Wirkungskreis haben sollte, während der Buchstabe des Konkordats die Grenzen jedes Gebietes genau abstecken und so alle Ursachen zu Mißverständnissen und Meinungsverschiedenheiten fernhalten sollte. Indem sich der Staat entschloß, in Verhandlungen mit der katholischen Kirche einzutreten, erkannte er die letztere stillschweigend als eine von ihm selbst relativ unabhängige Macht an und erachtete infolgedessen ein Zusammenarbeiten als notwendig für seine Bestrebungen auf dem Gebiete des sozialen Fortschritts. Eine monarchische Regierung konnte sich einer solchen Auffassung unterwerfen, ohne sich in Widerspruch zu ihren Prinzipien zu setzen, und würde im Gegenteil diese Prinzipien durch ein Zusammenwirken, das in der Tat noch von größerem Interesse für sie selbst als für die Gesellschaft war, noch befestigt haben. Eine republikanische Regierung dagegen konnte das nicht tun, ohne die Grundprinzipien ihrer Verfassung zu verleugnen. Die Republik bleibt nur ein Wort ohne Sinn, wenn sie nicht für die Souveränität des Volkes eintritt. Wenn wir aber von der Souveränität des Volkes sprechen, müssen wir notwendigerweise alle Voraussetzungen von einer Autorität, die über irgend etwas mit ihr auf dem Fuße der Gleichberechtigung verhandelt, ihr Bedingungen diktiert und andre durch Vertrag lediglich zum Ausgleich hinnimmt, fallen lassen.

Die sprachliche Gewohnheit und die Bedürfnisse der Diskussion haben uns dazu geführt, die Worte „geistliche Macht" zu gebrauchen, wenn wir auf das Konkordat Bezug nehmen. Solange das letztere in Kraft ist, wird es unmöglich sein, die Ideen, die es in sich schließt, beiseite zu setzen. Es werden immer zwei aktive Mächte im Felde stehen, ganz wie es zwei vertragschließende Mächte waren. Diese Koexistenz ist in Wahrheit eine Anomalie unter einer republikanischen Regierung, und dieses Nebeneinander- oder vielmehr Gegenüberstehen der zwei Mächte, das für eine genaue Abgrenzung des jeder zugewiesenen Gebiets unerläßlich ist, beruht lediglich auf der momentanen Tatsache ihrer Koexistenz. Ein republikanisches Regime ist an sich unvereinbar mit diesem Begriff geteilter Machtvollkommenheit. Wiewohl es den Begriff sekundärer Gewalten in Anwendung auf die verschiedenen Religionen oder die Gemeindeverwaltung zuläßt, so muß es doch jedem klar sein, daß dies in der Tat bevollmächtigte Gewalten und Verwaltungsbehörden sind, die ihre Funktionen für den Staat und kraft einer vom Staat verliehenen Macht ausüben.

Was nun die Glaubensbekenntnisse und religiösen Kulte betrifft, so kann die Regierung einer Republik in Anbetracht ihrer konstitutionellen Grundsätze nicht das Recht haben, eine Gewalt einzusetzen, deren Aufgabe die Regelung und Aufrechterhaltung dieser Glaubensbekenntnisse wäre. Die katholische Geistlichkeit, die sich gegenwärtig in lauten, bitteren Klagen über die Trennung von

Kirche und Staat ergeht, gibt vor, daß sie in Gefahr sei, ebensowohl materielle Vorteile wie das dem Konkordat entsprungene moralische Prestige zu verlieren, und stellt sich heftig entrüstet über das letzte Kabinett, das den mächtigen Strom der öffentlichen Meinung hervorrief, dessen Kraft jetzt offenkundig geworden ist. Diese Entrüstung würde vernünftiger, wenn auch nicht berechtigter sein, wenn sie sich gegen die Logik der Ideen und Tatsachen richtete. Doch wird sie sicher weder die Republikaner Frankreichs, die ebensowohl die angeblichen Wohltaten des Konkordats wie den sogenannten Frieden zwischen der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft nach ihrem wahren Werte schätzen gelernt haben, noch die Republikaner andrer Länder täuschen, die es keinen Augenblick dulden würden, daß ihre Regierungen die Absicht verkündeten, einen Vertrag irgendwelchen Charakters mit einer religiösen Gemeinschaft zu schließen, wenn ein derartiges Uebereinkommen die öffentliche Anerkennung von Rechten und Pflichten in sich begriffe, die vom Staate unabhängig wären.

Wenn wir des Beispiels halber die alte französische Konsulatsverfassung auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertragen, so frage ich: Welche Haltung würden die politischen Parteien dort einnehmen, wenn sie erführen, der Präsident der Republik sei mit dem Vorgeben, daß er die katholische Geistlichkeit des Landes abhalten wolle, gegen die republikanische Regierungsform oder gegen ihre Einrichtungen und Gesetze zu predigen oder zu lehren, in Unterhandlungen mit dem Haupt der katholischen Kirche eingetreten, zu dem Zweck, einen unserm Konkordat ähnlichen Vertrag abzuschließen? Nicht e i n Republikaner würde in einer solchen Initiative etwas andres als einen in radikalem Gegensatz zu den wesentlichen Rechten des Staates stehenden Schritt erblicken, und alle würden der Ueberzeugung sein, daß der Staat stets, wenn er es für notwendig erachtet, sich gegen Angriffe auf seine Verfassung und seine Gesetze zu verteidigen, aus dieser Verfassung selbst das Recht ableiten darf, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die er für geeignet halten kann, seinen Zweck zu erreichen, ohne daß er genötigt wäre, das geringste Teilchen seiner Souveränität irgendeiner andern Autorität abzutreten.

Wenn wir von der Tatsache absehen, daß die französische Republik, seitdem sie ins Leben getreten ist, sich den Bestimmungen des Konkordats gegenüber gesehen hat, für die sie in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann, so haben wir ebenso gewichtige und triftige Gründe, wie die Republikaner der Vereinigten Staaten sie vorbringen könnten, gegen ein solches Regime geltend zu machen. In Frankreich gibt es und kann es keine andern Rechte geben als die des Staates, und es gibt und kann keine andre Autorität geben als die der Republik.

Doch wir wollen für den Augenblick annehmen, daß die Theorie, auf die das Konkordat basiert ist, das heißt die gleichzeitige Existenz zweier gleichberechtigter und gleich notwendiger Gewalten, deren jede in ihrer eignen Sphäre tätig ist, von einer republikanischen Regierung akzeptiert werden k ö n n t e. Eine derartige Annahme vorausgesetzt, würde der entscheidende Punkt der sein, daß

die Theorie von der andern vertragschließenden Partei nicht akzeptiert werden würde und könnte. Diese Wahrheit ist es, die es tatsächlich unmöglich macht, das Verhalten der französischen fortschrittlichen Republikaner zu erklären, die augenscheinlich nicht begreifen oder vielmehr, durch schmähliche persönliche (Wahl-) Interessen geleitet, den Anschein erwecken möchten, als begriffen sie nicht, daß das Konkordat nicht mehr existiert und daß es tatsächlich niemals als Vertrag existiert hat, daß es vom ersten Tage seines Bestehens bis zur Gegenwart seinen Bestimmungen nach nichts als eine Täuschung und ihrer Ausführung nach ein Betrug gewesen ist. Es war eine Täuschung gegen die geistliche Macht unter dem ersten Kaiserreich und ein Betrug gegen den Staat unter allen nachfolgenden Regierungen. Das Konkordat hat anscheinend zwei Hoheitsgebiete geschaffen und jedem von ihnen die verlangte Unabhängigkeit gewährleistet. Indessen weist die Lehre der katholischen Kirche ganz entschieden und ausdrücklich die Theorie von der Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt in deren eignem Gebiet zurück.

Diese Lehre bildet den Hauptpunkt in der durch die Frage der Trennung von Kirche und Staat hervorgerufenen Kontroverse. Sie ist im höchsten Grade unbequem für die Anhänger des Konkordats, die sie vergebens zu umgehen suchen, während der Syllabus sie als einen der katholischen Glaubensartikel aufstellt. Man hat sogar in bezug darauf eine höchst ingeniöse Argumentation erfunden, die in die spitzfindigsten Sammlungen der alten scholastischen Schriftsteller hineinpassen würde. Nach dieser Beweisführung ist der Syllabus nur in bezug auf den inneren Glauben des Katholiken bindend. Er ist für ihn lediglich eine Glaubenssache. Mit der profanen Außenwelt jedoch können Uebereinkommen getroffen werden, und solange ihr Glaube unbeeinträchtigt bleibt, können die Katholiken in ihrer Eigenschaft als Bürger zu einer Verständigung mit dieser Welt gelangen und Verträge mit ihr zum größeren Wohl ihrer Religion schließen. In dem speziellen Fall, mit dem wir es zu tun haben, behaupten sie, daß, obwohl es der katholischen Lehre zuwiderlaufe, das Recht des Papstes zur Einmischung in die Politik weltlicher Regierungen in Abrede zu stellen, es nur für den inneren Glauben von Belang sei. Im praktischen Leben sei der Papst, wenn keine andern Mittel zur Hand seien, tatsächlich verpflichtet, in Unterhandlungen mit den Regierungen einzutreten, als ob er ihre Unabhängigkeit in politischen Angelegenheiten anerkennte.

Sehr ärgerlich jedoch ist der Umstand, daß die katholische Lehre nicht allein die staatliche Unabhängigkeit der Regierungen, sondern zugleich alle Freiheit in der modernen Welt verurteilt. Das Anathema ist über sie ausgerufen worden in der Reihe der Artikel, die den Syllabus bilden. Wie läßt sich nun dieses Anathema mit der politischen Unabhängigkeit der Regierungen vereinigen? Hier wird mit gleichem Scharfsinn und gleichem Erfolg wieder dasselbe Argument angewendet. Für das katholische Bewußtsein ist staatliche und politische Freiheit ein verabscheuenswerter Irrtum. In der Praxis indessen und im Notfalle dürfen sich die Katholiken in ihrer Eigenschaft als Bürger ihr anbequemen.

Wie könnten nun die Bestimmungen des Konkordats, welchen Charakter

es auch haben mag, irgendwelche Aussicht darauf haben, von der religiösen Autorität beobachtet zu werden, wenn es nicht bestimmte Festsetzungen enthält, worin die Suprematie dieser Autorität über die staatliche Regierung anerkannt wird? Und wie könnte eine Regierung die Kühnheit haben, in Verhandlungen über ein Abkommen dieser Art einzutreten, wenn sie vorher die Stellung kennen würde, die sie bei solchen Verhandlungen einnehmen muß?

Wirklich berufen sich die Anhänger des Konkordats nicht auf Prinzipien, wenn sie über den zugunsten der Trennung begonnenen Feldzug klagen. Sie machen aus dem Problem eine einfache Frage der Annehmlichkeiten und Vorteile für die beiden beteiligten Mächte. Selbst auf diesen Grundlagen können ihre Bemühungen kaum erfolgreich genannt werden. Während die von der geistlichen Macht durch das Konkordat erlangten Vorteile offen zutage liegen, können wir vergeblich nach dem von der Staatsgewalt daraus zu ziehenden Gewinn ausschauen. Dieser famose Friedensvertrag hat bei zahlreichen Gelegenheiten, wenn es galt, den Krieg zu verhindern, völlig versagt. Es gibt viele Beispiele für ein solches Versagen. Die katholische Lehre ist nicht auf den Frieden zwischen Gleichstehenden, sondern auf die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, sowohl auf dem bürgerlichen wie auf dem religiösen Gebiet und ebenso in politischen Angelegenheiten, gerichtet. Wenn wir, ohne weiter zurückzugreifen, die praktische Wirkung der gewöhnlichsten Anwendungen betrachten, welche die Bestimmungen des Konkordats nur während der letzten paar Jahre gefunden haben, so wird ein solcher Rückblick uns deutlich die Wirkungen des Konkordats von 1801 zeigen.

II

Wie allgemein bekannt ist, besteht das Konkordat aus zwei Teilen, die zusammen das Gesetz vom 18. Germinal des 10. Jahres der Republik bilden. Der erste Teil enthält den Text des vom Papste unterzeichneten diplomatischen Vertrags, der in Artikel 1 exekutive oder einschränkende Kontrollverordnungen zum Zweck des Vollzugs seiner Bestimmungen festsetzt und genehmigt. Diese Verordnungen bilden den zweiten Teil des Gesetzes. Die geistliche Gewalt hat die Gesetzlichkeit dieser Vorschriften angefochten, obwohl sie auf Artikel 1 fußen und offizielle Briefe des die Verhandlungen führenden päpstlichen Bevollmächtigten beweisen, daß der Papst selbst Kenntnis von ihnen hatte und sogar einige von ihnen abgeändert hat. Die geistliche Gewalt jedoch ist so klug gewesen, ihren Protest so nachdrücklich zu erheben, daß er auf den Vertrag selbst reflektiert, in den sie eingefügt sind.

Ueberdies kann niemand bezweifeln, noch wurde es, wie durch die Briefe des päpstlichen Bevollmächtigten bezeugt wird, von Papst Pius VII., dem Urheber des Konkordats, oder seinen Nachfolgern bezweifelt, daß die französischen Kammern zu jener Zeit sich niemals entschlossen haben würden, den Vertrag ohne die einschränkenden Verordnungen, die seinen Zweck definierten, zum Gesetz zu machen. Zeigen übrigens diese Verordnungen eine so bedrohliche Absicht in bezug auf die geistliche Autorität, und enthalten sie Verfügungen, die für diese

Autorität so unangenehm sind, daß sie ihnen nicht zustimmen kann, ohne ihrer Mission untreu zu werden? Wir wollen einige dieser Bestimmungen untersuchen.

Artikel 2 verbietet dem päpstlichen Nuntius, sich in die Angelegenheiten der gallikanischen Kirche einzumischen. Kann es etwas Berechtigteres geben? Der Nuntius ist ein Gesandter. Wie alle Gesandten darf er nur zu der Regierung, bei der er akkreditiert ist, offizielle Beziehungen unterhalten. In dem Streit nun, der erst in allerjüngster Zeit zwischen der französischen Regierung und dem Heiligen Stuhle wegen des Bischofs von Dijon ausgebrochen ist, nahm sich der Nuntius heraus, ohne Genehmigung der Regierung eine offizielle Korrespondenz mit dem Bischof anzufangen. Ebenso verletzte er das Konkordat, indem er den Bischof hinderte, Ordinationen vorzunehmen. Und als der Papst aufgefordert wurde, seinen Vertreter wegen dieses offenkundigen Verstoßes sowohl gegen die Bestimmungen des Konkordats wie gegen seine Gesandtenpflichten zu desavouieren, weigerte er sich mit voller Ueberlegung, dies zu tun.

Artikel 4 verbietet der französischen Geistlichkeit, ohne die ausdrückliche Zustimmung der Regierung zu einem Konzil oder einer Synode und überhaupt behufs gemeinschaftlicher Beratung zusammenzutreten. Allen Unparteiischen muß dieses Verbot um so vernünftiger und berechtigter erscheinen, als die französische Geistlichkeit durch das Gesetz des Konkordats mit außerordentlich bedeutenden Befugnissen ausgestattet ist und gemeinschaftliche Beratungen über nicht genau vorherbestimmte Gegenstände zu Resolutionen führen könnten, die für die öffentliche Ordnung und den öffentlichen Frieden gefährlich wären. Wir verlangen gewiß nicht zuviel, wenn wir fordern, daß Beamte, die unter genau bestimmten und ihnen völlig bekannten Bedingungen angestellt sind, sich diesen Bedingungen unterwerfen und den Staat um Erlaubnis bitten, wenn sie gemeinsam zu beraten wünschen.

Die französische Geistlichkeit indessen ist andrer Meinung. Die Vergangenheit weist zahlreiche Fälle auf, in denen sich Bischöfe das Recht, sich zu versammeln, unter dem einen oder andern Vorwand angemaßt haben, oft auch ohne irgendwelchen Vorwand und ohne die Vertreter der Staatsgewalt vorher gefragt zu haben, indem sie so sich dreist und widerrechtlich die Tatsache zunutze machten, daß die durch das Konkordat für die Zurückweisung von Vertragsverletzungen dieser Art gebotenen disziplinären Mittel unzureichend sind. Wir dürfen überdies nicht vergessen, daß gewöhnlich, um nicht zu sagen immer, diese ungesetzlichen gemeinschaftlichen Beratungen der Bischöfe zu dem Zweck abgehalten werden, gegen Regierungsakte oder gesetzgeberische Maßnahmen zu protestieren. Ich glaube, man wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß kein Land, welche Regierungsform es auch haben mag, solche Rechtsverletzungen von seiten seiner Beamten dulden könnte, wenn es nicht die Autorität des Staates schwächen lassen will.

Durch die Bestimmungen des Artikels 10 sind alle Privilegien, die Befreiung von der bischöflichen Jurisdiktion gewähren, und deren Prärogative aufgehoben worden. Dieser Artikel steht in vollkommener Uebereinstimmung mit

der Organisation der kirchlichen Verwaltung, wie sie durch das Konkordat geschlossen worden ist.

Die Tatsache, daß in dem diplomatischen Vertrag die Festsetzung der Grenzen der Diözese, von der Regierung in Verbindung mit dem Heiligen Stuhl ausgeführt, zur Basis für die neue Organisation gemacht worden war, machte es von selbst klar, daß jeder Bischof von Rechts wegen und tatsächlich die höchste Autorität in seiner Diözese ausüben sollte.

Diese Bestimmungen sind von Anfang an vom Heiligen Stuhle verletzt worden, der willkürlich die religiösen Kongregationen von der Jurisdiktion der Bischöfe befreit hat. Wir wollen gleich hinzufügen, daß durch einen tatsächlichen Betrug diese Befreiung in den Gründungsurkunden der Kongregationen, wenn sie der Regierung zur Erlangung der gesetzlichen Genehmigung vorgelegt wurden, niemals erwähnt worden ist. Sie ist geheimgehalten worden und wurde nur in die Satzungen eingefügt, so daß also die Regierung durch eine jener frommen Betrügereien, die ein Vergleich mit dem Durchschnitt der öffentlichen Moral nicht in vorteilhaftem Lichte erscheinen läßt, in Unkenntnis darüber erhalten worden ist.

Artikel 20 bestimmt, daß die Bischöfe in ihren Diözesen residieren und sie nicht ohne die Erlaubnis des Ersten Konsuls verlassen sollen. Dieses Verbot war augenscheinlich zu weitgehend und konnte nur in einem so mißtrauischen und despotischen Geist, wie es der des Ersten Konsuls war, entstanden sein. In der Tat ist es unter allen folgenden Regierungen außer Gebrauch gekommen, wenigstens seiner buchstäblichen Anwendung nach. Keine von ihnen hat jemals daran gedacht, den Bischöfen etwas in den Weg zu legen, wenn sie außerhalb der Grenzen ihrer Diözese, aber auf französischem Boden zu reisen wünschten. Indessen ist Artikel 20 für Reisen außerhalb der Grenzen Frankreichs, speziell Reisen nach Rom, in Kraft geblieben. Wir brauchen das Kluge dieser Ausnahme, die unter monarchischen Regierungen niemals als Härte gegolten hat, nicht darzutun. Dennoch hat sie unter der republikanischen Regierung den Zorn sowohl des Papstes wie der Bischöfe erregt. Sie haben sie mit Geringschätzung behandelt und die Bestimmungen nach ihrem eignen freien Willen übertreten, trotz der wiederholten Proteste der Unterrichtsminister, selbst bis zu dem Tage, an dem der Heilige Stuhl erkennen mußte, daß die Geduld der französischen Regierung erschöpft und die Stunde der Trennung gekommen war.

Ich möchte diesen Rückblick auf das Konkordat mit der Betrachtung eines letzten Artikels schließen, der nach allgemeiner Ansicht der wichtigste von allen ist.

Das Konkordat verleiht der Regierung das Recht, die Bischöfe zu ernennen. Das so gewährleistete Privilegium ist völlig unbeschränkt. Der Text des Vertrages selbst beweist, daß dies der Fall ist:

„Artikel 4. Der Erste Konsul der Republik soll die Ernennungen für die Erzdiözesen und Diözesen vollziehen, deren Grenzen jüngst vereinbart worden sind.

„Artikel 5. Ernennungen für Diözesen, deren Pfründen in Zukunft vakant werden, sollen gleichfalls durch den Ersten Konsul vollzogen werden."

Nach der Ernennung eines Bischofs muß der Papst ihm den für Frankreich vor dem Wechsel der Regierungsform festgestellten Formen gemäß die kanonische Würde erteilen. Der letzte Teil dieser Bestimmung bezieht sich ausschließlich auf den Wortlaut und den Modus der Uebergabe des Investituredikts. Er bezieht sich weder auf das Recht noch auf den Vollzug der Ernennung, wie er durch die angeführten Bestimmungen geregelt wird.

An die Stelle dieses ausdrücklich durch das Konkordat sanktionierten Ernennungsrechtes hat der Heilige Stuhl seit fünfunddreißig Jahren geschickt eine vorherige Verständigung zwischen den beiden Mächten über die Wahl der Bischöfe gesetzt. Er hat in allen Fällen die von der französischen Regierung vollzogene Ernennung seiner persönlichen Genehmigung unterstellt, und um deutlich zu zeigen, daß eine solche Genehmigung der Wahl vorhergehen und sie leiten müsse, strebte er danach, das Recht der Ernennung auf das Recht bloßer Präsentation zu reduzieren. Die Investituredikte enthalten fast immer die beiden Ausdrücke „präsentieren und ernennen". In einigen von ihnen ist ausschließlich das Verbum „präsentieren" zur Bezeichnung dieses Aktes der französischen Regierung angewandt.

Es half wenig, wenn unser Staatsrat gegen diese systematische Verletzung des Wortlauts des Konkordats protestierte. Da er bei der Majorität der republikanischen Minister bis zum Auftreten Waldeck-Rousseaus keine ausreichende Unterstützung fand, mußte er sich damit begnügen, in die Protokolle über die Investituredikte Proteste aufnehmen zu lassen, die, obwohl sie mit großer Regelmäßigkeit wiederholt wurden, sämtlich wirkungslos blieben.

Eine derartige Schwäche der Regierung mußte notwendig zu Resultaten führen, die von größerer Bedeutung waren als bloße Aenderungen des Wortlauts einer Urkunde. Die Vertreter des Heiligen Stuhles in Paris, ausnahmslos den reaktionären Einflüssen unterworfen, die zu allen Zeiten auf das Amt des päpstlichen Nuntius eingewirkt, haben im Laufe der Unterhandlungen, die begonnen wurden, um vor der tatsächlichen Ernennung eine gegenseitige Verständigung herbeizuführen, wie auf Verabredung alle Kandidaten abgelehnt, die, um nicht zu sagen republikanischer, doch rein liberaler Tendenzen verdächtig waren. Ein Priester brauchte nur in dem Rufe zu stehen, daß er ein Gefühl der Ergebenheit oder des Respektes gegen die Regierung der Republik hege, — das genügte, um ihm jede Aussicht auf Erlangung der bischöflichen Würde zu nehmen. Das Veto des päpstlichen Nuntius versperrte ihm den Weg, so groß auch seine Tüchtigkeit sein oder welches Ansehen er sich auch durch seine Dienste und seine Tätigkeit erworben haben mochte. Jedesmal, wenn ein Unterrichtsminister auf seine Wahl drang, wurde sie ein Objekt des Feilschens oder — wie einige katholische Schriftsteller auszusprechen gewagt haben — der Simonie.

Wir sind in der Lage zu versichern, daß der Unterrichtsminister, um die Berufung seines Kandidaten durchzusetzen, gezwungen war, drei Viertel der Ernennungen dem Nuntius zu überlassen. Wenn er an seinem Ernennungsrecht festhielt, ohne Konzessionen irgendwelcher Art zu machen, so fanden keine Be-

stallungen statt, und die Bischofsstühle blieben auf unbestimmte Zeit unbesetzt. Während der ganzen Amtszeit des letzten Kabinetts war der Konseilspräsident außerstande, das Uebelwollen des Vatikans zu überwinden. Er war genötigt, auf den Vollzug jeder Ernennung zu verzichten, da er nicht willens war, sich zu irgendwelchen demütigenden Konzessionen oder unerlaubten Kompromissen herbeizulassen.

Die katholische Presse hatte kein andres Mittel, den Widerstand, den der Heilige Stuhl im Widerspruch zu den Bestimmungen des Konkordats leistete, zu rechtfertigen, als den Charakter, die Befähigung oder die Ehre der von der Regierung gewählten Kandidaten zu verdächtigen und sie so in Mißkredit zu bringen. Es ist ihr nicht gelungen, die öffentliche Meinung irrezuführen. Die Namen dieser Priester waren so vorteilhaft bekannt, sie standen sowohl bei der Geistlichkeit wie bei der Laienwelt in so hohem Ansehen, daß, als der Konseilspräsident im Laufe einer Debatte im Senat über die Friktion zwischen Paris und dem Vatikan veranlaßt wurde, die Namen der Kandidaten zu nennen, deren Sanktion der Heilige Stuhl verweigert hatte, die gemäßigtsten Mitglieder der republikanischen Majorität energisch gegen eine solche Ungerechtigkeit protestierten und aus freien Stücken zugunsten der moralischen Eigenschaften der so in den Bann getanen Priester Zeugnis ablegten.

Diese Haltung des Heiligen Stuhles, die ein dem Staate zustehendes und durch die Bestimmungen des Konkordats ganz klar bestätigtes Recht mit Vorbedacht zunichte machte, hatte viel dazu beigetragen, die öffentliche Meinung von der Nutzlosigkeit eines Vertrages zu überzeugen, dessen Bestimmungen von einer der vertragschließenden Parteien systematisch mit Füßen getreten worden waren. In diesem Falle betraf die Verletzung eine Prärogative von der größten Wichtigkeit, von welcher der Friede der Republik in weitgehendem Maße abhing. In Anbetracht der natürlichen Neigung der Geistlichkeit jeder Konfession, sich dem Willen der Oberen unterzuordnen, kann es für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nicht gleichgültig sein, ob die bischöflichen Stühle mit Männern besetzt sind, die ihre Priester in Schranken und vom Felde der politischen Kämpfe fernzuhalten wünschen, oder mit Männern, die darauf brennen, eine Rolle in der Oeffentlichkeit zu spielen, und tief in die reaktionäre Bewegung verwickelt sind.

Nichts hätte daher sicherer das Konkordat diskreditieren können als die Art und Weise, wie der Heilige Stuhl und, seinen Spuren folgend, die französischen Bischöfe seine Bestimmungen behandelten. Die republikanische Partei müßte mehr als nachgiebig gewesen sein und sein, sie müßte in der Tat ihre Pflicht völlig verkennen und mehr als sorglos sein, wenn sie ihre Zustimmung dazu geben wollte, daß ein so kläglich abgefaßter Vertrag, der dem Staat so schwere finanzielle Verpflichtungen aufbürdet, ohne irgendwelche Kompensationen oder Vorteile für die Gesellschaft zu bieten, noch länger in Kraft bliebe. Unter solchen Umständen wäre Zustimmung mehr als Schwäche: sie würde dem Wesen nach den Verzicht auf die Rechte des Staates und tatsächlich einen Verrat an der Republik bedeuten.

Es ist Zeit, hohe Zeit für die Republikaner, eine administrative Organisation der Geistlichkeit aufzuheben, welche die Kanzeln der katholischen Kirche in ebensoviele mit einem schrankenlosen Recht auf Redefreiheit ausgestattete politische Rednerbühnen verwandelt, von denen aus alle unsre politischen und sozialen Reformen, wenn sie auch nur im geringsten den Geist revolutionärer Tradition an sich tragen, und alle im Interesse der Freiheit und des Fortschritts ergriffenen Maßregeln den Gläubigen als ebensoviele öffentliche Missetaten, als ebensoviele Frevel gegen die Religion, als ebensoviele Beweise für die gottloseste Verderbtheit denunziert werden. Vom Staate getrennt, kann die Kirche frei über den Charakter der Männer, welche die Regierung bilden, wie über ihre Handlungen urteilen. Das ist ein Recht, das kein Republikaner ihr verwehren will, solange sie es, wie alle andern Privilegien, dem allgemeinen Recht gemäß ausübt, das dieses Recht schützt, aber zugleich seine Anwendung regelt.

Daß aber die Kirche, während sie mit dem Staate durch einen Vertrag verbunden ist, der ihren Vertretern eine gesetzlich anerkannte Autorität ebenso wie alle Vorteile von Staatsbeamten gewährt, es wagen darf, im Namen ihrer eignen Lehren die Staatsdoktrinen zu vernichten, indem sie sie vor denen, die auf ihre Organe hören, herabsetzt und untergräbt, das bildet eine jener verblüffenden Anomalien, denen ohne Verzug ein Ende zu machen die Pflicht der republikanischen Partei ist. Das ist die Rolle, welche die katholische Geistlichkeit seit dreißig Jahren gespielt hat.

Wie ich schon früher bemerkt habe, ist kein einziges unsern gesetzgebenden Körpern in den letzten dreißig Jahren vorgelegtes Gesetz während der parlamentarischen Debatten dem Angriff der ganzen klerikalen Clique entgangen und davor bewahrt geblieben, den Gläubigen als Werk des Teufels hingestellt zu werden. Ist es notwendig, die von dem französischen Klerus mit einer Fülle frommer Verleumdungen in Umlauf gesetzten Petitionen gegen die projektierten Gesetze, die den Elementarunterricht frei und obligatorisch machen sollten, während sie ihn zugleich verweltlichten, uns ins Gedächtnis zurückzurufen? Ist es notwendig, an die namenlosen Beschimpfungen zu erinnern, die überall von der Höhe der Kanzeln aus gegen Jules Ferry, den Hauptförderer dieser Gesetze, gerichtet wurden, oder an die von diesen selben Kanzeln kommenden Drohungen, die Vätern und Müttern die Ausschließung von den Sakramenten in Aussicht stellten, wenn sie sich des Verbrechens schuldig machten, ihre Kinder in die Regierungsschulen zu schicken?

Brauche ich ferner an die Verwünschungen der französischen Geistlichkeit gegen die republikanischen Minister zu erinnern, die es wagten, die Studenten in den Seminarien auf ein Jahr zum Militärdienst heranzuziehen, wobei sie ihnen während des Jahres, in dem sie zu dienen hätten, höhere Bezüge zusicherten? Oder an das Gesetz über die Scheidung, von dem dieselbe Geistlichkeit erklärte, daß es den Konkubinat legalisiere, — jenes weiseste und moralischste aller Gesetze, das der Klerus mit Schande zu bedecken sucht, indem er diejenigen, denen es zugute kommt, brandmarkt, den Haß der Wohlgesinnten auf sie lädt

und sie als Ausgestoßene hinstellt, die nicht würdig seien, in einer Gesellschaft von ehrenhaften Männern und Frauen Zutritt zu haben?

Soll ich endlich an das Vereinsgesetz erinnern, das auf das Haupt Waldeck-Rousseaus so viel klerikalen Groll, so viele fromme Beleidigungen häufte, weil dieser große Republikaner die Verwegenheit hatte, die katholischen Kongregationen in Frankreich unter die französischen Gesetze zu stellen, ohne sich verpflichtet zu fühlen, über diese Angelegenheit sich vorher mit dem Oberhaupt des katholischen Klerus zu verständigen?

Es scheint wirklich, als hätte die Geistlichkeit sich das Wort gegeben, sich von allen ihren gesetzlichen Verpflichtungen zu befreien, denn sie hat jede Gelegenheit, sie abzuleugnen, mit Eifer ergriffen und dazu noch die beleidigendste Sprache gegen die Republik geführt. Was hatte sie zu fürchten? Klagen wegen Amtsmißbrauchs, die keine andre Wirkung hatten und haben konnten, als ihren Spott herauszufordern! Entziehung ihres Gehaltes, die nur zur Folge hatte, daß es sofort durch Subskriptionen von frommen Leuten aufgebracht wurde, die den Ausfall zehnfach deckten!

Der Klerus hatte solchen Geschmack am Verspotten und Verhöhnen der nneren Politik der Republik gefunden, daß er bald dahin kam, die auswärtige Politik des Landes mit derselben Zügellosigkeit zu behandeln. Die ganze zivilisierte Welt ist in der Lage gewesen, die höchst angemessene Art und Weise zu würdigen, in der die Reise des Präsidenten der Republik durch Italien durchgeführt worden ist. Der Besuch des Oberhaupts der französischen Regierung bei dem italienischen Herrscher war ebensowohl durch die elementarsten Grundsätze der Höflichkeit wie durch die wechselseitigen Interessen der beiden Nationen veranlaßt. Doch der Papst hat erklärt, daß er ihn als eine Verletzung seiner Würde betrachte. Auf seinen angeblichen Souveränitätsrechten bestehend, hat er den Präsidenten der französischen Republik den katholischen Mächten von Europa als einer Majestätsbeleidigung schuldigen Verbrecher denunziert. Das war selbst den gemäßigtsten Mitgliedern der Fortschrittspartei zuviel. Von diesem Augenblick an herrschte in der republikanischen Partei nur noch eine einzige Ansicht über den schließlichen Bankerott des Konkordats. Alle, mit Ausnahme der verstocktesten Klerikalen, erkannten, daß es jetzt nur noch ein Mittel geben könne, das diesem unmöglichen Zustand ein Ende machen würde, und daß dieses Mittel in der Trennung von Kirche und Staat zu finden sei.

Manche Gegner des letzten Kabinetts haben es so hingestellt, als sei dieses über die jüngsten Ereignisse ganz bestürzt gewesen und gegen seinen eignen Willen zu der Sache der Trennung bekehrt worden. Wenn damit gesagt werden soll, daß das Kabinett nicht hatte vorhersehen können, daß die Frage der Trennung so plötzlich und in solcher Weise aufs Tapet gebracht werden würde, so sind sie allerdings berechtigt zu behaupten, daß es auf die unpolitische Unverschämtheit der römischen Kurie und auf den unwiderstehlichen Ausbruch heftigster Entrüstung, der unmittelbar darauf in den Reihen der republikanischen Partei zugunsten der Trennung erfolgte, nicht vorbereitet war. Doch der letzte Ministerpräsident hat

niemals seine Augen der Tatsache verschlossen, daß es unmöglich geworden war, eine Einigung zwischen der Staatsgewalt und der Kirche auf der Basis der Bedingungen und Bestimmungen des Konkordats zu erzielen. Wenn er vom Beginn der Amtszeit seines Kabinetts an erklärte, daß er selbst die Bestimmungen des Konkordats aufs genaueste beobachten und für ihre genaue Beobachtung sorgen würde, solange dieser Vertrag als Staatsgesetz in Kraft bliebe, so hatte er keinerlei Illusionen über die künftigen Resultate des neuen Experiments. Die Vergangenheit, eine Periode von dreißig Jahren triumphierender Willkür für die katholische Kirche und kläglicher Schwäche für die Republik, hatte ihn gelehrt, ohne daß irgendein Zweifel möglich war, daß der Vatikan völlig entschlossen war, lediglich die materiellen und moralischen Vorteile zu bewahren, die das Konkordat der katholischen Kirche bot, daß er aber ein für allemal sowohl die politischen Verpflichtungen wie die gegen die Gesamtheit, die das vom Staate verlangte Aequivalent bilden, zurückwies.

Noch mehr indessen als die Erfahrungen der Vergangenheit hatte ihn die offen anerkannte Doktrin der katholischen Kirche von der Nutzlosigkeit aller Maßregeln, mit denen man hätte versuchen können, die Kirche zu einer gerechten Anerkennung ihrer Pflichten gegen den Staat zu bringen, überzeugt. In der Tat, wie hätte die geringste Ungewißheit über diese Frage in ihm zurückbleiben können, nachdem er in dem unabänderlichen Grundgesetz des Katholizismus, das von Papst Pius IX. kraft seiner päpstlichen Unfehlbarkeit und unter dem Beifall eines ökumenischen Konzils feierlich verkündigt worden war, die Aufzählung der Rechte gelesen hatte, die dem Nachfolger Sankt Petri mit Bewilligung Gottes im Widerspruch zu den gotteslästerlichen Ansprüchen der modernen Regierungen zustehen? Dieses Grundgesetz, wohlbekannt unter dem Namen Syllabus, spricht laut und deutlich genug, um einen aufrichtigen Geist vor der Gefahr zu bewahren, seinen Wortlaut mißzuverstehen.

Es lehrt die katholische Welt in einer langen Reihe von Artikeln:

Daß die römische Kirche, als die höchste aller Regierungen, eine vollkommene Organisation, von Rechts wegen und in jeder Hinsicht von der Staatsgewalt unabhängig ist;

daß die Kirche allein das Recht besitzt, den Unterricht des Volkes zu leiten;

daß sie allein die Jurisdiktion über die Mitglieder ihres Klerus hat;

daß sie das Recht hat, sie von den gewöhnlichen bürgerlichen Pflichten, speziell vom Militärdienst zu befreien;

daß die Kirche allein die Ehe der Gläubigen sanktionieren und überhaupt in allen auf die Ehe und eheliche Verbindlichkeiten bezüglichen Fragen entscheiden kann;

daß das Recht immer auf ihrer Seite ist, wenn das kanonische Recht in Konflikt mit dem Staatsgesetz gerät;

daß die Kirche das Prinzip der Volkssouveränität und des allgemeinen Wahlrechts zurückweist;

daß sie die Religions-, die Rede- und die Preßfreiheit als Greuel brandmarkt;

daß sie das Recht der Regierungen, die Art und Weise des Verkehrs zwischen dem Papste und den Bischöfen einerseits, den Gläubigen anderseits zu regeln, leugnet;

daß sie ebenso das Recht des einzelnen Bürgers leugnet, diejenige Religion anzunehmen und zu bekennen, die er seiner Denkweise entsprechend als wahr erkannt hat;

daß sie ihr Anathema gegen alle diejenigen Regierungen ausspricht, die gegen den Grundsatz der Nichteinmischung in ihre Rechte auf das Patrimonium Sankt Petri Einspruch erheben;

daß sie ebenso alle mit dem Kirchenbann belegt, die behaupten, daß die katholische Kirche vom Staat getrennt werden müsse;

daß sie außerdem das verwegene Individuum mit dem Kirchenbann belegt, das die Ansicht vertritt, daß der Papst sich mit dem modernen Fortschritt, der liberalen Idee und Zivilisation befreunden und ihnen seine Handlungen anpassen solle und müsse.

Alle diese ungeheuerlichen Verfügungen, die ganz gut irgendeinem aus dem Mittelalter datierten Manuskript entnommen sein könnten, sind im Syllabus, speziell in den Artikeln 15, 19, 32, 42, 45, 49, 55, 62, 66, 67, 74, 76, 79 und 80 zu finden.

Da der letzte Ministerpräsident erkannt hatte, daß diese Artikel die offenbarte Lehre enthielten, die von der katholischen Welt hinfort zu befolgen sei, so hatte er seit dem Amtsantritt seines Kabinetts die Trennung der katholischen Kirche und des Staates als unvermeidlich angesehen. Was die Gegner dieser Trennung betrifft, so ignorierten sie diese Klauseln des Syllabus und priesen daher, wenn auch in sehr unbestimmten Ausdrücken, das Konkordat als ein Werkzeug der Versöhnung und des Friedens. Wir brauchen nur die Geschichte der letzten fünfunddreißig Jahre zu überblicken, um rasch die Wirkung dieses Versöhnungsmittels festzustellen, und wenn wir darauf einen Blick auf den Syllabus werfen, so werden wir bald eine Erklärung für die Tatsache finden, daß eine Versöhnung mit solchen Mitteln niemals mehr als ein Traum sein konnte und gewesen ist.

Die republikanische Partei hat endlich diese Wahrheit verstehen gelernt und verlangt einhellig die Trennung. Eine Meinungsverschiedenheit besteht nur über die Methode ihrer Durchführung, über die unerläßlichen Uebergangsmaßregeln und über die von den religiösen Gesellschaften mit Recht verlangten Garantien für ihre vollkommene Religionsfreiheit. Unsre persönliche Ansicht ist, daß der Staat, ohne irgendeines seiner Rechte oder eine seiner wesentlichen Eigenschaften aufzugeben, klug handeln würde, wenn er sich so liberal und so duldsam wie möglich zeigen würde. Es wäre besser für den Staat, wenn ihm übermäßige Großmut vorgeworfen würde, als wenn er den Verdacht aufkommen ließe, daß er die Vernichtung der Kirchen anstrebe.

Was die republikanische Partei betrifft, so würde sie zur Verräterin an ihren Grundprinzipien, wenn sie das innere Wirken der Kirchen einschränkenden

und beengenden Bedingungen unterwürfe. Sie hat mehr als irgendeine andre Partei für das Recht auf Freiheit des menschlichen Gewissens gekämpft und gelitten. In welcher Gestalt sich dieses Recht auch darstellen, in welcher Weise das menschliche Gewissen Ausdruck finden mag, es bleibt die Pflicht und Schuldigkeit der republikanischen Partei, seine Offenbarungen zu respektieren.

Die religiösen Gesellschaften sind eine Verwirklichung einer dieser Offenbarungen. Sie haben ein Recht auf Freiheit, auf alle Freiheit, die mit den andre Rechte auf Freiheit — öffentliche oder private — gewährleistenden Gesetzen vereinbar ist. Wir sind fest überzeugt, daß die französischen gesetzgebenden Körper einen Weg finden werden, diese Rechte auf Freiheit zu gewähren und auf jedes gebührende Rücksicht zu nehmen. Auf diese Weise wird die Trennung von Kirche und Staat einem den Grundprinzipien der Republik radikal entgegengesetzten System religiöser Politik ein glückliches Ende machen.

Die Entwicklung des Samariterwesens[1])

Von

Friedrich von Esmarch

Hochansehnliche Versammlung!

Von ganzem Herzen heiße ich Sie alle heute hier willkommen, und besonders willkommen in dieser Stadt, wo ich vor einem Vierteljahrhundert meine erste Samariterschule einrichtete, den ersten Samariterverein gründete und mich bemühte, unsre Lehren womöglich in ganz Deutschland auszubreiten, damit unser Volk lerne, wie es sich bei plötzlichen Unglücksfällen verhalten soll, um Schaden zu verhüten bis zur Ankunft des Arztes. — Wenn ich diese glänzende Versammlung überblicke, auf der nicht nur Vertreter von zahlreichen Samaritervereinen und Rettungsgesellschaften zugegen sind, sondern auch, was unsern humanen Bestrebungen zu ganz besonderer Ehre, Anerkennung und Förderung dient, daß viele Vertreter der höchsten Behörden durch ihre Gegenwart bekunden, daß das Samariterwesen nicht, wie mancher denken könnte, nur eine Unterweisung des einzelnen Schülers in einigen Handfertigkeiten darstellt, sondern sich zu einem blühenden Zweige des Allgemeinwesens und einer notwendigen Einrichtung des öffentlichen Lebens entwickelt hat, dann erfüllt mich ein freudiges Gefühl, daß ich jetzt im Alter die Früchte der Saat reifen sehe, für deren Blüte und Wachstum ich anfangs manchen Kampf mit dem Wort und der Feder ausfechten mußte; denn Sie wissen wohl, daß mir im Anfang gerade aus ärztlichen Kreisen manche Vorwürfe gemacht worden sind, weil meine Kollegen nichts von meinen Bestrebungen wissen wollten. Um so lieber

---

[1]) Rede zur Eröffnung des VII. Deutschen Samaritertages am 1. Juli 1905 in Kiel.

heiße ich heute daher besonders die anwesenden Aerzte willkommen, die sich mit Eifer unsrer Sache annehmen und die ungeheuern Fortschritte der Wissenschaft auch auf unser Sondergebiet übertragen, so daß daraus in den letzten Jahren fast ein neues Gebiet der medizinischen Lehrfächer: „Die erste ärztliche Hilfe" entstehen konnte. Denn ich brauche in diesem Kreise wohl nicht nochmals zu versichern: ich habe niemals den Gedanken gehegt, daß das Samaritertum ohne das Interesse und die tätige Mithilfe der Aerzte gedeihen könne, und die Erfahrung und die Zeit haben gelehrt, daß ohne ärztliche Leitung niemals solche oder ähnliche Einrichtungen sich auf die Dauer gehalten oder gar entwickelt haben.

Ich glaube heute von einem weitläufigen statistischen Rückblick auf die ganze Entwicklung des Samariterwesens, für den mir auch die zahlenmäßigen Unterlagen nicht vollständig zur Verfügung stehen, absehen zu dürfen, und möchte mir nur erlauben, Ihnen eine kurze Zusammenfassung der Fortentwicklung meiner ursprünglichen Bestrebungen zu geben.

Schon viele Jahre, bevor ich meine erste Samariterschule gründete, hatte ich einzelne populäre Vorträge über erste Nothilfe vor Laien gehalten; denn gerade während meiner Tätigkeit in den großen Kriegen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und während meines über vierzigjährigen Wirkens im Krankenhause hatte ich genugsam Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie häufig auch der Wille zum Helfen, den jeder gute Mensch hat, an gänzlichem Mangel richtiger Kenntnisse scheitert. Ich habe diese Kenntnisse niemals für so besonders schwierig und medizinisch gehalten, daß sie sich nicht jeder Laie mit gesundem Sinn und etwas geschickter Hand aneignen könnte, aber erst als ich in England einer Uebung der „St. John's Ambulance Association" beiwohnte, glaubte ich den Versuch machen zu können, meine Absichten in größerem Rahmen auszuführen. Dieses glückte mir in dem ersten Samariterkursus des Winters 1881 in unverhofftem Maße; denn auf meine einfache Einladung hin meldeten sich in dem damals noch kleinen Kiel über 800 Zuhörer aus allen Ständen; es war für mich keine leichte Arbeit, diesen ersten Ansturm gewissenhaft zu bewältigen, doch es gelang, und am Ende des Winters konnte ich in Verbindung mit angesehenen Kieler Bürgern den „Deutschen Samariterverein Kiel" gründen, dessen Ehrenvorsitzender Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen seit der Gründung ist und der sich die Gunst und lebenslängliche Mitgliedschaft vieler gekrönter Häupter zu höchster Ehre anrechnen darf. Der Zweck dieses Vereins, die Ausbreitung von Samariterkenntnissen zu fördern, ist über Erwarten erfüllt worden; denn wenn ich auch keine genaue Zusammenstellung von Zahlen gesammelt habe, so legt doch der Versand von über 1200 Lehrmittelkisten und über 3000 Satz Anschauungswandtafeln nach größeren und kleineren Orten Deutschlands und des Auslandes einen Beweis dafür ab, daß wir auch jetzt noch immer neue Kurse eingerichtet haben und daß natürlich noch viel zahlreichere in denjenigen Vereinigungen stattfinden, wo sich ein größeres und ausgedehnteres Unterrichtsmaterial beschaffen

läßt. Von meinen Katechismen wurden 71000 verlangt und von den Blechtafeln zur Wiederbelebung anscheinend Ertrunkener 18000 verschenkt. Auch von meinem Leitfaden wird in diesem Jahr das hundertste Tausend gedruckt werden, als Zeichen, daß er nicht nur von Aerzten beim Unterrichten gebraucht ist, sondern sich in der Hand vieler Schüler befindet, vielleicht auch als Ratgeber in den Familien gelesen wird.

Allerdings ist das Büchlein von zahlreichen Berufenen, mitunter auch Unberufenen, so oft ausgeschrieben, umgeschrieben, verbessert und für die verschiedensten Sondergebiete bearbeitet worden, daß diese Bearbeitungen mindestens noch zehnmal größere Verbreitung gefunden haben dürften.

Während also der Kieler Samariterverein seine Tätigkeit hauptsächlich auf die Einrichtung von Schulen ausdehnte, hat er die öffentliche Bereitstellung von Rettungseinrichtungen bisher nur in sehr beschränktem Maße betrieben. Allerdings hatte ich selbst gleich in den ersten Jahren nach der Gründung meines Vereines die Versorgung und den Transport Verunglückter in Aussicht genommen, hoffte aber, daß diejenigen Städte, die größer als Kiel sind, namentlich unsre Reichshauptstadt, diesen Zweig besser in die Hand nehmen könnten. Dieses ist in den letzten Jahren geschehen. Wenn die deutschen Rettungsgesellschaften nun freilich auch nicht mit den reichlichen Mitteln und Einrichtungen arbeiten, die dem Wiener und Budapester Institute zur Verfügung stehen, so streben doch die Einrichtungen von Leipzig, Berlin, München, Frankfurt a. M. und den meisten Großstädten immer größerer Vervollkommnung zu.

Eine ganz besondere Freude hat es mir von Anfang an gemacht, daß durch die vielen Uebersetzungen meines Leitfadens in fremde Sprachen die Samaritersache auch in den außerdeutschen Ländern mehr oder weniger sich einbürgerte. Ich erwähne die mustergültige Organisation der Schweiz, das Streben nach einheitlicher Unterweisung in ganz Italien, die wachsende Zahl der Samariterschulen in den nordischen Reichen. Besonders bemerkenswert scheint es mir ferner, daß auch in England, nach dessen Beispiel ich das Samaritertum einführte, sehr häufig das deutsche Unterrichtsmaterial verwendet wird. Ebenso haben die großen Institute Oesterreich-Ungarns, Böhmens und Galiziens vielfach durch uns Anregung erhalten. Daß schließlich mein Büchlein auch in Japan, Indien und Nordamerika in der Landessprache benutzt wird, sei nur nebenbei erwähnt. Ueberblicke ich also diese ganze fortschreitende Entwicklung des Samariterwesens, die wachsende Ausdehnung und die immer weiter gesteckten Ziele der Rettungsgesellschaften, so bekenne ich freudigen und dankbaren Herzens, daß das kleine von mir gepflanzte Saatkorn überreichlich Frucht getragen hat. Und wenn ich als Vorbild meines Lehrens und Handelns den barmherzigen Samariter des Evangeliums wählte, der auf bescheidenem Eselein die Landstraße einherzog, so ist dieses Vorbild heute äußerlich wenigstens schon übertroffen worden. In einem Punkte wird es uns aber immer als unerreichbar — also ein Ideal — bleiben, nämlich in der reichlichen Geldunterstützung und Verpflegung, die der

Samariter aus seiner Tasche bezahlte, indem er zu dem Wirte sprach: „Pflege sein, und wenn du mit dem Gelde, das ich dir gab, nicht auskommst, so will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme."

Hochansehnliche Versammlung! Ich weiß die Entwicklung des Samariter- und Rettungswesens also in guten Händen und kann diese Zweige moderner und sozialer Fürsorge getrost den bewährten Führern überlassen, die jetzt an die Spitze getreten sind. Unter ihrer Leitung werden wir weiter fortfahren, nicht nur im großen Publikum, sondern auch bei Behörden Anerkennung und Dank zu ernten.

Meine letzten persönlichen Wünsche für die Ausbreitung meines Gedankens liegen auf einem andern Gebiete, wie Ihnen ja schon längst bekannt sein dürfte. Ich meine die Unterweisung der reiferen Jugend beiderlei Geschlechts in den Lehren der praktischen Nächstenliebe. Ganz unerwartet kam mir bekanntlich in den Jahren des Kampfes und Zweifels der Antrag des Herrn Grafen Douglas zu Hilfe, wodurch ein Teil der schon erwachsenen Jugend im Samaritertum obligatorisch unterwiesen werden sollte. Sehr langsam, aber doch allmählich weiter fortschreitend sind wir jetzt über die Universitäten und höheren Schulen bis zu den Fortbildungs- und Volksschulen eingedrungen, und wenn mein kühnster Wunsch erfüllt sein wird (auch dazu liegen schon Anfänge vor), daß einzelne Abschnitte unsers Lehrstoffs in passender Bearbeitung als Lesestücke in die Schulbücher hineingelangen können, dann wird mein höchstes Ziel erreicht sein, denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Es ist mir daher hocherfreulich gewesen, auf dem vorigen Samaritertage gerade von einem bewährten Schulmann die Bestätigung zu finden, daß der Unterricht in diesem Fache eine schätzenswerte und dem Schüler angenehme Abwechslung in der doch sonst vorwiegend abstrakten und formalen Gedankengymnastik der modernen Schule darstellt und daß dadurch in das junge Gemüt etwas von dem Ideal hineingetragen wird, daß den Menschen nicht nur edel an Gesinnung, sondern auch hilfreich durch Wissen und Können machen soll. Das ist der hohe sittliche Wert, der in das Samaritertum hineingelegt werden muß. Es freut mich daher von ganzem Herzen, daß mein Wunsch: im zwanzigsten Jahrhundert müsse jeder Mensch in unsern Lehren ausgebildet sein, oder wenigstens etwas von ihnen gehört haben, der Verwirklichung entgegenzureifen scheint.

Mit der wachsenden Bildung und Belehrung des ganzen Volkes wird dann nicht nur viel Vorurteil, Dummheit, Schlechtigkeit ausgerottet, sondern auch eines der größten Uebel, das frech überhandnehmende Kurpfuschertum, an der Wurzel ausgegraben werden.

Ich weiß, daß die Aerzte bisher nur mit kleinen Mitteln dagegen ankämpfen konnten. Richtige Belehrung des Volkes scheint mir aber der beste Schutz gegen diese Volksausbeutung zu sein.

Freilich ist dabei unbedingte Voraussetzung, daß die Aerzte die Leitung und Fortentwicklung in der Hand behalten und in Theorie und Praxis ihren Schülern die wahre Bedeutung des Wortes vor Augen führen: „In der Beschränkung

zeiget sich der Meister.“ Wenn Lehrer und Schüler sich stets der ihnen gesteckten Schranken bewußt bleiben, innerhalb deren ihnen ja noch weiter Raum zu segensreicher Tätigkeit übrigbleibt, dann wird das Kreuz unsers Samariterschildes keine Flecken erhalten, sondern so blank und glänzend bleiben, wie wir Alten es bisher trotz manchen Kampfes erhalten haben. Das walte Gott!

Norwegischer Brief[1])

Von

Prof. Dr. Yngvar Nielsen (Christiania)

Was in Christiania am 7. Juni 1905 geschehen ist, als der Storthing, nachdem das Königtum außer Funktion getreten war, den einstimmigen Beschluß faßte, die Union mit Schweden aufzulösen, war nur die Folge einer langen historischen Entwicklung. Keinem, der den unionellen Verhältnissen der letzten Jahre aufmerksam gefolgt ist, konnte es unerwartet und überraschend erscheinen, daß endlich Norwegen die Lösung aller Schwierigkeiten in seine eigne Hand nahm. Im Augenblick kam doch der Bruch, der die neunzigjährigen Bande zerriß, plötzlich, wie ein Blitz. Aber kein Zweifel blieb bestehen, daß der Beschluß nicht mehr geändert werden konnte, daß Norwegen jetzt, nach den langen fruchtlosen Verhandlungen, die seit 1839 wiederholt geführt waren, die Aussicht auf eine Besserung seiner unionellen Verhältnisse als hoffnungslos zu betrachten gezwungen war.

In der nach dem historischen Junitage verflossenen Zeit hat unter dem norwegischen Volke die Auffassung immer weitere Verbreitung gewonnen, daß das gewählte Verfahren doch das beste, ja das einzig mögliche war. Alle andern Wege, die man vielleicht hätte einschlagen können, würden gewiß nur zu einer Wiederholung der alten Verhandlungen geführt haben. Wozu denn noch mehr Zeit verlieren? Es war lange Zeit eine allgemein verbreitete Hoffnung gewesen, daß die Union, zerbrechlich, wie sie von Anfang an war, und nach ihrem wahren Wesen von den Schweden gründlich mißverstanden, doch den vierten König des Hauses Bernadotte überleben würde. Oskar II. war in Norwegen immer allgemein geliebt und hochgeschätzt, niemand hätte ihm Leid antun wollen. Aber die Macht der Geschichte hatte es anders gewollt. Es gibt gewiß viele Norweger, die sein Schicksal nur schwer verschmerzen werden. Aber eben diese erkennen, daß das Geschehene unabwendbar war, und schließen sich mit dem übrigen Volke treu und einig zusammen, zur Wahrung ihrer nationalen Interessen und ihrer nationalen Würde.

---

1) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, die norwegische Frage auch von schwedischer Seite behandeln zu lassen.

Einerseits ist die Auflösung der Union eine vollendete geschichtliche Tatsache, deren rechte Würdigung eine Aufgabe der Geschichtsforschung künftiger Zeiten sein wird.

Anderseits läßt es sich auch als eine unleugbare Tatsache feststellen, daß die ganze norwegische Nation sich jetzt, mehr wie je sonst, als ein Volk, aus einem Gusse fühlt, das nur auf das Wohl eines geliebten Vaterlandes bedacht ist, zu jedem Opfer bereit. Die ehemalige Partei der konservativen Unionisten, denen die Haltung des offiziellen Schweden im verflossenen Winter 1904 bis 1905 eine bittere, aber lehrreiche Enttäuschung bereitete, steht mit früheren Gegnern in treuem Bunde.

Im Laufe der Zeit hat diese Partei um der Union willen große Opfer gebracht, ohne in Schweden eine rechte Würdigung ihrer loyalen Haltung, ihrer schwierigen Stellung und ihrer ganzen Auffassung überhaupt zu finden. Jetzt läßt sich in Norwegen nicht mehr mit Anhängern einer solchen Partei rechnen. Ließe sich auch vielleicht hie und da ein Dutzend zusammenbringen, — sie wären jedenfalls ohne politischen Einfluß. Dahin hat es die Politik des offiziellen Schweden, besonders der letzten zehn Jahre, gebracht. Es ist nur die einfache Wahrheit, daß die Union in Norwegen warme und begeisterte Anhänger gehabt hat. Die Begeisterung ward erst in eine Resignation verwandelt, die nunmehr der Erkenntnis gewichen ist, daß die Union sich nicht länger erhalten ließ.

Die Auffassung des Wesens der Union ist auf den beiden Seiten der Reichsgrenze eine verschiedene gewesen. Trotz aller Reden von der gleichberechtigten Stellung beider Reiche war doch bei dem schwedischen Volke eine Betrachtungsweise tiefer eingewurzelt, als man sich in Norwegen vorstellte, — daß Schweden zu einer gewissen Suprematie berechtigt sei. Die allgemeine Verbreitung dieser Meinung erklärt auch vieles von den Stimmungen, die in Schweden nach dem 7. Juni zum Vorschein gekommen sind. Ein Gefühl der Brüderschaft war auch in Schweden weit verbreitet, gründete sich aber auf einer von der norwegischen sehr verschiedenen Vorstellung von den geschichtlichen Voraussetzungen der Union. In den neunziger Jahren hatte diese Vorstellungsart immer tiefere Wurzeln geschlagen, unter dem Einflusse einer historisch-staatsrechtlichen Schule (die Upsalaschule), welche die Unionsgeschichte ausschließlich aus schwedischen Gesichtspunkten beurteilte und das alte Königreich Norwegen als eine 1814 an Schweden übertragene dänische Provinz betrachtete. Norwegen wäre demnach Schweden zu größtem Dank verpflichtet; es hatte eine große innere administrative Selbständigkeit erhalten und hätte sich nicht zu beklagen, wenn es dem Auslande gegenüber eine mehr zurückgezogene Stellung einnehmen müßte.

Das ist der Kern der ehemaligen unionellen Streitigkeiten, die sich nur durch eine endgültige Scheidung beendigen ließen. Künftighin wird Norwegen selbst seine auswärtigen Angelegenheiten besorgen. Das ist das feste Ergebnis des 7. Juni. Das Volk fühlt, daß es sich in Rücksicht der auswärtigen Politik nicht auf Schweden verlassen kann, und es kann nicht geleugnet werden, daß es im Besitz einer politischen Reife ist, die für sich allein die volle Berechtigung seiner

Wünsche dartun muß. Die Männer, die jetzt an der Spitze des alten Königreichs stehen, sind sich ihrer politischen Aufgaben bewußt und werden auf geraden Wegen zum Ziele wandern. Kein Schwanken, keine Unsicherheit! Und das Volk fühlt, daß es sich auf seine Regierung verlassen kann.

Im Jahre 1814 ergab sich die norwegische Politik aus einer Reihe vollendeter Tatsachen, — nebendrein schnell vollendeter Tatsachen. So auch 1905. Auch kann es nicht stark genug betont werden, daß alles, was in diesem Jahre von norwegischer Seite geschehen ist, ohne jede Beeinflussung vom Auslande bewerkstelligt worden ist. Was darüber in entgegengesetzter Richtung angedeutet sein mag, ist nur aus der Luft gegriffen.

Ich wage es zu sagen, daß in keinem andern Lande die öffentliche Meinung, besonders der leitenden politischen Kreise, so schlecht über die wahre Sachlage in Norwegen unterrichtet ist, wie eben in Schweden. Was in Norwegen vorging, ist den Schweden fast unverständlich geblieben; wenn sie anfingen, etwas von den norwegischen Gefühlen und Interessen zu begreifen, war es immer zu spät. Die Entwicklung hatte dann schon neue Stadien zurückgelegt. So — und nur so lassen sich die vielen Fehlgriffe des offiziellen Schweden erklären. Wer sollte übrigens das Volk und die Regierung darüber informieren? Schweden hatte keine Organe, deren Aufgabe es war, sich über die innere Entwicklung Norwegens auf dem laufenden zu halten. Man kümmerte sich überhaupt sehr wenig um diese Entwicklung, die dem andern Unionsreiche ganz gleichgültig zu sein schien. Dies ist ein dunkler Punkt der schwedischen Unionspolitik, aus dem sich aber alles übrige erklären läßt. Auf solche Weise mußte den Schweden das eilige norwegische Vorgehen mit vollendeten Tatsachen überraschend kommen. 1814 hat Schweden eine derartige norwegische Politik nicht gewürdigt, nicht verstanden. Im Jahre 1905 bot es dasselbe Schauspiel. So wiederholt sich bisweilen die Geschichte.

Wie Norwegen 1905 ganz selbständig und ausschließlich aus eignem Triebe gehandelt hat, wird es sich auch künftighin dem Auslande gegenüber stellen. Selbst wenn es nicht mit den innigsten Wünschen des ganzen Volkes übereinstimmte, müßte allein die geographische Lage des Landes und die geringe numerische Größe seiner Bevölkerung es zur heiligsten Pflicht jeder norwegischen Regierung machen, sich in keine politischen Abenteuer einzulassen. Wie die innere Politik, so wird auch die auswärtige sich in unbeirrbar klarer, gerader Richtung bewegen.

Ich habe mit Exzellenz Lövland, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, vor einigen Tagen ein Gespräch gehabt, das in allen Teilen diese meine Anschauung bestätigte. Der Minister hegte auch keinen Zweifel, daß die loyale, friedfertige Politik unsers Vaterlandes beim Auslande die gebührende Anerkennung finden wird. Unsre hauptsächliche Aufgabe ist und wird immerdar nur die sein, zum Auslande im freundschaftlichsten Verhältnis zu stehen. Die Worten des Ministers lauteten ungefähr so:

„Rußland gegenüber haben wir eine lange Grenze, und dieser Grenze entlang

leben obendrein an norwegischer Seite wesentlich Nomaden. Kleinere Verwicklungen sind da oft entstanden, aber immer gütlich beigelegt worden. So wird es auch fernerhin sein. Bedeutendere, gefährliche Streitfragen werden doch nicht daraus entstehen können. Wo bis jetzt die lappischen Nomaden Klagen veranlaßt haben, hat die russische Regierung sich überall korrekt verhalten, und wie bisher diese Dinge immer im guten reguliert geworden sind, so ist auch für die Zukunft mit voller Zuversicht zu hoffen, daß sich fortwährend dasselbe gute Verhältnis erhalten wird. Für gegenseitige Intrigen von europäischer oder skandinavischer Tragweite wird hier überhaupt kein Platz und kein Anlaß sein. Norwegen bietet eben in dieser Beziehung die besten Garantien."

Dieselbe Würdigung des Verhaltens Rußlands den skandinavischen Staaten gegenüber habe ich auch früher aus dem Munde eines bedeutenden schwedischen Diplomaten gehört, der sein Urteil auf eine tief eingehende Kenntnis gründete. Die Legende eines geheimen norwegisch-russischen Einverständnisses muß aus der Welt der Wirklichkeit verwiesen werden.

Ich kann fernerhin noch bemerken, daß die ab und zu an der russisch-finnischen Grenze vorkommenden kleineren Zerwürfnisse zum wesentlichen Teil ein Erbe sind aus den Zeiten, als Finnland zu Schweden gehörte. Vor 1809 waren die Verhältnisse ganz ähnlich, nur daß man damals von norwegischer Seite mit schwedischen Behörden zu verhandeln hatte. Was außerdem die oft besprochenen eisfreien Häfen betrifft, so besitzt Rußland von derartigen Fjorden und Buchten auf eignem Territorium mehr denn genug.

Norwegen ist von keiner Tradition oder Illusion beherrscht, die uns auf den Gedanken bringen könnte, eine Rolle in der europäischen Politik zu spielen. Wir betrachten die Verhältnisse mit nüchternem Blick, der uns keine falschen und irreleitenden Vorstellungen über die Aufgaben eines kleinen Volkes zu hegen erlaubt. Bei der norwegischen Diplomatie würde überhaupt eine Balkanpolitik keinen Platz finden. Norwegen zielt nur auf Frieden und Freundschaft mit allen Völkern. Sollte jemals ein skandinavischer Staat den dreisten Versuch einer illusionistischen Politik wagen, — Norwegen wird es jedenfalls nicht sein.

Wir kennen unsre Stellung, unsre Bedürfnisse und unsre wahren Interessen und wünschen nie die dadurch gezogenen Grenzen zu überschreiten. Neunzig Jahre lang waren wir dem Auslande gegenüber durch eine Institution vertreten, die nur dem schwedischen Reichstag verantwortlich war und fortwährend ist. Ein einiges Norwegen hat sich bei diesem Zustand nicht beruhigen können. Unter schwierigen Zeitverhältnissen wird dieser Mangel immer tiefer gefühlt. Wir selbst und nur wir selbst wollen jetzt unsre auswärtigen Angelegenheiten besorgen, und nur darin finden wir die nötige Sicherung gegen alle abenteuerlichen Versuche. Uebrigens sieht man hier mit ziemlichem Staunen, wie sich viele Schweden um unsre nördlichen Landschaften allerlei Sorgen machen — um so mehr als diese Sorgen unbegründet sind und außerdem verschiedenartige Formen angenommen haben. Einige werden sich gern von uns scheiden, weil Rußlands nie verdeckte Pläne auf diese Provinzen auch für Schweden eine dauernde Gefahr bedeuten,

während andre ihren Wunsch, dieselben norwegischen Landschaften zu annektieren und in Schweden einzuverleiben, ohne Furcht vor Rußland unverhohlen aussprechen.

Ich meine — im Gegensatz zu den Kriegsphantasien, die einen bedeutenden Teil der schwedischen Presse beschäftigt haben —, daß Norwegen schon genügend die Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe dargelegt hat. Auch 1814 war die norwegische auswärtige Politik ganz auf Frieden gerichtet, was von den Großmächten anerkannt und gebilligt wurde. Nur Schweden wollte damals den Krieg.

Wir fühlen uns doch so ziemlich sicher, daß alles im Frieden ausgehen, und daß bald unsre auswärtige Politik den Triumph davontragen wird, daß die noch zurückstehende Abwicklung der von der Union herrührenden Verhältnisse sich in Frieden vollziehen wird. Nur ein starrer, außerdem unbegründeter Formalismus könnte von schwedischer Seite her dies verhindern. Wie über alles im Menschenleben kann man selbstverständlich auch über das Wie in dem Beschluß vom 7. Juni diskutieren. Was aber jetzt das realpolitische Interesse in Anspruch nimmt, ist etwas ganz andres. Es gilt jetzt, wie man das Geschehene, das Unabwendbare auf friedlichem Wege zum Besten der beiden Völker, wie es der Storthing erstrebt, wenden kann. Hier wird Norwegen keine Schwierigkeiten machen, um den praktischen modus vivendi zu begründen. Nur darf man von uns nichts verlangen, was die nationale Ehre und Würde berührt, und sich in absolut klaren und unzweideutigen Formen bewegen. Schweden gegenüber wünschen wir vor allem ein gegenseitiges gutes nachbarliches Verhältnis zu gründen. Das wird eine der vornehmsten Aufgaben der auswärtigen Politik Norwegens sein.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

(Fortsetzung)

Die Antwort Bennigsens auf diesen, mit einem solchen Aufwand an Worten und Gedanken unternommenen Versuch der Ueberredung ist leider nicht aufzufinden. Wie er jedoch zu diesen Anträgen stand, erhellt aus dem Briefwechsel, den er gleichzeitig mit dem Kabinettssekretär des Herzogs Ernst von Koburg, Bollmann, pflog. Es ist nämlich kein Zweifel, daß Herzog Ernst in diesen Monaten mit den Bestrebungen von Orges sympathisierte und in dauernder Verbindung mit ihm stand; auch er glaubte jetzt wieder dem Traumbild eines Zusammenwirkens von Oesterreich und Preußen gegen Frankreich nachjagen zu können, zum großen Kummer seines Freundes, des kleindeutsch-preußischen Parteimannes Gustav Freytag; er versuchte daher, den von dem entgegengesetzten

Grundgedanken ausgegangenen Nationalverein und namentlich Bennigsen selbst in diesem Sinne zu beeinflussen und eine Annäherung zwischen ihm und Orges zustande zu bringen. Vielleicht war schon der Brief von Orges an Bennigsen mit seinem Wissen geschrieben worden. Der Herzog pflegte an Bennigsen nicht persönlich, vielmehr nicht bloß durch die Hand, sondern auch mit der Unterschrift seines Kabinettssekretärs Bollmann zu schreiben. Dieser aber, ein unzuverlässiger Mensch, der hinterdrein dem Herzog vielen Aerger bereitete und nach wenigen Jahren ein übles Ende fand, war nicht abgeneigt, gelegentlich auch etwas Privatpolitik zu treiben und seine dienstliche Stellung zu mißbrauchen;[1]) im nächsten Jahre wuchs er sich bedenklich aus. Immerhin kann es bei dem folgenden Briefwechsel keine Frage sein, daß Bollmann zum Teil nach dem Diktat oder mindestens nach den Intentionen des Herzogs Ernst schrieb. Auch die Antworten Bennigsens sind für den Herzog bestimmt und von diesem so aufgefaßt worden.[2]) Wir dürfen das Folgende somit als Briefwechsel zwischen dem Herzog und Bennigsen bezeichnen.

Bollmann an Bennigsen.

Gotha, 22. April 1860.

„Das Verhalten der Londoner Flüchtlinge in diesem Augenblicke, das fast krankhafte Drängen derselben, Fragen, wie die schleswig-holsteinische, zum eigentlichen politischen Brennpunkte des Tages zu machen, kommt mir so sonderbar vor, daß ich es für meine Pflicht halte, Sie darauf aufmerksam zu machen. Es kann nicht im deutschnationalen Interesse liegen, diese oder die kurhessische Frage jetzt en vogue zu bringen, indem alle beiden Angelegenheiten ganz dazu angetan sind, Napoleon in die Hände zu arbeiten. Beide Fragen isolieren uns, beide Fragen überliefern uns der Gefahr des elendesten diplomatischen Gewäsches und Notenwechsels und sind dem Gewalthaber an der Seine die willkommensten Anknüpfungspunkte zu einem uns feindlichen Intervenieren. Es gibt für den Augenblick nur eine Frage, die einigermaßen imstande ist, Napoleon wenigstens annähernd ein Paroli zu bieten. Das ist die savoyisch-schweizerische. Diese muß ausgebeutet werden, und diese bietet auch alle Momente zu einer einmütigen nationalen Kundgebung dar. In betreff dieser Frage sind alle Parteien bis auf die bonapartistisch-demokratische einig.

Meine Meinung ist nun die, diese Frage zu einer nationalen, antibonapartistischen Demonstration vermittels einer öffentlichen Erklärung der Parteiführer, vermittels Volksadressen und so weiter auszubeuten. Zu diesem Zwecke habe ich bereits an Prinz Wilhelm, an Orges und nach London geschrieben.[3]) Hoffentlich

---

[1]) Vergleiche dazu E. Tempeltey, Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel Seite 125, 128.

[2]) Die Antworten Bennigsens wurden von dem Herzog zu seinen Kabinettsakten genommen und sind zum Teil bereits in seinem Memoirenwerk, ohne daß der Name des Sekretärs genannt würde, benutzt worden.

[3]) Dieser Satz macht es unter anderm ganz unzweifelhaft, daß der Herzog hier per-

werde ich bald im Besitze der Antworten sein, wie ich ebenso hoffe, daß Sie die Güte haben werden, mir recht bald Ihre Ansichten über diesen Punkt mitzuteilen.

Es würde, wie ich glaube, ein großer Vorteil sein, wenn der Konflikt mit dem und der Kampf gegen den Napoleonismus zuerst wo anders als am Rhein ausbräche. Es würde dies Napoleon viel mehr schaden, indem dann der Charakter des Krieges ein ganz anderer würde. Damit würde zugleich auch die hundsföttische Resignation gewisser süddeutscher Bevölkerungen zum guten Teil in nationale Courage umgewandelt und die Rheinbundsgelüste gewisser süddeutscher Regierungen wenigstens in etwas niedergehalten werden.

Soviel ich diese Sache um und um überlege, erscheint mir diese Ansicht immer richtiger.

Ich halte für nötig, daß wir beide mit Orges, der unter der großdeutschen Partei viele und bedeutende Verbindungen hat, in den nächsten Tagen einmal hierüber mündlich verhandeln.

Sprechen Sie über diese Angelegenheit nicht, damit sie nicht in die Presse kommt und dann durch Leitartikel zu Tode gehetzt wird. Die öffentliche Meinung muß sie erst realisiert, als fait accompli, kennen lernen, soll sie sonst irgendwelchen Erfolg haben."

*

Bennigsen an Bollmann.[1])

Hannover, 26. April 1860.

„Auf Ihre mir erst gestern morgen zugegangene Mitteilung vom 22. dieses Monats beeile ich mich, Ihnen meine Ansicht auszusprechen.

Wenn es möglich wäre, Napoleon über die savoyisch-schweizerische Angelegenheit in einen Krieg zu verwickeln, so würde das Deutschlands und Preußens Lage wesentlich verbessern. Eine vollständige Isolierung wäre bei uns bei dem doch unvermeidlichen Kampfe mit dem Bonapartismus in diesem Falle unwahrscheinlich. Eine großartige Agitation im deutschen Volke zugunsten der bedrohten Schweiz wäre wohl geeignet, die Schweizer in ihrem Widerstande zu ermutigen. Hätte dieselbe zugleich ein entschiedenes Auftreten der deutschen Regierungen für die Schweiz zur Folge, so würde die Schweiz möglicherweise bis zu einer militärischen Besetzung von Chablais und Faucigny getrieben werden, welche ein Zurückweichen für Napoleon sehr erschweren und den Ausbruch des Krieges einer europäischen Koalition gegen Frankreich herbeiführen könnte.

Die rechte Zeit für eine solche Bewegung war vor drei bis vier Wochen,

---

sönlich spricht. Die Worte „Prinz Wilhelm" vermag ich mir nur als eine ungenaue Wendung des dem Diktat folgenden Sekretärs für „Prinzregenten" zu deuten.

1) Das Schreiben ruht im herzoglich-sächsischen Haus- und Staatsarchiv in Koburg (Politische Akten und Korrespondenzen 1860 Vol. II. — A I 28 b 17 B I a Nr. 35). Ich darf hier dem herzoglich-sächsischen Staatsministerium in Gotha, das mit Genehmigung Seiner Durchlaucht des Regenten der Herzogtümer Sachsen-Koburg und Gotha mir die Benutzung geneigtest erlaubte, und der besonderen Liebenswürdigkeit des Herrn Archivars Dr. Krieg in Koburg meinen ergebensten Dank sagen.

als die napoleonischen Pläne offenkundig wurden. Wie Sie selbst besser als ich wissen, hat man bei den deutschen Regierungen den Plan, die Schweiz zunächst diplomatisch zu ermuntern und zu stützen, eventuell militärisch zu verteidigen nicht akzeptiert. Die Aeußerungen Ihres Herrn ließen darüber keinen Zweifel, daß man in Berlin die Angelegenheit nicht für geeignet oder den Zeitpunkt noch nicht für gekommen hielt, einen Konflikt mit Frankreich herbeizuführen. Oesterreichs Zurückhaltung war zweifellos und in England verkannte man entweder die Bedeutung oder glaubte sich noch nicht hinreichend gerüstet. Eine kräftige Bewegung der Gemüter in Deutschland konnte vielleicht eine Aenderung in der Auffassung der Kabinette herbeiführen. Für eine solche Bewegung war aber die Stimmung in Süddeutschland, wo man der Schweiz nahe genug ist, um ein gemeinsames Interesse lebhaft zu fühlen, viel zu flau infolge der gescheiterten Agitation des vorigen Jahres. Der Bevölkerung Norddeutschlands, unerfahren wie sie ist in allen großen europäischen Fragen, war die Gefahr in der Schweiz viel zu wenig auf den Leib gerückt.

Jetzt ist schon viel Zeit versäumt. Die beispiellosen Erfolge der bonapartischen Agenten in Savoyen werden lähmend auf die Schweiz wirken. Sämtliche Großmächte haben ihre flauen Erklärungen, auf einem Kongresse Garantien für die Schweiz bei der Inkorporierung von ganz Savoyen in Frankreich ausfindig machen zu wollen, abgegeben, zum Teil bereits veröffentlichen lassen. Ich erwarte unter diesen Umständen wenig von einer Agitation, welche mehr bezweckt als das Verständnis wach zu halten, welche, wie Sie beabsichtigen, in diese Angelegenheit noch tatkräftig eingreifen soll. Freilich kann eine unerwartete Tatsache jeden Augenblick einen Konflikt herbeiführen, und es ist daher sehr geraten, in nächster Zeit auf die Eventualitäten vorbereitet zu sein, namentlich über gemeinsame Maßregeln, Kundgebungen, Massendemonstrationen sich vorher zu verständigen. Ich habe noch in diesen Tagen einleitende Schritte zu einer Besprechung hierüber getan, welche mir bereits früher als die für Pfingsten beabsichtigte notwendig erscheint.

Was Ihren Vorschlag einer Verhandlung mit Herrn Orges und den Großdeutschen und die damit in einiger Verbindung stehenden Aeußerungen über die kurhessische und schleswig-holsteinische Angelegenheit betrifft, so bedaure ich, nicht Ihrer Meinung sein zu können. Eine [1]) Konferenz mit Herrn Orges würde mir unter Umständen durchaus erwünscht sein. Mit ihm zusammen in diesem Augenblick eine Agitation gegen den Bonapartismus zu veranstalten, kann ich aber nicht zweckmäßig finden. Ich habe gar kein Verständnis dafür, daß, wie die Augsburger Zeitung will, der Bonapartismus zu besiegen sei durch eine Koalition auf Grundlage des formellen Rechts der Verträge von 1815 und der Legitimität. Eine

[1]) Das Stück des Briefes „Eine Konferenz mit Herrn Orges“ — „für eine nationale Kräftigung Deutschlands notwendig ist“, ist bereits in den Memoiren des Herzogs Ernst Band 3, 26 f. mitgeteilt (dort ist versehentlich „kleindeutschen und großdeutschen Politik“ statt „Politiker“ gedruckt), nur mit der unrichtigen Angabe, der Brief Bennigsens sei an Herrn v. Meyern statt an Vollmann gerichtet.

Verständigung der kleindeutschen und großdeutschen Politiker wäre zwar ebenso segensreich wie eine Allianz zwischen Preußen und Oesterreich. Daß beides so erschwert ist, ist allerdings Wasser auf Napoleons Mühle. Bei der überlieferten Politik Oesterreichs und den an diese sich anlehnenden Illusionen und Prätensionen der Großdeutschen und Ultramontanen ist ein richtiges Erkenntnis für die Voraussetzungen einer solchen Allianz und Verständigung nicht anders denkbar, als daß Preußen und die sogenannte kleindeutsche Partei fest und entschlossen auf demjenigen besteht, was für eine nationale Kräftigung Deutschlands notwendig ist.[1]) Für das preußische Gouvernement ist es ohnehin nach den letzten Verhandlungen im Abgeordnetenhause, nach den Erklärungen von Schleinitz und Hohenzollern unmöglich, in der kurhessischen Frage, welche ja eine politische Bedeutung hat, die über die kurhessische Verfassungsstreitigkeit weit hinübergreift, den eingenommenen Standpunkt fahren zu lassen. Ich habe im vorigen Jahre lebhaft beklagt, daß Preußen nicht ohne große Umstände neben Oesterreich gegen den 2. Dezember Front machte. Das Scheitern der ganzen Agitation, welche in solcher Lebhaftigkeit schwerlich zum zweiten Male produziert werden könnte, muß uns aber doch darüber klar machen, mögen wir auch zehnmal den Bonapartismus für einen gefährlicheren Feind halten als die ganze österreichische Bundes- und Konkordatspolitik, daß die Erinnerungen an die Korruption des ersten Napoleon in Norddeutschland nicht ausreichen, um eine Allianz mit dem unveränderten habsburgischen System den Norddeutschen, namentlich aber der preußischen Bevölkerung schmackhaft zu machen. Es würde eine arge Illusion sein, wenn man glaubte, dieses Verhältnis ändern zu können, so sehr wir auch eine große Schwäche Deutschlands gegen das jetzige Frankreich in diesem Gegensatze erkennen mögen.

Wie weit die neuesten Ereignisse in Oesterreich, das anscheinende Aufgeben der Schwarzenbergischen Einheitspolitik und die anscheinende Rückkehr zum Föderalismus mit obligater Kajolierung der Altkonservativen, eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen erleichtern, vermag man wohl noch nicht zu übersehen. Die österreichischen Finanzen, welche der (am Schlage oder durch Selbstmord?) verstorbene Minister Bruck vergebens zu kurieren versucht hat, enthalten in ihrer Zerrüttung so ausgezeichnete Chancen für eine gesunde preußisch-deutsche Politik, daß ich meines Orts die Hoffnung noch nicht aufgebe, daß die Bedingungen für die österreichisch-preußische Koalition gegen Frankreich auch andre als habsburgische Interessen berücksichtigen.

Das Verhalten der Londoner Flüchtlinge war auch mir schon aufgefallen. Wie ich Ihnen aber bereits mündlich mitteilte, fehlte mir die Kenntnis der Personalien und Motive, um dieses Auftreten richtig beurteilen zu können. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie über diese Leute zuverlässiges Material mir später mitteilen könnten."

*

---

[1]) Siehe die Note auf voriger Seite.

Bollmann an Bennigsen.

Gotha, 27. April 1860.

„Soeben in Besitz Ihres geehrten Briefs vom 26. gekommen, beeile ich mich, denselben zu beantworten.

Sie haben leider, sehr wahrscheinlich durch Schuld meiner flüchtigen Darstellung, mich falsch verstanden. Meine Absicht war einzig die, die verschiedenen Fraktionen zu veranlassen, sich in betreff der Schweizer Frage im gleichen Sinne zu äußern, um dadurch der preußischen Regierung den Eindruck zu verschaffen, daß sie bei einem Vorgehen gegen Napoleon in dieser Richtung auf nationale Sympathien zu rechnen hat. Voilà tout.

Wieweit das jetzt noch möglich ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls möchte aber eine ausführliche Besprechung jetzt als dringend geboten erscheinen. Als Versammlungsort könnte, sollten Sie auf mich rücksichtigen, nur Gotha in Betracht kommen, da ich jetzt die gesamten Kabinettsgeschäfte allein zu besorgen habe und mich somit von Gotha nicht entfernen kann. Es würden dann also Sie, Fries und Streit nach hier kommen. Wollen Sie Orges sehen? Schreiben Sie mir, damit ich ihn auffordern kann, nach hier zu kommen.

Der Verkehr mit Orges ist keine Aufgabe des Programms, wie überhaupt, um den weiteren Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, die Ausführung meines Vorschlags dies gar nicht nötig gemacht hätte. Die verschiedensten Parteien können in gewissen Fragen Hand in Hand gehen und doch die verschiedenen Parteien recht gut bleiben.

Schreiben Sie mir schleunigst, damit ich Orges benachrichtigen kann, und schreiben Sie zugleich auch an Streit und Fries, wenn Sie die Güte haben wollen. Die Zusammenkunft müßte bald sein, denn der Hof geht bald von hier fort. In größter Eile!"

*

Die Zusammenkunft von Bennigsen und Orges, auf die der Herzog andauernd mit Nachdruck hingewirkt hatte, fand am 13. Mai 1860 in Gotha statt. Bei der gänzlich ablehnenden Haltung, die Bennigsen von vornherein gegenüber diesen Velleitäten eingenommen hatte, konnte sie nicht anders als resultatlos verlaufen. Die Wochenschrift des Nationalvereins berichtet darüber am 8. Juli: „Mehrere Blätter brachten vor kurzem eine Notiz, wonach Herr Dr. Orges, Mitredakteur der ‚A. A. Z.', eine Konferenz mit Herrn von Bennigsen gehabt habe, infolge deren beide Teile ‚sehr zufrieden auseinander gegangen' seien. Da in einigen Korrespondenzen allerlei wunderliche Folgerungen an die fragliche Unterredung geknüpft werden, so ist es vielleicht am Platze, auch hier in der Wochenschrift, nachdem es bereits anderweitig geschehen, das Wahre an der Sache in möglichster Kürze mitzuteilen. Herr Dr. Orges hatte durch dritte Hand seinen Wunsch mitteilen lassen, einmal mit dem Vorstand des Nationalvereins eine Unterredung zu haben, woraufhin er in Kenntnis gesetzt wurde, daß hierzu aus Anlaß der am 13. Mai in Gotha abzuhaltenden Vorstandssitzung eine Gelegenheit gegeben sei. Herr Orges erschien denn auch, und man unterhielt sich mit ihm ein paar

Stunden über die Tagesfragen; damit ist die Geschichte zu Ende. Zu irgend einem praktischen Ergebnis konnte diese kurze Konversation natürlich nicht führen. Eine Unterredung übrigens unter vier Augen hat zwischen Herrn Orges und Herrn von Bennigsen gar nicht stattgefunden."

Der Briefwechsel zwischen Herzog Ernst und Bennigsen in den nächsten Wochen zeigt, daß der Herzog noch wiederholt den Versuch machte, den Präsidenten des Nationalvereins zu einer Parallelaktion mit den Großdeutschen nach den Ideen von Orges zu veranlassen und verschiedene Möglichkeiten einer gemeinsamen Agitation anregte; der minder sanguinische Bennigsen aber fuhr fort, sich allen Kombinationen zu widersetzen, die den kleindeutsch-preußischen Kern der Bestrebungen des Nationalvereins in heilloser Weise verfälscht haben würden.

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 17. Mai 1860.

„In betreff der Mainzer Angelegenheit sind die nötigen Befehle an das Ministerium erlassen worden, und Sie werden somit in den nächsten Tagen das Gewünschte durch mich erhalten ...

Apropos! Was denken Sie von Orges? Wir haben über ihn, wie Sie sich erinnern, nicht einmal sprechen können. Schreiben Sie mir doch gütigst recht bald darüber.

Schwebt Ihnen jetzt irgend ein Punkt vor, der sich als Anhaltspunkt für eine gemeinsame Kundgebung benutzen ließe? Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie auch darüber schrieben, überhaupt, wenn wir jetzt in einen regeren Verkehr träten. Das Eppur si muove läßt sich in der Politik nur dann gebrauchen, wenn man selber tüchtig die Hände rührt. Wir müssen vorwärts, denn jeder Stillstand ist jetzt mehr als je ein Rückschritt."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 17. Mai 1860.[1]

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in einem Atem mit zwei Briefen auf den Leib rücke. Aber der nationale Dienst ist nach Reyschers Meinung ein schwerer Dienst, und so müssen Sie denn bon gré mal gré sich schon der langweiligen Mühe unterziehen, beide zu lesen.

Ich möchte Sie nämlich auf den Gortschakoffschen Schachzug mit der orientalischen Frage[2]) ganz besonders deshalb aufmerksam machen, weil dieser Vorgang doch wohl nur ein Beweis dafür ist, daß Napoleon in der letzten Zeit wirklich eine Aktion Englands zugunsten Preußens (für den Fall eines französischen Angriffs auf Preußen) fürchtete und somit durch das Mittel der orientali-

---

[5]) Im Original ist ganz deutlich 1859 zu lesen, doch muß, nach dem ganzen Inhalte zu urteilen, ein Schreibfehler vorliegen.

[6]) Fürst Gortschakoff hatte am 5. Mai 1860 die Vertreter der Großmächte versammelt und ihnen eine Erörterung der Lage der Christen in der Türkei empfohlen.

schen Frage all und jede derartigen englischen Anstrengungen paralysieren zu müssen glaubte. Somit hätte das Benehmen Gortschakoffs für Deutschland vielleicht eigentlich die Bedeutung des Herannahens eines französisch-preußischen Konfliktes. Welches Mittel der Mann des 2. Dezember in Bewegung setzen wird, um den Konflikt herbeizuführen, weiß ich nicht, als wahrscheinlich will mir jedoch ein Vorschieben Dänemarks erscheinen. Uebrigens ist dies auch gleichgültig, für uns kommt es darauf an, für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Wenn nur nicht wieder die öffentliche Meinung durch falsche, korrumpierte, scheinbar liberale Ansichten, die dann französische Agenten oder kurzsichtige deutsche Zeitungsschreiber in die Presse brächten, von dem eigentlichen Kernpunkte abgezogen wird. Die Heidelberger Erklärung hat eine vortreffliche Wirkung geübt.[1]) Sollte sich vielleicht rücksichtlich der orientalischen Frage nicht auch etwas derartiges bewerkstelligen lassen? Ich schreibe in großer Eile, und mir schwebt noch in keiner Weise etwas Positives darüber vor, wie sich dies machen läßt. Ich erwarte deshalb Ihre Vorschläge, wie ich ebenso diesen Gegenstand reiflich in Erwägung ziehen werde, um Ihnen so bald als möglich mündlich meine Ansicht darüber mitteilen zu können ...

P. S. Vielleicht wäre eine Erklärung in dem Sinne von Nutzen, daß jetzt Preußen, welches damals durch Manteuffel verhindert worden wäre, mit den Westmächten für die Türkei einzutreten, im Falle eines Angriffes auf dieselbe mit England für dieselbe eintreten müsse. Würde Napoleon seiner früheren Ansicht untreu werden, so würde sich auch in dieser Beziehung der französische Cäsar als Phrasenheld vor aller Welt decouvrieren 2c. 2c. Was meinen Sie dazu? Nächstens mehr!"

*

Bennigsen an Vollmann[2])

Hannover, 26. Mai 1860.

„Ich habe einige Tage mit der Beantwortung Ihrer beiden Mitteilungen gewartet, weil ich für möglich hielt, daß das Vorschreiten von Rußland und Frankreich in der orientalischen Verwicklung dann deutlicher zu übersehen sein würde. Man ist aber heute gerade so klug als vor acht Tagen. Mir scheint, Frankreich beabsichtigt allerdings, England vom Rhein auf den Orient abzuleiten. Dagegen hat England mit Hilfe Garibaldis Frankreich wieder neue Arbeit und Verwicklung in Italien bereitet. Für uns wird es von der größten Bedeutung sein, wenn überhaupt eine feste Grundlage für eine europäische Politik gegen Frankreich und Rußland gewonnen wird, eine Politik, welche nicht die Schweizer und Rhein- und orientalische Frage vereinzelt, sondern diese mitsamt der schleswigschen und den andern schwebenden Fragen gemeinschaftlich nach eignem großen

---

[1]) Die Erklärung gegen den hannoverschen Minister v. Borries vom 6. Mai 1860. Vergleiche Juliheft der „Deutschen Revue", Seite 80 f.

[2]) Herzoglich sächsisches Haus- und Staatsarchiv. Aus politischen Akten und Korrespondenzen 1860, Vol. II. — A I 28 b 17. B I a Nr. 35.

Plane behandelt. Dazu ist aber eine Vereinigung nötig nicht bloß zwischen Preußen und England, sondern mindestens zwischen Preußen, Deutschland, Belgien, Holland, Schweiz und England. Selbst in diesem günstigen Falle können wir aber nur auf partielle Erfolge und Vorbereitungen rechnen, solange nicht Oesterreich mit herangezogen wird. Wie ist das aber möglich, jetzt und auf lange Jahre? Es wird noch viel Unglück passieren müssen, ehe eine Verständigung mit Oesterreich erreicht wird. Oesterreich muß sehr wesentliche Aenderungen in seinem politischen System vornehmen und der dickköpfige Liberalismus in Deutschland und England noch manche bittern Erfahrungen eingesammelt haben, damit es möglich wird, zur Erkenntnis des gemeinsamen Interesses und zu einem gemeinschaftlichen praktischen Programm zu kommen.

In diesem Augenblicke sehe ich, bei dem großen Mangel einer richtigen Auffassung über die europäischen Verhältnisse, aus dem Nichthervortreten einer unmittelbaren Gefahr, welche den deutschen Michel allein munter machen wird, keine Möglichkeit einer umfangreichen Agitation, welche ein positives Programm der auswärtigen Politik zum Gegenstand hätte.

Wenn ich die Mitteilungen über die Bundesfestungen noch in der Pfingstwoche erhalte, so wäre es mir noch möglich, dieselben — unter Umständen — zum Gegenstand einer Interpellation zu machen. Vierzehn Tage nach Pfingsten werden unsre ständischen Arbeiten beendet sein.

Sind Sie vielleicht in der Lage, mir etwas Bestimmtes — zu meiner Instruktion — darüber mitzuteilen, welche Stellung Oesterreich und Belgien zu der herannahenden französisch-orientalischen Verwicklung einnehmen werden? Es scheint fast, als ob Oesterreich nicht aufgefordert ist von Rußland und Frankreich, sich bei der Beute im Orient zu beteiligen, oder doch keine Neigung gezeigt hat, auf eine solche Verbindung einzugehen.

Im Laufe des nächsten Monats denke ich noch einmal nach Koburg zu kommen."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg, 30. Mai 1860.

„Ich verfehle nicht, Sie auf den Orgesschen Artikel über den Nationalverein in der gestrigen Abendausgabe der ‚Allgemeinen Zeitung' aufmerksam zu machen, da derselbe einen Vorschlag zur Annäherung an die großdeutsche Partei vermittels einer Programmänderung auf Grund der Thronrede des Prinzregenten enthält. Wie weit Sie diesem Vorschlage Wert beilegen, weiß ich nicht, nur will er auf den angegebenen Grund hin etwas sehr bedenklich erscheinen, da dieser Punkt seine zwei Seiten hat; aber jedenfalls wäre es interessant zu wissen, ob Orges mit diesem Vorschlage im Auftrage der großdeutschen Partei gehandelt hat oder nicht. Zu diesem Zwecke schreibe ich gleichzeitig mit diesem Briefe an ihn. Tun Sie in anderer Form und unter Vorschiebung einer Nebenabsicht das Gleiche, wenn Sie mit mir auf ähnliche Weise denken. Jedenfalls ist es von Gewicht, in diesem Punkte klar zu sehen. Hat er auf eigne Faust gehandelt,

so müssen wir abwarten, ob sich die Großdeutschen regen und in ihrem Programm den beregten Gedanken ventilieren, um daraus zu erkennen, ob sie ihn wenigstens nachträglich zu dem ihrigen machen. Vielleicht läßt sich dann irgend ein Anknüpfungspunkt finden, der nicht so gefährlich ist als der von Orges vorgeschlagene. Hinsichtlich der Zusammenkunft mit ihm, auf welche er sich in dem Artikel bezieht, ist es vielleicht geraten, wenn Sie sich, da der deutschen Presse alles möglich ist, auf mögliche Interpretationen derselben vorbereiten."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 31. Mai 1860.

„Während ich meinen Brief an Orges mit dem Ihnen gemeldeten Inhalt expedierte, traf schon ein Schreiben desselben hier ein. Untätig ist er nicht, das kann man ihm nicht vorwerfen.

Er schreibt mir, daß er in Konsequenz seines Artikels über den Nationalverein (den ich in meinem Briefe an Sie berührte) einen großen, allgemein deutschen Verein gründen wolle, der unter neun Männern stände, drei Preußen, drei Oesterreichern und drei Deutschen. Wen er unter den drei letzten im Auge hat, gibt er an: Sie, H. v. Gagern und Gr. v. Lerchenfeld. Die andern nennt er nicht.

Die Art und Weise seiner Auffassung schließt, soweit sich die Sache bis jetzt überblicken läßt, das Fortbestehen des Nationalvereins nicht aus. Er verspricht noch Detail, und dann können wir ja ausführlich, wenn Sie hier sind, darüber sprechen. Er sagt, um Ihnen wenigstens *einen* Anhalt zu geben, daß der Verein gegründet werden solle ‚zur Wahrung und Förderung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands und des deutschen Volkes'. — ‚Dieses ist das ganze politische Programm, unbestimmt, um alle zu fassen, und äußerst freisinnig.' — ‚Programm äußerst freisinnig' — ‚Zwecke äußerst konkret' — ‚Geschäftsordnung äußerst konservativ.' Die näheren Ausführungen, welche er vorläufig gibt, sind nicht so von Belang, daß es der Mühe wert wäre, dieselben mitzuteilen."

Die Schatten der Kunstkritik

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

(Schluß)

Ueber die plumpste und naivste Art der Kritikerkorruption, die Käuflichkeit in Barem, ist kaum ein Wort weiter zu verlieren, auch nicht darüber, daß die Formen der Bestechung mannigfaltig sind. Die Wirklichkeit hört sich zuweilen wie eine Anekdote an. Der Staatsmann Napoleons I., Charles Maurice Talleyrand-Périgord, dem man Konspirationen mit den Bourbonen und unreine

Hände nachsagte, soll nicht geleugnet haben, daß er Bestechungsgelder entgegennehme, doch beruhigte er sein Gewissen dabei, dessenungeachtet stets das durchgeführt zu haben, was für Frankreich ersprießlich war. Daran erinnert das Histörchen von einem Kunstschriftsteller, das, wenn es in persönlichem Falle erfunden wäre, doch schwerlich ohne Beispiel ist. Er pflegte, so hieß es, in seinen Besprechungen öffentlicher Gemäldeausstellungen Bilder noch wenig bekannter Maler gern unerwähnt zu lassen. Kam dann einer der jungen Künstler zu ihm und bat ihn, doch auch sein Bild zu beachten, so antwortete der hohe Richter: „Gern. Aber ich habe es bei dem Besuch der Ausstellung übersehen. Soll ich mich nochmals dahin bemühen, so verliere ich meine wertvolle Zeit." Der Künstler kam natürlich mit Verständnis für den Zeitverlust auf, der Kritiker besprach sein Bild und besprach es ohne Voreingenommenheit, das heißt er zerfetzte es, wenn es ihm mißfiel, so daß nach solchem Urteil jedermann glauben konnte, der Mann sitze als ein unbestochener Richter im Vorhofe der Unsterblichkeit. Se non è vero . . .

Bei der Korruption des Kritikers muß nicht gerade Geld und Geldeswert eine Rolle spielen. In allen Fällen, in denen ein nichtsachliches, privates Interesse das Urteil beeinflußte, ist die Kritik unehrlich. Cliquenwirtschaft, Strebertum, Eitelkeit, Freundschaft und Feindschaft sind viel öfter Verderber der Kritikermoral als die Bestechung in Barem. Den meist geheimen Triebfedern dieser Korruption auf die Spur zu kommen, ist naturgemäß schwierig. Allerdings wittert eine Art von krankhafter oder böswilliger Korruptionsriecherei, in ihrer Verwandschaft mit Verdächtigung, und Verleumdung nicht minder unmoralisch als die Korruption selbst, Unrat in jedem entschiedenen Urteil einer ausgesprochenen Persönlichkeit, ja sie zischelt auch schon, wenn Künstler und Kritiker im Verkehr stehen, denn die eigne Haltlosigkeit und Schwäche ist vielen Menschen der Maßstab, den sie an Bessere anlegen. Bei dieser leichtfertigen Kritik der Kritik ist auch nicht zu übersehen, daß der Geist der Parteilichkeit und persönliches Interesse zwar möglicherweise den Kritiker, ganz gewiß aber einen Teil seiner Leser beherrschen. Nur wirklich vornehme, nicht von Leidenschaft und Eitelkeit verwirrte Künstler anerkennen an einem Urteil, das sie unsanft trifft, die ehrliche Ueberzeugung, aus der es floß, und auch für viele Kunstfreunde ist, wenn ihre eigne Meinung an der des Kritikers Aergernis nimmt, der Rezensent schlankweg vogelfrei.

Böser Wille und mangelhafte Gewissenhaftigkeit drücken sich mit vielartigen Stampiglien der Kunstkritik auf. Doch erkennt die Marke nicht jeder. Der Rezensent hat in einem Buche flüchtig geblättert, greift heraus, was ihm just zufällig auffiel, und schreibt nach den Eindrücken von Stichproben, die von dem Werk ein schiefes oder gar kein Bild geben, beruhigt sein Urteil nieder; gläubige Leser richten danach das ihre oder ihren Buchhändlerbestellzettel ein. Das primitivste Recht des Autors ist es, früher als beurteilt, genau gehört zu werden. Er mag nun sorgsam Stein auf Stein gefügt haben, damit seine Mauer feststehe, der nicht gut gelaunte Kritiker kümmert sich nicht um den Bau und dessen

Architektur, ihm genügt die kleine Stelle an der Wand, an die er sein mehr oder minder effektvolles Manu propria malt.

Aehnlich verhält es sich mit jenen Theaterkritikern, die sich nur ein Stück eines Stückes ansehen, das Ende von Vorstellungen nicht abwarten und dennoch über die Novität, über Wohl und Wehe des Dichters entscheiden. In einer großen deutschen Stadt, die an musikalischer Ueberproduktion leidet, herrscht offenbar Mangel an brauchbaren Musikkritikern. Jedenfalls gehört es dort zu den stehenden Einrichtungen, daß ein und derselbe Rezensent, der weder göttliche Allgegenwart, noch mehr als zwei Ohren hat, Referate über zwei, wohl auch drei Konzerte führt, die am gleichen Tage zur gleichen Stunde beginnen. Er kostet da ein wenig, dort ein wenig; Unter- und Ueberschätzung der Komponisten (der Rezensent hört beispielsweise nur ein oder zwei Stücke eines sogenannten „Kompositionsabends“) sowie der ausübenden Künstler sind da kaum zu vermeiden.

An diesen Uebelständen tragen die größere Schuld die Zeitungsverleger und Redaktionen, die über eine genügende Zahl von Fachreferenten verfügen und es nicht mit der Hetzjagd der Momentreferate den Kritikern unmöglich machen sollten, den Produktionen vom Anfange bis zum Ende beizuwohnen. Die Unsitte, den Zeitungsleser schon am Morgen nach der Premiere darüber zu belehren, ob ihm das neue Stück gefallen dürfe, wirkt unter allen Umständen schädlich auf den Wert der Kritik. Denn wenn es auch Kritiker gibt, die ein besonderes Talent für ein rasches Zurechtlegen des Aufgenommenen besitzen, so können doch auch diese, falls ihr innerer Reichtum nicht allzu leicht auszupumpen ist, nicht leugnen, daß eine längere Frist ihrer Vertiefung und ihrer Arbeit zustatten kommt. Gewiß hängt das spezifische Gewicht eines Kritikers überhaupt nicht von der größeren oder geringeren Reporterfixigkeit ab. Die Hetze, von der man ja da und dort Abstand zu nehmen beginnt, hatte noch eine besondere bedenkliche Einführung zur Folge. Viele Theaterkritiker holten sich, um die mühsame Nachtarbeit abzukürzen, den Eindruck eines neuen Stückes schon vor dessen Aufführung aus dem Buche und schrieben ihr Urteil nieder, auf welches das lebendige Bild keinen Einfluß mehr nahm. Die Tatsache, daß die erfahrensten Theaterpraktiker — ein Laube! — sich unzählige Male bei der Lektüre eines Bühnenwerkes über dessen Bühnenwirksamkeit täuschten, beweist das Unzukömmliche solcher Buchkritik.

Nicht von Fahrlässigkeit, nur von bösem Willen ist die Rede, wenn der Kritiker zu bestimmtem Zwecke sein Urteil an die einzelne Stelle eines Werkes bindet, um an sie irreführende Vorstellungen zu knüpfen. Ein aus dem Zusammenhang gerissener Satz kann Häckerling aus Gold machen. Dieses Kunstmittelchen, das kunstfeindlich ist, erfreut sich bei gehässigen Rezensenten großer Beliebtheit. An wem es angewendet wird, der ist, und wäre er ein Heiliger, nicht vor der Hölle sicher. „Gib mir eine Zeile von ihm — und ich werde ihn hängen,“ sagte ein französischer Staatsmann; aber eben nur eine Zeile — oder doch nur so wenige Zeilen, als sich zu einer trügerischen Beweisführung brauchen

lassen! Solch ein Kritiker kann, wenn er gerieben ist, die Lacher und ahnungslosen Beipflichter ohne Mühe auf seine Seite bekommen. Aber er ist ein Fälscher.

Kann auch ein ehrliches Kunsturteil ungerecht sein? Insofern wir eine absolute Richtigkeit in den Fragen der Kunst überhaupt anerkennen, gewiß. Das wohlbegründete, aus voller Ueberzeugung abgegebene Urteil eines verständigen und redlichen Menschen kann einen andern verständigen und redlichen Menschen ungerecht dünken, es kann sich aber auch in der geschichtlichen Retrospektive als tatsächlich unrichtig, mithin ungerecht erweisen. Die historische Methode ist nur in der Distanz, also für die Kunst und Literaturgeschichte anwendbar, während sie der mitzulebenden Entwicklung den Hemmschuh der Ueberlieferung anlegt. Sie verfällt dem grundsätzlichen Irrtum, ästhetische Gesetze der Vergangenheit unbedingt auf die Gegenwart anzuwenden, und jederzeit hatte das Neue in den „Aesthetikern der historischen Erinnerung" seine erbitterten Feinde. Die impressionistische Kritik, der das Geschichtliche nur als Unterbau dient und die unbefangen dem Gefühle und den logischen Denkgesetzen folgt, geht ja auch einst als Merkmal einer bestimmten Zeit zur Vergangenheit ein; sie verfällt dann von Rechts wegen der Revision durch die historische Kritik. Selbstverständlich besitzt auch der historische Kritiker, ist er mehr denn ein trockener und unfruchtbarer Chronist, persönliches Kunstgefühl, aber er kann — und muß sogar — seinen Subjektivismus einer sicheren Objektivität unterstellen. Ihm, der nur über abgeschlossene künstlerische Perioden urteilt, ist es möglich, nach dem obersten Gesetze des Positiven die Kunstprodukte eines Zeitalters reinlich zu sichten; er erkennt, was der mitwirkende kritische Mittler jener Zeit nur fühlen und glauben konnte; er stellt tatsächlich fest, welche in vergangener Zeit geschaffenen Kunstwerke, von den Zeitgenossen ihrer Schöpfer möglicherweise nicht erkannt und nicht geschätzt, unverwelkt auf die Nachwelt kamen, welche Werke als Bindeglieder der Entwicklungskette Bedeutung haben und welche, einst vielleicht bejubelte und überschätzte Erzeugnisse erstorben und ohne wesentliche fortzeugende Wirkung auf die Nachfolge geblieben sind. Die künftige historische Kritik ist für den Künstler und für den impressionistischen Kunstkritiker der Gegenwart die letzte Instanz.

Berichtigt die Objektivität der Enkel die subjektiven Urteile der Vorfahren — nur im späten Rückblick kann dies geschehen —, so wird man von ungerechten, d. h. irrtümlichen Urteilen, die doch einem gerechten Wollen, d. h. ehrlicher Ueberzeugung, entsprossen waren, sprechen können. So liegen uns heute die Irrtümer bloß, denen einerseits Nicolai, Merkel, Kotzebue, anderseits die Brüder Schlegel und die Romantiker mit ihren Urteilen über den Zeitgenossen Goethe verfielen. Es sind aber Irrtümer, die, soweit sie nicht von Gehässigkeit eingegeben waren, von der persönlichen Wahrheit nicht abirrten. Da der Kunstgenuß immer Standpunktfrage ist, ist immer der Freimut der eignen Ueberzeugung in seinem Rechte. Daneben gibt es ein Recht der Allgemeinheit; es wird wie in der Moral von der entscheidenden Antwort auf die Frage gesprochen: Was erwies sich in der

Wirkung Leben zeugend und Leben erhaltend, was störend, hemmend, unfruchtbar?

Ungerecht ist ein Kunsturteil in korruptionistischem Sinne nur dann, wenn der Kritiker sein Fühlen und Denken vor eigennützigen Beweggründen beugt. Das ist die bewußt-ungerechte Kritik. Der Individualismus, dieser höchste Wert in Kunst und Kunsturteil, wurde von schwachen oder schlechten Kritikerindividualitäten mißverstanden oder mißbraucht; Eitelkeit und Selbstsucht decken sich mit seinem Namen. Die Tragikomödie des „Peer Gynt“ wiederholt sich auch hier. So vielfach wird das „Lebe dich!“ mit dem „Lebe dir!“ verwechselt, daß man Ibsens Ethik: die freie Entfaltung aller Werte der Persönlichkeit zum Zwecke hingebungsvoller Nutzbarmachung für die Allgemeinheit, als Egoismus deutete. Und so sehen wir, auch in manchen Erscheinungen der Kunstkritik, einen Kult des lieben Ichs, der das natürliche Verhältnis der Persönlichkeit zur Kunst geradezu verkehrt. Dort herrscht nicht das veredelnde Bestreben, das eigne Wesen einem größeren Zwecke zu widmen; vielmehr ist denen, die sich selbst genug, die nur auf ihren Vorteil und falschen Schein bedacht sind, die Kunst Melkkuh ihrer Eitelkeit. Das Vordrängen der Ichsucht, von der nie die Rede sein kann, wenn ein noch so starkes persönliches Gefühl einen einsamen Posten bezieht, macht sich in der Kunstkritik schon da geltend, wo der Kritiker einen effektvollen Einfall, einen wirksamen Witz ohne Rücksicht auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit anbringt, um sich in helleres Licht zu setzen. Man kennt die Spezies der „witzelnden“ Kritik, unter der in unsichtbaren Zügen geschrieben steht: „Gott, wie geistreich!“ Schon Vater Horaz sagt in seinen Satiren: „Lieber einen Freund verlieren als einen Witz!“ Die Selbstgefälligkeit verspricht sich den besten Profit davon, daß der Kritiker den Anschein erweckt, seinem erhabenen Gesichtspunkte sei alles, was andre entzückt und ergreift, nur eine Gabel voll Mist.

Das sind nicht die Männer, die wirklich die höchsten Ansprüche und Forderungen in sich tragen und zu vertreten wissen. Wer echtes Höhenmaß besitzt, verwirft schonungslos die glänzenden Talmiwerte, bekämpft den Pöbelgeschmack der Mode, verliert auf keinem erklommenen Gipfel den Aufblick zu immer lichteren Fernen, aber sein Herz ist nicht verkalkt, es empfängt und spendet das Schöne unbeschränkt. Bescheiden folgt der strenge redliche Richter, ehe er urteilt, dem ernsten Wollen des Schaffenden, gern anerkennt er gutes Können, und niemals verwechselt er das Recht seiner Kunstempfindungen mit frivoler Laune, die der Respektlose zum infallibeln Papste macht.

Das krankhafte Bemühen, durchaus anders zu sein als die andern, ist neben der primitiven Lust am Zerstören und gewöhnlichem Eigennutz das häufigste Motiv der bewußt ungerechten Kritik. Welche Verwirrung das falsch verstandene Individualitätsprinzip anrichtet, ersieht man aus der Duldsamkeit, der es leider sogar bei Kennern begegnet. Schreibt da — ich greife ein Beispiel heraus — ein achtenswerter Fachgenosse über das Buch eines selbstherrlichen Nachrichters, der im Blute der besten Dramatiker mit Witz und Behagen zu baden pflegt. Der Kritiker des Kritikers weist dem Schlächter aus frappanten Widersprüchen nach, daß sein

Messer nicht einer positiven Lebens- und Kunstanschauung die Opfer bringe. Aber wie scharmant weckt der, der das Unmoralische solchen Selbstgötzendienstes erkennt und daher Kunst und Künstler schützen sollte, die lüsterne Neugier der Leser nach der „amüsanten Ungerechtigkeit“! Auch der Hasser, so wird da gesagt, habe seinen Reiz (in der Kunst? der Hasser ernster künstlerischer Bestrebungen?), und des weiteren wird versichert, man könne dem höchst unmoralischen Eindrucke nicht wehren, daß der ungerechte Kritiker viel unterhaltlicher sei als der gerechte. Dem „irreführenden Irrgarten“ des Bewußt-Ungerechten wird eine besondere Kraft, anzuregen und zu fesseln, zugesprochen, und noch einmal, im schönsten Akkord mit dieser Lobeserhebung, betont: „N. N. ist mit einem möglichst großen Aufwand von Eleganz und vor allem auch Gründlichkeit möglichst ungerecht!“ — Die Kollegialität in allen Ehren, aber was einer als böse erkannt hat, sollte er nicht liebenswürdig finden. Vor dem sittlichen Geiste des Philosophen, der Religion durch Höheres, durch Erkenntnis ersetzt, beugen wir uns, den geistreichelnden Verspotter der metaphysischen Bedürfnisse der Menschen sollen wir nicht dulden. Wenn wir Borkenkäfer als „nette Käfer“ schonen, geben wir den ehrwürdigen Wald preis.

Allmählich hat sich bei einem Teile der Kritik der falsche Glaube eingebürgert, daß das Kunstwerk des Kritikers wegen, nicht der Kritiker für das Kunstwerk da sei. Ein bekanntes Wort Oskar Wildes reklamiert die Kunstkritik als Kunst an und für sich; es hat in der Praxis eine wenig erfreuliche Deutung erfahren. Zwar leuchtet ein, daß nur der des Dichters feinstes Fühlen und Wollen verstehen und vermitteln kann, in dessen Brust dichterische Saiten mitschwingen; doch zwischen der Fähigkeit, Kunst richtig zu empfangen, und der freien Gestaltung ist ein Unterschied, den auch die Vollkommenheit in einer Hilfs- und Lehnkunst nicht vergessen machen kann. Nimm dem Schauspielkritiker das Schauspiel des Dichters, und du hemmst den Flug seiner Phantasie, die sich vom fremden Brote nährt. Diese so banale Argumentation sollte jeden Kunstgehilfen, der es mit der schöpferischen Kunst ernst meint, bewegen, nach einer unechten Krone kein Gelüsten zu hegen; den Schauspieler, den ausübenden Musiker ebensowohl wie den Kritiker. Es bleiben diesen Hilfskünstlern allen doch Hoheitsrechte genug, die sie mit Stolz ausüben sollen, und ihre künstlerischen Werte sind ihnen um so teurer, je aufrechter ihr Bewußtsein ist, daß sie zwar nur die Verwalter der Königsschlösser sind, aber die Schlüssel zu den Toren in ihren Händen halten. Sie, die Kunstvermittler, haben auch Land genug zu Lehen, auf dem sie ihre eigne künstlerische Saat pflegen müssen, und im weiteren Sinne des Wortes, dem nicht mehr der Begriff des Reinschöpferischen innewohnt, ist auch ihre Tätigkeit — Kunst. Denn sie sind untauglich, wenn sie nicht Kunstseele haben, eine einfühlende und nachempfindende Seele, die freilich nicht wie die des Schöpfers neue Menschen und neue Welten formt, die nur das Geschaffene erkennt und es durch Aufnahme und Wiedergabe erst völlig lebendig macht. Gewiß ist der kunstschaffenden Kraft die des Hilfskünstlers verwandt; gewiß hat auch die Kunstkritik eine selbständige Kunsttechnik; gewiß geht ein

Fluidum, geht manche befruchtende Anregung von den Hilfskünstlern auf die schöpferischen Künstler zurück; und gewiß schließlich ist der Wert mancher Einzelerscheinung unter den ausübenden oder vermittelnden Künstlern bedeutender für die Gesamtentwicklung der Kunst als vieler dürftiger Könige dürftiges Lebenswerk. Der Grundunterschied im Wesen bleibt jedoch unberührbar bestehen, und die Verblendung, die ihn nicht mehr sah, hat die ziemlich neumodische Entartung einer Kaste von Kritikern gezeitigt, die die Kritik zum Selbstzweck emporschrauben wollen, das Kunstwerk als bloßes Mittel ansehen und die schaffenden Künstler als Kärrner.

Gerade eine Reihe von Kunstschriftstellern, denen leitende persönliche Gedanken, poetisches Talent, Sprachgewalt und eine sich in die Sphäre der Kunst erhebende formale Gestaltungsgabe eigen sind, peitschten ihre Eigenart so lange, bis sie sich, wie Münchhausens Pferd, zur Ungestalt ausreckte. Das böse, sich selbst befriedigende Ich, das sich überpflegt, das die holde Solveig, die in jedem Belange der Kunst unentbehrliche Liebe, vergißt und unnütz wird, reif für den grauen Brei des Knopfgießers! Die Persönlichkeit sollte das Nationalvermögen vermehren, hier aber wuchert sie für den Sack Harpagons, und endlich, wenn ihre Unfruchtbarkeit einmal erkannt ist, hat sie sich um den eignen Wert betrogen.

In der Dichtung vollzog sich, nur nicht so grell, ein ähnlicher Krankheitsprozeß wie in der Kritik. Der vornehmen Losung „L'art pour l'art" feingestimmter Poetenseelen, die lieber auf die Wirkung im Breiten verzichteten, als daß sie ihr Zartes vergröberten, unterschob sich der Widersinn: „L'art pour moi!" Nicht mehr die absolute Hingabe an die Kunst, sondern das Trachten, ein kleines Ich mit allen Schleiern von Saïs zu umhüllen, wurde verlockend. So entstand die Artistenkunst in des Wortes schlimmem Doppelsinn, in einem andern Sinne als dem Worte gebührt, wenn man es etwa auf Hofmannsthals inneres Bedürfen anwendet. Virtuosentum, Artistentum, ja geradezu Akrobatentum machen sich in der L'art pour l'art- und L'art pour moi-Kritik breit. Der lyrische Dichter — ich meine nicht den Virtuosen — verdirbt sein Bestes, wenn er auf andre Stimmen als die seines Innern horcht, sein unbedingter Subjektivismus trifft die Form, die vom Wesen seines Gedichtes nicht zu lösen ist, gleichviel, ob sie der Empfänglichkeit des Lesers Hindernisse bereitet oder nicht. Auch der Kritiker folgt der *φωνή*, aber er muß sich, um sein Mittleramt erfüllen zu können, dem Publikum nähern, nicht sich ihm künstlich entfremden. Plattheit im Ausdruck wird er meiden, will er doch nicht von der Höhe seines Geschmackes zur Erfolgsanbetung hinabsteigen, vielmehr den Erfolg auf die Höhe seines Geschmackes heben. Liegt ihm dieses Hauptsächliche im Sinne, so meidet er aber auch ganz gewiß unnötige Schwierigkeiten, die das Erreichen des Zweckes erschweren oder vereiteln. Auf das Schwebereck und das Drahtseil können und mögen ihm nur wenige folgen, wenn auch viele vielleicht eine Weile lang seinen Bravourstücklein Beifall klatschen. Bleiben wir im Bilde: der Anblick schöner und kraftvoller Menschlichkeit wirkt bildend auf den Betrachter, ihre Kraftäußerungen wecken

jenen Nachahmungstrieb, der der Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung zugute kommt; die Kugelkünste eines Kautschukmenschen jedoch besitzen wenig bildenden Wert. Von unsern Exzentrikkritikern gilt ganz besonders das Wort: „Le stile c'est l'homme.“ Das Groteske ihrer „individuellen“ Ausdrucksweise ist ihr stärkstes Verblüffungsmittel und paßt zu den Paradoxien ihrer Behauptungen. Weil sie nicht produzieren, diese Herren, produzieren sie sich.

Die Ueberhebung des Kritikers kommt auch in einer schulmeisterlichen Art, sein Lehramt auszuüben, zur Geltung; doch leisteten in dieser Richtung die professoralen Aesthetiker noch Erbaulicheres als die modernen Impressionisten. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat ein Wiener Literaturprofessor, Spahn hieß der Mann, die Gedichte Goethes an der Hand der Grammatik korrigiert und neu gedichtet! Der in die Absichten des Dichters eingedrungene Kritiker weise nach, mit welchen Mitteln der Dichter seine Absichten zu erreichen suchte, und stelle fest, wo dies dem Dichter gelang, wo es ihm mißlang. Von solcher Kritik kann der Schaffende Nutzen ziehen. Doch was soll der arme Poet beginnen, wenn man ihm einfach befiehlt, ein andrer zu sein, als er ist? Man verlangt von Fliederbäumen, daß sie Granatäpfel tragen. Die Freiheit der Individualität, die der Kritiker für sich übermäßig in Anspruch nimmt, läßt er für den Dichter nicht gelten. Goethe bemerkte zu Eckermann: „Man wird aus einem Dichter nie etwas andres machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen, ein andrer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten.“

Und die Mode überhaupt! So mancher glaubt, ein „moderner“ Kopf zu sein, auf der Höhe des Wissens und der Vorurteilslosigkeit seiner Zeit zu stehen, und ist bloß ein „modischer“ Mensch, unfrei unter dem Zwange, nur immer frei von Ueberlieferung, Autoritätsglauben und Gemeinsinn zu scheinen. Ihn, der schwächlich dem Scheine das Wesen opfert, macht die großmannsüchtige Mode zum Sklaven. In der Kunstkritik kommt die Modekrankheit in der Furcht mancher Kritiker vor dem „Herdentier“ zur Erscheinung. Da revolutioniert einer, der doch die Durchschnittsmarke auf der Stirne trägt, sozusagen Himmel und Erde, er guillotiniert heute, wen er gestern selbst gekrönt hat, und ahnt dabei nicht, daß gerade diese seine Art, die von so vielen gepflegt wird, gar nichts Außergewöhnliches mehr hat. Es reizt einen sublimen Ehrgeiz, der erste zu sein, der gegen einen endlich zu Ansehen und Würdigung gelangten Kunstschöpfer das „Steiniget ihn!“ ausstößt. Ist der Ruf einmal erschollen, dann melden sich sofort andre, die nicht für dümmer gehalten werden möchten als der erste und um das erkorene Opfer nun einen Wettanz der Verachtung aufführen.

Ja, es ist Mode in deutschen Landen, voreilig Genies zu entdecken und zu „machen“ — auch das ist des Schweißes der Edeln wert — und ihnen sonach prompt den Garaus zu machen. Mode ist es, neue künstlerische und literarische „Richtungen“ zu gründen, immer wieder neue, die „Schaffenden“ für diese oder jene Partei breitzuschlagen, sie zu erschlagen, wenn sie den Kapp-

zaum abschütteln, und doch eines Tages das eigne Gebäude wieder lachend zu zerschmettern. Wie haben es gewisse Kunstpolitiker Hauptmann verübelt, daß er nach den Elendsdramen die „Versunkene Glocke“ schrieb, wie Halbe, daß er nicht immer die lyrische „Jugend“ dichtete, wie Maeterlinck, daß seine „Monna Vanna“ wenig symbolistische Geheimnisse birgt! Bleibt aber einer in engeren Grenzen, das heißt, ist seine Eigenart nur einer bestimmten Stilgattung angepaßt, so „überholen“ ihn die neuigkeitsdurstigen Theoretiker vom Tage und werfen ihn flugs zum alten Eisen.

In diesem Getriebe ist nichts bleibend als die destruktive Methode. Destruktion ist die Verneinung des Daseinszweckes der Kritik, die berufen ist, Hand in Hand mit den Künstlern aufzubauen. Sie vertilge erbarmungslos die Wucherungen am Baume der Kunst. Die faule, gefällige Mittelmäßigkeit, die Pseudokunst mit dem harten Talerklange, die frivole Ausbeutung ernster Ideen zu hohlen Effekten — die lasse die Kritik die Schärfe ihres Schwertes fühlen. Gegen die Kunstverderber ist jede ehrliche Waffe willkommen. Doch der Kritiker erkenne an den Stirnen, ob sie das Mal der Kunst tragen, und sieht er dieses Zeichen, so sei er dem Genius ein Helfer und Freund, ein Warner und Tadler, wenn es sein soll, doch niemals ein Hasser und Spötter; ein Diener, welcher der menschlichen Kultur, nicht irgendeinem Menschen dient. Auch von den Kritikern gilt, je nach Maßgabe ihres zum Teile großen Einflusses, das Schiller-Wort: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie!“

Es mögen diese Betrachtungen über tief empfundene Uebel, diese Vorschläge zur Güte, nochmals vor dem Mißverständnisse geschützt sein, daß der Verfasser das Ansehen eines Standes mindern wollte, dem er selbst angehört. Die Kulturarbeit und die sicheren Verdienste so vieler deutschen Kritiker würdigen sich selbst. Bescheiden und stolz folgen sie den Pfaden der Schaffenden und wahren sich den klaren, eindringenden Blick, den — es ist die angeborene Kunstfähigkeit — die Natur ihnen verliehen und die Erfahrung geschärft hat. Sie sind sich treu, und ihre Persönlichkeit ist treu der Sache. Sie sind Zionswächter und weisen das Unreine unerbittlich von der Schwelle. Sie sind gerecht, da sie wahrhaft sind. Auch von ihnen gilt das Kennwort, das Hauptmanns Michael Kramer über Böcklin spricht: „Nicht bloß, was er malt — der ganze Kerl!“

Deutschland und die auswärtige Politik

Die internationale Lage gewährt zurzeit das Bild einer auf die diplomatische Einkreisung Deutschlands gerichteten Aktion, deren Mittelpunkt England ist. Für diesen Zweck ist die französisch-englische Annäherung nicht ausreichend; um den Ring zu schließen, ist mindestens noch Rußland erforderlich. Die aus Paris unaufhörlich wiederholte Versicherung, daß die Freundschaft mit England Frankreich niemals bestimmen werde, das Bündnis mit Rußland aufzugeben, wird daher in London keineswegs als verletzend, sondern im Gegenteil nur als erwünscht empfunden. Ein gutes Verhältnis zu dem Verbündeten Rußlands ist gewissermaßen der Zugang zu einem guten Verhältnis mit Rußland selbst. Der Zweck dieser diplomatischen Bemühungen ist wohl keineswegs der Krieg. Großbritannien hat zu Deutschland keine Interessengegensätze, die einen Krieg bedingen; durch die Störung seiner deutschen Handelsbeziehungen, und nicht nur dieser, würde England mehr verlieren, als es bei einem siegreichen Kriege gewinnen könnte. Das Einkreisungsbedürfnis der englischen Politik beruht lediglich in der Befürchtung, daß Deutschland mit Rußland in eine zu intime Freundschaft gelangen könnte und daß schließlich bei solchem deutsch-russischen Verhältnis Frankreich der dritte im Bunde werden würde, eine antienglische Koalition, deren Verhinderung das durchaus begreifliche Ziel der englischen Politik ist. Was Graf Peter Schuwalow einst zu Bismarck sagte: „Vous avez le cauchemar des coalitions“ — das gilt heute für England. Auf diesem „Alpdruck“ ist die Flottenpolitik Großbritanniens aufgebaut. England will stets stärker sein, als zwei gegen England verbündete Mächte es sein könnten. Frankreich ist einstweilen glücklich weggefischt, und obwohl Deutschlands Flotte erst im Werden ist, Rußland nur noch über seine Schwarze Meer-Flotte verfügt, hält die Politik des Kabinetts von St. James es dennoch für nützlich, die Annäherung an Rußland zu suchen, um einer deutsch-russischen Intimität, die sich schließlich gegen England richten könnte, vorzubeugen.

Nun liegt die Frage doch sehr nahe, wenn England der deutschen Politik alle erdenklichen Pläne zutraut und gegen diese bei Frankreich und Rußland Deckung nimmt, weshalb sucht es diese Deckung nicht lieber bei Deutschland selbst durch eine ehrliche und loyale Annäherung, die durch die so nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Monarchen doch wesentlich erleichtert werden müßte? Woher kommt es im Gegenteil, daß seit der vorjährigen Kieler Begegnung, die in England bereits mit verhältnismäßig geringer Sympathie begrüßt wurde, die politische Entfremdung der beiden Nationen in unverkennbarem, auf englischer Seite bis an eine fortgesetzte Unfreundlichkeit gesteigertem Umfange zugenommen hat? Ein Gegensatz, der um so unerklärlicher erscheint, als beide Nationen in geistiger und sozialer Beziehung, an Bildung, Wissenschaft und allen Betätigungen ihres öffentlichen Lebens einander viel näher stehen als der Engländer dem Franzosen oder gar dem Russen?

Die Wurzeln dieses Gegensatzes liegen sehr weit zurück. Um es in ein Wort zu fassen: es ist das erstarkende Deutschland, das der britischen Politik soviel unnötiges Unbehagen verursacht. Als König Wilhelm I. unter schweren inneren Kämpfen seine Armeeorganisation durchsetzte, die dann das Rückgrat der deutschen Einigungspolitik geworden ist, geschah das im Gegensatz nicht nur zur öffentlichen Meinung Englands, sondern zur amtlichen englischen Politik, die beide für die Opposition in Preußen offenkundig Partei nahmen. Bismarck klagte, aus dem Munde des englischen Botschafters die nämlichen Tiraden hören zu müssen, die ihm im Abgeordnetenhause vorgetragen würden. Je mehr der Konflikt in Preußen sich steigerte, desto entschiedener stand England auf der Seite jenes unfruchtbaren preußischen und deutschen Liberalismus, der seine Zeit und ihre Aufgaben so wenig verstand. Im deutsch-dänischen Streite war England mit seinen Sympathien auf dänischer Seite, später auf der Oesterreichs und der augustenburgischen Ansprüche. 1866 war die englische Politik in einiger Verlegenheit, weil Italien mit Preußen im Bunde war. Aber kaum hatte man sich in London von dem Donnerschlag von Königgrätz erholt, so nahm man Partei gegen das siegreiche Preußen zugunsten des Hauses Hannover und seiner braunschweigischen Erbansprüche. Ohne englische Einmischung würde die Erledigung der braunschweigischen Angelegenheit einen ungleich glatteren Verlauf genommen haben, gehörten doch die Erbansprüche in Braunschweig zu den ersten Forderungen, die König Wilhelm unter dem Eindruck des napoleonischen Telegramms vom 5. Juli 1866 niederschrieb. Hätte Kaiser Alexander II. im Herbst jenes Jahres die von ihm eine Zeitlang protegierte Kongreßidee weiter verfolgt, ein Standpunkt, den er nur gegenüber der Bismarckschen Unbeugsamkeit und vor der Drohung mit dem Appell an die nationalen Leidenschaften „diesseits und jenseits der Grenze" verließ, so würden wir auf diesem Kongreß England zweifellos in der Reihe unsrer „wohlwollenden" Gegner gehabt haben. Bei Ausbruch des Krieges von 1870 suchte die Königin Viktoria direkt einen Druck auf Deutschland zu üben, indem sie in Berlin zugunsten eines Friedens intervenierte, der von dort aus weder gestört noch bedroht worden war. Die Königin mußte es sich gefallen lassen, von Bismarck rundweg an die Pariser Adresse verwiesen zu werden. Als dann die Enthüllungen wegen des französischen Appetits auf Belgien kamen, wendeten sich die Sympathien Englands eine Zeitlang auf die deutsche Seite. Während der Belagerung von Paris bereits schlugen sie wieder in das Gegenteil um, und wenn Bismarck sowohl die Abschlüsse mit den deutschen Staaten beeilte als auch bei den Präliminarien mit Frankreich manche Konzession machte, mit der die Armee und die öffentliche Meinung nicht einverstanden waren, so hat er das ausgesprochenermaßen nur mit Rücksicht auf eine erwartete Einmischung „des europäischen Seniorenkonvents" getan, zu der alle diplomatischen Federn schon in Bereitschaft waren, die aber daran scheiterte, daß Kaiser Alexander sich darauf beschränkte, den Besiegten der Großmut des Siegers zu empfehlen. Der Kaiser hatte doch keine Neigung, mit Herrn von Beust zusammen antideutsche Politik zu machen, während er auf der Londoner Schwarze Meer-

Konferenz Preußens voll bedurfte. Als dann das geeinte sieggekrönte Deutschland sich in einem zuvor nie erreichten Glanze unter den Völkern der Erde erhob, in der Versailler Kaiserbotschaft wie bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags mit goldenen, festen und zuverlässigen Friedensworten seine leuchtende Bahn beschreitend, da konnte auch die öffentliche Meinung in England, die während des Krieges überwiegend auf seiten Frankreichs gestanden, nicht umhin, dem Genius ihre Anerkennung zu zollen, und die „Times" verehrten in dem ehrwürdigen Deutschen Kaiser „den ersten Gentleman Europas".

Eine weitblickende britische Staatskunst mußte sich schon damals klar darüber sein, daß das neue Deutschland sich nicht auf eine kontinentale Existenz beschränken werde. Seit dem Jahre 1848 gehörten deutsche Flotte und deutsche Einheit zusammen, die Flotte als der Einheit sichtbarster Ausdruck. Für die Realisierung des in dieser Hinsicht im Jahre 1867 genommenen Anlaufs war der Krieg zu früh hereingebrochen, die kleine Flotte des Norddeutschen Bundes war zu einer sehr untergeordneten Rolle berufen gewesen. Fortan hatte England damit zu rechnen, daß an der Nordsee eine neue Flotte erstehen werde. Obwohl dann die deutsche Flotte zu Anfang der achtziger Jahre unter den damals vorhandenen Flotten der Großmächte sich bereits eines erheblichen Ansehens erfreute, ist sie englischerseits doch niemals mit solcher Eifersucht und Befürchtung betrachtet worden, als wie dies in den letzten fünfzehn Jahren ungeachtet der gewaltigen Ueberlegenheit Großbritanniens der Fall ist, weil nicht die Kriegsflotte, sondern die zunehmende Handelsflotte uns zur Seemacht erhebt.

Zur Zeit des Kulturkampfes erhielt die deutsche Politik eine Reihe von protestantischen Sympathiekundgebungen aus England, aber als um die Mitte der siebziger Jahre die Periode der Balkankämpfe begann, die erst 1878 mit dem Berliner Kongreß ihren Abschluß fand, standen Deutschland und England bereits wieder in entgegengesetzten Lagern. Der Berliner Kongreß führte zu einer persönlichen Annäherung Bismarcks zu Disraeli, die mit einem hohen Grade persönlicher Achtung voneinander schieden, aber die öffentliche Meinung in England wandte sich Deutschland erst im nächsten Jahre auf die Kunde vom Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses wieder zu, weil das ein gegen Rußland gerichteter Schritt war, den man in England als ein Einlenken der deutschen Politik in das Kielwasser der englischen deutete.

Während der achtziger Jahre trat Deutschland dann in die koloniale Bewegung ein. So bescheiden der Anteil an der Welt auch war, den es für sich begehrte, in Ost-, West- und Südafrika wie in der Südsee stieß es auf Widerspruch und Schwierigkeiten aller Art von englischer Seite. Angebliche ältere Rechte Englands, die ein Menschenalter hindurch und länger geschlummert hatten, lebten plötzlich wieder auf, sobald Deutschland sich anschickte, in den betreffenden Gegenden seine Flagge zu entfalten. Auf jene Zeit führt ein großer Teil der Verstimmungen zurück, die auf deutscher Seite heute noch vorhanden sind. Bismarck klagte am 2. März 1885 über den umfangreichen Schriftwechsel, zu welchem England ihn nötige: „Wir haben seit vorigem Sommer an Noten —

ich habe die Ziffer feststellen lassen, weil es mir auffiel, daß es so sehr viele waren — ich glaube achtundzwanzig schriftliche Noten vom englischen Kabinett bekommen, die zusammen 700 bis 800 Seiten lang und zu beantworten waren. Soviel haben wir von allen übrigen Regierungen in den dreiundzwanzig Jahren, daß ich auswärtiger Minister bin, nicht bekommen." Im Jahre zuvor war bekanntlich Präsident Krüger in Berlin gewesen und hatte mit Deutschland einen Handelsvertrag geschlossen. Dieser Umstand sowie die auszeichnende Aufnahme, die dem Präsidenten von Transvaal beim Kaiser und dem Fürsten Bismarck zuteil geworden — Bismarck hatte sich mit ihm an der kaiserlichen Tafel in plattdeutscher Mundart verständigt —, verstimmte in England um so mehr, als Präsident Krüger dabei zum Kaiser ausgesprochen hatte, daß er sich wie das Kind im Vaterhause fühle. Die „Times" gaben später diesem Mißfallen einen ziemlich scharfen, wenngleich weniger gegen Deutschland als gegen Transvaal gerichteten Ausdruck. In das Jahr 1886 fielen dann die russisch-englischen Differenzen wegen Afghanistan. Deutschland war zu Rußland im Jahre 1881 und 1884 durch Abmachungen, welche die Erhaltung des europäischen Status quo zum Gegenstand hatten, wieder in nähere Beziehungen getreten. Kaiser Alexander III. hatte im Gegensatz zu den an seine Thronbesteigung vielfach geknüpften Erwartungen bald darauf durch eine Begegnung mit seinem ehrwürdigen Großoheim auf der Danziger Reede die Annäherung an Deutschland gesucht. Als nun der Kaiser im Frühjahr 1886 die Frage stellte, welche Haltung Deutschland im Falle eines russisch-englischen Konflikts wegen Afghanistan einnehmen werde, war die Zusage wohlwollender Neutralität im Umfange der russischen von 1870 erteilt worden. Deutschland konnte eine andre Politik als die seiner Interessen gar nicht befolgen, und diese geboten ihm die Anlehnung an Rußland. Diese an Rußland erteilte Zusage, die in London nicht verborgen blieb, hat dann nicht wenig dazu beigetragen, England zur Nachgiebigkeit zu bestimmen und den Konflikt, der bereits größere Dimensionen anzunehmen begann, zu begleichen.

In England, und nicht nur dort, trat im folgenden Jahre die Erwägung in den Vordergrund, daß angesichts des hohen Alters Kaiser Wilhelms Deutschland unvermeidlich einem Uebergangsstadium entgegengehe. Bei dem großen Zusammenfluß fürstlicher und politischer Persönlichkeiten in London, zu dem im Jahre 1887 das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria Anlaß bot, ist diese Frage mit allen daran sich knüpfenden Eventualitäten der Gegenstand lebhafter Erörterung interessierter Kreise gewesen. Der Kronprinz, obwohl seit dem Herbst 1886 leidend, erschien damals doch vor der Oeffentlichkeit keineswegs als aufgegeben. In dem engen Kreise ausländischer politischer Persönlichkeiten, dem der körperliche Zustand der stattlichen fürstlichen Erscheinung genauer bekannt sein mochte, hatte man um so mehr Anlaß, sich mit der Zukunft Deutschlands zu beschäftigen. Es fehlte nicht an Engländern und andern, die in dem aufstrebenden Deutschland eine Gefahr sahen, eine um so größere, wenn über kurz oder lang zu der überragenden Staatskunst Bismarcks sich der Ehrgeiz und das Kraftgefühl eines jungen Herrschers gesellte, der soeben die politischen Kreise Eng-

lands gerade nicht angenehm dadurch überrascht hatte, daß er nach einer Schnellfahrt durch die unfreundliche Nordsee unvermutet mit einer Torpedodivision unter Führung des Prinzen Heinrich an einem Punkte der englischen Küste erschien, um sich von dort aus zum Jubiläum der Großmutter nach London zu begeben. Es ist hier nicht der Raum und nicht der Ort, um auf gewisse Vorgänge aus der Zeit des zwiefachen deutschen Thronwechsels zurückzukommen, sie haben in der wohl nicht mit Unrecht, jedenfalls ohne Widerspruch, dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha zugeschriebenen Broschüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" eine deutliche Würdigung gefunden. Von hoher englischer Seite war damals die Rückgabe des Elsaß und Lothringens an Frankreich als eine Vorbedingung des europäischen Friedens bezeichnet worden, die Antwort erteilte Kaiser Wilhelm II. bei der Enthüllung des Prinz-Friedrich-Karl-Denkmals zu Frankfurt a. O. am 16. August 1888, indem er feierlich aussprach, selbst mit den größten Opfern verteidigen zu wollen, was sein Großvater und sein Vater für Deutschland gewonnen hätten. Gleichzeitig erfuhr ein Artikel des russischen „Nord", der die Ausführung des Artikels 5 des Prager Friedens, also eine Rückgabe von Nordschleswig, urgierte, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" eine scharfe Zurückweisung. Die Idee einer englisch-französisch-russischen Einkreisung Deutschlands, zu der damals auch Dänemark noch beigetragen haben würde, war im Jahre 1888 auf dem besten Wege, Form und Gestalt zu gewinnen. Sie zu verflüchtigen genügte es, daß Deutschland mit leisem aber deutlichem Säbelklirren keinen Zweifel daran beließ, daß es an Entschlußkraft hinter dem Jahre 1870 nicht zurückstehen werde.

Diese Reminiszenz mag dartun, daß der die jetzige englische Politik beherrschende Gedanke keineswegs neu ist. Kaiser Wilhelm II. hat ihn bei seiner Thronbesteigung vorgefunden, und wenn zu Lebzeiten der Königin Viktoria vielleicht weniger daran zu denken war, daß solche Ideen zur Tatsache werden könnten, so lag doch darin gerade für den Monarchen ein um so stärkerer Antrieb, vom ersten Tage an seine Aufmerksamkeit energisch dem Ausbau der Flotte zuzuwenden. Er hatte eben mehr Dinge im Auge, als sich öffentlich zum Ausdruck bringen ließ, wenn er am 18. Oktober 1899 in Hamburg die Worte sprach: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte." Inzwischen freilich sind für die Liebhaber der Einkreisungsidee die Trauben etwas sauer geworden, und wir haben gelegentlich der jüngsten englisch-französischen Feste immer wieder, sogar aus Herrn Balfours Munde, versichern hören, daß die englisch-französische Entente keine Spitze gegen eine dritte Macht habe. Wir wollen diese tröstliche Versicherung zu dem übrigen legen in dem Bewußtsein, daß wir im Notfall ihrer nicht bedürfen, und deshalb auf die Feststellung verzichten, wie weit ihr Inhalt den Tatsachen entspricht.

Was England von uns trennt, ist das seit fast vierzig Jahren zunehmende Gefühl des Unbehagens, Handel und Schiffahrt und damit Gewinn, Ansehen und Einfluß mit einer neuen wachsenden Weltmacht teilen zu müssen, um deren junge Flagge der Ruhm gewaltiger politischer und militärischer Erfolge schwebt

und deren Bevölkerung an Einsicht, Initiative und Tatkraft hinter der Großbritanniens nicht zurücksteht. Daher der begreifliche Wunsch, mit dem politischen Ansehen und Einfluß Deutschlands auch Ansehen und Einfluß der deutschen Flagge zu brechen oder doch lahmzulegen. Allein dieser Wunsch ist erfreulicherweise in England kein allgemeiner. Weite Kreise der englischen Nation wissen sehr wohl die Tatsache zu würdigen, daß unter allen Völkern der Erde die Deutschen ihnen am nächsten stehen. Wo immer auf dem Erdball deutsche und englische Kriegsschiffe nebeneinander liegen — und irgendwo ist es fast täglich der Fall —, da verkehren Stäbe und Besatzungen fast ausnahmslos in bester Kameradschaft miteinander und wundern sich nicht selten gemeinsam über die Streitigkeiten zu Hause, die zwischen den beiden Nationen das ihnen von der Natur gewiesene Gefühl der gleichen Kameradschaftlichkeit nicht aufkommen lassen. *Deutschlands und Englands Weltbahnen laufen einander parallel, nicht gegeneinander.* Wir haben in Bismarcks Tagen Englands ältere Anrechte überall bereitwillig anerkannt, wo sie auch nur mit einem Schatten von Begründung geltend gemacht wurden. Deutschland ist damals und später stets nach dem Grundsatz „Leben und leben lassen" verfahren, der aber auf englischer Seite kein Entgegenkommen mehr, sondern eine fortgesetzt gesteigerte Erschwerung findet. Dieser Widerspruch vergiftet die von der Natur der Dinge vorgezeichneten Beziehungen der beiden Nationen zueinander, er bezeichnet den Punkt, an dem unser Verhältnis zu England notgedrungen besser oder schlechter werden muß. Es gibt keinen verständigen Menschen in Deutschland, der nicht die Besserung aufrichtig wünschen würde, sofern sie sich in ehrlicher und herzlicher gegenseitiger Achtung und Loyalität vollzieht.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in dem Maße, als Frankreich sich England nähert, Rußland sich Deutschland zuwendet. Das Deutsche Reich hat sich dem russischen in seinen Nöten als ein ehrlicher, loyaler Freund und Nachbar erwiesen. Rußland hat daher gar kein Interesse daran, sich einer Koalition anzuschließen, die das trotz seiner erreichten und behaupteten Machtstellung seit vierunddreißig Jahren *friedliche* und friedlich arbeitende Deutschland vor die Wahl stellen soll, sich entweder diplomatisch niederzwingen zu lassen oder einen Existenzkampf unter möglichst ungünstigen Bedingungen aufzunehmen. Für einen bundesstaatlichen Organismus wie das Deutsche Reich wäre eine diplomatische Niederlage fast noch schwerer wiegend als eine militärische; letztere kann wieder wettgemacht werden, die erste nicht so leicht. Und die Idee ist wahrlich verführerisch genug, wenn man das gesamte Slawentum in offensiver Front gegen das Deutschtum gewendet sieht, und wenn man damit rechnet, daß die liberalen, demokratischen und panslawistischen Strömungen, die in einer künftigen russischen Volksvertretung nach Geltung ringen werden, nichts weniger als deutschfreundlich sind. Auch das müssen wir abwarten. Auf einige Zeit hinaus werden jedenfalls noch der Zar und seine Regierung, nicht die Volksvertretung, die auswärtige Politik Rußlands bestimmen, und für die Richtung, in der das geschehen soll, ist es bezeichnend, daß Kaiser Nikolaus einen der tüchtigsten und

Digitized by Google

erfolgreichsten Diplomaten Rußlands, den jetzigen Gesandten in Kopenhagen, Herrn von Iswolsky, zum Botschafter in Berlin designiert hat. Herr von Iswolsky bekleidet den Kopenhagener, für Rußland so wichtigen Posten seit drei Jahren und ist somit Zeuge der deutsch-dänischen Annäherung gewesen, die soeben in dem Besuche Kaiser Wilhelms und der deutschen Flotte einen in Dänemark mit großer Sympathie aufgenommenen Ausdruck gefunden hat.

Die Frage, ob die internationale Lage irgendeine direkte Bedrohung für Deutschland enthält, darf somit einstweilen mit gutem Gewissen verneint werden unter der Voraussetzung, daß unsre Diplomatie ihrer ernsten Aufgabe gewachsen, unsre Wehrkraft auf der Höhe ihrer Pflichten und die Volksvertretung der Tatsache eingedenk bleibt, daß die Unangreifbarkeit und Unantastbarkeit Deutschlands die Vorbedingung jeder freiheitlichen und jeder wirtschaftlichen Entwicklung ist. Aber auch unsrer Presse ist etwas mehr Einsicht zu wünschen, namentlich möge sie endlich aufhören, die inneren Verhältnisse Rußlands vom Standpunkt des Berliner Freisinns aus zu beurteilen. Wir erheitern uns so oft an den völlig schiefen Urteilen russischer, französischer und selbst englischer Blätter über Deutschland, die in Unkenntnis und Unwissenheit die deutschen Verhältnisse unter die eigne heimische Schablone pressen. Nicht viel anders bestellt ist es bei vielen deutschen Zeitungen in bezug auf russische Zustände, die mit russischem Maße gemessen werden wollen und nur so verstanden werden können. Noch liegt das Zentrum einer uns mißgünstigen Politik in London. Von dort aus werden fortgesetzt die Fäden nach Paris, Petersburg und weiter gesponnen, die sich zu einem Netze um Deutschland verdichten sollen. Auch von dem politischen Takt unsrer öffentlichen Meinung wird viel abhängen, welche Anknüpfungspunkte diese Fäden finden werden. An sich haben wir gegen gute Beziehungen zwischen Paris und London so wenig einzuwenden wie gegen gute Beziehungen jener beiden Hauptstädte zu Berlin. Ein französisch-englischer Konflikt würde Deutschland wahrscheinlich zu einer Stellungnahme nötigen, die uns in große Verlegenheit bringen dürfte, weil es kaum einen Siegespreis gibt, welcher der Opfer wert wäre. Ernster werden gute Beziehungen zwischen Frankreich und England für uns erst, wenn sie sich mehr oder minder ausgesprochen gegen Deutschland richten, z. B. wenn von London aus fortgesetzt versucht wird, ein endgültiges Einvernehmen mit Frankreich in der marokkanischen Angelegenheit zu hintertreiben, die Konferenz zum Scheitern zu bringen oder im voraus ergebnislos zu machen. Auch das könnten wir abwarten, es bleibt dann eben die Basis der Madrider Konferenz und unsers eignen Vertrages mit Marokko bestehen. Als das Deutsche Reich im Jahre 1871 jugendkräftig, aber von Altersweisheit geleitet, in die Reihe der Nationen trat, mag bei manchem unsrer Nachbarn der Gedanke vorgewaltet haben, daß diese Schöpfung ihre Begründer nicht überdauern werde. Mehr als ein Menschenalter ist darüber hingegangen, das Reich hat die schwere Belastungsprobe zweier Thronwechsel in einem Jahre sowie ernster innerer Krisen überstanden. Es ist wirtschaftlich unvergleichlich emporgewachsen, auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens steht es in der ersten Reihe. Sein Heer ist diesem

Wachstum angepaßt, seine Flotte ist im rüstigen Werden. Eine Nation von sechzig Millionen, die jährlich um eine Million zunehmen, ist durch äußere Macht nicht zugrunde zu richten, sie kann nur an sich selbst, durch innere Schwäche und innere Zwietracht zugrunde gehen. Deshalb geht eine uns mißgünstig gesinnte Politik darauf aus, die Saat dieser Zwietracht mittels diplomatischer Schwächung auszustreuen, die eine Schwächung der Reichsautorität, des kaiserlichen Ansehens nach innen und außen zur Folge haben müßte. Aber dieses Spiel ist durchschaut, in der Welt müßte es seltsam zugehen, wenn solche Absicht noch gelingen sollte. Werden wir von „wohlwollenden Freunden" dadurch aufgerüttelt, im Norden wie im Süden, dann um so besser. Fürsten und Stämme Deutschlands können gar nicht oft genug daran erinnert werden, daß das Deutsche Reich nur die Wahl hat, Hammer oder — Amboß zu sein.

Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen?

Von

D'Estournelles de Constans, Mitglied des französischen Senats

Der Artikel, den die „Deutsche Revue" unter dem obigen Titel in ihrem Augustheft veröffentlicht hat, stellt einen bemerkenswerten Fortschritt dar. Vor allem ist er von einem Mann der Tat, einer verantwortlichen Persönlichkeit geschrieben. Es ist der schwache Punkt der Friedensartikel, daß sie in der Regel von Philosophen oder von isoliert stehenden und nur von sich selber abhängigen Persönlichkeiten geschrieben sind; so achtbar diese sein mögen, so verpflichten ihre Theorien doch niemand, überzeugen aber auch fast niemand und bringen bisweilen sogar die entgegengesetzte Wirkung hervor. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Philosophen nicht das Recht hätten, zu schreiben, was sie denken — keineswegs; aber sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß ihre geistige Unabhängigkeit für den Augenblick bei der öffentlichen Meinung Gleichgültigkeit oder selbst Feindseligkeit zur Folge haben und ihre Wirkung erst mit der Zeit entfalten wird.

Anders ist die Situation, wenn diese selben Theorien von einem Politiker ausgesprochen werden, weil er sofort von seinen Gegnern angegriffen und vor seine Wähler, seine Richter, gefordert wird. Man kann sagen, daß seine Ideen um so tiefer dringen, je mehr sie bekämpft werden.

Um nur bei meinem eignen Beispiel zu bleiben, so hatte ich, als ich vor zehn Jahren den diplomatischen Dienst verließ, keinen einzigen Feind in meinem Heimatland; man wußte nichts von meinen Ideen, man achtete nicht darauf, man hatte nur Sympathie für meine Reisen im Auslande, meine Stellung ... und ich wurde mit großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Sowie jedoch meine Ideen bekannt wurden, sowie ich aus meinen Reisen die Er-

fahrungen und Schlüsse zu ziehen begann, welche die Leser dieser Zeitschrift kennen, änderte sich das Bild mit einem Schlage; und es ist ein Wunder, eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß ich in einem Lande, in dem die reiche, mächtige Reaktion durch aufsehenerregende Fälle von Abtrünnigkeit (obenan der Cavaignacs) gekräftigt worden ist, die Majorität meiner Wähler mir treu zu erhalten vermocht habe; ich habe meinen Sitz in der Kammer zehn Jahre lang innegehabt, bis zu meiner Wahl in den Senat, die mit sehr großer Majorität erfolgt ist.

Nichtsdestoweniger ist es Tatsache, daß die Zeitungen, welche die Gesellschaft bei uns als „gutgesinnte Blätter" bezeichnet, mich täglich als einen Verräter oder als einen Dummkopf hinstellen.

Was aber für einen Politiker gilt, gilt in noch höherem Maße für einen Beamten. Ein Beamter ist, mag er noch so hochgestellt sein, ganz andern Dingen als Kritiken ausgesetzt. Wagt er eine selbständige Meinung auszusprechen, so setzt er sich der Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten, dem Uebelwollen seiner Kollegen und seiner Untergebenen aus. Wer nichts sagt und nichts tut — womöglich auch nichts denkt —, kann ruhig schlafen, denn er stößt bei niemand an; seine alten Tage werden angenehm und von langer Dauer sein.

Wenn dieser Staatsdiener aber ein General ist, dann wird seine Meinung vollends bedeutungsvoll. Wir haben in Frankreich eine vielleicht durch Mißbräuche, durch die Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit unsers Temperaments gerechtfertigte Tradition: ein Offizier darf weder schreiben noch reden. Ich finde diese Vorschrift allzu summarisch, bisweilen zweckmäßig, aber auch voller Nachteile; denn das Schweigen hält leichter die Mittelmäßigkeit als das Genie im Verborgenen.

Die englischen Admiräle schreiben und sprechen offen, und ihre Marine befindet sich dabei nicht schlechter; ebenso ist es, wie ich sehe, mit den deutschen Generälen.

In meinen Augen ist es bemerkenswert, daß der General von Lignitz als Thema seines Artikels die aktuellste, brennendste aller Fragen, die französisch-deutsche Annäherung, wählen zu sollen geglaubt und daß er, nachdem er diese Wahl getroffen, sich in so kategorischer Weise ausgesprochen hat.

Seine Erklärungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Deutschland kann wie Frankreich angesichts der allgemeinen Konkurrenz und besonders angesichts der Fortschritte der überseeischen Völker, Amerikas und des fernen Ostens, nicht mehr isoliert bleiben.

2. Deutschland und Frankreich gehen isoliert dem Ruin entgegen, während sie vereint unbesiegbar wären.

Damit ist die Grundlage meiner französischen Ausführungen von einem deutschen General akzeptiert und bekräftigt. Aber der General geht noch weiter; er faßt vortrefflich zusammen, was ich meinerseits behauptete; er sagt: „Es hat sich ein ziemlich großer Fortschritt vollzogen, und es besteht heute in der ganzen Welt genügend latentes und erklärtes Wohlwollen, daß es unmöglich erscheint,

zwei große Völker heute durch die Fehler der Vergangenheit für ewig getrennt zu erachten. Diese Fehler werden die neuen Generationen beiderseitig sich bemühen, durch gegenseitige Konzessionen im Frieden gutzumachen." [1])

In kurzgefaßten und um so ausdrucksvolleren Worten fügt er hinzu: „Die Zukunftsperspektive des kleinen und verschuldeten Europa ist recht ernst." Und weiterhin: „Die Zeit, in der man sich in Europa mordete und ruinierte um einige Fetzen Landes, welche die personellen und materiellen Opfer nicht lohnten, während ein dritter sich die wertvollsten Gebiete auf dem Globus zu dauerndem Besitz aneignete, — diese Zeit scheint einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen Politik Platz zu machen."

Zum Schlusse spricht er sich ausdrücklich für eine Versöhnung der beiden zivilisiertesten Völker der Erde aus.

*

Was ist daran neu? wird man erwidern; so denken die meisten vernünftigen Deutschen. — Mag sein; aber das Bedeutungsvolle ist, daß ein deutscher General — und zwar keiner der geringsten — die Initiative ergreift, um selbst die Gründe für diese Ansicht darzulegen. Das Bedeutungsvolle ist, daß er neben der Schwäche eines isolierten Frankreich die Schwäche eines isolierten Deutschland bloßlegt. Das ist entscheidend. Das bedeutet, daß eine neue deutsche Erziehung ins Leben tritt, wie schon eine neue französische Erziehung ins Leben getreten ist. Als ich mich, zugleich mit andern in Frankreich, diesem neuen Werke widmete, wurde mir eingewendet: „Was hilft das, wenn Sie allein sprechen und allein verstehen? Was hilft das, wenn die Deutschen der allgemeinen Gefahr gegenüber unempfindlich, blind, taub und stumm bleiben?"

Und ich antwortete: „Geduld! Der deutsche Geist erwacht vielleicht langsamer als der französische, aber wenn er einmal begreift, wird er vielleicht besser begreifen als der unsre."

Deshalb begrüße ich den Artikel des Generals von Lignitz und einige andre Symptome derselben Art mit lebhaftem Beifall. Ich erwartete diese Symptome; ich erwartete sie ungeduldig, wie ein Chemiker jeden Morgen auf das Resultat eines seit Jahren verfolgten Experimentes lauert.

Man glaube jedoch nicht, daß ich mir Illusionen mache. Ich sehe genau, was der Artikel des Generals von Lignitz enthält, aber auch, was er nicht enthält. Ich bin keineswegs erstaunt über seine Lücken.

General von Lignitz steht erst am Anfang seiner Darlegungen; er hat klug daran getan, nicht allzusehr in die Tiefe zu gehen; denn wenn man zu rasch vorgehen will, wird man leicht entmutigt und setzt seine eigne Kraft und mit seiner eignen Kraft den Erfolg seiner Ideen aufs Spiel. Er hat meines Erachtens sehr klug und sehr glücklich mit dem Anfang begonnen; er hat das Problem vortrefflich vor Augen gestellt; er hat den Horizont untersucht und

---

[1]) Diese beiden Sätze finden sich in der Senatsrede des Baron d'Estournelles vom 11. April d. J. und wurden als dessen Aeußerungen nur wiederholt.

ein summarisches, aber genaues Kroki davon entworfen; er hat in deutlich sichtbaren Zügen die Hauptgefahren der Zukunft, die nächsten Gefahren, skizziert. Er hat auf die angesichts dieser Gefahren zu ergreifenden Hauptmaßregeln und das Hauptheilmittel, d. h. die französisch-deutsche Aussöhnung, hingewiesen.

Das genügt. Die Hauptsache ist, daß die Geister an die Feststellung der Gefahr und an diese Definition des Mittels gewöhnt werden; wenn dies geschehen und wenn diese Gewohnheit angenommen und in Deutschland wie in Frankreich sozusagen national geworden sein wird, dann, aber erst dann wird man prüfen und erörtern, was wohl die Bedingungen der Annäherung sein könnten. Diese spätere Prüfung und Erörterung ist unvermeidlich; sie ist nur eine Frage der Zeit; man kann nicht bei den Geistern in bezug auf die Schwäche eines zersplitterten Europa die Wahrheit zu Ansehen bringen und sie in bezug auf die Mittel, dieser Zersplitterung abzuhelfen, täuschen oder in Unkenntnis lassen.

Es ist klar, daß eine oberflächliche Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland nur ein Mißverständnis mehr, ein Heilmittel, das schlimmer wäre als das Uebel, eine Quelle von neuen Enttäuschungen und Schwierigkeiten sein würde, die niemand in Deutschland bewußt sich auftun sehen kann.

Man wird auch in Frankreich keine Regierung finden, die eine Aussöhnung, welche nicht billige Zugeständnisse von beiden Seiten brächte, akzeptieren wollte oder könnte. Es ist ganz ebenso absurd, alle Zugeständnisse von Deutschland zu verlangen wie von Frankreich; sie müssen von beiden Seiten gemacht werden. Ich habe das schon unzähligemal gesagt, und erst in diesen Tagen wieder in einer Erwiderung an Ferdinand Brunetière, den Herausgeber der „Revue des Deux Mondes“, der mich öffentlich des Verrats an Frankreich bezichtigt!!

Doch ich wiederhole es, das Kapitel von den gegenseitigen Zugeständnissen ist erst das zweite unsers Erziehungsprogrammes. Der erste Teil besteht in dem Nachweis der Notwendigkeit einer Aussöhnung. Dieser erste Teil, der in Frankreich begonnen worden ist, wird in Deutschland fortgesetzt; lassen wir ihn rationell, ohne blinde Leidenschaften seinen Fortgang nehmen, und seien wir den mutigen Bahnbrechern dankbar, die der Zukunft ins Auge zu blicken und ihre Zeitgenossen auf die düsteren Gefahren der europäischen Zwietracht hinzuweisen wagen.

Nachwort

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Zur Verhütung von Mißverständnissen hebe ich hervor, daß ich in dem Augustartikel von Bedingungen und Zugeständnissen bei einer eventuellen Annäherung nicht gesprochen habe und auch nicht sprechen konnte. Der Artikel war nur eine private Erwiderung auf die Rede im Senat zu Paris am 11. April.

Stimmen aus Frankreich.

Die in der Augustnummer der „Deutschen Revue“ von mir ausgesprochene Voraussetzung, daß Anschauungen einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen auswärtigen Politik auch in Frankreich Platz greifen können, scheint nicht unbegründet zu sein.

Die derbe Antwort, welche die Zeitung „Patrie“ den Zumutungen amerikanischer Blätter, Frankreich solle sich einem englisch-amerikanischen Bündnis gegen Deutschland und Rußland anschließen, erteilt, läßt den Beginn veränderter Anschauungen vermuten. Nach einer in der russischen Zeitung „Swjet“ vom 27. Juli/9. August erschienenen Uebersetzung erwidert die „Patrie“ auf einen Artikel der New Yorker Zeitung „Sun“, nach dem amerikanische, englische und französische Truppen mit Erfolg gegen eine russisch-deutsche Liga kämpfen könnten, mit Ironie: „Es wäre recht interessant zu erfahren, von woher die New Yorker Zeitung die englischen und amerikanischen Truppen heranziehen will.“ Es folgen dann geringschätzende Bemerkungen über die amerikanischen und englischen Truppen. Die Zeitung fährt fort: „Außerdem ist die Zahl der englischen Söldnertruppen bei weitem nicht hinreichend. Auf deren Hilfe zu rechnen würde für Frankreich mit der allergrößten Gefahr verbunden sein. Es wäre allerdings für England und die Vereinigten Staaten unter solchen Bedingungen ein Krieg gegen Deutschland recht vorteilhaft, sie könnten Deutschland ruinieren, indem sie dessen internationale Märkte und überseeische Kolonien an sich reißen, aber für all dieses hätte nur Frankreich zu bezahlen, das bei einem solchen Kriege sehr viel verlieren und nichts gewinnen kann. Für England war in Europa immer ein Soldat nötig, um seine räuberische Politik zu verteidigen. Im achtzehnten Jahrhundert stützte es sich auf Preußen, um Frankreich zu bekämpfen, dessen koloniale Macht seinen Neid erregt hatte; im zwanzigsten Jahrhundert rechnet England darauf, sich auf Frankreich zu stützen, um die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands aufzuhalten. Bis jetzt waren wir Opfer in Händen Englands. Das darf aber nicht dazu führen, daß wir auch jetzt in seine Netze fallen.“

Diese Schlußfolgerungen aus der Geschichte sind recht deutlich und würden schwer zu widerlegen sein. — Ein ancien soldat de 1870 in Paris schreibt mir mit Bezug auf den Augustartikel in der „Deutschen Revue“:

„Qu'ont gagné la France et l'Allemagne au différent existant depuis la guerre? Rien, rien et rien. L'Allemagne obligée à des armements et à des dépenses énormes, bien qu'insuffisantes, est immobilisée et arrêtée dans tous ses projets par la crainte de voir la France se joindre à ses adversaires. N'a-t-elle pas toutes craintes pour sa jeune marine et ses colonies, que peut-elle contre l'Angleterre qui la tient à discrétion. Que ne pourrait-elle pas au contraire et qu'aurait-elle à craindre si la France était son alliée. L'Angleterre le sait si bien qu'il n'est promesses, caresses et flatteries dont elle ne soit prodigue envers la France pour la détourner de l'Allemagne…“

Angesichts der jüngsten Flottenbegrüßungsfeste in Frankreich und England ist es auffällig, daß die Zeitung „Le Matin“ vom 9. August noch schreiben

kann: „Si la position géographique de la France est belle, il faut avouer qu'elle nous cause bien du souci. Cette position offre, en effet, pour le pays, cette particularité plutôt fâcheuse, qu'il lui faut défendre son intégrité à la fois sur ses frontières terrestres contre l'armée la plus formidable d'Europe, et sur ses frontières maritimes, contre la puissance navale la plus redoutable du monde."

Der Pariser „Times"-Korrespondent (T. weekly, 11. August) erwähnt mit Bezug auf den oben angeführten Allianzartikel des „Sun", daß die eine der beiden Strömungen der öffentlichen Meinung in Frankreich diese Idee als Utopie und ohne praktischen Wert für Frankreich im Kriegsfalle ansehe, da die französischen Regimenter den Hauptstoß auszuhalten hätten.

Der Wahnsinn eines Krieges zwischen Deutschland und England

Von

Sir Robert Reid

Vorwort der Redaktion. Seit längerer Zeit führt ein Teil der englischen Presse einen förmlichen Federkrieg gegen Deutschland, und dieser Krieg ist so planlos, so ziellos und entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage, daß man von einer wahnsinnigen und von einer haßerfüllten Preßkampagne gegen das Deutsche Reich sprechen kann. Nicht eine einzige schwerwiegende oder gar gefährliche Differenz ist in den offiziellen Beziehungen zwischen beiden Mächten zutage getreten. Persönliche Verstimmungen, die in den höchsten Gesellschaftskreisen in England gegen Deutschland augenblicklich vorherrschen und sich auf die Presse und auch auf einzelne leitende Politiker und Diplomaten übertragen haben, spielen hierbei eine nicht unwesentliche Rolle. Einige hervorragende englische Politiker, Diplomaten und Journalisten glauben Deutschland isolieren zu können, indem sie die deutsche Politik fortgesetzt in allen Teilen der Welt zu verdächtigen und zu entstellen suchen.

Dieser Plan hat zwar Methode, doch wird er ebensowenig Erfolg haben wie der Federkrieg der gelben Presse. Das bisher Unausgesprochene in dem gefährlichen Spiel dieser Friedensstörer muß einmal gesagt werden: es ist nichts als niedriger Haß und Neid, die einige unsrer Vettern zu einer Art von Raserei gegen uns gebracht haben. Die beiden großen Nationen stehen in ihrer überwiegenden Mehrheit diesem niedrigen Hetzen und Treiben ganz fern, und das englische Volk wird gewiß katilinarische Existenzen, die für England die größten Gefahren heraufbeschwören wollen, bald energisch von sich abschütteln.

Sollte in einiger Zeit ein neues Ministerium in England ans Ruder gelangen,

so würde Sir Robert Reid, dessen nachstehender Artikel nicht ohne Eindruck bleiben wird, voraussichtlich eine hervorragende Stellung darin einnehmen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Sie ersuchen mich, Ihnen einen Brief über den Wahnsinn eines Krieges zwischen England und Deutschland zu schreiben; und mein erster Gedanke ist ein Gefühl des Staunens darüber, daß es überhaupt nötig sein sollte, einen solchen Fall zu erörtern. Doch es ist so viel gesagt worden, was darauf berechnet war, den Antagonismus zu schüren, daß die Friedensfreunde Tadel verdienten, wenn sie ihre Stimmen nicht zugunsten des guten Willens und des gesunden Menschenverstandes ertönen ließen.

Ich bin nicht so töricht zu glauben, daß die Zeit gekommen ist, wo die Nationen ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden oder die notwendigen Maßregeln zum Selbstschutze unterlassen können. Derartige Meinungen entsprechen nicht der Natur wie sie ist. Aber wenn man die fürchterlichen Folgen eines Krieges in Betracht zieht, seine Ungewißheiten, die bleibende Wirkung, die er oft in der dauernden Entfremdung vieler Millionen von Menschen zurückläßt, und den unbedeutenden Vorteil, den selbst die Sieger in der Regel erringen, so halte ich es für die Pflicht aller denkenden Menschen, ihr Bestes zu tun, um eine solche Katastrophe abzuwenden und das Anwachsen jener nationalen Antipathien zu verhüten, die eine ergiebige Quelle internationaler Streitigkeiten sind.

Eine Hauptursache von Kriegen ist in der Neuzeit die Erinnerung an ein ungesühntes, in der Vergangenheit erlittenes Unrecht gewesen. Wenn einem Volke irgendein großes Unrecht zugefügt worden ist, so werden die Kinder oder Enkelkinder jener, die es erlitten haben, die Erinnerung daran hegen und es rächen. Und das ist eine der unseligen Folgen des Krieges, daß er nicht völlig abgetan ist, wenn er vorüber ist, sondern daß er oft die Keime zu andern Kriegen in der unversöhnlichen Rachsucht einer ganzen Nation hinter sich zurückläßt. Nun, zwischen Deutschland und England besteht keine solche störende Erinnerung. Diese beiden Nationen haben niemals zu irgendeiner Zeit die Bajonette gekreuzt. Sie standen wiederholt auf derselben Seite und mehr als einmal in derselben Schlachtlinie. Von Zeit zu Zeit haben Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen bestanden und einigemal, wiewohl selten, Ursachen zur Erbitterung, aber diese waren ephemer und sind ohne tatsächliche Kränkung gegen eine der beiden Seiten vorübergegangen. So zahlreich und weitausgedehnt auch die Kriege in Europa seit dem Ende des Mittelalters gewesen sind, so gibt es doch Nationen, die stets in Frieden miteinander gelebt haben. Und dieses Zurückdenken an einen ungebrochenen Frieden, diese Erinnerung daran, daß, während andre kämpften, wenigstens sie nie des andern Volkes Blut vergossen haben, ist eines der wertvollsten Bollwerke der Völkerfamilie. Großbritannien kann sich rühmen, daß es bis jetzt niemals mit Deutschland im Kampfe gelegen hat.

Wenn eine derartige Friedenserbschaft beiseite geworfen werden soll, so kann das gewiß nicht ohne irgendeine zwingende Notwendigkeit geschehen. Selbst wenn einige Ursachen zu Streitigkeiten beständen, wäre es für beide Teile klüger, sie durch die Zeit mildern zu lassen als einem Appell an die Waffen das Wort zu reden. Ich kann jedoch keine derartigen Streitigkeiten entdecken. Ich spreche nicht von der deutschen Politik, einfach weil ich nicht behaupten kann, vertraut mit ihr zu sein. Ich hoffe und glaube, daß sie zugunsten des Friedens wirkt. Von der englischen Politik kann ein Engländer sprechen. Für uns gibt es überhaupt kein nationales Gefühl gegen Deutschland. Wir sind Rivalen im Handel. Ebenso sind wir Rivalen im Handel mit Amerika und Frankreich, beides Nationen, die auf dem besten Fuß mit uns stehen. Ebenso wie Deutschland seinen Handel ausdehnt, so dehnen wir den unsern aus. Unser Handel hat seit langer Zeit stetig zugenommen und nimmt auch heutigentages zu. Kein Staatsmann in Großbritannien träumt davon, sich wegen des Wettbewerbs auf dem Gebiet des Handels auf einen Krieg einzulassen, und die öffentliche Meinung würde es keinen Augenblick dulden.

Ganz ebenso ist es mit unsern politischen Beziehungen. Jedermann weiß, daß Großbritannien keine territorialen Ambitionen in Europa und nicht den Wunsch hat, an den europäischen Komplikationen teilzunehmen. Manche Kritiker scheinen sich vorzustellen, daß wir auf die Vergrößerung des britischen Reiches außerhalb Europas gerichtete Pläne verfolgen. Die leitenden Staatsmänner beider Parteien haben in den letzten Jahren jede solche Absicht ausdrücklich in Abrede gestellt. Allerdings haben wir während der letzten fünfundzwanzig Jahre unsre überseeischen Besitzungen bedeutend vermehrt. Dasselbe haben Deutschland und Frankreich getan. Aber in unserm Fall herrscht allgemein die Ansicht, daß eine weitere Ausdehnung gefährlich sein würde. Die Verwaltung und Verteidigung unsrer Kolonien ist schon eine schwere Aufgabe für uns, wie alle, die unsre Verhältnisse studieren, genau wissen. Wenn man die Handlungen und Erklärungen unsrer Staatsmänner verfolgt, so wird man sehen, daß alle unsre Energie darauf gerichtet ist, unsre gegenwärtigen Besitzungen zu behaupten. Alle maritimen und militärischen Rüstungen dienen allein diesem Zweck. Dies sind wir alle entschlossen durchzuführen; aber ich glaube nicht, daß irgend jemand von einiger Bedeutung in Großbritannien unser Gebiet noch um eine Quadratmeile sich vergrößern zu sehen wünscht, und sicher träumt keiner von einem Angriff auf die Kolonien unsrer Nachbarn.

Wenn Ihre Landsleute auf die große Stärke der britischen Flotte hinweisen, so mögen sie berücksichtigen, warum diese große Flotte unterhalten wird. Die Hälfte der alljährlich in Großbritannien konsumierten Nahrungsmittel wird importiert. Mehr als die Hälfte unsrer Lebensbedürfnisse können wir im Lande nicht produzieren, jedenfalls tun wir es nicht. Im Fall eines Krieges müssen wir ebensowohl zu diesem Zweck wie zum Schutz der Kolonien und des Handels, durch den wir leben, die Ozeanstraßen offen halten. Vor zwanzig Jahren war in Europa nur eine mächtige Flotte neben der unsrigen vorhanden. Heute

sind vier Nationen des Kontinents im Besitz mächtiger Flotten oder bestrebt, sich eine zu schaffen. Wenn irgendein patriotischer Deutscher sich sein eignes Land in derselben Lage vorstellt, wird er zugeben, daß er an unsrer Stelle genau dasselbe tun würde, was wir tun. Unsre Flotte ist für uns, was für Deutschland sein Heer ist.

Ich weiß wohl, daß es in beiden Ländern Leute gibt, die ehrlich an das Vorhandensein irgendwelcher gegen das andre Land gerichteten machiavellistischen Pläne in London oder in Berlin glauben. Von Zeit zu Zeit werden Reden gehalten oder Artikel geschrieben, die sofort hinübertelegraphiert und zum Gegenstand lebhafter Erörterungen in der Presse gemacht werden. Bisweilen wird dem, was gesagt worden ist, ein feindseliger Sinn untergelegt, der nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat. Bisweilen ist das, was gesagt worden ist, von vornherein albern oder beleidigend. Wenn die Welt einmal nur aus Gefühlsmenschen besteht, mögen solche Fälle aufhören, aber bis dahin wird es nicht daran fehlen. Einstweilen dürfte es klüger sein, diese Dinge nach ihrem eigentlichen Werte zu taxieren. In Großbritannien steht es jedem vollkommen frei, in einer Versammlung oder in den Zeitungen alle Meinungen über die öffentlichen Angelegenheiten auszusprechen, die er für richtig hält, vorausgesetzt, daß er sich persönlicher Verleumdungen und einer aufrührerischen Sprache enthält. Da wir infolgedessen gewöhnt sind, ein gut Teil Unsinn zu lesen und anzuhören, und die Bedeutungslosigkeit derer, die ihn aussprechen, ganz gut kennen, so sind wir nicht selten ein wenig überrascht über die Aufmerksamkeit, die er auswärts bisweilen auf sich zieht.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Im letzten Winter berichteten unsre Zeitungen, verantwortliche Persönlichkeiten in Deutschland glaubten, daß irgendein plötzlicher Angriff auf die deutsche Flotte geplant sei. Es ist schwer, das Erstaunen, mit dem diese Nachricht aufgenommen wurde, übertrieben zu schildern. Keine Regierung, die eine solche Absicht zugegeben oder eine solche Handlung gewagt hätte, würde den Zusammentritt des Parlaments eine Woche überleben. Der Autor einer Rede, die angeblich auf dieses Projekt hinwies, stellte sofort öffentlich jede derartige Auslegung in Abrede. Was die Verfasser des Artikels oder der Artikel, welche die Flamme schürten, gemeint haben mögen, weiß ich wirklich nicht, aber ich weiß, daß sie nicht die geringste Bedeutung oder Autorität besaßen und daß die ganze Idee vollkommen absurd war und ist.

Als Illustration nach der andern Seite gestatten Sie mir, etwas anzuführen, wovon Sie höchst wahrscheinlich niemals vorher gehört haben. Etwa um dieselbe Zeit, im vergangenen Winter, wurden hier Artikel geschrieben oder zitiert, die darauf hinwiesen, daß Deutschland beabsichtige, plötzlich und heimlich ein Heer auszusenden, um England zu überfallen. Ich glaube nicht, daß da viel zu wählen ist zwischen den beiden Gerüchten, weder in bezug auf Falschheit noch auf Absurdität. Es wäre in der Tat beklagenswert, wenn zwei Nationen, die in der vordersten Reihe der Zivilisation stehen, durch solche Mittel gegeneinander aufgehetzt würden.

Ich will lieber nicht bei Punkten verweilen, die im gegenwärtigen Augenblick der Gegenstand der Kritik in Deutschland zu sein scheinen, besonders der Haltung der englischen Regierung gegenüber dem Hererokrieg und der Uebungsfahrt der englischen Flotte in der Ostsee. Ich weiß nicht, was für Eröffnungen die beiden Regierungen über eine dieser Fragen ausgetauscht und ob sie wirklich einander welche gemacht haben. Wenn irgendeine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen bestanden hat, so ist es besser, zu warten und zu sehen, was daraus wird, da sie die wirklichen Tatsachen kennen und wir nur eine unvollkommene Kenntnis davon haben können. Ich möchte jedoch zwei Bemerkungen machen. Die eine ist die, daß die Grenze von Englisch-Süd-Afrika, soweit dieses an deutsches Gebiet stößt, von sehr großer Ausdehnung ist, wie man auf der Karte sehen kann, und durch öde, unkultivierte, von wilden Stämmen bewohnte Gegenden läuft. Es ist selbstredend nicht möglich, unter solchen primitiven Umständen über die äußersten Grenzen der Zivilisation mit derselben Leichtigkeit uud Sicherheit Kontrolle zu üben, wie man sie über die Grenzen hochentwickelter und zivilisierter Staaten erwartet. Meine zweite Bemerkung ist, daß, als vor ein paar Monaten eine deutsche Flotte in an Großbritannien stoßenden Gewässern manövrierte und in englische Häfen einlief, sie mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, wie sie einer befreundeten Macht gebührt. Auf jeden Fall getraue ich mir zu sagen, daß die englische Regierung nicht mit irgendwelchem unfreundlichen Gefühl oder einem Wunsch, Deutschland zu schaden, gehandelt hat. Warum sollte sie auch? Sie kann unmöglich irgendeinen Grund haben, in solchem Geist zu handeln. Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß Großbritanniens größtes Interesse der Friede ist. Warum wir zugunsten der Eingeborenen und gegen ein Volk der weißen Rasse in Südafrika Partei ergreifen sollten, wo wir riesige Gebiete mit nur einem Weißen auf sechs oder sieben Einwohner haben, oder warum wir eine befreundete Macht ohne jeden Zweck in der Ostsee vor den Kopf stoßen sollten, ist mir vollkommen unverständlich.

Bisweilen wird, wie ich sehe, auf das in letzter Zeit hergestellte gute Einvernehmen zwischen Großbritannien und Frankreich Bezug genommen, als ob dieses auf Feindseligkeit gegen irgendwelche andre Mächte deute. Der Ursprung dieses guten Einvernehmens ist außerordentlich einfach. Hunderte von Jahren hindurch haben die beiden Nationen fortwährend miteinander gekämpft; beide fügten abwechselnd einander alles mögliche Ueble zu. Seit neunzig Jahren aber haben wir jetzt keinen Krieg mehr mit Frankreich gehabt, wenn auch erst 1898 unsre Beziehungen noch gespannt waren. Es scheint endlich den Völkern auf beiden Seiten des Kanals eingefallen zu sein, daß es angenehmer und politischer wäre, Freunde zu sein. Der König erleichterte diese Aussöhnung, und jedermann in Großbritannien hofft, daß sie von Dauer wird, in der Ueberzeugung, daß die französische Politik aufrichtig auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichtet ist. Ich würde es mit Freuden sehen, wenn genau dasselbe gute Einvernehmens auch mit Deutschland hergestellt würde, und ich bin gewiß, daß, wenn es zustande käme, es warm und mit lautem Beifall im Lande begrüßt werden würde.

Lassen Sie mich zum Schlusse aussprechen, daß, obwohl die Pflege der internationalen Beziehungen in den Händen der Regierungen liegt, jeder einzelne Bürger etwas tun kann, um freundschaftliche Gefühle zwischen zwei Nationen hervorzurufen, die zu alledem viel Blut gemein haben. Beide Nationen haben Schwierigkeiten vor sich; beide sind imstande, kalt zu beurteilen, wie wenig jede durch einen Zwist mit der andern zu gewinnen hat; beide sind stolz und haben ein Recht dazu. Dulden wir nicht, daß unverantwortliche Verbreiter von Nachrichten oder reizbare, oft schlecht informierte Kritiker Unheil anrichten und den Samen der Feindschaft zwischen Völkern säen, die Tradition, Geschichte und Verwandtschaft bis jetzt in Frieden miteinander erhalten haben.

Der Einfluß der Kolonien auf die Weltpolitik und die Frage eines internationalen Schiedsgerichtshofes

Von

M. von Brandt

Als der Kongreß europäischer und außereuropäischer Delegierten im Haag tagte, um dem vom Kaiser Nikolaus II. gemachten Vorschlag einer partiellen Entwaffnung eine praktische Form zu geben, war es die Frage der Kolonien oder richtiger der Streitkräfte in diesen, die den wohlgemeinten Gedanken zum Scheitern brachte. Rußland wollte in betreff Sibiriens, das es mit Recht als eine Kolonie ansah und als eine solche behandelt zu sehen wünschte, sich keiner Kontrolle oder Beschränkung seiner dort befindlichen Streitkräfte unterworfen sehen, andre Staaten stellten gleiche Forderungen, und es war das Verdienst des deutschen Delegierten, des leider in China während der Boxerunruhen als Generalmajor zu früh verstorbenen Obersten v. Schwarzhoff, festzustellen, wie unvereinbar solche Ausnahmen mit der angestrebten allgemeinen Maßregel seien.

Dieser Teil der Verhandlungen machte damals auf die öffentliche Meinung nicht den Eindruck, den man um so mehr hätte erwarten dürfen, als der spanisch-amerikanische Krieg und das schnelle Inskrautschießen der amerikanischen imperialistischen Ideen und Bestrebungen das große Publikum auf die Bedeutung der Kolonien und der Kolonialfragen für die Geschicke der Welt hätte aufmerksam machen sollen. Es war den nächsten Jahren vorbehalten, nach dieser Richtung hin weitere Beweise beizubringen. Der Kampf Englands gegen die Buren in Südafrika war ein Kolonialkrieg, wenigstens für den einen der beiden Teile, der zwischen Rußland und Japan war und ist es für beide, die Türkei verteidigt in Arabien koloniale Interessen. Lord Curzon hat dasselbe in Tibet, Afghanistan und im Persischen Meerbusen getan. Frankreich sucht Marokko seinem afrikanischen

Kolonialbesitz anzugliedern, und Deutschland wahrt seine kolonialen Interessen in Südwestafrika mit den Waffen in der Hand. Aber nicht allein auf dem Schlachtfelde spielen Kolonialfragen eine große, oft die entscheidende Rolle, sie nehmen auch den größten und wichtigsten Platz in den diplomatischen Vereinbarungen der neuesten Zeit ein. Wovon handelt die französisch-englische Verständigung? Von Aegypten, Siam und Neufundland. Um was drehen sich die Verhandlungen in Portsmouth? Um die Mandschurei, Korea, Sachalin, und wenn man ehrlich sein will, handelt es sich doch auch bei der marokkanischen Frage um wenig mehr als um koloniale Interessen, die England in Aegypten, Frankreich und Spanien in Marokko auf Kosten der industriellen und kommerziellen Interessen andrer Mächte zu erweitern suchen.

Es sind dies, wenn man will, nur Symptome, aber sie weisen alle mit überzeugender Gewalt auf die große Rolle hin, welche koloniale Fragen in den nächsten Jahrzehnten der Weltpolitik zu spielen berufen sein werden. Man braucht nicht an eine Erneuerung der britischen Navigationsakte zu denken, aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein britischer Zollverein, der dem Mutterlande Vorzugsrechte für Handel und Verkehr in den Kolonien gewährte, weitgehende Folgen haben würde. Glücklicherweise liegt bei vielen der Kolonien, so ganz besonders bei den australischen, der Knüppel beim Hunde in Gestalt von starker Verschuldung und der Notwendigkeit, für Verzinsung und Amortisierung derselben finanzielle Interessen vor nationalen zu berücksichtigen. Auch macht sich dort eine nicht zu unterschätzende Bewegung für nationale Unabhängigkeit geltend, und wenn das Land des Kängurus und des Kasuars auch für den Augenblick kaum reif zu sein scheint, das Beispiel der nordamerikanischen Kolonien nachzuahmen, so darf man doch nicht vergessen, daß England entgegen seiner früheren Politik jetzt bereit ist, sehr weitgehende politische Zugeständnisse gegen solche auf materiellem Gebiet zu machen. Die Art und Weise, wie sich in den letzten Jahren die Beziehungen zwischen Kanada und England entwickelt haben, ist in dieser Beziehung höchst lehrreich. Gegen die Vorzugsbehandlung englischer Importen hat man sich in England der kanadischen Regierung gegenüber mehr als entgegenkommend erwiesen, und wenn König Eduard in seiner jüngsten Thronrede darauf hinweisen konnte, daß seine Regierung in herzlicher Weise das Anerbieten Kanadas angenommen habe, die administrative und finanzielle Verantwortung für die Erhaltung der Verteidigungsfähigkeit der beiden Häfen Halifax und Esquimault, d. h. der Flottenstationen am Atlantischen und Stillen Ozean zu übernehmen, so liegt darin ein Zurückweichen des politischen Einflusses und der politischen Bedeutung des Mutterlandes der Dominion gegenüber, wie sie noch vor kurzer Zeit undenkbar gewesen wäre. Dieses Zurücktreten ist zwar zugleich ein Akt in der Komödie, die England den Vereinigten Staaten gegenüber spielt, wie dies auch mit der teilweisen Entwaffnung Bermudas, dem Aufgeben des Clay-Bulwerschen Vertrags über den Panamakanal und seiner Haltung bei der Festsetzung der Grenze von Alaska der Fall gewesen, aber es bleibt immer eine Tatsache, daß die Stellung Kanadas zum Mutter-

lande unter Sir W. Lauriers Verwaltung eine sehr viel unabhängigere geworden ist und daß man in Kanada wie in England ersichtlich wünscht und hofft, nach dieser Richtung hin auch noch zu weiteren Verständigungen zu gelangen. Die jüngste Rede des kanadischen Milizministers, Sir Frederic Borden, in Aylma läßt keinen Zweifel darüber, daß wenigstens dieses Mitglied der Regierung mit dem Plane umgeht, Kanada auch in militärischer Beziehung selbständig zu machen.

Aehnliches spielt sich in Südafrika ab, wo England auf der einen Seite — mit welchem Erfolg? — versucht, die Buren zu gewinnen, während es auf der andern dem in der Kapkolonie auf der schmalen Spitze einer Sechsstimmenmehrheit balanzierenden Jamesonschen Ministerium alle Freiheit läßt, selbst auf die Gefahr einer bedenklichen Zunahme äthiopischer Unabhängigkeitsgelüste hin, sich die Stimmen seiner farbigen Wähler durch die Anerkennung der aufständischen Herero und Hottentotten als Kriegführende zu sichern. Die Folgen einer solchen kurzsichtigen Politik können sehr weitgehende sein und mehr für die Hervorrufung einer schwarzen Gefahr tun, als man in den regierenden Kreisen in der Kapkolonie und in England zu glauben scheint.

Wichtiges bereitet sich auch in Ostasien vor. Es ist ziemlich gleichgültig, welche Friedensbedingungen zwischen Rußland und Japan schließlich werden vereinbart werden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Japan versuchen wird, seinem Handel und seiner Industrie den Löwenanteil an dem Verkehr in der Mandschurei und in Korea zu sichern, und daß ihm jedes Mittel dazu recht sein wird. Erklärt doch Baron Komura in Portsmouth ganz offen, daß Japan in Korea keine politischen, sondern nur kommerzielle und industrielle Vorteile suche. Bei den lokalen Verhältnissen in den beiden Ländern wird der Hausierer überhaupt eine große, wenn nicht die größte Rolle spielen, und für dieses Geschäft eignet sich nach dem Chinesen niemand so gut wie der Japaner, und daß dem ersteren der Zugang wenigstens zu Korea möglichst erschwert werden wird, dürfte mit Sicherheit zu erwarten sein. Tiefer einschneidend noch für den Welthandel können aber die Versuche sein, die von französischer und englischer Seite gemacht werden, sich des Frachtverkehrs im Tal des Jangtse zu bemächtigen. Bis Hankau ist die Konkurrenz zwischen den Schiffen aller Nationen heute frei, und Trusts oder Pools zwischen einzelnen der bestehenden Dampfschiffgesellschaften können nur insofern eine Bedeutung haben, als sie dem Zweck dienen, einen gefährlich scheinenden Konkurrenten herauszudrängen. Von dort bis Ichang ist der Verkehr in fremden Dampfschiffen ein so intermittierender und unsicherer und der Anteil der Dschunkenschiffahrt ein so erheblicher, daß man den letzteren wohl als den maßgebenden ansehen kann. Ueber Ichang hinaus liegt der Verkehr ganz in den Händen der Dschunken- und Bootbesitzer. Ganz anders und sehr bedrohlich können sich die Verhältnisse dagegen gestalten, sowie eine in fremder Verwaltung befindliche Eisenbahn den Verkehr im Jangtsetal aufwärts auch nur von Hankau aus vermittelt, da dann immer die Möglichkeit — man ist versucht zu sagen, die Gewißheit — vorliegt, daß die Eisenbahnverwaltung in erster Linie bemüht sein wird, den Verkehr der eignen Landsleute zu fördern und den

andrer, wenn nicht zu verhindern, so doch zu erschweren. Eine Vereinbarung zwischen einzelnen Dampfschiffgesellschaften und der Verwaltung der Bahn würde für einen solchen Zweck genügen, und es dürfte der chinesischen Regierung schwer werden, einem solchen Zusammenwirken verschiedener Gesellschaften gegenüber die Interessen der an demselben nicht direkt beteiligten Mächte und Fremden zu wahren.

In dem Schreiben, das der bekannte französische Politiker M. Paul Deschanel, der Vorsitzende des Komitees der Deputiertenkammer für Auswärtige Angelegenheiten, über die in diesem mit Bezug auf Ostasien gefaßten Beschlüsse an M. Rouvier gerichtet hat, findet sich u. a. der Vorschlag, mit Großbritannien die erforderlichen Vereinbarungen zu treffen, um, in loyalem Zusammenwirken der beiden Länder, ein chinesisches Eisenbahnsystem, besonders die Jangtse- und Chentulinien sowie die in den beiden Kwangs, d. h. von Hankau nach Canton mit einer Zweiglinie nach Tongking, zu bauen. Gleichzeitig wird empfohlen, der Frage eines Handelsvertrags und direkter Handelsabmachungen zwischen China und Indochina näherzutreten. Es genügt, sich die Lage des andern als englischen und französischen Handels auszumalen, wenn die Verkehrswege im Jangtsetal, in Kwangtung und Kwangsi wie in der Mandschurei sich in den Händen von Konkurrenten befinden, die man als nicht überskrupulös kennen gelernt hat, um die Schwierigkeiten wie die Gefahren einer solchen Lage zu begreifen. Die Frage der Herstellung solcher Verbindungen scheint aber, soweit es sich um die englisch-französische Kooperation in China handelt, bereits über das Stadium des bloßen Projekts hinausgekommen zu sein, denn Earl Percy hat bei seiner neulichen Rede im englischen Unterhause erklärt, daß in Peking diesbezügliche Verhandlungen im Gange seien, die einen günstigen Erfolg erwarten zu lassen schienen. Im Zusammenhange mit diesen Projekten und Verhandlungen darf nicht übersehen werden, daß bereits frühere Vereinbarungen zwischen England und Frankreich bestehen, durch welche die beiden Mächte sich gegenseitig die gleichen Rechte und Vorteile im Jangtsetal gewährleisten, während nach dem Abkommen zwischen der Honkong and Shanghai Banking Corporation und dem Berliner Syndikat deutscher Banken wenigstens das letztere sich verpflichtet hat, keinerlei Eisenbahnbauten im Jangtsetal zu unternehmen.

In der vorstehenden Skizze, die leider nur eine sehr kurze sein konnte, ist hauptsächlich der wirtschaftlichen Seite der Frage der Kolonien Erwähnung geschehen; sie ist aber von der politischen nicht zu trennen, da nicht nur der Besitz eines Landes, sondern auch der überwiegende politische Einfluß in diesem der Macht, welche diesen benutzt, die Mittel in die Hand gibt, ihren kommerziellen und industriellen Konkurrenten in dem betreffenden Gebiet, wenn nicht totzumachen, so doch ihm die Existenz sehr zu erschweren. Eine solche Tendenz wird immer, selbst wo keine mala fides vorliegt, vorhanden sein; sie wird selbstverständlich in sehr viel schärferer Form auftreten, wo diese besteht. Wenn es richtig ist, daß das zwanzigste Jahrhundert, wenigstens in seinen ersten Jahrzehnten, das der wirtschaftlichen Kämpfe zwischen den Völkern der Erde sein

wird, so ist es klar, daß selbst bei der Anwendung der loyalsten Kampfesweise diejenigen Mächte von vornherein einen großen Vorteil haben müssen, die in ihren über den ganzen Erdball verstreuten Kolonien Verkehrsemporien und Märkte besitzen, von denen sie ihre Konkurrenten mehr oder weniger auszuschließen imstande sind. Die Stellung der letzteren muß aber noch nicht unerheblich verschlechtert werden, wenn, wie dies ja in der letzten Zeit wiederholt geschehen ist, von diesen Kolonialmächten immer neue Gebiete ihrem Besitz angegliedert oder in dem Netz der politischen Interessensphäre eingefangen werden. Man hat gesehen, wohin der jüngste Versuch der Art in Marokko beinahe geführt hätte, aber das Material für weitere derartige Versuche findet sich an vielen Stellen auf der Erde, wo vorhandene politische Rechte und Einflüsse nur zu leicht zur Erwerbung und Erweiterung ausschließlicher Vorteile gebraucht und gemißbraucht werden können. Dem oder den Geschädigten bleibt ja immer der Appell an die Entscheidung durch die Waffen, aber abgesehen davon, daß bei einem solchen nicht allein Sieger und Besiegter, sondern auch die Neutralen in Mitleidenschaft gezogen werden dürften, scheint es doch dem Stand unsrer Kultur wenig zu entsprechen, wenn solche Fragen nur auf dem Wege roher Kraft zu entscheiden sein sollten. Der Erfolg der Einrichtung des Haager Gerichtshofes ist zwar kein so überwältigender, daß er sehr zur Nachahmung reizt, es würde sich aber doch vielleicht empfehlen, vorderhand theoretisch der Frage näherzutreten, ob und welche Mittel zu ergreifen sein würden, um der Gefahr für den Frieden der Welt, die sich aus wirtschaftlichen Fragen in Verbindung mit der der Kolonien ergeben könnte, vorzubeugen. Die Aufrechterhaltung und Anwendung des Prinzips der geöffneten Tür im weitesten Sinne scheint dem angestrebten Zweck am besten zu entsprechen, und es wäre daher vielleicht das einfachste, dasselbe zum Ausgangspunkt einer Bewegung zu machen, die sicherlich auf Zustimmung in weiten Kreisen zu rechnen imstande sein dürfte. Warum nicht den Versuch machen?

Nachschrift der Redaktion.

Der Versuch, vielleicht in Verbindung mit dem Haager Schiedsgerichtshof, eine neue, für den Weltfrieden wichtige Institution, einen Kolonialgerichtshof, ins Leben zu rufen, scheint einer besonderen Beachtung wert zu sein und liegt im Interesse aller Kolonialmächte. Eine Kriegsgefahr in Europa ist weit weniger zu befürchten als dauernde Differenzen und gefährliche Konflikte durch die internationale Kolonialpolitik, weil diese häufig nicht auf dem Rechtsboden, sondern auf Gewalt und Länderraub beruht. Das Expansionsfieber einzelner Mächte bietet eine stete Gefahr für den Weltfrieden und dient weder dem Weltverkehr noch der Zivilisation. Eine Erweiterung der Kolonialgrenzen ohne Rücksicht auf andre Mächte, nur um die Großmachtstellung eines Reiches scheinbar zu stärken, kann, wie das Beispiel Rußlands zeigt, ein Land an den Abgrund des Verderbens führen und erfordert schließlich die größten Menschenopfer, ohne der Politik der „offenen Tür“ und der Kultur Nutzen zu bringen. Koloniale Eroberungen ohne wirtschaftliche, ohne rechtliche und ohne moralische

Unterlagen müssen zu Konflikten und schließlich zu Kriegen führen. Solche Kolonien bilden auch die wundesten Punkte für den Eroberer und dienen keiner Nation. Es ist aber zu befürchten, daß diese weitverbreitete und fast räuberische Kolonialpolitik den Weltfrieden und die internationale Politik weit mehr noch als bisher beunruhigen wird, wenn nicht durch einen internationalen Kolonialgerichtshof ein Rechtsboden für Kolonialerwerb und Kolonialbesitz und ein koloniales Völkerrecht geschaffen wird. Der Kolonialgerichtshof müßte eine rein juristische Institution sein, er hätte nicht, wie das Haager Schiedsgericht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, sondern nur bei kolonialen Rechtsfragen und Differenzen ein Rechtsurteil zu fällen und zu verhüten, daß Willkür und Raub einzelner Mächte die Interessen und den Kolonialbesitz andrer Nationen in Gefahr bringen. — Werden durch diesen Gerichtshof die Rechtsgrenzen bezüglich der Besitzergreifung, Okkupation u. s. w. von Kolonien festgestellt, so würde den Kolonialmächten eine größere Sicherheit ihres Kolonialbesitzes gegeben werden. Bei Gefahr eines kriegerischen Konflikts aber könnte diesem Gerichtshof auf Grund des kolonialen Völkerrechts auch die Befugnis zuerkannt werden, daß er das umstrittene Kolonialgebiet für neutral unter nomineller Hoheit des Stammlandes erklärt, wodurch der Zivilisation, dem Weltverkehr und dem Weltfrieden ein großer Dienst erwiesen werden könnte.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

T. c. Lille, 1. Dezember 1870 (6 Uhr abends).

Der Generalkommissar der Verteidigung (de la défense) an den französischen Gesandten in Brüssel.

Mr. Wojtkiewicz [1]) wird sich heute abend bei Ihnen vorstellen. Er ist seitens der Regierung mit einer Mission in Deutschland betraut, für welche Sie uns als Vermittler dienen könnten. Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen — obgleich nichts diese Befürchtung gerechtfertigt hat —, daß ihn der General Bourbaki, der ihn in Metz gekannt hat, für einen Spion hält.

Testelin.

*

[1]) Wojtkiewicz war, ebenso wie ein gewisser Valcour, den Truppen in Metz als Dolmetscher zugeteilt. Beide wurden von Bazaine auch als politische Unterhändler benutzt. Im vorliegenden Falle scheint es sich um eine Aufwiegelung der französischen Kriegsgefangenen gehandelt zu haben, wie aus Tachards hier folgendem Bericht geschlossen werden darf.

T. c. Brüssel, 1. Dezember 1870 (3½ Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Bitte an Herrn v. Freycinet, im Kriegsministerium, mitzuteilen: Wojtkiewicz, der gestern angekommen ist, hat mir sein Projekt mitgeteilt; er hat aber kein Mittel, es auszuführen, und scheint auf mich zu rechnen, um es ihm zu verschaffen. Wie ist es möglich, daß ich mit einer so bedenklichen Mission beauftragt werde, ohne daß ich weder zu Rate gezogen, noch davon zuvor benachrichtigt, noch mit den nötigen Mitteln versehen worden bin? Ich glaube mich der Sache ganz enthalten zu sollen, vorbehaltlich Ihrer förmlichen Anweisung und der Zusendung geheimer Fonds.

Bonapartistische Umtriebe unter unsern Kriegsgefangenen in Deutschland werden mir von verschiedenen Seiten gemeldet. Sie könnten von einem gewandten Mann, der denen, die Anteil an der Verschwörung nehmen wollen, Vertrauen einflößt, ausgenutzt werden, um sie eine Wendung zugunsten der Republik nehmen zu lassen.

Der Direktor der Sûreté générale hat mir soeben persönlich mitgeteilt, daß meine Nachrichten begründeter sind als die seinigen: daß die Kaiserin Brüssel nicht passiert hat. Aber er fügt bei, daß sie in Ostende angemeldet sei, wo eine Ueberwachung organisiert ist.

Das Bestehen einer bonapartistischen Verbindung im Hinblick auf die Unterzeichnung des gewünschten Friedens wird von der belgischen Regierung als sicher angenommen. Mr. d'Anethan erhält Mitteilungen von seinem Gesandten in München. Die russische Frage Gortschakoff scheint erledigt zu sein. Der Kongreß kann erst nach dem Friedensschluß zusammentreten, da Frankreich notwendigerweise vertreten sein muß.

Man verbreitet hier Gerüchte von französischen Siegen. Ueberall zeigen sich Sympathien für uns. Der preußische Gesandte hat Anweisung erhalten, seine Fahne im Falle preußischer Siege nicht mehr aufzuziehen, um Beschimpfungen seitens der Bevölkerung zu vermeiden. Von allen Seiten kommt mir zu Ohren, daß das Gefühl der Kriegsmüdigkeit, das in Deutschland zum Ausdruck kommt, dem Herrn v. Bismarck die Notwendigkeit nahelegt, baldmöglichst zum Ende zu kommen und Kombinationen zu suchen, die es ihm gestatten, aus der Sackgasse herauszukommen, in die wir ihn durch unsern Widerstand gebracht haben ...

Tachard.

*

Nachdem, wie man gesehen hat, Tachard wiederholt Nachrichten aus Paris mittels Brieftauben erhalten hatte, bediente er sich jetzt auch ab und zu dieses Mittels, um seinerseits Mitteilungen nach Paris gelangen zu lassen. So schrieb er am 7. Dezember:

Durch Brieftauben Saint-Valery.

T. c. Brüssel, 7. Dezember 1870.

Der französische Gesandte in Belgien an Mr. Rampont-Léchin, Generaldirektor der Posten in Paris.

Uebermitteln Sie gefälligst das Nachstehende an das Ministerium des Aeußern: Wir befinden uns in ängstlicher Erwartung einer aufsehenerregenden Unternehmung seitens der Armee von Paris. Europa bewundert Sie, die Ehre Frankreichs ist gerettet, dank dem Heldenmut der Pariser. Deutschland beginnt des Kriegs müde zu werden. Wenn Sie noch ein paar Wochen aushalten können, indem Sie die Ausfälle vermehren, so organisiert sich das Land, und der Kampf ist möglich trotz der letzten Niederlage von Orleans. Fürchten Sie die bonapartistischen Verschwörer nicht. Unsere in Deutschland kriegsgefangenen Offiziere sind einmütig in ihrer Hingabe an die Défense nationale. Einer großen Anzahl gelingt es, zu entkommen und zur Armee in Tours zu stoßen. Waffen kommen von allen Seiten. Die öffentliche Meinung, die hier und in England sehr günstig für Frankreich gestimmt ist, wird mehr und mehr erbittert gegen die preußische Grausamkeit. Es ist notwendig, daß Paris fortfährt, das Aeußerste zu leisten, um die Sympathien der zivilisierten Welt zu erobern und um Preußen in die Acht der Völker zu versetzen, indem wir uns nach der Schmach von Sedan und von Metz wieder rehabilitieren. Bismarck und der Kronprinz wünschen den Frieden und würden auf die Belagerung von Paris verzichten, wenn der Widerstand mit wachsendem Nachdruck fortgesetzt wird. Odo Russell, der noch immer in Versailles ist, übt im Namen seiner Regierung einen energischen Druck aus. Das Hauptquartier des Königs erwortet einen Angriff von der Seite von Bicêtre her. In Châtillon und in St. Cloud befinden sich maskierte Batterien, die während der Nacht errichtet wurden. Geben Sie gut acht auf die Minen, namentlich unter dem Mont-Valérien. Viel blinde Ausfälle, um zu beunruhigen.

Mut! Gott schütze Sie! Die Gesandtschaft: Versolles, d'Ormessau, Décrais, sehr ergeben, grüßen Sie achtungsvollst. Es lebe die Republik!

Tachard.

*

Brief durch besonderen Kurier. Brüssel, 7. Dezember 1870.

An den Herrn Minister der Auswärtigen Angelegenheiten bei der Delegation in Tours.

Herr Minister!

Ich beehre mich, Ihnen beiliegend drei Zeitungsausschnitte zu übersenden, welche über Tatsachen berichten, von denen ich die Regierung der Défense nationale in Kenntnis zu setzen für richtig hielt.

Der erste der Ausschnitte behandelt die ausnahmsweise Behandlung, die den französischen Kriegsgefangenen unsrer östlichen Provinzen zuteil wird. Der Korrespondent der „Schlesischen Zeitung“ ergeht sich in selbstgefälliger Weise

über das Wohlwollen, dem die Elsässer und Lothringer bei den Einwohnern begegnen, und über die Dankbarkeit, die sie dafür bezeugen.

Der zweite ist der Bericht über die gestrige Sitzung der Chambre des Représentants. Der Abgeordnete Dimeur hat für übermorgen, den 9. Dezember, Interpellationen angekündigt über die Lage, die den in Belgien internierten Franzosen bereitet wird. Obgleich ich dem Entschluß, welchen dieses ehrenwerte Mitglied der Fortschrittspartei gefaßt hat, vollständig fernstehe, so werde ich nichtsdestoweniger die mir gebotene Gelegenheit benutzen, um in der „Indépendance“ zugunsten unsrer Landsleute das Wort zu nehmen, die sämtlich gegen die Maßregeln reklamieren, von denen einige belgische Behörden ihnen gegenüber Gebrauch gemacht haben. Mr. Bérard[1]) ist bereit, mir zu diesem Zwecke seine liebenswürdigste Beihilfe zu gewähren.

Der dritte Ausschnitt endlich ist aus dem „Drapeau“, der hier, wie Sie wissen, hauptsächlich von Mr. Granier de Cassagnac geleitet wird.

Mr. Granier de Cassagnac berichtet darin genau über die kurze Unterredung, die ich mit ihm bei mir gehabt habe. Er kam nach der Gesandtschaft im Moment, wo ich selbst eben ausgehen wollte; es war mir infolgedessen unmöglich, ihm auszuweichen.

Unter den bedenklichen Umständen, deren Einzelheiten Sie aus den telegraphischen Depeschen kennen, die ich die Ehre hatte, an Sie zu richten, habe ich nicht geglaubt, Herrn Louis Granier de Cassagnac den Paß ausstellen zu sollen, den sein Vater für ihn verlangte.

Genehmigen &c. Tachard.

*

Am 4. Dezember wurde Orleans von der Armee des Prinzen Friedrich Karl besetzt, und die französische Loirearmee zog sich auf Bourges und Le Mans zurück. Dies veranlaßte die Delegation der französischen Regierung in Tours, diesen Ort zu verlassen und — am 9. Dezember — nach Bordeaux überzusiedeln. Tachard erhielt durch das nachstehende Schreiben hiervon Kenntnis:

T. c. Tours, 8. Dezember 1870.

Der Delegierte des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Tours an den französischen Gesandten in Brüssel.

Wir werden morgen Tours verlassen und uns mit dem ganzen diplomatischen Korps und der Regierung nach Bordeaux begeben, um die militärischen Operationen nicht zu stören; wir hätten das schon früher tun sollen.

Unsre Armeen sind „intactes“. Heute früh hat diejenige, die sich unter dem Befehl des Generals Chanzy in der Gegend von Meung befindet, einen Erfolg errungen.

Die Hauptstadt ist zu einem langen Widerstand bereit, und es sind Lebensmittel für lange Zeit vorhanden. Heute morgen noch habe ich in dieser Be-

[1]) Jedenfalls Redakteur der „Indépendance Belge“.

ziehung gute Nachrichten erhalten. Die Moral ist ausgezeichnet. Hegen wir keine Befürchtungen! Aber warum sollte Europa nicht in energischer Weise auftreten, um so viele blutige Opfer zu verhüten?

Benachrichtigen Sie die unter Ihnen stehenden Konsuln.

Crémieux.

*

T. c. Lille, 11. Dezember 1870 (7 Uhr abends, Ankunft $8^1/_2$ Uhr abends).

Der Präfekt des Departements du Nord an den französischen Gesandten in Brüssel.

Ich weiß aus sicherer Quelle, daß etwa zwanzig englische Schiffe, welche Waffen, Munition und Lebensmittel für preußische Rechnung geladen haben, vor Havre liegen, um in den Hafen einzulaufen.

Können Sie nicht diese Mitteilung direkt nach Bordeaux gelangen lassen? Wir können nicht mehr telegraphisch verkehren. Vielleicht könnten Sie es über England und unter der gesandtschaftlichen Chiffre? Das Gerücht geht, daß diese Schiffe gestern in Dieppe gelandet sind; ich glaube es aber nicht.

Pierre Legrand.

*

In dem Bericht, den Tachard am 27. November an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten richtet, spricht er von diplomatischen Störungen, die zwischen der preußischen und der luxemburgischen Regierung eingetreten seien (siehe Augustheft S. 171). Diese Differenzen verschärften sich mehr und mehr und boten Anlaß zu zahlreichen diplomatischen Korrespondenzen. Aus mehrfachen Mitteilungen Tachards ist ersichtlich, daß der französische Konsul in Luxemburg, Baron de Cornet de Cussy, eine sehr rege Tätigkeit im Interesse seiner Landsleute entfaltete, ohne dabei die Eigenschaft Luxemburgs als neutraler Staat gebührend zu berücksichtigen. Tachard berichtet hierüber am 11. Dezember:

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (2 Uhr mittags).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Der diplomatische Zwischenfall bezüglich der luxemburgischen Neutralität, über den ich Ihnen durch meine chiffrierte Depesche vom 27. November berichtete (siehe daselbst), nimmt heute sehr ernste Proportionen an. Herr von Balan hat dem Mr. d'Anethan eine Note überreicht, welche die Beschwerden, die ich Ihnen bereits angab, präzisiert:[1])

1. Durchreise durch Luxemburg der militärischen Flüchtlinge aus Metz.
2. Verproviantierung von Thionville durch unsre Eisenbahnzüge, die das

[1]) Wortlaut der Note Bismarcks an die luxemburgische Regierung vom 3. Dezember 1870 bei Valfray, a. a. O., II, 278, und bei Hahn, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und so weiter. Berlin 1871, Seite 610.

luxemburgische Gebiet unter Führung von Beamten der Ostbahngesellschaft passieren.

3. Anwerbungen durch unsern Konsul, Mr. de Cussy.

Diese Note war der luxemburgischen Regierung gestern überreicht worden. Mr. de Cussy telegraphiert mir soeben, daß in Luxemburg große Aufregung herrsche.

Die beiden ersten Beschwerden beruhen auf wirklichen Tatsachen, aber sind im Völkerrecht nicht begründet; die dritte beruht auf einer Erfindung und bezeichnet die arglistigen Absichten Preußens.

Wir hätten zahlreiche Fälle von offenbarer Verletzung der luxemburgischen Neutralität von seiten Preußens gegenüberzustellen; aber ich glaube, daß es unter den jetzigen Verhältnissen klüger ist, uns die Sympathien der Luxemburger zu bewahren und Preußen das Gehässige seines Systems der Einschüchterung unter Hinweis auf eine bevorstehende Annexion zu überlassen. Die belgische Neutralität wird von Tag zu Tag unsicherer (ombrageuse). Unsre wiederhergestellten Verwundeten ebenso wie unsre durchpassierenden Soldaten müssen unstreitig das Recht des Stärkeren über sich ergehen lassen; nichtsdestoweniger glaube ich nicht, daß es weise sein würde, uns öffentlich zu beklagen, weil wir aus Belgien viele Waffen und Ausrüstungsstücke beziehen, ganz abgesehen von den Pferden, deren Ausfuhr nicht verboten ist. In Berücksichtigung dieser Tatsachen hielt ich es nicht für richtig, schriftliche Beschwerden zu erheben, sondern ich habe mich darauf beschränkt, eine Besprechung in der Kammer und eine Polemik in den Zeitungen zu veranlassen. Ich übersende Ihnen das Protokoll der gestrigen Sitzung und die Artikel der „Indépendance Belge“. — Drohungen sind unnütz, wenn man nicht unmittelbare Beweise zu seiner Verfügung hat.

Tachard.

*

Am 14. Dezember erfolgte die Antwort der großherzoglichen Regierung, die alle Beschwerden zu entkräften suchte. (Siehe Valfrey a. a. O., II, 281. Vgl. auch ebenda II, 131.) Wie ernst man aber die Situation auffaßte, ergibt sich u. a. aus der Anfrage, die Tachard noch am gleichen Tage nach Tours richtete, sowie aus den weiteren darauf bezüglichen Korrespondenzen.

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten.

Der französische Konsul in Luxemburg bittet um telegraphische Anweisungen für den Fall einer preußischen Okkupation. Die direkten telegraphischen Verbindungen sind unterbrochen. Bin genötigt, die Depeschen einzuschränken.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (9 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Eine Depesche von Mr. Testelin aus Lille benachrichtigt mich von der Anwesenheit zahlreicher englischer Schiffe vor Havre und Dieppe, welche den Einmarsch der Preußen zum Zwecke der Verproviantierung erwarten. Kriegskonterbande. Benachrichtigen Sie den Admiral Fourichon. Tachard.

*

T. c. Bordeaux, 13. Dezember 1870 (3 Uhr abends, Ankunft 14. Dezember 6 Uhr).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

Der Marineminister ist wegen der Verproviantierung von Havre und Dieppe benachrichtigt. Man wird Blockademaßregeln ergreifen. Antwort des Kriegsministeriums: Der Kommandant von Longwy soll sein möglichstes tun. Für die Gefangenen haben sich Gesellschaften gebildet, die von der Regierung unterstützt werden. Mr. de Cussy soll abwarten, was die luxemburgische Regierung tun wird, und uns dann benachrichtigen. Sagen Sie ihm, daß er eine Denkschrift abfassen und an uns einsenden soll als Erwiderung auf das preußische Schriftstück, und schicken Sie uns eine darauf bezügliche vollständige Ausarbeitung.[1]) Die Loirearmee unter Chanzy hält sich und sie bekommt Verstärkungen. Die andre Armee unter Bourbaki wird bei Bourges neu gebildet. Die Nachrichten aus Paris lauten günstig. Sie tun recht daran, in diesem Moment vorsichtig und klug aufzutreten, indem Sie aber immerhin die andern über den so offenliegenden Mißbrauch der Gewalt gegenüber den Schwächeren aufklären.

Crémieux.

*

T. c. Brüssel, 13. Dezember 1870.

Per Brieftaube.

Der französische Gesandte an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Mr. Decrais,[2]) der gestern von einer Mission in Tours und in Bordeaux zurückgekehrt ist, hat während seiner Reise die besten Eindrücke empfangen. Ganz Frankreich hat sich erhoben (est debout); die Einberufenen (mobilisés) strömen von allen Seiten herbei; die Provinz wird bald 600000 Mann aufgestellt haben. Wenn sich Paris noch einige Wochen halten kann, so ist Frankreich gerettet. Gambetta entwickelt eine bewunderungswürdige Energie und reorganisiert alle Dienstzweige. Waffen kommen von Amerika und von England.

Die Berichte aus Deutschland melden, daß Kriegsmüdigkeit und Besorgnisse sich überall geltend machen. Eine Seeexpedition mit Landung auf deutschem

[1]) Siehe weiter unten Denkschrift vom 18. Dezember 1870.

[2]) Legationssekretär.

Boden würde das Signal zur Erhebung für unsre 350000 Gefangenen sein, die kaum bewacht werden. Die neutralen Mächte wagen es nicht, zu intervenieren, aber die öffentliche Meinung hier, in England, in Italien, in Oesterreich wird bald auf ihre Regierungen einen unwiderstehlichen Druck zu unsern Gunsten ausüben.

Niemand denkt mehr an die Wahlen. Der Widerstand wird von allen Parteien gebilligt, ausgenommen die wenigen Bonapartisten, die versuchen, zu konspirieren, „en s'agitant dans le vide".

Bismarck richtet soeben eine Drohnote nach Luxemburg,[1]) das in gemeiner Weise (lâchement) beschuldigt wird, die Neutralität zu unsern Gunsten verletzt zu haben. Die preußische Okkupation ist unmittelbar bevorstehend. England wird dagegen protestieren. Ich habe dem hiesigen Gesandten Lumley nach dem Bericht unsers Konsuls, Mr. de Cussy, die Mitteilung der Tatsachen zugestellt, welche der luxemburgischen Regierung zum Vorwurf gemacht werden:

1. Die gegen Preußen gerichteten feindlichen Volkskundgebungen, die von der Regierung nicht unterdrückt wurden.

2. Durchzug von ungefähr 2000 französischen Soldaten, Flüchtlingen von Metz und Thionville.

3. Eröffnung eines besonderen Bureaus, neben dem französischen Konsulat, zur Aufnahme der Flüchtlinge.

Die Aufregung in Belgien ist groß. Die gegen Luxemburg gerichteten Drohungen haben eine Uebertreibung der gegen unsre aus Deutschland entwichenen Gefangenen gerichteten Maßnahmen zur Folge. Die belgische Polizei arretiert sie, obgleich sie bürgerliche Kleidung tragen und mit Pässen versehen sind. Ich bin hinsichtlich meiner Proteste gehemmt durch die Notwendigkeit, die Aufmerksamkeit der belgischen Regierung nicht auf unsre Waffenausfuhr zu lenken. Die Bevölkerung kommt uns überall zu Hilfe, indem sie den Durchzug der Leute und der Waffen begünstigt. Wenn England sich entschließt, zu intervenieren, so wird Belgien Partei für uns ergreifen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung.

Die Nordarmee, unter dem Befehl des Generals Faidherbe, hat St. Quentin und Ham besetzt; man sagt, daß sie auf Reims über Laon marschiere, während das preußische Korps Manteuffel-Goeben sich gegen Havre wendet, wo es von unsern dort vereinigten Truppen der Normandie erwartet wird.

Man wundert sich, daß keines unsrer Korps einen Versuch macht, sich von Nevers gegen Langres oder Vesoul zu wenden, um die Vogesen zu besetzen und die Verbindungen des Feindes mit Deutschland abzuschneiden. Ich habe diese Ansicht an Gambetta telegraphiert.

Die Zeitungen melden, daß Frankreich die Londoner Konferenz über den Antrag Gortschakoff akzeptiere. Ich habe an Mr. Chaudordy telegraphiert, daß ich ganz bereit bin, offiziös oder offiziell den Bevollmächtigten, den Sie dahin schicken werden, zu begleiten, wenn Sie glauben, daß meine Eigenschaft als

---

[1]) Note vom 3. Dezember. Siehe oben.

Elsässer und meine Beziehungen in Deutschland und in England ausgenutzt werden könnten.

Ihre Ballons schlagen oft eine nördliche Richtung ein; denken Sie an mich und geben Sie mir Nachrichten. Seit der Einschließung von Paris habe ich nichts direkt von Ihnen erhalten. Wir erwarten mit Bangigkeit die neue Unternehmung des Generals Trochu.

15. Dezember.

Da die Brieftaube gestern wegen des Regens nicht auffliegen konnte, so füge ich heute bei, daß nach einer Depesche aus Versailles, die die belgische Regierung erhalten hat, König Wilhelm es abgelehnt hat, den luxemburgischen Abgesandten zu empfangen, der Erklärungen überbrachte, um einen Aufschub der Okkupation zu erzielen. Nichtsdestoweniger sagte mir der englische Gesandte, daß seine Regierung nicht an eine unmittelbare Ausführung der Drohung glaube.

Man meldet aus Lille, daß die Nordarmee unter Faidherbe La Fère wiedergenommen, 800 Gefangene gemacht hat und auf Reims marschiert.[1]) 40000 mobilisierte Nationalgarden formieren sich in Lille. In Havre ist die Verteidigung wohl vorbereitet. Die Armee der Normandie, die dort konzentriert ist, erwartet Manteuffel-Goeben.

Eine Depesche von Chaudordy, die ich gestern abend erhielt,[2]) benachrichtigt mich, daß die Loirearmee sich in gutem Zustande befinde: unter Chanzy bei Blois, unter Bourbaki bei Bourges. Der englische General, der dem Stabe Chanzys beigegeben ist, ist gestern hier eingetroffen; er ist voll Bewunderung für die Energie (vigueur) unsrer improvisierten Armeen; er hegt große Hoffnungen für die Zukunft.

Sie wissen, daß der Abend vor Weihnachten der größte Festtag in Deutschland ist. Ein allgemeiner Ausfall nach Mitternacht würde einen mächtigen Eindruck auf die Phantasie der Deutschen ausüben. Wir können ohne Entheiligung das Weihnachtsfest feiern, indem wir es auf dem Altar des Vaterlandes opfern. Lassen Sie um Mitternacht mit allen Glocken läuten; die Bretonen Trochus werden nach der Messe eine preußische Vesper feiern.

Wenn die Parole für Weihnachten allen unsern Armeen durch die Sturmglocke ausgegeben würde, so würde die Begeisterung in Frankreich eine ungeheure sein.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 14. Dezember 1870 (1½ Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Ich habe Ihre Instruktionen Mr. de Cussy zugehen lassen.

---

[1]) Gemeint ist jedenfalls das am 12. Dezember stattfindende Vorrücken mehrerer französischer Bataillone und Geschütze bis „dicht an La Fère heran“ (G. St. W. VI, Seite 615). Von einer Wiedergewinnung der Festung war keine Rede.

[2]) Wohl die Depesche von Crémieux vom 13. Dezember.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mr. d'Anethan, hat heute die telegraphische Nachricht von der Weigerung des Königs Wilhelm, den Abgesandten der luxemburgischen Regierung in Versailles zu empfangen, erhalten. Der englische Gesandte, Mr. Lumley, glaubt nicht an eine unmittelbar bevorstehende Okkupation.

Ich habe die chiffrierte Depesche Ihres Emissärs Wojtkiewicz erhalten. Er verlangt Geld und sagt, daß die Gefangenen ganz bereit seien, sich zu erheben, wenn sie durch eine Landung ermutigt würden.

Keine Gefahr einer bonapartistischen Verschwörung. Ich habe Wojtkiewicz 2000 Frcs. ausgezahlt; ohne Ihre Anweisungen werde ich ihm nichts mehr schicken.

Wir haben keine direkte Verbindung mehr mit Bordeaux. Warum organisiert man nicht einen täglichen Dienst zwischen Calais und Cherbourg? Meine Depeschen nehmen den Weg über England und sind teuer. Tachard.

*

Brief. Bordeaux, 14. Dezember 1870.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Der Herr Marineminister teilt mir mit, daß er, in Ausführung der durch die Delegation der Regierung de la défense nationale befohlenen Maßnahmen, den Kommandanten unsrer Seemacht im Kanal befohlen hat, vom 13. d. Mts. ab die vom Feinde besetzten Häfen von Rouen, Dieppe und Fécamp zu blockieren und diese Blockade nach und nach auf alle die Punkte unsrer Küste auszudehnen, welche in die Gewalt der Armeen des Norddeutschen Bundes fallen könnten.

Ich ersuche Sie, die belgische Regierung hiervon sofort in Kenntnis setzen zu wollen.

Genehmigen 2c.

Für den Minister und im Auftrag, der Delegierte
Chaudordy.

An den französischen Gesandten in Brüssel.

*

Brief. Bordeaux, 15. Dezember 1870.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Die dem Großherzogtum Luxemburg von der preußischen Regierung gemachte Erklärung bezüglich der Verletzung der Neutralität, die gleichzeitig im Haag und in Brüssel überreicht wurde, ist ein neuer Beweis für die gefährlichen Tendenzen des neuen Kaiserreichs, das in Deutschland in der Bildung begriffen ist. Die Beschwerden, auf welche sich die preußischen Reklamationen stützen, sind, wie Sie besser wissen als ich selbst, ohne jede ernste Begründung, und dies wird uns leicht fallen zu beweisen, sobald die Regierungen endlich gewillt sein werden, die Stimme ihrer Interessen zu hören und sich nicht den unredlichen (perfides) Drohungen des Berliner Kabinetts zu unterwerfen. Ich will heute Ihre Auf-

merksamkeit besonders auf die Lage lenken, welche durch diese Erklärung für die Niederlande und für Belgien geschaffen wird.

Diese beiden Staaten können sich nicht mehr verhehlen, wohin man gelangen will und welches Schicksal sie erwartet. Der hundertjährige Besitzstand, die internationalen Garantien, der Buchstabe der Verträge sind nichts mehr vor dem neuen Recht, welches sich einführt. Diese kleinen Staaten, welche bis jetzt glaubten, darin ihre Sicherheit zu finden, wissen, daß sie von nun an lediglich der Gewalt auf Gnade und Ungnade ergeben sind, und zur Gewalt allein müssen sie ihre Zuflucht nehmen und von ihr ihr Heil erwarten. Zu schwach, um vereinzelt zu handeln, werden sie, sich vereinigend, eine bedeutende Macht bilden, mit der man rechnen muß, und wir würden ihnen, trotz unsrer schwierigen Lage, durch unsre Flotten und durch die Tatsache allein, daß wir auf unserm Gebiete beinahe die Gesamtheit der deutschen Armeen festhalten, eine Beihilfe bieten können, die kräftig genug wäre, um ihnen die Einnahme einer energischen Haltung zu gestatten und Preußen zum Rückzuge zu veranlassen. Setzen Sie gefälligst diese Gesichtspunkte der belgischen Regierung auseinander und machen Sie dieselben zum Gegenstande ernsthafter Vorschläge. Wenn die Niederlande und Belgien, nachdem sie sich überzeugt haben, welch geringes Vertrauen man künftig in Verträge setzen darf, die früher als geheiligt galten, sich verbünden wollen, um die unberechtigten Zumutungen Preußens bezüglich Luxemburgs zurückzuweisen, so sind wir bereit, mit ihnen solche Abkommen zu treffen, die zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes von Nutzen erscheinen würden. Es würde keine geringe Ehre für diese beiden Mächte sein, zuerst das Signal eines Widerstandes zu geben gegen Prätensionen, die jeden Tag bedrohlicher werden für die europäische Ordnung, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre edelmütige Initiative sofort andre, noch zögernde Mächte, die in ihren Existenzbedingungen mehr oder weniger bedroht sind, nach sich ziehen würde.

Lassen Sie mich, bitte, auf dem schnellsten Wege wissen, welche Aufnahme diese Eröffnungen seitens der belgischen Regierung gefunden haben. Ich brauche Ihnen übrigens nicht besonders die Aufwendung all Ihres Eifers und aller Mittel, über die Sie zur Erreichung ihrer Annahme verfügen können, zu empfehlen.[1])

Genehmigen ꝛc. Für den Minister und im Auftrag:

Chaudordy.

Herrn Tachard, französischen Gesandten in Brüssel.

(Schluß folgt)

---

[1]) Gegenüber diesen Auslassungen Chaudordys sei daran erinnert, daß Frankreich bereits seit 1867 den Gedanken an ein Bündnis mit Holland und Belgien verfolgte und zwar gegen Abtretung Luxemburgs (vergleiche Rothan, L'affaire de Luxembourg, Paris 1882, und Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs, VI, 98 ff.). 1868 wurde Prinz Jerome Napoleon nach Berlin geschickt, um dort über diese Frage zu sondieren.

Der Rosendoktor

Von

Ludwig Finckh

(Fortsetzung)

VII

Am gesellschaftlichen Leben der Stadt nahm ich wenig Anteil. Ich empfand dunkel und mit ärgerlicher Scham, daß ich keine gute Figur machte in meinem ungewandten und kleinstädtischen Wesen, und die Fräcke und Phrasen des guten Tons waren mir zuwider, denn ich spürte die Unwahrheit dahinter. Ich verkehrte im Hause eines Juristen von Rang, dessen Gemahlin junge Künstler, Schriftsteller und Studenten um sich versammelte.

Eines Abends war ich wieder da. Die alten Gesichter der lebhaften Dame und des mürrischen Hausherrn, der gute Miene zum bösen Spiele machte, junge Mädchen, hungernde Künstler und üppige Studenten. Ich hielt mich zurück, denn es war wenig anders als eine gute Abspeisung, und besonders war mir die Sitte lächerlich, am Ende sich ringsum die Hand zu reichen und Mahlzeit zu sagen. Meines guten schwäbischen Grüß Gotts hätte ich mich schämen müssen, wo ein geringes und schlechtes norddeutsches Wort den Ton angab. Ich brachte es nicht über den Mund und blieb steif stehen, so töricht ich mir selber dabei vorkam. Da sagte eine leicht spöttische Stimme neben mir: „Sie setzen sich über die guten Formen weg?“

Ich sah in ein paar graue Augen, die aus einem feinen, blassen Frauengesicht schauten. Ich hatte schroff erwidern wollen. Jetzt sagte ich nur: „Sie haben recht, ich bin ungeschliffen.“ Es war noch verhaltener Aerger in meinem Ton, und sie sagte freundlich: „Seien Sie nicht böse, Sie sind ganz vernünftig. Ich schätze die Formen, wo sie hergehören. Aber Ihre Form ist es eben — keine zu haben.“

Während sie sprach, sah ich ihren Mund, der fein gebogen war und etwas

---

Im gleichen Jahre schlossen zwei belgische und eine holländische Eisenbahn einen vorläufigen Vertrag mit der französischen Ostbahn, welcher der französischen Regierung den Besitz und die Verwaltung durchgehender Linien nach Brüssel und Rotterdam verschaffen sollte. Trotz des Widerspruchs des belgischen Ministers Frère-Orban brachten die belgischen Bahnen ihre Verträge mit der französischen Ostbahn am 31. Januar 1869 zum endgültigen Abschluß. Das belgische Volk war darüber in hohem Grade aufgeregt, und „der Ruf ging durch das Land, dies sei der erste Schritt zur Einverleibung Belgiens in das französische Kaiserreich“ (Sybel, a. a. O., VII, Seite 84). Darauf legte der Minister den Kammern einen Gesetzentwurf vor, wonach diese Veräußerung der Erlaubnis der Regierung bedürfe; das Gesetz wurde angenommen und die Bahnverträge damit nichtig gemacht. — Die luxemburgischen Eisenbahnen Grand-Luxembourg und Guillaume befanden sich in französischer Verwaltung. Der Direktor Regray wird deshalb auch bald als Directeur des chemins de fer de Luxembourg, bald als solcher der Compagnie de l’Est bezeichnet.

Herbes und Kühles hatte. Ich sah, daß sie traurig war und daß sie die Trauer hinter einer spöttischen Miene zu verbergen gewohnt war.

„Woher kennen Sie mich denn?“ fragte ich. Sie sah mich lächelnd an. „Sie tragen ja Ihr Herz auf der Stirn.“ Ich war noch gereizt. „Und wie ist denn mein Herz beschaffen?“ —

„Das sollte ich Ihnen eigentlich nicht sagen.“ Sie warf einen offenen Blick auf mich. „Aber in Ihrer Form gesprochen: gut ist es.“

Ihre freie und offene Art tat mir wohl, und ich hatte die Empfindung, daß ich noch nie eine so reine Stirn gesehen hatte.

„Ich glaube, Sie irren sich. Ich bin schlecht und bin nichts als ein trauriger Bursche, der nicht hütt und nicht hott weiß.“

„Sie sind doch ein Mann, denke ich.“ — „Das glauben Sie selber nicht. Ich will einer werden, aber ich bin's noch lange nicht.“

Meine Stimme mochte etwas Verzweifeltes haben, denn sie sah mich an und sagte herzlich: „Das freut mich; ich habe noch nie einen Mann gesehen, der das sagte.“

Wir standen vor einem kleinen Bild, das dunkel gehalten an der Wand hing; ein kleiner grüner Krug mit Veilchen auf dunkelblauem Grund; aber eine unersättliche Traurigkeit lag darüber, der Krug und die Veilchen weinten, als ob sie Menschen wären.

„Wissen ist nichts. Gefühl ist alles,“ las ich.

„Es ist von der Röderstein,“ sagte sie; und mit einem Bedauern im Gesicht: „Aber es gehört nicht hierher.“

Ich sagte leise: „Die Veilchen sind so traurig wie Sie.“

„Bin ich denn traurig?“

Ich lächelte, wie sie vorhin gelächelt hatte: „Sie verbergen Ihre Traurigkeit hinter Ihrem Mund.“

„Und Sie sind ein ungezogener Mensch.“

„Ich habe niemand gehabt, der mich gezogen hat.“

„Niemand? Und Sie selber?“

„Es ist so schwer, den rechten Weg zu finden.“

„Ich werde Sie ziehen. Besuchen Sie mich einmal, wollen Sie? Mein Atelier ist —“ und sie nannte eine Straße.

Ich wollte gerne. Ich war froh, von dieser Hand gezogen zu werden, die mir wohltat. Und ich tat, was ich noch nie getan hatte, ich küßte ihre Hand beim Abschied. Ich war so dankbar, daß sich ein Mensch meiner annehmen wollte, und als ich die zarte, weiße Hand in der meinen hielt, da war sie mir das Heiligste, das ich empfinden konnte.

Erst hinterher fiel mir ein, daß ich noch nicht einmal ihren Namen wußte. Aber ich kannte Straße und Hausnummer, und schon an einem der nächsten Tage ging ich hin. „Anne Rosen“ las ich an der Tür.

Die Malerin empfing mich freundlich. „Ich habe auf Sie gewartet. Wir wollen ein wenig plaudern. Nehmen Sie Tee oder Portwein?“

Ich nahm ein Glas von dem süßen, dunkelroten Wein und sah die Bilder an, die herumstanden. Es waren einige Landschaften, merkwürdig herb und rein in der Stimmung.

„Es ist Morgenluft in ihnen," sagte ich. — „Ja, ich male gern morgens in der Früh, wenn die Leute noch in den Federn liegen."

„Wie schön das ist! Wenn ich doch Maler wäre! Es ist noch Dämmerung, Morgengrauen. Die Sonne wird in einer Viertelstunde aufgehen, und eine Amsel singt von einem hohen Baum. So malen Sie."

Sie sah mich fast erstaunt an. „Ich hätte das nicht hinter Ihnen gesucht. Sie sind Jurist, nicht wahr?"

„Ich glaube."

„Sie glauben? Ja, es ist ein trockenes Handwerk, und Sie taugen nicht dazu."

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, was ich bin. Ich tauge überhaupt zu nichts."

„Dann geht es Ihnen wie mir. Aber erzählen Sie mir von Ihnen."

Und ich sagte, was ich, mir selber kaum recht bewußt, auf dem Herzen trug; es bildete sich erst in Worte, was ich unausgedacht in mir liegen und schmerzen hatte. Sie saß so ruhig und klar vor mir und hörte zu und nickte einmal und löste mir unmerklich die Lippen. Es war so gut zu beichten, und die Worte flossen mir ungewollt vor dieses klare und reine Gesicht. Als ich geendet, war mir leicht und froh zumut.

„Armer Kerl. Aber warum satteln Sie nicht um?"

„Umsatteln? Wozu denn? Ein Handwerk muß ich lernen, es ist wohl eines so gut oder schlecht wie's andre; ich hab' kein Talent zum Leben."

„Das ist auch nicht nötig. Man muß sich nur darüber klar werden, worin man etwas leisten kann; mit oder ohne Talent; aber ich glaube wohl, Sie haben Talent."

„Nein, ich hab' keins."

Sie sah mich eigentümlich an. „Wir wollen's abwarten. — Reiten Sie?" fragte sie nach einer Pause.

Ich bejahte. — „Dann wollen wir einmal ausreiten."

Und wir verabredeten eine Stunde.

„Wir wollen Kameraden sein." Sie reichte mir die Hand, die ich kräftig drückte.

— Es war Vorfrühling, und wir ritten in ein ferner gelegenes Dorf, durch eine kahle Allee. Die Bewegung erfrischte mich, und der Kamerad an meiner Seite brachte ein starkes und reines Gefühl in mein Herz, wie es eine gute und beglückende Freundschaft tut.

Ich wußte, daß sie mich verstand, und ich wußte, daß sie ein Vertrauen zu mir hatte, das mich stolz und glücklich machte.

Wir machten vor dem Dorfe Halt und warfen uns in eine grüne Wiese, die von der Sonne getrocknet war. Dort ruhten wir, und ich erzählte ihr von Peter und sagte ihr einen Vers von ihm. Sie war nachdenklich.

„Ich möchte ihn wohl kennen. Was er da sagt, ist wunderschön.“

Ich schlug vor, nachher bei ihm vorbeizureiten, und sie willigte ein. Wir stiegen auf und ritten gegen die Stadt zu. Ein Frohlocken war in mir, wie ich es nie gekannt, ein kräftiges und tapferes Empfinden, ich meinte, ich könnte so durch die ganze Welt reiten ohne Aufenthalt. „So einen Kameraden möcht' ich immer haben im Leben,“ sagte ich.

Vor der Buchhandlung, in der Peter arbeitete, stiegen wir ab. Sie wollte ein Buch kaufen und ging voraus, während ich noch mit den Pferden beschäftigt war. Als ich hineinkam, sah ich Peter und Anne miteinander reden; ich trat dazu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das ist mein Kamerad,“ sagte ich; und zu ihr: „Und das ist mein Freund.“

Ich war so glücklich, und mit einem Male kam mir der ganze Reichtum zum Bewußtsein, den ich so rasch errungen hatte. Da waren zwei gute und feine Menschen, die mir gut waren und die ich liebhatte; die konnten mir das Leben wieder wert und kostbar machen; nun wollte ich ein ganzer Mensch werden, und ich konnte es. Um diese beiden. Da wußte ich, was ich zu tun hatte.

VIII

Ich wollte arbeiten. Die Zähne zusammenbeißen und den Weg der Pflicht gehen, gegen meine Neigung und meine bessere Ueberzeugung.

Ich ging mit stürmischer Kraft ins Zeug und lernte und arbeitete, und der Gedanke an die schöne und gute Freundschaft, die mich mit Anne verband, erfrischte mich. Wenn ich müde war, so brauchte ich nur an ihr blasses Gesicht zu denken, und alle Müdigkeit war verschwunden. Ich wußte, daß sie kämpfte und selber einen schweren Weg ging. Sie war Malerin gegen den Willen ihrer Eltern, die sie liebte. Der Vater war Pfarrer, noch einer vom alten Schlage, sie war streng und puritanisch erzogen und vor den Lockungen der Welt verwahrt und behütet worden wie ein Kind. Die Freier standen vor der Tür, aber sie liebte keinen, und da ihr Talent ihr einen eignen Weg wies, war sie in steter Entfremdung zu den zärtlich geliebten Eltern mit all ihrer Willenskraft diesen Weg gegangen. Ihre Kunst war stark und echt, aber sie rang noch in sich selbst nach dem festen und innersten Ausdruck ihrer Persönlichkeit.

Ich bewunderte diese Frau, die ihr Liebstes ihrer Kunst opfern konnte und die Schmerzen still auf sich nahm, und die so zart und tief empfand wie nur irgendein weiches und demütiges Frauenherz. Sie war mir heilig, und ich versprach mir, sie zu halten und in reiner und selbstloser Freundschaft um sie zu sein, wo sie mich brauchen konnte — zu verschwinden, wo ich überflüssig wurde.

Aber je tiefer ich in meine Bücher eindrang, um so stärker wurde ich abgestoßen. Das war nicht das, was meinem Wesen entsprach, sondern genau widersprach. Es wurde wieder dunkel um mich, nur das Licht, das von Anne ausging, leuchtete und leuchtete.

Eines Morgens ging die Türe auf, und sie trat herein, wie sie einmal versprochen hatte. Denn sie hielt peinlich Wort in allem. Mir war, als ob es

in diesem Augenblick hell geworden wäre. Ich zeigte ihr mit Stolz meine Bücher und meine deutschen Dichter, den Homer und meine Geige. Die Dichter kannte sie fast alle. Ich bot ihr ein paar Aepfel an und war erfreut, als sie einen nahm und kräftig anbiß.

„Sie schälen die Aepfel nicht?“

„Ich mag sie lieber so, wie sie vom Baume kommen.“

„Ich auch. Mir schmecken sie nur mit der Schale, sie sind viel würziger und feiner als geschält. Ich meine immer, wenn so ein Messer kommt und glatt die Haut abzieht, der Apfel müßte schreien, weil ihm sein Bestes genommen wird. Und dann: hineinzubeißen in die derbe, pralle Haut, daß es so knirscht, das ist der Hauptgenuß. Das bißchen Schmutz — mein Gott, wenn das alles wär', was wir hinunterschlucken.“

„Ja, man darf den Magen nicht so verwöhnen. Er soll auch arbeiten.“

„Ich mag auch gekochte Milch nicht. Das Beste geht da verloren, die ätherischen Schutzstoffe. Muttermilch ist auch nicht gekocht, und sie ist besser als alles andre. So wird's wohl bei der Apfelhaut ähnlich sein.“

Wir saßen und aßen fröhlich. Da ging die Türe noch einmal, und verdutzt stand das Töchterlein meiner Wirtsleute auf der Schwelle, ein Kind von vier Jahren, das bei mir aus- und einflog wie ein Schwälblein. Denn ich hatte die Kinder immer liebgehabt und sie kamen gern zu mir.

„Da ist der Frühling zur Tür hereingekommen,“ sagte Anne.

Das liebe Ding, im schwarzen Hut und weißen Röckchen, sah köstlich aus, wie ein zarter Schmetterling mit schaukelnden Flügeln, und doch so frisch und duftig. Anne küßte es, es bat auf meinen Arm und wollte spielen.

Da bat Anne, es malen zu dürfen, und ich holte mir erfreut die Erlaubnis meiner Wirtin. Ich sollte Lore jeden Vormittag eine Stunde bringen, wenn ich vom Arbeiten erschöpft wäre. —

So saß ich nun beinahe täglich in ihrem Atelier, und Anne malte ihr Goldkind. Eine grüne Tapete mit Blumenkränzchen wurde an die Wand geheftet, ein Stühlchen aufs Podium gestellt, und die Kleine saß darauf, während ich ihr Märchen erzählte und Bilderbücher zeigte; sie hielt ihren lieben Bauernbuben Hans zärtlich ans Herz gedrückt.

Das waren glückliche Stunden für mich. Ich erdachte mir Märchen von Prinzen und Bettlern, sprach mit verteilten Rollen, mit Gesten und Mienenspiel, um das Kind zu fesseln, und inzwischen entstand auf der Leinwand ein Farbenspiel in kräftigen und zarten Formen, das mich heimlich stolz machte auf Annes Kunst.

Zwischenhinein erzählte ich von meiner Arbeit und meinen Nöten und schalt auf mein törichtes Pflichtbewußtsein, das mich einen falschen Weg gehen lasse.

„Zum Juristen braucht man andre Eigenschaften, als ich habe.“

Und ich erzählte die Geschichte von jenem Amtsanwalt, der einen zu kurzer Haft verurteilten Landstreicher zu entlassen vergaß, und als der Gerichtsdiener

nach vierzehn Tagen fragte, wann er den Vagabunden herauslassen solle, baß erstaunt war, daß der Vogel noch im Käfig saß. Er ordnete seine schleunige Vorführung an, und nachdem der wieder einmal verlegte Zellenschlüssel gefunden und der arme Kerl vor ihn gebracht war, brannte man ihm wegen ungebührlichen Benehmens die schon abgesessenen Tage nachträglich aufs Fell, damit die Rechnung stimmte, hauchte ihn an und ließ ihn in die Freiheit fliegen.

„Ich glaube, ich hätte den Mann um Verzeihung gebeten, so gut ich konnte entschädigt und mich angezeigt. Nicht wahr, so Toren kann man doch nicht brauchen wie mich?"

Und einmal kam ich empört zu ihr. Ein altes Mütterlein, das sehr fromm war, hatte wohl gehört, daß es bei Hofe Sitte war, auf alles Mögliche und Unmögliche zu trinken und anzustoßen. Als ihm nun der liebe Gott ein Enkelchen bescherte, gab es in seinem naiven Gemüt seiner Herzensfreude und Dankbarkeit freien Lauf und ließ bei der Taufe den Herrgott hochleben. Es war darum wegen Gotteslästerung oder groben Unfugs oder Gottweißwas verdonnert worden.

„Ich kenne einen berühmten Dichter, der ein schönes und frohes Lied vom Wein gedichtet hat, das komponiert ist und oft gedruckt wurde. Darin läßt er den Herrgott hochleben, und ich hab' das Lied schon begeistert vorgelesen, aber weder er noch ich wurden verurteilt; ich erkläre mich auch bereit, es öffentlich vorzutragen, denn es ist schön und gut, und ich hasse die Juristen."

Anne sah mich an.

„Warum werden Sie denn nicht Rechtsanwalt und Verteidiger, Sie Weltverbesserer?"

„Weil ich ein Schwärmer bin. Weil das Gesetzeswort mir überall entgegengehalten würde, hinter dem die unzähligen Köpfe stehen, die das nicht wollen, daß der gesunde Menschenverstand siege. Die ihren Beruf darin finden, über andre zu richten, weil sie selber bloß Menschen sind und meist kleine Menschen, und glauben, verurteilen zu müssen, weil es ihres Amtes ist, das sie ernährt und in Würde hält vor den Leuten. Weil ich ein einzelner wäre gegen tausend Köpfe und weil ich zugrunde gehen würde, wenn ich bloß Niederlagen erleiden würde. Denn ich brauche Siege, um stark zu werden. Ich bin schwach, und ich schäme mich nicht, es zu sagen."

Sie sagte leise: „Es gibt für alle Stunden, in denen wir an uns zweifeln, und es sind nicht die schlechtesten Menschen, die in solchen Nächten wach liegen und sich erkennen wollen in ihrer Not. Ich glaube an Sie. Aber Sie sind kein Jurist, sondern ein Dichter."

Ich lachte schmerzlich.

„Ich ein Dichter? Ich habe noch nie einen Vers gemacht."

„Sie werden es einmal schon tun."

Ich war betroffen und wußte nicht Bescheid in mir: in meiner Seele war ein Wogen, ein Auf und Nieder, von Zweifel, Glück, Not und Hoffnung, und ich konnte mich nicht zurechtfinden. Ich wollte mich beruhigen, aber es schmerzte etwas in meinem Herzen, das ich noch nie gekannt hatte, ich litt und litt. Da

nahm ich das Kind und ging mit ihm hinaus in den Frühlingswind und kühlte meine brennende Stirn in der frischen Regenluft.

Zu Hause wartete meiner eine Ueberraschung. Ein Telegramm meines Vaters rief mich nach Hause, da meine Mutter schwer erkrankt war. Ich packte rasch meinen Koffer, schrieb ein paar Worte an Peter und Anne und eilte an die Bahn. Ich fuhr, ohne viel zu denken und zu wissen, große Strecken, durch Städte, Dörfer, Wälder und über Brücken — Stunden, Stunden. Es wurde Nacht und wurde Morgen, und allmählich erkannte ich die Gegend und hatte eine leise Freude an den bekannten Namen der Städte. Dann sah ich ferne eine alte Burg in der Sonne liegen, weiß und mächtig, und zählte die Stationen; und dann tauchten die Berge meiner Heimat auf; ich fand sie schöner, als ich sie je gesehen hatte und als alle Berge, die ich sonst kannte; und ich lachte bei der Erinnerung an unsre Kriege um den Berg meiner Vaterstadt. Alljährlich zogen wir Buben im Frühling in Scharen hinauf, gewappnet mit Stecken, Steinen, Trommeln, Hörnern und Fahnen, und trafen oben auf die Buben der feindlichen Stadt, die hinter dem Berge lag. Drei Tage lang wurde gekämpft um den Besitz des Berges, und die Löcher im Kopf regneten vom Himmel. Man schlug und prügelte sich für ein ganzes Jahr aus, die Erbitterung und der Todesmut wuchs von Stunde zu Stunde, und den Siegern gehörte der Berg für dieses Jahr. —

Als ich ins Zimmer trat, fand ich meine Mutter lächelnd und froh über meine Ankunft; sie lag in hohem Fieber, und ich durfte nur wenig mit ihr reden. Der Arzt zuckte die Achseln und meinte, wenn das Herz es aushielte, würde sie sich noch herausreißen.

Diese Tage gingen wir alle auf den Zehen umher. Der Vater war trüb und schien mir sehr gealtert, meine Schwester ging leicht und sorgsam aus und ein.

Und die Mutter genas wieder. Ich saß an ihrem Bett und hielt ihre Hand, wir sahen uns an, und ich merkte, daß ich ihr Sorgenkind war. Ich erzählte ihr von Peter und Anne, an die ich glücklich über die gute Wendung geschrieben hatte, und sie lebte alles mit mir, wie ich es erzählte; es tat mir wohl, sie stellte keine Frage, sie nahm alles so, wie es war. Ich brachte ihr Blumen ins Zimmer und las ihr vor, und als sie zum erstenmal ins Freie durfte, führte ich sie in dem neuen Garten umher, der unmittelbar am Hause lag. Hier standen einen weiten Zaun entlang große Bäume von Rotdorn, der blühte mit seinen tausend Röschen alles andre zuschanden, und ich stieg hinauf und brach große Zweige und schlug mein ganzes Zimmer damit aus. Ich schickte Anne und Peter ein Zweigchen davon, und auf einmal fiel mir etwas ein, das ich hinschrieb. Ich lachte selber, als ich sah, daß es ein Vers war, und war verwundert, als ich ihn nochmals las, daß er gut war. Er war an Anne gerichtet, aber ich verbarg ihn und behielt ihn bei mir. Es kam ein Brief von ihr mit ein paar Worten. Er machte mich so froh, wie ich's in meinem Leben noch niemals gekannt hatte. Eine leichte spielende Kraft regte sich in mir. Ich küßte den Brief unzähligemal und las ihn hundertmal, auch als ich ihn auswendig

kannte, und legte ihn nachts im Bett an mein Herz; ich dachte an mein Heiliges, und wie gut und rein sie war und wie tapfer und stark.

Von Peter kam statt eines Briefes ein dünnes Büchlein. Als ich es öffnete, blieb mein Herz beinahe stehen vor Freude: seine Gedichte. Ich las und las, alle die lieben, kostbaren Verse, die er im letzten Jahre gedichtet hatte, ich las in einem Rausch von Glück und weinte vor Freude. Als ich damit zu Ende war, faßte ich mich, nahm das Büchlein und ging damit hinunter zu meiner Mutter.

„Mutterle, lies. Sieh, das sind die schönsten Verse, die je einer gemacht hat, und in drei Tagen ist Peter der größte Dichter in Deutschland."

Meine Mutter lächelte. Aber sie glaubte und las, und wir waren sehr froh, auch meine Schwester.

Ich ging in meine Stube und holte den Brief aus meiner Brusttasche und redete mit Anne in Gedanken und sagte ihr alles ganz heimlich und beglückt; und auf einmal sah ich, wie schön Anne war und lieblich, und daß ich ihr gern den Mund geküßt hätte.

Da warf ich mich nieder und brach in wildes Schluchzen aus; ich wußte, daß ich sie liebe und daß ich mein Heiligstes beschmutzt und mein Wort gebrochen hatte und daß diese Erkenntnis unsre Trennung bedeute. Mein Herz stockte, es stand ganz still, lange, lange, und erst allmählich kehrte der Schlag wieder. Ich war schuldig geworden, sie hatte mir vertraut, und ich hatte ihr Vertrauen getäuscht, ich durfte nicht an sie denken. Ich war ein Binnichts und Habenichts, und für sie war nur das Beste auf der Welt bestimmt. Da fiel mir mein ganzes unreines und niedriges Leben auf die Seele, das ich in den letzten Jahren gelebt hatte, ehe ich Anne kannte; in tausend Schmerzen sah ich, was ich verloren und was ich ihr geraubt hatte. Ich nahm die Feder und schrieb ihr in hastigen Zügen einen Brief, und daß sie mir verzeihen möge; ich nahm Abschied und bat nur, mir noch ein Wort zu schreiben, an dem ich mein Leben lang mich halten könnte.

Zugleich aber wußte ich, daß ich kein Jurist mehr sein konnte. Ich hatte mir die Wahrheit über meine Liebe bekannt und die Folgen daraus gezogen. Ich sagte mir auch die Wahrheit über meine Arbeit und zog die Konsequenzen. Es gab keinen Zwiespalt mehr, nur noch Klarheit und Handeln. Bis zum Halse war mir die Juristerei heraufgekommen, ich hatte mich ehrlich gezwungen, aber sie war mir immer schauderhafter geworden.

Da lag ich in meiner Stube und stammelte und schluchzte, und plötzlich wurde etwas in meiner Brust gelöst, und ich empfand eine Seligkeit in tausend Schmerzen; mein Mund redete, und ich wußte, daß es Verse waren und daß sie schön und reif und groß waren; aber ich wußte, daß nicht ich es war, der dumme Heiner, sondern ein Gott und ein Geist, eine Macht, die tausendmal größer war als ich; ich lag nur glückselig da und lachte und weinte und fühlte das große Fremde in mir, und meine Lippen bewegten sich; ich staunte vor ihm und war demütig und sah Bilder, die ich noch nie gesehen, und dachte Gedanken,

die ich nie wert war zu denken, und erschrak vor der Schönheit in mir. Ein Sturm war in mir und ein Feuer zugleich, ich sprach Gedichte unaufhörlich, Musik und Farben von Anfang zu Ende, es floß leicht und glücklich von meinem Munde, ich spürte eine Hand auf meinem Haar und eine Hand auf meinen Lippen wie ein Hauch, und wenn ein Gedicht fertig war, so sagte ich ein andres, den Abend, die ganze Nacht, den Morgen, und alles leuchtete. Und gegen Morgen sang es eins, das mich in Seligkeit brachte, unaufhörlich sang es von meinen Lippen:

Du legst mir allerwege
Die Hände auf den Mund,
Wenn ich zum Schlaf mich lege
Zu später Abendstund'.

Und deine lieben Hände
Wehen so duftig rein.
So zwischen Traum und Spende
Schlafe ich lächelnd ein.

In der Frühe stand ich auf. Ich wußte, daß ich ein Dichter war. Ich nahm einen Bleistift und schrieb die letzten Verse, die ich noch aus dem Gedächtnis sammeln konnte, hin, aber ich schämte mich fast, es zu tun. Es schien mir wie ein Raub an dieser Glücksnacht zu sein. Denn das beste und reinste, das wir dichten, muß in unsern Herzen verschlossen bleiben und kommt nie an die Ohren der Welt.

Ich erinnerte mich nur noch weniger Verse von allen, und ich war froh daran. Das war mein eigen; die hab' nur ich gehabt und gelebt, und die Frau, von der ich sang, und der Gott, der sie mir gab.

Dann nahm ich mein Messer, entblößte den Arm und schnitt mir ihren Namen hinein; es blutete stark, aber ich war glücklich: „So tapfer will ich um dich werden und alle Schmerzen tragen, denn es ist Liebe, die ich um dich habe."

IX

Am Abend trat ich vor meinen Vater und sagte ihm ruhig und still, daß ich die Juristerei aufgegeben habe und Schriftsteller werden wolle. Ich wußte, daß er die Gründe nie verstehen würde, die mich dazu bewogen, aber ich wollte sie ihm wenigstens sagen; zugleich legte ich ihm die Verse in die Hand, die ich sauber abgeschrieben hatte.

Mein Vater sah mich verständnislos an, und erst als ich meine Bitte wiederholte, faßte er den Sinn meiner Worte. Ich war auf harten Kampf gefaßt und wunderte mich, daß er nicht im Zorne losbrach. Er schien mich nicht ernst zu nehmen und an meinem Verstande zu zweifeln, und erst, als er an dem Ton meiner Stimme merkte, daß ein fester Entschluß hinter meinen Worten steckte, wurde er unsicher. Ich bat ihn, mich meiner Wege gehen zu lassen, ich wolle mir mein Brot, wenn auch kärglich, selber verdienen und wolle lieber auf der Landstraße verkommen als Jurist werden. Da verlegte er sich aufs Bitten und bestritt mir jedes Talent zum Schreiber, wie er sagte.

„Woher solltest's denn haben? Von mir hast's nicht und von der Mutter auch nicht."

„Dann hab' ich's halt von mir selber," erklärte ich. Aber er wollte meine Berechtigung, eine eigne Dynastie zu gründen, nicht einsehen; und schließlich meinte er, dann sollte ich wenigstens irgendein andres Handwerk lernen, es sei ihm jedes andre recht. Bloß nicht Schreiber sollte ich werden. Und meine Mutter half ihm mit Bitten. Ich verharrte trotzig auf meinem Sinn.

„Ueberleg dir's noch, Heiner; tu's, Heiner."

— Mein Vater weich. Das hatte ich zuletzt erwartet, und es ergriff mich. Ich ging in den Garten, wo der Rotdorn blühte; es war Nacht, und die Sterne standen am Himmel.

Indem kam meine Mutter heraus, und wir gingen miteinander durch die alten Wege. „Tu's mir zulieb, Heinerle. Sieh, ich kann keine ruhige Stunde mehr haben, wenn du das tust, was du willst. Du hast's leicht, du bist jung und wirst nicht wissen, daß deine alte Mutter schlaflos liegt und sich um dich sorgt. Aber wie ich da kürzlich krank lag, da dachte ich, ich könnt' noch nicht sterben, weil du noch nicht deinen Weg gefunden hast; und ich hab' mich zusammengenommen und hab' leben wollen um deinetwillen, Heiner; und ich bin ja auch wieder gesund geworden. Aber das möchte ich noch erleben, daß du etwas Rechtes wirst, und daß ich in Frieden um dich die Augen zumachen kann."

Mir stürzten die Tränen aus den Augen. „Ich will ja etwas Rechtes werden, Mutterle."

„Ja, aber auf so einem schweren, schweren Weg. Handwerk hat goldenen Grund. Komm, tu's mir zulieb."

So gingen wir durch die Nacht, und sie redete mir zu in all ihrer Liebe und Güte.

In der Nacht kämpfte ich hart. Ich hatte meine junge Liebe verloren und sollte nun noch meine Kunst opfern müssen, kaum daß ich beide gefunden. Und wie ich litt und rang und weinte und die Nacht schwer auf mir lag, daß ich meinte, ich könnte nie mehr genesen, dachte ich: ‚Ich will etwas lernen, daß ich den Armen und Kranken helfen kann; ich werd' sie verstehen, denn ich leide auch, und will sie trösten und ihre Not lindern.' Und dann leuchtete es in mir auf: Kranke gesund machen. Heilen. Ich will ein Arzt werden. —

So ging ich ein paar Tage hin und überdachte mir's und wurde still; und dann kam ich zu den Eltern und sagte, daß ich Mediziner werden wolle, wenn's ihnen recht sei. Sie waren erfreut und von einer schweren Sorge leichter.

Da richtete ich meine Koffer und war mitten im Packen und dachte, daß mich Anne nun verachten würde und daß ich kein Künstler werden und keine Schönheit schaffen würde, wie ich doch könnte, als ein Brief gebracht wurde, den ich zitternd in Empfang nahm. Ich küßte die Handschrift und sagte mir, daß ich meine Freundschaft verscherzt habe und daß ich mich vor allem beugen wolle, was darin stehe, auch dem Schwersten, und ich wußte, daß mein Leben im Dunkel gehen würde.

Es waren ihre großen, festen Schriftzüge, und ich konnte sie in der Erregung kaum lesen.

„Mein Freund, warum haben Sie mir das getan?

Wir sind Suchende und Kämpfende und dürfen an kein Glück denken, solange wir im Dunkeln gehen. Aber warum sollen wir uns nicht das Liebe sagen, das wir empfinden? Es gibt so wenig Menschen, die ehrlich und gut zueinander sind. Ich habe Sie lieb, aber wir müssen fest werden in unsrer Kunst und in unserm Leben, ehe wir unsre Herzen sprechen lassen dürfen. Anne."

„Ich habe Sie lieb." — Ich stand ganz, ganz still. Ich hielt den Atem an, und als er wiederkam, meinte ich, jetzt eben habe mir Gott Leben eingeblasen, vorher sei ich nur Stein gewesen. Ein Blühen hub in meinem Herzen an. Ich stand und lauschte, da spürte ich deutlich weiche blasse Frauenhände mir um die Wangen gehen, sie legten sich leicht auf meinen Mund, so wie ich sie in der Nacht, da ich dichtete, auf ihm gespürt hatte, und ich küßte die Finger leise. Als ich aufblickte, sah ich den Rotdorn in meiner Stube leuchten. Da erwachte ich und floh in den Wald mit meinem Glück. Das Herz floß mir über, ich redete leise und laut und ging wie ein Trunkener durch die Straßen und lachte, und die Leute sahen mir nach. Dann war ich im Wald, die Buchen waren ein hellgrünes Meer mit grauen Stämmen, und die Sonne fiel in großen und kleinen Flecken auf die Wege. Ich fiel auf den Boden, griff nach den Sonnenflecken, als könnt' ich sie packen, und führte sie an den Mund, um sie zu trinken. Ein Nußhäher flog scheltend davon. Die Blätter der Buchen schienen mir lebendig, ich verstand ihre Sprache, und sie sagten: „Seht, Kinder, da geht ein Glückskind, es hat ihn eine lieb." Ich sprang durch Moos und Farne, ich breitete die Arme aus, als könnt' ich den Himmel umfassen, einmal hörte ich einen Vogel singen und stand ganz still und lächelte; da sah ich unter den Stämmen eine alte Frau sich bücken, die Reisig sammelte; ich brach durchs Gebüsch durch, und als ich nahe bei ihr war, rief ich ihr, um sie nicht zu erschrecken: „Mütterle, Mütterle" — ich sah in ein vergrämtes Gesicht und schüttete den Beutel, den ich in der Tasche hatte, in ihren Schoß, und sie erschrak doch vor dem Funkeln. „Da, Mütterle, für deine Enkel." — „Aber, aber, wer . . .?"

„Der liebe Gott," lachte ich. Da begriff sie, wollte meine Hand nehmen, aber ich sprang fort durch die Stämme und hörte noch von ferne sie Gottes Segen und viele liebe Kinder hinter mir herwünschen.

So strich ich lange durch die Wälder. Ich lief hinter den Faltern her, den Sonnenvögeln, ich nahm Tannenzapfen und warf sie über die Bäume, ich sprang über die Bäche, ich stand bei den Käfern im Fahrgleise, und allen, den Faltern, Bäumen, Käfern, Fröschen und Vögeln sagte ich es: „Kinder, Kinder . . . sie hat mich lieb." Ich sah zwei Rehe in die Lichtung treten, ich rührte mich nicht, und sie gingen ganz nahe zu mir her; da sagte ich: „Kinderlein — Anne —" und sie sahen mich und flohen nicht und raschelten grasend an mir vorbei.

Ich legte mich ins Gras und sah in den Himmel; weiße Wolken sprangen aus dem Blau und spielten miteinander; sie schwammen einzeln im blauen Meer,

sie trennten und verbanden sich, sie bildeten Zacken und Ströme, Hunde und Reiter, und schließlich verschmolz alles Weiß zu einem großen, schönen Frauenleib, der ruhig und licht am Horizonte lag.

Als ich nach vielen Stunden heimkam, war ich kräftig und jung, jünger als in den letzten Jahren, und ein Strahlen war in meiner Brust, daß es kaum zu bergen war. Ich war jünger und doch älter geworden, die Sonne stand über meinem Haupte und brannte mich, ich reckte meine Arme vor nie gekannter Kraft und ließ sie bräunen in freier Luft und starker, heißer Sonne.

X

Ich sollte an einer kleinen süddeutschen Universität Medizin studieren. Aber meiner Schwester sagte ich alles vorher von meinem Glück, und sie war froh mit mir.

Diesmal hatte ich meine Geige besonders sorgsam eingepackt. Ich hatte sie probiert und war erstaunt über ihren edeln Ton, den ich noch nie gehört hatte. Ich hatte stundenlang gespielt, und sie war mir plötzlich so lieb geworden, als ob sie untrennbar zu mir gehöre. Der Abschied kostete meiner Mutter Tränen, und auch der Vater sah unsicher aus. Ich biß auf die Zähne und fuhr fest und entschlossen in die Welt hinaus.

Vorher wollte ich aber noch Anne sehen. Ich fuhr die Nacht durch und brach morgens bei meinen alten Wirtsleuten ein; ich kleidete mich um, nahm unterwegs einen großen Strauß roter Rosen mit und ging in die Dürerstraße. Vor ihrem Hause blieb ich stehen und bangte und frohlockte und wußte nicht, ob ich sie treffen würde. Als ich anklopfte, war sie vor einem Bild und malte. Sie wandte sich langsam um und blickte auf mich; ich blieb in der Tür, und wir standen und sahen uns an, unbeweglich ohne Ende, Auge in Auge getaucht; da zitterte sie und bewegte die Lippen, und wir lagen uns in den Armen:

„Anne, Anne — — —“

„Dummer Bub, du, dummer, lieber Bub.“

Wir waren glücklich an uns. Sie zeigte mir das Bild von Goldkind, das beinahe vollendet war. Ich staunte. Das war nicht mehr gemalt, das war gelebt und empfunden: ein Werk ihrer eignen Seele; ein Hauch und eine Reinheit bei aller Kraft, die mich beglückte.

Wir wollten uns am Nachmittag im Walde sehen. Wir wußten, an eine Verbindung war nicht zu denken, noch lange nicht; aber wir wollten uns unsre Liebe sagen und uns empfinden lassen, und so im heimlichen Glück an unsre Arbeit gehen.

Wir saßen oben im Wald in der Sonne, abgeschlossen von allen Menschen durch unsre lieben Bäume, und küßten uns. Die Vögel sangen, und wir lauschten ihnen mitten im Küssen. „Horch,“ sagte eines — und wir hielten inne und lauschten, und wenn es ausgesungen hatte, küßten wir uns wieder. Aber auf einmal fiel ein Schatten auf meine Seele. Ich hielt sie von mir und litt und war unglücklich.

„Was hast du, Schatz?"

„Du darfst mich nicht küssen, geh, geh." — Sie wurde blaß.

Da sagte ich es ihr, daß ich nicht mehr rein sei, und litt Qualen und wußte, daß sie mich verachtete.

Sie saß stumm und blaß da. Mit einem Male war alles schwarz und dunkel geworden, und ich war bereit, von ihr zu gehen und meine Schuld zu tragen und einsam und traurig meinen Weg zu gehen. Ich wagte nicht, zu ihr aufzublicken, und wollte herb und still das Leben auf mich nehmen. Ich fühlte ihre Nähe mit allen Fasern und daß ich sie lieber habe als alles auf der Erde, und war in einen Abgrund gestürzt und lag da und konnte mich nicht rühren.

Da sagte sie leise und traurig: „Ich hab's gewußt."

Und als ich ihr nicht in die Augen sehen konnte und scheu vor mich hinsah, da fühlte ich leise ihre Lippen auf meiner Wange, zart und gut, und ich sah zu ihr auf und sie nickte in Tränen. „Ich hab' dich lieb," sagte sie einfach.

Da nahm ich ihre Hand, die liebe, schmale, weiße Hand, und küßte sie und wußte, daß mir vergeben war, und fühlte mich rein und froh. Und sie strich mir übers Haar, das war so gut und weich, und ich legte meinen Kopf in ihren Schoß und ließ mich streicheln. So war ich geborgen in meinem unseligen Leben und hatte eine Heimstätte und eine Hand, die mich segnete.

„Du sollst alles wissen, Schatzi, alles."

Und ich sagte ihr jeden Flecken an meiner Seele und jeden Schmutz an meinen Füßen, alles, was ich Schlechtes getan und gedacht, klar und ohne Schleier, und keine Falte in meinem Herzen blieb ihr verborgen. „Das hab' ich getan, und so schlecht bin ich." Sie saß still an meiner Seite, und ich wußte, daß sie alles traurig nahm, was ich ihr gab, den ganzen Becher schaler und geringer Lust und Leidenschaft, und daß sie zitterte und fror und arm war.

Als ich zu Ende war, neigte ich den Kopf. „Siehst du, das bin ich; ich habe mich verachtet, wie ich keinen Menschen verachtet habe."

Da kam sie und küßte mir die Stirn und küßte mir den Mund, und ich nahm ihren Kopf in beide Hände, und wir sahen uns in die Augen. Da lächelten wir, denn wir sahen uns in unsern Augen und sahen uns tief in die Seele, und es war schön und gut und rein trotz allem, und wir herzten uns.

XI

In mein Zimmer in der kleinen Universitätsstadt schleppte ich alle Abend einen Arm voll Blumen und Tannenzweige. Alle Wände hingen voll Dunkelgrün, und halbe Wälder riß ich aus, um meine Stube würzig und wohnlich zu machen.

Wir hatten verabredet, uns selten zu schreiben. Wir wollten uns durchkämpfen zu reifen und festen Menschen, um unser Glück auf sicheren Grund und Boden zu stellen. Denn wir hatten uns zu lieb, um in Unfertigkeit und halber Entwicklung mit uns zu experimentieren. Wir wollten uns einst ein ganzes Glück bescheren, darum durften wir es uns jetzt nicht verscherzen. Inzwischen aber

hatten wir freie Hand in allem, ungebunden und ohne Rechenschaft als vor unsern eignen Herzen. Wir wußten uns und liebten uns.

Unsre Briefe beglückten uns. Sie atmeten die glühende Liebe, die wir in uns hatten, und gaben uns das kostbare Vertrauen, das wir ersehnten. Wir hatten beide unsre Heimat gefunden, nicht im Elternhause, das uns nicht verstand, sondern an unsern Herzen. Nichts war in unsrer Seele, davon das andre nicht erfuhr. Wir gaben uns Rat und Trost, wir brachten unsre Handlungen als Richter voreinander, und ach, wie milde Richter; denn wir sehnten uns, zu vergeben. Wir teilten alles, was wir schafften und lernten, im Beruf und im persönlichen Leben, wir dachten unaufhörlich aneinander und spürten eins das andre.

Mein Ziel war klar. Ich würde Arzt werden, um Kranke zu heilen. Nicht bloß die Technik erlernen wie jeder andre, sondern ein Herz voll Liebe über sie strömen. Aber ich verlangte noch mehr. Ihr armen Frauen, ich hab' an euch gezweifelt, wie alle armen Verliebten, und euren Wert gering befunden. Da sah ich euer Kämpfen im Erdenstaub, eure Schmerzen und eure Tapferkeit. Und nun ist's so: ich darf mein Herzblut für euch hingeben. Ihr armen geliebten Frauen. Ein neuer Kämpfer wird für euch aufstehen, und er wird siegen, denn er weiß und versteht euch. — Um die Frauen. Sie, die mir so Gutes und Großes geschenkt hatten, einst leise und unvollendet in Lisa, jetzt laut und köstlich in Anne, vor denen ich in allen Träumen gekniet war als Reinen und Heiligen, an die ich glaubte, die lieben Frauen wollte ich auf den Thron setzen, der ihnen gebührte in der Welt. Sie waren mir alle Königinnen, weil die eine Königin war, Königinnen als Mädchen, als Mütter, als Frauen, als Dirnen und als Verbrecher. Weil Anne Frau war, waren alle Frauen geadelt. Ich wollte kämpfen für ihre Ebenbürtigkeit mit dem Manne, für ihre Gleichwertigkeit im Leben, für ihre seelische Höherwertigkeit. Und ich wollte ihr Dichter werden. Ein Lied wollte ich ihnen singen, das Rosen und Kränze um ihre Stirnen wand und die Männer auf die Knie zwang vor ihnen, ein Volkslied, und Walter von der Vogelweide selber sollte seine Freude daran haben. Er, der mein Liebling war unter allen Dichtern, dem ich als Knabe die Bügel gehalten im Traume und der die Frauen kannte und liebte wie kein andrer, er betete zu ihnen als Mann und als Held. Er scheute sich nicht, vor ihnen in den Staub zu knien: weil er tapfer und ein Mann war und sich vor keinem Kaiser und König fürchtete. Und ich glaube, daß er Schmerzen von ihnen gelitten hat wie kein andrer Mann, weil die Frauen so viel Schmerzen als Liebe geben, und er hat dennoch Rosen um ihre Schläfen gewunden, die heute noch blühen und leuchten und nie verblichen sind.

Und mich verlangte noch mehr. Mir stand vor den Augen, in den Mann die alte Ritterlichkeit zu pflanzen, die versunken und verloren war vor einem äußeren Scheinheiligtum, den Adel, der noch im Knaben glimmt, zu vertiefen, daß er größer und glühender würde im Jüngling, und zu einem rechten und vollen Mannestum flammte. Ich wollte kämpfen gegen die Maske der Galanterie,

die heute im Schwunge stand, hinter deren leerer Hülle ein ödes und gemeines Bubengesicht grinste, das im Grunde das Weib nur von der Dirne her kannte.

Und ich konnte ausgiebig Studien machen. In meiner näheren Umgebung waren Mädchen und Jünglinge, alle von gleichwertigem äußeren Bildungsgang, Mediziner und Künstler und Schriftsteller. Ich fand unter den Studenten nur wenige, die mir wertvoll schienen, und das waren prächtige Kerle. Aber ich fand unter den Frauen beinahe jede besonders wertvoll in ihrer Art. Ich sichtete und kritisierte und wählte aus. Und ich dachte über die Gründe dieses ungleichen Verhältnisses nach. Mir schien, daß die Kraft, die der Mann neben seinem Berufe hatte, in Wirtshäusern und bei Dirnen vergeudet wurde und daß die Kraft der Frau sich auf die Kunst, auf Literatur, auf soziale Arbeit, auf Wald und auf Naturgenuß warf. Darum fand ich, daß fast jede Frau ein durchgebildetes Kunstverständnis hatte neben ihrem Studium, während der Student dieser Dinge vollkommen bar war. War es nur eine Elite, oder ließ es auf die unverbrauchte und erwachende Kraft der Frau überhaupt schließen? Es gab organisatorische Talente, philosophische Köpfe und Künstlerseelen, aber sie waren nur bescheidene Medizinerinnen wie die Studenten, bloß daß sie zuweilen noch ihre Kleider und Röcke anfertigten und ihre Haushaltung instand hielten. Zuweilen auch nicht. Aber sie leisteten im ganzen entschieden mehr als der Student und hatten noch ein tiefes Seelenleben dabei. Denn viele mußten sich gegen die Eltern durchsetzen oder waren aus einer Krankheit und auch der Liebe aufgestanden. Sie nahmen alles zarter und tiefer und ließen sich doch nichts anmerken. Ich sah: die Frau war auf dem Wege, sich zu vertiefen, der Mann schwamm vollkommen auf der Oberfläche; nur die jüdischen Studenten hatten noch ein Interesse für Erweiterung ihrer Bildung. Um *diese* Frauen war mir nicht bange, sie waren dem Manne überlegen, der ihre Umgebung bildete. Dabei trug der Student, wohl im Gefühl seiner Schwäche und aus Neid auf die heranwachsende Macht, eine Weibverachtung vor der Studentin zur Schau, die sich oft in unzweideutigen Demonstrationen niedriger Art äußerte und mir die Schamröte ins Gesicht jagte — um den Mann. Ich habe Vorlesungen gekannt, in denen die Frauen hinausgeekelt wurden von den Studenten, und es gab noch eine aussterbende Rasse von Professoren, welche die Frauen durch private Abmachung von ihren Vorlesungen fernhielten, weil sie für ihr Seelenheil fürchteten. Freilich, die große Mehrzahl der Lehrer war frei und kräftig und natürlich genug, sich auch vor den Frauen so zu geben, wie sie bisher gewesen waren, vielleicht einen Hauch gemildert oder mit einer Spur Galanterie dabei, und suchte ihnen nicht ihre wissenschaftliche Unbefangenheit zu nehmen oder sich jene Blöße vor den Frauen zu geben, die, wenn sie es einmal verwunden hatten, nur über sie lächelten. Aber mein Gott — diese Käuze sind selten geworden und konnten gewiß nichts für ihre geheimen Gedanken.

Ich hatte bisher nur eine lose und unklare Vorstellung von dem Inhalt des medizinischen Studiums gehabt. Nun war ich plötzlich und unvorbereitet mitten hineinversetzt. Ich trat in einen Saal, in dem viele Leichen lagen. Ich

hatte noch nie einen Toten gesehen und war auf eine starke Erschütterung gefaßt. Aber ich hatte unnötig gebangt. Hier war kein Tod, hier war nur Schönheit, Körper an Körper. Ich stand wie vor einem großen Bild, in einer Galerie von Skulpturen, und durfte Glieder sehen, die ein großer Schöpfer hingeworfen hatte zu einem seltsamen Schlafe, Leiber, verwittert und alt und jung, Gesichter mit offenen Lippen, wie mit einem Unsichtbaren redend. Ich war in eine Bildhauerwerkstatt getreten, und ich sollte selber an diesen Leibern arbeiten. Aber es war kein Meißel, den ich in der Hand hielt, sondern ein feines Messer, und es war kein Lehm oder Marmor, daran ich bildete, sondern Fleisch und Blut eines toten Körpers, der einst ein Mensch gewesen war.

Mir wurde das Bein einer Frau zugeteilt; am übrigen Körper arbeiteten fünf andre Studenten. Ich schnitt ein und legte einen Muskel bloß. Wie schön, wie wunderschön. Ein Muskel! Nicht eine rohe und ungeordnete Masse, wie ich geglaubt, sondern ein zartes, feingebautes und zu bestimmtem Zweck in Anfang und Ende verlaufendes Gebilde, eine eigne Persönlichkeit so gut wie ein ganzer Mensch. Ein Etwas in tiefroter Farbe, silberglänzend ein Häutchen darüber, das in eine schöne weiße Sehne auslief. Und daneben geheimnisvolle Bündel, Rohre und Stränge, weiß und gelb und bläulich, die Leitungen von Blut und Nervenkraft. Mir gegenüber arbeitete eine Studentin, an meiner Seite ein hellblickender Junge mit blauen Augen; und wir halfen uns, wo wir allein nicht zurechtkamen.

Wir waren von großem Eifer beseelt und waren es immer, wenn wir miteinander arbeiteten. Allmählich wagte sich ein freundliches oder ein lustiges Wort dazwischen, das erlösend und erquickend wirkte bei der angestrengten Arbeit. Wir wußten nicht, daß der Laie nur mit Grauen an unser Handwerk dachte und uns als sittlich niederstehende und verrohte Geschöpfe betrachtete, und vollends die Frauen. Wie konnte eine Frau, die ein zartes Empfinden besaß, mitten unter Männern an blutenden Leichen herumschneiden. Aber wir wußten es glücklicherweise nicht besser und arbeiteten. Wir zerlegten einen Körperteil um den andern und freuten uns miteinander der gewonnenen Weisheiten; wir kamen in Streit, wir griffen an und verteidigten über einer Leiche und waren glücklich, wenn wir am Ende dem Ding auf den Grund kamen.

Und einmal war auch der Tod unter uns. Nicht bei den nackten Körpern. Ein Armer von der Landstraße, den man an einem Baume gefunden hatte. In seinen zerrissenen Kleidern, die Hände um den Hals, der noch den Strick trug, aber ein abgestorbenes Lächeln um den Mund. Wir standen stumm und zitternd. Der Arme. Nein, der Glückliche! Das war ein Mensch, dem das Leben entflohen war.

Die Kameradschaft von der Leiche her bewährte sich. Man war bei der Arbeit aufeinander angewiesen, man wollte auch Farbe bekennen auf der Straße und im alltäglichen Leben. Es bildete sich ein kleiner Kreis von Studenten und Studentinnen nach Wahlverwandtschaft, man unternahm Ausflüge und Bergfahrten, man streifte durch die Wälder und Dörfer, Sommer und Winter. Man

las das neueste deutsche Drama, und es fiel einem ein, in die schöne Winternacht hinauszugehen und die Berge zu durchwandern. Wir liefen über die gefrorenen Felder, der Mondschein blinkte und umfloß uns, der Schnee zerknirschte, und schwarz stachen die Schatten und Spitzen des Waldes in den Himmel; wir wanderten, sangen und schwiegen, der Schnee lastete auf den großen Zweigen der Tannen und drückte sie nieder, und ein aufgescheuchter Vogel floh. Gegen Morgen zogen wir durch ein schlafendes Dorf, kein Laut in Haus und Stall, nur ein einsames Licht in einem Fenster, und als wir vorüberkamen, sahen wir ein Bett dahinter und eine kranke Frau, und ein Mann saß daran und hielt ihre Hand.

Im nächsten Dorfe klopften wir ans Wirtshaus; uns fror und wir hatten Hunger; aber erst als wir eine Viertelstunde an die Läden geschlagen, durch die stille Nacht gerufen und eine Glocke heruntergerissen hatten, wachte die Wirtin auf und leuchtete in den Schnee herunter. Wir baten um heißen Kaffee, und während er auf dem Herde brodelte und duftete, zogen wir die trockenen Strümpfe an, die uns die Wirtin brachte.

Wir suchten dem Winter ein Lächeln abzugewinnen. Wir griffen ihm ins Haar und machten uns Schneemänner daraus, hoch in den Bergen, wir spannten ihn vor unsern kleinen Schlitten und sausten den Abhang herunter, und die Mädchen konnten's so gut wie die Buben; wir fuhren auf Skiern über die Berge und lachten uns aus, wenn eines im Schnee stecken blieb.

Oder der Herrgott hatte Blüten auf die Bäume geschneit und schickte Bienen und Schmetterlinge zu uns: es sei eine Sünde, die Vorlesung zu besuchen und dumpfe Weisheit zu brüten, wenn er draußen spazieren gehe. Dann stand die lustige Klara vor mir und probierte, und ich stellte mich taub und pflichtbeflissen, um ihre Zorn- und Schmollwinkel am Munde zu sehen; aber immer gerade, wenn der Professor hereintrat und die Vorlesung begann, wischten wir aus und flogen frohlockend in die Berge. Dort wartete schon der Herrgott, drohte uns lachend mit dem Finger und führte uns durch die Matten. Er bräunte die Halme für uns, ließ ein Gewitter donnern und einen See blinken, er setzte einen Nachen darauf und zog uns übers Wasser, er nahm gelbe und blaue Blumen und schenkte sie uns, er riß Bäume aus und warf sie über den Weg, daß wir darüber springen konnten, er ließ Heu an der Sonne dörren, gab uns Gabeln in die Hand und ließ einen Wagen mit brüllenden Kühen vorfahren, daß wir aufladen konnten.

Damals war der Herrgott sehr gut.

Und einmal wollte er uns den Sturm zeigen. Er rief uns nachts heraus, wir nahmen Laternen mit und Stöcke und Wettermäntel und stiegen auf den Berg; und oben schickte er seinen grimmigsten Sturm über uns, warf uns an die Bäume, löschte die Laterne aus und pfiff und krachte und heulte und schlug uns den Regen um die Ohren; herrlich war's.

Eine merkwürdige Schicksalslaune hatte es gefügt, daß Peter in eine Nachbarstadt verschlagen wurde, und es ging ein Herüber und Hinüber zwischen

uns wie unter Schwalbennestern im Sommer. Ich nahm ihn nach Sankt Ulrich, wo wir im Bache badeten und uns unters Mühlrad stellten, wir zeigten uns Lieblingsplätze in jedem Wald, die verstecktesten Täler und die Winkel, wo die meisten Drosseln schlugen.

Aber das heimlichste und zarteste von allem war Anne. Ich schöpfte aus dem Golde ihrer Liebe stündlich, und sie gab und bot den ganzen Reichtum ihrer Seele. Das ist zu tief und gut, als daß ich's sagen könnte. Ich habe eine Frau anbeten lernen, je tiefer sie mich auf den Grund ihres Herzens blicken ließ. Da drinnen war es warm und licht von Liebe, und jeder Seufzer eines Armen fand einen Widerhall. Groß und rein wie nur das Echte und Unverlierbare. Ein Kind mit schmerzlich großen, verwunderten Augen, ein Engel mit zerbrechlichen Flügeln. Ich dachte an sie jede Stunde, die Arbeit floß mir leicht von der Hand, und in freien Stunden schrieb ich Feuilletons in Zeitungen, um Rosen für sie zu kaufen. Dann kamen die Nächte ohne Schlaf, in denen ich nur an sie denken durfte, in denen ich ihre Gedanken spürte, obwohl sie fern war, und sie sah und wußte, daß sie bei mir war. Oft nahm ich wohl die Geige und saß am Bettrand und spielte leise und sehnsüchtig, und meine Finger waren leicht und merkwürdig gewandt.

Wir hatten uns ein paarmal gesehen in den Ferien, es waren Sommer- und Herbsttage, unaussprechlich gefüllt mit unsrer Liebe; ein Kirchlein im Walde und Vollmond darüber! und wir gingen über die Wiesen und hielten unsre Hand. Und immer schwerer wurde der Abschied und immer bitterer die Entbehrung. Wir haben wohl viel gelitten in unsrer Sehnsucht nach uns.

Nun wollte Anne mich im Wald besuchen.

Da war sie nun in meiner dunkeln Stube und füllte sie mit Glück und Lachen an. Ich nahm das Kind und führte es auf einen blauen Berg. Dort stand ein altes Schloß mit Brunnen, Garten und Mauern, wir brachen die roten Blumen und badeten in trunkener Schönheit. Der Morgenwind rüttelte die Bäume, der Abendwind schlug an die Scheiben, die Sonne ging auf und unter, aber sie sah kein größeres Glück auf ihrer Bahn als in dem blühenden Garten.

„Schatz, ich bin zu dir gekommen."

„Ja, du sollst nun bei mir bleiben."

„Ich darf nicht, Schatz. Was haben wir uns versprochen?"

„Herzi. Vertraust du mir?"

„Ja, Schatzi."

„Ich hab' dich tiefer lieb, als du glaubst."

„Nein, Schatz, ich weiß es."

Und sie legte ihren Kopf an meine Brust und ließ sich hinaufführen. Und sie schlief die Nacht, und ich lag auf der Schwelle ihres Zimmers und behütete sie. Heilig wie ein Kind.

Und am Morgen küßte sie mich auf die Stirn. „Ich danke dir."

Jener Tag leuchtet durch mein Leben vor allen Tagen, die ich lebte. Wir saßen im Wagen und fuhren durch reife Felder, die Schnitter hatten die Sensen

in der Hand, und die Bauern grüßten. Denn wir sahen aus wie zwei Glückskinder aus dem Märchen.

Und an einem Garten ließ ich halten und sprang heraus und holte die schönsten Rosen und brachte sie ihr in die Kutsche. Der Kutscher knallte, und die Braunen zogen an und trabten weiter durch sonniges Land, und wir küßten uns.

Da hab' ich sie heimgebracht, weit, weit bis in die große Stadt im Norden — wir konnten uns nicht trennen vor Glück und großem Schmerz.

(Schluß folgt)

Naturwissenschaftliche Revue

Unsre heutige Revue steht unter dem Zeichen der Zoologie. Hat sie doch zunächst über die Beendigung der Neuausgabe der „Vögel Mitteleuropas“[1]) von J. Fr. Neumann zu berichten, deren 1. Band als letzterschienener des großen Werkes nun vorliegt. Seinen Inhalt bildet der allgemeine Teil und der Anfang der Singvögel, nämlich die der Nachtigall verwandten und die Drosseln. Die Verlagshandlung und der Herausgeber Dr. Hennicke können mit Befriedigung auf dieses einzige Werk mit seinen wunderbar schönen Abbildungen blicken. Dem deutschen Leser wird damit für einen äußerst billigen Preis ein Hilfsmittel an die Hand gegeben, um das ihn die Leser aller andern Nationen wohl beneiden können. Nächstdem können wir auf das mit dem 3. Bande beendigte, von Marshall verfaßte Werk: „Die Tiere der Erde“[2]) hinweisen, der neben dem Schluß der Vögel die Kriechtiere, Lurche, Fische und die niederen Tiere enthält. Sind auch diese letzteren Abteilungen nur kurz weggekommen, so dürfte damit doch das Bedürfnis eines Familienbuches, was doch „Die Tiere der Erde“ sein wollen, vollauf befriedigt sein. Als Anhang dazu erscheint jetzt eine eingehendere Schilderung „unserer Haustiere“,[3]) deren 1. Lieferung bereits dafür spricht, daß es eine würdige Fortsetzung des größeren Werkes werden wird. An den Lehrer wendet sich das von Landois verfaßte, „Das Studium der Zoologie mit besonderer Rücksicht auf das Zeichnen der Tierformen“[4]) betitelte Handbuch, das wohl geeignet sein wird, den Unterricht lebendig zu gestalten. Dazu sind die Umrisse höherer Tiere in Liniennetze eingetragen — ein vortrefflicher Gedanke, dessen Ausführung allerdings etwas künstlerischer hätte durchgeführt werden können. Dem Gartenbesitzer und Landmann sei Lohrenz' Buch: „Nützliche und schädliche Insekten in Garten und Feld“[5]) empfohlen, das auf 250 Abbildungen seine Freunde und Feinde aus dem Reiche der Kerbtiere in schöner Darstellung vorführt und ihn mit den Mitteln zum Schutz gegen die Schädlinge bekannt macht. Der Jagdliebhaber wiederum greife zu „Morgans Fischotter und seine Jagd- und Fangarten“.[6]) Noch ist es nicht gelungen, den gefährlichen Fischräuber auszurotten, er setzt List gegen List, doch lehrt das in zweiter Auflage vorliegende, auch interessante Abenteuer bringende Buch, wie man

---

[1]) Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus (Reuß). 12 M.
[2]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 3 Bde. Geb. 36 M.
[3]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 1. Lieferung 60 Pf.
[4]) Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.
[5]) Gesenius, Halle a. S. 3,20 M.
[6]) Karl Mitschke, Wien. 2. Aufl.

ihm doch beikommen kann. Den Schöpfer der Lehre, welche die Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt erklärte, Darwin selbst, hat Lublinski zum Gegenstand einer „Apologie und Kritik“ [1]) gemacht, die das Leben des großen Briten mit Wärme schildert, seine Lehre aber mit wohl nicht immer gerechtfertigter Ironie zu entwerten sucht. Die Arbeit charakterisiert der Ausspruch, daß sich ein Kreislauf vollendet habe von der Aesthetik und Naturphilosophie (Goethe, Novalis, Schelling) durch die „exakte“ Wissenschaft hindurch (Darwin) zur Aesthetik zurück (Nietzsche)! In die sonst nur durch die Natur bewirkte Zuchtwahl sucht jetzt der Mensch nach Kräften einzugreifen, indem er unterscheidet, was ihm schädlich und nützlich ist. Jede Aufklärung ist darüber willkommen, so die Schrift von Sander „über die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unsrer kolonialen Landwirtschaft und die Bedingungen ihres Vorkommens“ [2]) und der von W. Herwig erstattete 1. und 2. Jahresbericht: über die „Beteiligung Deutschlands an der internationalen Meeresforschung“, [3]) der namentlich über die biologischen Verhältnisse und Wanderungen der Fische der Nord- und Ostsee Aufklärung zu schaffen sucht.

Auf botanischem Gebiet hilft der 3. Band von Michaels „Führer für Pilzfreunde“ [4]) mit seinen von Schmalfuß gemalten einzig schönen Tafeln, die 131 Pilzgruppen vorführen, Schädliches von Nützlichem zu sondern, während Ehrhards „geographische Verbreitung der für die Industrie wichtigen Kautschuk- und Guttaperchapflanzen“ [5]) namentlich der Elektrotechnik einen guten Dienst leisten wird. Den „Bau und das Leben der Pflanzen“ [6]) beschreiben Vierhapper und Linsbauer in gemeinverständlicher Weise in einer Reihe von Vorträgen, die sie 1903 in einem volkstümlichen Hochschulkursus in Wien gehalten haben. Ebenso schickt sich Francé an, das „Leben der Pflanzen“ [7]) in einer Weise zu schildern, die sein Buch als ein Gegenstück von Brehms Tierleben erscheinen läßt, beginnt die Veröffentlichung des von dem jüngst verstorbenen Erzherzog Josef von Oesterreich verfaßten Lieferungswerkes, dessen Gegenstand die in „Kneipps Schriften vorkommenden Heilpflanzen“ bilden, [8]) wozu seine Tochter, die Fürstin von Thurn und Taxis, die Tafeln gemalt hat. Von Söhns Schrift: „Unsere Pflanzen“, [9]) welche die Bedeutung der Pflanzen in Mythologie und Volksaberglauben behandelt, liegt nunmehr die dritte vermehrte Auflage vor.

Hatte nun Darwin gezeigt, wie die Entstehung der organischen Welt geschehen sein kann, so hat man auch keine Mühe gescheut, die Art, wie die Schöpfung des Weltganzen vor sich gegangen sein könne, darzustellen. Sie sucht Zehnder in seinem „Leben im Weltall“ [10]) aus atomistischer Anschauung zu erklären, wobei als Grundlage für die organischen Körper eine röhrenförmige Anordnung der Atome zu „Fistellen“ erscheint. Die „Weltschöpfung“ [11]) schildert W. Meyer, indem er die früheren Darstellungen durch Berücksichtigung des Radiums erweitert. Ueber manche Schwierigkeit bei Entwicklung der organischen Welt helfen ihm kühne Hypothesen hinweg, so die, daß Erdachse und

---

[1]) Theodor Thomas, Leipzig. 2,40 M.

[2]) „Angewandte Geographie“, redigiert von K. Dove. 1. Serie, 11. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1,50 M.

[3]) Otto Salle, Berlin. 6 M.

[4]) Förster & Borries, Zwickau i. S. 6 M.

[5]) „Angewandte Geographie“, redigiert von K. Dove. 1. Serie, 9. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1,20 M.

[6]) Karl Konegen, Wien.

[7]) Verlag des „Kosmos“, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Die Lieferung 1 M.

[8]) W. Wunderling, Regensburg. Die Lieferung 60 Pf.

[9]) B. G. Teubner, Leipzig. 2,60 M.

[10]) J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig.

[11]) Verlag des „Kosmos“, Franckhsche Buchhandlung, Stuttgart. 1 M.

Massenanhäufung am Aequator ihre Lage fortwährend ändern, daß die Erde einen zweiten Mond gehabt habe, der auf sie gestürzt sei u. dgl. m. In noch weniger zu rechtfertigender Weise läßt Schubert in seiner Schrift: „Die Entstehung der Planeten, Sonnen- und Doppelsternsysteme und aller Bewegungen in denselben, aus den Elementen ihrer Bahnlinien nachgewiesen,"[1] hinsichtlich der Weltbildung seiner Phantasie freien Lauf, will Ziegler die „wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums"[2] aus philosophischen Ueberlegungen mit allerlei mystischen Zutaten erklären; Schriften, denen so wenige naturwissenschaftliche Kenntnisse zugrunde liegen, wie die von Elbe-Carnitz über „die natürlichen Ursachen der Eiszeit"[3] und die Frage, „warum der Mensch kein Haarkleid hat,"[4] verdienen nicht die auf sie verwandte Druckerschwärze.

Wer sich über unsre gegenwärtige Kenntnis von astronomischen Dingen unterrichten will, der greife doch zu der von Schwalbe und Böttger gelieferten Bearbeitung von Schödlers „Buch der Natur",[5] die allerneuesten Fortschritte in allen Naturwissenschaften aber findet er in dem von Wildermann herausgegebenen „Jahrbuch der Naturwissenschaften",[6] dessen neunzehnter Jahrgang nun vorliegt. Ueber geologische Fragen der Neuzeit unterrichtet C. Schmidt in seinen „geologischen Reiseskizzen und Universalhypothesen",[7] die über das Aufrechtzuhaltende in Darwins Hypothese aufklärt und aus dem Verfolg ihrer Geschichte das Antlitz entwickelt, das die Erde gegenwärtig zeigt. Einzelschilderungen der Teile dieses Antlitzes machen uns mit ihm immer vertrauter. Eine solche geben Merzbacher in seiner „Forschungsreise im Thian-schan",[8] Steindorff in der Beschreibung seiner Reise „durch die Libysche Wüste zur Amonsoase",[9] die mit photographischen Aufnahmen des Barons von Grünau geschmückt ist. Schildert jene die geologischen und geographischen Verhältnisse eines bisher so unbekannten Gebietes, daß ihr Verfasser den dessen Knotenpunkt bildenden Gebirgsstock erst entdecken und Pic Nikolai-Michailowitsch benennen konnte, so sucht diese im Altertum oft besuchte Gegenden auf und ist bemüht, in den noch vorhandenen Resten die durch Erdbeben zerstörten Heiligtümer, die früher so große Verehrung genossen, wieder aufzufinden. Will der Leser aber wissen, wie sich die Verhältnisse im Süden des schwarzen Erdteils, deren Entwicklung wir Deutschen ja mit so großem Anteil gefolgt sind, gestaltet haben, dann greife er zu Nebels „Transvaalsphinx",[10] eine Schrift, die viel Aufklärendes, aber wenig Erfreuliches enthält und vor einer Auswanderung nach Transvaal dringend warnt; denn der Wohlstand des Landes ist für lange Zeit vernichtet.

In die ältesten Zeiten menschlicher Kultur führen uns Merckels „Bilder aus der Ingenieurtechnik".[11] Sie zeigen, was die alten Babylonier und Aegypter viele tausend Jahre vor Christi Geburt bereits geleistet haben, viel mehr, als man bisher annehmen zu dürfen glaubte, aber auch sie erfüllen uns mit Wehmut, wenn wir die Gegenden und ihre Bewohner in der Jetztzeit betrachten: heruntergekommene Menschen in öder Gegend, ein trauriges Bild der Vergänglichkeit. Da gereicht freilich ein Blick auf die neuen Errungenschaften der Technik, vor allem der Elektrotechnik, wiederum zum Troste, die ja

---

[1]) C. Kreuschmer, Bunzlau. 3 M.

[2]) Art. Institut. Orell Füßli, Zürich. 2. Aufl. 1,50 M.

[3]) und [4]) Kommissionsverlag H. Dannenberg & Cie., Stettin. 75 Pf. und 1,50 M.

[5]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 23. Aufl. 6 M.

[6]) Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. 6 M.

[7]) Benno Schwabe, Basel. 1 M.

[8]) Sonderabdruck der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in München. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), München.

[9]) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. „Land und Leute" Nr. 19. 4 M.

[10]) W. Baensch, Berlin.

[11]) B. G. Teubner, Leipzig. „Aus Natur und Geisteswelt". 60. Bändchen. 1 M.

auch ermöglichen, mit den uns auf Erden zur Verfügung stehenden Kraftvorräten sparsam umzugehen. Dynamomaschinen aber müssen rasch laufen, diesen zu gefallen hat man ältere Ideen wieder aufgenommen, wie man sich aus Patschkes Schrift: „Transversalturbinen für elastische Kraftmittel, Wasserdampf, Luft, schwefelige Säure, Kraftgas u. dgl."[1] überzeugen kann, welche die Ersatzmittel für die Kolbendampfmaschine beschreibt. So macht auch Freiherr von Lade darauf aufmerksam, daß das „Problem der unmittelbaren Ausnutzung der Sonnenenergie"[2] vielleicht dadurch gelöst werden könne, daß man die mittels Spiegeln konzentrierten Sonnenstrahlen Thermoströme erzeugen und mittels dieser Sammlerbatterien laden läßt.

Auf noch ältere Zeiten, wie die der Babylonier und Aegypter, führt E. Weber die „Ursachen der Rechtshändigkeit"[3] zurück, der nebst ihren Folgen er ein Buch gewidmet hat. Sie hat sich nach seiner Ansicht durch die linksseitige Lage des Herzens entwickelt, indem in jener ältesten Zeit fortgesetzten Kampfes Rechtshändige im allgemeinen weniger schweren Verwundungen ausgesetzt waren wie Linkshändige. Den Grund des Unterschiedes in dem Gesange geschulter und ungeschulter Sänger hat Barth durch interessante Versuche in seiner Schrift: „Zur Lehre vom Tonansatz auf Grund physiologischer und anatomischer Untersuchungen"[4] dahin festgestellt, daß jene beim Singen höherer Töne den Kehlkopf herabdrücken, diese ihn heben.

Wer sich ohne besondere Vorkenntnisse chemisches Wissen aneignen will, findet im Studium von Ostwalds „Schule der Chemie"[5] beste Gelegenheit, die jetzt vollständig vorliegt; dem Vorgebildeteren wird der 2. Band der unter Mitwirkung von H. Cloeren von A. Classen bearbeiteten „ausgewählten Methoden der analytischen Chemie"[6] willkommen sein, ebenso wie das 2. Heft von Backhuis-Roozebooms „heterogenen Gleichgewichten vom Standpunkt der Phasenlehre"[7] und der ersten Hälfte des 3. Bandes von Weinsteins „Thermodynamik und Kinetik der Körper",[8] der die verdünnten Lösungen, die Dissoziation und den ersten Teil der Thermodynamik der Elektrizität und des Magnetismus behandelt. Anwendungen der Chemie und Physik geben das 1. Heft von van 't Hoffs Schrift: „Zur Bildung ozeanischer Salzablagerungen",[9] das auf die Entstehung der Kalisalzlager Deutschlands Licht zu werfen geeignet ist, und Righis und Dessaus „Telegraphie ohne Draht",[10] eine Schrift, die den, der es wünscht, über die wie ein Märchen klingende jüngste Errungenschaft der Elektrotechnik aufklärt. Wer aber wünschte nicht noch mehr, nämlich zu einem eingehenderen Verständnis des Wesens der Elektrizität zu gelangen? Dafür ist es nun selbstverständlich nur möglich, Annahmen zu machen, und eine solche, die ein einheitliches Bild gewährt, findet sich in J. J. Thomsons „Elektrizität und Materie",[11] die unter der Annahme der Elektronen oder Korpuskulen, die als Uratome die Grundlage aller elektrischen Erscheinungen, aber in ihrer Zusammensetzung die chemischen Atome bilden und so klein sind, daß ihre Masse nur ein Tausendstel von der Masse des leichtesten aller Atome, nämlich des Wasserstoffsatoms, beträgt, alle einschlägigen Erscheinungen erklärt. Auch die so merkwürdigen Tatsachen der Radioaktivität werden darauf zurückgeführt. Doch muß

---

[1]) Max Röder, Mülheim (Ruhr). 2,50 M.
[2]) Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Köln.
[3]) Karl Marhold, Halle a. S. 1,50 M.
[4]) A. Hirschwald, Berlin.
[5]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
[6]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 20 M.
[7]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 12,50 M.
[8]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 12 M.
[9]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 4 M.
[10]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
[11]) Deutsch von G. Siebert. Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 3 M.

man bedenken, daß wir hinsichtlich dieser Dinge noch am Anfange unsrer Kenntnisse stehen und daß deshalb die äußerste Vorsicht angewandt werden muß, wenn man nicht das Opfer von Täuschungen werden will, wie dies beispielsweise hinsichtlich der sogenannten n-Strahlen Blondlot neuerdings geworden sein möchte.

Literarische Berichte

Entstehung der deutschen Frauenbewegung. Eine soziologische Betrachtung. Von Waldemar Mitscherlich. Berlin 1905, Puttkammer & Mühlbrecht.

Die vorliegende Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, was die Gesellschaft, als Ganzes betrachtet, zur Hervorbringung der Frauenbewegung beigetragen hat; der Verfasser will noch zwei andre Broschüren folgen lassen, um das Werden dieser wichtigen sozialen Erscheinung nach allen Seiten hin möglichst aufzudecken. Bei dem geringen Umfange der Schrift ist es klar, daß sie sich nur auf die allgemeinsten Andeutungen beschränken kann; doch enthält sie eine im ganzen erschöpfende Uebersicht aller hier in Betracht kommenden Momente und kann für eine erste Orientierung auf dem Gebiete der Frauenbewegung bestens empfohlen werden. Am Schluß wird die hauptsächlichste Literatur aller Parteirichtungen angeführt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Von Hans Rau. Mit zahlreichen Porträts. Berlin W. 30, 1904. H. Barsdorf.

Nach Rau ist „der Mensch Grillparzer bis auf den heutigen Tag nur wenig verstanden worden". Sein Liebesleben insbesondere scheint ihm noch nicht genügend aufgeklärt. R. hat dabei wesentlich die gleichgeschlechtliche Liebe, die Liebe zum Manne, im Auge. Das Material, das er gesammelt, ist in der Tat beachtenswert. Aber ein gewisses abschließendes Urteil scheint uns doch erst möglich, wenn auch die bis zum Jahr 1920 noch versiegelten Korrespondenzen Grillparzers für weitere Untersuchung zugänglich sind. Was Rau als gleichgeschlechtliche Liebe bezeichnet, scheint uns nur eine enthusiastische Freundschaft zu sein.

E. M.

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. Von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann.

Der Verfasser zeigt wiederum in diesem Werke, daß er als feiner Beobachter und Menschenkenner auch tief in das Leben des Kindes einzudringen versteht. Die Entwicklung des Titelhelden Asmus Semper, seine inhaltreichen Kinderjahre, sein Eintritt in die Schule und endlich in seinen Beruf sind meisterhaft geschildert. Alle andern Charaktere der Familie Semper sind lebenswahr gezeichnet. Vater Ludwig und Sohn Asmus erwecken besondere Sympathie. Der Hauptwert dieses Romans liegt in seiner gesunden, idealen Richtung im Gegensatz zu der sehr verbreiteten realistisch-pessimistischen Strömung unsrer heutigen Literatur.

J. A.

L'individualisme anarchiste. Max Stirner. Par Victor Basch. Paris 1904. Felix Alcan.

Also auch in Frankreich beschäftigt man sich jetzt mit jenem wunderlichen Gesellen, der den „Einzigen und sein Eigentum" verfaßt hat! Offenbar im Zusammenhang mit der von Nietzsche ausgehenden und zu ihm strebenden literarischen Bewegung. Auch Basch ist der (wie wir glauben unrichtigen) Ansicht, daß beide zusammengehören. Aber da er ihn in zutreffender Weise mit dem theoretischen Anarchismus in Zusammenhang bringt und bei dieser Gelegenheit so viel Gutes und Schönes sagt, so wollen wir wegen des ersten Punktes nicht mit ihm rechten.

M. D.

System des objektiven Idealismus. Von Julius Bergmann. Marburg, N. G. Elwert.

Da dies Buch nur den Fachphilosophen verständlich sein dürfte — womit keinerlei Tadel ausgesprochen werden soll —, so kann an dieser Stelle von ihm eigentlich nichts andres gesagt werden, als daß es da ist. Dennoch möchten wir hinzufügen, daß diese auch „Unzeitgemäßen Betrachtungen" eines Metaphysikers durch ihren Ernst und ihre Gründlichkeit zur Bewunderung zwingen.

M. D.

Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Auswahl Kinkelscher Dichtungen von Dr. Joesten. Köln 1904, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G.

In mehreren Aufsätzen, die zugleich Sach-

kenntnis und liebevolles Verständnis zeigen, wird das Andenken des heute im allgemeinen nicht mehr gebührend gewürdigten Dichters erneuert. Für die Literaturgeschichte wertvoll dürften besonders die Abhandlungen über den „Maikäferbund in Bonn“ und über die „Sturm- und Drangzeit des Dichters“ sein, in denen manches Neue und für die Charakteristik Kinkels Wichtige zutage tritt. B.

La logique des sentiments. Par Th. Ribot. Paris 1905. Felix Alcan.

Was haben Logik und Gefühl miteinander gemein? Ribot analysiert in seiner ansprechenden, leichtverständlichen Weise die Ueberlegungen, Schlüsse und Ueberzeugungen, zu denen unser Gefühlsleben gelangt; er zeigt jene vor der strengen Logik nicht stichhaltenden Formen auf, in denen unser wirkliches, von Affekten bewegtes Denken sich bewegt. Dabei erfährt auch die schöpferische Einbildungskraft eine Durchleuchtung, die seine Struktur recht gut kennen lehrt. Wie die beweislose Logik des Herzens organisiert ist und worin ihr unvergängliches, eigenartiges Recht besteht, das wird in diesem Buch zum erstenmal von kundiger Hand enthüllt. M. D.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von John Westerblad und C. G. Moren. Brief 1—4.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. Heinrich Saberski, unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 1—4. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Die Vorzüge der Methode Toussaint-Langenscheidt sind so allgemein anerkannt, daß jedes Wort der Empfehlung überflüssig ist und der Referent weiter nichts zu tun hat, als auf das Erscheinen der beiden obengenannten Unterrichtswerke hinzuweisen. Die erste Lektion bringt wie in den bisher erschienenen Unterrichtswerken eine gründliche und erschöpfende, äußerst klare Darstellung der Aussprache; dann beginnt im schwedischen Teile die Novelle von Frans Hedberg (geboren 1828 in Stockholm, Verfasser beliebter Bühnenwerke und Novellen), „Två fruar“ („Zwei Frauen“), im italienischen der Roman von Salvatore Farina „Il signor Io“. Den Texten schließen sich dann in der bekannten Weise die nötigen Erläuterungen und Uebungsbeispiele an. In beiden Werken umfassen die ersten vier Briefe (Lektion 1—8) in grammatischer Hinsicht im wesentlichen die Lehre vom Substantivum, Adjektivum, Pronomen, alles aber an der Hand des in dem Texte dargebotenen Sprachmaterials in der bekannten meisterhaften Weise entwickelt und dargelegt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Von Alfred Leicht. Leipzig 1904. Dürrsche Buchhandlung.

Das Schriftchen, der Vorbote einer umfassenden Lebensbeschreibung, schildert die Begründung der im Titel genannten Disziplin durch Lazarus. Es dient der Abwehr falscher Urteile, die sich bald nach dem Tode des verdienstvollen philosophischen Schriftstellers hervorgewagt hatten, und gibt dokumentarisch belegte Aufschlüsse über sein Wirken. Alle Verehrer des Verstorbenen werden mit Freude von dem Vorhandensein des kleinen Buches Kenntnis nehmen. M. D.

Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Von M. Ascher. Berlin, Herm. Ehbock, o. J.

Mit warmen Worten tritt der Verfasser für die Pflege des Gemütes ein. Er glaubt an einen höheren Sinn des Lebens und verteidigt einen gesunden Optimismus. Die durch Sittlichkeit veredelte Freude, das Aufgehen in eine reine und allgemeine Menschlichkeit werden als Zielpunkte dargestellt. Neben diesen positiven Angaben steht eine — manchmal recht scharfe — Kritik, die sich gegen das leere Dahinleben und gegen die unleugbaren Mängel des wissenschaftlichen Betriebes richtet. M. D.

Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung von Rudolf Goldscheid. I. Band. Leipzig, O. R. Reisland. 1902.

Die genauere Besprechung dieses Werkes soll bis zum Erscheinen des zweiten Bandes aufgeschoben werden. Was bisher vorliegt, ist eine Untersuchung von vielen psychologischen, sozialen und ethischen Fragen, die teils rein theoretisch verläuft, teils aber auch sehr entschieden in die religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart eingreift. Man wird dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen können, daß er mit gründlichen und eignen Erwägungen an die Probleme herantritt und auch dem Andersgesinnten Anlaß zum ernsten Nachdenken gibt. M. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Andrejew, Leonid, Das rote Lachen. Fragmente einer aufgefundenen Handschrift. Einzige Uebertragung aus dem Russischen von August Scholz. Berlin, Scholz & Co. (Verlag „Snanije") M. 1.20.

Arndt, A., Betrachtungen zu einer Erneuerung unseres Lebens. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.40.

Auersperg, Guido, Rosen und Dornen. Lyrische Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.50.

Beta, Ottomar, Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. Rudolstadt, Karl Keil. M. 4.—.

Borght, Dr. R. van der, Finanzwissenschaft. Band 148 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 80 Pf.

Brill, Otto, Tau und Blut. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.—.

Brockdorff, Frigga, Es wurde Tag — Es wurde Nacht. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Cherbuliez, Victor, Die Kunst und die Natur. Uebersetzt von H. Weber. Ascona. C. v. Schmidtz. M. 2.35.

Delius, Rudolf von, Aus dem Bildersaal der Seele. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.—.

Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Ausland-Deutschen. Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Zweites Buch. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 5.—.

Dincklage, Friedr. von, Mausfall-Marie. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—.

Döring, Fritz, Königsträume. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 5.—.

Dornau, C. v., Grad dör! Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—.

Eisner, Oskar, Lyrische Blüten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Engel, Dr. August, Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 80 Pf.

Ferry, Edmond, La France en Afrique. Paris, Librairie Armand Colin. Fr. 3.50.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. 1. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. Vollständig in 26 Lieferungen mit 350 Abbildungen und 50 Tafeln und Karten. Lieferung 3 bis 6 à M. 1.—. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung.

Friedensburg, Walter, Die ersten Jesuiten in Deutschland. Halle a. S., Rudolf Haupt.

Gaston-Routier, Le Capitaine Saint-Méry (1869—1870). Roman documentaire. Paris, Albert Fontemoing. Fr. 3.50.

Geißler, Max, Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig, L. Staackmann. M. 5.—.

Glaß, Dr. Max, Klassische und romantische Satire. Eine vergleichende Studie. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.—.

Goldschmidt, Moritz, Juan Villegas. Frankfurt a. M., M. Goldschmidts Verlag.

Grimm, Brüder, Walthari-Lied. — Der arme Heinrich. — Lieder der alten Edda. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schultze.

Guérard, W. v., Wir alle. Nach dem allegorischen Schauspiel „Everyman". Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.25.

Harpf, Dr. Adolf, Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 5.—.

Hauptmann, Carl, Miniaturen. Kleine Skizzen. München, Georg D. W. Callwey. M. 3.—.

Hauptmann, Carl, Die Austreibung. Tragisches Schauspiel in vier Akten. München, G. D. W. Callwey. M. 3.—.

Helbeck, Paul, Die Lehren des Marxismus und die revisionistischen Strömungen in der Sozialdemokratie. Elberfeld, Martini & Grüttefien. 50 Pf.

Hermann, J. A., Aus Sinim. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.

Historische Zeitschrift. (Begründet von Heinr. v. Sybel), herausgegeben von Friedrich Meinecke. 59. Band, 2. Heft. München, R. Oldenbourg.

Hitzig, Eduard, Welt und Gehirn. Ein Essay. Berlin, August Hirschwald.

Ilgen, Pedro, Unter westlichen Sternen. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Kienzl, Hermann, Dramen der Gegenwart. Graz, Leuschner & Lubensky.

Knittelfeld, Volker vom, Gedichte aller Art. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.—.

Kohl, Prof. O., Lyrische Gedichte des Malers Friedrich Müller. In Auswahl. Kreuznach, Karl Scheffel. 40 Pf.

Kohut, Dr. Adolf, Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Berlin, Richard Schröder. M. 3.—.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, 1905, Heft 5 bis 6 à 30 Pf. (pro Jahrgang 10 Hefte M. 2.50). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung.

Krause, Walter, Vae misero! Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.75.

Krauß, Ingo, Judas Ischarioth. Trauerspiel in 3 Akten. — Nur ein Mensch. Trauerspiel in 2 Akten. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Laschke, Alexander, Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.20.

Lehbert, H., Maxim Gorki. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Stuttgart, Strecker & Schröder. 60 Pf.

Loewenberg, Dr. J., Detlev von Liliencron. Mit einem Bildnis. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schultze. 50 Pf.

Lollée, Frédéric, La séduction. Histoires galantes. Avec un dessin inédit de Fragonard et des illustrations de Boucher etc. etc. Paris, Albin Michel. Fr. 3.50.
Mach, Franz, Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.
Martin, Marie, Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 50 Pf.
Meerheimb, Henriette von, Zu stolz. Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.
Merk, Emma, Freundinnen. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.
Michel, Gustav, Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Mörikes Gesammelte Schriften. Neue billige Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. In 2 Leinenbänden M. 5.—, in 2 Halbfranzbänden M. 6.50.
Morburger, Carl, „Die da gefallen sind ...“ Eine Geschichte aus den Niederungen. Wien, Szelinski & Comp.
Moulin Eckart, Richard Graf du, Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Berlin, Verlag der „Deutschen Stimmen“. M. 3.—.
Müller, Franz Xav., König Nero. Eine Hofgeschichte. Mit Holzschnitten von J. Jungwirth. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. M. 1.—.
Mutterschutz. Zeitschrift zu Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helena Stöcker. 1. Jahrgang, 1. Heft. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—.
Nathusius, Annemarie von, Die Herrin auf Bronkow. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 3.—.
Novellenbuch. Erster Band: Conr. Ferd. Meyer. E. v. Wildenbruch. Friedr. Spielhagen. Detlev v. Liliencron. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gebunden M. 1.—.
Otto, Maria, Erika. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.
Passer, Arnold von der, Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino. Mit Textillustrationen von Theodor Kühne. Leipzig, Johs. von Schalscha-Ehrenfeld. M. 3.80.
Peters, Arnold, Jugendklänge. Gedichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.—.
Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. H. Conrad. 1. Aus der Franzosenzeit. 2. Aus meiner Festungszeit. Stuttgart, Robert Lutz. Pro Band M. 1.20.
Rösiger, Prof. Dr. Ferd., Friedrich Schiller. Gedächtnisrede. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.
Schiller-Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. 2 Bände. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Pro Band gebunden M. 1.—.
Singer, Dr. Karl, Soziale Fürsorge der Weg zum Wohltun. München, R. Oldenbourg.
Sprecher, Joh. Andr. v., Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632). Dritte Auflage. Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung. M. 4.—.
Strauß und Torney, Lulu von, Das Erbe. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.
Teichmann, Dr. E., Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. M. 1.—.
Törne, Walter, Aus dem Alltag. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.
Traub, Licentiat, Die Wunder im Neuen Testament. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 40 Pf.
Vorwerg, O. Hauptmann a. D., Nationalbewußtsein. Herischdorf im Riesengebirge. Im Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—.
Vorwerg, O., Offener Brief an die Mitglieder des Alldeutschen Verbandes. Herischdorf im Riesengebirge. Im Selbstverlage des Verfassers.
Voss, Georg, Lieder eines Toten. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Was verlangen wir vom Richterstande? Von Irenäus Pilatus. Eine juristische Studie in sozial-pädagogischer Beleuchtung. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.
Welck, R. von, Gedichte. Strassburg i. E., Jos. Singer.
Werth, Peter, Kleine Leute (Lütte Lüd). Drei Einakter. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.
Wethly, Dr. Gustaf, Schiller und seine Idee von der Freiheit. Strassburg i. E., Ludolf Beust. 80 Pf.
Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 3.—.
Wille, Dr. Bruno, Das lebendige All. Idealistische Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage im Sinne Fechners. Hamburg, Leop. Voß. M. 1.—.
Windelband, Wilh., Schiller und die Gegenwart. Rede zur Gedächtnisfeier. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neue Dichterwerke und Neu-Auflagen
aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

A. Kuprin: Das Duell

Ein russischer Militärroman

Einzige autorisierte Uebersetzung von Ad. Heß
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.— :: :: ::

Die soziale und geistige Misere, die auf dem Gros des russischen Offizierkorps lastet, die traurigen und unwürdigen Zustände, unter denen der gemeine Soldat seinen Dienst tut, werden in einer Reihe plastisch hervortretender Figuren und anschaulicher Situationen dem Leser in greifbarer Unmittelbarkeit vors Auge geführt. In der Kunst sicher treffender Charakteristik und psychologischer Analyse, in der anschaulichen Schilderung gesellschaftlichen Milieus und mannigfacher Naturstimmungen ist Kuprin ein würdiger Nachfolger der großen Meister des russischen Romans. Sein künstlerisches Gewissen hat ihn auch in der vorliegenden Militärgeschichte vor tendenziösen Entstellungen und Uebertreibungen bewahrt; dafür ist das, was er hier geschaffen, ein desto zuverlässigeres und ergreifenderes Dokument der russischen Zeitgeschichte geworden.

J. Bojer, Die Macht des Glaubens. Roman. Aus dem Norwegischen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, gebunden M. 3.50

Th. Hardy, Bosheiten des Schicksals. Novellen Aus dem Englischen. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Ricarda Huch, Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. 3. Aufl. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Thusnelda Kühl, Um Ellwurth. Erzählung. 2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Emmi Lewald (E. Roland), Sylvia. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Joh. Rich. zur Megede, Der Ueberkater. Roman. 5. Auflage. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 6.50

Emmi Lewald
(Emil Roland)

Frhr. von Schlicht, Der Gardestern. Humoristischer Roman. 7. Tausend. Geh. M. 3.50, gebunden M. 4.50

B. Schulze-Smidt, Demoiselle Engel Eine Altbremer-Hausgeschichte. Reich illustriert von W. Hoffmann. 3. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

M. Serao, Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman. Aus dem Italienischen. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Friedr. Th. Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Volksausgabe in einem Bande. 18. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ernst Zahn, Die Clari-Marie. Roman. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

L. Zùccoli, Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman. Aus dem Italienischen. Illustriert. 5 Tausend. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD

MILKA

REINE SCHWEIZERMILCH
CACAO UND ZUCKER

SUCHARD

VELMA

CHOCOLAT FONDANT
LEICHT SCHMELZEND.

SUCHARD, ALLEINIGER FABRIKANT.

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

Diesem Hefte sind Prospekte der **Allgemeinen Verlags-Gesellschaft** ... der Bremer **Cigarrenfabrik Heinrich Müller in Bremen** beigegeben, ... empfohlen werden.

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1905

Stuttgart und Leipzig 1905 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXX

(Oktober bis Dezember 1905)

Seite

Die Kunst des Regierens 1

Die Japanisierung Chinas 3. 200

Prof. Dr. Marczali: Aus dem Tagebuche des Honvédgenerals Grafen Leiningen 11

Prof. Dr. O. Chiari (Wien): Die gesunde und kranke menschliche Stimme 26

Tommaso Salvini: Ein Geheimnis der Bühnenkunst 42

Sind Kabinettskriege heute noch möglich? Von einem Diplomaten . . 45

F. Loeffler: Die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland 49

Heinrich von Poschinger: Victor von Scheffel und Anton von Werner . 62

A. N. Cumming: Ist Mr. Balfour ein Freund Deutschlands? . . . 67

von Lignitz, General der Infanterie z. D.: Eine der Ursachen und das Resultat des russisch-japanischen Krieges 72

Deutschland und die auswärtige Politik 76. 129. 274

Freiherr von Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Eine politisch-historische Marinestudie 83. 182

Ludwig Finckh: Der Rosendoktor (Schluß) 93

Prof. Dr. Franz Kühl: Ueber den Begriff der Weltgeschichte 110

S. Münz: Gespräche mit Rottenburg über Bismarcks Sozialpolitik . . 138

Professor Lammasch (Wien), Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes: Die Fortbildung des internationalen Schiedsgerichtes seit der Haager Konferenz und die Kolonialgerichtsfrage 146

Professor Karl B. Hofmann (Graz): Woher beziehen die Organismen ihre Baustoffe? 158

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XIV. XV. 167. 336

Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. 191. 325

Ilka Horovitz-Barnay: Vom jungen Burgtheater 211

Fridunhelm von Ranke: Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes (Fortsetzung) 216. 308

Seite

Professor W. Mittermaier (Gießen): Ueber Nutzen und Reform unsers Strafwesens 224
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter (Fortsetzung) 229. 344
Fr. W. von Oestéren: Der Sklave. Novelle 241
Hermann Kienzl (Berlin): Vom Drama der Gegenwart. I. II. . 246. 334
A. von Brauer: Bismarcks Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik 257
Prof. **Dr. Thomsen** (Bonn): Was macht nervös? 283
Sir Charles Bruce: Großbritannien und Deutschland; der Sieg des gesunden Menschenverstandes 291
M. von Brandt: Was verstehen wir von Kolonien? 296
von Lignitz, General der Infanterie z. D.: Die Nachwehen des Krieges in Rußland 303
Dr. Fried. Noack: Piazza di Spagna. Eine kulturgeschichtliche Skizze für Romfreunde 315
Prof. **Chr. Eidam** (Nürnberg): Die Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare durch H. Conrad 353
Graf Hatzfeldts Briefe 1870/71 359
Felix Hübel: Tierbändiger. Novelle 367

Berichte aus allen Wissenschaften

Hans Gallwitz: Philosophie und Naturwissenschaft 122

Kleine Revuen

Literarische Berichte 126. 252. 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 378

Dreißigster Jahrgang | Oktober 1905. | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Die Kunst des Regierens 1
Die Japanisierung Chinas 3
Prof. **Dr. Marczali:** Aus dem Tagebuche des Honvédgenerals Grafen Leiningen . . . 11
Prof. **Dr. O. Chiari** (Wien): Die gesunde und kranke menschliche Stimme . . 26
Tommaso Salvini: Ein Geheimnis der Bühnenkunst 42
Sind Kabinettskriege heute noch möglich? Von einem Diplomaten 45
F. Loeffler: Die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland 49
Heinrich von Poschinger: Victor von Scheffel und Anton von Werner . . . 62
A. N. Cumming: Ist Mr. Balfour ein Freund Deutschlands? 67
v. Lignitz, General der Infanterie z. D.: Eine der Ursachen und das Resultat des russisch-japanischen Krieges 72
Deutschland und die auswärtige Politik 76
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Eine politisch-historische Marinestudie (Fortsetzung) . . . 83
Ludwig Finckh: Der Rosendoktor (Schluß) 93
Prof. **Dr. Franz Rühl:** Ueber den Begriff der Weltgeschichte 110
Berichte aus allen Wissenschaften.
Hans Gallwitz: Philosophie und Naturwissenschaft . . . 122
Literarische Berichte 126
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart | **Deutsche Verlags-Anstalt** | Leipzig

1905

Preis des Jahrganges 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 713 Million.
Bankvermögen	„ 244 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 125 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bitte kostenlos Katalog zu verlang. üb. d. best. **Eierleger** d. Welt, trag- u. zerlegb. **Geflügelhäuser** bess. w. Steinbau, tausende i. Betr., **Brutapparate** höchstpräm. üb. d. ganze Erde gelief., **Bruteier** all. Rass., ration. **Futtermittel**, **Geflügelzucht-Werke** 2c. Fabrikat. sämtl. **Zuchtgeräte**, f. jed. Züchter wichtg., sichern höchst. Ertrag.

Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Peips Taschen-Atlas

über alle Teile der Erde.

36 Haupt- u. 70 Nebenkarten.

Mit geograph.-statist. Notizen. Gebunden **M. 2.50.**

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Clara Viebigs

neuester Roman

„Einer Mutter Sohn“

erscheint im soeben beginnenden Jahrgang 1906 der Deutschen Illustrierten Zeitung

Ueber Land und Meer

Vierteljährlich (13 Nummern) Mark 3.50 oder 26 Hefte à 60 Pfennig
Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten :: :: :: :: ::

Die Kunst des Regierens

Trachenberg, den 8. September 1905.

Sie wünschen meine Ansicht über die „Kunst des Regierens" zu hören. Solange Staaten existieren, sind die Ansichten hierüber geteilt, und es lassen sich schwer allgemeine, für alle Zeiten und für alle Verhältnisse gültige Normen hierfür aufstellen. Der Pole will anders behandelt sein als der Deutsche — er zwingt uns sogar dazu — aber auch unter den Deutschen gibt es so viele Stammesunterschiede, daß diese eine verschiedenartige Behandlung erfordern. Wie die Schulpläne sich den Aufgaben der Zeit, in der wir leben, unterordnen müssen, so haben auch die Regierenden sich diesen Aufgaben anzupassen.

Mit dem „Stock" kann und darf heute nirgends mehr regiert werden, und eine gewaltsame Unterdrückung von Ideen und Bestrebungen wäre nicht nur ein erfolgloses Beginnen, sondern würde auch das Gefäß, worin dem Volke eine bekömmliche Speise bereitet werden soll, zum Ueberlaufen bringen. Selbst in einem des Lesens und Schreibens vielfach unkundigen Volke lassen sich gewisse Ideen und Empfindungen der Volksseele nicht mehr auf gewaltsamem Wege allein reprimieren. Das beweisen uns die Zustände in Rußland. Vermutlich waren die Meuterer auf dem „Potemkin" zum größten Teil Analphabeten; ihre Unwissenheit hat deren durchdachten Zusammenschluß nicht verhindert, die Offiziere vor deren grausigsten Taten nicht geschützt.

Zum Regieren gehört nicht nur Wissen, sondern vielleicht mehr noch Können, Weisheit und Wohlwollen. Das erste Streben des Verwaltungsbeamten muß darauf gerichtet sein, das Vertrauen der Bevölkerung zu erlangen, indem er dieser selbst Vertrauen entgegenbringt. Er muß sich fortgesetzt vor Augen halten, daß er nicht nur einer einzelnen Klasse der Bevölkerung oder einer einzelnen Partei zu dienen hat, sondern der Gesamtheit. Dazu gehört keineswegs, der Bevölkerung überall und in allen Dingen willfährig zu sein. Im Gegenteil: die Bevölkerung verlangt einen festen Willen, eine feste Hand, verlangt, daß der Regierende auch ein kategorisches Nein zu sagen versteht. Nach dem Tode des großen Königs wie nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck von den Geschäften ertönte bald der Ruf nach einer starken Regierung. Aber die Bevölkerung muß das Vertrauen haben, daß der Regierende ihre Wünsche mit Wohlwollen anhört und

mit Wohlwollen prüft, lediglich nach Gesetz und Recht entscheidet und sich nicht bestimmen läßt durch Gunst oder die politische Parteistellung des einzelnen.

Es gab eine Zeit in Preußen — Delbrück klagt in seinen Erinnerungen darüber —, wo zwar gut verwaltet, aber fast gar nicht regiert wurde. Später kam eine Zeit, wo das Verwalten zugunsten des Regierens vernachlässigt wurde. Und doch ist nichts gefährlicher, als mit mißverstandener Schneidigkeit zu viel regieren und reglementieren zu wollen. Die Schneidigkeit ist eine sehr schätzenswerte Eigenschaft für den Soldaten; die Schneidigkeit des Verwaltungsbeamten beeinträchtigt meist die Sachlichkeit der zu fassenden Entscheidung. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nicht auch hier Fälle vorkommen können, in denen eine gewisse Schneidigkeit angebracht ist. Aber diese Fälle werden selten vorkommen. Selbst bei großen Streiks, einer Erscheinung, die die Folge und das Komplement der modernen Assoziationen ist, erscheint ein schneidiges, gewaltsames Eingreifen nur dann angezeigt, wenn es sich um den Schutz der Personen und des Eigentums handelt.

Es gab auch eine Zeit, in der die Kunst des Regierens in dem Erlaß heilsamer Polizeiverordnungen erblickt wurde. Jede Polizeiverordnung, mag sie auch noch so schön stilisiert sein, ist mehr oder weniger vom Uebel, wenn auch manchmal ein notwendiges Uebel. Man wird daher mit dem Erlasse von Polizeiverordnungen möglichst vorsichtig zuwege gehen müssen. Bei einem Diner bei Miquel frug mich einstmals der Präsident des Oberverwaltungsgerichts Persius: „Wie kommt es, daß wir Ihnen noch niemals eine Polizeiverordnung, die Sie als Oberpräsident erlassen haben, umstoßen mußten? Sie sind doch kein geschulter Beamter.“ — Ich erwiderte ihm: „Erstens habe ich einen Spezialisten, der diese Dinge versteht, und zweitens vermeide ich es überhaupt, Polizeiverordnungen zu erlassen, wenn es nicht unbedingt notwendig ist.“ Er nickte darauf und schwieg.

Vor einigen Jahren entwickelte Professor Zorn in geistreicher Weise in einem Vortrage in Königsberg, wie unsre Selbstverwaltung nichts andres sei als die Erneuerung des alten germanischen ständischen Prinzips auf moderner Grundlage. Der Staatsbeamte wird gut tun, die Selbstverwaltungsorgane nicht möglichst einzuschränken, sondern sich ihrer nach Möglichkeit zu bedienen. Als es sich nach den großen Ueberschwemmungsschäden des Jahres 1897 in Schlesien um die Verteilung von mehreren Millionen staatlicher Gelder handelte, hat sich der Umstand, daß die Verteilung auf Grund eines Gutachtens des Provinzialausschusses erfolgte, als äußerst segensreich erwiesen. Nicht nur viel Geld ist hierdurch erspart worden; die Bevölkerung gewann auch die Ueberzeugung, daß die Verteilung in durchaus gerechter Weise geschah.

Sie fragen mich weiter, ob ich die Befürchtung teilte, daß bei uns in Deutschland bezw. Preußen Politiker und politische Parteien, die ein rein gewaltsames Unterdrücken von Ideen und Stimmungen der Volksseele für das Allheilmittel halten, mit dem regiert werden müßte, die Oberhand gewinnen könnten. Wäre dem so, so müßten wir verzweifeln an der Zukunft unsers Vaterlandes,

das, neu geeinigt, in der jüngsten Zeit einen Aufschwung genommen hat, für den in der Geschichte kaum eine Analogie zu finden ist. Daß dabei einige unerfreuliche Erscheinungen zutage getreten sind, kann nicht überraschen. Sie sind die natürliche Begleiterscheinung unsrer modernen wirtschaftlichen Entwicklung. Aber auch diese unerfreulichen Erscheinungen werden mit der Zeit überwunden werden, sofern wir diese nicht rein mechanisch-gewaltsam zu unterdrücken, sondern die wirklich vorhandenen Schäden zu heilen suchen. Meine Ueberzeugung wird bestärkt durch die Tatsache, daß der gegenwärtige Minister des Innern eine durchaus humane und wohlwollend gesinnte, den Extremen abholde Persönlichkeit, daß der Reichskanzler nicht nur ein gewiegter Goethe-Kenner, sondern auch ein überzeugter Goethe-Freund und Goethe-Verehrer ist. Meine Ueberzeugung wird zudem bekräftigt durch die Worte, mit denen der Deutsche Kaiser kürzlich seine bedeutungsvolle Rede in Gnesen schloß:

„Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung."

Ich verbleibe Ihr ergebener

Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt.

Die Japanisierung Chinas

In dem Augenblick, da der seit einem Jahrzehnt im steten Wachsen begriffene Einfluß Japans in China durch den Frieden von Portsmouth völkerrechtliche Anerkennung und eine wesentliche Kräftigung erfährt, ist eine Studie nicht ohne Interesse, die René Pinon, einer der besten französischen Kenner Chinas, in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht. René Pinon hat die Reformbewegung, die in China seit Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges eingesetzt hat, sorgsam verfolgt und bereits im Jahre 1900 ein Buch „La Chine qui s'ouvre" über diesen Gegenstand veröffentlicht (Paris, Perrin éditeur), das vier oder fünf Auflagen erlebt hat. Seinen Beobachtungen zufolge, die sich wohl als zutreffend erweisen dürften, wird die Welt einem interessanten Ringen beiwohnen zwischen dem die Hegemonie in Ostasien unter Japanisierung Chinas anstrebenden Japan und dem chinesischen Reiche selbst, das sich die japanischen Lehrer nicht nur gefallen läßt, sondern sie heranzieht, um sich selbst nach japanischem Muster und Vorbilde zu reformieren, aber nicht, um sich unter japanische Oberhoheit zu begeben. Im Notfall werde China sich an die europäischen Nationen wenden, um seinen allmächtigen Nachbar im Zügel zu halten, es werde seinen zu eifrigen Freunden gegenüber eine Politik des Gleichgewichts aufrichten, den einen durch den andern neutralisieren bis zu dem Tage, da es sich selbst genügen und aus seinen eignen Mitteln alle Elemente seiner nationalen Erneuerung gewinnen kann. — Die Studienkommission, die China soeben nach Europa entsendet, scheint Pinons

Annahme zu rechtfertigen, daneben schickt Amerika sich an, durch seine riesige Kapitalkraft, getragen von einer ungebändigten Energie, ein gewaltiger Konkurrent Japans zu werden.

Japan hat kein Hehl daraus gemacht, daß es den jetzt beendeten Krieg nicht nur geführt habe, um sich des russischen Vordringens zu erwehren, sondern um auf dem ostasiatischen Festlande Fuß zu fassen, nicht nur einen Küstenstreifen, sondern weit in das Innere hinein fruchtbare Provinzen zu gewinnen. Das künftige Japan schwebt den japanischen Politikern dreimal so groß an Gebiet und doppelt so groß an Bevölkerung vor als das jetzige. Das Japanische Meer soll als Japanischer See das Zentrum dieses neuen Reiches sein, Japan dieses Meer und alles an diesem liegende Land beherrschen. Diese Beherrschung des Japanischen Meeres und seiner Küstenländer erachten die Japaner für eine Vorbedingung ihrer nationalen Sicherheit. Im „Sunday Record Herald" von Chicago war am 6. August d. J. aus der Feder eines Korrespondenten, der einerseits gute Beziehungen zum Präsidenten Roosevelt, anderseits zu den Japanern hat, zu lesen: Die Vereinigten Staaten sowohl als Großbritannien seien von der Absicht Japans, seine Herrschaft auf das asiatische Festland auszudehnen, unterrichtet, und weder Großbritannien noch die Vereinigten Staaten hätten dagegen etwas einzuwenden. Wenn die Notwendigkeit dazu entstehen sollte gegenüber Versuchen, einen internationalen Druck zugunsten Rußlands auszuüben, würde Großbritannien in positiver Weise zur Befriedigung der Ansprüche Japans beitragen (Great Britain would be a positive force in support of the contentions of Japan), während die Haltung der Vereinigten Staaten sich lediglich negativ freundlich den Japanern erweisen würde, da sie es ablehnen müßten, irgendeine Aktion, welche auch immer, zu unternehmen. „Japan hat sich mit **Rußland** auseinanderzusetzen und nur mit Rußland allein."

Im Eingang des zitierten Artikels heißt es: „Der von den Japanern auf das Japanische Meer erhobene Anspruch ist nicht unähnlich der Monroe-Doktrin, die die Vereinigten Staaten auf das Karaibische Meer anwenden. Japan hat seine eigne Monroe-Doktrin. Ihr Inhalt ist, daß Japan jeden Schritt europäischer Mächte, ihre Souveränität in der Nähe der Küsten des Japanischen Meeres zu etablieren oder dorthin ihre Systeme zu verpflanzen, als einen unfreundlichen Akt ansehen wird. Diese japanische Monroe-Doktrin findet nicht nur auf Rußland, sondern auf alle europäischen Mächte Anwendung. Da Rußland jedoch die einzige europäische Macht ist, die sich an der Küste des Japanischen Meeres etabliert hat, so ist es auch Rußland allein, dessen Besitz und bekannter Ehrgeiz beschränkt oder begrenzt werden durch die nationalen Aspirationen der siegreichen Japaner."

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der Korrespondent des „Chicago Herald" auf die „highest authority" hin den Mund etwas voll nimmt. Er sieht Japan von dem Range einer zwölften oder fünfzehnten unter den Mächten der Erde mit einem Satz auf den fünften oder sechsten Platz springen, und „noch viel größere Möglichkeiten liegen vor ihm in der chinesischen politischen Vor-

herrschaft und kommerziellen Führerschaft". Dieser reichsbauende Ehrgeiz (empire building ambition) der Japaner sei die Basis der von ihnen zu formulierenden Friedensbedingungen und sei dem oben skizzierten Plane nationaler Vergrößerung und Sicherheit untergeordnet. „Die Informationen, auf Grund deren diese Depesche geschrieben ist," fügt der Korrespondent hinzu, „kommen von hohen und unantastbaren Quellen, von einer Autorität, deren Name überraschen würde, wenn ich die Freiheit hätte, ihn zu nennen." Nachdem die japanischen Waffen eine Reihe von Siegen ohne Beispiel in der neueren Kriegsgeschichte erfochten, schicke die japanische Staatskunst sich jetzt an, für alle Zeiten die Früchte dieser militärischen und nationalen Triumphe festzulegen. Die Verhandlungen könnten das äußere Gepräge der japanischen Forderungen auf dem Wege gegenseitiger Konzessionen verändern, aber das nicht zu reduzierende Minimum werde Rußland als Macht am asiatischen Ufer des Japanischen Meeres auslöschen und dieses Meer in das Herz des künftigen japanischen Reiches verlegen. (Das ist natürlich in der Annahme geschrieben worden, daß Wladiwostok entweder vor dem Friedensschluß in die Hände der Japaner fallen oder von Rußland aufgegeben werden müsse.) Baron Komura habe dem Präsidenten Roosevelt in Oyster-Bay gesagt, was der Gesandte Takahira ihm schon vorher mitgeteilt hatte, nämlich, daß die Haltung der japanischen Regierung die folgende sei: „Japan braucht Frieden und will alle vernünftigen Konzessionen machen, um ihn zu erlangen. Aber was wir nicht wollen, ist ein Friede, der etwa kostspieliger für uns wäre als die Fortsetzung des Krieges. Durch ganz Japan, das Volk sowohl als die Regierung, herrscht ein höchster Gedanke: unsre Staatskunst darf kein Jota von den Vorteilen preisgeben, die unser Heer und unsre Flotte zu Lande und zur See errungen haben." Die freilich erheblich zu weit gegriffene Beurteilung der Lage, unter der die Japaner die Friedenskonferenz beschickt haben, wird sodann wie folgt skizziert:

„Wir gingen in den Krieg, um dem russischen Vorrücken nach Osten zum Pazifischen Ozean Halt zu gebieten. Durch unsre militärischen Erfolge sind wir jetzt stark genug, um auf einem japanischen Vormarsch nach Westen zum Festlande und darüber hinaus zu bestehen. Wir müssen eine Zone auf dem Festlande festsetzen, die für immer unter unsrer Kontrolle bleibt, diese Zone muß der Puffer zwischen uns und den Wirkungskreisen der westlichen Mächte sein. Unsre Suprematie auf dem Japanischen Meere ist wesentlich für unsre nationale Sicherheit. Wir können diese Suprematie allein sichern durch eine Kontrolle über alles an dieses Meer grenzende Land. Wir müssen es jedem aggressiven Rivalen für immer unmöglich machen, unsre Existenz dadurch zu bedrohen, daß er vor unsrer Tür festen Fuß faßt." Die amerikanische und die britische Regierung sind über diese Auffassung sondiert worden, Amerika hatte keine Einwendung, England lebhafte Zustimmung. Die amerikanische Regierung begünstigt überdem die Aufrichtung einer auf das Japanische Meer angewendeten japanischen Monroe-Doktrin. Die Vereinigten Staaten tun dies, „weil solche Doktrin, sobald sie einmal als ein lebendes Prinzip fixiert ist, mehr als irgend etwas andres zur

Sicherung der territorialen Integrität Chinas dienen würde". Japans Stellung gegenüber dem chinesischen Reich würde eine ebensolche werden wie die der Vereinigten Staaten gegenüber Zentral- und Südamerika mit dem Karaibischen Meere als der kritischen Region. Mit andern Worten: „Japan wird keinen Angriff auf China begehen noch dulden." Der Artikel im „Chicago Herald" schließt mit einer Drohung. Nicht die Mandschurei, die für Rußland hoffnungslos verloren sei, noch die Entschädigungsfrage, in der Japan verständig sein werde, sondern die Verfügung über Wladiwostok und den ganzen Teil von Sibirien, der vom Japanischen Meere bespült wird, bilde eine Gefahr für die Friedensverhandlung. Japan bestehe darauf, daß Rußland ein für allemal sich des Anspruchs begebe, den Pazifischen Ozean durch die Zugangspforte dieses Meeres zu erreichen. Könne Rußland sich diesem Unvermeidlichen nicht durch einen Federzug fügen, so werde Japan es mit der Spitze des Schwertes zurückwerfen.

So ist nun die Sache in Portsmouth bekanntlich nicht verlaufen. Sind die Japaner wirklich mit diesen Ambitionen zur Konferenz gekommen, so haben sie dort ihre weit vorgeschobenen Grenzpfähle erheblich zurückgesteckt, und Herr von Witte konnte nach dem Abschluß seinem Souverän melden, daß „Rußland im fernen Osten die Großmacht bleibe, die es vordem gewesen". Der wesentlichste Siegesanspruch, Rußland vom Japanischen Meere auszuschließen, ist nicht verwirklicht. Der Inhalt des Friedensvertrages ist im authentischen Wortlaute noch nicht bekannt, aber wenngleich Rußland die Mandschurei endgültig räumt, so hat Japan doch selbst auf die in obigen Tendenzen gelegene Forderung der Kontingentierung der russischen Flotte verzichtet, eine Bedingung, die Napoleon Preußen im Tilsiter Frieden auferlegen konnte, die aber einem geschlagenen, aber nicht überwundenen Gegner gegenüber nicht aufrechtzuerhalten war. Ebenso stand die Forderung der Auslieferung der in neutrale Häfen geflüchteten Schiffe im Widerspruch zu den bisherigen völkerrechtlichen Anschauungen. Es war von Japan zweifellos weise gehandelt, daß es nicht auf seinen Superlativen bestand und das Erreichbare nicht dem Wünschenswerten opferte. Es kann mit den jetzigen Resultaten, die es ebenso der Tapferkeit und der geschickten Führung seiner Heere wie dem Mangel jeglicher Bereitschaft der Russen verdankt, sehr zufrieden sein, auch wenn es nicht alles erreicht hat, was auf seinem politischen Wunschzettel stand, und Rußland getrost von sich sagen darf, daß diesmal die Feder wieder gutgemacht habe, was das Schwert verdarb.

Ueberdem ist Japan längst im Zuge, auf anderm Wege viel mehr zu erreichen. Die Uebernahme der Hegemonie in China hat es seit Jahren betrieben, mindestens seit dem Jahre 1900, und es ist rastlos bemüht, sich diese Vorherrschaft anzueignen. Auf wie lange — ist eine andre Frage. Auf die Dauer werden sich 400 Millionen Chinesen schwerlich von 40 bis 50 Millionen Japanern beherrschen lassen. Es ist bereits erwähnt, daß die Reformbewegung in China mit dem Ende des chinesisch-japanischen Krieges, dem Frieden von Schimonoseki 1895, einsetzte. Die Idee einer Reform jetzt — wie René Pinon sehr richtig bemerkt —

das Bewußtsein eines mangelhaften Zustandes der Dinge und die Kenntnis eines nachzuahmenden Vorbildes voraus. Die Siege Japans in den Jahren 1894/95 haben China das eine wie das andre gegeben: aus ihnen ward die Reformbewegung geboren. Die Chinesen waren vordem von europäischen Heeren und Flotten geschlagen worden, aber dieser Umstand hatte das Reich nicht berührt. Die Sieger waren fremde Barbaren gewesen, die ihre militärischen Erfolge einem Vorgehen verdankten, das China verachten konnte und nicht zu fürchten brauchte. Weder der Krieg von 1860 noch die Kämpfe gegen die Franzosen in Tonkin, Nadelstiche auf der ungeheuern Oberfläche des chinesischen Reiches, erschütterten die Massen. Etwas andres war es mit den japanischen Siegen. Von Nachbarn, von Männern der gelben Rasse besiegt, die ehedem von China das beste ihrer Zivilisation empfangen hatten, begannen die intelligenteren Chinesen allen Nutzen zu begreifen, den Japan aus seiner Revolution und aus der Nachahmung des Verfahrens und der Werkzeuge Europas gezogen hatte. Zum erstenmal erschien ihnen die Einführung der Reformen nicht als eine List der Fremden, um ihr Land zu beherrschen und auszubeuten, sondern im Gegenteil als das einzige Mittel, ihren Forderungen zu widerstehen und ihren Bestrebungen ein Ziel zu setzen. Mit der ganzen Subtilität ihres Genies arbeiteten die Japaner daran, den Chinesen die Erniedrigung der Niederlage dadurch zu mildern, daß man sie ihnen als einen geleisteten Dienst erscheinen ließ, sie verstanden es, ihren chinesischen Kredit durch alles dort gegen Europa bestehende Mißtrauen zu vergrößern.

Der Einfluß des Marquis Ito ist dem Entstehen der chinesischen Reformbewegung von 1898 nicht fremd gewesen, eine Krisis, in der die Vertreter Rußlands die Kaiserin-Witwe und die Mandschu-Partei unterstützt haben. So gruppieren die Mächte sich vom Beginn der Reformbewegung an nach ihren Bestrebungen und ihren Interessen: die Japaner, unterstützt von den Engländern, ermutigen die Neuerer. Japan und Hongkong werden die beiden Herde, von denen die Flugschriften ausgehen, wo die Komplotte organisiert werden, wohin die Verschwörer flüchten. Rußland dagegen mit Frankreich, und in den meisten Fällen auch Deutschland, beharren auf der im Jahre 1895 eingenommenen Linie des Verhaltens, sie treten für das Prinzip der Integrität des Reiches, für die Erhaltung der Dynastie ein und machen ihren Schutz geltend, um Handelsvorteile oder Konzessionen zu erlangen. Im Jahre 1898 begann die kurze Reformperiode des Kaisers Kuang-hsü. Der Lehrer des Kaisers, Wong-Tong-ho, hatte ihn zwei Bücher Kang-Yu-Wei's lesen lassen, von denen das eine die Geschichte Peters des Großen, das andre die Meji-Revolution in Japan behandelt. Der Kaiser wollte auch ein Peter der Große sein, berief Kang-Yu-Wei zu sich und erließ eine Reihe von Reformedikten, die alsbald das Eingreifen der Kaiserin-Witwe Tya-Hi zur Folge hatten. Die resolute Frau zwang den Kaiser, ihr die Regierung wieder zu überlassen, mehrere Anhänger Kang-Yu-Wei's wurden enthauptet, er selbst entfloh auf einem englischen Schiff nach Singapore und lebt gegenwärtig in Indien als Gast des Vizekönigs, den Tod der Kaiserin-Mutter erwartend, um dann nach China zurückzukehren. Aber während er im Exil sitzt,

haben seine Ideen ihren Weg genommen und bei hohen Würdenträgern sowie am Hofe selbst ihren Einzug gehalten. Zunächst ergriff Tschang-Tsche-Tong, der mächtige Vizekönig der beiden Hu-Provinzen, die Partei der Reformen, sein Buch „Ermahnung zum Studium“ ist ein richtiges Manifest der Reformpartei. Er empfiehlt, alles zu übernehmen, was man im Auslande Nützliches für das Wohl des Reiches zu finden vermag, und von Japan Ratschläge und Lehrer zu erbitten. Er selbst ging mit dem Beispiel voran, berief Japaner, um seine Truppen und seine Universität zu organisieren, und sandte junge Leute zum Studium nach Tokio. Die Boxerbewegung von 1900 hat den Fortschritt der neuen Ideen nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt. Die Ereignisse zeigten China außerstande, seine Tore den Fremden zu verschließen, und gestatteten den Japanern, der Trägheit der chinesischen Regierung eine neue und kräftige Lektion zu erteilen. Die Vizekönige am Yangtse, Tchang-Tche-Tong und sein Kollege in Nanking, die es verstanden hatten, die Ordnung in ihren Bezirken aufrechtzuerhalten, sahen ihre Autorität wachsen nach Maßgabe der Dienste, die sie während der Unruhen geleistet hatten. Nach Unterdrückung des Aufstandes suchte die Kaiserin sich auf sie zu stützen, um ihre Regierung zu befestigen, und nahm einen Teil ihrer Reformpläne an. Der Vizekönig von Tschili, Yuan-Chi-Kai, war im Jahre 1898 die Stütze der Kaiserin und der Aechter der Reformatoren gewesen; sehr einflußreich am Hofe und über die besten Truppen des Reiches verfügend, ist er heute mit Tchang-Tche-Tong der feurigste Förderer der Reformen und der eifrigste Verbreiter der japanischen Ideen und des Fortschritts. Der überragende Einfluß dieser beiden Persönlichkeiten hat eine allgemeine Evolution des öffentlichen Geistes zur Folge gehabt. Mit Ausnahme einiger hohen Mandarinen und einiger Gelehrter ist die intelligente Elite der Männer, die China heute regieren, den Reformideen zugetan und bemüht, sie in das praktische Leben einzuführen. Der Hof ist dieser Bewegung *gefolgt*, um sie — nach dem ewig wahren Satze — *beherrschen* zu können, und die neuesten Edikte der Kaiserin greifen weit über die von Kang-Yu-Wei im Jahre 1898 veranlaßten hinaus.

Von Vizekönigen wie Yuan-Chi-Kai und Tchang-Tche-Tong geleitet, ist die Reformbewegung heute eine offizielle. Sie zielt darauf ab, das Reich durch kaiserliche Edikte zu reformieren unter Nachahmung der Japaner und mit ihrer Unterstützung. Nichts Revolutionäres im eigentlichen Sinne des Wortes ist damit verbunden, die Dynastie ist geachtet, wenigstens vorläufig, die Einheit und Integrität Chinas sind nicht in Frage gestellt. Ganz anders ist das revolutionäre Programm in Südchina, das auf den Sturz der Mandschu-Dynastie und auf die Trennung der vier südwestlichen Provinzen abzielt. Um Kanton herum soll sich ein neuer Staat organisieren, mit Unterstützung der fremden Mächte und mit neuen, England und Amerika entliehenen Institutionen. Der Führer dieser Partei ist Sun-Yat-Sen. Seit dem Jahre 1895 hat er bereits drei vergebliche Versuche gemacht, ans Ziel zu gelangen. Von außen her wird er von den reichen Chinesen in Hongkong, Singapore, Java, auf den Philippinen, in Japan

und in San Francisco unterstützt, im Innern rekrutiert er seine Anhänger unter den Angehörigen der Triaden, einer bis in das 17. Jahrhundert zurückreichenden geheimen Gesellschaft. Im Jahre 1860 hat sie den Aufstand der Ta-Ping hervorgerufen, der mehrere Jahre andauerte und ganz Südchina unter ihre Botmäßigkeit brachte. Die Triaden pflanzen die antidynastische Tradition der Tai-Ping fort und liefern Sun-Yat-Sen die Truppen zu seinen Handstreichen gegen Kanton. Gegen Ende des Jahres 1902 hatte ihr Führer Hung-San-Tsien-Tsoeï in Hongkong mit ihm eine Unterredung, und es ist offensichtlich, daß die aufständischen Banden, die in Kuang-si das Feld halten, von den Revolutionären Waffen und Munition empfangen. Die Revolutionäre selbst rechnen auf die Sympathien der Engländer in Hongkong, wo sie stets wohlwollende Gesinnungen und bisweilen auch wirksame Hilfe finden. Von Hongkong sind die drei vergeblichen Angriffe auf Kanton in den Jahren 1895, 1902 und 1903 ausgegangen, und während die Engländer und Japaner sich über die Fortschritte der Russen in Nordchina beunruhigten, praktizierten sie beide in Südchina und speziell in dem Yangtsetal, wo England ein neues Aegypten zu finden hofft, eine partikularistische und reformistische Politik. Durch Unterstützung der Regierung der Kaiserin retteten, wie René Pinon betont, Rußland und Frankreich China vor einer Teilung, die nur zum Vorteil Englands gewesen wäre, aber durch die Gewalt der Dinge machten sie sich damit zu Gegnern des Fortschritts und der notwendigen Reformen. Das deutsche Yangtse-Abkommen, das vielleicht schwerer wiegt, erwähnt er nicht, auch nicht das Eingreifen Amerikas.

Nachdem durch die Siege der Japaner das Uebergewicht des russischen Einflusses zurückgedrängt worden, erschien es den Japanern an der Zeit, ihrerseits die Politik aufzunehmen, die ihren Gegnern gelungen war: eine schützende Hegemonie über die herrschende Dynastie zu errichten und damit über ganz China. „Japans Vorherrschaft in einem intakten China," ist die heute in Tokio überwiegende Formel. Was England anbelangt, so werden die unvermeidlichen Folgen seiner Politik es bald dahin bringen, neben Japan nur eine sekundäre Rolle zu haben und die Vorherrschaft von der weißen auf die gelbe Rasse übergehen zu sehen. Sind die neueren Nachrichten richtig, so haben die Subsidien und Ermutigungen an Sun-Yat-Sen plötzlich aufgehört, die japanischen Agenten in Peking sind die Beschützer der Dynastie geworden. Hieran knüpft René Pinon die folgenden, für die französische Politik sehr interessanten Erwägungen: „Eine solche Frontveränderung bedeutet für uns, die Herren von Indochina, ein neues Problem der politischen Taktik. Wir hatten bis jetzt die Revolutionäre in Kuang-si und Kuang-tung als Agenten des britischen Einflusses betrachtet und fürchteten ihren Erfolg. Wenn jetzt im Gegenteil Japan, England mit sich fortreißend, der Mandschu-Dynastie seine Unterstützung verkauft, um alle Widerstände zu überwinden, und, in der Hoffnung vielleicht, daß es die Dynastie ersetzen könne, seinen Einfluß unter dem Deckmantel der Autorität der Kaiserin ausübt, so verändern sich die Bedingungen des Problems: angesichts eines japanisierten China können wir ohne Bedauern an unsern Toren

in den Südprovinzen ein unabhängiges und wirklich chinesisches China entstehen sehen, wo wir das Feld frei haben würden für den Einfluß, zu dem uns unser indochinesisches Reich das Anrecht und die Mittel gibt, dieses Recht zu behaupten. Die Triumphe Japans haben die Situation der Mächte im äußersten Osten vollständig verändert, und die Nationen des kontinentalen Europa werden sich vielleicht verpflichtet sehen, die Zukunft des Reiches der Mitte unter einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten. Die neue Haltung der Japaner ist auf jeden Fall der Beweis, wie China und seine Dynastie selbst heute vom Japanismus so durchtränkt sind (imprégnées), daß die Regierung des Mikado den Augenblick gekommen glaubte, wo sie die Früchte ihrer Politik der langsamen Durchdringung und der fortschreitenden Initiative pflücken kann."

Die Feststellung dieses Gegensatzes, ungeachtet der englisch-französischen Entente, ist sehr bedeutsam und für die Orientierung der französischen Politik in der nächsten Zeit, zumal angesichts des englisch-japanischen Bündnisses, von nicht geringer Wichtigkeit. Präsident Roosevelt hat einem französischen Reporter gegenüber, wohl mit praktischerem Blick als die Engländer, auf die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten hingewiesen, die Japan „uns", wie er selbst erläuterte: Deutschland, England und den Vereinigten Staaten, in Ostasien bereiten werde. Wenn die Engländer geglaubt haben, sich durch schleunigen Abschluß eines neuen Bündnisvertrages eine Art Meistbegünstigungsrolle bei den Japanern zu sichern und englische Blätter bereits von der Goldflut träumen, die sich demnächst von Japan nach England ergießen werde, so haben sie vielleicht doch die Rechnung zu sehr ohne den japanischen Wirt gemacht. Gewiß wird Japan sich das englische Bündnis gefallen lassen, um unter dessen Deckung seine Retablierung zu vollziehen und der Aussaugungsarbeit in China in möglichster Ruhe obliegen zu können, und sich durch eine intensive Friedenstätigkeit für einen künftigen Krieg zu stärken. Aber die Japaner werden klug genug sein, in der Politik zwei Eisen im Feuer zu halten, und werden stets eingedenk bleiben, daß auch Rußland auf ein Jahrzehnt hinaus notwendig auf gutem Fuße mit ihnen leben muß und demgemäß leben will. Schwerlich wird Japan sich für diesen Zeitraum der russischen Hegemonie entledigt haben, um eine englische Suprematie dafür einzutauschen, zumal in einem Augenblick, in dem sich England ihm weniger hilfreich als hilfsbedürftig zeigt.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuche des Honvédgenerals Grafen Leiningen

Von

Prof. Dr. Marczali

Graf Karl August von Leiningen-Westerburg, geboren in Ilbenstadt am 11. April 1819, Sohn des Grafen Friedrich (I.) und der Eleonora Breitwieser, die der Großherzog von Hessen-Darmstadt unter dem Namen von Brettwitz 1816 in den Adelsstand erhob, trat schon im 18. Lebensjahre als Kadett in die österreichische Armee. Im Frühling 1848 lebte er in Preßburg, außer Dienst, als Hauptmann im 31. Regiment. Seit 1844 mit Elise von Sissány in glücklicher Ehe verbunden, dachte er zu quittieren und sich der Landwirtschaft zu widmen, als die politischen Bewegungen auch ihn in ihre Kreise zogen.

Zuerst dachte er an sein geliebtes Deutschland, dessen Einigung unter preußischer Führung er voraussah. Er beneidet die Fürsten, die, wie der Augustenburger, schon für Deutschlands Einheit kämpfen, freut sich, an dem Krieg gegen Rußland für denselben Zweck teilnehmen zu können, und erklärt, daß sein Sohn „ein freier Bürger des großen deutschen Vaterlandes sein müsse". „Wenn ich dann aus dem Freiheitskriege zurückkomme, wollen wir ein göttliches Leben führen," schreibt er am 14. April 1848 an seine Gemahlin. Dann aber, anstatt zu seinem Regiment einzurücken, bot er seine Dienste dem ungarischen Kriegsminister an, da nach seiner Ueberzeugung Ungarn nur sein gesetzliches Recht verteidige. Seit dieser Zeit, Ende Oktober 1848, kommt er auf die deutsche Frage nicht mehr zurück. In Ungarn wurde eben geschlagen, während man in Deutschland bloß verhandelte.

Der junge deutsche Offizier wurde von seinen Kameraden auf dem südlichen Kriegsschauplatze mit scheelen Augen angesehen. Man hatte kein Vertrauen zu ihm, war doch sein naher Verwandter, Oberst Graf Christian von Leiningen, die Seele des Widerstandes, den die Garnison in Temesvar den Ungarn entgegenstellte. Seine Briefe wurden geöffnet, und der Geist des Argwohns schien selbst auf seine Untergebenen überzugehen. Aber seine Tapferkeit und sein redliches Bemühen, seine Leute zu disziplinieren, machten der Unsicherheit seiner Stellung bald ein Ende. Er avancierte rasch und ward im Juni 1849 Führer des III. Armeekorps, das von allen als das tapferste und solideste anerkannt war, General und Besitzer des Militär-Verdienstordens zweiter Klasse. Artur Görgey sagte mir, daß er Leiningen zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, im Falle er selbst dienstunfähig geworden wäre.

Der allgemeinen Ansicht nach führte den Aristokraten, der für Deutschlands Einheit und Freiheit schwärmte, nur seine „außerordentliche Liebe" zu seiner patriotisch gesinnten Gattin ins ungarische Lager.[1]) Diese Liebe zu seiner

---

[1]) Siehe z. B. Ungarns Fall, Köln 1851, S. 45.

„einzigen Lisa“ gibt sich in den nachgelassenen Schriften in rührendster Weise kund. Die Gräfin blieb in Preßburg, und als diese Stadt Ende 1848 von den Oesterreichern besetzt und dadurch der schriftliche Verkehr unmöglich ward, begann der Graf Ende Februar 1849 im Lager in Czibakháza ein Tagebuch zu führen, das, in der Form von an seine Frau gerichteten Briefen, seine Erlebnisse und Gedanken enthält. Durch die Kriegsereignisse außerstand gesetzt, das Tagebuch regelmäßig zu führen, notierte er sich an den einzelnen Tagen bloß die wichtigsten Schlagwörter und setzte die Darstellung erst in der gezwungenen Muße des Arader Kerkers fort. „Die Erinnerungen eines ewig denkwürdigen Jahres zu Papier zu bringen, gibt mir ebenfalls Beschäftigung,“ schreibt er von dort am 27. September an seine Schwägerin, Claire von Rohonczy. Von diesem ganz eigenhändigen Tagebuche wurden 78 Seiten, wie eine Bemerkung des Grafen Hermann, Sohnes des Generals, bestätigt, von General Graf Karl Thun der Familie übergeben. Sie reichen vom 22. Februar bis 5. April und brechen am Ende der Seite ab, so daß das Vorhandensein einer Fortsetzung wenn auch nicht wahrscheinlich, so doch nicht ausgeschlossen ist. Auf Seite 9 tritt plötzlich in der Mitte des Satzes Bleistift an die Stelle der Tinte mit den Worten: „(hier muß ich einschalten, daß ich in diesem Augenblick im Kerker bin, und da ich vielleicht nur wenige Tage für mich habe, nur kurz Dir die weiteren Begebenheiten mitteilen kann.)“

Auch die Schlagwörter sind, wenn auch oft beinahe unleserlich, erhalten geblieben. Sie reichen vom 6. April bis 4. Oktober 1849 und enden mit den Worten: „Morgen früh ins Kriegsrecht, Leben oder Tod, Herr, wie du befiehlst.“ Der letzte Brief des Generals vom 6. Oktober ist an seinen ebenfalls im Kerker gefangenen Schwager Leopold von Rohonczy gerichtet und enthält die Sätze: „In einer Stunde habe ich ausgerungen. Soeben haben vier von uns ausgelebt, noch hallen die Schüsse in meinem Herzen wieder. Jetzt kommt die Reihe an uns.“ Die Schriftzüge sind scharf und deutlich und zeigen keine Spur von Aufregung. Leiningen, für den sich selbst der englische Gesandte in Wien verwendete — die Mutter der Königin Viktoria war verwitwete Fürstin von Leiningen —, wurde desselben Tages um halb acht Uhr früh durch den Strang hingerichtet. Er erhielt die Erlaubnis, vorher kurz zu sprechen, und verwahrte sich feierlich gegen die unwürdige Verleumdung, er habe bei der Erstürmung Ofens österreichische Offiziere morden lassen. [1])

Alle diese Schriften wurden durch Frau Gräfin Anna Bethlen, Halbschwester des Ende 1900 kinderlos verstorbenen Grafen Hermann, zur Aufbewahrung dem Nationalmuseum in Budapest übergeben.

Ist schon das Leben des deutschen Magnaten, der als Märtyrer für die Unabhängigkeit Ungarns starb, von hohem Interesse, so müssen seine Schriften

[1]) An dieser Anklage ist kein wahres Wort. Es gibt sogar einen gleichzeitigen Holzschnitt, der Leiningen darstellt, wie er die Leiche des General Hentzi vor der Rache der Soldaten schützt.

das Interesse noch steigern. Sie sind ganz gleichzeitig, freimütig und bei einer gewissen Tendenz doch mit der Wahrheitsliebe eines in seinem ganzen Wesen ritterlichen Mannes geschrieben und müssen dazu beitragen, den Freiheitskampf besser zu beleuchten und das Verständnis von Menschen und Verhältnissen zu klären. Gegen einzelne oft hart und sogar ungerecht, ist er der wahre Lobredner des ungarischen Soldaten, der wahre Epiker des Feldzuges.

Die hervorragende Tendenz ist die Hingabe an seinen Freund und Feldherrn Artur Görgey. Die Charakteristik des so vielfach geschmähten Mannes gewinnt dadurch noch an Wert, daß sie im Kerker geschrieben wurde nach der Kapitulation von Vilagos, aus dem Kerker, der, wie er wußte, zu seiner Hinrichtung führte. Aus den Schlagwörtern ist ersichtlich, wie nahe ihn auch dort das Geschick Görgeys berührte. Noch am 3. Oktober schreibt er: „Eine halbe Stunde bei Damjanich. Anklagen gegen Görgey. Verkauft um schnödes Geld. Ich kann und will es nicht glauben, und doch beängstigt mich der Gedanke." Einige Tage früher schreibt er seiner Schwägerin: „Schreibe mir nicht mehr von Zweifel und Verdacht gegen Görgey, denn sonst zweifelst du an mir. Lasse mir den Glauben an dieses Mannes großen Charakter. Ich kann nicht an ihm irre werden, aber es tut mir weh, Ungünstiges über ihn zu hören."

Er starb „mit dem Glauben seiner Ahnen und mit dem Mute eines Leiningen". Er war aus dem Blut der alten Germanen, die sich den Herzog aus den Tapfersten selbst wählten und diesem dann anhingen, unerschütterlich bis in den Tod.

Artur Görgey.

Der 26. März wird für mein ganzes Leben mir tief ins Gedächtnis geschrieben bleiben. Er war entscheidend für mein Geschick; daß er mich ins Unglück geführt, war Gottes Wille und sollte nicht anders sein, nichtsdestoweniger danke ich dem Schicksal für diesen Tag. Hier lernte ich einen Mann kennen, im echten Sinne des Wortes, dem ich meine ganze Freundschaft, mein Leben weihte, und der auch warm und treu meine Freundschaft erwiderte. — Doch laß dir erzählen.

Ich war am äußersten Ende von Poroszló mit dem Major Schulz [1]) vom I. Armeekorps einquartiert und stand nicht lange nach meiner Ankunft am Fenster, als plötzlich zwei Reiter vor mir im Hof erschienen und abstiegen; ich eilte hinaus, und da ich sie nicht kannte, frug ich den einen um seinen Namen. „Én Görgey vagyok" [2]) war die Antwort. Doch so wenig war ich gefaßt, den größten Mann in Ungarn vor mir zu sehen, daß ich noch einmal fragte und dieselbe kurze Antwort erhielt. Hierauf nannte ich auch mich und führte beide, nachdem ich die Pferde meinen Leuten übergeben, ins Zimmer. Der andre war Major Mik, ein sanfter, braver Mensch und guter Soldat, damals Adjutant von Görgey; er starb nach der Kapitulation von Világos in russischer Gefangen-

---

1) Schulz Bathory. Seine Memoiren erschienen 1870.

2) „Ich bin Görgey."

schaft an der Cholera. Ich weiß nicht, ob Du Görgey kennst, deshalb werde ich Dir sein Aeußeres schildern. Er ist mittlerer Größe, kräftig und gedrungen gebaut, ein Körper, zum Ertragen der größten Strapazen geschaffen. Gymnastische Uebungen — er ist ein vortrefflicher Reiter und Fechter — haben seiner Gestalt jene Biegsamkeit gegeben, die alle Bewegungen des Körpers im Gleichgewicht hält. Die Haltung gerade und männlich, ohne steif zu sein. Sein Gesicht ist schön, wenigstens mir ist es so, auch habe ich oftmals gefunden, daß die Damen ihm gewogen sind, ob der äußeren Schönheit oder seiner geistigen Eigenschaften wegen, will ich nicht untersuchen. Denke dir ein ovales Gesicht mit hoher, edler Stirn, ein Paar blaue Augen, voll tiefen Ernstes und doch manchmal Heiterkeit und selbst Ironie im Blick (der mich überhaupt sowie sein schön geformter Mund an Viktor[1]) erinnerte, was nicht wenig beitrug, seine Erscheinung mir angenehm zu machen), Schnurr- und Backenbart nicht stark und wie das Haupthaar kurz gehalten, das Kinn frei von Bart, die blühende Farbe seines Gesichtes von seiner Gesundheit und seinem frischen Lebensmut Zeugnis gebend — und Du hast sein Bild. Was mich stets an Viktor erinnerte, weiß ich nicht recht, und doch, wenn ich ihn so von der Seite ansah, wenn ihn gerade eine heitere Idee beschäftigte und er vor sich hinlächelte, da meinte ich öfters, mein lieber guter Bruder stände vor mir. Görgey trägt Augengläser, doch nicht immer, und schnupft. Dies Schnupfen war eben sehr häufig ein Aushilfsmittel, wenn er bei wichtigen Verhandlungen den Gleichgültigen spielte. Niemand konnte ruhiger und gleichmütiger seine Prise nehmen wie er, und häufig sah ich Leute von Verstand und Beherztheit durch diese Kleinigkeit aus der Fassung gebracht, denn gerade während dem Schnupfen weilte sein Auge mit durchdringender Schärfe auf dem Redner, und so scharf und durchbohrend war dieser feste Blick, daß wohl die meisten fühlten, es stehe ein unerschütterlicher Charakter, ein überlegener Kopf vor ihnen. Und doch, wie wenig tat er sich im geselligen Umgang auf seine hohen Geistesgaben zugut. Sorglos überließ er sich den Freuden des Lebens. Sein Geist sprühte dann in tausend Witzen, und selbst diejenigen, an denen er sich rieb, fühlten sich nicht unangenehm betroffen und lachten herzlich mit. Selten, aber doch zu deutlich sprach sich in seinen Mienen, in seinen Worten eine tiefe Bitterkeit aus, die aber weniger in seinem Wesen zu liegen, als aus vergangenen Erfahrungen hervorgegangen schien, aber man fühlte sich dadurch nicht verletzt.

Obgleich er kein Redner für die Tribüne, so waren doch vielleicht wenige Menschen, denen wie ihm das klare, scharfe Wort zu Gebot stand. Mit logischer Schärfe wußte er die Hauptmomente einer Sache hervorzuheben, und nie hörte ich in seinen Reden, daß er sich wiederholte oder Lücken ließ. Er war ein tiefer Denker, und so, wie er langsam sprach, fühlte man, daß jedes Wort mit Ueberlegung gesprochen ward — er begeisterte nicht, er riß nicht mit sich fort, aber er überzeugte, und deshalb verklangen seine Worte auch nicht so schnell in den

---

[1]) Sein jüngster Bruder, der damals unter Radetzky in Italien focht.

Gemütern wie die schönen Phrasen von besseren Rednern. Es waren eben Gedanken und keine Worte. Aeußerst glücklich war er in der kurzen, derben Sprache zu den gemeinen Soldaten. In den kritischsten Augenblicken sowie in den größten Strapazen wirkte seine Erscheinung elektrisch. Er ward von den Soldaten angebetet, am meisten aber beim III. Armeekorps (Damjanich,[1]) wo diese Anhänglichkeit all unser Unglück überdauerte und sich selbst beim letzten Scheiden in Szöllös auf rührende Weise aussprach.

Wo es ihm möglich war, sprach er Deutsch, denn es war ihm geläufiger wie seine Muttersprache. Die deutsche Sprache hatte er vollkommen in seiner Macht, viele seiner Briefe und Denkschriften sind ausgezeichnet, er liebt die Deutschen und ihre Literatur besonders und sagte es oft, daß er der deutschen Erziehung verdanke, was er wisse. In seiner Lebensweise war er nüchtern und mäßig, ohne deshalb die Genüsse des Lebens zu verschmähen, und trotzdem daß er seine Frau warm und tief liebte, war er doch etwas zu empfänglich für die Reize des schönen Geschlechts, aber wie viele wären anders gewesen in seiner Lage? Die Frauen huldigten seinen großen Eigenschaften, und nur zu leicht übertrugen sie diese Huldigung auf die Person, und wir Männer sind einmal bis zu einem gewissen Grad und oft auch darüber gegen die Frauen schwach, aber keine Frau kann sich rühmen, diesen Mann auch nur ein Haarbreit von der ihm durch Ehre und Ueberzeugung vorgeschriebenen Bahn abgeleitet zu haben. Dazu kommt noch, daß Görgey erst dreiunddreißig Jahre alt war.[2]) Die schönsten Mannesjahre, Ruhm und liebenswürdiger Charakter, das ist genug, um ihn zu entschuldigen.

Ein für mich oft unangenehmer Fehler an ihm war, daß er sich immer schlechter zu machen suchte, als er war. Es entsprang dies nicht aus einer knabenhaften Eitelkeit, die erwartet, gelobt zu werden, sondern sein positiver Charakter sträubte sich gegen die Macht der zarten Gefühle, die in ihm wirkten, und er trieb mit vielem Spott, was er im Innern seiner Seele für wahr und göttlich hielt. Er sprach gern von seiner Frau, die er zärtlich liebte, aber sobald er merkte, daß sein Herz weich ward, verscheuchte er die schönen aufsteigenden Bilder durch oftmals recht schlecht angebrachte Witze. — Niemand war mehr durchdrungen vom Dasein Gottes, niemand konnte ihn so enthusiastisch in seinen schönen Werken verehren wie er; die Natur war ihm teuer über alles, und wie beredt konnte er nur sein schönes Heimatland, die Zips, schildern, und doch, wenn ihn so die Phantasie emportrug und das Herz schwoll vor schöner Begeisterung, da lachte er plötzlich die Gottheit und Unsterblichkeit weg und spottete über seine Weichheit. Dann machte er den Eindruck als wie eine gesprungene Saite, welche die schöne Harmonie zerstört, die uns eben noch entzückt.

Ein zweiter Fehler, der meist bei dienstlichen Sachen hervortrat, war sein Jähzorn, eine Quelle vieler Uebereilungen, die aber meist aus dem übertriebenen

[1]) Später unter Knezich, vom 21. Juni an unter Leiningen.

[2]) Kaum einunddreißig. Geboren den 30. Januar 1818.

Rechtsgefühl entsprangen, und den er nicht fähig war im Angesicht von Erbärmlichkeiten und niedrigem Unrecht zu beherrschen.

Er konnte sich nicht verstellen, das heißt er konnte seine Gedanken verbergen, aber gegen Menschen, die er verachtete, zeigte er nie eine freundliche Miene. Deshalb hatte er auch viele Feinde, selbst in der Armee. — Er hatte viel, sehr viel Ehrgeiz, aber nicht nach großer Macht strebte er, sondern Ruhm, Ruhm war die große Sonne seines Lebens. Um große Macht zu erlangen, war er zu offen, man fürchtete ihn schon, bevor er noch gefährlich war, und je mehr dies seinem Stolz schmeichelte, um so weniger machte er Umtriebe, diese Furcht zu rechtfertigen. Ausgestattet von der Natur mit mächtigen Leidenschaften, war der Kampf in der Arena des Lebens sein Element, aber er kämpfte nicht um ein festes Ziel, er kämpfte um des Kampfes willen, weil er ihm Bedürfnis war. Und so war er auch als Soldat. Oft stürzte er sich ohne allen Grund, ohne daß die Truppen in diesem Moment einer solchen Anfeuerung bedurften, ins ärgste Kampfgewühl, und wie lachte er dann, wenn ich ihm vorwurfsvoll sagte: „War es denn notwendig, dein Leben so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen? Schone es für dein Vaterland!“ Es war ihm wohl, wieder ein Bad im Kugelregen genommen zu haben.

Geld und Glücksgüter hatte er früher nicht gekannt und schätzte sie auch jetzt nicht, deshalb war er freigebig fast bis zur Verschwendung. Dabei besaß er die schöne Eigenschaft, Wohltaten erweisen zu können, ohne zu verletzen. Fremdes Unglück und Leiden machten ihn oft weich bis zu Tränen. Selbst die Feinde mußten seinen schönen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, und jetzt noch lese ich in den meisten Zeitungen, die mir hin und wieder vorkommen, nur Ehrenwertes von ihm.

So war er nun, dieser Görgey, mit all seinen Tugenden und Fehlern ein Mann im schönsten Sinne des Wortes, ein Held. So war er wenigstens mir, und wenn auch täglich, trotzdem ich im Gefängnis bin, die bittersten Anklagen gegen ihn an mein Ohr schlagen, so bleibt er mir doch der alte. Gebe Gott, daß ich in meiner letzten Stunde den 26. März noch immer als einen Glückstag segnen kann.

In seinem Anzug war Görgey höchst einfach. Er trug die Uniform eines Majors, immer zugeknöpft, einen gewöhnlichen Tschako, im Futteral, das Sturmband ums Kinn. Große Stiefel, die ihm weit übers Knie reichten, ein tüchtiger Säbel und eine kleine Ledertasche über der rechten Schulter. Handschuhe trug er nie. Als Ueberwurf hatte er einen Rock aus schwarzbraunem Seehundsfell.[1]) Das Ganze außerordentlich einfach und doch hübsch malerisch.

Du fragst vielleicht erstaunt, wie Dein ruhiger, ernster Karl so enthusiastisch sich dem Einfluß einer andern Persönlichkeit hingeben könnte. Glaube mir, liebe Lisa, die tiefen Gefühle bemessen sich nicht nach den Worten, die man dem verehrten Gegenstand sagt. — Nie hat mein Mund zu Görgey von Freund-

[1]) Otterfell.

schaft oder Anhänglichkeit gesprochen. Taten waren es, die ihm meine Gesinnung zeigten. — Und Du, meines Lebens Stern, glaubst Du vielleicht, weil ich Dir nie in leidenschaftlichen Worten sprach, daß Du mir weniger teuer seist? Denke das nicht. Unter den wenigen Menschen, die ich wahrhaft liebe, bist Du die Sonne, die alle andern Gefühle erwärmend belebt und ihnen die Färbung gibt. Ein Jahr der Trennung und des Leids hat nur dazu beigetragen, meine Liebe zu Dir zu vermehren. — Mein Glück, mein Kummer, meine Hoffnungen sind alle in dem Gedanken an Dich konzentriert. Die bittere Schule der Enttäuschung, die ich durchgemacht, hat mich nicht mürrisch und zum Menschenfeind gemacht, im Gegenteil, mein Charakter ist ruhiger, ernster als früher. Die Einsamkeit des Gefängnisses ist geeignet, den Blick in das Innere zu lenken. Ich habe mich geprüft, habe meine Fehler entdeckt und erkannt, und mit dem festen Vorsatz, ihre Quelle zu ergründen und sie zu unterdrücken, werde ich auch ein besserer Mensch werden, als ich war. Ich schläfere mich nicht ein mit Illusionen, ich weiß, daß menschliche Gesetze den Stab brechen über meine Handlungsweise, ich weiß, daß ein schweres Urteil meiner harrt, und doch, das menschliche Leben ist nur eine Kette von Erinnerungen und Hoffnungen. Werde ich einst frei, so wirst Du auch glücklicher sein als bisher, wo mein unstetes, mit dem, was ich war, unzufriedenes Wesen Dir viel Kummer machte. Jetzt bin ich abgekühlt und enttäuscht in vielem. Nur Du, meine Lisa, hast mich nie getäuscht, Deinem und meiner Kinder Wohl wird mein künftiges Leben geweiht sein.

Ich habe Görgey geschildert, nicht wie mir der erste Eindruck eingab, sondern wie er mir nach längerer Bekanntschaft schien; deshalb möge auch hier noch einiges ihn Betreffendes Platz finden.

Hinrichtung des Grafen Zichy.

Er war der Sohn eines armen, aber auf seinen Adel stolzen Edelmannes in der Zips, der dem Sohn natürlich die gleichen Grundsätze beibrachte. In dem kräftigen, leicht entzündlichen Gemüt faßten sie nur zu leicht Wurzel. Der Stolz überhaupt war eine hervorstechende Eigenschaft bei ihm, die Richtung ward ihm gegeben, er war adelsstolz bis zur Uebertreibung. Da trat er in die Schule und mußte gar bald sehen, daß andre mehr Ursache hatten, auf weltliche Dinge stolz zu sein, wie er. Er war arm, sehr arm, er mußte sich vieles versagen, was andre mit Geld sich spielend verschafften. Nicht einmal Obst konnte er sich kaufen, und mußte zuschauen, wie seine Kameraden in den Genüssen der Näscherei schwelgten; aber er hätte eher gestohlen als gebettelt, wenn die Not ihn getrieben. Jetzt kam ihm der Adelsstolz höchst lächerlich vor, er ward bettelstolz, und gleichzeitig impfte sich ihm eine große Bitterkeit ein gegen alles, was Reichtum hieß. Im Scherz äußerte er oft, daß er große Anlagen zum Stehlen gehabt, es habe keinen verwegeneren Obstdieb gegeben, als er war. Langsam entwickelten sich seine Fähigkeiten, aber was er einmal errungen, das behielt er auch für immer bis mit seinem Eintritt in die Tulaer Kadettenschule ein neues Leben für ihn begann. Er leuchtete bald in dieser Schule hervor durch Talente, besonders

aber durch die Halsstarrigkeit, mit der er sich auf manche Wissenschaften warf. Hier schon rühmte man sein strenges Rechtlichkeitsgefühl. Der Schwache fand immer Schutz bei ihm. Jetzt erkannte er die Richtigkeit seiner früheren Empfindungen, und ein andrer Stolz erwachte in ihm. Er wollte durch Ausgezeichnetes seinen Namen zu Ehren bringen. Mit hastiger Gier verschlang er alle Geschichtsbücher, die von Ungarn handelten, aber nirgends fand er den Namen Görgey, nirgends, daß einer seines Namens sich ausgezeichnet. Das schmerzte ihn bitter, diesen Jüngling voll tiefer, mächtiger Leidenschaften. Jetzt hatte er ein Ziel, nach dem er strebte, und mit unerschütterlicher Ausdauer widmete er sich den Wissenschaften, die er in seinem Stande benötigte.

Aus der Tulaer Schule trat er zurück in das Regiment Wasa, wo er als Kadett angefangen zu dienen, und ward, wie ich glaube, bald darauf zur ungarischen Leibgarde eingeteilt. — Jetzt war er Offizier und in einer Anstalt, wo ihm alle Mittel zu Gebote standen, seinen Geist durch Kenntnisse zu bereichern. Er galt als einer der besten Zöglinge, und unter seinen Kameraden besaß er das meiste Ansehen. Kein Streit entstand, ohne daß er zum Schiedsrichter aufgerufen wurde. Sein Ernst und sein bereits gestählter Charakter verschafften ihm die unbedingte Achtung seiner Mitschüler. Selbst seine Professoren hatten Scheu vor ihm und behandelten ihn mit großer Würdigung seiner tüchtigen Eigenschaften. Aber Wien, das große, schöne, frivole Wien mit seiner großen Geld- und Geburtsaristokratie, stimmte es auch ihn heiter, wie die meisten Menschen? — Nur zu deutlich fühlte er, daß Geld und hohe Geburt fast ausschließliche Mittel waren, um emporzukommen. Wie bitter mußte dies für einen Charakter sein, der nach Ruhm dürstete und diese Mittel nicht besaß. Auch bemächtigte sich seiner eine große Bitterkeit, und er haßte alles, was Aristokratie hieß. Wieviel traurige Erfahrungen mußte er machen, wie hart mußte er enttäuscht werden, bis sich sein hartnäckiger Charakter gestand, daß er von den Menschen zuviel verlangt und daß auch seine Ideen von Freiheit und Gleichheit ein leerer Schall, ein schöner Traum gewesen.

Von der Garde ward er zu den Palatinalhusaren eingeteilt, wo er sich den Ruf eines braven und tüchtigen Offiziers erwarb. Er avancierte bald zum Oberleutnant und ward Regimentsadjutant. Aber auch in diesem Verhältnis fand sein unruhiger Geist keine Befriedigung. Schon bei der Garde hatte sich seine Vaterlandsliebe in hohem Grade gesteigert, und gleichgesinnte Freunde und der Ideenaustausch mit ihnen vermehrten nur seinen Schmerz, seinem Lande nichts nutzen zu können. Immer heftiger ward der Wunsch, sich aus dieser unangenehmen Lage zu befreien. Eine Kleinigkeit genügte, ihn zu bestimmen.

Eines Abends (so erzählte mir einer seiner Freunde) saß er mit mehreren Freunden bei einem Glase Wein beisammen. Die Herzen waren geöffnet, der Mund sprach die verborgensten Wünsche aus. Ungarns Verhältnisse wurden besprochen, und mit Enthusiasmus gedachte man der Vorkämpfer der gesetzlichen Freiheit Ungarns. Wie leicht mußte sich da der Gedanke an die eigne Untätigkeit und der Wunsch, sich an dem Kampf für das Wohl ihrer Nation zu beteiligen,

in den jungen Köpfen regen. In der Begeisterung versprachen sie sich, zu quittieren und auf andre Weise sich nützlich zu machen. So trennten sie sich, und am andern Morgen, ja, da standen die Sachen freilich anders. Man dachte ruhiger und überlegte, daß es doch töricht sei, eine Stellung in der Welt, so klein sie auch war, für ein Phantom aufzugeben, kurzum, man vergaß sein Versprechen, das man in einem Moment leicht erregbarer Begeisterung gegeben: nur Görgey machte ernst damit, weil bei ihm der Entschluß nicht eine Folge eines voreiligen Versprechens, sondern das Ergebnis reiflichen Nachdenkens war. Er quittierte, trotzdem er der Aermste von allen war und am meisten an sein Fortkommen denken mußte, so sehr auch seine Kameraden und selbst seine Vorgesetzten ihn abzuhalten suchten.[1])

In Prag sehen wir ihn wieder mit dem Studium der Chemie beschäftigt. Mit der ihm eignen Beharrlichkeit bemeisterte er sich dieser Wissenschaft in unglaublich kurzer Zeit und konnte selbst dem Professor zur Aushilfe dienen. Hier lernte er auch seine jetzige Frau kennen. Sie war Gouvernante oder Gesellschaftsfräulein in einem sehr anständigen Hause, geistreich und voll guter Eigenschaften, aber auch ebenso arm wie er selbst. Aber was war ihm Reichtum, er konnte sich schon durchbringen. Kurzum, er heiratete, ein Schritt, den er nie bereut, wozu er auch keine Ursache hatte. So glücklich er sich nun in seiner Verbindung fühlte, so hatte sein rastloser Geist dennoch keine Ruhe. Er verließ Prag und eilte in sein Vaterland zurück. Einer Tante machte er den Vorschlag, ihr die Wirtschaft zu führen, wofür sie ihn und seine Frau erhalten solle, bis er Wege gefunden, sich eine selbständige Existenz zu verschaffen. Der Vorschlag ward freudig angenommen, um ihm dadurch ein ehrenvolles Auskommen zu geben.

In dieser Lage überraschte ihn der 15. März 1848. Welche Aussicht tat sich plötzlich seinem heißen Durst nach Tätigkeit auf! Endlich war der Augenblick gekommen, wo er handeln konnte, denn im Gefühl seiner geistigen Kräfte mochte er wohl ahnen, daß ihm kein untergeordneter Platz für seine Bestrebungen zufallen würde.

Sein Entschluß war bald gefaßt; die kleine Barschaft, die er hatte, teilte er mit seiner Frau und ging nach Pest, um sich als gemeiner Honvéd anwerben zu lassen.[2]) Es lag diese Handlungsweise in seinem Charakter — um eine Offiziersstelle hätte er nachsuchen müssen, gemeiner Honvéd zu werden konnte ihm niemand wehren. Aber es gab zu viele, die ihn von früher kannten, und auch ohne sein Erscheinen in Pest würde man ihn aufgesucht haben. Er ward zum Hauptmann ernannt, und damit war sein öffentliches Leben begonnen. Von jetzt an verläßt ihn das unstete, unzufriedene Wesen, er ist an seinem Platz und weiß, was er will.

Ein Offizier, der mit ihm in demselben Bataillon diente, erzählte mir oft, wie er der Vater seiner Kompagnie war, wie ihn die Soldaten verehrten. Er aß

---

[1]) Görgeys Quittierung war von diesem Vorfalle unabhängig.

[2]) Irrig. Görgey selbst stellt den Hergang in seinem „Leben und Wirken“ anders dar.

mit seinen Unteroffizieren an einem Tisch und belehrte sie in und außer Dienst über ihre Obliegenheiten. Die Folge davon war, daß er in wenigen Wochen das erreichte, wozu andre viele Monate brauchten. Unter den ersten Bataillonen [1]) war im Anfang selbst unter der Mannschaft sehr viel Intelligenz, aus denen sich bei zweckmäßiger Anleitung recht gute Offiziere bilden ließen (das 3. Bataillon hat über zweihundert Offiziere abgegeben), weshalb man nicht erstaunen muß, daß er so vertraulich mit seinen Untergebenen war, auch vergab er sich dabei nichts, da sein Ernst und seine Strenge ihm schon Achtung verschafften.

Mehrmals wurden ihm Stellen im Kriegsministerium angetragen, er lehnte solche Anerbietungen aber stets ab. Er ward bald darauf zum Major ernannt. Als solcher machte er die Schlacht von Pakozd gegen Jelacich mit, wo er sich bereits auszeichnete.[2]) Bei der Gefangenschaft von Roth und Philippovich spielte er eine sehr tätige Rolle, geriet aber schon damals mit Perczel in Zwiespalt.

[3]) Etwas früher ward ihm das Kommando auf der Insel Csepel übertragen. Er war Major, hatte aber zwei ältere Stabsoffiziere unter sich, die in allem an seine Befehle gebunden waren. Diese beiden Herren strebten zwar in allem ihm entgegenzuarbeiten, allein seine kaltblütige Strenge verdarb ihnen bald ihr Spiel. Unter diesen Verhältnissen ward der unglückliche Eugen Zichy von den Vorposten Görgeys eingebracht mit seinem Neffen Paul, welch letzterer jedoch bald entlassen wurde, und gleich von den beiden obenerwähnten Herren in Empfang genommen. Görgey erfuhr die ganze Sache erst, als man bereits Anstalten gemacht, Eugen nach Pest zu schicken. Aufgebracht darüber, daß man ihn umgangen, und die beiden zu genau kennend, um nicht das Schlimmste von ihnen zu erwarten, ließ er sie zu sich kommen und fragte barsch, warum man ihm die Gefangennehmung Zichys verheimlicht. Sie entschuldigten sich damit, daß sie ihn nicht belästigen wollten, daß sie die Sache nicht für so wichtig gehalten hätten u. s. w. Durch diese leeren Ausflüchte nur noch mißtrauischer gemacht, verlangte er zu wissen, warum Zichy nach Pest geschickt werden sollte. Anfangs wollten sie nicht mit der Farbe heraus, aber da Görgey nicht nachließ, gestanden sie endlich ihre Absichten: Sie wüßten wohl, daß Zichy nach dem Kriegsrecht den Tod verdiene, allein sein Stand, seine ausgebreitete und mächtige Verwandtschaft wären doch zu berücksichtigen, sowohl im Interesse der Revolution als auch in ihrem eignen, denn sie wollten nicht die Rache dieser mächtigen Familie, für den Fall, daß Ungarn unterliege, auf sich laden; deshalb hätten sie einen andern Plan ausgedacht. Zichy sollte nach Pest gebracht und ihm dasselbe Los wie dem edeln Lamberg bereitet werden.[4]) — Das waren die großen Helden der Revolution, die lieber einen feigen, gräßlichen Mord geschehen lassen wollten, als ein nach ihren Ansichten gerechtes Urteil zu fällen. Durch die ganze Ge-

[1]) 1. bis 10. Honvedbataillon, errichtet am 15. Mai 1848.

[2]) Irrig. Görgey war bei der Schlacht nicht zugegen.

[3]) Von hier an wieder mit Tinte geschrieben.

[4]) FML. Graf Franz Lamberg wurde am 28. September 1848 auf der Brücke zwischen Ofen und Pest von dem Pöbel gemordet.

schichte unsrer Revolution zieht sich diese Besorgnis und der Zweifel an das Gelingen hindurch, und so ward alle Tatkraft gelähmt und alles dem Zufall überlassen.

Görgey stand sprachlos da, solche Verworfenheit war ihm noch nicht vorgekommen. Als er aber endlich Worte fand, da war kein Ausdruck des Abscheus und der Verachtung, der ihnen nicht zuteil wurde. Schon damals fing Görgey an, einen tiefen Widerwillen gegen die Leiter der Revolution zu fassen, denn die Mittel, die sie gebrauchten, waren seinem geraden, männlichen Sinn so entgegen, daß er sich unmöglich mit ihnen befreunden konnte.

Eugen Zichy ward vor ein Kriegsgericht gestellt und einstimmig zum Tode verurteilt. Kein ungarisches Kriegsgericht hätte ihn freisprechen können. Ueber seine Hinrichtung erzählte mir Görgey folgendes: Im Anfang war Eugen sehr gefaßt, er schien der Ueberzeugung zu sein, daß man ihn nur schrecken wolle. Er sprach sehr ruhig und scherzte selbst über seine Lage. Als jedoch die Anstalten ernstlicher wurden und der Henker sich ihm nahte (es war in der Abenddämmerung), da sagte er einem Offizier: „Nicht wahr, es ist nur Spaß,“ und als ihm dieser versicherte, daß es Ernst sei und daß er sich vorbereiten möge, wurde er kleinmütig und rief mehrmals mit ängstlicher Stimme: „Herr Major! Herr Major!“, und als er keine Antwort erhielt, mit der größten Niedergeschlagenheit: „Er ist nicht da!“ Görgey stand aber unweit davon in einen Mantel gewickelt und sah in diesem Augenblick, wie Zichy sich plötzlich mit der Hand nach dem Mund fuhr und sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, fast gefühllos den Händen des Freimanns überlieferte. Görgey ist in der festen Ueberzeugung, daß Zichy in dem Augenblick, wo er sich verloren sah, ein betäubendes oder tötendes Gift zu sich nahm, was allerdings dadurch, daß er in den letzten Augenblicken schon fast leblos schien und gleich nach dem traurigen Akt, obwohl er durch die ungeschickte Hand eines Soldaten gerichtet ward, auch nicht die leiseste Spur von Leben zeigte und sein Gesicht weit schneller, als dies zu geschehen pflegt, von dunkler Schwärze überzogen war, sehr wahrscheinlich wird.[1]) Er starb weniger durch eine große Schuld als durch seinen Leichtsinn. Er schätzte die Kräfte der Revolution zu gering und nahm es über sich, Proklamationen von Jelacich zu verbreiten, was keinesfalls die Aufgabe eines Grafen Zichy war.

Als Jelacich durch den bekannten Waffenstillstand sich der ungarischen Armee auf eine geschickte, aber vielleicht nicht ganz ehrenhafte Art (hierüber muß die Geschichte noch sprechen) und vielleicht auch dem Verderben entzog, verfolgten ihn die Ungarn, und wir finden Görgey im oberen Lager bereits anerkannt als einen tüchtigen, umsichtigen Soldaten. Als in Parendorf beraten wurde, ob man die österreichische Grenze überschreiten solle oder nicht, sprach er sich mit der ihm eigentümlichen logischen Schärfe dagegen aus und zog schon damals

---

[1]) Görgey, den ich darum befragte, bezeichnet diese Details als irrig und hält seine Darstellung im ersten Bande seines „Leben und Wirken“ aufrecht.

die Aufmerksamkeit, vielleicht auch die Besorgnis Kossuths auf sich. Der Uebergang über die Grenze ward beschlossen, und in der Schlacht von Schwechat, diesem traurigen, ich möchte fast sagen lächerlichen Anfang der ungarischen Kriegstaten, war er es, der mit wenigen tapferen Männern die Ehre der Waffen noch einigermaßen rettete.

Wien fiel, und nun wandte sich Oesterreichs ganze Macht gegen Ungarn. Móga hatte abgedankt, und kein andrer wagte es, den Oberbefehl unter so kritischen Verhältnissen zu übernehmen. Aller Augen richteten sich auf Görgey, und Kossuth mußte diesem jungen Mann, vor dessen aufsteigender Größe ihm bange ward, den Antrag stellen, das Kommando zu übernehmen. Die allgemeine freudige Zustimmung bewies, daß er der rechte Mann sei in dieser schweren Zeit. Ueber die Annahme äußerte er sich einmal gelegentlich gegen mich: „Ich komme mir in solchen Augenblicken vor wie ein phlegmatischer Mensch, der, auf einer Brücke stehend, einen Menschen ins Wasser fallen sieht; ein, zwei heißblütige Menschen springen rasch nach, und ich werde ruhig zuschauen. Können sie ihn retten, wohl und gut; wenn nicht, so werde ich es sicher versuchen und alle meine Kräfte aufbieten, um sie zu retten. Ich habe nicht den Ehrgeiz, mich vorzudrängen, aber den Ehrgeiz, das, was andre zu versuchen nicht den Mut haben, zu unternehmen, den besitze ich im höchsten Grade. Wäre ein andrer entschlossen aufgetreten, ich hätte nicht mit ihm rivalisiert.“ Daß man nicht zuviel von ihm erwartet, bewies er gar bald. Die Nationalgarden jagte er größtenteils nach Hause und brachte durch seine Härte und Konsequenz Ordnung und Konsequenz in die fast ganz aufgelöste ungarische Armee.

So wenig er sich jetzt noch Lorbeeren verdienen konnte, so groß war doch sein Verdienst, diese junge Armee zusammengehalten zu haben, denn die Husaren und einige Bataillone abgerechnet, bestand der größte Teil aus kaum errichteten Honvédbataillonen und aus einer Artillerie, die nur zum Teil alte Leute hatte. Daß dieses Heer der alten und tapferen österreichischen Armee nicht stichhalten konnte, war begreiflich, aber daß sie nach mehreren Niederlagen noch immer dastand, zum Widerstand bereit, das ist ein Wunder. Ein kleines Gefecht bei Wieselburg abgerechnet, das zu unsern Gunsten ausfiel und das man im Banat als großartigen Sieg ausposaunte, ward Görgey unaufhaltsam bis gegen Ofen zurückgedrängt. Der Rückzug über die Donau war nach der Niederlage Perczels bei Mór, der gegen Görgeys Befehl die Schlacht angenommen, eine Notwendigkeit.[1]) Der letztere zog sich über Waizen, wo er das bekannte Manifest erließ, durch das er, so sehr auch unsre Republikaner damit unzufrieden waren, allein verhinderte, daß der größte Teil der Offiziere die Armee verließ. Denn nur das Aussprechen, daß man treu am König und dem auf die Konstitution geleisteten Eid halten wolle, konnte sie zurückhalten. Perczel ging gegen Szolnok zurück, um, wie sich Görgey bei vielen Gelegenheiten ausdrückte, die geheiligten Leichname der Regierung und des gesetzgebenden Körpers zu decken.

---

[1]) Görgey konnte Perczel keinen Befehl erteilen, da er nicht sein Vorgesetzter war.

Zwei Monate hindurch sehen wir nun Görgey in dem für alle Zeiten denkwürdigen Winterfeldzug, in dem sowohl er wie sein ritterlicher Gegner FML. Schlick sich unsterbliche Lorbeeren sammelten. Wenn dieser die treffliche Organisierung und Tapferkeit einer alten Armee für sich hatte, so war Görgey wieder in diesen Bergen zu Hause und hatte an der meist guten Gesinnung der Einwohner eine mächtige Hilfe. Beide Feldherren, bald geschlagen, bald Sieger, jeder einmal fast abgeschnitten und nur durch große Kühnheit und Geistesgegenwart gerettet (Görgey mußte einen kleinen Tunnel graben, um sich zu retten), stehen sich wie zwei große Schachspieler gegenüber und gehen aus diesem Kampfe unbesiegt mit wechselseitiger tiefgefühlter Achtung hervor.

Wenn die Geschichte einst über diesen Feldzug unparteiisch urteilt, so wird sie kaum entscheiden können, wer von den beiden Helden den größeren Ruhm verdient. Eins aber kann man schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß Graf Schlick unter allen österreichischen Heerführern der menschlichste und edelste war. Kein Mann wie er hat sich in Ungarn die allgemeine Achtung erworben. Die ungarische Armee verehrte ihren ritterlichen Feind.

Görgeys Ruf als Feldherr stand nach diesem Feldzug festbegründet. Ja, auf ihm ruhten die Augen aller redlich Gesinnten, in ihm allein erblickte man den Mann, der dem Lande Ruhe geben und mit Oesterreich Frieden machen konnte. — Aber auch Kossuth und seine Anhänger wußten das recht gut; wollten sie sich halten, so mußte dem wachsenden Ansehen Görgeys ein Damm gesetzt werden.

Dembinsky ward zum Obergeneral ernannt und verlor seinen Ruf als Feldherr, den er von der polnischen Revolution besaß, in der kürzesten Zeit. Er führte die Armee in Sümpfe, und nur Görgeys rastlose Tätigkeit rettete die Armee bei Kapolna.

Kossuth hatte sich selbst die Grube gegraben. Alles murrte gegen Dembinsky, und Görgeys Ansehen stieg nur um so höher. Der altersschwache und eigensinnige Pole ward sozusagen von der Armee abgesetzt, aber nicht Görgey erhielt jetzt das Kommando der vier vereinigten Armeekorps, sondern Vetter. Gerade als ob sie durch diese kleinen Geister, die man ihm entgegenstellte, seine Größe noch mehr hervorheben wollten. Ihre Proben schlugen alle fehl durch den gesunden Geist, der damals in der Armee herrschte, der nur zu gut erkannte, was der bisher vereinzelten Kriegführung fehlte.

So standen die Sachen, als ich ihn das erstemal sah. Es mußte sich in kurzem zeigen, ob er den Ehrgeiz, dessen man ihn beschuldigte, besaß, oder ob er sich Vetter fügen wolle. Es ist schwer zu sagen, was er getan hätte, wenn nicht der Zufall, vielleicht Vetters eignes Gefühl, ihm die Mühe erspart, selbst zu handeln.

Mein Entschluß war am 26. März abends gefaßt: Wenn er das Oberkommando nicht bekomme, mich zu seinem Armeekorps zu melden.

Nach dieser langen Abschweifung kehre ich zurück und fasse den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Görgey entwickelte eine so große Herzlichkeit gegen mich, daß ich mich doppelt zu ihm hingezogen fühlte. Noch nie hatte ein Mensch so großen Einfluß beim ersten Erscheinen auf mich geübt, denn wenn ich auch an Viktor einen Freund besitze, dessen höherer Geist mich oft beherrschte, so war er doch zu viel Träumer, der am Leben nicht so viel aufregende Kräfte fand wie ich; dagegen war Görgey durch und durch Leben, die personifizierte Tat, möchte ich sagen. Ich verehrte damals nichts so sehr als tatkräftiges Auftreten. So untätig ich auch früher war, das Kriegsleben hatte, was Tüchtiges in mir war, geweckt, und Du würdest in mir, wenn Du mich damals hättest sehen können, schwerlich Deinen dicken Karl, der den ganzen Tag hinter den Büchern saß, wiedererkannt haben, wie denn auch meine Gesundheit nie besser war als mitten unter den größten Strapazen.

Im Laufe unsrer Gespräche fragte er mich, wie es käme, daß ich auf seiten der Ungarn wäre. Ich sagte ihm aufrichtig, daß mich nicht der Enthusiasmus hierhergeführt, sondern daß nur die Umstände mich dazu getrieben, indem ich die Sache nicht verlassen wollte, wie sie einmal schlecht stand. Er drückte mir die Hand und sagte: „Besser, als wenn Sie einer unsrer Enthusiasten wären, Sie werden aushalten bis zum letzten Augenblick, weil bei Ihnen die Handlung die Folge reiflicher Ueberlegung, ja moralischer Gesinnung ist; die Enthusiasten kühlen ab und lassen einen im kritischen Augenblick sitzen.“ Ueberdies war ihm das meiste, was ich bisher geleistet, bekannt. Ueber Szolnok und Czibakház sagte er mir einiges Schmeichelhafte und schloß mit dem Ausruf: „Ja, ja, ihr Banater, ihr habt leicht lachen; brave Truppen, tüchtige Stabsoffiziere, aber ich muß meine Soldaten größtenteils noch ins Feuer hineinprügeln, ja mitunter hineinkartätschen. Wie freue ich mich, euch bald im Gefecht sehen und bewundern zu können.“

Dann erzählte er mir, wie Windischgrätz ihm einmal habe Anträge machen lassen, und in dieser Erzählung zeigte er so recht seine gemütliche Bosheit.[1]) Bestechung ist an und für sich nichts Neues und wird noch oft genug vorkommen, aber hier lieferte sie doch den Beweis, wie sehr man den Einfluß Görgeys kannte, ja überschätzte. Hätte er den Antrag auf Unterwerfung gestellt, er wäre verloren gewesen, ja viel später, selbst als sein Ansehen das von Kossuth verdunkelte, hätte er keine Kapitulation durchsetzen können. Da mußten erst alle Schläge des Schicksals uns niederbeugen, bevor man einen solchen Gedanken konnte laut werden lassen. Ich war seit dem 14. April ein passiver Zuschauer, wäre jedem Vergleich beigetreten, aber ich muß gestehen, diese gänzliche Hintansetzung des eignen Interesses, trotzdem daß nicht sehr viele waren, die nach der Schlacht von Pered an das Gelingen unsrer Sache glaubten, hat etwas Achtungswertes an sich.

Stunden vergingen, und ich konnte mich noch immer nicht aus meinen tiefbrütenden Gedanken herausreißen. Mir war, als spräche noch immer der klare,

---

[1]) Die Erzählung von dem Bestechungsversuche in Rózsahegy, 1849, 29. Januar, wird in Görgeys „Leben und Wirken“ genau wie in diesem Tagebuche mitgeteilt.

feste Verstand zu mir. Die Verhältnisse und die handelnden Schauspieler standen in ganz anderm Licht vor mir als bisher. Die Hebel und Triebfedern so vieler Handlungen, die mir bisher unbekannt waren, zeigten sich mir in ihrer nackten Gestalt. — Also war auch er nicht mehr begeistert für eine Sache, für die er seine Lebenskraft aufs Spiel gesetzt? Was war es also, was ihn noch festhielt? Die Konsequenz eines kräftigen Geistes, der keinen Schritt halb tun will, und vielleicht das Vertrauen auf die eigne Kraft, der Gedanke, daß er vielleicht, was schlecht und schändlich, beseitigen und seinem Vaterland durch einen ehrlichen Frieden Ruhe und Glück bringen könne! Glaube mir, liebe Lisa, ich fühlte mich oft recht unglücklich, denn ich war in vielen Dingen nicht einverstanden mit dem Vorgehen der ungarischen Bewegung; ich war selbst ein Feind von den Hauptlenkern, namentlich von Kossuth, und hatte doch keinen Ausweg aus diesem Labyrinth. Jetzt aber hatte ich einen Mann gefunden, welcher der republikanischen Partei entschieden feind war, der nichts als die Konstitution von 1848 wollte, und dem ich auch die Macht zutraute, mit der Zeit alle diese falschen, heuchlerischen Patrioten, denen es nur um ihr eignes Interesse zu tun war, zu Paaren zu treiben. Ich ward von jetzt an ruhiger und zufriedener mit meiner Lage, denn Görgey hatte mir wieder Mut und Vertrauen gegeben; ich hoffte damals wirklich und aufrichtig, daß durch ihn die Möglichkeit eines Friedens angebahnt und ich aus der unnatürlichen Lage, gegen meine Brüder und selbst gegen meine politische Ueberzeugung zu kämpfen, herausgerissen würde. — Nur zu bald sollten meine Hoffnungen zerstört werden.

27. März. Nachdem ich einen tüchtigen Ritt auf die Hutweiden gemacht, speiste ich mit Károl Bácsi[1]) im vertraulichen Kreise und verfügte mich gegen Abend zu Damjanich, der in Füred angekommen war. Etwas später langte auch Görgey an, und so war dort einer der interessantesten Abende, die ich seit langer Zeit gehabt. Was mich aber ganz besonders freute, war die unverhohlene Anerkennung, die Damjanich der Ueberlegenheit Görgeys zollte. Einmal nahm er mich auf die Seite und sagte, auf Görgey zeigend: „Das ist mein Mann, der wird alle die widerspenstigen Köpfe Gehorsam lehren. Der Kuckuck soll diesen Vetter holen, der nichts versteht und mit unsereinem spricht, als hätten wir gar nichts geleistet.“ — Ich mußte unwillkürlich lachen über seinen Zorn gegen die Widerspenstigen, da er doch der Unverträglichste von allen war. Doch zu seiner Ehre muß ich es sagen, daß er gegen Görgey stets gehorsam war und bis zum letzten Augenblick auf ihn baute. —

Den 28. März, um 9 Uhr früh, ritt er zu seinen Truppen, die zwei Stationen weiter lagen, nachdem er mir beim Abschied noch gesagt: „Leb wohl, in kurzem werden wir miteinander auf dem Feld der Ehre stehen; ob wir siegen, das weiß nur Gott, aber jedenfalls wollen wir wie tapfere Männer unser Bestes tun; ein Vorgefühl aber sagt mir, daß meine wie deine Rolle nicht aus-

---

[1]) Onkel Karl. Karl von Földváry, damals Kommandant des 3. Honvédbataillons, einer der tapfersten Kämpfer des Freiheitskriegs.

gespielt ist in den letzten Tagen, und daß unsre Sterne miteinander steigen, aber auch, wenn es im Buche des Schicksals steht, miteinander fallen werden."

Oftmals ward ich durch diese Worte veranlaßt, in meiner Bescheidenheit zu glauben, er habe sich nur durch schöne Worte einen Anhänger mehr verschaffen wollen, aber mein besseres Gefühl sagte mir bald: ‚Er erkennt den ehrlichen, geraden Menschen in dir und fühlt, daß die Ehrlichen und Braven mit ihm halten werden.' — Seine Prophezeiung erfüllte sich im vollen Sinne des Wortes!

Die gesunde und kranke menschliche Stimme

Von

Prof. Dr. O. Chiari (Wien)

Die Bildung der Stimme erfolgt beim Menschen sowie bei allen andern Säugetieren mit Ausnahme der Wale, die stimmlos sind, ferner bei vielen Reptilien und einigen Amphibien (den Fröschen) im Kehlkopf. — Dieser sitzt bei ihnen allen am oberen Ende der Luftröhre. Die Vögel dagegen haben zwei Kehlköpfe, von denen nur der untere, an der Teilungsstelle der Luftröhre gelegen, zur Stimmbildung dient.

Der menschliche Kehlkopf, der uns am meisten interessiert, stellt in seiner Mitte (dem mittleren Kehlkopfraum) einen dreieckigen Kasten dar, der von elastischen Knorpeln umschlossen ist. Nach unten geht er durch ein kurzes, zylindrisches Rohr (den unteren Kehlkopfraum) in die Luftröhre über und steht nach oben mittels des oberen, ebenfalls annähernd zylindrischen Kehlkopfraumes mit der Rachenhöhle und durch deren Vermittlung mit der Mund- und Nasenhöhle in Verbindung.

Im mittleren Kehlkopfraum sind von vorne nach hinten die zwei elastischen Stimmbänder ausgespannt, die vorne fix, unmittelbar nebeneinander in dem Winkel der Schildknorpelplatten befestigt sind, während sie hinten an den beweglichen Gießbeckenknorpeln und zwar durch Vermittlung der etwa 5 Millimeter langen, elastischen Stimmfortsätze endigen. — Die hinteren Enden der Stimmbänder können deswegen voneinander entfernt oder aneinander gelegt werden. Dadurch wird der Raum zwischen den beiden Stimmbändern und den Stimmfortsätzen (Stimmritze genannt) entweder geöffnet oder geschlossen. Die Stimmritze hat also zwei Teile: einen vorderen, längeren, der zwischen den Stimmbändern liegt, und einen hinteren, kürzeren zwischen den beiden knorpeligen Stimmfortsätzen. Der erstere heißt der membranöse Teil, der letztere der knorpelige Teil der Stimmritze. Die Stimmritze bleibt während der Atmung, also während des Schlafes, immer und auch sonst gewöhnlich geöffnet und wird nur bei der Stimmbildung, beim Schlingen oder zur Erhöhung des Luftdruckes im Brustkorb oder zur Abwehr gegen das Eindringen fremder Körper geschlossen.

Als phonetischer Apparat stellt der Kehlkopf des Menschen eine zweilippige, schräg gestellte, membranöse Zungenpfeife dar, die Aehnlichkeit mit einer Polsterpfeife hat, weil die sogenannten Stimmbänder in der Tat dreiseitige Prismen sind, die aus Muskel, Bindegewebe und einem elastischen Bande bestehen; deshalb werden die Stimmbänder in neuerer Zeit auch richtiger Stimmlippen genannt. Die Stimmlippen unterscheiden sich von den Polstern einer künstlichen Polsterpfeife durch die Fähigkeit sich zu öffnen und zu schließen, sich zu verkürzen und zu verlängern und ihre Form und Spannung willkürlich zu verändern, woraus die Möglichkeit erwächst, nicht bloß verschieden hohe, sondern auch nach der Klangfarbe verschieden geartete Töne zu bilden.

Der mittlere Kehlkopfraum, in dem die Stimmlippen ausgespannt sind, ist daher der Stimmkasten. Der obere Kehlkopfraum samt Rachen-, Mund- und Nasenhöhle stellt das Ansatzrohr und der untere Kehlkopfraum mit der Luftröhre und den Bronchien, welche die Lungen durchziehen, das Windrohr des musikalischen Instrumentes dar. — Die Bildung eines Tones erfolgt nun gewöhnlich in folgender Weise. Von den Lungen her wird bei der Ausatmung durch das Windrohr ein starker Luftstrom auf die untere Fläche der geschlossenen und gespannten Stimmlippen geleitet, der bei genügender Stärke diesen Verschluß durchbricht. Die Stimmlippen weichen nach oben aus, schwingen aber wegen ihrer Elastizität und Spannung sofort wieder zurück und schließen neuerdings für einen Moment die Stimmritze. Dieser Verschluß bedingt eine Drucksteigerung im Windrohr, die wieder die Stimmlippen zum Ausweichen bringt. Daher wird je nach der Schwingungszahl der Stimmlippen die Luft oberhalb der Stimmritze verschieden schnell verdichtet und verdünnt. Diese Verdichtungen und Verdünnungen der Luft gehen durch das Ansatzrohr modifiziert nach außen und erzeugen, wenn sie zu einem empfindlichen Gehörorgan gelangen, den Eindruck eines Tones. Die Schwingungen der Stimmlippen bestimmen also nur den Rhythmus der Aufeinanderfolge der Stöße verdichteter Luft, erzeugen aber nicht selbst den Ton. Solange die Schwingungen der Stimmlippen regelmäßig erfolgen, entsteht ein Ton. Dagegen wird bei unregelmäßigen Schwingungen nur ein Geräusch erzeugt.

Der menschliche Kehlkopf kann auch inspiratorisch angesprochen werden, indem die durch das Ansatzrohr eingesaugte Luft zunächst die oberen Flächen der Stimmlippen trifft und sie in Schwingungen versetzt. Diese Stimmbildung ist aber unvollkommen, indem nur unreine und garstig klingende, wenn auch manchmal starke Töne erzeugt werden. — Wenn man das Geschrei des Esels nachzumachen sucht, überzeugt man sich leicht, daß das i inspiratorisch, das a exspiratorisch hervorgebracht werden.

Die Stimmlippen sind auch imstande, den Charakter des Tones zu ändern, weil sie verschiedene Formen annehmen können. Gewöhnlich liegen die Stimmlippen wulstförmig, ziemlich fest aneinander, und ihre ganze Masse schwingt gleich energisch. Die Stimmritze ist dabei sehr eng, daher ist der Druck im Windrohr, also auch in den Lungen sehr groß, so daß der Brustkorb deutlich mitschwingt.

Man fühlt die Erschütterung des Thorax mit der aufgelegten Hand. Diese Art der Stimme wird deshalb Bruststimme genannt und gewöhnlich beim ruhigen Sprechen und beim Singen nicht zu hoher Töne verwendet. Da das Luftquantum, das den Kehlkopf bei jeder Schwingung verläßt, ein relativ geringes ist, kann der Ton ohne Ermüdung lange angehalten werden. Die kleinen Luftmengen, die bei jeder Schwingung aus dem Kehlkopfe austreten, können aber die Kopfknochen nicht stark zur Mitschwingung bringen; trotzdem ist die Bruststimme voll und kräftig und hat viele und starke Obertöne. Der Kehlkopf steht dabei tief und der Kehldeckel ist ziemlich gesenkt. Die Bruststimme reicht beim Manne bis zum e^1, beim Weibe bis zu a^1 hinauf.

Der Bruststimme steht die Fistelstimme gegenüber, die auch Kopfstimme oder Falsettstimme genannt wird. Die Stimmlippen schwingen hier hauptsächlich nur mit ihrem inneren Rande, während ihr äußerer Anteil nur wenig ausgiebige Schwingungen macht. Der freie Rand wird durch die Aktion des in den Stimmlippen selbst liegenden Stimmuskels in Form eines dünnen, bandartigen Vorsprunges abgeplattet. Diese beiden dünnen Ränder legen sich aneinander, werden stark gespannt und schwingen wegen ihrer dünnen Masse schneller als die dicken Wülste bei der Bruststimme, daher ist der Ton höher.

Die Stimmritze ist dabei etwas weiter als bei der Bruststimme; infolgedessen entweicht bei jeder Schwingung mehr Luft nach oben, daher kann der Ton nicht so lange angehalten werden als bei der Bruststimme. Die Kopfknochen schwingen aber wegen der größeren Menge der entweichenden Luft stärker mit, so daß der Ton aus dem Kopfe zu kommen scheint, daher der Name Kopfstimme. Der Druck im Windrohr und im Thorax ist gering, weshalb der Thorax nicht merkbar mitschwingt. Die Fistelstimme klingt schwächer, weicher und leerer, das heißt sie hat weniger Obertöne. Sie reicht beim Manne von e bis e^2, bei Frauen von c^1 bis c^3.

Diese beiden Arten der Stimmbildung werden als Register bezeichnet. Es ist begreiflich, daß einzelne Töne von demselben Kehlkopf entweder im Brust- oder Kopfregister hervorgebracht werden können, so daß sie nach ihrer Klangfarbe verschieden sind. Manche Autoren sprechen auch noch von einem Strohbaß als eignem Register. Er umfaßt die tiefsten mit der Bruststimme hervorgebrachten Töne, die aber meist schwach und unrein sind.

Die Stimmlage hängt ausschließlich von der Länge und Dicke der Stimmlippen ab. Die Stimmlippen der Kinder sind 9 bis 10 ½ Millimeter lang, die Stimmlippen des geschlechtsreifen Mädchens 12 bis 15 Millimeter, die des Mannes 14 bis 21 Millimeter. Dementsprechend haben Kinder und Frauen und Kastraten, bei denen der Kehlkopf nicht bedeutend wächst, hohe Stimmlagen, die Männer tiefe Lagen. Die menschliche Stimme kann Töne von 42 Schwingungen (F_1) bis 1708 Schwingungen in der Sekunde (a^3) hervorbringen. Musikalisch verwertbar sind jedoch nur die Töne von 80 bis 1024 Schwingungen, also zirka vier Oktaven. Jede musikalische Stimmlage umfaßt beiläufig elf ganze Töne. Man unterscheidet bekanntlich den Baß, Bariton, Tenor, Alt, Mezzo-

sopran und Sopran. Jede dieser Stimmlagen liegt um eine Terz höher als die vorhergehende; der höchste Ton des Soprans aber liegt um eine Quint höher als der höchste des Mezzosoprans. Natürlich können Menschen mit diesen Stimmlagen auch noch höhere respektive tiefere Töne hervorbringen. Sie sind aber gewöhnlich, weil der Länge und Dicke der betreffenden Stimmlippen nicht ganz entsprechend, schwerer zu bilden und klingen deswegen auch nicht immer schön. Doch kann durch Uebung der Umfang der Stimme sowohl nach unten als auch nach oben erweitert werden; so berichtet Morell Mackenzie von einem Sänger, der zwei Oktaven mit Bruststimme und eine dritte höhere mit Kopfstimme sang. Bei diesem Sänger klangen alle Töne sehr schön.

Wie bringt nun der Sänger die seinem Stimmumfange entsprechenden einzelnen Töne hervor? Er muß dazu die Länge, die Dicke und die Spannung der Stimmlippen derart gestalten und aus den Lungen einen entsprechend starken Luftstrom auf die untere Fläche der Stimmlippen leiten, daß die dadurch erzeugte Schwingungszahl gerade der Höhe des beabsichtigten Tones entspricht. Die Höhe des Tones, das heißt seine Schwingungszahl in der Sekunde, steht bei den elastischen membranösen Zungenpfeifen im umgekehrten Verhältnis zur Länge der Membran und im geraden Verhältnisse zur Quadratwurzel aus der Spannung. Außerdem hängt die Höhe aber noch von der Dicke der schwingenden Membran und von der Stärke des Anblasens ab.

Will also der Sänger mit der Bruststimme singen, so läßt er die ganze wulstige Masse der Stimmlippen ziemlich fest aneinander gepreßt und mäßig gespannt und außerdem noch die Stimmfortsätze mitschwingen. Damit erzeugt er einen Ton von bestimmter Höhe. Von diesem Ansatze aus kann er durch stärkeres Anspannen der Stimmlippen und durch stärkeres Anblasen die Schwingungszahl erhöhen und auf diese Weise eine Anzahl von höheren Tönen erzeugen. Bei einem gewissen Tone aber ist eine weitere Anspannung nicht mehr möglich. Der Sänger muß jetzt, um noch höhere Töne hervorzubringen, eine neue Einstellung der schwingenden Teile vornehmen. Er erreicht dies dadurch, daß er die Stimmfortsätze von hinten nach vorne mehr aneinander preßt, so daß ihr hinterer Anteil oder ihre ganze Länge durch festes Aneinanderpressen an der Schwingung verhindert werden. Die schwingende Membran ist dadurch verkürzt worden. Jetzt kann er neuerdings durch stärkeres Anspannen der Stimmlippen und durch stärkeres Anblasen eine Reihe von höheren Tönen erzeugen, bis wieder eine neue Einstellung notwendig wird.

Eine weitere Erhöhung der Töne kann der Sänger dadurch bewirken, daß er den freien Rand der Stimmlippen nach einwärts drängt und in eine Falte auszieht. Der äußere Teil der Stimmlippe wird dabei durch energische Kontraktion des Stimmuskels festgestellt, so daß er nur wenig schwingen kann. Diese Formveränderung der Stimmlippe bildet den Uebergang zu der Kopfstimme. Die Hauptkunst des Sängers besteht darin, daß er diese verschiedenen Einstellungen der schwingenden Teile fast unmerklich vollzieht, so daß der Uebergang von einer Einstellung zur andern und von der Brust- zur Kopfstimme

ganz ausgeglichen wird. Alle diese Bewegungen vollzieht der Sänger mit den zur Spannung und Schließung der Stimmlippen bestimmten verschiedenen Kehlkopfmuskeln, in deren Gebrauch er sich eine besondere Uebung zu erwerben hat. Man kann daher den Sänger mit Recht einen Stimmgymnastiker nennen. Es ist auch sicher, daß nicht jeder Sänger in gleicher Weise die Einstellung der schwingenden Teile verändert. Darauf, ob der Ton mehr durch Spannung oder durch Verkürzung oder durch Verdünnung der schwingenden Teile oder durch starkes Anblasen erhöht wird, beruhen gewiß die verschiedenen Gesangsmethoden.

Besonders schwierig ist es, einen Ton auf derselben Höhe bei stärkerem oder schwächerem Anblasen (crescendo oder decrescendo) zu erhalten. Wenn nämlich der Sänger stärker anbläst, muß er, um auf derselben Tonhöhe zu bleiben, die schwingenden Teile erschlaffen oder verlängern oder verdicken, und umgekehrt beim decrescendo. Eine ganz besondere Uebung erfordert der Einsatz eines isolierten Tones; er kann aber von geübten Sängern so genau vollzogen werden, daß die Fehler im Durchschnitt nach den Beobachtungen von Klünder nur 0,38 Schwingungen betragen. Der Einsatz des Tones vollzieht sich in dreierlei Art: entweder aus fest geschlossener Stimmritze (scharfer oder harter Ansatz) oder bei etwas geöffneter Stimmritze, wobei man ein leichtes H hört, oder es wird der Ton angesprochen, nachdem der Sänger unmittelbar vorher die Weite der Stimmritze, die Länge, Dicke und Spannung der Stimmlippen gerade in dem für den beabsichtigten Ton entsprechenden Grad eingestellt hat.

Die Flüsterstimme kommt dadurch zustande, daß bei geschlossenen Stimmlippen der knorpelige Teil der Stimmritze offen bleibt, durch den dann die Luft unter einem leichten Reibegeräusch entweicht. Dieses Geräusch ist nur aus nächster Nähe wahrnehmbar.

Jede Stimme hat ihren individuellen Klang, der von der Größe des Kehlkopfes, von der Dicke und Länge der Stimmlippen und von dem Baue des Ansatzrohres abhängig ist. Diese Klangfarbe ist durch die Beimischung von harmonischen Obertönen zu dem Grundtone der Zungenpfeife bedingt. Die Obertöne entstehen gleichzeitig mit dem Grundton in der schwingenden Membran, indem sich diese in einzelne schwingende Abteilungen teilt, die natürlich, jede für sich, einen höheren Ton als den Grundton erzeugen. Die harmonischen Obertöne sind also höher und natürlich auch schwächer als der Grundton. Je mehr Obertöne vorhanden sind, desto voller und reicher klingt der Ton. Die Obertöne sind um so reichlicher und voller, je dicker die schwingende Membran ist, also bei dem Brustregister reichlicher als bei dem Kopfregister, und ferner um so reichlicher, je mehr die Wände des Ansatzrohres mitschwingen.

Das Ansatzrohr des menschlichen Stimmapparates besteht, wie schon erwähnt, aus dem oberen Kehlkopfraum, dem Rachen, der Mund- und Nasenhöhle. Auf die Höhe des Grundtones hat die Länge des Ansatzrohres keinen Einfluß; nur wird die Hervorbringung hoher Töne durch Verkürzung des Ansatzrohres erleichtert. Daher beobachtet man auch bei hohen Tönen ein Heben des Kehlkopfes und bei tiefen eine Senkung. Das Ansatzrohr des menschlichen Stimmapparates

wird natürlich dann die Stimme besonders verstärken und reicher an Obertönen machen, wenn es geräumig ist und wenn seine Wandungen glatt, regelmäßig gestaltet und gleichmäßig gespannt sind. Alle Verengungen, Wucherungen, Verdickungen der Wände und Lähmungen werden daher die Tonbildung beeinträchtigen. Dasselbe erfolgt natürlich auch dadurch, daß während des Singens der Mund oder die Nase nicht genügend offen sind oder daß man die Zunge so hoch an den Gaumen hebt, daß die Schwingungen nicht frei aus dem Munde austreten können. Wenn die Nase hinten verschlossen ist, was am häufigsten durch eine vergrößerte Rachenmandel geschieht, schwingt die Luft im Nasenrachenraume und in der Nase nicht mit; die Stimme klingt dann sehr matt. Ist die Nase hinten offen, vorne aber verschlossen, so werden die Schallwellen durch die Nase bis zum vorderen Verschluß gelangen und von dort reflektiert wieder die Luft in der Nase zum Mitschwingen bringen, wodurch die Stimme einen näselnden Klang bekommt. Es ist daher notwendig, den Nasenrachenraum, die Nase und den Rachen vollständig freizumachen; daher sind die Rachenmandeln, die Gaumenmandeln, Verdickungen der Nasenschleimhaut, Polypen daselbst oder andre Hindernisse der freien Nasenatmung zu entfernen.

Es hat sich in Laienkreisen die falsche Ansicht ausgebildet, daß man einem Sänger die vergrößerten Gaumenmandeln (die neben dem Zäpfchen stehen) nicht entfernen dürfe, weil er dadurch an Kraft und Wohllaut der Stimme Einbuße erleide. Diese Ansicht hat ein Körnchen Wahrheit in sich. Wenn nämlich ein erwachsener Mensch sehr große Gaumenmandeln besitzt, werden durch diese Mandeln die Gaumenbogen, die sich von dem Zäpfchen zur Seitenwand des Rachens erstrecken, nach vorne und hinten ausgedehnt, aber durch die dazwischen liegenden Mandeln gespannt erhalten. Entfernt man nun diese großen Mandeln vollständig bis nach außen von den Gaumenbogen, so verlieren letztere ihre Stütze und können sich erst nach längerer Zeit dank der in ihnen liegenden Muskeln wieder derart zusammenziehen, daß sie gut gespannt werden. In der Zwischenzeit aber sind sie schlaff und schwingen daher nicht regelmäßig mit. Man soll daher bei älteren Sängern niemals die Mandeln bis weit nach außen von den Rändern der Gaumenbogen entfernen, sondern nur ihren über den Gaumenbogen hervorragenden Teil abtragen. Bei jüngeren Leuten wird aber wegen der größeren Elastizität der Gewebe auch die völlige Abtragung sehr großer Mandeln die Gaumenbogen nicht lange in einen Zustand der Erschlaffung versetzen. Jedenfalls tut man am besten, wenn man die vergrößerten Mandeln schon bei den Kindern vor Beginn der Gesangsstudien entfernt.

Die Sprechstimme unterscheidet sich von der Singstimme nicht wesentlich. Nach Mackenzie werden beim Sprechen nur eine kleine Anzahl von Noten und zwar ohne musikalische Zeiteinteilung verwendet. Doch sprechen manche Redner mit rhythmischer Kadenz und mit deutlicher Modulation. Ja, einzelne Volksstämme sprechen ausgesprochen melodisch, so daß ihre Sprache von einem musikalisch gebildeten Menschen leicht in Noten gesetzt werden könnte. Jedenfalls aber ist die Lautsprache dadurch gekennzeichnet, daß Begriffe und Gedanken durch

ganz besondere Laute ausgedrückt werden. Diese Laute sind teils Vokale, teils Konsonanten. Die Vokale werden dadurch erzeugt, daß man der Mundhöhle eine bestimmte Gestalt verleiht, wodurch gewisse Obertöne (für jeden Vokal sind es andre) besonders hervorgehoben werden. Bei der Flüsterstimme kann man den Vokalklang für sich allein sehr gut hören und überzeugt sich dabei, daß die Vokale nach der Höhe in folgender Ordnung aneinander gereiht sind: i, e, a, o, u. Die Konsonanten sind Geräusche, die an bestimmten Stellen (den Artikulationsstellen) des Ansatzrohres hervorgebracht werden. Sie sind entweder tönend (m, n, l, r, s) oder stumm, wenn sie nur mit einem Vokal ausgesprochen deutlich vernehmbar sind. Außerdem teilt man sie nach der Art ihrer Entstehung in Verschlußlaute, Reibungslaute, Zitterlaute und Resonanten ein, welche Einteilung ja genügend bekannt ist.

Bei der Sprechstimme wird nun das Hauptgewicht auf die deutliche Hervorbringung der Vokalklänge und der Konsonantengeräusche gelegt. Sie kann daher auch mit der Flüsterstimme gut verständlich sein. Laut vernehmbar wird sie aber nur durch die im Kehlkopf erzeugten musikalischen Töne. Bei der Singstimme dagegen wird das Hauptgewicht auf die Hervorbringung der musikalischen Töne gelegt und darüber die exakte Bildung der Sprachlaute mehr oder weniger vernachlässigt. Deswegen haben auch berühmte Sänger oft eine nicht besonders deutliche Sprechstimme. Außerdem wird auch beim Singen die deutliche Hervorbringung der Sprechlaute dadurch erschwert, daß der Mund meistens offen gehalten werden muß, um die Schallwellen leicht und ungehindert in das Freie treten zu lassen.

Ueber eine Singstimme verfügt fast jeder Mensch, falls er einen halbwegs normalen Kehlkopf und genügend freie Atmung besitzt. Der Gesang wird aber nur dann für die Umgebung angenehm sein, wenn der Sänger ein gutes Gehör, musikalisches Gedächtnis und eine wohlklingende Stimme hat. Worauf der Wohlklang der Stimme beruht, wissen wir eigentlich nicht. Durchschnittlich, aber nicht immer zeigen Kunstsänger einen regelmäßigen Bau des Kehlkopfes, des Mundes, der Nase und des Rachens; doch sind Fälle bekannt, in denen die Stimmlippen unregelmäßig verdickt und stark gerötet, der Kehlkopf und das Ansatzrohr durchaus nicht schön gebildet waren und trotzdem die Stimme einen schönen Klang und große Kraft besaß. Sicher ist es, daß man durch Unterricht den Wohlklang und die Kraft der Stimme bedeutend erhöhen kann.

Kindern ist vor der Mutation das Singen entschieden anzuraten, da ja die Fähigkeit zu singen oft schon im dritten Lebensjahre vorhanden ist. Durch das Singen werden nicht bloß die musikalischen Fähigkeiten geweckt oder ausgebildet, sondern es wird damit auch Atemgymnastik betrieben. Durch die tiefe Einatmung, die vor jeder Tonbildung stattfinden soll, und durch das darauffolgende langsame, gleichmäßige Ausströmen der Luft werden die Lungen entfaltet und die Atmungsmuskeln gekräftigt. Man wirkt dadurch der Entstehung von Lungenkrankheiten entgegen. Außerdem machen die Gesangsübungen oft auf Störungen aufmerksam, welche die Resonanz in Rachen oder Nase beeinträchtigen, als da sind: Schwel-

lungen der Gaumen- oder Rachenmandeln, Polypen in der Nase, Verdickungen der Schleimhaut und so weiter. Diese Hindernisse sind natürlich alle zu beseitigen, wodurch man dem Kinde auch in allgemein hygienischer Beziehung einen Dienst erweist. Denn die freie Atmung durch die Nase ist die natürliche und dem Menschen einzig zuträgliche, weil in der Nase die eingeatmete Luft sowohl gereinigt als auch erwärmt und befeuchtet wird. Vielfältige Versuche haben ergeben, daß bei mittlerer Außentemperatur die durch die Nase eingeatmete Luft im Nasenrachenraum schon eine Temperatur von 30 Grad Celsius besitzt und mit Wasserdunst vollständig gesättigt ist, während die Mundhöhle diese Fähigkeit, die Atmungsluft zu reinigen, zu erwärmen und zu befeuchten, in geringerem Grade und namentlich nur für kurze Zeit besitzt. Daß man außerdem, um eine kräftige und schöne Stimme zu erzielen, die Kinder im ganzen kräftigen soll, ist wohl selbstverständlich; übrigens lasse man die Kinder nicht zu lange und zu anstrengend singen. Diese Gesangsübungen sind nur so lange fortzusetzen, bis sich die ersten Anzeichen der Mutation zeigen.

Die Mutation, die man auch fälschlich als Stimmbruch bezeichnet, wird dadurch bedingt, daß der Kehlkopf zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife sehr schnell wächst, wobei namentlich die Stimmlippen an Länge und Dicke zunehmen. Dadurch wird die Stimme vertieft. Die Mutation tritt in verschiedenen Klimaten und bei verschiedenen Rassen verschieden frühzeitig auf, und zwar in den warmen Klimaten früher als in den kälteren. In unsrer gemäßigten Zone beginnt die Mutation beim Knaben zwischen dem 15. und 19. und beim Mädchen zwischen dem 14. und 17. Lebensjahr.

Das schnelle Wachstum des Kehlkopfes dauert durchschnittlich ein halbes Jahr, manchmal auch viel länger. Doch werden auch sehr schnelle Uebergänge beobachtet; so soll der berühmte Sänger Lablache innerhalb weniger Tage vom hohen Sopran zum tiefen Baß übergegangen sein. Während der Mutation verliert die Stimme an Höhe und gewinnt an Tiefe, und zwar beim Knaben durchschnittlich um eine Oktave. Beim Knaben wächst der Kehlkopf zirka um zwei Drittel, beim Mädchen um die Hälfte. Während dieser Zeit schwankt die Stimme. Sie ist bei dem Knaben bald sehr hoch und schrill, weil das Individuum mit starker Anstrengung der Muskeln die schon dickeren und stärkeren Stimmlippen auf das äußerste anspannt, um die gewohnte Stimmhöhe beizubehalten; bald aber wieder ist die Stimme sehr tief und rauh, weil die Muskeln den Dienst versagen, und nicht selten geht während des Sprechens die Stimme von der Höhe plötzlich in die Tiefe über, oder sie versagt ganz. Manche Menschen behalten diese Stimmstörungen beim Sprechen zeitlebens bei.

Doch nicht in allen Fällen vollzieht sich die Mutation unter so unangenehmen Erscheinungen. Sehr häufig beschränkt sie sich auf eine leichtere Ermüdung der Stimme, auf das schwierige Hervorbringen einzelner Töne und eine Unsicherheit in der Stimmbildung. Am besten unterläßt man während dieser Zeit alles Schreien oder Singen. Jedenfalls soll man erst anderthalb bis zwei Jahre

nach Beginn der Mutation wieder mit dem Gesangsunterricht beginnen, bis man sicher ist, daß der Kehlkopf vollständig ausgewachsen ist.

Bei Mädchen ist während ihrer kürzer dauernden Mutation die Stimme meist nur unsicher, unschön und ermüdet leicht. Man kann bei ihnen daher früher als bei den Knaben wieder mit dem Singen beginnen. Uebrigens gibt es genug hervorragende Sänger und Sängerinnen, die von ihrer frühesten Kindheit ununterbrochen sangen und ihre Stimme bis in das hohe Alter sehr gut erhielten. Trotz dieser Ausnahmen empfiehlt sich aber immer Schonung der Stimme während der Mutation und einige Zeit nachher, weil sehr häufig der Kehlkopf um diese Zeit zur Blutüberfüllung und zu Katarrhen geneigt ist. Nach Ablauf der Mutation wächst der Kehlkopf noch weiter, aber sehr langsam, so daß sich die Stimmlage nicht mehr wesentlich ändert. Die Stimme wird nur im ganzen kräftiger und erreicht bei Männern ihre größte Ausbildung ungefähr um das dreißigste Lebensjahr.

Bevor man den Gesangsunterricht beginnt, ist es nötig, die Stimmlage des Individuums genau festzustellen. Sie hängt, wie schon früher erwähnt, von der Länge und Dicke der Stimmlippen ab. Man sollte sie daher am besten mit dem Kehlkopfspiegel beurteilen können; da aber die Unterschiede in der Länge der Stimmlippen bei den einzelnen Stimmlagen nur wenige Millimeter betragen, können sie mit dem Spiegel nur annäherungsweise eruiert werden. Viel sicherer wird das geübte Ohr eines Gesanglehrers die Stimmlage aus dem Klange der einzelnen Töne erkennen. Die Feststellung der Stimmlage ist von sehr großer Bedeutung für den Sänger, da das dauernde Singen in einer höheren Stimmlage als der natürlichen eine Ueberanstrengung der Kehlkopfmuskeln und Dehnung der Stimmlippen über die Grenze ihrer Elastizität bedingt. Deswegen dauern künstlich erhöhte Stimmen nicht lange und werden vor der Zeit abgenutzt.

Wegen der höheren Bezahlung, die Sänger mit höheren Stimmlagen erhalten, besteht überhaupt die Neigung, die Stimmen in die Höhe zu treiben. Anfangs können künstlich erhöhte Stimmen tadellos sein, weil man imstande ist, die Stimme zu forcieren, so daß auch die hohen Töne sehr schön und kräftig klingen. Tiefere Töne, als sie der natürlichen Stimmlage entsprechen, klingen meist rauh und kraftlos. Deshalb besteht auch weniger Neigung, die Stimmen künstlich zu vertiefen.

Wenn endlich die Ausbildung der Singstimme durch zweckmäßigen Unterricht vollendet ist, kann der Sänger seinem Berufe mit Erfolg nachgehen. Immer aber hat man darauf zu achten, daß die Stimme nicht überanstrengt werde. Einen Fingerzeig dafür gibt uns die regelmäßig nach dem Singen größerer Partien eintretende Blutüberfüllung. Diese Blutüberfüllung macht sich im ganzen Kehlkopf, am stärksten aber an den Stimmlippen bemerkbar; daher soll man solche Partien nicht öfter als zwei- bis dreimal wöchentlich singen, damit die Blutüberfüllung wieder vollständig schwinden kann. Leider sind viele Sänger, namentlich an kleinen Bühnen, gezwungen, täglich ihre Stimme durch lange Zeit

anzustrengen. Bei ihnen kommt es nicht selten zu bleibender Erweiterung der Gefäße, die dann das Entstehen von chronischem Katarrh begünstigt.

Wird ein Sänger von akutem Katarrh befallen, so hat er jedes Singen zu unterlassen; denn der Katarrh besteht wesentlich in einer Ueberfüllung und Ausdehnung der Blutgefäße und in einer Lockerung des Bindegewebes, der elastischen Substanz und der Muskeln durch Austritt von Blutserum oder von Blutkörperchen in diese Gewebe. Beim Singen können diese erschlafften und weniger widerstandsfähigen Gewebe überdehnt werden und büßen nicht selten dauernd an Elastizität ein. Namentlich sind es die Muskeln, die auf diese Weise an Leistungsfähigkeit verlieren; darunter leidet aber die Tonbildung bedeutend.

Die Tonbildung muß nämlich ganz exakt, aber bloß nach dem Muskelgefühl stattfinden. Der Sänger muß momentan die für einen bestimmten Ton nötigen Bedingungen herstellen, das heißt, er muß die schwingenden Saiten nach ihrer Länge, Dicke und Spannung genau einstellen und nebstbei auf die Stärke und Schnelligkeit der Ausatmung und die Gestaltung des Ansatzrohres achten. Alle diese Bedingungen kann er aber nur durch sehr komplizierte Muskeltätigkeit erfüllen, deren Ausführung er ausschließlich nach dem im Gedächtnisse festgehaltenen Muskelgefühl vornehmen darf; denn das Ohr kann erst bei Erklingen des Tones kontrollieren, kommt also zu spät, wenn das Muskelgedächtnis nicht ganz intakt ist. In der Treue und Verläßlichkeit dieses Muskelgedächtnisses liegt eben das Wesen des Kunstgesanges.

Denken wir uns nun, daß einer oder mehrere Kehlkopfmuskeln übermüdet oder dauernd schwächer geworden sind, so wird der Sänger trotz Treue des Muskelgedächtnisses einen Ton erzeugen, der etwas tiefer als der beabsichtigte ist, weil die Muskeln auf den Willensimpuls schwächer reagieren. Am frühesten macht sich diese Störung bei hohen Tönen in piano bemerkbar, weil der Sänger hier absichtlich nur einen schwächeren Willensimpuls zu den Muskeln leitet. Die Abstufungen bei den schwachen Muskelkontraktionen sind aber viel schwerer zu treffen als bei den sehr energischen, also in forte. Natürlich wird der geübte Sänger sofort bei Beginn der Tonbildung auf das Sinken des Tones aufmerksam, und er kann, wenn die Schwächung des Muskels andauernd die gleiche bleibt, leicht durch stärkeren Willensimpuls die Muskeln in dem richtigen Maße zur Tätigkeit bringen. Wenn aber der Kräftezustand der Muskeln schnell wechselt, wird er fortwährend Fehler beim Intonieren machen.

Die geringere Leistungsfähigkeit der Kehlkopfmuskeln kann durch Uebermüdung, durch entzündliche Veränderungen oder durch allgemeine Schwächezustände bedingt sein. Natürlich läßt sie sich durch Ruhe, durch Heilung der Entzündung oder durch Kräftigung des ganzen Körpers wieder beseitigen. In solchen Fällen erzielt man auch durch die Anwendung der Elektrizität oder durch sachgemäße Uebung jener Töne, bei denen sich der Defekt der Muskelkraft am meisten bemerkbar macht, Heilung.

Damit der Ton gleichmäßig gebildet werde, ist es notwendig, daß die

Muskeln sich in dauernder gleichmäßiger Kontraktion befinden. Dies ist aber nur möglich, solange man die Muskeln nicht überanstrengt. Beim Forcieren der Stimme kommt es daher sehr häufig vor, daß an Stelle der gleichmäßigen Kontraktionen zitternde und wechselnd starke Zusammenziehungen eintreten, die dann kleine Schwankungen des Tones meistens wohl nur in bezug auf die Stärke, manchmal aber auch in bezug auf die Höhe veranlassen. Dieser Fehler in der Stimmbildung wird als Tremolieren bezeichnet und bildet bei manchen Sängern eine kaum mehr auszurottende üble Gewohnheit. Doch wird auch das Tremolieren hier und da absichtlich angewendet, um die tiefe seelische Erregung des Darstellers auszudrücken, und ist daher in diesem Falle ein kunstgerechtes Hilfsmittel.

Die gesungenen Töne können aber auch dadurch unrein werden, daß Schleim an einer oder beiden Stimmlippen anhaftet oder daß eine der Stimmlippen dicker als die andre ist oder daß eine weniger gespannt ist, oder endlich dadurch, daß die Annäherung der beiden Stimmlippen in ungleichmäßiger Weise vollzogen wird. Diese Störungen beruhen auf Katarrh, Entzündung oder Lähmung im Kehlkopfe.

Eine recht seltene Störung ist die sogenannte Diphthonie. Sie besteht darin, daß vom Stimmapparat zu gleicher Zeit zwei Töne gebildet werden, die verschieden weit voneinander abstehen. Die Ursache liegt entweder in einer ungleichmäßigen Spannung beider Stimmlippen oder in einer Teilung der Stimmritze in zwei Teile. Der letztere Mechanismus kommt unzweifelhaft häufiger vor; meistens wird er durch kleine Knötchen am freien Rande einer oder beider Stimmlippen veranlaßt. Es schwingen dann die vorderen und hinteren Anteile der Stimmlippen für sich, und so entstehen zwei Töne, die meist um eine Terz oder Quart voneinander abstehen. Durch Entfernung solcher Knötchen, Sängerknötchen genannt, hat man schon oft den Doppelton beseitigt. Endlich kann ein Doppelton dadurch erzeugt werden, daß einzelne Schwingungen der Stimmlippen stärker oder schwächer ausfallen. Erfolgen die abweichenden Schwingungen in regelmäßigen Intervallen, so entsteht ein zweiter, schwächerer Ton. Ich beobachtete einmal die Entstehung der Diphthonie bei einer Sängerin dadurch, daß man ein Sängerknötchen einer Stimmlippe entfernt und dabei das elastische Band der Stimmlippe verletzt hatte; offenbar war durch die Narbe an dieser Stelle die Teilung der Stimmlippe in zwei für sich gesondert schwingende Membranen bedingt.

Die Stimme versagt vollständig, wenn die Stimmlippen krampfhaft aneinander gepreßt werden, wie das bei dem Stimmritzenkrampf vorkommt. Bei geringeren Graden dieses Aneinanderpressens klingt die Stimme nur gepreßt. Diese Störung der Stimme tritt bei Reizung des Kehlkopfes durch fremde Körper oder auch bei starken seelischen Erregungen ein, wo es dann heißt: Die Stimme bleibt im Halse stecken. In den höchsten Graden dieses Leidens treten vorübergehende Erstickungsanfälle auf. Ja, es kann so weit kommen, daß sich bei jedem Versuche zu sprechen ein Glottiskrampf einstellt, ein Leiden, das man manchmal

bei schweren nervösen Krankheiten beobachtet und als Aphonia spastica bezeichnet. Auch bei Stotterern wird gelegentlich das Sprechen durch Glottiskrampf unmöglich gemacht.

Natürlich wird auch die Stimmbildung unmöglich sein, wenn die Stimmlippen nicht nahe aneinander gelegt werden können, wie man dies öfter bei hysterischen Personen beobachtet. Manchmal treten dann die sogenannten falschen Stimmlippen oberhalb der eigentlichen Stimmlippen aneinander und ermöglichen die Erzeugung eines Tones, der jedoch immer schwächer und unreiner als der von den Stimmlippen gebildete ist.

Die Berufssänger sind größeren Schädlichkeiten in bezug auf die stimmbildenden Organe ausgesetzt als die andern Menschen. Man bedenke nur, daß sie sehr häufig durch lange Zeit bloß durch den Mund atmen müssen, wobei also die Einatmungsluft weniger gereinigt, erwärmt und befeuchtet in den Kehlkopf und die tieferen Luftwege gelangt. Ferner ist die Luft im Theater, in Konzertsälen oder in Kirchen sehr häufig zu trocken, staubig, kalt oder überhitzt. Es müssen daher der Kehlkopf und die andern Atmungsorgane der Sänger eine größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Sänger, die sehr empfindliche Stimm- und Atmungsorgane haben, sind deswegen trotz schöner Stimme oft gezwungen, ihren Beruf aufzugeben, weil sie fort und fort an Katarrhen erkranken. Doch ist es auch anderseits sicher, daß öfter gerade durch die stärkere Inanspruchnahme die Stimm- und Atmungsorgane an Widerstandsfähigkeit gewinnen.

Natürlich sind Katarrhe des Kehlkopfes, der Luftröhre oder der Bronchien für den Sänger sehr hinderlich. Bei den akuten Katarrhen des Kehlkopfes wird durch die Verdickung der Stimmlippen oder durch Erschlaffung der Stimmmuskeln eine Störung der Schwingungsfähigkeit hervorgerufen. Bei Katarrh der Luftröhre wird sehr häufig der dort abgesonderte Schleim in Form von Klumpen während der Phonation an oder zwischen die Stimmlippen geschleudert und kann derart den Ton unrein machen oder gänzlich abschneiden.

Durch chronischen Katarrh des Kehlkopfes entstehen sehr häufig kleine knötchenförmige Verdickungen an den Rändern der Stimmlippen, die unter dem Namen der Sängerknötchen sattsam bekannt sind. Solange sie noch sehr klein und flach sind, beeinträchtigen sie die Stimmbildung nur in geringem Maße, sind sie aber größer (über stecknadelkopfgroß werden sie nie), so bedingen sie eine Stimmstörung meistens in der Weise, daß die Hervorbringung hoher Töne in piano erschwert oder ganz unmöglich wird. Wenn aber der Sänger die Stimmlippen mehr aneinander preßt und sie stark anbläst, kann er diese Töne noch rein hervorbringen. Viele Sänger und Sängerinnen (die Knötchen kommen bei Sängerinnen doppelt so häufig vor) helfen sich lange Zeit über die Schwierigkeit, einen oder mehrere Töne (die auch manchmal in der Mittellage liegen) rein hervorzubringen, dadurch hinweg, daß sie diese Töne nur ganz kurze Zeit oder immer nur in forte erklingen lassen. Natürlich aber kommt eine Zeit, wo sich der Defekt der Stimme nicht mehr maskieren läßt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß kleine, flache Sängerknötchen häufig durch Aussetzen des Singens

verschwinden. Größere und halbkugelige wird man aber am besten operativ entfernen; doch muß man die größte Vorsicht bei dieser Operation anwenden, um die elastische Substanz der Stimmlippe nicht zu verletzen.

Größere Knoten an den Stimmlippen, die eigentlichen Polypen, erzeugen gewöhnlich bedeutende Heiserkeit, die jedoch nach ihrer Intensität und Dauer sehr wechselnd ist; ja, es sind Fälle bekannt, wo Sänger trotz großer Polypen noch große Opernarien anstandslos zu singen imstande waren. Es kann eben ein gestielter Polyp während des Singens unter die Stimmlippen disloziert werden, so daß er die Schwingungen nicht wesentlich stört. Anderseits aber kann auch ein kleiner gestielter Polyp, der sonst unter den Stimmlippen liegt, während der Phonation plötzlich zwischen ihnen eingeklemmt werden, so daß der Ton sofort bricht.

Alle krankhaften Veränderungen im Kehlkopf oder in den andern Luftwegen der Sänger sind ebenso wie bei andern Patienten zu behandeln. Nur muß man dem Sänger nach einer Operation eine viel längere Ruhe des Stimmorganes auferlegen.

Auch Erkrankungen der Thoraxmuskeln können das Singen erschweren oder unmöglich machen. Ich fand zum Beispiel bei einer hervorragenden Opernsängerin, die wegen Schmerzen im Kehlkopf und im Thorax schon nach einer Viertelstunde den Gesang abbrechen mußte, eine rheumatische Affektion eines Zwischenrippenmuskels. Der Kehlkopf, die Luftröhre und überhaupt die ganzen Atmungsorgane waren sonst normal. Durch die Anwendung von Massage, Elektrizität und schwedischen Duschen wurde der Rheumatismus schnell behoben, worauf die Sängerin wieder dauernd Kraft und Ausdauer ihrer Stimme zurückerhielt.

Großen Einfluß auf das Singen hat die allgemeine Nervosität. Die häufigste Form der nervösen Störung ist das Lampenfieber, das heißt die Angst vor dem Publikum, die manche sonst tüchtige Sänger am Auftreten verhindert. Die meisten aber überwinden die Angst durch Gewöhnung. Schwerere Nervenleiden, so namentlich die Neurasthenie und Hysterie, machen oft das Singen unmöglich, weil sie nicht selten von Ungeschicklichkeit bei komplizierten Muskelbewegungen begleitet sind. Außerdem unterliegen die Muskeln solcher Menschen sehr häufig schwächeren oder stärkeren Lähmungszuständen, die zwar gewöhnlich nur vorübergehend und in wechselnder Intensität auftreten, aber niemals dem Patienten die Sicherheit geben, daß er in jedem Momente über die beim Singen verwendeten Muskeln im vollen Grade verfügen kann.

Was nun die Hygiene des ausgebildeten Sängers anbelangt, so soll er sich zum Grundsatz machen, große Partien nur zu singen, wenn er körperlich und geistig ausgeruht und nüchtern ist, das heißt, es muß die Verdauung bereits vollendet sein, weil sonst die ausgiebigen Bewegungen des Zwerchfells behindert werden. Außerdem soll er unmittelbar vor dem Singen selbst kleine Speisemengen nicht einführen; denn dadurch wird immer eine größere Absonderung von Speichel und Schleim erzeugt, die größtenteils nur im Munde, im Rachen

und in der Speiseröhre, in geringerem Grade aber auch im Kehlkopf stattfindet. Diese Schleimbildung behindert die Hervorbringung reiner Töne. Höchstens darf der Sänger, wenn er sich sehr trocken fühlt, unmittelbar vor dem Singen einen Schluck lauer indifferenter Flüssigkeit, am besten Gleichenberger-, Emser- oder Selterwasser, trinken, weil nachgewiesen wurde, daß während des Schlingens von Flüssigkeiten auch geringe Mengen in den hinteren Teil des Kehlkopfinneren eindringen. Süßigkeiten unmittelbar vorher zu nehmen, ist wegen der starken Speichelbildung, die dadurch veranlaßt wird, nicht anzuraten.

Nach längerem Singen soll sich der Sänger langsam abkühlen — in einem mäßig warmen Raum (der womöglich wärmer ist als der Raum, in dem er früher gesungen hatte), bis er aufhört zu schwitzen, und sich dann erst umkleiden, wenn dies nötig wäre. Den Aufenthalt in kalter Luft soll er am selben Tage vollständig meiden und sich nach einem mäßigen Mahle frühzeitig zur Ruhe begeben.

Im allgemeinen sollen die Sänger eine Lebensweise führen, die geeignet ist, sie widerstandsfähig gegen Erkältungen zu machen. Gute und kräftige Nahrung bei ausgiebiger körperlicher Bewegung, viel Aufenthalt in freier Luft, kalte Waschungen des Morgens und Vermeidung aller Schädlichkeiten, die Erkrankung der oberen Atmungswege herbeiführen, sind am meisten geeignet, die Stimme zu erhalten. Das Rauchen und das Trinken starker geistiger Getränke, als Schnäpse und Liköre, ist unbedingt zu unterlassen, weil dadurch die Schleimhaut des Rachens und der oberen Luftwege stark gereizt wird. Leichtere geistige Getränke sind in geringen Mengen erlaubt.

Viele Sänger neigen zum Fettansatz; namentlich hervorragende Künstler sind deswegen dazu disponiert, weil sich schöne, kräftige Stimmen meist nur bei kräftigen Personen finden, die im reiferen Alter überhaupt zum Dickwerden neigen. Außerdem aber vermeiden viele Sänger aus Furcht vor Erkältung ausgiebige körperliche Bewegung. Eine nicht zu bedeutende Fettbildung ist auch der Stimme nicht schädlich, dagegen wirkt sie im Uebermaße hindernd auf die Bewegung der Atmungsorgane ein; daher sollen die Sänger überhaupt vom Anfang an durch Einschränkung der Ernährung und ausgiebige körperliche Bewegung der übermäßigen Zunahme des Fettes entgegenarbeiten. Forcierte Entfettungskuren aber sind entschieden schädlich, weil sie oft mit einer allgemeinen Entkräftung verbunden sind, worunter auch die Stimme leidet.

Wie lange sich die Stimme im reiferen Alter in ihrer vollen Leistungsfähigkeit erhält, hängt wesentlich davon ab, wie lange der ganze Organismus jugendlich frisch bleibt. Der berühmte Sänger Lablache war noch im 62. Lebensjahr im Vollbesitz seiner Stimme und seiner künstlerischen Leistung. Morell Mackenzie berichtet von einem Sänger, der im 67. Lebensjahr nicht bloß sehr gut singen konnte, sondern auch bei einem Wettlaufen über jugendliche Gegner siegte. Solche Fälle gehören wohl zu den Ausnahmen; denn mit dem zunehmenden Alter machen sich fast ausnahmslos Veränderungen der Stimme bemerkbar, indem sie gewöhnlich zuerst ihre Weichheit verliert, wie man zu sagen pflegt, an Schmelz

einbüßt. Später verliert sie auch an Kraft und Ausdauer. Als anatomisches Substrat dieser Veränderung der Stimme ist vor allem das Härterwerden der Knorpel des Kehlkopfes zu betrachten. Diese beginnen nämlich schon in den zwanziger Jahren teilweise zu verkalken und später sogar zu verknöchern. Mit dem 50. Lebensjahr beiläufig sind die Knorpel schon im ganzen hart geworden. Eine teilweise Verkalkung der Knorpel gibt dem Tone eine größere Kraft, während eine völlige Verkalkung oder Verknöcherung mit einem bedeutenden Verluste von Elastizität verbunden ist, so daß die Kehlkopfknorpel weniger mitschwingen. Außerdem aber nehmen auch die übrigen Gewebe des Kehlkopfes an Elastizität ab. Die Muskeln besonders verlieren an Schnelligkeit und Exaktheit ihrer Zusammenziehung, während in späterer Zeit alle Gewebe einem teilweisen Schwunde verfallen. Namentlich in den Muskeln kann dieser Schwund recht weit gehen, so daß sie teilweise durch Bindegewebe ersetzt werden.

Infolge dieser Veränderungen wird die Stimme zuerst etwas härter, dann verliert sie an Klangfülle. Die Resonanz in den Kehlkopfknorpeln und in den Wänden des Ansatzrohres, die weniger elastisch sind und weniger gespannt werden, vermindert sich, so daß in diesen Teilen weniger harmonische Obertöne gebildet werden. Nicht selten tremoliert die Stimme, weil die Muskeln nicht mehr durch längere Zeit gleichmäßig kontrahiert erhalten werden können. Endlich werden die Muskeln geschwächt und es wird auch die Ausatmung nicht mehr energisch durchgeführt, so daß dann die Stimme auch bedeutend schwächer wird. Diese Veränderungen entwickeln sich individuell in sehr verschiedenem Alter und mit verschiedener Schnelligkeit. Uebermäßig anstrengendes Singen, oftmalig wiederholte Katarrhe, Ueberanstrengungen des ganzen Körpers, psychische Erregungen, Kummer und Sorge oder endlich allgemeine Abnahme der Kräfte beschleunigen den Verfall der Stimme. Bei hochgradigem Schwund der Kehlkopfmuskeln werden auch die Stimmlippen dünner und schmäler, nicht selten konkav ausgeschweift. Die Stimme des Greises ist wegen der Abnahme der Dicke der Stimmlippen daher gewöhnlich höher und zittert oft wegen Schwäche der Muskulatur.

Manchmal tritt dieses Altern der Stimmorgane früher ein als das des ganzen Organismus. In solchen Fällen werden dann von den Sängern oft ganz geringfügige Veränderungen in den oberen Atmungswegen als Ursache bezeichnet. Man dringt in den Arzt auf die Beseitigung dieser Veränderungen, sagen wir zum Beispiel einer seit längerer Zeit bestehenden Vergrößerung einer Gaumenmandel oder einer chronischen Schwellung der Nasenschleimhaut. Natürlich wird auch die Entfernung dieser Veränderungen nicht mehr den Verfall der Stimme aufhalten können; daher muß der Arzt in solchen Fällen eine sehr genaue Untersuchung der ganzen Stimmorgane vornehmen, um nicht vielleicht in den Verdacht zu kommen, daß er durch einen ganz indifferenten Eingriff die Stimme vernichtet habe.

Die Sprechstimme erhält sich bei geeigneter Pflege gewöhnlich viel länger als die Singstimme. Die Abnahme in der Klangfülle wird hier leicht

durch eine besondere Sorgfalt bei der Artikulation der Sprachlaute ersetzt. Natürlich leidet aber auch die Sprechstimme durch schwere Erkrankungen des Kehlkopfes, worunter die chronischen Katarrhe, Schwellungen oder Geschwürsbildungen infolge verschiedener Leiden und endlich auch die nicht so seltenen Neubildungen des Kehlkopfes gehören. Gutartige Neubildungen der Stimmlippen lassen sich gewöhnlich so exakt entfernen, daß die Stimme nachher wieder ihre frühere Kraft und Klangfülle gewinnt. Anders dagegen verhält es sich mit den bösartigen Neubildungen. Denn zu ihrer radikalen Ausrottung muß man meistens die betroffene Stimmlippe und sehr häufig auch noch andre Teile des Kehlkopfes, manchmal die Hälfte, in einzelnen Fällen sogar den ganzen Kehlkopf entfernen. Es ist höchst interessant zu beobachten, wie gut sich oft noch die Sprechstimme nach Entfernung einer Stimmlippe gestaltet. Es bildet sich nämlich bei der Wundheilung an ihrer Stelle eine bandartige Narbenmembran, die sehr häufig in Verbindung mit der gesunden Stimmlippe noch eine recht gute, laute, wenn auch rauhe Sprechstimme ermöglicht. Natürlich zum Singen ist eine solche Stimme nicht mehr verwendbar, da sie meist nur einen oder wenige Töne und diese unrein hervorbringen kann. Ich habe bei einem Patienten, dem ich nacheinander beide Stimmlippen entfernen mußte, eine ziemlich laute Sprechstimme beobachtet. Nach Entfernung einer Hälfte des Kehlkopfes bildet sich auch öfter noch eine laute, wenn auch rauhe Stimme aus, indem ein Teil der Rachenwand sich an die erhaltene Stimmlippe heranbewegt und so eine enge Ritze bildet, in der die Stimmbildung erfolgt.

Leitet man den Ausatmungsluftstrom unterhalb des Kehlkopfes durch eine in der vorderen Luftröhrenwand angelegte Oeffnung (Tracheotomiewunde) nach außen, so kann natürlich der Kehlkopf nicht mehr zum Tönen gebracht werden. Hält man aber die Tracheotomiewunde zu, so kann der Patient wieder laut und vernehmlich sprechen; ja wenn man sogar den ganzen Kehlkopf exstirpiert hat, kann der Ausatmungsluftstrom an irgendeiner Stelle des Kanals, der die Luftröhre mit dem Munde verbindet, ein ziemlich vernehmliches Reibegeräusch erzeugen. Es bildet sich eben an irgendeiner Stelle des Kanals eine Verengerung aus, die der Patient willkürlich herstellen kann, und in dieser verengerten Stelle entsteht das Reibungsgeräusch. Man hat auch in solchen Fällen eine mit einer Zungenpfeife versehene Röhre (künstlichen Kehlkopf) zwischen Luftröhre und Mund eingeschoben, die es dem Patienten ermöglicht, mit laut klingender Stimme zu sprechen; doch erfordert das Anblasen eines künstlichen Kehlkopfes gewöhnlich so bedeutende Luftmengen, daß die meisten Patienten es vorziehen, ohne künstlichen Kehlkopf bloß in der vorerwähnten Weise mit Flüsterstimme zu sprechen.

Wenn die Kommunikation zwischen Luftröhre und Mund vollständig unterbrochen ist (entweder infolge von vollständiger Verschließung oder von Exstirpation des Kehlkopfes), kann natürlich für gewöhnlich keine Stimme mehr gebildet werden. Doch hat man einige Male in solchen Fällen eine sogenannte falsche oder Pseudostimme beobachtet. Der Patient erlernt es nämlich,

in seiner Speiseröhre oder in der Rachenhöhle Hohlräume willkürlich herzustellen, aus denen er durch Zusammenziehen der Muskeln die Luft auspreßt und sie durch eine oberhalb dieses Hohlraumes ebenfalls durch Muskelaktion hergestellte Verengerung treibt. Das dort entstehende Reibungsgeräusch verwendet er dann dazu, um die Artikulationsgeräusche der Sprache mit einer etwas verstärkten Flüsterstimme vernehmlich zu machen. Es ist auch in manchen solchen Fällen schon gelungen, durch ein Kautschukrohr, das von der Tracheotomiewunde aus durch die Nase bis hinter das Zäpfchen eingeführt wurde, dem Patienten eine vernehmliche Flüsterstimme zu verschaffen. Einige Male hat man in dieses Kautschukrohr eine kleine Pfeife eingefügt und dadurch auch eine laute Sprache ermöglicht. Doch ziehen die meisten Patienten den einfachen Schlauch vor.

Ein Geheimnis der Bühnenkunst

Von

Tommaso Salvini

Es ist nicht jedermanns Sache, die Geheimnisse der Bühnenkunst zu enthüllen, die Laien kümmern sich nicht darum und geben sich auch nicht die Mühe, sie kennen zu lernen; die Eingeweihten aber lieben es nicht, daß etwas bekannt werde, was ihnen zum Schaden gereichen kann!

Schon seit vielen Jahren muß ich die Klagen gewisser Künstler vernehmen, die es nicht verwinden können, daß sie sich in mißlichen finanziellen Verhältnissen befinden, und die, wie sie meinen, Opfer eines besonderen Mißgeschicks sind. Ich will mich bemühen, ihnen, soweit es in meiner Macht steht, klarzulegen, daß Glück oder Unglück, ein günstiger oder ungünstiger Stern nichts mit ihrer Lage zu tun haben. Soviel ich weiß, gibt kaum jemand sich Rechenschaft darüber, warum es Künstler gibt, die bei beständiger Arbeit, musterhaftem Betragen und einer von Knickerigkeit entfernten Sparsamkeit so viel verdient haben, daß sie bequem davon leben können; während andre von dem gleichen künstlerischen Werte es nicht dazu gebracht haben, sich für die Tage des Alters das tägliche Brot zu sichern. Diesen letzteren wirft man vor, daß sie ein unregelmäßiges Leben geführt hätten, daß sie verschwenderisch gewesen seien und nicht an ihre Zukunft gedacht hätten, und ich leugne nicht, daß das für die meisten zutrifft und daß es bei ihnen sich nicht um Glück oder Unglück handeln kann. Setzen wir aber den Fall, daß beide sich in der gleichen Weise verhalten hätten, so würde sich dadurch der Unterschied in ihrer Lage nicht erklären. Woran also liegt dieser? Wir hören sehr oft von Künstlern, Sängern und Schauspielern, daß sie nach einer glänzenden Laufbahn und ebenso glänzenden Einnahmen Lehrer an irgendeiner Musik- oder Schauspielschule geworden und noch froh gewesen seien, eine derartige Unterkunft

zu finden, und gar von andern, die auf der gleichen künstlerischen Stufe gestanden, daß sie sich an das Mitleid ihrer Kollegen hätten wenden müssen oder einer öffentlichen Wohltätigkeitsanstalt zur Last gefallen seien; während man wieder von andern, die viel weniger berühmt gewesen sind, weiß, daß sie sich eines großen Wohlstandes erfreuen, der Frucht ihrer vernünftigen Lebensweise, die ihrem Charakter alle Ehre macht — was dann aber lediglich ihr eignes Verdienst und nicht Schuld des Schicksals ist. Nun muß man zugeben, daß das wenig seßhafte Leben, die beständigen Wanderzüge, die Bekanntschaft mit tausend Personen in allen Ländern, die unaufrichtigen oder aufrichtigen Schmeicheleien, die galanten Abenteuer u. s. w. u. s. w. die Ursachen einer wenig vernünftigen Lebensweise und des Mangels an der erforderlichen Voraussicht sind und daß ein ernster und fester Charakter dazu gehört, um sich durch Beweggründe dieser Art nicht zu Unbedacht und Leichtfertigkeit hinreißen zu lassen; man darf daher, wenn man es an der nötigen Vernunft fehlen läßt, dafür nicht das Schicksal oder ein persönliches Mißgeschick verantwortlich machen! Das aber gilt von dem moralischen Verhalten, kommen wir nun zu dem künstlerischen.

Daß man ein großer Künstler werden kann, ohne im gesellschaftlichen Leben durch besondere Geistesgaben zu glänzen, gebe ich zu. Doch glaube ich anderseits, daß, wenn der Künstler im gesellschaftlichen Verkehr einen gewissen Mangel an Bildung verrät, ihm das leicht schaden kann, auch hinsichtlich seiner schauspielerischen Leistungen, denn das Publikum verwechselt fast immer, mit Recht oder Unrecht, den Menschen mit dem Künstler und lobt und tadelt den letzteren je nach der Art, wie er ihm im persönlichen Verkehr entgegentritt. Nur ein Beispiel: Wer bewundert nicht die herrlichen Werke Benvenuto Cellinis? Wer aber sein Leben kennt mit der Fülle von Aufgeblasenheit, Anmaßung und Ueberhebung, muß sich sagen: „Wie schade, daß so wunderbare Werke einen Makel durch den Charakter ihres Urhebers erhalten!“ Ich habe einen dem Bühnenleben fernstehenden Künstler angeführt, um nicht solche zu nennen, die der Bühne angehört haben oder ihr noch angehören, denn diese würden mir der Beispiele nur zu viele dargeboten haben. Schreiben doch gerade sie das einem besonderen Mißgeschick zu, was ihr eignes Verschulden ist, und zwar ein Verschulden, das sie hätten vermeiden können, wenn es auch in ihrer Natur liegt. Das Publikum hört und sieht sie gern und findet sie in jeder Hinsicht vortrefflich, aber es kommt nicht dazu, sie ihrem inneren Werte nach abzuschätzen, es bleibt in seinem Urteil ungewiß und schwankend und bemißt danach auch sein Lob, es spendet Beifall ohne Begeisterung und ohne das Bedürfnis nach einer solchen; ein derartiges Publikum weiß sich das Warum nicht klarzumachen und würde deshalb auch, wenn es den Willen dazu hätte, sein Verhalten nicht rechtfertigen können.

Ich will versuchen, das zu erklären, und wenn andre nicht meiner Ansicht sein sollten, möchte ich sie bitten, mir meinen Irrtum nachzuweisen, da ich sehr gern bereit bin, mich belehren zu lassen.

Um das Publikum zu interessieren, ist es nicht genug, sich als geschickten Künstler proklamieren zu lassen und schmeichelhafte Beurteilungen zu erhalten,

sondern man muß seine Begeisterung hervorrufen. Wie das zu machen sei, darüber lassen sich keine Regeln aufstellen, und es ist auch keine Anleitung dazu zu geben, und ich möchte bezweifeln, ob irgendeine Deklamations- oder Rezitationsschule dazu dienen kann, das Ziel erreichen zu lassen. Es hängt einzig und allein von einer natürlichen Begabung ab, Charaktere zu interpretieren, von einer speziellen Art, Leidenschaften mitzuteilen, wobei man sich der Beweglichkeit der Gesichtszüge, des Augenausdrucks und der zur Wiedergabe des Gedankens passenden Gebärde bedient in Verbindung mit klarer, exakter und nachdrücklicher Aussprache, mit einem modulationsfähigen, eindringlichen Organ und schließlich dem Vermögen, die wichtigeren Glieder der Sätze hervortreten zu lassen, wobei man eine Wahl zwischen ihnen treffen und das eine oder andre Wort, das für den wiederzugebenden Charakter besonders bezeichnend ist, hervorheben muß. Außer analytischen und physiologischen Kenntnissen gehört dazu der intuitive Blick des Nachahmungsvermögens, der aber sein Gegengewicht in einem richtigen, wohlabgewogenen Urteile haben muß. Getragen und unterstützt von solchen Mitteln, erlangt der Künstler eine absolute Gewalt über die Zuschauer und nötigt sie, ihn für einen genialen Künstler zu erklären. Ich sage „für einen genialen", weil er nicht selten Wirkungen erzielt, an die der Autor gar nicht gedacht hatte. Alsdann entsteht zwischen dem Publikum und dem Künstler eine stillschweigende Gefühlsgemeinschaft, eine magnetische Anziehung, die, von dem einen ausgehend, sich auf den andern überträgt und ihn zur Begeisterung hinreißt. Infolgedessen wird bei dem Publikum der Wunsch rege, dem Schauspiele häufiger beizuwohnen, um wieder dieser Empfindungen teilhaftig zu werden, die sich seinem Geiste und seinem Gehirn einprägen, wodurch sie sich zu unabweisbaren und bleibenden gestalten. Wenn man es zu dieser künstlerischen Macht bringt, ist es etwas Natürliches, daß man größeren Zulauf des Publikums, größeres Ansehen und größere Sympathie gewinnt; und das ist der Grund, weshalb jene bevorzugten Söhne Melpomenes und Thalias im Gegensatz zu dem größeren Teil ihrer Kunstgenossen, die gleich tüchtig sind und das gleiche Lob verdienen, weit größere Einnahmen erzielen und einen höheren Ruf gewinnen ... Doch, ach, wie lange dauert dieser Ruf? Was hinterlassen sie der Nachwelt von dem, was der Genius ihnen verliehen hat? Nichts!! Sobald sie von der Bühne verschwunden sind, verschwinden auch ihre inspirierten Leistungen!

Wenn die Mitlebenden in ihren Erinnerungen zurückgehen, berichten sie ihren Söhnen von den empfangenen Eindrücken, und diese erhalten eine schwache Idee davon; später verwandelt diese blasse Idee sich in ein Scheinbild, und dann ... verschwindet sie bis auf die letzte Spur! Vielleicht bleibt noch ein Name übrig, der sich in der Geschichte der Kunst mit andern vermischt! Dieser Gedanke zieht sich wie ein Stachel durch das ganze Leben eines Künstlers, der Liebe zu seiner Kunst und Achtung vor ihr empfindet. Mögen die Zeitgenossen sich den Erwählten gegenüber noch so freigebig an Beifall, materiellen Gaben und Ehrenbezeigungen erweisen, so ist doch niemand imstande, sie für die traurige Tatsache zu entschädigen, daß sie eine Kunst ausüben, die keine Spur hinter sich zurück-

läßt, kein Beispiel, keine Richtschnur zur Nachfolge ... und darin liegt das Trostlose! Und doch widmen sie sich dieser Kunst gewissenhaft und mit Leidenschaft, sie wetteifern, sich die Gunst der schmeichlerischen Sirene zu erringen, die so viele Erregungen verursacht, so viele frohe Empfindungen, die zwar flüchtig sind, aber doch keinem andern Künstler als demjenigen, der zur Bühnenkunst geschworen hat, zuteil werden.

Aber wenn der Bühnenkünstler genötigt ist, das Feld seiner Ruhmestaten zu verlassen, bemächtigt sich seiner auch eine weit größere Niedergeschlagenheit; die Beifallskundgebungen hören auf, und mit ihnen schwindet der künstlerische Anreiz, der ihm den traurigen, ihn stets verfolgenden Gedanken etwas milderte, daß mit ihm alles aus sei! Dieser Gedanke läßt ihn vor der Zeit altern und schlägt ihn nieder, so daß er ein Körper ohne Lebenskraft bleibt!

Es ist schade, daß die so viel bewunderten Erfindungen des berühmten Edison noch nicht den letzten Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Heute, da man mit dem Dampf und dem Automobil gewissermaßen dahinfliegt, da die Gedanken sich ohne leitenden Draht mehr als tausend Kilometer weit übertragen, ist immer noch kein vollkommener Apparat vorhanden, der, im Theater angebracht, den Ton der Stimme und die Schattierung des Vortrags genau mit dem Ausdruck der Gesichtszüge und der Gebärde wiedergäbe. Hätte man ihn, so würde man eine genaue Wiedergabe dessen haben, was ein Künstler ist. Allein wie sehr der Apparat sich auch vervollkommnen mag, man wird meiner Ansicht nach niemals die Seelenregung, das heilige Feuer wiedergeben können, das der Künstler von Gott erhält und welches das eigentliche Geheimnis seiner Kunst ist.

Sind Kabinettskriege heute noch möglich?

Von einem Diplomaten

Der Ausdruck Kabinettskrieg, der so gern und häufig gebraucht wird, um den Gegensatz zu bezeichnen, der zwischen den Kriegen besteht, die im Interesse eines einzelnen oder einer Dynastie und nicht in dem eines ganzen Volkes geführt werden, hat eigentlich, wenn man ihn sich genauer ansieht, keine Daseinsberechtigung. In den Zeiten, für die er am häufigsten angewendet wird, spielte das Volk überhaupt keine bestimmende Rolle, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem dies heute zu verstehen sein würde. Es zahlte die Abgaben und lieferte das Kanonenfutter, d. h. es stellte die beiden Dinge, die man zum Kriegführen am notwendigsten braucht, Geld und Menschen, wurde aber weder um seine Meinung noch um Rat gefragt. Ein Gegensatz zwischen Kabinetts- und Volkskrieg wird sich also nur in den Fällen konstruieren lassen, in denen auf der einen Seite überhaupt kein Herrscher in Frage kam, sondern ein Volk, meistens ein kleineres, das sich gegen die ihm drohende Vernichtung oder Unter-

jochung zur Wehre setzte. So z. B. die Albigenser und Schweizer. Außerdem wird man nicht in Abrede stellen können, daß in fast allen Fällen die Interessen und Wünsche der Fürsten, die zum Kriege führten, sich mit denen ihres Volks, soweit dasselbe überhaupt solche hatte, deckten, selbst da, wo uns dies heute am unglaublichsten scheint. Wenn man die große Masse der Spanier hätte befragen können, so hätten sie sicherlich ihre Zustimmung zu dem Vorgehen Philipps II. gegen die Niederländer gegeben. Auch die neueste Zeit liefert uns ein Beispiel in Napoleon I., der nie andre als sogenannte Kabinettskriege geführt hatte und dessen Name allein mächtig und stark genug war, um auf ihm über dreißig Jahre nach dem Tode dessen, der ihn zuerst trug, einen neuen Thron aufrichten zu können. Man wird die Frage, um sie richtig zu stellen, also dahin formulieren müssen, ob es heute noch Kriege geben kann, in denen ein einzelner, der Fürst, gegen den Willen und die Interessen seines Volks einen Krieg zu führen imstande sein würde oder ob die Zukunft nur Volkskriege, d. h. solche, die der Initiative der großen Masse, ihrer Begeisterung, ihrem Bedürfnis und ihren Interessen entsprängen, sehen werde.

Die Frage ist leicht gestellt, aber auch auf sie bleibt die Vergangenheit die Antwort schuldig. Die Kriege von 1864 und 1866 waren bei ihrem Ausbruch sicherlich nicht volkstümlich, jedenfalls erfreuten sie sich nicht der Zustimmung der gewählten Vertreter des Volks, obgleich sie für die besten und wahrsten Interessen des Landes geführt wurden, und auch nur dem zweiten brachte der Erfolg die ungeteilte Zustimmung des letzteren. Volkstümlich war im besten Sinne des Wortes der Krieg von 1870, obgleich noch heute eine große Partei im Lande keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, ihn als einen Kabinettskrieg darzustellen. Nicht nur wie an ein Kuriosum sollte man sich daran erinnern, daß der heutige Führer dieser Partei bei der Luxemburger Frage das Aufgeben dieses Ländchens nicht bitter genug verurteilen konnte. Der russisch-türkische Krieg von 1877 war unzweifelhaft in Rußland volkstümlich; man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß er dem Zaren durch die altrussische panslawistische Partei aufgezwungen worden ist. Ob er den wahren Interessen Rußlands entsprach, ist weniger sicher. Der soeben durch den in Portsmouth geschlossenen Frieden zu Ende gebrachte Krieg zwischen Japan und Rußland war in ersterem unzweifelhaft höchst volkstümlich. Es hat dazu weder der Besitznahme von Port Arthur und Dalny noch der Bedrohungen in Korea gebraucht; schon in seinem 1896 veröffentlichten „Kokoro“ ließ der kürzlich verstorbene Lafkadio Hearn in der „Nach dem Kriege“ betitelten Erzählung einen alten Mann, der dem Einzug heimkehrender Krieger zusieht, sagen: „Vielleicht wird von westlichen Leuten gelehrt, daß die Toten nie zurückkehren. Aber wir können nicht so denken. Es gibt keine japanischen Toten, die nicht zurückkämen. Es gibt keine, die nicht den Weg wüßten. Aus China und aus Korea und aus dem salzigen Meere sind alle unsre Toten zurückgekehrt, —! Sie sind jetzt mit uns. Immer wenn es zu dunkeln beginnt, sammeln sie sich, um die Hörner zu hören, die sie nach Hause rufen. Und sie werden sie auch an dem Tage hören, an dem die Armeen des Sohns des

Himmels gegen Rußland aufgerufen werden werden.“ In Rußland dagegen war der Krieg von Anfang an nicht populär, obgleich er, von allen politischen und militärischen Mißgriffen abgesehen, bei der Verfolgung eines durchaus richtigen Gedankens, der Erwerbung eines eisfreien Ausgangs zum Weltmeer, entstand.

Um doch eine Antwort zu finden, ist die Frage daher vielleicht dahin zu verengern, ob heutzutage noch ein nur von einem Fürsten gewollter Krieg im Gegensatz zu den Interessen und dem Willen des Volks möglich sei, und ferner, ob die persönlichen Beziehungen zwischen Fürsten zu einem Kriege führen oder wesentlich zu dem Ausbruch eines solchen beitragen könnten. Der erste Teil der Frage wird zu verneinen sein. Abgesehen von konstitutionellen Hindernissen, die ja freilich nur papierene Fesseln sind, ist die Verantwortlichkeit, sind die Verwicklungen aller Art, welche ein Krieg heute mit sich bringt, so gewaltige, daß auch das ausgesprochenste Selbst- und Machtbewußtsein davor zurückschrecken würde, solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, ohne in zwingenden politischen oder wirtschaftlichen Bedürfnissen seines Landes einen Grund oder eine Entschuldigung zu finden. Wenn diese Gründe tatsächliche sind, wird ihnen auf die Dauer die Würdigung und die Zustimmung durch die öffentliche Meinung nicht fehlen. Auch die Frage, ob persönliche schlechte Beziehungen von Fürsten zueinander zu Kriegen führen können, wird zu verneinen sein; anders dagegen verhält es sich mit der, ob ihnen ein Einfluß auf eine Politik, die zum Kriege führen könne, zugestanden werden müsse. Nicht nur auf die Auffassungsweise von Fürsten werfen die persönlichen Beziehungen zu ihresgleichen ihre Schatten; Staatsmänner und Diplomaten, d. h. die leitenden und ausführenden Organe der internationalen Politik, sind den Einflüssen ihrer persönlichen Beziehungen ausgesetzt. Man liest so oft in den Zeitungen Angriffe gegen die farblosen Diplomaten, aber man vergißt, daß es nicht Aufgabe eines Diplomaten sein kann oder darf, den verschiedenen sich oft widersprechenden Tendenzen der Regierungen gegenüber, mit denen er amtlichen Verkehr zu unterhalten hat, scharf Farbe zu bekennen. Er soll in einer Form, die zu keinen Ausstellungen berechtigt, jedem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Mitteilungen machen, die ihm von der eignen Regierung befohlen werden, und er wird um so brauchbarer sein, mit um so größerem Takt er sich dieser Aufgabe entledigt. Takt aber ist wesentlich immer farblos, um auch die kleinste Nuance desto schärfer hervortreten zu lassen. Man schlägt im diplomatischen Verkehr nicht mit der Faust auf den Tisch und trägt auch die großen Stiefel nur bei besonderen Gelegenheiten. Daß die persönlichen Gefühle von allen denjenigen, die in maßgebender Stellung mit den politischen Angelegenheiten zu tun haben, trotzdem nicht als quantité négligeable zu betrachten seien, liegt auf der Hand, der Mensch ist dazu nicht vollkommen genug. Diese Regel wird auch auf die Fürsten und diejenigen, die in andern Ländern deren Stelle vertreten, ihre Anwendung finden, denn die konstitutionelle Fessel ist noch nicht erfunden worden, die das Haupt einer Nation so binden könnte, daß es nicht einen persönlichen Einfluß auszu-

üben imstande wäre, wenn es die Intelligenz und den Willen dazu besitzt. Niemand wird dem Präsidenten Roosevelt einen Einfluß auf die Politik der Vereinigten Staaten, ja auf die der Welt abstreiten, niemand der Königin Viktoria oder dem König Eduard, und wenn dieselben ihren Einfluß zugunsten des Friedens geltend zu machen imstande sind, werden sie das auch in andrer Richtung tun können. Ist doch der Frieden für den einen oft, im Glauben mancher, nur durch den Krieg gegen einen andern zu erhalten.

Für denjenigen, der dem Lauf der Weltgeschichte während der letzten Jahre aufmerksam gefolgt ist, werden die vorstehenden Bemerkungen vielleicht nicht ganz unzeitgemäß erscheinen, sie drängen sich heute aber mit einer gewissen elementaren Gewalt auf, denn der Ausgang des russisch-japanischen Krieges und mehr noch der Abschluß des neuen englisch-japanischen Vertrags am 12. August d. J. haben eine Lage geschaffen, die zu manchen Besorgnissen Veranlassung gibt. Beide Akte werden freilich als solche bezeichnet, die nur dem Frieden dienen sollen, aber das war auch bei dem englisch-japanischen Vertrage vom 20. Januar 1902 der Fall, und zwei Jahre später wurde er zum mindesten die indirekte Veranlassung zu einem der blutigsten Kriege, die die neuere Zeit gesehen hat. Man wird daher die Besorgnis, daß auch das neue Abkommen eine derartige Gefahr in seinem Schoße berge, kaum einfach von der Hand weisen dürfen. Charakteristisch und in den Rahmen dieser Besprechung fallend ist die Tatsache, daß der Vertrag mit Japan von einem englischen Ministerium abgeschlossen worden ist, das am Ende einer Laufbahn steht und bereits mehr als eine parlamentarische Niederlage erlitten hat. Der Versuch, auf diese Weise in politischen Fragen die Hände seiner Nachfolger zu binden, entspricht sicher nicht den bisher im konstitutionellen Leben Englands gültigen Formen; man wird daher nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß Mr. Balfour diesen Schritt nicht getan haben würde, wenn er nicht der Zustimmung der Krone zu ihm sicher gewesen wäre. Damit tritt offener ein neues Element in das konstitutionelle Leben Englands, das sich bis jetzt nur hinter den Kulissen tätig und einflußreich erwiesen hatte. Es wird abzuwarten sein, wie sich die politischen Parteien im Lauf der Zeit zu dieser Neuerung stellen werden und welche politische Bedeutung sie erringen wird. Ein ähnliches Hervortreten Georgs III. (George, be king!) kostete England seine nordamerikanischen Kolonien.

Wenn so auch im englischen politischen Leben der Eindruck und Einfluß der Persönlichkeit des Herrschers schärfer hervortritt, ist es wohl nicht unangebracht, auf die bedauerliche Rolle hinzuweisen, welche die deutsche komische Presse in den letzten Jahren gespielt hat. Wer das, was in ihr während des Buren- und russisch-japanischen Krieges gegen die Herrscher befreundeter Nationen erschienen ist, mit dem vergleicht, was in dem Jahrzehnt vor 1870 gegen Napoleon III. veröffentlicht wurde, der wird nicht in Abrede stellen können, daß Geist und Witz in bedenklicher Weise zurückgegangen und durch Roheit der Form und des Ausdrucks ersetzt worden sind. Es kann aber kaum eine Entschuldigung für jene Machwerke geben, die mit Recht am Hofe der Königin Viktoria wie des

Königs Eduard und des Zaren tief verletzt haben. Auch der Presse, selbst der komischen, liegt die Verpflichtung ob, Politik im besten Sinne zu treiben. Dazu gehört aber vor allen Dingen, alles zu vermeiden, was berechtigte persönliche Verstimmung bei aus der internationalen Politik nicht auszuschaltenden Persönlichkeiten hervorrufen kann. Die Warnung kann nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Friedrich des Großen böse Scherze über die Pompadour haben Frankreich wohl nicht allein in die Reihen seiner Feinde getrieben, aber sie haben den Wechsel in der traditionellen französischen Politik gewiß nicht erschwert.

Die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland

Von

F. Loeffler

Die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland ist begründet auf die von der Wissenschaft gelieferten Kenntnisse von der Entstehungs- und Verbreitungsweise der Krankheit. Mit der Entdeckung des Erregers der Tuberkulose durch Robert Koch im Jahre 1882 beginnt die Aera der modernen Bekämpfung. Der von Koch geführte Beweis, daß die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit und nicht ein dem Menschen eigentümliches, konstitutionelles Leiden ist, übte eine geradezu zauberhafte Wirkung aus auf die breitesten Schichten des Volkes. Das ganze Volk fühlte sich von einem schweren auf ihm lastenden Alp befreit, denn einem jeden drängte sich nun der Gedanke auf, daß es jetzt möglich sein müßte, den von außen in den Körper eindringenden Feind mit Erfolg zu bekämpfen. Nachdem der Bazillus in allen tuberkulösen Veränderungen nachgewiesen war, ergaben sich als Quellen seiner Verbreitung alle bazillenhaltigen Sekrete und Exkrete von tuberkulösen Menschen und Tieren, in erster Linie der Auswurf der Lungenschwindsüchtigen und das Fleisch und die Milch der tuberkulösen Rinder. Kochs Schüler Cornet studierte dann näher die Verbreitungsweise des Bazillus und kam zu dem Schluß, daß die Hauptgefahr ausging von dem von den Lungenschwindsüchtigen überallhin entleerten Auswurf, der, nachdem er getrocknet, mechanisch zerrieben und dann in die Luft verstäubt, von dem gesunden Individuum durch Einatmung in die Lungen aufgenommen würde. Für die rationelle Bekämpfung der Tuberkulose ergab sich hieraus in ganz analoger Weise wie bei der Bekämpfung andrer bakterieller Infektionskrankheiten die Forderung der Isolierung der Bazillen auswerfenden Kranken. Da aber bei der außerordentlichen Verbreitung der Krankheit, ihrer langen Dauer und der lange Zeit unveränderten körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit der Kranken diese prinzipielle Forderung von vornherein unerfüllbar erschien, so mußte sich die Bekämpfung richten auf die unschädliche Beseitigung des Auswurfes, vor allem

auf die Verhütung des Eintrocknens und Verstaubens desselben. Dieser Standpunkt kam klar zum Ausdruck in den in den Jahren 1889 bis 1890 erschienenen Erlassen und Verordnungen von Behörden und Ministerien, so in mehreren Erlassen des Kriegsministeriums, in der Berliner Polizeiverordnung für die Privatirrenanstalten, vor allem aber in einem auf Grund eines Vortrages von Heller im Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Kiel und eines Gutachtens der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen veröffentlichten Erlaß des preußischen Kultusministers an die Oberpräsidenten, in dem alle aus diesen Voraussetzungen zu ziehenden Konsequenzen für die Verhütung der Tuberkulose in Schulen, Kasernen, Gefängnissen, Gasthäusern, Eisenbahnen, Verkaufsstellen von Nahrungsmitteln, Fabriken in überaus klarer, mustergültiger Weise gezogen sind. Aufstellen von Spucknäpfen an allen genannten Orten, Verbote des Ausspeiens auf den Boden, Verhütung von Stauberzeugung, nasses Aufwischen, regelmäßige Desinfektion bezw. unschädliche Beseitigung des Auswurfes und Belehrung des Volkes über die von dem Auswurf drohenden Gefahren, das waren die wesentlichsten Maßnahmen, die in diesem Erlasse empfohlen wurden. Außerdem wurde die von Heller verlangte Anzeige- und Desinfektionspflicht bei Sterbefällen tuberkulöser Menschen zur Annahme empfohlen. Aber lange hat es gewährt, bis man begonnen hat, dieser Forderung Rechnung zu tragen. Im Jahre 1897 hat der preußische Minister der Medizinalangelegenheiten die oberen Verwaltungsbehörden darauf hingewiesen, daß die Anzeigepflicht anzustreben sei. Im Jahre 1900 hat das Königreich Sachsen die Anzeigepflicht eingeführt bei Todesfällen an Lungen- und Kehlkopfschwindsucht und beim Wohnungswechsel der an diesen Krankheiten Erkrankten, sowie ferner beim Vorkommen von Erkrankungsfällen an Lungen- oder Kehlkopfschwindsucht in Privatkrankenanstalten, in Waisen-, Armen- und Siechenhäusern sowie in Gast- und Logierhäusern, Herbergen, Schlafstellen, Internaten und Pensionen. Baden und Hessen sind diesem Beispiele gefolgt. In den Entwurf eines Gesetzes betr. die Bekämpfung der übertragbaren Krankheiten für Preußen war die Anzeigepflicht der Todesfälle an Lungen- und Kehlkopftuberkulose sowie auch der gleichen Erkrankungsfälle beim Wohnungswechsel aufgenommen. Leider hat nur die Anzeigepflicht der Todesfälle die Zustimmung der beiden gesetzgebenden Körperschaften gefunden. Eine reichsgesetzliche Regelung der Frage ist nicht erfolgt. Den einzelnen Bundesstaaten ist ihre Lösung überlassen geblieben.

Einen neuen mächtigen Antrieb erhielten die prophylaktischen Bestrebungen durch die epochemachende Mitteilung R. Kochs über das von ihm aufgefundene Tuberkulin. Koch legte dar, daß die Einspritzung des Tuberkulins, der Kulturflüssigkeit, auf der Tuberkelbazillen künstlich gezüchtet waren, bei allen, auch den kleinsten tuberkulösen Herden eine lokale Reaktion und zugleich im Körper des betreffenden Kranken eine sehr charakteristische typische, fieberhafte Allgemeinreaktion hervorrufe, so daß es mit Hilfe des Tuberkulins möglich sei, die Diagnose der Krankheit schon in einer so frühen Periode zu stellen, in der alle andern Untersuchungsmethoden versagten. Er empfahl deshalb das Tuberkulin für die

Frühdiagnose der Krankheit. Zugleich aber sprach er die verheißungsvolle Erwartung aus, daß es gelingen würde, solche beginnende Tuberkulose mit Hilfe des Tuberkulins zu heilen und damit zu verhüten, daß die Kranken später in das Stadium der offenen, ansteckenden Tuberkulose gelangten. Damit war der Bekämpfung eine neue, vielversprechende Perspektive eröffnet. Die Erklärung: die Tuberkulose ist heilbar und zwar durch ein spezifisches, von dem Erreger selbst herstammendes Mittel, wirkte fast noch mächtiger und tiefer auf die Gemüter als die Entdeckung des Bazillus. Alles fühlte sich gehoben durch die Hoffnung, daß es nunmehr gelingen würde, die furchtbare Krankheit auszurotten. Dem beispiellosen Enthusiasmus folgte aber nach nicht langer Zeit ein gewaltiger Rückschlag. Die erhofften Heileffekte blieben aus; der Heilwert des Tuberkulins wurde, ungeachtet mancher, von sehr beachtenswerter Seite mitgeteilter Erfolge, vollständig verneint, ja es wurde sogar auch sein diagnostischer Wert für die Frühdiagnose in Zweifel gestellt. Das Fazit der überaus zahlreichen, aber überhasteten Untersuchungen war — es gibt kein spezifisches Heilmittel gegen die Tuberkulose. In dieser tiefen Depression wandten sich die hilfesuchenden Blicke nunmehr den Bestrebungen zu, die durch eine längere Reihe von Jahren bereits von verschiedenen Männern unermüdlich durchgeführt und als wirksam bei der Tuberkulose gepriesen wurden. Brehmer in Görbersdorf, Dettweiler in Falkenstein am Taunus u. a. hatten in geschlossenen Kuranstalten mit Hilfe des sogenannten hygienisch-diätetischen Heilverfahrens in zahlreichen, frühzeitig in Behandlung genommenen Fällen von Tuberkulose unzweifelhaft günstige Erfolge, ja vollkommene Heilungen erzielt. Durch das Brehmersche Verfahren ist die beginnende Tuberkulose heilbar! War diese von den Vertretern des Verfahrens verkündete Botschaft richtig, so gab es nur einen Weg, der zu verfolgen war. Es mußten solche Heilanstalten errichtet werden und zwar ganz besonders für die Unbemittelten, die nicht in der Lage waren, die relativ hohen Kosten einer Kur in den privaten Anstalten aufzubringen. Es wurden daher Stimmen laut, welche die Errichtung von solchen Volksheilanstalten verlangten. Auf private Wohltätigkeit allein basiert, würde diese Bewegung wohl kaum zu nennenswerten Erfolgen geführt haben. Ein wirklich wirksamer Faktor in der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit würde sie sicherlich nicht geworden sein, wenn sie nicht in der großartigsten sozialen Institution des neunzehnten Jahrhunderts, in den staatlichen Arbeiterversicherungsanstalten mit den reichen ihnen zur Verfügung stehenden Geldmitteln einen mächtigen Förderer gefunden hätte. Der erschreckend hohe Prozentsatz der an Tuberkulose Erkrankten unter den den Versicherungsanstalten angehörenden Arbeitern, insbesondere aber die Feststellung, daß bei mehr als der Hälfte der invalide werdenden Arbeiter die Tuberkulose die Ursache der Invalidität ist, führte dazu, die Heilung der Erkrankten in besonderen, neu zu errichtenden Heilanstalten nach dem Brehmerschen hygienisch-diätetischen Heilverfahren in die Wege zu leiten. Gebhard in Lübeck, der Direktor der Landesversicherungsanstalt für die Hansestädte, erkannte den ungeheuern finanziellen Vorteil, der den Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten erwachsen

mußte, wenn es gelang, durch ein rechtzeitig eingeleitetes Heilverfahren die später sonst sicher an die tuberkulosekranken Arbeiter zu zahlende Rente zu ersparen. Die Möglichkeit dazu bot ihm der § 12 des Gesetzes vom 22. Juni 1889: „Die Versicherungsanstalt ist befugt, für einen erkrankten, der reichsgesetzlichen Krankenfürsorge nicht unterliegenden Versicherten das Heilverfahren zu übernehmen, sofern als Folge der Krankheit Erwerbsunfähigkeit zu besorgen ist, die einen Anspruch auf reichsgesetzliche Invalidenrente begründet." Der Erfolg der auf diesen Paragraphen des Gesetzes basierten, mit unermüdlicher Energie durchgeführten Bestrebungen war der, daß die deutsche Arbeiterversicherung finanziell und rechtlich der Grundpfeiler geworden ist, auf welchem der stolze Bau des Heilstättenwesens in Deutschland sich erhoben hat. Mächtige Bundesgenossen erwuchsen den genannten staatlichen Organen in einer Reihe von privaten Vereinigungen. Das „Rote Kreuz" und der „Berlin-Brandenburger Heilstättenverein" stellten sich in erster Linie ganz in den Dienst der neuen Bewegung. Ein deutsches Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke wurde begründet, das unter der mächtigen Aegide der Deutschen Kaiserin immer weitere Kreise der Bevölkerung für die Bewegung zu gewinnen, zu begeistern verstand. Dank der tatkräftigen Unterstützung der höchsten Würdenträger des Reiches und der Bundesstaaten, der hervorragendsten Männer der Wissenschaft, der Finanz und der Großindustrie, dank der regsten Anteilnahme der Aerzte, Verwaltungsbeamten, staatlicher und kommunaler Verbände, dank endlich dem opferfreudigen, verständnisvollen Interesse der weitesten Schichten des Volkes gedieh das Werk derart, daß in kaum einem Dezennium ganz Deutschland mit einem Netz von ausgezeichnet eingerichteten Heilstätten überzogen ist. In mehr als 100 Heilstätten können alljährlich gegen 30000 Kranke Behandlung finden.

Inzwischen hatte die wissenschaftliche Forschung weitere Fortschritte gemacht. Die experimentellen Studien über die Infektionstüchtigkeit tuberkelbazillenhaltigen Staubes hatten vielfach zu negativen Ergebnissen geführt. Flügge mit seinen Schülern wies nun auf eine andre, bis dahin nicht beachtete Weise der Verbreitung der Bazillen hin. Er zeigte, daß beim Sprechen, besonders aber beim Husten von den Kranken feinste Teilchen in die Luft versprüht werden, die von den kranken Schleimhautoberflächen losgerissene Tuberkelbazillen enthalten. Feuchtes, frisch verstäubtes tuberkelbazillenhaltiges Material eingeatmet führte im Gegensatz zu dem trocknen verstäubten stets sicher zur Infektion im Tierversuch.

Damit war ein neues wichtiges Moment gegeben, dem für die Prophylaxe eine hervorragende Rolle beigemessen werden mußte. Nicht so sehr die von dem Kranken in unzweckmäßiger Weise auf den Boden oder sonstwohin entleerten, dann trocknenden und verstäubten S p u t a bildeten die Hauptgefahr, sondern der K r a n k e s e l b s t während des Hustens und sogar während des Sprechens. Der unglückliche Kranke, auch wenn er mit seinem Sputum ganz entsprechend den hygienischen Vorschriften verfuhr, bildete gleichwohl eine stete Gefahr für seine Umgebung! Glücklicherweise aber lehrten zugleich zahlreiche Versuche, daß

durch einfaches Vorhalten eines Taschentuches oder durch dünne Gesichtsschleier bezw. -masken dieser Gefahr leicht und wirksam begegnet werden konnte. Es zeigte sich auch, daß die infektiösen Tröpfchen nicht sehr weit flogen, daß durch Aufrichtung von Scheidewänden um den Arbeitsplatz eines solchen Kranken eine Verbreitung derselben verhütet werden konnte, was für die Prophylaxe in den Werkstätten von besonderer Wichtigkeit war.

Die wissenschaftliche Forschung und die Heilstättenbewegung hatten eine Fülle von neuen Materialien geliefert. Es stellte sich das Bedürfnis heraus, dieses gesamte Material der ganzen Bevölkerung vor Augen zu führen und zugleich auch einer öffentlichen Kritik zu unterbreiten. So wurde denn von dem Deutschen Zentralkomitee im Frühjahr 1899 ein Tuberkulosekongreß nach Berlin berufen, in dem die gesamten Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose dargelegt wurden. Der Erfolg des in ganz hervorragender Weise organisierten Kongresses war ein glänzender. Die Kenntnis des Wesens der Tuberkulose und der zu ihrer Bekämpfung zu ergreifenden Maßnahmen wurden durch ihn in alle Kreise des Volkes getragen. Die Propaganda nahm einen neuen mächtigen Aufschwung. In zahllosen Zeitungsberichten und Schriften wurden die gewonnenen Kenntnisse im Volke verbreitet. In dem von dem Kongresse veranstalteten Wettkampfe über eine populäre Darstellung der Tuberkulose als Volkskrankheit und deren Bekämpfung wurde der Schrift des Dr. Knopf in New York der Preis zuerkannt und diese in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren verbreitet, ebenso wie das vom Kaiserlichen Gesundheitsamt herausgegebene Tuberkulosemerkblatt. Populäre Vorträge, Ausstellungen, so der Pavillon des Geheimen Kommerzienrats Lingner auf der Städteausstellung in Dresden dienten dem gleichen Zweck, das Volk zu belehren und aufzuklären über die wichtigste aller Volkskrankheiten. Mit der Errichtung eines Tuberkulosemuseums in Berlin wurde eine dauernde Einrichtung geschaffen, in der ein großartiger Ueberblick über die gesamte Tuberkulosefrage, insonderheit ihre Bekämpfung, gewährt wird.

Auf dem Kongresse im Jahre 1899 in Berlin war neben der Verbreitung der Tuberkulose durch den tuberkulosekranken Menschen die Verbreitung der Krankheit durch die tuberkulosekranken Tiere, namentlich die Milch von kranken Kühen und das Fleisch von Schlachttieren, mit in den Vordergrund getreten. Die Verhütung der Verbreitung der Krankheit durch Milch und Fleisch der Schlachttiere erschien deshalb als eine der Hauptaufgaben. Eine Reihe von Verordnungen und Erlassen über die Gesundheitsschädlichkeit des Fleisches perlsüchtiger Rinder, über die Beurteilung des Fleisches solcher Tiere sowie über die Gefährlichkeit der Milch tuberkulöser Kühe wurden von den landwirtschaftlichen und Medizinalbehörden erlassen. Außerdem aber setzten nunmehr eine Reihe von Bestrebungen ein, die dahin zielten, die Tuberkulose unter den Schlachttieren und die Verbreitung der Keime durch deren Produkte möglichst einzuschränken.

Durch ausgedehnte Untersuchungen an Rindern wurde der unschätzbare Wert des Tuberkulins für die frühzeitige Erkennung der Krankheit sichergestellt. Nur

in wenigen Fällen, etwa drei vom Hundert, versagte es. Meist handelte es sich um Fälle von weit vorgeschrittener Tuberkulose, die schon klinisch leicht diagnostizierbar waren. Bang in Kopenhagen basierte deshalb auf das Tuberkulin eine Methode der Bekämpfung der Rindertuberkulose. Er empfahl, die gefährlich tuberkulösen Tiere, namentlich die mit Euter-, Gebärmutter-, Darm- und Lungentuberkulose behafteten Tiere durch Abschlachtung zu beseitigen und die übrigen Tiere der Herde mit Tuberkulin zu prüfen. Die auf die Einspritzung reagierenden sollten von den nicht reagierenden abgesondert, in einem besonderen Stalle gehalten werden. Alle, auch die von den reagierenden Tieren geworfenen Kälber sollten dann mit abgekochter Milch oder mit Milch von absolut gesunden Tieren gefüttert werden. Da die angeborene Tuberkulose ein überaus seltenes Ereignis ist, so wird die ungeheure Mehrzahl auch der auf Tuberkulin reagierenden Tiere gesunde Kälber zur Welt bringen, die, wenn sie vor der Ansteckung geschützt werden, auch gesund bleiben. Jeder Besitzer wird daher in der Lage sein, sich allmählich eine ganz tuberkulosefreie Herde zu erziehen. Alle Tiere werden jährlich zweimal mit Tuberkulin geprüft, damit, falls sich in der gesunden Abteilung ein reagierendes Tier findet, dieses sofort herausgenommen und abgesondert werden kann. Bang hat in Dänemark glänzende Erfolge mit dieser Methode erzielt. In Deutschland ist das Bangsche Verfahren auch geprüft, aber als zu schwierig durchführbar angesehen worden. Man hat sich deshalb damit begnügt, die an Euter- und vorgeschrittener allgemeiner Tuberkulose leidenden Tiere, da nur solche Tiere Tuberkelbazillen in ihrer Milch ausscheiden, aus der Herde zu entfernen und periodische Untersuchungen von Proben des Gesamtgemelkes auf Tuberkelbazillen vorzunehmen. Wurden dann solche darin gefunden, so erfolgte eine Untersuchung der Milch jeder einzelnen Kuh, um diejenige zu ermitteln, die Tuberkelbazillen ausschied. Leichter durchzuführen und billiger ist ohne Zweifel das letztere, von Ostertag vorgeschlagene Verfahren. Ebenso gute Resultate wie das Bangsche liefert es aber, was die Tilgung der Rindertuberkulose anlangt, sicherlich nicht. Immerhin aber reicht es aus, um die Milch von Tuberkelbazillen freizuhalten.

Ferner wurden ausgedehnte Untersuchungen angestellt über die Temperaturen, bei denen die Tuberkelbazillen in der Milch absterben, die Milch selbst aber noch nicht erheblich verändert wird. Erwärmen auf 85 Grad Celsius wurde als völlig genügend erkannt und deshalb den Molkereien namentlich die Pasteurisierung der Milch und auch des zur Butterbereitung zu verwendenden Rahms auf 85 Grad Celsius empfohlen.

Die von dem tuberkelbazillenhaltigen Fleisch tuberkulöser Schlachttiere drohenden Gefahren wurden durch Einführung der Fleischbeschau und Vorschriften über die Behandlung solchen Fleisches bekämpft.

Die umfangreichen und recht kostspieligen Maßnahmen gegen die Tier- und speziell die Rindertuberkulose waren zu einem erheblichen Teile getroffen in der Absicht, die Menschen, vor allem die Kinder, vor der Ansteckung mit Rindertuberkulose zu schützen.

Das ganze mühsam errichtete Gebäude wurde daher ins Wanken gebracht, als Koch auf dem internationalen Kongresse in London seine auf umfangreichen, mit Schütz angestellten Versuchen basierende Mitteilung machte, daß Menschen- und Rindertuberkelbazillen verschieden seien, daß die Rindertuberkelbazillen für die Infektion des Menschen ebensowenig in Betracht kämen, wie die menschlichen Tuberkelbazillen für die Ansteckung der Rinder. Ein heftiger Kampf entbrannte über diese prinzipiell wichtige Frage. Von Reichs wegen wurde alljährlich eine erhebliche Summe in den Etat eingestellt zur Durchführung der notwendigen Untersuchungen. Vom Reichsgesundheitsrat wurde das Programm der Versuche aufgestellt, die dann von dem Gesundheitsamt ausgeführt wurden. Durch diese jetzt nahezu zum Abschluß gebrachten Forschungen ist erwiesen, daß man unter den Erregern der Säugetiertuberkulose in der Tat zwei verschiedene, durch morphologische, kulturelle und pathogene Eigenschaften voneinander verschiedene Typen von Bazillen, einen Typus humanus und einen Typus bovinus unterscheiden muß. Der eine Typus wird beim Menschen, der andre beim Rind gefunden. Die Bazillen des humanen Typus rufen bei Rindern, unter die Haut eingespritzt, keine fortschreitende Tuberkulose hervor. v. Behring, der die menschlichen Tuberkelbazillen nicht für verschieden hält von den Rindertuberkelbazillen, wohl aber große Verschiedenheiten in der Virulenz verschiedener Tuberkelbazillenstämme gefunden hat, hat zuerst bei Rindern, die er mit solchen für das Rind nicht virulenten Stämmen geimpft hatte, ermittelt, daß sie durch diese Impfung gegen die Infektion mit virulenten Bazillen Schutz erlangt hatten. Er hat auf diese Beobachtung ein Schutzimpfungsverfahren für Rinder basiert. Koch und Schütz erkannten, nachdem sie ermittelt hatten, daß vom Menschen stammende Tuberkelbazillen das Rind nicht tuberkulös zu machen imstande sind, die für das Rind nicht pathogenen Bazillen des Typus humanus als das geeignete Material zur Schutzimpfung der Rinder gegen die Bazillen des bovinen Typus. Die Erfolge der Schutzimpfungen scheinen recht gute zu sein. Doch bedarf es noch längerer Beobachtung, um über den praktischen Wert dieser Schutzimpfungen für die Bekämpfung der Tuberkulose unter den Rindern ein sicheres Urteil gewinnen zu können. Für die Bekämpfung der Tuberkulose des Menschen fallen indessen diese im volkswirtschaftlichen Interesse überaus wichtigen Versuche der Tilgung der Rindertuberkulose wenig ins Gewicht, da beim Menschen allem Anschein nach die Tuberkulose nur ausnahmsweise durch Uebertragung der Bazillen vom Rind hervorgerufen wird.

Tuberkulöse Veränderungen, die Tuberkelbazillen mit bovinem Typus enthalten, kommen beim Menschen nur in relativ seltenen Fällen und zwar fast ausschließlich bei Kindern vor. Diese Veränderungen sind in der Regel auf den Darm, die Gekrösdrüsen und das Bauchfell beschränkt und verbreiten sich nur ganz ausnahmsweise auf die Lungen oder auf die Hirnhäute. Ferner haben sich noch in skrofulösen Drüsenveränderungen in einer Anzahl von Fällen Tuberkelbazillen mit bovinem Typus wahrnehmen lassen. Die von Tuberkelbazillen mit bovinem Typus oder boviner Herkunft beim Menschen hervor-

gerufenen tuberkulösen Veränderungen haben auch die Neigung, sich zurückzubilden, zu verkalken. Es fehlt den Bazillen die Tendenz zur Ausbreitung und Generalisierung, die sie im Körper des Rindes stets erkennen lassen. So viel steht fest, daß auf keinen Fall der Rindertuberkelbazillus die hervorragende Bedeutung für den Menschen hat, die ihm früher zuerkannt worden ist. Da er nun aber in einer Anzahl von Fällen als Ursache tuberkulöser Veränderungen beim Menschen gefunden und sicher konstatiert ist, so darf ihn natürlich auch die Prophylaxe nicht unberücksichtigt lassen. Die bisher getroffenen Maßnahmen, Beseitigung der an Euter-, Gebärmutter-, Darm- und an vorgeschrittener Lungentuberkulose leidenden Kühe und Ausschluß des tuberkulös veränderten Fleisches von dem Konsum, reichen zur Verhütung jeglicher Gefahr aus. Darüber hinaus vermag sich im übrigen ein jeder durch Pasteurisieren der Milch und hinreichendes Kochen oder Braten des Fleisches selbst noch zu schützen.

Das Hauptaugenmerk bei der Bekämpfung der Tuberkulose des Menschen hat sich daher zu richten auf die an offener Tuberkulose leidenden Menschen.

Die Erfahrungen, die in den Heilstätten gesammelt worden sind, haben zu einer Reihe von wichtigen Ergebnissen geführt, welche die Prophylaxe neuerdings so zu gestalten beginnen, wie sie prinzipiell auf Grund der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse gestaltet werden muß.

Die in zahlreichen Heilstätten über die Ergebnisse der Behandlung angestellten Ermittlungen führten bald zu dem Schlusse, daß die Heilstätten-Behandlung wohl recht befriedigende Erfolge zu verzeichnen hatte, was die Wiedererlangung der Erwerbsfähigkeit der Kranken anbelangt, daß sie dagegen nur in relativ wenigen Fällen das angestrebte Ziel, eine wirkliche Heilung der Kranken, herbeizuführen vermochten. Den Grund für die nicht befriedigenden Heilresultate suchte man zunächst in ungenügender Auswahl der den Heilanstalten zugeführten Kranken. Nur die ganz im Beginn stehenden Kranken boten ja nach dieser Richtung hin Aussicht auf Erfolg. Es lag daher im eigensten Interesse der Versicherungsanstalten, die Kranken so rechtzeitig wie möglich in die Heilstätten zu bekommen. Die Frühdiagnose der Krankheit gewann damit die allergrößte Bedeutung. Die Untersuchung verdächtiger Sputa und der Nachweis der Tuberkelbazillen in ihnen war deshalb besonders wichtig und wertvoll. Es war notwendig, Einrichtungen zu treffen, die den Kranken ermöglichten, sich und ihre Sputa von Sachverständigen untersuchen zu lassen, und zwar womöglich unentgeltlich. So wurden denn eine ganze Reihe von poliklinischen Anstalten errichtet. Das preußische Kultusministerium schuf solche Anstalten zuerst in Berlin, dann aber auch an den andern Universitäten. Zahlreiche städtische Gemeinwesen folgten diesem staatlichen Beispiel. Das Bedürfnis nach derartigen Anstalten tritt überall zutage. Ihre Einrichtung liegt im Interesse der armen Bevölkerung, die Versicherungsanstalten haben das allergrößte Interesse daran. So wird es jetzt möglich, die Kranken viel früher in die Heilanstalten zu entsenden, als dies vordem der Fall war. Der Nachweis der Bazillen ist nun aber durchaus nicht das beste und sicherste Mittel zur frühzeitigen Ermittlung der Krankheit. Der Tuberkelbazillen auswerfende Kranke

leidet bereits an einer weiter vorgeschrittenen Erkrankung. Koch hatte gelehrt, und allmählich beginnt sich die Ueberzeugung davon Bahn zu brechen, daß das Tuberkulin weit dem Bazillennachweise überlegen ist, da es gestattet, die Infektion zu konstatieren zu einer Zeit, in welcher der Bazillennachweis noch nicht möglich, die Tuberkulose noch eine geschlossene ist. Bei der Tuberkulose der Rinder hatte es die Probe seiner Leistungsfähigkeit bestanden. An vielen Orten, namentlich in den poliklinischen Universitätsanstalten, hat man deshalb allmählich wieder begonnen, das Tuberkulin für die Frühdiagnose zu verwenden. Es steht zu hoffen, daß seine Verwendung sich immer weiter ausbreitet. Hemmend stehen ihr entgegen die in den Köpfen zahlreicher Aerzte noch immer lebendigen, von pathologisch-anatomischer Seite früher verbreiteten Ideen von dem Mobilmachen der Tuberkelbazillen durch das Tuberkulin, d. h. daß durch die auf die Tuberkulineinspritzung folgende Reaktion die in einem lokalen Herde befindlichen Tuberkelbazillen zu allgemeiner Verbreitung im Körper gebracht werden. Im Interesse einer wirksamen Bekämpfung wäre zu wünschen, daß ganz allgemein die Rekonvaleszenten von ansteckenden und sonstigen schweren Krankheiten vor ihrer Entlassung stets mit Tuberkulin geprüft würden, wie Koch es auf seiner Baracken-station in der Königlichen Charité mit Konsequenz getan hat. Eine sehr große Zahl von beginnenden Infektionen würde dann erkannt, durch rechtzeitige Behandlung geheilt und damit für die Weiterverbreitung der Krankheit unschädlich gemacht werden.

Auch in der Behandlung der Kranken in den Lungenheilstätten selbst beginnt, wie es scheint, sich eine im Interesse der Prophylaxe wichtige Wandlung zu vollziehen. Das hygienisch-diätetische Behandlungsverfahren, dessen Wert feststeht, hat keine Aenderung erfahren, wohl aber hat man in einer Reihe von Anstalten angefangen, die Kranken außerdem noch mit Tuberkulin zu behandeln, nachdem Goetsch die ausgezeichneten Resultate mitgeteilt hatte, die er in der von ihm geleiteten Anstalt durch eine Reihe von Jahren an Hunderten von Kranken erzielt hat. Nach den wenigen, bisher aus Heilanstalten vorliegenden diesbezüglichen Mitteilungen zu urteilen, sind die Erfolge unvergleichlich viel besser als die mit dem hygienisch-diätetischen Behandlungsverfahren allein erzielten. Da der pekuniäre, durch die besseren Erfolge gewonnene Vorteil ein ganz erheblicher ist, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß von seiten der Versicherungsanstalten darauf gedrängt werden wird, daß alle von ihnen in die Heilstätten entsendeten Kranken ganz allgemein der Tuberkulinbehandlung unterzogen werden. Der Nutzen für die Prophylaxe wird dann ein ganz ungeheurer sein. Stetig wird die Zahl der in das für die Verbreitung der Krankheit allein gefährliche Stadium der offenen Tuberkulose gelangenden Kranken abnehmen und damit die Ausstreuung der Bazillen und die Zahl der Neuinfektionen stetig herabgesetzt werden. — Aber noch zu andern wichtigen, für die Bekämpfung der Tuberkulose wertvollen Maßnahmen hat die Behandlung der Kranken in den Heilanstalten geführt. Es hatte sich sehr bald gezeigt, daß durch eine einmalige oder auch mehrmalige Kur in der Anstalt die Kranken

zwar wesentlich gebessert und erwerbsfähig gemacht wurden, daß aber, sobald diese in ihre alten Verhältnisse, namentlich auch in ihren alten Beruf zurückkehrten, die günstige Einwirkung der Anstaltsbehandlung häufig schnell verloren ging. So sahen sich denn die Errichter von Heilanstalten für Arbeiter dazu gedrängt, sogenannte Zwischenstationen zu schaffen, in denen die in der Genesung Begriffenen bei mäßiger ländlicher Arbeit ihre Gesundheit weiter festigen konnten, ehe sie wieder zu ihrer Arbeit zurückkehrten. Auch erwies es sich als notwendig, Arbeitsnachweisstellen zu schaffen, um den Gebesserten die Möglichkeit zu gewähren, ihren ihre Kräfte überanstrengenden Beruf mit einem andern, sie weniger angreifenden Beruf zu vertauschen.

Eine wesentliche Förderung des Schutzes der nach den obigen Darlegungen am meisten bedrohten Familienangehörigen der Tuberkulösen hat weiterhin die Behandlung der Kranken in den Heilstätten im Gefolge gehabt. Die aus den Anstalten in ihre Familien zurückkehrenden Kranken sind in der Lage, ihre Angehörigen besser zu schützen als vorher. Sie werden in den Anstalten darüber belehrt, daß sie durch das Husten und das dabei stattfindende Versprühen von infektiösen Tröpfchen ihre Angehörigen bedrohen, daß sie aber durch Vorhalten eines Taschentuches während des Hustenaktes die Gefahr für diese sehr wesentlich vermindern können, sie sind darüber belehrt, daß sie ihr Sputum in Spuckgläser zu entleeren haben und nicht etwa beliebig überallhin deponieren dürfen, daß sie den Auswurf und die etwa damit beschmutzten Gegenstände, namentlich Wäschegegenstände, zu desinfizieren haben. Durch Anerziehen eines sachgemäßen hygienischen Verhaltens der Kranken ist somit die Prophylaxe in der Familie wesentlich gebessert worden. Aber damit ist doch noch keineswegs ein sicherer Schutz der Familienangehörigen gewährleistet. Die an offener Tuberkulose leidenden Kranken bilden eine stete Gefahr für ihre Familien, für ihre Arbeitsgenossen, sie müssen heraus aus ihrer Familie, aus den Werkstätten. Auch die Invaliditätsversicherungsanstalten haben allmählich erkannt, daß Einrichtungen, um dieser prophylaktischen Maßnahme zu genügen, für ihre durch Tuberkulose invalide gewordenen Kranken unerläßlich sind. Sie haben sich daher dazu entschlossen, unter richtiger Interpretation des § 25 des Gesetzes, mit der Errichtung von Invalidenheimen für Tuberkulöse vorzugehen. Durch den § 25 des Invalidenversicherungsgesetzes sind die Versicherungsanstalten ermächtigt, Rentenberechtigten statt der Rente die Aufnahme in ein Invalidenhaus zu gewähren, wenn sie einen diesbezüglichen Antrag stellen. Die Notwendigkeit, Heimstätten für die schwer oder unheilbar Kranken zu errichten, ist bereits auf dem Kongresse im Jahre 1899 betont worden. Allmählich ist das Bedürfnis nach solchen überaus wichtigen prophylaktischen Einrichtungen immer stärker geworden und immer energischer hervorgehoben worden, und so hat sich in den letzten Jahren die sogenannte „Heimstätten“-Bewegung entwickelt. Damit im engen Zusammenhange steht die von fachmännischer Seite zuerst angeregte und von ministerieller Seite als dringend wünschenswert empfohlene Trennung der Tuberkulosekranken von den andern Kranken in den Krankenhäusern. Die Einrichtung

besonderer Abteilungen für Tuberkulosekranke in den Krankenhäusern mit bestimmter, den Heilstätten entnommener Ausstattung ist von Jahr zu Jahr weiterentwickelt worden, so daß die schwerkranken Tuberkulösen in den Krankenhäusern sehr viel besser wie früher und ohne Gefahr für andre Kranke untergebracht werden können. So gelangt man denn in Deutschland mehr und mehr dazu, die Forderung der Entfernung der Schwerkranken aus den Familien zu erfüllen. Die Angst vor sogenannten Sterbehäusern, wie man die Heimstätten genannt hat, hat sich ihrer Errichtung meist nicht hindernd in den Weg gestellt. Die Schwierigkeit, die ihre Umgebung gefährdenden Kranken aus ihren Familien in solche Anstalten zu überführen, sind naturgemäß bisweilen recht große, unter Umständen fast unüberwindliche. Um auch trotz des Verbleibens der Kranken in den Wohnungen und in den Familien den Forderungen der Prophylaxe gerecht zu werden, hat man verschiedene Wege eingeschlagen. Man hat versucht, den Kranken solche Wohnungen zu verschaffen, daß sie besondere, von den übrigen Räumen der Familie getrennte Wohn- und namentlich Schlafräume bewohnen können. Die von Selve in Altena getroffenen Einrichtungen sind nach dieser Richtung hin als mustergültig anzusehen. Auch von seiten einzelner Gemeinden hat man die Beschaffung besonderer Wohngelegenheiten für die in Rede stehenden Kranken in Angriff genommen. Zugleich aber haben diese Gemeinden einen den französischen Dispensaires entsprechenden Fürsorgedienst geschaffen, der die hygienische Ueberwachung derartiger Kranken, eine regelmäßige Desinfektion ihres Auswurfs und ihrer Wäsche, zugleich aber auch eine materielle Unterstützung der Kranken und ihrer Familienangehörigen mit Nahrungsmitteln (Milch) oder Geld sich angelegen sein läßt. Diese Fürsorge wird ausdrücklich nicht als eine Armenunterstützung angesehen, so daß der Kranke durch sie nicht etwa des Wahlrechts verlustig geht. Daß der „Fürsorge" und auch der Ueberführung armer Kranker in Heilstätten auf Kosten der Gemeinden nicht der Charakter einer Armenunterstützung gegeben ist, hat zur Entwicklung dieser Institutionen nicht unwesentlich beigetragen.

Eine besonders lebhafte Fürsorge hat sich in den letzten Jahren für die in den Familien mit tuberkulosekranken Angehörigen am meisten bedrohten Kinder entwickelt. Wenn auch die von v. Behring ausgesprochene Meinung, daß die tuberkulöse Infektion des Menschen hauptsächlich im Säuglingsalter sich vollziehe, und zwar durch Aufnahme der Tuberkelbazillen vom Magen aus, die Zustimmung der Aerzte nicht gefunden hat, so ist doch allgemein anerkannt, daß der Infektion per os bei den Kindern eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt. Kinder, die auf einem mit Auswurf verunreinigten Boden spielen, kommen leicht mit diesem in Berührung und können, weil sie die mit Auswurf beschmutzten Hände oder sonstigen Gegenstände mit Vorliebe zum Munde führen, sich besonders leicht infizieren. Außerdem aber sind sie auch der Infektion durch versprühte oder zerstäubte Keime ausgesetzt. Die Herausnahme der Kinder aus so gefährlicher Umgebung würde allein sie sicher vor der Infektion bewahren. Aber leider stellen sich der Durchführung dieser Maß-

nahmen meist unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Leichter wird sich immer noch die Herausnahme des kranken Familienmitgliedes bewerkstelligen lassen, wofern nicht gerade die Mutter die Kranke ist. Eindringliche wiederholte Belehrung der Kranken durch die Organe der Fürsorgestelle bliebe dann das einzige, naturgemäß recht zweifelhafte Schutzmittel. Die Fürsorge für tuberkulös erkrankte Kinder hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Die Errichtung von besonderen Heilstätten für tuberkulöse Kinder inmitten von Waldungen und von Kinderhospizen an der See u. s. w. dürfte die gleichen segensreichen Wirkungen haben wie die entsprechenden Einrichtungen für die Erwachsenen. Im Betriebe sind bereits dreizehn solche Anstalten mit 500 Betten.

Die Erkenntnis, daß die Tuberkulose eine Wohnungskrankheit ist, daß nach den an vielen Orten angestellten Erhebungen die Tuberkulose-Häufigkeit mit der Bewohnungsdichtigkeit parallel geht, hat neben andern wichtigen sozialen Gründen dazu Anlaß gegeben, die Ueberwachung und die Verbesserung der Wohnungen als eine der wichtigsten Aufgaben der Prophylaxe anzusehen. Auf dem Programm der Gesundheitskommissionen, die den gesetzlichen Bestimmungen gemäß überall gebildet werden müssen, steht mit in erster Linie die Prüfung und Ueberwachung der Wohnungsverhältnisse. An vielen Orten haben die von diesen Kommissionen angestellten Erhebungen zur Beseitigung ungesunder, feuchter, dunkler Wohnungen geführt. Auch auf diesem Gebiete haben sich Staat, Kommunen und private Vereinigungen die Hände gereicht. Die Bundesstaaten haben die Verbesserung der Wohnungen für die in ihren Betrieben beschäftigten Arbeiter seit einer Reihe von Jahren bereits sich besonders angelegen sein lassen. 32 Millionen Mark sind allein in Preußen im letzten Dezennium dafür verausgabt worden. Aber ungezählte Millionen werden noch weiter für den gleichen Zweck verwendet werden müssen, bis der volle Erfolg erreicht sein wird.

Die zahlreichen sozial-hygienischen und gewerbe-hygienischen Verbesserungen, die im Laufe der letzten Jahre zur Durchführung gelangt sind und noch immer weiter ausgebaut werden, haben, darüber kann kein Zweifel bestehen, zur Verhütung der Tuberkulose ganz wesentlich mit beigetragen. Sie dürfen daher bei der Bekämpfung der Tuberkulose nicht unerwähnt bleiben.

Von manchen Seiten wird das Bestehen einer besonderen Disposition für das Zustandekommen der tuberkulösen Infektion als notwendig angenommen. Eine solche Disposition soll auch vererbt werden. Die Akten über diese wichtige Frage sind noch nicht geschlossen. Für die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland hat sie bisher eine Bedeutung nicht gewonnen. Daß durch körperliche Bewegung im Freien und gesunden Sport aller Art der Körper und insonderheit Herz und Lungen, zumal bei jugendlichen Individuen, gekräftigt werden, darüber sind alle einig. Die von Jahr zu Jahr immer weiter sich ausdehnenden Bestrebungen auf diesem Gebiete sind daher im Interesse der Hebung der Volksgesundheit auf das wärmste zu begrüßen und zu fördern. Ob jedoch dadurch eine Verringerung der Empfänglichkeit für die Infektion mit Tuberkelbazillen herbeigeführt wird, darüber ist nichts bekannt.

Die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland stellt sich nach dem Dargelegten folgendermaßen dar.

Ein Tuberkulosegesetz für das Reich existiert nicht. In einzelnen Bundesstaaten ist die Anzeige- und Desinfektionspflicht teils durch Gesetz, teils auch durch Polizeiverordnungen geregelt.

Angestrebt wird in Deutschland die Belehrung der breitesten Schichten des Volkes über die Entstehung und Verbreitungsweise der Krankheiten und über die als wirksam erkannten Maßnahmen: die Verhütung des Ausstreuens der Bazillen beim Husten, die Verhütung der Ausstreuung des bazillenhaltigen Auswurfes, die Desinfektion der bazillenhaltigen Exkrete und der damit verunreinigten Gegenstände. Jeder soll in seinem Kreise auf die Beachtung und Durchführung dieser Maßnahmen bedacht sein. Staat, Kommune und Private haben sich zu gemeinsamer Arbeit nach denselben Prinzipien vereinigt.

Die frühzeitige Diagnose der Krankheit ist eines der wichtigsten Bekämpfungsmittel.

Möglichst frühzeitige Aufnahme der Kranken in Heilstätten und Heilung der Kranken durch Kombination des hygienisch-diätetischen Heilverfahrens mit der Tuberkulinbehandlung erscheinen als das Hauptziel der Bekämpfung, da hierdurch die Zahl der an offener Tuberkulose Leidenden verringert wird.

Herausnehmen unheilbarer Kranker aus ihren Familien und Berufsgemeinschaften, Isolierung in besonderen Anstalten oder in dazu eingerichteten Krankenhäusern ist der zweite Hauptpunkt der Bekämpfung.

Die Maßnahmen gegen die Infektion durch Milch und Fleisch tuberkulosekranker Tiere treten gegenüber den die Menschen betreffenden Maßnahmen in den Hintergrund.

Mit nimmer rastender, nie erlahmender Energie müssen die als notwendig erkannten Maßnahmen durchgeführt werden. Hartnäckig ist der Feind. Aber noch immer ist es dem Menschen gelungen, ein erreichbares Ziel zu erreichen, nachdem der richtige Weg zu ihm gefunden. Schon jetzt sind die Erfolge des vor noch nicht 25 Jahren von Robert Koch inaugurierten Kampfes deutlich erkennbar. Wir dürfen hoffen, daß sie nach abermals 25 Jahren ganz offenkundige sein werden und daß es schließlich gelingen wird, die Tuberkulose ebenso im Zaume zu halten, wie wir, dank der Jennerschen Kuhpockenimpfung, die früher am meisten gefürchtete Volkskrankheit, die Pocken, niederzuhalten gelernt haben. Nie aber wird es dem Menschen vergönnt sein, nach dem Kampfe auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Der heimtückischen Tuberkulose gegenüber müssen wir stets zum Kampfe bereit sein und bleiben — denn gerade gegenüber der Tuberkulose wird stets Geltung behalten des Dichters Wort: „Nur der ewige Kampf gewähret für des Sieges Ewigkeit.“

Victor von Scheffel und Anton von Werner

Von

Heinrich von Poschinger

Bald nach dem Ableben Victor von Scheffels hielt der bekannte Historienmaler Anton von Werner in Berlin im Kreise seiner Fachgenossen über den befreundeten Dichter einen Vortrag, von dem man nur bedauern kann, daß er nicht in Form einer Broschüre weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist, denn Anton von Werner gab darin nicht nur eine interessante Schilderung seines Verhältnisses zu Scheffel, er teilte vielmehr auch den Wortlaut vieler an ihn gerichteten unveröffentlichten Scheffelbriefe mit, die einen tiefen Einblick in das Seelenleben seines Freundes gewähren und auch das Verständnis seiner Dichtungen erleichtern.

Jetzt, da Scheffels „Ekkehard“ sein fünfzigjähriges Jubiläum feiert, wird ein Einblick in die schriftliche Ausarbeitung willkommen sein, die Anton von Werner seinem eingangs erwähnten Vortrage zugrunde legte.

Es war in Karlsruhe, wo im Jahre 1862 der neunzehnjährige Werner den sechsunddreißigjährigen Scheffel kennen lernte, dessen Dichtungen „Ekkehard“ und „Trompeter von Säckingen“ in Norddeutschland damals verhältnismäßig noch wenig bekannt waren. Scheffel wohnte damals im Hause seiner Eltern, Stephanienstraße 18. Sein Vater war ein alter würdiger Herr, Großherzoglich badischer Ingenieurmajor und Oberbaurat a. D., seine Mutter eine geistvolle und dichterisch begabte Frau. Oben im Dachgeschosse, in einem Stübchen, das mit seinem einen Mansardenfenster auf den Garten hinaussah, hatte sich der Dichter mit seinen Büchern und seinem Schreibtisch eingenistet. Scheffel stand damals im vollsten und fröhlichsten Schaffen; die Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ nahte ihrer Vollendung, und in den winterlichen Abendstunden 1862/63, zwischen 5 und 7 Uhr abends, las er häufig einem kleinen Kreise von Bekannten, der sich um diese Stunde bei ihm versammelte, die neuesten, eben entstandenen Gedichte vor. „Frau Aventiure“ war dem Großherzog von Weimar gewidmet. Jede andre Auszeichnung hatte der Dichter ausgeschlagen, nur erbeten, der kunstsinnige Fürst möge es seinem jungen Freunde Anton von Werner ermöglichen, einige Zeichnungen zur „Frau Aventiure“ zu machen, was gnädigst zugestanden wurde. Um die malerischen Studien für diese Arbeit zu machen, wanderten beide an einem schönen Märzmorgen des Jahres 1863 von Penzheim aus zu Fuß durch den Odenwald; sie stiegen auf Schloß Auerbach und durchforschten die Burgruine Frankenstein, damit Werner, der nordische Mann aus der trockenen sandigen Mark, das Klingen und Singen im Gestein alter Burggemäuer und das Wehen und Weben im Bergwalde und die Burglinde und den Klosterhof kennen lernen sollte. Vom Dorfe Auerbach wanderten die beiden dann

nächsten Morgen durch die Rheinebene, über Kloster Dorsch quer hinüber nach Worms, und wie klang da Scheffels Dichterruf, als sich beide dem Nibelungen-Rosengärtlein näherten, der Wormser Dom vor ihren Augen auftauchte und sie auf der Brücke über den grünen Rheinstrom dahinschritten in die alte Kaiserstadt hinein.

Bald darauf entstanden Anton von Werners „Aventiure-Zeichnungen"; es ist darunter keine Figur, die nicht im innigsten Zusammenleben mit dem Dichter entstanden ist und seinen Charakter und Stempel trägt.

Zur Besprechung der „Wernerschen Skizzen" und der „Scheffelschen Pläne" saßen beide oft in der Laube von Scheffels Garten oder oben in seinem Dachstübchen. Und wie viele Pläne hatte der Dichter damals! Ein großes Werk aus der Nibelungen- und der Wartburgzeit beschäftigte ihn schon seit Jahren. „Juniperus" und die „Bergpsalmen" sollen Stücke daraus sein.

Am 22. August 1864 vermählte sich Scheffel mit Fräulein Karoline von Malsen, einer durch Geist und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Dame; er war aufrichtig beglückt und seine Eltern und Freunde mit ihm. Leider traf ihn schon in den ersten Monaten seines jungen Eheglücks der schmerzliche Schlag, am 6. Februar 1865 seine innigstgeliebte und hochverehrte Mutter unerwartet zu verlieren. Im Herbst 1865 kehrte das junge Paar nach Karlsruhe zurück und blieb dort auch während des nächstfolgenden Jahres. Der Krieg von 1866 war inzwischen ausgebrochen, und die in Karlsruhe ansässigen Norddeutschen, Künstler und Gelehrten, die sogenannte Fremdenlegion, hatten gegenüber der anfangs großdeutsch-ultramontanen Strömung eine schwierige Stellung. Scheffel war mit Herz und Seele Großdeutscher, er hatte seinen Schwur der 1849er Reichsverfassung geleistet und sah den Krieg als ein Verbrechen, als einen Raubzug preußischerseits an. Kein Wunder, daß es zwischen Scheffel und Werner oft zu scharfen Auseinandersetzungen kam — aber ihre Freundschaft erlitt keinen Stoß dadurch. Scheffel bestätigte dies in dem im Sommer 1866 geschriebenen Vorwort zu seinem „Juniperus", das schließt: „Möge nun die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit . . ., möge sie zugleich Zeugnis ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

Im Februar 1867 siedelte Anton von Werner von Karlsruhe nach Paris über, nachdem er vorher noch die Illustrationen zu den „Gaudeamus"-Liedern unter Scheffels Augen skizziert hatte; in Paris führte Werner sie aus.

Ueber Scheffels häuslichem Glück waren bald dunkle Wolken heraufgezogen. Den Winter 1867/68 hatte er bei seinem hochbetagten, schwer erkrankten Vater in Karlsruhe zubringen müssen. Von dort schrieb er Anton von Werner am 27. April 1868: „Von meiner guten Frau noch immer dieselben Nachrichten. Das Herz muß sich erkältet haben, Gott weiß, wann und wie." Und am

20. August 1868 aus München: „Es hat sich mein trauriges Familienschicksal so gestaltet, daß meine Frau in München bleibt und ganz ihrer eignen und des Kindes Pflege leben will.“ Zwischen den beiden Gatten war eine Entfremdung eingetreten. Es ist nicht angebracht, Schuld und Zufall hier gegeneinander abzuwägen, man kann nur sagen: Scheffel hat schwer gelitten unter dieser Versagung häuslichen Glückes, das dichterische Schaffen ist ihm seitdem verleidet gewesen, und der fröhliche Liedermund des Gaudeamussängers blieb bitter und herb geschlossen.

Am 22. Juli 1868 traf Werner, von Paris sich nach Italien begebend, in Basel mit Scheffel zusammen; beide machten von dort aus über Thun eine fröhliche Fahrt durchs Berner Oberland, ins Meyringer Tal über den Brüningpaß nach Alpnacht, Beckenried, Luzern, Zürich, auf der Werner für die in Paris entworfenen „Bergpsalmen“-Illustrationen die nötigen Naturstudien machte. Nach eintägiger Trennung trafen sich die Freunde sodann wieder in Säckingen, machten Ausflüge ins Murgtal, nach dem Harpolinger Schloß, an den Bergsee, pokulierten mit dem Bürgermeister und Rat von Säckingen — aber in allen Ehren — und waren beim Besitzer des Säckinger Schlosses, dem Fabrikanten Bally aus Basel, zu Gast. Welche Fülle von Humor, tiefsinnig wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Anregung offenbarte Scheffel auf solchen Fahrten! Scheffel ging sodann nach Karlsruhe, wohin Werner ihm einige Wochen später nachfolgte, ehe er nach Italien abreiste. Auf dieser Reise München berührend, entledigte sich Werner dort einer auf eine Versöhnung der Scheffelschen Gatten abzielenden Mission. Leider blieb diese erfolglos.

Während Werner sich in Italien aufhielt, stand Scheffel mit diesem fortwährend in lebhaftestem Briefwechsel, besonders über die bereits in Paris begonnenen Illustrationen zum „Trompeter von Säckingen“. Dann kam der Krieg von 1870/71, der Anton von Werner im September in das Hauptquartier der III. Armee führte, von der er Weihnachten nach Karlsruhe zurückkehrte, um seine Freunde, vor allem Scheffel, zu begrüßen. Der letztere konnte sich damals mit dem Gedanken der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte eines Hohenzollern noch nicht befreunden, und Werner hatte über diese politische Frage die lebhaftesten Diskussionen mit dem Dichter. Seit dem Jahre 1873 verlebte Scheffel den Sommer auf seiner bei Radolfzell am Bodensee gelegenen schmucken, modernen Villa „Seehalde“, von der aus man einen herrlichen Blick auf See und Ufer, auf die Insel Reichenau und den Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenkrähen besitzt. Im Jahre 1876 kaufte er die „Mettnau“ dazu, auf der er sich nach einem Entwurfe C. von Großheims einen stattlichen Turm mit holzgetäfelten Zimmern an das vorhandene alte schlichte Haus bauen ließ. Obgleich Scheffel noch voller dichterischer Entwürfe und Pläne war und Anton von Werner über „Irene von Spilimberg“, „Tavernae Rhenanum“, „Die listigen Fridinger“ und „Brautschau in Kaufbeuern“, seine Montblancfahrt und andres eingehende Mitteilungen machte, so produzierte er doch nichts Markantes mehr, widmete vielmehr seine ganze Zeit und Sorge zunächst der Erziehung seines Sohnes Viktor, mit

dem er das Hegau durchstreifte, im Röhricht seiner Mettnau der Wildente auflauerte und ihm Herz und Sinn für Gottes Natur erschloß. Jeder seiner damaligen Briefe an Anton von Werner enthält einen Satz von innigster Liebe zu seinem Sohne und von Glück und Freude über dessen Aufwachsen und Gedeihen, und zuweilen einen schmerzlichen Nebenblick darauf, daß er ihm seit der Trennung von seiner Frau Vater und Mutter zugleich sein müsse. Neben Freude und Behagen an seinem Landsitze hat's an bösem Aerger indes auch nicht gefehlt, und wenn die Reichenauer Fischer ihm auf seinen Grund und Boden zum Fischen gefahren sind, dann sind Zorn und Galle oft bedenklich über den Dichter Meister geworden, und mit unfruchtbaren Prozessen ist viel schöne Zeit verloren gegangen. Außer einigen Gelegenheitsgedichten hat er in dieser ganzen Zeit nur noch die „Waldeinsamkeit“ veröffentlicht und eine Reihe von Dichtungen zu landschaftlichen Zeichnungen von J. Marak, die Ed. Willmann in Karlsruhe in Kupfer gestochen hat.

Im Jahre 1874 im August besuchte Werner Scheffel zum erstenmal auf seiner eben fertiggestellten „Seehalde“ bei Radolfzell in Gesellschaft einiger Berliner Freunde, des Bildhauers Fritz Schaper, der Maler C. Dielitz und Jul. Ehrentraut und des Schriftstellers Ad. Mützelberg; Scheffels Verleger A. Bonz aus Stuttgart war auch gegenwärtig, man machte zusammen einen Ausflug nach Singen und auf den Hohentwiel, und es wurde damals der erste Gedankenaustausch gepflogen über eine illustrierte Ekkehard-Ausgabe, dessen Verlag seit einiger Zeit erst an A. Bonz übergegangen war.

Als der deutsche Kronprinz und seine Gemahlin im September 1875 durch Radolfzell fuhren und auf dem Bahnhof daselbst kurze Zeit weilten, animierte Werner seinen Freund, ihn dorthin zu begleiten. „Komm mit, ich weiß, sie haben dich gern.“ Als die Herrschaften von der Anwesenheit des Dichters hörten, bemerkte der Kronprinz: „Das ist ja reizend,“ worauf alsbald die Vorstellung erfolgte. Bei diesem zweiten Besuche des Scheffelschen Tuskulums machten die beiden Meister von Radolfzell aus Ausflüge ins Hegau, auf den Hohentwiel und Hohenkrähen, die Reichenau und nach St. Gallen, wo sie die Klosterbibliothek nach Folkhards Codex aureus und Tutilos Elfenbeinschnitzereien durchstöberten. Seit dieser Zeit beherrschte der Gedanke des illustrierten „Ekkehard“ als Leitmotiv den Briefwechsel zwischen Scheffel und Werner; die Aufenthalte des letzteren in Radolfzell in den folgenden Jahren waren ausschließlich demselben Zwecke gewidmet, und Scheffel sammelte und sandte den Berliner Freunden fortgesetzt Material für die Illustrationen.

Im August 1876 war Anton von Werner, von seiner Frau begleitet, wiederum bei dem Dichter auf der Seehalde. Am 30. Mai 1877 trafen sie sich in Karlsruhe beim Begräbnis ihres Verlegers Bonz; von dort aus machten sie eine Studienfahrt durch Schwaben, über Lauffen a. Neckar, Thalheim, Heilbronn nach Schwäbisch-Hall und Rothenburg a. Tauber, von wo Werner den Freund nach Kissingen begleitete. Im Februar 1878 war A. von Werner zu C. J. Lessings

und Scheffels Geburtstag in Karlsruhe und zeichnete bei dieser Gelegenheit seinen inzwischen etwas ergrauten Freund.

Scheffel selbst schlug sich in dieser Zeit höchst unnötiger Weise mit der Tagespresse herum, die ihn als „Hofschmeichler und Kriecher“, wozu er gar kein Talent besaß, denunziert hatte, und prozessierte kontra Landesmann (genannt Lorm), Pfankuch, Loewenthal und andre. Er war in den letzten Jahren schon hin und wieder an Rheuma und Gicht leidend gewesen, auch auffallend stark geworden.

Die Herbsttage (Oktober) 1882 führten A. von Werner wiederum nach Radolfzell, und noch einmal fuhren die Freunde nach der Reichenau hinüber, wo inzwischen in der Kirche von Oberzell altchristliche Wandgemälde entdeckt und bloßgelegt waren, wirkliche und wahrhafte Zeitgenossen Ekkehards und der Frau Hadwig, da sie unter Abt Witigowo ums Jahr 990 entstanden. Auch den Hohentwiel bestiegen sie wieder und fuhren nach Schaffhausen, wo Werner Studien am Rheinfall für Audifax und Hadumoth machte. Ein Jahr später, im Oktober 1883, traf A. von Werner, aus der Schweiz zurückkehrend, mit Scheffel, der sich inzwischen wieder erholt und auch seine Körperfülle verloren hatte, in Karlsruhe zusammen.

Im September 1884 war A. von Werner wieder bei Scheffel auf der Seehalde in Radolfzell — das letztemal —, und wieder machten beide zusammen Studienausflüge für den „Ekkehard“, diesmal nach Ueberlingen, wo Werner die „Heidenhöhlen“ zeichnete, und nach Stein a. Rhein. Es waren sonnige und heitere Tage, und Scheffel war wieder fröhlich und guten Muts. Auf der Fahrt nach Stein a. Rhein war Hofmaler A. Vischer aus Karlsruhe Begleiter. Im altertümlichen Wirtshaus zu Stein a. Rhein sang des Wirtes Töchterlein mit prächtiger Stimme Scheffels schönes Lied vor: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn“ und rührte Scheffel damit fast zu Tränen.

Im September 1885 traf Anton von Werner mit Scheffel in Berlin zusammen; Werner fand ihn gealtert, besonders schwach auf den Beinen und an Schwindel leidend und empfahl ihm, Dr. Schweninger zu konsultieren, der aber leider nicht in Berlin anwesend war. Trotz seines leidenden Zustandes nahm Scheffel mit lebhaftestem Interesse von allem Kenntnis, was die Reichshauptstadt, die er seit nahezu vierzig Jahren nicht gesehen hatte, an gewaltigem Leben und Treiben und namentlich an künstlerischen Schöpfungen und Sammlungen bot, und es war für Werner eine wehmütige Freude, dem teuern Freunde seine eignen herrlichen Arbeiten im Schloß, Rathaus, Zeughaus, Sedanpanorama zum ersten — und einzigen — Male vorführen zu können. Vom geselligen Verkehr — außer mit wenigen ihm von früher her Bekannten, die er bei Werner traf — hielt er sich ängstlich zurück, und nur eine Einladung zu Julius Wolff, den er bei Werner persönlich kennen gelernt hatte, nahm er an. Auf Julius Wolffs schwungvolle und feurige Ansprache an ihn wußte er aber nicht mehr, wie Werner es früher an ihm gekannt hatte, mit behäbigem Humor in sinn- und kunstvollem Satzbau zu ant-

worten — das Alter war gekommen. In den ersten Tagen des Oktober reiste Scheffel nach seiner Heimat zurück; dann folgte im Januar von Heidelberg aus noch eine eifrige Korrespondenz mit Anton von Werner.

Zum sechzigsten Geburtstag Scheffels hatte Werner am 16. Februar 1886 einige Zeichnungen zu den „Gaudeamus"-Liedern geschickt, die in einer neuen Auflage zum Jubiläum der Universität Heidelberg erscheinen sollten, unter anderm das prächtige Jubiläumslied, das letzte, was Scheffel gedichtet hatte: „Nun grüß' dich Gott, Alt-Heidelberg". Aber „Alt-Heidelberg, die Feine", von der er einst gesungen: „Und prangt Alt-Heidelberg im Lenzschmuck wieder, sorgt niemand viel sich um des Lebens Müh'n", hat ihn nicht mehr mit Frühlingslust und Lenzschmuck gegrüßt, sondern bald darauf dem treuen Sänger den Todeskuß auf die Stirn gedrückt.

Meister Anton von Werner, dem die deutsche Nation bereits so viele herrliche Kunstwerke verdankt, die späteren Generationen die ruhmreichsten Tage aus der Werdezeit des Reichs in farbenprächtigen Bildern darstellen, würde sich gewiß ein neues Verdienst erwerben, wollte er die große Zahl von Scheffelbriefen, die er besitzt, und alles, was sich daran knüpft, veröffentlichen. Ein schöneres Denkmal für das Freundschaftsband, das die beiden ausgezeichneten Männer verband, ließe sich kaum denken.

Ist Mr. Balfour ein Freund Deutschlands?

Von

A. N. Cumming

Im allgemeinen könnte man die diesen Zeilen vorangestellte Frage mit Ja beantworten. Welche Fehler Mr. Balfour auch haben mag, ein „Jingo" ist er sicherlich nicht. Dem „man in the street" gegenüber spielt er nicht die Heldenrolle, die gerade jetzt einen so verderblichen Einfluß auf die britische Politik ausübt.

Eher kann man ihn als den eigentlichen Vertreter der gebildeten, besseren Klassen ansehen. Selbst hochgebildet, kritisch, philosophisch geschult und „urbar" im Sinne der alten Lateiner, betrachtet er jede Frage in zu vielseitiger Weise, als daß er ein einseitiger Parteimann sein könnte.

Die Palmerstonsche Tradition in auswärtigen Angelegenheiten, die Theorie des „Civis romanus sum", hatte ihren typischen Vertreter, solange die unionistische Partei sich ihren alten Bestand wahrte, in Mr. Chamberlain.

Dieser war es, der die Verhandlungen mit dem Präsidenten Krüger führte und die afrikanischen Verwicklungen „seinen Krieg" nannte. Ebenso war er es, der, als die allverehrte verstorbene Königin Viktoria in den Karikaturen Pariser Schmutzblätter in so schmählicher Weise verunglimpft wurde, den Franzosen den

Rat gab, „sich bessere Manieren anzugewöhnen“, und schließlich war auch er es, der den leidenschaftlichen, aber wohl kaum nötigen Streit mit dem Fürsten von Bülow führte, der sich gelegentlich eines Vergleiches zwischen dem Verhalten der britischen Soldaten während des südafrikanischen Feldzugs und dem der deutschen Soldaten in den Kämpfen des Jahres 1870 entspann. Unvergessen ist wohl noch die unsterbliche Anmaßung seines Ausspruchs: „Was ich getan habe, habe ich getan.“

Züge dieser Art sucht man bei Mr. Balfour vergeblich. Seine Vielseitigkeit ermöglicht ihm ein Verständnis für die Ansichten und die schwierigen Lagen andrer Nationen.

In dieser Hinsicht möge nur ein Fall angeführt sein.

Schreiber dieser Zeilen war zugegen, als Mr. Balfour die berühmte Erklärung abgab, England werde keinen Einspruch dagegen erheben, daß Rußland einen eisfreien Hafen im Stillen Ozean erhalte, da eine derartige Erwerbung ganz mit seinem Ehrgefühl und seinen Wünschen übereinstimme. Diese freiwillig abgegebene Erklärung machte den Eindruck, daß sie von einem liebenswürdigen, der Vermittlung zugeneigten Manne ausgehe. Trotzdem knüpfen sich nicht unwichtige Folgen an sie. Die britische Regierung zog ihre Kriegsschiffe von Port Arthur zurück, als Rußland gerade das gleiche tun wollte.

In dieser Handlung, die vielleicht zaghaft erscheinen kann, jedenfalls aber mißdeutet worden ist, wollen viele Tadler Mr. Balfours den Grund der nun hinter uns liegenden traurigen Verwicklungen im fernen Osten und des Mißkredits erkennen, in den allmählich die gegenwärtige Leitung der Unionspartei geraten ist.

Mr. Balfour hatte unter seiner Gerechtigkeitsliebe und unter seinem Mangel an Chauvinismus zu leiden. Es trat das auch gelegentlich der Reden hervor, die er zu Beginn des Jahres 1900 hielt, als England die Mißgeschicke bei Colenso und an andern Orten des südafrikanischen Kriegsschauplatzes über sich ergehen lassen mußte. Er bemerkte mit liebenswürdigem Gleichmute, England habe Unglück gehabt, weil die Buren Gewehre besessen und sie zu benutzen verstanden und weil sie sich ihrer Pferde möglichst zu ihrem Vorteil zu bedienen gewußt hätten. Schicksalsschläge habe jede Nation auszuhalten, die Krieg führe. Die Grundnote der Rede war menschenfreundliche Philosophie, aber sie wurde aufgefaßt, als ob der Führer im „House of Commons“ gleichgültig und gefühllos sei.

Was Mr. Balfours Verhalten Deutschland gegenüber anlangt, so glaube ich allerdings, daß ihm deutsche Art und deutsches Wesen nicht sonderlich sympathisch sind.

Seine Verwaltung Irlands (1887—1891), auf die sich hauptsächlich sein Ruf gründet, hatte etwas von der Art Bismarcks an sich.

Er behauptete seine Stellung und hielt Gesetz und Ordnung aufrecht und brachte das sogar mit einem gewissen Humor fertig.

Vielleicht war es nur ein Zufall, daß einige der leidenschaftlichsten irischen

Politiker ihn den „Bloody Balfour" nannten und dadurch den Vergleich mit dem „Manne von Blut und Eisen" hervorriefen, aber er wurde auch „Miß Clara" genannt wegen seiner weicheren und weiblicheren Eigenschaften.

Einen derartigen Beinamen hat Fürst Bismarck niemals erhalten.

Mr. Balfour beschäftigt sich in seinen Nebenstunden hauptsächlich mit Philosophie, ebenso wie er zu seiner Erholung mit Vorliebe französische Romane liest. Zeitungen liest er nie, doch verläßt er sich auf das, was Freunde ihm in der Unterhaltung mitteilen. In seinen philosophischen Bestrebungen tritt sein Mangel an Sympathie mit der deutschen Denkweise besonders hervor. In seinen ersten Schriften über diesen Gegenstand (besonders in seiner „Defence of Philosophic Doubt", 1879) zeigte es sich denn auch mehrfach schon, daß er der transzendentalen Philosophie keine Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Er hat über Kant und Hegel geschrieben, ohne sie zu kennen, und als Professor Edward Caird, der englische Ausleger Kants, der gegenwärtige Master des Balliol College in Oxford, ihm diese Unwissenheit vorwarf, meinte er leichthin in der Zeitschrift „Mind", ein Mißverständnis, das sich durch die 750 Seiten des Cairdschen Werkes über Kant ziehe, lasse sich nicht durch einige wenige Sätze in der Zeitschrift „Mind" aufklären. Als der Urheber jenes Werks ihn später einmal daran erinnerte, sagte er, sich entschuldigend: „Habe ich das wirklich gesagt? Sieh einmal an, wie frech!"

Einer der hervorragendsten Vertreter der Transzendentalphilosophie in England, Professor H. Jones in Glasgow, ist sogar so weit gegangen, Mr. Balfour einen Sophisten zu nennen, doch ist das ungerecht. Er ist in Wirklichkeit ein Sensualist der von seinem Schwager Henry Sidgwick und Leslie Stephen begründeten Cambridger Schule.

Obwohl Verehrer der Metaphysik, glaubt er doch nicht daran. Ein Vorschlag ist ihm so gut wie der andre, und alles kann nach ihm mit gleich guten Gründen behauptet wie verworfen werden.

Systeme sind ihm eine Phantasterei. Wer die Wahrheit erfahren will, muß sie seiner Ansicht nach aus einer andern Quelle schöpfen und sich zum Beispiel von der Autorität der Kirche belehren lassen.

Es dürfte noch zu bemerken sein, daß in einer Beziehung Mr. Balfour Deutschland viel verdankt. Er ist ein feingebildeter Musiker und läßt sich auf diesem Gebiete seine Anregung hauptsächlich (und bei wem wäre das nicht der Fall!) von den deutschen Meistern geben. Er ist ein großer Händel-Verehrer und wohnt regelmäßig den Händel-Feiern bei, die von Zeit zu Zeit im Londoner Kristallpalast veranstaltet werden. Vielleicht ist der beste Artikel, der je aus seiner Feder geflossen, ein vor einer Reihe von Jahren schon anonym in der „Quarterly Review" veröffentlichter über Händel. Er hat sich indes nie öffentlich zu seiner Urheberschaft bekannt.

Die deutschen Leser können sich gleichwohl darauf verlassen, daß der englische Premier ein aufrichtiger Bewunderer der Genialität und Vielseitigkeit ihres Kaisers ist. Mr. Chamberlain hat sich darüber beklagt, daß er während eines

vielbesprochenen Besuchs in Hatfield veranlaßt worden sei, eine Rede zugunsten eines Dreibundes zwischen England, Deutschland und Amerika zu halten, um schließlich zum Dank für seine Mühe lediglich einen Wischer zu bekommen.

Obgleich er sich nicht sonderlich für die Bestrebungen und den Ehrgeiz Deutschlands zu erwärmen vermag, ist der englische Premier doch kein prinzipieller Verkleinerer dieses Landes. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich genau mit seinen öffentlichen Reden vertraut gemacht und kann sich doch keines einzigen Angriffs auf Deutschland in ihnen entsinnen. Mr. Balfour spricht überhaupt nur wenig von Deutschland. Welche geflissentliche Zurückhaltung er sich gerade in bezug auf Deutschland aufzuerlegen vermochte, sei nur an einem einzigen Beispiel gezeigt, das in eine Zeit fiel, in der er sehr leicht die öffentliche Meinung gegen dieses Land hätte aufregen können und in der andre nicht so taktvoll waren.

Als im Januar 1896 nach dem „Jamesonschen Einfall" das Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger bekannt wurde, war Mr. Chamberlain derjenige, der die Herausforderung annahm. Mr. Balfour bemühte sich, jede Aeußerung über den Vorgang zu vermeiden. Am 15. Januar sprach er in Manchester bei der damals dort, wie alljährlich, stattfindenden Versammlung seiner Wähler (der auch Schreiber dieser Zeilen anwohnte). Die Rede, die er bei diesem Anlaß hielt, war so bemerkenswert sowohl in betreff dessen, was in ihr gesagt, wie in betreff dessen, was in ihr nicht gesagt wurde, daß wohl eine kurze Stelle aus ihr hier folgen darf.

„Wir kontrollieren," sagte der Redner, „die auswärtigen Verbindungen Transvaals, und wir dulden keine ausländische Einmischung in diese Aufsicht. (Wiederholter Beifall.) Ich will aber gleich hinzufügen, daß meiner Kenntnis und meinem Dafürhalten nach kein Land in der Lage ist, den Grundsatz zu bestreiten, den ich soeben ausgesprochen habe. (Beifall. Zuruf: Mit Ausnahme der deutschen Wurst! Heiterkeit.)

Ich glaube, ich brauche Sie nicht länger bei diesem Gegenstande aufzuhalten. (Zuruf: Doch, weiterreden!)"

Ich erwähne das, weil es der deutlichste Beweis dafür ist, mit wie klugem Vorbedacht Mr. Balfour zu einer Zeit, als die öffentliche Meinung in England auf das höchste erregt war, sich hütete, auch nur ein einziges beleidigendes Wort gegen Deutschland verlauten zu lassen.

Einen Monat später (am 18. Februar) hielt er bei Eröffnung des Parlaments eine Rede, in der ausführlich des Jamesonschen Einfalls gedacht, aber mit keiner Silbe das Verhalten Deutschlands berührt wurde.

Nicht von Mr. Balfour, sondern von Mr. Chamberlain wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Einmischung des Deutschen Kaisers gelenkt.

Dieser bemerkenswerte Vorfall berechtigt uns zu der Annahme, daß Mr. Balfour, wenn ihm Deutschland auch nicht gerade sympathisch ist, sich doch hütet, irgendwie aggressiv vorzugehen, indem er alles vermeidet, was aussehen könnte, als sei es der Jingo-Galerie zuliebe gesprochen. Man kann ihn darum nicht als deutschfeindlich bezeichnen.

Es erübrigen nur noch wenige Worte. Die kürzlich verfügte Dislozierung der englischen Flotte, die Verstärkung des einheimischen Geschwaders und seine Konzentration in der Nordsee sind von gewisser Seite als direkt gegen Deutschland gerichtete Maßregeln angesehen worden.

Was nun die Ausführungen Mr. Balfours im Hause der Gemeinen am 11. Mai 1905 zugunsten des Landesverteidigungsausschusses anlangt, dessen Vorsitzender er ist, so erklären sie sich einfach aus den gegebenen Tatsachen.

Aus den meisten der damals gehaltenen Reden ging hervor, daß nach Ansicht der derzeitigen englischen Regierungsbehörden England keinen feindlichen Einfall zu befürchten habe, solange es die See beherrsche. Das — die Seebeherrschung — ist der einzige Punkt, über den die beiden Länder in Zwiespalt geraten könnten. England hat vielfach und nach vielen Richtungen hin unter der deutschen Konkurrenz im Handel gelitten, aber es ist darum nicht mißgünstig auf Deutschland. Es ist gern bereit, darüber mit ihm in einen ehrlichen und offenen Kampf einzutreten und nötigenfalls eine Niederlage zu erleiden. England gibt unumwunden zu, daß es sowohl in merkantiler wie in wissenschaftlicher Hinsicht viel von Deutschland lernen kann, und macht sich kein Hehl daraus, daß sein Erziehungssystem dem deutschen an Vielseitigkeit und systematischer Ausbildung unterlegen ist. Aber die meisten Engländer blicken mit Mißtrauen auf das Anwachsen der deutschen Flotte. Sie meinen, zum Schutze kolonialer und merkantiler Interessen sei dieses nicht nötig, und betrachten eine derartige Steigerung der deutschen Seemacht, zumal bei einer so starken Konzentration deutscher Schiffe in der Nordsee, als eine eventuelle künftige Bedrohung ihres Landes.

Bei der obenerwähnten Rede hatte Mr. Balfour ohne jede Frage diese Möglichkeit im Sinne, wenn auch Namen nicht genannt wurden. Doch stellen wir dem zum Schlusse die Kundgebung bei dem Frühstück in Westminster Hall am 12. August d. J. gegenüber, zu dem die französischen Marineoffiziere eingeladen waren. Mr. Balfour sagte bei diesem Anlasse:

„Weit entfernt ist dieser Empfang, den wir den Vertretern der Seemacht unsrer nächsten Nachbarn widmen, weit entfernt ist er von einer Vorahnung künftigen Streites; ich bekenne mich entschieden zu der entgegengesetzten Ansicht und betrachte diese Versammlung als die Vorläuferin des Friedens im Osten, des Friedens im Westen und des Friedens in der ganzen Welt!"

Da Mr. Balfour derartige Anschauungen hegt, darf man wohl annehmen, daß, wenn Deutschland sein Marineprogramm fallen lassen wollte, freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Deutschland kein einziges ernstliches Hindernis mehr im Wege stehen würde.[1])

[1]) Die offen ausgesprochene Meinung eines Deutschland freundlich gesinnten Politikers und, wie wir annehmen dürfen, Mr. Balfours selbst wird zumal in betreff der deutschen Flotte von Interesse sein. Selbstverständlich hat jedes Land seine Verteidigungsmittel selbst zu bestimmen. Anmerkung der Redaktion.

Eine der Ursachen und das Resultat des russisch-japanischen Krieges

Von
von Lignitz,
General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Die Erwerbung von Konzessionen in Korea seitens russischer Unternehmer hat wesentlich dazu beigetragen, die seit dem Frieden von Schimonoseki und der Besetzung von Port Arthur durch die Russen in Japan bestandene Erregung zu steigern und die Notwendigkeit einer kriegerischen Abrechnung, auch unter recht schwierigen und gefährlichen Verhältnissen, dem japanischen Volke nahezulegen. Politische Vereine und Gesellschaften waren schon in den letzten Jahren im ganzen Lande tätig gewesen, um den Haß gegen Rußland zu schüren. Die Opposition gegen die Regierung verstummte allmählich, der Hader zwischen den beiden großen Parteien, den Progressisten und den Konstitutionellen, verringerte sich.

Die von der koreanischen Regierung an Russen erteilte Konzession zur Ausbeutung der am Jalu gelegenen großen Waldungen mit ihren besonderen Nebenerscheinungen verschärfte die schon vorhandenen Differenzen derart, daß der Krieg in Sicht kam, wenigstens für die Japaner.

Nicht volle Aufklärung, aber Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges können Korrespondenzen und Erörterungen aus russischen Federn liefern, welche die Konzessionen in Korea behandeln und unlängst an die Oeffentlichkeit gelangten.

Mitte März 1903 traf in Port Arthur ein Herr Besobrasow ein, Exzellenz und Staatssekretär im Finanzministerium; sein besonderes Auftreten zeigte etwas Geheimnisvolles und erregte Aufmerksamkeit in dem eng begrenzten gesellschaftlichen Kreise der Hafenfestung. Anfang April wurde daselbst bekannt, daß eine aus russischen Unternehmern bestehende Gesellschaft eine enorme Waldkonzession am Jalu auf koreanischem Gebiet erhielt und die Exploitierung beginnen werde. Dies war insofern nichts Ueberraschendes, als der Waldreichtum am oberen Jalu bereits das Holz für den Ausbau der chinesischen Ostbahn (mandschurischen) geliefert hatte. Auffällig war nur, daß ein höherer Staatsbeamter die weitere Ausbeutung übernehmen und leiten sollte, sowie daß der örtlichen Zeitung „Nowij Krai" das Verbot zuging, über die Angelegenheit zu schreiben. Es wurde aber doch in Geschäftskreisen viel von dieser neuen Millionenaffäre gesprochen, für deren Einleitung Hunderttausende von Rubeln aus Rußland eintreffen würden. Die in Port Arthur und Dalny vorhandenen Geschäftsleute und Spekulanten drängten sich heran, um ebenfalls von dem Unternehmen zu profitieren. Tatsächlich wurden bald flachgehende Dampfer, Barken und Dschunken für Holztransporte angekauft und ein Kontor eingerichtet. In die Reihen der Leiter und Beamten der Unternehmung traten „Alexejewzü", d. h. Angehörige des glänzenden Stabes des Statthalters Alexejew, sie erhielten recht gute Nebengehälter von der „Russischen Holzhandelsgesellschaft im fernen Osten".[1])

---

[1]) Zum Beispiel wurde der Marineoberauditeur und Zensor als juristischer Beirat mit einem Gehalt von 12000 Rubeln angestellt.

Herr Besobrasow reiste dann nach Petersburg zurück, an seine Stelle in Port Arthur und an die Spitze des Kontors trat ein Herr Balaschow (mit dem Titel Jägermeister,[1]) und ein Oberst Madritow organisierte eine „Schutztruppe" aus entlassenen Soldaten nach Muster der freiwilligen Schutzwehr, die zur Zeit des Boxeraufstandes zum Schutz der Eisenbahn gebildet worden war und später in eine Grenzwache umgebildet wurde.

Eine solche militärische Zutat erregte sogleich Bedenken, die in den chinesischen Zeitungen erörtert wurden. Als nun bekannt wurde, daß Rußland von der koreanischen Regierung noch die Konzession einer Bahn- und Telegraphenverbindung von der ostchinesischen Bahn nach Korea hinein nachsuche, nahm die Aufregung in Japan bedeutend zu. Die „Holzhandelsgesellschaft" hatte diese Unternehmung angeregt im Interesse einer intensiveren Ausnutzung ihrer Waldkonzession.

In wirtschaftlicher Beziehung war für den kostspieligen Bahnbau eine genügende Grundlage keineswegs vorhanden, es blieb also nur die von den Japanern vermutete strategische Veranlassung und damit die direkte Gefährdung der Interessen und Ansprüche, die Japan seit Jahrhunderten in Korea zu haben behauptete.[2])

Es trug sich dies zu etwa zehn Monate vor dem Ausbruch des Krieges. General Kuropatkin sprach sich in richtiger Voraussehung gegen die Konzessionen aus, wenn man nicht dem Kriege entgegentreiben wolle.

Die russische Spekulation gewann indessen einen offiziellen Charakter. Um die Mitte des Jahres 1903 gründete Minister Plehwe, ohne sich mit den Ministern des Auswärtigen und der Finanzen zu benehmen, ein „Komitee für die Angelegenheiten des fernen Ostens" unter Admiral Abasa, der zu der vorerwähnten Gesellschaft gehörte und für dieselbe ein Monopol des Handels, der Eisenbahnen, der Banken und aller wirtschaftlichen Angelegenheiten in Ostasien anstrebte. Das Komitee wurde eine Art Nebenregierung; es suchte in direktem diplomatischen Verkehr weitere Konzessionen in Korea nach, da die friedliche Eroberung dieses wegen seiner eisfreien Häfen schon lange von Rußland begehrten Landes in seinen weitausblickenden Plänen lag.

Der Umfang der offiziellen Beziehungen des Komitees des fernen Ostens ist noch nicht klar, man kann aber behaupten, daß ohne andauernde und tätige Unterstützung durch Alexejew eine Fortsetzung der Unternehmungen des Komitees nicht möglich gewesen wäre. Es ist glaublich und erklärlich, daß die Regierung seine Unternehmungen unterstützte, um durch wirtschaftliche und materielle Erfolge die enormen Ausgaben für die sibirische und mandschurische Eisenbahn zu rechtfertigen.

---

[1]) Herr Balaschow äußerte sich im Juli 1905 über seinen Vorgänger, dieser sei ein außerordentlich fähiger Mann, habe aber die Geschäfte recht kompliziert; er selbst habe viel zu tun gehabt, um alles zu entwirren, die Unternehmen wären wirklich großartig gewesen, es habe aber nur wenig bares Geld zur Verfügung gestanden.

[2]) Ende des sechzehnten Jahrhunderts eroberte eine japanische Armee von 200000 Mann unter Hedejoschi Korea zum ersten Male. Nach sechs Jahren, 1598, mußte die Eroberung wegen innerer Schwierigkeiten wieder aufgegeben werden.

Die Japaner sind den Koreanern in Rasse und Sprache (mehrsilbige) verwandter wie den Chinesen (einsilbige Sprache), etwa wie die Deutschen den Skandinaviern.

Noch im Sommer 1903 erschienen russische Dampfer in der Jalumündung, bei Andu wurden die vorhandenen Ladeplätze verbessert und vergrößert, und bald zeigten sich russische uniformierte Abteilungen auf beiden Ufern des Jalu sowie in den Konzessionsgebieten.

Die russische Regierung kann einer solchen Tätigkeit oder Nachgiebigkeit des Statthalters nicht ferngestanden haben, denn im Sommer 1903 wurden aus dem mittleren Rußland 16 Infanteriebataillone mit 6 Batterien nach Wladiwostok übergeführt, wie es hieß: zur Erprobung der Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn — tatsächlich zur dauernden Verstärkung der im Osten stehenden Truppen für den Fall eines Konflikts mit Japan. Außerdem wurden alle guten Linienschiffe und Kreuzer gleich nach ihrer Fertigstellung nach Ostasien abgesandt. Wäre es möglich gewesen, die letzte von Kronstadt abgesandte Flottenabteilung anfangs Februar 1904 noch nach Port Arthur zu schaffen, so war die materielle Ueberlegenheit zur See zweifellos auf seiten der Russen.

Die Japaner hatten also nicht unrecht, wenn sie aus den Unternehmungen und Maßregeln der Russen im Jahre 1903 und zu Beginn des Jahres 1904 den Schluß zogen, daß Rußland außer der Mandschurei auch noch Korea in Besitz zu nehmen trachte und sich auf einen Krieg vorbereite. Diese Anschauung verstärkte sich zur Gewißheit, als Rußland kurz vor Ausbruch des Krieges auf den japanischen Vorschlag, eine je 50 Kilometer breite Neutralitätszone zu beiden Seiten des Jalu zu fixieren, nicht einging.

Daß russische Kriegsvorbereitungen stattgefunden haben, ist zweifellos — daß dieselben nicht ausreichend waren, lag an der russischen Unterschätzung der japanischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Die noch kürzlich in Portsmouth bei den Friedensverhandlungen ausgesprochene Behauptung, daß der unglücklich verlaufene Krieg Rußland „aufgezwungen" worden sei, kann historisch nicht bewiesen werden. Man glaubte 1903 in Petersburg, man riskiere mit der offensiven Politik nur wenig, da „die Japaner nicht wagen würden", es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Diese irrtümliche Ansicht wurde verhängnisvoll.

Die Japaner forderten, daß Rußland sich in Ostasien nicht wesentlich über Port Arthur und Dalny ausbreite, bezweifelten aber nicht das Anrecht der Russen auf diese wichtigen Plätze und auf einen etappenmäßigen Schutz der mandschurischen Eisenbahn. Als sich die russische Ländergier mit diesen so billig gewesenen Erwerbungen nicht begnügte, vielmehr weitere Fortschritte in Richtung Korea offenkundig wurden, war ganz Japan, vom Mikado bis zum letzten Kuli, einig in dem Gedanken, daß es sich um die bedrohte nationale Existenz handle, daß also auch das ganze Land bereit sein müsse, Leben und Vermögen in diesem heiligen Kriege einzusetzen.

Auf der russischen Seite dagegen gewinnt man aus der Vorgeschichte des Krieges den Eindruck, daß mit dem Feuer gespielt wurde, daß die betreffenden Faiseurs [1]) sich nicht klar machten, ja nicht ahnten, welch schweren Kämpfen sie

[1]) Das heißt nicht nur die Unternehmer und Spekulanten in Ostasien, sondern auch deren Hintermänner in Petersburg, welch letztere wohl die Hauptschuldigen an dem leichtsinnig herbeigeführten Kriege waren.

entgegentrieben, während Port Arthur nicht genügend, Dalny noch gar nicht befestigt war. Als die Sprache der Japaner in den Unterhandlungen ernster wurde, suchte die russische Regierung durch Verzögerung für weitere maritime Verstärkungen, Zeit zu gewinnen, um dann mit Ueberlegenheit eine japanische Landung in Korea unmöglich zu machen. Dies durchschaute aber die japanische Diplomatie.[1])

Den Japanern kann es nach ihren in den letzten elf Jahren gemachten politischen Erfahrungen nicht verdacht werden, wenn sie ihre Siege hoch verwerten und nur einen gut garantierten Frieden abschließen wollten, sowie daß sie eine bedeutende Kriegsentschädigung forderten. Das geldarme Land wird das Gleichgewicht in seinen Finanzen kaum herbeiführen können, bei der Höhe der Kriegskosten.[2])

Anderseits muß man zugeben, daß Japan bei Beginn der Friedensverhandlungen in Portsmouth kein genügendes Pfand in Händen hatte, um Rußland zur Zahlung einer bedeutenden Summe zwingen zu können. Deutschland hatte 1871 Paris und den größeren Teil des nordöstlichen Frankreich, sowie 350000 Gefangene in Händen, Japan jetzt kaum 100000 Gefangene und von russischem Gebiet nur die Insel Sachalin, die es aber ganz oder doch in der besseren Hälfte zu behalten wünschte.

Die Rücksicht auf die beiderseitige finanzielle Erschöpfung trat bei den Friedensverhandlungen zwar noch nicht hervor, hat aber doch wohl auf die Hauptentscheidungen stark eingewirkt.

Das am 29. August in Portsmouth zwischen den Bevollmächtigten Rußlands und Japans erzielte Einverständnis, das zum Abschluß des Präliminarfriedens am 5. September führte, war eine Ueberraschung, da man nach der in beiden Ländern geführten kriegerischen Sprache nicht glauben konnte, daß der Zar die Abtretung russischen Gebietes zugeben und daß Japan auf eine Kriegsentschädigung verzichten werde.

Tatsächlich erfolgte die Einigung in der Hauptsache auf Kosten Chinas: Japan erhält außer Korea und der südlichen Hälfte von Sachalin die Halbinsel Kwantung mit Port Arthur und Dalny, die halbe Liautung-Provinz sowie als Interessensphäre das südliche Fünftel der Mandschurei bis zur Linie Kwangtschöntze—Kirin (250 Kilometer südlich Charbin), und das besiegte Rußland den Rest der Mandschurei, allerdings den weniger wertvollen Teil, ebenfalls mit dem Okkupationsrecht auf achtzehn Monate, demnächst mit dem Recht des Bahnschutzes.[3]) Es behält die an Lebensmitteln reichen Distrikte von Bodune und Kirin. Nach dem bevorstehenden zweigleisigen Ausbau der sibirischen Bahn

[1]) Herr Abasa bezeichnete in einem Briefe vom 3. Februar 1903 an Graf Lamsdorff eine Nachgiebigkeit in bezug auf Korea als gefährliche Schwäche. Am 8. telegraphierte der Zar an Alexejew: „Es ist wünschenswert, daß die Japaner und nicht wir die Feindseligkeiten beginnen.“ Er solle aber die japanische Flotte nicht über den 38. Breitengrad hinaus lassen (eine Linie nördlich Söul).

[2]) Auf 2400 Millionen Mark berechnet.

[3]) 15 Mann auf jeden Kilometer Bahnlänge, also für die Bahnstrecke Kwangtschöntze—Charbin 3250 Mann. Für 1800 Kilometer Bahnlänge würden die Russen 27000, die Japaner für 1200 Kilometer 18000 Mann Bahnwache verwenden können.

würde Rußland im Osten dauernd eine starke Heeresmacht unterhalten und auch genügend schnell verstärken können.

Die Neutralen und namentlich die Gläubiger jubelten über den Frieden, die beiden Kriegführenden sind unzufrieden. In Petersburg glaubte man mit der verstärkten und verjüngten Armee vor einem glänzenden Siege zu stehen, der das bisher erlittene Mißgeschick wieder gutmachen könnte, in Japan hält man den Erwerb nicht entsprechend dem eingegangenen Risiko und befürchtet eine finanzielle Krisis. Die radikale Partei vermochte am 5. September erhebliche Unruhen in Tokio hervorzurufen.

Beide Armeen hatten mit einer Offensive gedroht, scheuten sich aber, diese anzutreten gegen einen etwa gleichstarken Feind in lange vorbereiteten starken Stellungen. In der russischen Armee konnte ein genügendes Vertrauen noch nicht wieder vorhanden sein, in der japanischen war der Personalstand durch die sehr großen Verluste in der Qualität verringert. [1])

Durch die Neugestaltung der Verhältnisse in der Mandschurei und auf Sachalin, mit Erhaltung der von russischen Gesellschaften erworbenen Besitzrechte sind so viel Reibungsflächen zwischen den beiden Mächten geschaffen, daß ein andauernder Friede wenig wahrscheinlich ist. Die russische Zeitung „Swjet“ spricht nur von einem Entreakt, und die „Nowoje Wremja“ sagt, die beiden auseinandermarschierenden Armeen können sich zurufen: „Auf Wiedersehen!“

Deutschland und die auswärtige Politik

Für die heutige Weltlage ist es bezeichnend, daß unsre Auseinandersetzung mit Frankreich in der marokkanischen Angelegenheit, die im Frühling d. J. nicht ohne ernste Momente war, zurzeit im deutschen Publikum kaum noch einigem Interesse begegnet. Es ist das nicht etwa Teilnahmlosigkeit oder Gleichgültigkeit gegenüber der internationalen Stellung Deutschlands und der Berechtigung der daraus sich ergebenden Ansprüche; diese Erscheinung beruht vielmehr einesteils auf der Ueberzeugung, daß die Leitung unsrer Politik die hier entstandenen Differenzen in Ordnung bringen werde, ohne daß man sich weiter darum aufzuregen brauche, zum andern Teile ist für die größeren Kreise die marokkanische Angelegenheit hinter den Frieden von Portsmouth weit zurückgetreten. Das Interesse an diesem Friedensschlusse hat durch das entscheidende Eingreifen des Präsidenten Roosevelt, durch die Geschicklichkeit Wittes, durch die Frage des „Was nun?“, zumal angesichts der Unzufriedenheit, mit welcher der Friedensschluß in Japan aufgenommen worden, durch das englisch-japanische Bündnis, kurzum durch die große Bedeutung, die Ostasien plötzlich in den internationalen Beziehungen der Nationen erlangt hat, auch in Deutschland die öffentliche Meinung gefangengenommen, bei den einen in der Erkenntnis, bei den andern in dem

[1]) Der Japaner neigt zum Heimweh. Der Aufenthalt in der häßlichen Mandschurei mit seiner antipathischen Bevölkerung mag den geistig regen japanischen Soldaten mit der Zeit bedrückt und die Sehnsucht nach seiner fröhlichen, blumenerfüllten Heimat verstärkt haben.

instinktiven Gefühl, daß das ostasiatische Hemd auch uns Deutschen näher liege als der marokkanische Rock. War ehedem der europäische Orient, die Balkanhalbinsel das Pivot, auf dem die Schwenkungen der europäischen Nationen sich vollzogen, so kann es fortan keinem Zweifel unterliegen, daß an die Stelle des europäischen Orients der asiatische, der „ferne Osten“ getreten ist, der tief in die Interessen aller großen Nationen einschneidet und der auf lange Zeit hinaus ihre gegenseitige Stellungnahme bestimmen wird. Der Ausspruch des Kaisers: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“ hat schneller, als dem Monarchen vielleicht selbst lieb sein mag, seine nur allzu ernste Bestätigung erfahren, lange bevor wir auch nur annähernd die Zeit gehabt haben, die maritimen Versäumnisse der Periode von 1880 bis 1890 wieder einzuholen.

Immerhin hat die marokkanische Angelegenheit mit den ernsten Momenten, die sie vorübergehend bot, für uns nach verschiedenen Richtungen hin manchen Vorteil gehabt. Sie hat der Leitung der deutschen Politik die erwünschte Gelegenheit geboten, das Netz, in das man uns einzuspinnen gedachte, mit festem Griff zu zerreißen und die deutschfeindlichen Bestrebungen in Europa vor die Wahl zu stellen, Krieg oder Frieden zu haben. Daß sie dem Kriege auswichen und es vorzogen, mit uns in Frieden zu leben, kann uns Deutschen allen nur um so mehr zur Genugtuung gereichen, als wir selbst gegen keinen unsrer Nachbarn kriegerische oder auch nur unfriedfertige, unfreundliche Absichten hegen, so lange, als wir von der vollen Gegenseitigkeit überzeugt sein dürfen. Wir bleiben damit in der Linie des politischen Verhaltens, die uns seit vierunddreißig Jahren trotz mancher Verfinsterung des Horizonts die Sicherung des Friedens ermöglicht hat. Deutschland wird niemand bedrohen, solange es selbst unbedroht bleibt; jede Nation, die mit uns in ehrlicher Freundschaft leben will, wird uns dazu bereit finden. Gelegentlich der Pariser Nachrichten über die dortigen Straßendemonstrationen gegen König Alfonso von Spanien im September 1883 äußerte Kaiser Wilhelm I. bei Entgegennahme der Meldung des damaligen Stabschefs des XV. Armeekorps in Baden-Baden: „Die Franzosen scheinen die Lektion von 1870 schon wieder vergessen zu haben; wenn man mich herausfordert — ich bin bereit.“ So damals der fünfundachtzigjährige Monarch. Jetzt hat Kaiser Wilhelm II. nach einer Rede des kommandierenden Generals des XVIII. Armeekorps, aus der ein kriegerischer Trompetenton erklang, Gelegenheit genommen, von neuem seine Friedensliebe zu betonen und darauf hinzuweisen, daß er in der Erhaltung des Friedens seine Hauptaufgabe als Regent erblickt habe. Hierzu stand es aber durchaus nicht im Widerspruch, wenn er in Koblenz dem VIII. Armeekorps zurief, er vertraue, daß dieses Grenzkorps die Wacht am Rhein gut halten werde, und wenn er beim Festmahl der Rheinprovinz dem deutschen Volk die Aufgabe stellte, zur Förderung seines friedlichen Schaffens „nach innen geschlossen, nach außen entschlossen“ zu sein.

Die marokkanische Angelegenheit hat somit für uns den Wert eines klärenden Ereignisses gehabt, und für die Leitung unsrer Politik wird es ein dauerndes Verdienst bleiben, daß sie guten Ausguck gehalten und lange zu warten, dann

aber mit Entschlossenheit und Umsicht zuzugreifen verstanden hat. Wenn es in Europa Leute geben sollte — und es sind dafür alle Anzeichen vorhanden —, welche die Theorie des Fürsten Felix Schwarzenberg: „avilir la Prusse, puis la démolir“ auf das heutige Deutschland anwenden zu können glauben, so wird der Verlauf unsrer Auseinandersetzung mit Frankreich ihnen wohl den Beweis erbracht haben, daß die Voraussetzung jener Politik: „das mutige Zurückweichen des Starken“, nicht mehr gegeben ist. Wäre Herr Delcassé Minister geblieben und das von ihm erstrebte französisch-englische Bündnis zustande gekommen, so würde auch die „seit dem Frühjahr geplante“ Uebungsfahrt der englischen Kanalflotte in die Ostsee ein wesentlich andres Gepräge erhalten haben. Jetzt ist die Verständigung mit Frankreich in der Marokkofrage erzielt. Die Unruhen in der nächsten Umgebung von Tanger haben den Wunsch der Franzosen, die Konferenz nicht in Tanger abzuhalten, für Deutschland erfüllbar gemacht. Deutschland hat die spanische Hafenstadt Algesiras vorgeschlagen, es ist damit den Wünschen Frankreichs und Spaniens zugleich entgegengekommen. Algesiras hat zwei gute Gasthöfe, Tanger ist von dort aus mittels eines guten Dampfers in zweieinhalb Stunden erreichbar, so daß bei der Abneigung der Marokkaner, aus dem Auslande zu telegraphieren, der telegraphische Verkehr mit Fes von Tanger aus festgehalten werden kann. Neben der erreichten Klärung der allgemeinen politischen Lage in Europa besteht der Erfolg Deutschlands darin, daß es die Madrider Konvention von 1880 wieder zu Ehren gebracht hat und auf dieser Grundlage an die Stelle einer einseitigen Suprematie Frankreichs eine internationale Regelung und Ueberwachung der Entwicklung Marokkos gesetzt hat. Es ist nicht anzunehmen, daß die Konferenz, die auf der Grundlage dieser Abmachung zusammentritt, sie verwerfen oder sonst resultatlos bleiben wird. Sollte es dennoch geschehen, so bietet die Konvention von 1880 sowie unser eigner Vertrag mit Marokko eine für Deutschland hinreichend starke Stellung, um unsre Rechte und die der Staaten, die sich uns anschließen, zu wahren. Kommt dagegen auf dieser Basis ein befriedigendes Ergebnis zustande, so bleiben wir in der Lage, einer französischen Regierung, die gute Beziehungen zu Deutschland pflegen will, unserseits manchen Dienst zu leisten.

Französische Blätter haben es jüngst für nützlich gehalten, in die Lobeshymnen auf den Präsidenten Roosevelt auch eine Huldigung dafür einzuflechten, daß das Oberhaupt der amerikanischen Republik seine schützenden Hände über Frankreich gebreitet und dadurch Deutschland von einem beabsichtigten Kriege abgehalten habe. In dieser Huldigung an den hervorragend begabten amerikanischen Staatsmann ist ein auffallend großes Stück Selbstverleugnung enthalten. Präsident Roosevelt hat allerdings dazu beigetragen, den etwas verfahrenen Karren der französischen Politik wieder in ein richtigeres Gleis zu bringen, aber nicht, indem er seine schützenden Hände über Frankreich breitete — es ist eigentümlich, daß die Franzosen bald des russischen, bald des englischen, bald des amerikanischen Schutzes, jedenfalls immer eines Schutzes bedürfen —, sondern indem er den Botschaftern von Frankreich und England in Washington sehr

bestimmt zu verstehen gab, er erwarte, daß beide Mächte die Konferenz akzeptieren und den Konferenzgedanken nicht zum Scheitern bringen würden. Präsident Roosevelt hatte so wenig nötig, Deutschland vom Kriege abzuhalten, wie im Jahre 1885 Alexander II., obwohl unsre westlichen Nachbarn diesen russischen Kaiser bis auf den heutigen Tag als ihren Retter vor Bismarckscher Vergewaltigung preisen, eine Annahme, für welche sie sich auf den Fürsten Gortschakow berufen dürfen. Wenn jetzt die Franzosen sich in der Rolle gefallen, vom Präsidenten Roosevelt vor Deutschland gerettet worden zu sein — uns mag's recht bleiben und Roosevelt wird darüber lachen, sein Respekt vor Frankreich wird dadurch schwerlich größer werden. Diesmal ist den Franzosen die Eingebung vielleicht von London gekommen, wie denn überhaupt das internationale Zusammenarbeiten der Presse beider Länder, und nicht nur der Presse allein, in seiner geschlossenen Front gegen Deutschland fortdauernd erkennbar ist. Beide, Engländer wie Franzosen sind unermüdlich darin, Deutschland und den Kaiser persönlich als Friedensstörer hinzustellen. Dem Kaiser Nikolaus hat Kaiser Wilhelm den Frieden widerraten, der Deutsche Kaiser ist ferner schuld an der Unnachgiebigkeit des Königs Oskar gegen die Norweger und des Kaisers Franz Joseph gegen die Ungarn, von den angeblichen Absichten, preußische Prinzen nach Christiania und Pest zu verpflanzen, ganz zu geschweigen. In diesem Verleumdungsfeldzug liegt unstreitig Methode oder — Furcht, vielleicht beides. Um der Anerkennung willen, die in der Furcht liegt, mögen wir die Methode verzeihen. An der Stelle freilich, auf die es den Verbreitern dieser Insinuationen und ihren Auftraggebern am meisten ankommt, beim Präsidenten Roosevelt, verfangen sie nicht. Im Gegenteil ist die ersichtliche Dürftigkeit der deutschfeindlichen Politik nichts weniger als dazu angetan, ihm Achtung einzuflößen, der Unkrautsame, der zwischen uns und Amerika mit unermüdlich geschäftigen Händen ausgestreut wird, hat dort keinerlei Aussicht, auf fruchtbaren Boden zu fallen.

Was Rußland anbelangt, so hat Herr von Witte sowohl an Bord des deutschen Schiffes, das ihn nach Europa herübertrug, als auch in Paris selbst sich mit hinreichender Deutlichkeit über das freundnachbarliche Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland ausgesprochen. Was er über Deutschland sagte, mag als eine vorsichtig abgetönte Wiedergabe der Petersburger Auffassungen anzusehen sein. Der russische Staatsmann mußte sich darin um so größere Beschränkung auferlegen, als der Depeschenwechsel zwischen den beiden Kaisern gelegentlich des Friedensschlusses der einzige ist, der bisher unveröffentlicht geblieben und es wohl auch bleiben wird. Unser Sozialdemokratenblatt „Vorwärts" wußte recht wohl, weshalb es die Dankdepesche des Präsidenten Roosevelt an Kaiser Wilhelm seinen Lesern unterschlug, und die Aktion der Partei wegen des in Warschau gehenkten vierfachen Mörders Kasprzak hat weiter keinen Zweck, als durch Brandreden Unfrieden zwischen Deutschland und Rußland zu stiften, was freilich vergebliche Mühe sein wird. Mit einer solchen Persönlichkeit unter den in Warschau obwaltenden Verhältnissen kurzen Prozeß zu machen, liegt in der Selbsterhaltungspflicht jeder Nation: die Franzosen und die sehr kurz entschlossenen

Amerikaner würden noch viel bündiger verfahren sein. Republikanische Staatsorganismen machen in solchen Fällen viel weniger Federlesens wie monarchische, in denen das Verantwortlichkeitsgefühl und die Furcht vor Mißbilligung oder Tadel viel größer ist. Auch würde weder die französische noch die amerikanische Republik sich hinterher auf weitläufige diplomatische Erörterungen eingelassen haben. Wer als Unruhestifter in ein fremdes Land geht und dort zur Waffe greift, hat keinen Anspruch auf Nachsicht, auch nicht auf die Fürsprache der eignen Heimat. Die französische Republik würde fremdländische Kommunards im Mai 1871 um kein Haar anders behandelt haben, sie würde es auch heute nicht tun. Wer in einem fremden Lande Aufruhr und Mord begeht, hat das Recht verwirkt, sich auf die Gesetze zu berufen, zu deren Umsturz er jedes Verbrechen für gerechtfertigt hält.

Die hier und da in Deutschland bestandene Hoffnung, daß die Ostseefahrt der englischen Kanalflotte und die ihr dort widerfahrene freundliche Aufnahme die britische Presse zu einer bußfertigen Einkehr bewegen werde, hat sich bis jetzt noch nicht bewahrheitet. Die hin und wieder erscheinenden freundlichen Kundgebungen, meist von in Deutschland lebenden Korrespondenten herrührend, sind nur vereinzelte Schwalben, die doch keinen Sommer machen. Aber in Deutschland hat man allmählich gelernt, sich mit den Eingebungen des Neides und der Konkurrenz in der englischen Presse abzufinden und sie nicht mehr höher zu bewerten, als sie es wirklich verdienen, auch wenn sie als der symbolische Ausdruck der englischen Politik angesehen werden müssen. Diese Haltung der englischen Presse wird andauern, bis eines Tages ein Kabinett an das Ruder kommt, das die Mission Englands nicht mehr im Gegensatz zu Deutschland auffaßt. Nutzen wir inzwischen die Zeit und versäumen wir keinen Tag und keine Stunde, unsre Flotte zu dem zu machen, was sie sein **muß**. Das heutige Geschlecht würde vor der Zukunft und vor der Geschichte eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden, wollte es nicht alles freudig einsetzen, um die Verteidigung unsrer Ehre und Unabhängigkeit auch zur See sicherzustellen. Die Bewohner von Swinemünde, auf denen die bekanntlich unerwartet frühe Ankunft der englischen Flotte als ein unheimlicher Druck lastete, empfinden noch heute das plötzliche Erscheinen der deutschen Schlachtflotte als eine erlösende und befreiende Tat und sind dem Kaiser von Herzen dankbar für seine wohldurchdachte Anordnung, daß die englische Flotte sich an der deutschen Küste einer deutschen Flotte — zu freundlicher Begrüßung gegenübersah. Es war ein höflicher, aber kräftiger Händedruck, den wir auf der Schwelle unsers Hauses mit den Vettern tauschten, und England wird ihn verstanden haben. Wir haben dieses englische Absuchen der Ostsee, gleichsam hinter der Front der deutschen Flotte, mit freundlicher, ja freundschaftlicher Höflichkeit aufgenommen und in Erwiderung der Aufnahme, die unsrer Flotte in verschiedenen englischen Häfen zuteil geworden, den englischen Offizieren die Unbehaglichkeit der Rolle erleichtert, in der sie sich befanden. Die französisch-englischen Flottenbegegnungen und angeblichen Verbrüderungen waren ein Zusammentreffen zweier Leute, die von-

einander etwas wollen; in Swinemünde, Danzig und Flensburg begegneten wir gastfrei einem Nachbar, von dem wir weiter nichts begehren als Achtung. Für die beiderseitigen Marinen, die fast täglich an irgendeinem Punkte der Erde miteinander in Berührung treten, bleibt damit der freundschaftliche Verkehr gewährleistet.

Inzwischen hat der schwedisch-norwegische Streit den großen Mächten Gelegenheit zu einem einmütigen Verhalten geboten. Deutschland, Rußland, England und Frankreich haben in gleichem Maße beiden Teilen zur Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit geraten und zu dem nunmehr erreichten Ausgleich redlich mitgewirkt. Deutschland dürfte dabei den Norwegern die Entschließung durch leisen Hinweis auf die militärische Inferiorität, in der sie sich Schweden gegenüber befinden, nicht unwesentlich erleichtert haben. Ein weiterer Einfluß, namentlich auf die Königsfrage, ist von deutscher Seite um so weniger versucht worden, als König Oskar, durch das Verhalten der Norweger persönlich tief verletzt, keine Neigung bezeigt, auf ihre Königswünsche einzugehen. Schweden hätte freilich allen Grund, die Berufung eines schwedischen Prinzen auf den norwegischen Königsthron jeder andern Kombination vorzuziehen.

Das englisch-japanische Bündnis, das neben dem russisch-japanischen Friedensvertrage und dem japanischerseits angestrebten Handelsvertrage mit Amerika die Grundlagen der weiteren Entwicklung Japans für das nächste Jahrzehnt bilden soll, wird aller Voraussicht nach einen lediglich defensiven Charakter haben. Rußland wird auf eine längere Reihe von Jahren an einen neuen Krieg nicht denken, und England hat ganz und gar keinen Grund, ihn heraufzubeschwören. Es wird im Gegenteil mit dem jetzigen Ausgange, der Japan immerhin der Mittel für eine schnelle Ergänzung und Erweiterung seiner Rüstung beraubt und diese damit nicht unwesentlich erschwert, recht zufrieden sein. Ebenso hat Amerika ganz in seinem Interesse gehandelt, wenn es seinen vollen Einfluß aufbot, die Japaner zum Friedensschluß auch ohne die russischen Milliarden zu bewegen. Für den Ausbau der amerikanischen Flotte ist das nicht ohne Bedeutung. England aber war aus Rücksicht auf Indien gezwungen, das Bündnis mit Japan zu schließen, weil die Siege der Japaner schon jetzt auf die Stimmung in Indien nicht ohne Einfluß geblieben sind und die von ihnen angestrebte Hegemonie in Ostasien auf die gesamte gelbe Rasse mit großer Anziehungskraft einwirkt, zumal aber auf die Indier, welche die Herrschaft der Weißen nur ungern tragen und deren Selbständigkeitsgefühl durch die japanischen Erfolge nicht wenig gewachsen zu sein scheint. England konnte somit einer weiteren unbequemen japanischen Einwirkung auf Indien nur dadurch vorbeugen, daß es Japan zu seinem Verbündeten machte. Die defensive Natur dieses Bündnisses erscheint ferner durch das Verhältnis Englands zu Frankreich bedingt. Frankreich hat Unterschlupf bei England gesucht, sowohl um Deutschlands willen, als auch um bei dem Verbündeten Japans Sicherheit gegen japanische Angriffe auf den indochinesischen Besitz der Republik zu finden. Damit ist zunächst die Erhaltung des Status quo des ostasiatischen Besitzstandes verbürgt, soweit Veränderungen

nicht etwa von China ausgehen oder durch die inneren Verhältnisse Chinas herbeigeführt werden. In bezug auf China ist eine Verständigung zwischen England und Japan selbstverständlich. Beide werden gemeinsam jeder weiteren territorialen Ausbreitung fremder Mächte entgegen sein, aber auch jeder in seinem Interesse, und Japan auch mit Rücksicht auf Amerika, für das Prinzip der offenen Tür eintreten. Denn Japan wird ebenso den europäischen wie den amerikanischen Geldmarkt aufsuchen, um in dieser Hinsicht von keiner Macht abhängig zu werden, um so mehr aber wird es den fremden Mächten die offene Tür zu erhalten haben, durch die hindurch Amerika mit seinen gewaltigen Kapitalkräften bereits seinen Einzug in China hält. Bei dem Riesenkonkurrenzkampf, der sich infolgedessen entwickeln wird, hat Japan ohnehin durch seine niedrigen Frachten und vorläufig noch minimalen Arbeitslöhne bei weitem die Priorität. Ostasien und der Stille Ozean werden somit in schnell steigendem Umfange der Schauplatz friedlichen Völkerringens, weiterer großer wirtschaftlicher und politischer Entwicklungen, vielleicht auch der Schauplatz künftiger großer Kämpfe werden.

Die Weltgeschichte hat einen gewaltigen Kreislauf vollendet, er beginnt im Osten von neuem anzuheben. Deutschland hat fast noch im letzten Augenblick seinen „Platz an der Sonne“ gewonnen und damit den Stützpunkt für seine Beteiligung an diesem großen Völkerringen. Es war ein Schritt großer Voraussicht, der uns nach Kiautschou führte zu einer Zeit, als der diese weiten Zukunftsperspektiven deckende Schleier erst noch für wenige gelüftet war. Wer ihn mit scharfem Blick durchdrang — war der Kaiser, der ebenso mit klarem Abwägen aller Verhältnisse dieses neue Kolonialgebiet der Marine zuwies, denn Kiautschou hatte eine wesentlich andre Bedeutung und Bestimmung als die afrikanischen und Südsee-Erwerbungen. Hier nur Wilden gegenüber, traten wir dort in die Mitte der ältesten und volkreichsten Kulturnation der Erde, in die Nähe des aufstrebenden Japan und in die Nachbarschaft des gefestigten Besitzes und der gegenseitigen Beargwöhnung dreier europäischer Großmächte. An dieser Stelle kam es auf wesentlich andre Interessen und Entwicklungen an als in andern Weltteilen, vom ersten Tage an war das Ansehen der deutschen Flagge damit verflochten. Darum muß Deutschland in Ostasien stark sein, aber zugleich auf den heimatlichen Meeren keine Entscheidung zu scheuen haben. Daneben freilich dürfen wir weder unsre Ostgrenze noch unsre Westgrenze, nicht die innere Geschlossenheit unsers Staatswesens vernachlässigen. Sollte der Verlauf der marokkanischen Angelegenheit die Zahl der Franzosen mehren, die zu der Einsicht kommen, daß Frankreich größere und für seine Zukunft wichtigere Dinge zu tun hat, als — zum nicht geringen Teil im *fremden* Interesse — Deutschland an den Vogesen die Zähne zu zeigen, dann um so besser! Durch die Wiedernahme von Metz würde Frankreich für seine Weltinteressen sehr wenig gewinnen, im Gegenteil durch die Vorbereitung auf immer neue Kämpfe mit Deutschland in den andern Weltteilen lahmgelegt werden. Wollen unsre Nachbarn nicht endlich einsehen, daß sie *allen möglichen Interessen* damit dienen und sich für diese mißbrauchen lassen, *nur nicht ihren eignen*?

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!"

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Fortsetzung)

II. Notwendige Maßnahmen zum Schutze von Deutschlands Seeinteressen und Festigung seiner Seegeltung.

Keinem Fachmann, der über die Aufgaben und Ziele einer deutschen Marine nachgedacht hat, konnte es zweifelhaft sein, daß, wenn diese mehr als ein Instrument für die bloße Küstenverteidigung sein sollte, sie der gesicherten militärischen Stützpunkte im Auslande nicht entraten konnte. Diese zu schaffen, bedurfte die Marineleitung der Mitwirkung andrer Ministerialinstanzen, in erster Reihe des Auswärtigen Amtes. Wie die preußischen Ministerien in früheren Zeiten für die Marine wenig Sinn und Verständnis zeigten und namentlich nicht geneigt waren, dem Lande große finanzielle Opfer für diese neue Institution zuzumuten, so fanden auch die mehrfachen, auf Erwerbung von Flottenstationen gerichteten Bestrebungen der obersten Marinebehörden so gut wie keine Unterstützung. Es erklärt sich dies wenigstens zum Teil daraus, daß Preußen und später Deutschland seine ganze Kraft einzusetzen hatte, um seine Stellung als kontinentale Großmacht sich zu erkämpfen und zu bewahren. Wenn auch der Marineleitung der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß sie nicht nachhaltiger und energischer diese Lebensfrage für die Aktionsfähigkeit der Flotte, nämlich die Sicherung von auswärtigen Flottenstationen, verfolgte, so dient zur Entschuldigung doch ihr im allgemeinen in allem nur gar zu geringer Einfluß und die Tatsache, daß verschiedene Anträge auf Erwerbung und von ihr befürwortete Anerbietungen der Abtretung geeigneter Punkte [1]) für den in Rede stehenden Zweck vom Auswärtigen Amte mit der Bemerkung abgelehnt wurden, daß der Erwerbung aus politischen Rücksichten nicht nähergetreten werden könne. Wenn die Marine durch-

---

[1]) Von solchen Plätzen seien erwähnt: die damals unbewohnte westindische Insel Culebra, deren sehr guter Hafen vom Verfasser untersucht und zum Erwerb vorgeschlagen wurde, der damals besondere politische Schwierigkeiten wohl nicht verursacht hätte; die westindisch-holländische Insel Curaçao; der Hafen von Limon in Zentralamerika; der Soloo-archipel; die Pescadores; Formosa und andre chinesische Häfen; die Fidschi-Inseln; die Insel Sansibar und so weiter.

In bezug auf Benutzung des Hafens Vavao der Tongainseln als deutsche Kohlenstation, auf dessen Wert der Verfasser nach erfolgter Untersuchung die Aufmerksamkeit lenkte, wurde ein Vertrag abgeschlossen. Leider haben wir dieses wichtige Anrecht durch Verzicht auf die Tongainseln zugunsten Englands nicht nur verloren, sondern an dieses auch noch strategisch wichtig gelegene, mit guten Häfen versehene Salomonsinseln abgetreten, während das dafür erworbene Samoa keinen brauchbaren, zu befestigenden Hafen besitzt und in einem Kriege mit einer überlegenen Seemacht uns alsbald verloren gehen wird.

aus solcher Stationen bedürfe, so könne allenfalls einer Pachtung von Land ohne Erwerbung der Souveränität zur Anlage einer Kohlenstation nähergetreten werden. Damit würde der Sache aber doch nur in sehr eingeschränktem Maße gedient gewesen sein, denn solche Stationen wären weniger für Friedenszeit als für Kriegszeit notwendig, und sie wären nach dem Neutralitätsgebrauch unbenutzbar gewesen, wenn sie nicht unter deutscher Landeshoheit standen. Auch würde eine ausreichende Befestigung vonnöten gewesen sein, damit sie im Kriege nicht sogleich in Feindeshand fielen. Die Pachtung von Kiautschou kann als Einwand hiergegen nicht angeführt werden, da dieses Pachtverhältnis doch nur als ein nominelles anzusehen ist.

Wie ganz anders haben sich in dieser Beziehung andre Nationen vorgesehen, namentlich England und Frankreich? Es gibt auf der Erde kaum einen strategisch wichtigen Punkt, der nicht von ihnen erworben und in eine befestigte Flottenstation umgewandelt wäre. Andre wichtige Plätze, die nicht zu diesem Zweck verwendet werden, weil das Bedürfnis dieser Mächte für Flottenstationen gedeckt ist, wurden weiten Blicks nur deshalb in Besitz genommen, damit sie keiner andern Nation in die Hände fielen.

Der gegenwärtige Krieg zwischen Rußland und Japan liefert nun die denkbar klarste Illustration von der Ohnmacht einer Flotte im Auslande ohne eigne befestigte Kohlen- und Reparaturstationen. Das in der Ausfahrt nach Ostasien begriffene russische Geschwader[1]) sieht sich genötigt, eine ganze Flotte Kohlendampfer mitzuführen, um aktionsfähig zu sein. Und wenn überhaupt, so würde die Flotte vielleicht für ein Gefecht aktionsfähig werden. Der Bezug weiterer Kohlen in dieser Weise wird schon daran scheitern, daß die verschiedenen Nationen ihren Handelsschiffen die Zuführung von Kohlen nicht mehr gestatten, weil sie darin eine Verletzung der Neutralität sehen. Auch ist das Kohlennehmen auf See nur unter selten eintretenden günstigen Umständen möglich. Hier handelte es sich aber überhaupt nur um eine Flotte, die von Hause aus nur die eine Aufgabe hatte, Port Arthur zu entsetzen, und der dann eigne Häfen (Port Arthur und Wladiwostok) zur Verfügung standen.

Für unsre auf auswärtigen Stationen befindlichen Kreuzer fällt der Rückhalt durch Kohlendampfer so gut wie ganz fort; sie werden also im Kriege in kürzester Zeit aktionsunfähig sein, soweit sie ihren Stützpunkt nicht etwa in Kiautschou haben.

Daß dieser Hafen erworben worden ist, darf als eine der verdienstvollsten Taten der gegenwärtigen Marineleitung und des Auswärtigen Amtes angesehen werden. Solange es gelingt, ihn im Kriege uns zu erhalten, haben wir wenigstens einen Punkt des außerdeutschen Auslandes, wo wir im Kampfe gegen einen seemächtigeren Gegner nicht von vornherein verloren sind. Auf eine uneinnehmbare Befestigung dieses Hafens — und möge sie viele Millionen kosten — ist daher der allergrößte Wert zu legen.

---

[1]) Dieser Aufsatz ist bereits im Februar und März dieses Jahres geschrieben, wo die russische Flotte noch auf der Ausreise aus der Ostsee begriffen war.

Selbstverständlich haben wir nach wie vor unsre ganze Aufmerksamkeit darauf zu richten, noch in andern wichtigen Meeresteilen Kohlen- und Reparaturstationen zu erwerben, und einer geschickten Diplomatie könnte es wohl gelingen, durch entsprechende Verträge mit andern in Besitz von Küsten oder von Kolonien befindlichen Nationen solche uns zu sichern, etwa gegen Uebernahme einer Schutzgarantie ihres Landes oder Besitzes.

Klar ist indes, daß wir — wie die Verhältnisse gegenwärtig einmal liegen — unserm großen Seehandel einen ausreichenden Schutz im Kriege gegen einen großen Seestaat nicht zu gewähren vermögen. Er verfällt einem uns zur See überlegenen Feind ohne Rettung, selbst wenn es uns gelänge, die heimischen Gewässer insoweit zu halten, daß keine effektive Blockade zustande käme.

Unser Außenhandel repräsentiert aber einen enormen Wert, und Deutschland müßte ohne ihn in kürzester Zeit gänzlich verarmen. Wir haben weiter vorn die hohen Wertzahlen unsers Ein- und Ausfuhrhandels für die Jahre 1894 bis 1898 gegeben. Seitdem hat fortgesetzte Steigerung, und zwar durchschnittlich um zirka 400 Millionen Einfuhrwert und 250 Millionen Ausfuhrwert pro Jahr, stattgefunden, wovon der bei weitem größte Teil auf den eigentlichen Seehandel fällt. Man bedenke diese riesigen Anwachsziffern — Verhältniszahlen, die kein andres Land (selbst Großbritannien nicht, das uns an absoluten Werten natürlich noch sehr überlegen ist) aufzuweisen hat. Abgesehen von England, hat daher auch kein andrer Staat ein so weitgehendes Interesse daran, daß der Seehandel nicht gestört werde. Großbritannien besitzt in dem Schutz, den seine mächtige Marine seinen Handelsschiffen zu gewähren vermag, und im Hinblick auf die zurzeit meist anerkannten internationalen Seerechtsverhältnisse (Abschaffung der Kaperei durch Kaperschiffe) so gut wie positiven Schutz gegen jegliche Störung. Ganz anders steht es mit Deutschland, denn unsre Flotte, selbst die der Zukunft, wie sie planmäßig im Jahre 1916 vorhanden sein soll, wird im allergünstigsten Falle unsre deutschen Küsten von der Blockade frei halten können. Die Herrschaft über das hohe Meer, über die Zugänge zur Nordsee sind wir vorläufig nicht imstande auszuüben, und solange das nicht der Fall ist, verschwindet unser Seehandel im Kriege gegen einen überlegenen Seegegner von der Bildfläche: Deutschland ist in kürzester Zeit infolge Mangels an Erwerbsgelegenheit für die Hälfte seiner Bevölkerung (Industrie und Handel) einfach ruiniert.[1])

Und was ist der Grund für diese für uns geradezu fürchterliche Aussicht? Der Grund ist, daß im Kriege nach internationalem, zum Teil auf Verträgen beruhendem, zum Teil nur als Gewohnheitsrecht anzusehendem Herkommen dem Privateigentum zur See nicht der gleiche Schutz zukommt wie dem Privateigentum auf dem Lande?[2])

---

[1]) Ein gewiß einwandsfreier Zeuge, ein Franzose, der Professor der Kolonialgeographie an der Sorbonne sagt in seinem Buch „Koloniale Systeme": „Das Deutschland von heute muß entweder über See verkaufen oder untergehen."

[2]) E. Fitger sagt in seiner Schrift „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf

Es wird dies einer näheren Erläuterung bedürfen. Die Materie ist der Hauptsache nach geregelt durch die Pariser Seedeklaration vom 16. April 1856. Bis zum Inkrafttreten dieser Deklaration, der die Regierungen der Kulturstaaten bis auf Spanien und die Vereinigten Staaten beitraten, galt als Seerecht, daß feindliches schwimmendes Privateigentum der Wegnahme seitens der Kriegführenden unterworfen sei und daß die Fortnahme nicht nur von Kriegsschiffen, sondern auch von Kauffahrern, die zu dem Behufe von der Regierung des kriegführenden Landes mit Kaperbriefen versehen wurden, ausgeübt werden durfte Durch die Deklaration ist ohne Frage ein gewichtiger kultureller Schritt (wenn auch kein voller) vorwärts getan worden, indem als künftiges Seerecht bestimmt und anerkannt wurde:

1. Die neutrale Flagge deckt feindliches Gut mit Ausnahme der Kriegskonterbande;
2. neutrales Gut unter feindlicher Flagge darf mit Ausnahme der Kriegskonterbande nicht mit Beschlag belegt werden;
3. die Kaperei ist abgeschafft.

Es wurde ferner bestimmt, daß Blockaden feindlicher Küsten, um rechtsverbindlich zu sein, *wirksam* sein, das heißt durch eine Streitmacht ausgeübt werden müßten, die hinreicht, um den Zugang zur Küste des Feindes auch *tatsächlich* zu verhindern.

Hierzu ist nun zunächst zu bemerken: „Konterbande“ ist ein ganz vager Begriff, da jeder Kriegführende die dazu gehörenden Artikel für den besonderen Fall ganz willkürlich, ausschließlich nach seinem jeweiligen Vorteil festsetzt. So zum Beispiel hat Frankreich seinerzeit (französisch-chinesischer Krieg 1885) Reis als Kriegskonterbande erklärt. England protestierte[1]) hiergegen, weil Reis ein allgemeines Lebensmittel sei. Trotzdem nahm sich dieses letztere Land heraus, im Burenkriege Mehl, was doch sicherlich ein allgemeines Lebensmittel ist, auf deutschen Dampfern als Kriegskonterbande mit Beschlag zu belegen. Erst

---

das Völkerrecht“: „In England ist die Admiralität immer ohne Schwanken auf dem Standpunkt extremsten Kriegsrechts geblieben. Daher herrscht denn nun im *Seekriege* ein barbarisches Beuterecht weiter, dessen sich jede gesittete Nation im *Landkriege* schämen würde.“

Der als Autorität auf diesem Gebiete geltende amerikanische Kapitän Mahan spricht sich in einem Schreiben vom November 1898 dahin aus, daß zwar zur Zeit des Zustandekommens der Pariser Deklaration von 1856 die Vereinigten Staaten richtig handelten, wenn sie Unverletzlichkeit des Seehandels bei der Seekriegsführung durchzusetzen suchten, da sie damals viel Seehandel, aber nur eine kleine Kriegsmarine besaßen, *jetzt* läge es aber im Interesse Amerikas, über dem Haupte eines möglichen Feindes die Aussicht auf ernste Benachteiligung durch Vernichtung seines Seehandels zu halten. Das Bestreben müsse sein. Krieg zu vermeiden. Kommt er aber trotzdem und der Handel ist immun, so würde das Resultat nur sein, daß Menschen vernichtet oder verwundet werden, anstatt des humaneren und weiseren Vorgehens, die Hilfsquellen des Feindes zu erschöpfen und so Frieden zu erzwingen.

[1]) In geradezu unbegreiflicher Kurzsichtigkeit hat sich damals Deutschland offiziell (Admiralitätsrat Perels) auf die Seite Frankreichs gestellt.

Proteste Deutschlands und Amerikas, welch letzteres einen großen Mehlexport betreibt, veranlaßten die Freigabe des Artikels.

Rußland und Japan erklärten für den jetzigen Krieg alle möglichen Gegenstände als Kriegskonterbande (absolute oder relative), darunter Lebensmittel, Getränke, Futterartikel, Kohlen, ja sogar Baumwolle: diese, weil sie zur Herstellung von Schießbaumwolle gebraucht werden kann.

Wenn man nun bedenkt, daß keine bindende Vorschrift es hindert, Kriegskonterbande nicht etwa nur im Bereich oder in größerer Nähe des eigentlichen Kriegsschauplatzes, sondern irgendwo im weiten Ozean zu konfiszieren,[1]) so wird man zugeben, daß dies der Vernunft und jeder Kultur ins Gesicht schlagende, geradezu heillose Zustände sind. Ebenso schlimm ist es, daß Kriegführende sich das Recht anmaßen, Postdampfer, Tausende von Meilen vom Kriegsschauplatze entfernt, anzuhalten, um die Postsachen zu untersuchen und die für das feindliche Land bestimmten mit Beschlag zu belegen, wie der russische Kreuzer „Smolensk" es im Juli 1904 im Roten Meere mit dem deutschen Postdampfer „Prinz Heinrich" machte, dem 31 Postsäcke Briefpost und 24 Säcke und Kisten Paketpost konfisziert wurden.

Die Beförderung von Seepost und Passagieren über alle Ozeane hat sich durch deutsche Umsicht und Sorglichkeit zu einem für Deutschland ungemein wichtigen Gewerbe entwickelt, worin es selbst England übertrifft. Bei jedem Kriege mit einer überlegenen Seemacht fällt dieses der Vernichtung anheim. Wenn es nicht im französischen Kriege eintrat, so ist dies — wie schon früher bemerkt — dem glücklichen Umstand zu danken, daß ein großer Teil des feindlichen Landes im Fluge besetzt und damit für uns die Möglichkeit gewonnen war, für alle Schädigung auf See sofort Repressalien zu üben; auch scheint noble Gesinnung die französische Marine abgehalten zu haben, sich an Privateigentum in dem Maße zu vergreifen, wie sie dazu in der Lage gewesen wäre.

Diese Vernichtung der mächtigen, den Lebensnerv Deutschlands bildenden Seeinteressen, die Unterbindung unsers Seehandels und unsrer Exportindustrie, ist aber nicht alles, was uns in einem Kriege mit einer uns überlegenen Seenation droht. Wie sollen wir, wenn der Widerstand unsrer Flotte durch einen übermächtigen Gegner gebrochen ist, unsre Seestädte mit ihren Schiffen und Schätzen

---

[1]) Die Schiffe der russischen sogenannten „Freiwilligen-Flotte" haben ja kürzlich durch ihre Untersuchung und teilweise Beschlagnahme von neutralen Handelsdampfern im Atlantischen Ozean, Mittelmeer und Roten Meer die allgemeine Entrüstung erweckt, namentlich auch in England, was freilich am wenigsten Grund hatte, sich darüber zu beschweren. Denn England nahm sich im Burenkriege heraus, deutsche Postdampfer, Tausende von Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, zu untersuchen, Dampfer, die nach der portugiesischen Delagoabay bestimmt waren, also zwischen neutralen Häfen fuhren. Hätten sie zufällig von England als Kriegskonterbande erklärte Artikel an Bord gehabt, so wären diese als gute Prise erklärt worden, vielleicht sogar das Schiff und die übrige Ladung, denn es ist seerechtlich durchaus nicht festgelegt, ob Schiff und der nicht aus Konterbande bestehende Teil der Ladung vom Kriegführenden konfisziert werden darf, wenn ein andrer Teil der letzteren aus Konterbande besteht.

vor Ausbeutung, ja Zerstörung bewahren? Jeder Feind weiß, daß gerade sie die Quelle unsrer Wohlhabenheit, unsrer friedlichen Stärke sind. Und wir wissen, mit welch scheelen Augen vom Auslande diese unsre Errungenschaft angesehen wird. Bisher wurde die Zerstörung von Städten und Privateigentum als barbarisch und unerlaubt angesehen, aber es besteht kein bindendes Völkerrecht, das dies verhinderte. Verschiedene ausländische Stimmen neuerer Zeit machen sich geltend für Anwendung dieser Ungeheuerlichkeiten in einem künftigen Kriege gegen Deutschland. Wenn diese Aeußerungen auch nicht als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung der betreffenden Länder, noch viel weniger als im Sinne deren Regierungen liegend anzusehen sind, so mögen eine französische und zwei englische den Gegenstand behandelnde Betrachtungen doch hier, wenn auch möglichst gekürzt, angeführt werden, hauptsächlich, weil sie dazu dienen werden, auf schwache Punkte einmal in unsrer faktischen militärischen Lage, sodann auf die großen Unsicherheiten und Mängel des bestehenden Völkerrechts das unentbehrliche Licht zu werfen, denn eine wichtige Maxime auch für das Staatsleben ist es, vom Gegner zu lernen.

Gabriel Charmes spricht sich, den Lehren des französischen Admirals Aube folgend, dahin aus, daß im nächsten Kriege der Angriff auf die deutschen Küsten in der Weise durchzuführen sei, daß alles, was an feindlichem Eigentum erreichbar sei, schonungslos gebrandschatzt, verwüstet, geplündert werde. Er führt weiter aus, daß die politische Umgestaltung Europas im Verlauf der sechziger und der siebziger Jahre den Wettkampf der einzelnen Nationen auf dem Gebiete der Industrie und des überseeischen Handels notwendigerweise verschärfen mußte. Der Handelswettstreit werde noch erbitterter werden als der militärische. Eine tatkräftige, zielbewußte Politik müsse vor allem nach materiellen Vorteilen streben, der Quelle und dem Ursprung aller andern. „Da der Gesamtreichtum des Landes nichts ist als die Summe aller seiner Privatreichtümer, so liegt es auf der Hand, daß man im Kriege der Zukunft, um den Handel vom feindlichen Lande abzulenken und ihm diesen zu entreißen, mitleidslos jedes feindliche Privateigentum vernichten muß und danach streben wird, durch eine Reihe von Schädigungen, dem einzelnen zugefügt, den Gesamtwohlstand des Feindes zu untergraben und zu zerstören.“ Daraus zieht Charmes weiter den Schluß, daß trotz beredter Proteste von Philosophen und platonischen Erklärungen von Kongressen niemand daran denken dürfe, im Falle eines Krieges nicht die Kaperei in ausgedehntestem Maße zu betreiben. „Die Praxis, die man auf dem offenen Meere ausübt, wird man natürlich auch an der feindlichen Küste befolgen, indem man dort offene Häfen, unverteidigte Städte und unbefestigte Stapelplätze des Handels und der Industrie vergewaltigt. In dem Augenblicke, wo es nicht nur erlaubt, sondern geboten ist, das feindliche Privateigentum auf dem Meere zu vernichten, kann es nicht verboten sein, dieses am Lande zu verwüsten. Es ist ebensowenig Grund vorhanden, irgendeine Stadt des Feindes, besonders wenn es eine blühende, wohlhabende

Stadt ist, zu schonen, als ein solcher vorliegt, dessen Handelsflotte unangetastet zu lassen. Ob man die Produkte eines Landes in seinen Schiffen oder in seinen Magazinen und Werften anzündet, ist ganz dasselbe. Die zweite Handlung hat vor der ersten sogar den Vorzug, daß sie in materieller wie moralischer Beziehung noch viel einschneidender wirkt. Es ist zweifellos, daß man den Feind ebenso sicher zum Frieden zwingt, wenn man seine Handelshäfen verwüstet, als wenn man seine Kriegshäfen zerstört. Würde die Vernichtung von Marseille weniger schmerzhaft empfunden werden wie die von Toulon? Und um eine Handels- und Industriestadt durch ein Bombardement zu zerstören, ihren Reichtum zu vernichten, dazu bedarf es nur weniger, plötzlich während der Nacht auftauchender Schiffe. Ein Angriff auf Toulon, wenn man ohne die geringste Gefahr Nizza, Marseille, Cette von Grund aus verwüsten kann, würde eine ritterliche Torheit, eine militärische Dummheit sein. Der Angriff auf Küstenbefestigungen kann nur noch ein Andenken an die Vergangenheit sein. Wir wollen unsre Schiffe nur zum Bombardement offener Städte und Handelsplätze sowie sonstiger unbefestigter Ortschaften verwenden.“

Die englische Zeitschrift „Saturday Review“ führt aus, Bismarck habe Rußland gleich einer Flüssigkeit, die man nicht zusammenpressen, aber doch ableiten kann, von den Flanken Deutschlands abgehalten, indem er es durch die Balkanländer bis ans Meer lenkte, zu Ferry habe er dann aber gesagt: „Suchen Sie sich Entschädigung, gründen Sie Kolonien, nehmen Sie außerhalb Europas, was Sie wollen“ — und Frankreich bekam so Tunis, Tonkin und so weiter. Das Blatt fährt fort: Fürst Bismarck hat lange erkannt, was schließlich nun auch das englische Volk einzusehen beginnt, daß es in Europa zwei große unversöhnliche entgegengesetzte Kräfte gibt, zwei große Nationen, die die ganze Welt zu ihrer Domäne machen und von ihr Handelstribut einfordern möchten: England mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Ueberzeugung, daß es zugleich mit der Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkeln lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber mit vielleicht noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel der Erde, und so weiter. „Ueberall streitet der deutsche Handlungsreisende mit dem englischen Hausierer. Wo es gilt, ein Bergwerk auszubeuten oder eine Eisenbahn zu bauen, wo Eingeborene von der Brotfrucht zur Büchsenfleischnahrung, von der Enthaltsamkeit zum Handelsschnaps übergeleitet werden sollen, da suchen Engländer und Deutsche einander zuvorzukommen. Eine Million kleiner Nörgeleien schaffen den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling Krieg führen?“ und so weiter.

„Was Bismarck sich vorstellte und was auch wir bald einsehen werden, ist die Tatsache, daß nicht nur der greifbarste Interessenstreit zwischen England und Deutschland vorhanden ist, sondern daß auch England die einzige Großmacht ist, die Deutschland ohne großes Risiko und ohne Zweifel am Erfolge bekämpfen kann.“ — „Das Wachstum der deutschen Flotte trägt nur dazu bei, den Schlag, den es von England bekommt, noch schwerer zu machen. Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen oder als Prisen in die englischen Häfen weggeführt werden; Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den Kanonen von England liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn unser Werk getan wäre, könnten wir Bismarcks Worte an Ferry ändern und zu Frankreich und Rußland sagen: ‚Sucht euch Kompensationen, nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben.‘“

Der Artikel schließt mit den Worten: „Germaniam esse delendam!“ Ergänzt wird diese feindselige und hetzerische Auslassung durch eine Erwiderung der englischen Wochenschrift „Spectator“ auf einen den englischen Preßangriffen entgegentretenden, allerdings unnötig provozierenden Aufsatz der „Hamburger Nachrichten“.

Der „Spectator“ sagt: „Die ‚Hamburger Nachrichten‘ sagen uns, daß unsre Weltmacht bloßer Schein sei, und verlangen danach, wir möchten durch einen Krieg die Probe machen“ und so weiter. — „Was würde die Folge eines solchen Krieges sein? Zunächst würden die deutschen Kriegsschiffe im Stillen Ozean und an der afrikanischen Küste versenkt oder genommen werden.“ — „Ferner würde eine von Ostindien oder von Mauritius ausgeschickte Streitmacht Deutsch-Ostafrika genommen haben, eine andre, vom Kap ausgehende hätte Angra-Pequena und Damaraland besetzt, eine von England auslaufende Kamerun und eine von Australien endlich Deutsch-Neuguinea.“ — „Die deutschen Anglophoben scheinen gar nicht zu wissen, daß Deutschland eine sehr große Handelsflotte hat. Ueberall weht die deutsche Flagge. Mit der Kriegserklärung würde die ganze deutsche Handelsflotte uns auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein. Auf allen Weltmeeren würden unsre Kreuzer deutsche Schiffe aufbringen und wegnehmen.“ — „In der ersten Woche nach der Kriegserklärung schon würde Deutschland einen Verlust von vielen Millionen Pfund Sterling durch die Fortnahme seiner Handelsschiffe erleiden. Aber das ist noch nicht alles. In unsern Kolonien haben sich viele deutsche Handelshäuser niedergelassen, die gute Geschäfte machen. Die Probe, die wir nach dem Wunsche der ‚Hamburger Nachrichten‘ machen sollen, würde diese Handelshäuser vernichten. Dadurch verlöre Deutschland eine Stütze im Welthandel, die durch jahrelange mühsame Arbeit geschaffen wurde. Dann bedenke man ferner, wieviel Deutschland für vom Staate unterstützte Dampferlinien ausgegeben hat. Krieg mit England muß den völligen Zusammenbruch dieser stolzen Gesellschaften herbeiführen. Und dann berechne man, wie Deutschlands Handel vom Abschluß

aller seiner Häfen beeinflußt werden würde. Hamburg ist einer der größten Seehäfen der Erde; in welcher Lage würde dieser Platz sein, wenn tatsächlich kein Schiff ein- oder auslaufen könnte? Blockaden sind schwer streng durchzuführen, aber Hamburgs Lage erleichtert den Abschluß sehr. In der Tat würde die Blockade aller deutschen Häfen in Ost- und Nordsee nicht schwierig sein. Deutschlands Hafeneinfahrten sind ganz besonders leicht zu sperren.“ — „Der Verlust des deutschen Seehandels käme einer baren Geldbuße von mindestens hundert Millionen Pfund Sterling gleich.“ — „Dagegen würden **wir** so gut wie gar nichts verlieren.“ — „Der von unsern Kaufleuten so oft beklagte deutsche Wettbewerb auf neutralen Märkten würde vollständig verschwinden. Wir würden nichts mehr davon hören, daß Deutschland die chinesischen und japanischen Märkte beherrscht.“

„Die Aussicht, daß Deutschland ein paar hundert Millionen Pfund Geldstrafe zahlen müßte, seine Kolonien und sein politisches und merkantiles Ansehen verlöre, würde von den andern Mächten keineswegs als eine Gefahr angesehen werden, die vermieden werden müßte. Die meisten Mächte würden nicht wenig erfreut sein, wenn die anmaßendste Macht in Europa einige nützliche Demütigungen zu erleiden hätte. Gerade jetzt ist Deutschland alles andre als beliebt. Die Aussicht, daß es einen starken Stoß bekommen könnte, würde also den andern Völkern keineswegs unangenehm sein.“

Zur Befriedigung muß es gereichen, daß autoritativere Auslassungen, wie später angeführt, uns gestatten, anzunehmen, daß derartigen hetzenden Preßerzeugnissen, denen sich ja vereinzelte deutsche leider zur Seite stellen lassen, es nicht gelungen ist und gelingen wird, die Nationen, die aufeinander angewiesen sind, zu entfremden.

Der Deutsche ist friedliebend und gerecht, im Gefühl von Billigkeit und Gerechtigkeit überragt er sicherlich alle andern Völker. Trotzdem würde vielerseits die schlimmste Niederlage uns gegönnt werden — nur weil der Deutsche als friedlicher unermüdlicher Konkurrent gefürchtet wird. Die friedfertige auswärtige Politik, die unser Kaiser uns als Richtschnur gesteckt hat, entspricht daher nicht nur der friedlichen und humanen Gesinnung des deutschen Volkes, sondern sie ist weise. Unsre Politik im Burenkriege ist fast allseitig verurteilt worden, vom **idealen** Standpunkte mit Recht, denn wir konnten uns kräftiger für Bewahrung des Friedens einsetzen und waren dazu verpflichtet, nachdem wir einmal dem Transvaalstaat unsre Sympathie und Interessenahme für seine Selbständigkeit zum Ausdruck gebracht hatten, von dem einer **praktischen** Politik mit Unrecht, denn — abgesehen von der Christenpflicht, soweit es an uns ist, Frieden zu halten — haben wir schon deshalb Ursache, alles, was zu kriegerischen Verwicklungen führen könnte, zu vermeiden, weil unsre Seerüstung keineswegs eine starke ist und es noch für lange Zeit nicht sein wird. Leider hängt aber der Friede nur sehr teilweise von unsrer eignen Gesinnung ab. Haben sich doch unverschämte ausländische Stimmen sogar bereits dahin geltend gemacht, uns durch Androhung von Gewalt am Ausbau unsrer Flotte zu

hindern. Darüber dürfen wir uns nicht im unklaren halten: kommt es zum Kriege, so steht uns von jeder überlegenen Seemacht das Schlimmste bevor. Leider verbietet, wie schon bemerkt, das Völkerrecht nicht nur nicht die Zerstörung des schwimmenden Privateigentums mit der durch die Pariser Deklaration festgestellten Einschränkung, nein, auch nicht die Einäscherung und Brandschatzung unsrer Handelsemporien und Küstenstädte. Man denke an das Bombardement Kopenhagens Anfang vorigen Jahrhunderts ohne Kriegserklärung an Dänemark, an das Bombardement Alexandriens vor wenigen Jahren, den kürzlichen Angriff der Japaner auf Port Arthur und auf russische Schiffe in neutralem Hafen, ebenfalls ohne vorher notifizierte Kriegserklärung. Viele unsrer Seestädte, die früher ihrer Entfernung von der Küste wegen vor Bombardement gesichert waren, sind bei der enormen Tragweite der jetzigen Geschütze erreichbar, und die zerstörende Wirkung der Riesengeschosse übertrifft die der früheren um weit mehr als das Zehnfache.

Es gibt Wege, um uns auch fernerhin mit einiger Sicherheit Frieden und Wohlfahrt zu erhalten. Diese müssen mit Zähigkeit und, wenn es sein muß, mit den größten materiellen Opfern verfolgt werden: eine starke Flotte, die uns tatsächlich zum Herrscher der heimischen Meere macht und unsern Seehandel zu schützen vermag; gleichzeitig Ausbau und Sicherung des internationalen Seerechts; endlich weise Verträge mit den Nachbarstaaten, die das gleiche Interesse haben wie wir, was im folgenden weiter auszuführen bleibt.

Vergleicht man nun die Stärke unsrer in Aussicht genommenen Flotte mit den Flotten unsrer eventuellen Gegner, so muß selbst dem Laien klarwerden, daß eine fortschreitende Erweiterung der gegebenen Grundlage absolut geboten ist und nach vorstehenden Darlegungen für uns zur Existenzbedingung wird. Es ist über die Maßen betrübend und auch nur in Deutschland möglich, daß Aufklärungen in dieser Richtung, wie sie der Flottenverein[1]) als anerkanntes Organ der deutschen Bestrebungen zur Erreichung der benötigten Seemächtigkeit Deutschlands verfolgt, ein so absprechendes Urteil erfahren konnten, wie es im Reichstage beziehungsweise seiner Etatskommission kürzlich gefällt wurde. Nur Unkenntnis der wirklichen Sachlage und der drohenden Zukunftsgefahren konnte es eingeben oder kleinliche, in andrer Richtung sich bewegende, von Vaterlandsliebe unberührte Interessen. Daß von nationaler Seite nicht sofortige scharfe Zurückweisung des Angriffs erfolgte, legt leider Zeugnis davon ab, wie gleichgültig man im Parlament selbst dieser hier in Rede stehenden deutschen Lebensfrage gegenübersteht.

Wenn sich diese Arbeit auch zum Ziele gesetzt hat, auf die unausweichbare Notwendigkeit des weiteren Ausbaues unsrer Flotte und der Seeverteidigung hinzuweisen, so darf der Verfasser sich doch in Beachtung des schon oben angeführten Gesichtspunktes aller Einzelvorschläge hinsichtlich Zusammensetzung und Stärke der Flotte enthalten.

---

[1]) Es sei bemerkt, daß Verfasser weder Mitglied des Flottenvereins ist noch seine Publikationen kennt, wie er auch zu den Marinebehörden in keinerlei Beziehungen steht.

Sehr wenig gibt aber die Flottennovelle über die mehr passive Verteidigung unsrer Küsten, Flußmündungen und Häfen durch Küstenbefestigung und Minensperre. Wir müssen bei der Langsamkeit der Vermehrung unsrer Flotte, auch wenn die absolut gebotene weitere Verstärkung in den nächsten Jahren durchgesetzt wird, in Rücksicht auf die weit größere Vermehrung aller rivalisierenden Seestaaten in jedem Falle die Möglichkeit im Auge behalten, daß erstere in einer Seeschlacht den kürzeren zieht. Wenn dann auch der Gegner sicherlich zur Hälfte vernichtet sein wird, so werden seine Reserven ausreichen, um all das Leid über unsre Küsten, Häfen und Flußmündungen zu bringen, das uns die obenzitierten feindlichen ausländischen Stimmen in Aussicht stellen, wenn wir nicht auch für die passive Verteidigung in ausgiebigster Weise zugerüstet sind.

Da scheint ein Hinweis auf die Zerstörungen, welche die Seeminenverteidigung im russisch-japanischen Kriege verursachte, nicht unangebracht, und es steht zu hoffen, daß der Plan für die kriegsmäßige Verteidigung dieser Küstengewässer, namentlich durch elektrisch zu zündende, vom Feuer der Küstenforts gegen Aufnahme oder Zerstörung gedeckte Seeminen, ferner durch Torpedos und Unterseeboote in allen Einzelheiten von seiten der Marineleitung festgestellt ist. Wie und wo die Ostsee am geeignetsten gegen feindliche Angriffe und Ueberfälle zu schützen wäre, darüber folgen weiterhin einige Andeutungen. (Schluß folgt.)

Der Rosendoktor

Von

Ludwig Finckh

(Schluß)

XII

Ich stand nun in den klinischen Semestern und horchte und klopfte an den Kranken. Die Kameraden flogen aus und ein wie in einem Taubenschlage.

Einer von ihnen war mir besonders lieb geworden, Hans Knaster, ein Musiker und Komponist, mit einer hohen Stirn und wilden traurigen Augen. Hinter diesem Kopf sah's schön und trübe aus. Er spielte mir viele Nächte vor, Phantasien von großer Schönheit, aber wirr und zerrissen. Ich wußte nicht, ob er sich durchbringen würde; ich spürte oft den Hauch in ihm, der Großes aus ihm schaffen mochte, aber er war zügellos und verschwenderisch in fruchtlosen bacchantischen Ausbrüchen. Seine Schwermut und seine Trauer waren erschütternd. Er konnte nur durch viel Liebe gehalten und getröstet werden und hing leidenschaftlich an dem, das er einmal liebte. Ich bangte oft um ihn, denn er war nicht selten daran, sein Leben fortzuwerfen. Er hatte wenig Freunde und suchte sie auch nicht. Aber ich wußte, wie tief er litt unter seiner Verlassenheit und wie

schmerzlich er die Liebe entbehrte. Wir gingen oft einsame Wege, er war dankbar für alle Zuneigung. Wir tranken in Frühsommernächten den gelben Markgräfler und sangen und lebten die Nacht unter freiem Himmel.

Und noch ein andrer war da, ein bäurischer Junge mit einem goldenen Herzen. Er hatte ein Liebchen, und sie trafen sich oft und wollten sich heiraten. Er stieg des Nachts über die Dächer, um einen Kuß von ihr, er führte sie auf die Bergwiesen und holte ihr seltene Blumen; er zeichnete ihr die Fußstapfen vor, in die sie treten sollte, erst auf den engen Pfaden und später auch auf den breiten, und sie ging, wohin er wollte. Aber einmal schoß dem Liebchen ein andrer durch den Kopf. Da reiste er hin. Und als er wiederkam, trat er frohlockend in meine Stube.

„Michel, was ist's?"

„Ich hab' ihr den Kopf gewaschen."

„Was hast du ihr?"

„Ich hab' ihr den Kopf gewaschen und den Stall ausgemistet."

„Ach so. Ja — hast du denn dazu das Recht gehabt? Und woher weißt du, daß der andre nicht ein besseres Recht hatte als du?"

„Ich bin der Herr, und sie tut, was ich will. Basta!"

„Bravo! Das ist der Mann. Alle Achtung! Stampft mit den Stiefeln unter den Blumen herum und zertritt sie, wenn sie anders blühen, als er will. Du alter Kindskopf! Laß doch dein Mädchen ihre Wege suchen, und wenn's ein Irrweg ist; sie soll doch selber etwas werden, mein' ich. Oder willst sie ein Leben lang gängeln? Tust du denn immer so recht und bist so fest im Sattel? Laß doch das Schicksal walten und fall ihm nicht in die Zügel. Das ist doch der Reiz am Leben, sich selber seinen Weg finden. Und außerdem, wo haben wir unsre schönste Aussicht immer gefunden und die seltensten Blumen und die unberührteste Schönheit? Wenn wir vom Wege abgekommen waren im Walde. Wir haben das Verirren doch immer noch lieber gehabt als das brave Hingehen auf der staubigen Chaussee."

Er hat mir aber nicht gefolgt, der Michel.

Ich habe in dieser Zeit, wenn ich mich recht besinne, merkwürdig wenig Gutes getan. Ich war zu glücklich dazu. Ich will's darum hier aufzählen für den lieben Gott, daß er es nicht vergißt, das wenige.

Ich habe einmal einem kleinen Mädchen den Ball aus dem Stadtbach geholt, und ich habe zwei Kühe an den Hörnern gepackt und zum Stehen gebracht, weil sie durchgingen. Ich habe ein weinendes Kind in einer Vorstadt gefunden, das nimmer heimfand zur Mutter, und hab's seinen Eltern gebracht, und einmal kam der Portier eines großen Herrn, der mich früher herablassend behandelt und angeschnauzt hatte, in mein Zimmer und bedankte sich vielmal für den Orden, den ich ihm verschafft habe. Das Rindvieh! Ich hab's aber angenommen.

Je tiefer ich mit meinem neuen Beruf verwuchs, um so glücklicher war ich, mit der Juristerei nichts mehr zu tun zu haben. Denn ich sah ihre ganze Armut.

— Es war einmal eine Untat in der Stadt geschehen, und es lag in der Hand des sachverständigen Arztes, ob die Richter Totschlag oder Körperverletzung mit nachgefolgtem Tod anzunehmen hatten. An seiner Aussage hing für den armen Sünder Zuchthaus oder Gefängnis und die Zahl der Jahre, je nachdem er die Verletzung für tödlich oder nicht tödlich erklärte. Was aber hieß denn tödlich? Es handelte sich um eine Verletzung des Bauchfells. Vor zehn Jahren galt sie für tödlich, heute war sie es nicht mehr. Denn die Heilkunst war fortgeschritten. Aber der Stich war auch heute tödlich, wenn kein guter Arzt zur Stelle war, oder wenn er nicht die rechten Gehilfen hatte, oder wenn das Verbrechen auf dem Lande geschah und nicht in der Stadt. Wie konnten die Richter Art und Maß der Strafe nach dem Ausgang der Straftat bemessen? Wie lächerlich. Dann saßen heute gewiß viele Menschen hinter den Gittern, die vor zehn Jahren verurteilt wurden, weil damals ihr Messerstich als tödlich galt, während sie heute viel geringer bestraft worden wären. Mußten ihre Prozesse nicht unaufhörlich revidiert und sie in Freiheit gesetzt werden? Denn alles schreitet fort.

In diesem Urteil nahmen die Richter für den Täter, der eine große Gemeinheit der Gesinnung an den Tag legte, mildernde Umstände an, weil er überhaupt ein sittlich verkommener Mensch war. Wäre also die gleiche Tat von einem sittlich hochstehenden Menschen begangen worden mit anständiger Gesinnung, so wäre sie strenger geahndet worden. Hieß das nicht die sittliche Anständigkeit ächten?

Ihr armen Richter! — Ach, wenn ihr wüßtet, was wir Aerzte wissen, von Schuld und Leid und Irren der Menschen. Aber wir sagen's euch nicht. Denn ich sprechet nicht menschlich Recht. Und unsre Aufgabe ist, zu heilen.

In all den Jahren hab' ich mich nimmer zurückgesehnt zu euch und habe viele alte Kameraden getroffen, die es bedauerten, Juristen geblieben zu sein; sie hielten aus nicht aus Ueberzeugung, nur aus Bequemlichkeit und aus Gewohnheit an dem alten Trott. Sie haben jetzt alle Frauen und Kinder und gute Pfründen.

Indessen mußte ich schaffen und einem fernen, wenn auch festen Ziel entgegengehen.

Aber in die folgende Zeit fiel ein großes Glück für uns, das unsrer Liebe eine frohe Wendung gab. Anne hatte in München einen Preis erhalten für unser Goldkindbild. Jetzt war alles gewonnen. Sie hatte ihr Talent und ihr Können erwiesen, vor ihren Eltern und vor der Welt, sie hatte die Anerkennung ihrer Berechtigung zum Leben erzwungen. Nun sollte sie in die Malerstadt ziehen, um dort ihr Letztes und Eigenstes zu finden. Eine große Hoffnung erschloß sich. Ich würde die letzten Semester in München verbringen, wir würden uns dort haben und halten, bis wir uns vollends durchgerungen hätten.

Das waren die Tage, da ich ihr Körbe voll roter Rosen sandte, die sie nachher gemalt hat, als sie so traurig war. Wer hat das Glück gehabt, um Rosen zu hungern? Ich lebte ärmlich und zurückgezogen und war reicher als irgendein Fürst. Meine Kleider waren verwahrlost, denn ich kaufte Rosen, meine Stiefel waren zerrissen, und meine Freunde schämten sich meiner. Was waren

mir Kleider, Stiefel und Freunde, ich hatte Rosen zu kaufen, ein Bett von roten Rosen für mein Lieb. Ich lebte nicht mehr in der Welt, nur meinen Kranken und meinen Rosen; keiner wußte, warum ich mich zurückzog, und die helle Klara schmollte. Nur Peter verstand mich da, er streichelte mich zärtlich und hielt meine Hand. Und der Abschied von ihm war der einzige Schatten auf unserm Glück. Aber wir wußten, daß wir uns wiedersehen würden.

Hans war schon früher abgereist, er war in den Norden gegangen, um seine Studien zu vollenden, und da er einige Monate in meiner alten Juristenstadt verbringen wollte, so hatte ich ihm Grüße an meine Bekannten und auch an Anne mitgegeben, und er wollte bei meinen Wirtsleuten von damals wohnen. Ich freute mich nun, bald von Anne mündlich über ihn zu hören.

Mein altes, schönes München! Du Herbstwald über der Isar, gelb und rot in Sonne und Nebel und Blattgold.

Ein Leben voller Arbeit, Kampf und Liebe. Ich stand vor vielen Betten, vom Morgen zum Abend, und sah Tod und Schmerzen. Ich drückte leise die Hand, wenn ich den Tod am Herzen horchen sah; ich freute mich der Menschlichkeit, ein erlöschendes Leben zu kürzen, wenn es Qualen zu erlösen gab. Der Schlaf reichte dem Bruder Tod die Hand. Ich freute mich, dem Richter ins Handwerk zu pfuschen, als ein armer grauer Sünder in tödlicher Herzensangst mir eine Schuld gestand und ich ihm leise die Stirn streichelte und ihn lächelnd und in Frieden sterben ließ. Ich freute mich, zu den Aermsten hinunterzusteigen, welche die Not und Schande abstumpfte, und die Frauen in ihrer Schmach zu stärken, die mißbraucht und geschlagen wurden in ihrer schwersten Stunde.

Und eines Abends kam Anne an. Strahlend empfing ich sie und brachte sie in ihr Quartier. Aber ein leiser Schatten lag über ihr. Sie war müd und erschöpft von der langen Reise und bedurfte der Schonung. Zart und schön und bleich wie nie fand ich sie. Aber mein Herz erschrak vor dem Leidenszug in ihrem Gesicht. Sie bat um Ruhe und schien nur mit Mühe sich aufrecht vor mir zu halten. Ich verschloß meine Liebe, die sie leise zurückwies, und wartete auf eine bessere Stunde.

In den nächsten Tagen erholte sie sich unter dem Eindruck des großen, bunten neuen Lebens, das uns packte. Wir zeigten uns die Straßen und Plätze, lachten und sprachen, sie fragte nach Peter und erzählte von Hans und von Zuhause. Ich sah ihre Bilder aus der letzten Zeit, und wunderte mich; ich sah meine Rosen gemalt, Porträts und Landschaften und ein Bild von Hans, der Kopf beinahe flüchtig hingeworfen, aber wunderbar in der unruhigen und flackernden Stimmung; das war ja genial.

Sie zeigte mir alles und war gut und müd, aber ihre letzten Gedanken verbarg sie mir; sie übte sich in einer erzwungenen Ruhe, hinter der ein inneres Beben stand, und ich sah, daß sie litt. Meine Sorge, daß sie krank wäre, beschwichtigte sie, aber ich empfand das Zittern einer heimlichen Angst in ihr. Da wurde ich traurig und lag die Nächte wach und litt mit ihr und umgab sie mit der Zartheit meines Herzens. Ich fragte nicht, ich nahm leise ihre Hand und

führte sie; ich ersann stille Aufmerksamkeiten und belauschte ihre unbewußten Wünsche; ich nahm nichts, als was sie mir gab, und konnte nicht verhindern, daß Tränen auf ihre Hand fielen.

Sie sah, wie ich litt, obwohl ich's verbarg, und sie wurde todestraurig. Ich spürte, wie sie mich liebte, und wir litten eins ums andre, weil wir uns Schmerzen machten durch Liebe.

Ein seltsames Ungeschick lag über uns. Es galt für Anne einen Lehrer zu finden, der den Eigentümlichkeiten ihrer persönlichen Kunst entsprach und bei dem noch etwas für sie zu holen war. Wir stapften durch den Schnee in einen Vorort hinaus, wo die Villa des Meisters lag; er bedauerte, nicht empfangen zu können, er reise in zwei Stunden nach dem Süden. Da gingen wir enttäuschten Herzens heimwärts. Dann wollten wir zu einem jungen berühmten Künstler; wir hatten schriftlich angefragt, aber es war keine Antwort gekommen. Ich blieb unten vor dem Hause stehen, und Anne stieg mit Herzklopfen die Treppe hinauf. Aber sie wurde nicht angenommen; der Schülerkreis war geschlossen. Wir wußten, daß unser Pech auch unsre weiteren Schritte beschweren würde; aber wir wollten uns nicht entmutigen lassen. Der nächste Lehrer war erkrankt und konnte vor Wochen nicht an Arbeit denken. Unsre Hilfsquellen waren erschöpft. Inzwischen suchte Anne Arbeiten zu verkaufen.

Ich holte sie täglich ab, und unser Ungemach verbündete uns heimlich fester. Wir waren froh an unsrer Nähe und vergaßen alles Leid, wenn wir uns sahen; wir froren und hungerten, wir besorgten unsre Einkäufe; und einmal gingen wir auch ins Theater. Ein feines Stück von armen Ausgestoßenen. Wir lebten es und litten mit und sahen voll Glück, wie tief wir ineinander lebten und miteinander verwachsen waren. Und auf einen Abend hoffte ich im stillen. Weihnachten kam. Ich hatte mir etwas erspart und freute mich und hoffte. Wir wollten uns nichts schenken, aber einen eignen Christbaum wollte ich für Anne haben. Der stand nun in meinem Zimmer, ganz klein und gering; aber ich hatte ihn mit Silber geschmückt und weißen Lichtern. Und eines lag darunter, das ich heimlich gekauft, ein Kätzchen aus dänischem Porzellan. Sie war einmal unterwegs in Entzücken stehen geblieben und konnte sich nicht satt sehen daran. Wir waren weitergegangen und hatten über unsre Armut gescherzt. Nun hatte ich's erstanden.

Damals hat sie mir die Arme um den Hals gelegt und mich auf den Mund geküßt. Wir streichelten uns und waren froh und traurig.

Aber wir mußten noch viele Gänge miteinander tun, ehe wir unser Leben in die Reihe brachten. Als wir uns keine Mühe mehr gaben, ging es wie immer. Von selber fiel uns das Gesuchte in den Schoß, wir brauchten nur noch zuzugreifen. Aber es lastete noch immer bang auf uns, es lag uns auf den Lippen, wir lasen es uns von den Augen und fanden nicht den Mut, es uns zu sagen. Wir trugen ein Schweres unausgesprochen miteinander und hielten unsre Hand und stützten uns, und scheuten uns, den zarten Schleier zu zerreißen, den wir um unsre arme Liebe gebreitet hielten.

Das waren dunkle Wochen inneren Gebens und äußeren Versagens. Und endlich brach unsre Kraft. Wir wußten, was kommen würde, und wollten's uns erleichtern.

„Was hast du? Sag mir's, Herzi," bat ich.

Sie sah mich an, blaß und hilflos.

„Sieh, ich bin so stark und froh um dich, es tut nicht weh. Sag du mir's bloß. Dein Herz wird dir leichter werden."

Sie nickte.

„Ich werde zu dir gehen. Komm, Bubi."

Wir gingen heim, und sie sagte, was ich lange wußte. Sie liebte Hans. So arm, so traurig, so todwund lag sie da, ich wußte bloß, daß ich ihr helfen mußte.

„Ja, Kind. Armes, armes Herz! Hast so gelitten und hast kein Vertrauen mehr zu mir gehabt. Hast mich für klein und schlecht gehalten und hab' dich doch so lieb."

Ich strich ihr übers Haar, da warf sie sich aufs Sofa und schluchzte wie ein verlaufenes Kind, und ich saß vor ihr und küßte ihr die Tränen von den Wangen.

„Sei still, Herzi. Sieh, ich bin bei dir und halte dich."

„Ich hab' dich nicht gekannt, Bubi."

Dann saßen wir lange und redeten miteinander, und sie hatte den Kopf an meiner Brust und wir waren glücklich in unsern Schmerzen. Denn wir hatten uns wiedergefunden.

Sie fand sich nicht zurecht in ihrem Herzen. Der arme traurige Hans, den sie küßte, und ich — sie liebte uns beide. Sie wollte den Armen reich machen, aber mir konnte sie keine Schmerzen machen, ihr Herz war zu weich und groß dazu; wenn ich fort war, sehnte sie sich nach mir und bangte um mich.

Ich habe diese Wochen nicht mehr geschlafen. Am Tage mußte ich arbeiten, die Kraft zusammennehmen, in der Umgebung der Stadt eingreifen und den Frauen helfen, wenn ihre Stunde kam. Aber die Nächte gehörten mir; da lag ich und sah Anne in seinen Armen und stöhnte und litt. Aber am Morgen war ich still und ging zu ihr und war glücklich, sie zu sehen, und wir nahmen uns an der Hand und gingen lächelnd durch die Straßen. Wir warfen die Briefe ein, die sie ihm schrieb, wir kauften ihm Geschenke und wir hüteten und schützten uns vor allem Unglück. Wir hatten uns lieber und waren uns teurer als je.

Das war wohl schön und schwer damals. Aber es blieb uns auch die Neige des Trankes nicht erspart. Hans liebte Anne mit all der Leidenschaft seiner ungezügelten Seele, die ich an ihm kannte, und ich wußte, daß ihr Verlust sein Tod wäre. Den Armen, der nie Liebe und Heimat gehabt in seinem unsteten Leben, durfte ich nicht berauben. Ich fand keinen Ausweg. Da lag eines Tages ein Zettel auf meinem Tisch, und ich war bereit.

„Hans war da. Er ist krank geworden. Hole mich um fünf Uhr ab. Anne.“

Da wollte ich ein Ende machen mit unsern Qualen. Ich schrieb mit fester Hand: „Anne, du bist frei. Wir wollen ohne Abschied gehen, es ist zu schwer. Ich reise heute abend.“

Ohne Bewußtsein packte ich. Ich fieberte und wußte nicht, was ich tat; nur mein Herz hämmerte und schmerzte. Als ich die Bilder von den Wänden genommen hatte und unter den offenen Koffern stand, stolperte ich über einen Kasten und erschrak, als es klang. Da lag meine Geige. Ich nahm sie auf und spielte, spielte, ich weiß nicht, was und wie lange; ich sah Anne in ihrem Zimmer meinen Brief überfliegen, auf die Knie fallen und daliegen; dann erhob sie sich hastig; ich sah sie in einen Wagen steigen, der Kutscher hieb los, ich hörte den Wagen fahren und spielte. Spielte, als sich die Tür öffnete, spielte und nickte ihr bloß zu; ein Taumel hatte mich ergriffen; ich spürte, daß meine Augen brannten und leuchteten und daß der Hauch von einst über meinem Haupte war, als ich spielte. Endlich war meine Kraft zu Ende. Zitternd stand ich da und fing Anne in meinen Armen auf. Sie umschlang mich und bedeckte meinen Mund mit Küssen, und wir küßten uns ohne Ende. Wir nannten uns Schatz und einziger Liebster. Wir wußten, daß wir unzertrennlich verbunden waren und nicht von uns konnten. Wir sahen uns glücklich an und waren uns teuer; und wir wußten eines das andre.

Es war alles einfach und klar für uns. Wir hatten uns liebgehabt und auf uns gehofft, aber wir hatten uns zu wenig gekannt. Wir sahen uns zu selten, und wenn wir uns sahen, waren die Stunden mit Küssen und glücklicher Sonne gefüllt; an Schatten dachten wir nicht. Da warf uns das Schicksal einen Mann in den Weg, der nie die Sonne gekannt. Seine geniale und traurige Seele hatte Annes Blut gefangen, sie küßte ihn und gab seinem Leben Glück. Ihr zartes und reines Herz fand Beglückung darin, einem armen Schattenwanderer die Sonne zu zeigen und sein Dunkel licht zu machen. Ich verstand und bewunderte sie, wir waren frei gewesen, und die größere Liebe hatte das bessere Recht. Dann war sie zu mir gekommen, fremd und verstört. Wir hatten im Vertrauen gelebt, aber sie mußte mir Schmerzen machen, wenn sie das Vertrauen wiederherstellen wollte. Sie hatte gelitten und ihre Schmerzen verschlossen. Und wir lernten uns aneinander halten und wir lernten uns kennen, und sahen, daß wir uns verstanden, wie kein Mensch uns verstand. Da konnte sie nicht mehr verbergen. Frei und rein hat sie mir's gesagt, und wir ehrten uns. Und wir hatten uns lieber gewonnen als alles auf der Erde und konnten uns nimmer verlieren.

Das war so natürlich alles. Aber was mußten wir weiter tun? Hans, einen tiefen und guten Menschen, dem sie Inhalt und Sonne eines qualvollen Lebens geworden war, in noch tieferes Dunkel zurückstoßen? Dazu hatten wir nicht das Recht. Und uns durften wir nimmer verlassen. Wir wußten nicht weiter. Aber wir waren uns Glück und Kleinod geworden. — Am Abend ging ich zu Hans ins Hotel. Er lag mit glühenden Wangen da, phantasierte und

erkannte mich nicht. Ich ließ ihn ins Krankenhaus schaffen und ordnete das Notwendige an. Eine schwere Fieberkrankheit packte ihn und gab sein Herz dem Tod in die Hand. Der wog es hin und her, besann sich und spielte mit ihm.

Da lag Anne an seinem Bett und bat und verzweifelte und klagte sich an und ließ sich nicht beruhigen. Täglich brachte ich sie zu ihm, und sie saß und legte ihm die Hand auf die Schläfen. Er wurde ruhig, wenn er es merkte, und suchte zu lächeln. Der Tod spielte mit ihm, und als er seine Laune an ihm gestillt hatte, gab er ihn wieder frei. Er lag ruhig und matt in den Kissen, und Anne küßte ihm die Stirn. Und als er kräftiger wurde, und die Amseln in die Fenster hereinsangen, küßte sie ihm den Mund, und ich lächelte und drückte ihm die Hand. Dann nahm er sie dankbar und leuchtete auf; und wir brachten ihn langsam der Genesung entgegen. Wir gingen mit ihm auf die Straßen und zeigten ihm alle Knospen und Blüten, und die Stare und den warmen Wind. Und wir liebten uns so, daß wir unser Blut zum Schweigen bringen konnten.

Das Schicksal hatte mit uns gesprochen. Wir hatten seinen Tod gefürchtet, denn wir liebten ihn, und wir hatten in dunkeln Sekunden auf seinen Tod gehofft; wir empfanden es als Sünde, aber wir konnten unsern Herzen nicht gebieten. Wir konnten uns nicht gehören, wenn er gestorben wäre — denn unsre Gedanken an seinem Lager standen zwischen uns — und wir konnten uns nicht gehören, wenn er am Leben blieb. Dann mußten wir ihn dem Leben vollkommen zurückgeben. Wir litten miteinander und hielten uns am Herzen und küßten uns, und der große lächelnde Tod sprach mit. Und als er sein letztes Wort in die Wagschale warf: „Lebe" — da wußten wir, daß wir den schweren Weg gehen mußten. Was wir taten, mußten wir rein und ganz tun.

Wir haben uns noch einmal geküßt und uns ans Herz genommen und haben gewußt, daß wir das Beste in unserm Leben waren. Wir haben auch geweint. Dann haben wir uns die Hand gegeben und haben uns noch einmal in die Augen gesehen. Das letztemal.

XIII

Als ich durch Sonne und Wiesengrün in die Heimat trieb und in die alte Schwarzwaldstadt einfuhr, trug ich ein Kleinod in mir: das Wissen von einem großen und reinen Frauenherzen. Ich war ein Träumer gewesen und hatte die Frauen verehrt, die ich nicht kannte, aus einem ahnenden Gemüte und ohne triftigen Grund. Sie galten für schwach und unzureichend in allen Dingen. Das hat mich immer empört, denn es ist so unwahr wie nur ein Ammenmärchen. Aber meine Liebe setzte ihnen die Krone auf die Stirn und umgab sie mit einem unirdischen Glanze. Da nahmen sie sich die Kronen ab und sagten traurig: „Wir wollen nur Menschen sein. Wir sind keine Königinnen, sondern Bettlerinnen; laß uns das Recht, auf dunkeln und staubigen Straßen unsern Weg zu suchen, der auf der Erde geht wie der eure. Wir sind arm und haben Flecken wie ihr, aber wir wissen es, und es tut uns leid, daß ihr uns oft verkennet; ihr mögt uns einmal achten und ein andermal verachten; wir tragen es

und lächeln in Schmerzen; wir sind gut und schlecht und stark und schwach wie ihr; wer von euch die Augen hat, wird alles sehen und uns verstehen."

Dann verdüsterten sich ihre Stirnen, und sie sagten: „Sag ihnen, die uns verachten und schmähen: nicht wir sind verachtenswert unser Leben lang; nur sie haben nicht die Augen, unser Starkes zu sehen. Schaff ihnen andre Augen, die ihr eignes Kleines fassen, und sie werden uns ehrlicher und besser ansehen lernen."

Und noch mehr sagten sie zu mir:

„Wir sind so rein, als ihr uns anzusehen vermögt, so gut, als euer eigen Herz ist, und so schön, als eure Augen zu sehen vermögen. Wir sind in euch selber, aber ihr wißt es nicht. Ihr schenkt uns unverdient Krone und Kranz, ihr reißt uns ungerecht die Kleider vom Leib; es hilft euch nichts, wir bleiben eure Schwestern; euer Blut fließt in uns so stürmisch und verlangend wie in euch, nur habt ihr nicht den Mut, es zu bekennen. Ihr verleugnet uns und bestreitet uns das Leben, das doch in uns atmet, und das Blut, das in uns rinnt, auch wenn ihr's oder wenn wir's verbieten. Ihr ehrt euch selber, wenn ihr uns wahr sein lasset. Und ihr ehret uns besser damit als mit Preisen und goldenen Kronen, die uns nicht gebühren. Wir Frauen sind Menschen. Ihr habt es noch nie gewußt. Menschlich wie ihr im Starken und Schwachen. Vergesset es nie."

Demütig und leise und tapfer sagten mir das die Frauen. Und mein Herz zitterte und schmerzte, daß sie sich die Kronen selber von der Stirn taten; aber es neigte sich vor ihnen und sagte: „Machet euch nicht schlechter, ich bitt' euch; lasset mich euch verehren, auch ohne Kronen, ihr seid doch Königinnen."

Aber sie trauerten und baten, es ihnen zu glauben, daß sie nur Menschen seien.

Da stritt mein Herz und blutete und wand sich, und einmal wurde es fest und warm, und ein neuer Glaube durchfloß es, und es sagte:

„Kinder seid ihr. Kinder mit bloßen Füßen und zuckenden Herzen. Kinder, die spielen und zerbrechen, und nicht wissen, was sie tun. Kinder, die fallen und sich wehe tun. Kinder, die streicheln und liebhaben und küssen, wo ihr Herz es ihnen sagt; Kinder, die lächeln und weinen aus zartem und undurchsichtigem Wesen; Kinder, die tanzen und lachen und verhärtet werden, wenn man sie nicht versteht."

Da sagten sie: „Ja, wir sind Kinder. Du verstehst uns. Aber wir sind noch mehr und noch weniger."

Da wurde mein Herz sonnig und glücklich: „Kinderköniginnen seid ihr, Menschenköniginnen, die auf Erden gehen mit staubigen Füßen und zerrissenen Kleidern, aber ich sehe euern heimlichen Reif um die Stirn, obwohl ihr die Kronen niederlegtet. Ich habe Schmerzen um euch gehabt, ich weiß es."

Da sahen sie mich an und lächelten, und ich sagte zu den Frauen: „Ihr seid wahr gegen mich gewesen über euch, ich will die Wahrheit vor euch sagen über uns.

Man nennt euch schwach, aber ich weiß es besser. Zart an körperlicher Kraft und stark in der Seele. Ich hab' gesehen, wie Kinder geboren wurden. Ich sah, wie der Mann zur Türe ging und verschwand, als die schwere Stunde der Frau kam. Ich sah, wie der Mann ohnmächtig wurde und die Lampe hinwarf, mit der er leuchtete, derweil die Frau ihre Schmerzen litt und sein Kind zur Welt brachte. Ich sah auch, wie der Mann nebenan mit Freunden feierte und sich betrank auf die glückliche Niederkunft seiner Frau, indes die Frau still im Blute lag und ein Leben schenkte. — So schwach seid ihr.

Man nennt euch schwatzhaft. Aber ich weiß es besser. Es gibt Waschweiber auch bei euch. Aber ihr verschweigt eure Schmerzen und verschließt alle Qualen in eure geheimsten Winkel; wenn ihr Großes leidet, so weint ihr verborgen und tretet still und ruhig ans Tageslicht unter die Menschen und lasset's niemand ahnen. Derweil sitzen eure Männer im Wirtshaus und erzählen sich den neuesten Klatsch und knüpfen weise oder saftige Bemerkungen daran und trinken Bier und bilden sich ein, Politik zu treiben. Zigarren, Wein und Weiber. — So schwatzhaft seid ihr.

Man nennt euch feige. Aber ich weiß es besser. Zart seid ihr und beweglich in den Nerven und erblaßt oder zittert, weil euer Herz feiner arbeitet. Aber ich habe Frauen gesehen, die nachts allein und ohne Waffen durchs Haus leuchteten, um einem Geräusch auf die Spur zu kommen, während der Mann sich nicht aus dem Bette wagte. Der Mann, der Wunden oder Schmerzen hat, klagt und stöhnt und übertreibt. Die Frau aber schweigt und nimmt es auf sich. Und ich habe ein gutes Merkzeichen, um bei einem Kind das Geschlecht zu erraten, ohne Rücksicht auf die äußeren Merkmale. Wenn ein Kind vor den Chirurgen gebracht wird, und es liegt still und wissend und gefaßt da, so ist's ein Mädchen; wenn es aber brüllt und schreit und Furcht hat, so ist's ein Junge: — So feige seid ihr.

Man nennt euch töricht. Aber ich weiß es besser. So töricht seid ihr wie Kinder, die einen unverbrauchten und unverdorbenen Geist haben. Das Natürliche faßt ihr, aber das Verstimmte, Erklügelte und Erkünstelte ist euch zuwider. Mit der Kraft des Herzens ahnt ihr, mit der Klarheit eures Empfindens wißt ihr und werft alle Schärfe des Geistes über den Haufen. Die Frauen, die ich kannte, dachten rasch und tief, und mich freuten die armseligen Köpfe, die durch Finten oder Verdrehungen ihnen nicht recht gaben, weil es zu den Privilegien des Mannes gehört, gescheit zu sein; und mich freute die Erbärmlichkeit, die niemals eine Ueberlegenheit der Frau anerkennt, weil sie sich eigner Niederlagen schämt. — So töricht sind die Frauen."

Als ich so zu den Frauen sprach, schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Du hast den Mut, uns das zu sagen? Die Männer werden dich steinigen und ans Kreuz schlagen, denn es ist wahr."

Da lachte ich und sagte: „Laßt sie steinigen; die Männer, die steinigen, habe ich an der Ferse verwundet. Aber ich weiß noch mehr. Man nennt euch Geschlechtstiere. Aber ich weiß es besser. Unverbraucht seid ihr und habt reinere

Kraft des Blutes. Der Mann verbraucht sich und ist zügelloser. Wo ihr aber beide Tiere seid, da ist er das gemeinere. Und wo ihr verdorben seid, hat euch ein Mann verdorben."

Da schauten sie mir ins Auge und sagten leise: „Wir sind Menschen wie ihr, ohne Unterschied. Tiere so gut und so wenig wie ihr. Wer ohne Makel ist, der werfe den Stein auf uns."

Ich sagte: „Ich werfe nicht. Ich verstehe. Es gibt keine Schuld als die Gemeinheit; sie ist die einzige Schuld auf Erden; alles andre ist Leid und Verkettung von Umständen und Kranksein und Suchen und Sehnsucht. Verstehen hilft besser als Verurteilen. Nur dem, den man versteht, vermag man zu helfen, aus dem Staub aufzustehen und weiterzugehen und den rechten Weg zu suchen. Aber um zu verstehen, muß man selber den falschen Weg gegangen sein. Man muß irren und fehlen und die Not des Herzens gelitten haben, das kein Licht mehr sieht, um ein Armes zu verstehen. Denn wir sind keine Heilande. Man muß auch in Scham gekniet und gerungen haben, und man muß den rechten Weg selber gefunden haben, um helfen zu können. — Wollet ihr mir auf den rechten Weg helfen, ihr Frauen? Denn ich möchte ihn finden, um ihn andern zu zeigen."

Da gaben sie mir die Hand und sagten: „Wir wollen. Ein Mensch werden mußt du, wie wir Menschen sind. Stark und schwach sein und fehlen und recht tun. Aber nie in Gemeinheit. Denn dann wirst du schuldig. Und ein Schuldiger kann nicht helfen."

Da stieg ich rüstig hinunter in die Stadt und wollte ein Mensch werden. Und ich ehrte mein Kind im heimlichsten Herzen und umgab es mit aller Schönheit und Liebe; ich dachte an sie und sprach mit ihr, wie man mit seinem Kostbarsten spricht, und ihr Duft war um mich, und ihr Segen war auf meinem Haar.

*

Bade, Mausi, bade dich in Sonne! Ich will dir Sonne denken, da du arm und fern und kämpfend bist, Worte, die Gold und Silber und Rosen atmen und sich in deine Träume stehlen zu einer neuen großen Hoffnung. Tod, Tod dem Leid! Ich verkünde dem Schmerz und Kummer den Krieg, und ich werde siegen, denn die Sonne ist mit mir! Ich will mir ein Heer rüsten von Amseln, Kuckucken, Meisen und Nachtigallen, das soll zu Felde ziehen gegen das Leid in dir. Und sie werden siegen, denn was vermag das Leid gegen Vogelsang? Ich werde dir Sonnenstrahlen zu Reimen weben und goldene Tüchlein daraus machen, die sollen dir alle Tränen von Grund aus auftrocknen und stillen. Und sie werden deine Tränen versiegen, denn was sind Tränen vor Sonnentüchern, und was ist Leid vor Liebe?

Es ist so schön, allein in den Bergen zu sein, von allen Menschen abgeschlossen durch dicken Nebel. Nur Lerchen singen hoch im Nebel; man sieht sie nicht, man hört bloß ihr Lied.

Und ich sehe dich glücklich lachen und tanzen nach ihrem Lied, tanzen mit

deinem Herzen und mit deinen Beinen, mit der Anmut, die bloß du auf der Erde hast. Ein Tanz nach einem Lerchenlied, hoch in den Bergen, im weißen Morgennebel.

Dann bricht ein leiser Sonnenstrahl durch das Milchmeer, und ich weiß: er kommt von dir, gerade aus deinem Herzen. Du sendest ihn mir. Und ich gehe langsam über die feuchten Wiesen, mein leiser Schatten neben mir; in deiner Sonne.

Was je schwer und dunkel zwischen uns war, nun sind's Sonnenstäubchen geworden. Man sieht sie nur, wenn helle Sonne darauf fällt, und dann sind sie vergoldet und in reine Schönheit getaucht. Und sind doch Erdenstaub.

Sieh, du hast Sonnenstäubchen mit mir gelebt!

Ich hab' in eine Frauenseele blicken dürfen, so tief, daß mir's schwindelte vor lauter Abgrund. Aber zu tiefst im Abgrund lagen so seltene Schätze, Gold und Perlen und Edelsteine, daß ich aufs neue fast blind wurde vor Glanz und Leuchten. Du brachtest mir deinen Abgrund und küßtest mich, daß ich erschrak vor Glück, und du ließest mich die Schätze heben, einen um den andern, und machtest mich reich; ich durfte graben und Stufen schlagen und tief in dein Herz hineinsteigen zu den ungehobenen Schätzen, die dir selber noch unbekannt waren. Du warst lieb und gut und leuchtetest mir durch die Nacht und machtest die Kammern hell, daß ich die Adern anschlagen und dein Bestes, Reinstes finden konnte, das noch keines Menschen Auge gesehen.

Liebe ist köstlich mit allen Qualen und Wonnen. Aber sie ist geizig mit den Freuden und freigebig mit den Schmerzen. Sie ist immer im Rückstand mit den Wonnen.

Liebe ist selig mit Glück und Leid. Sie rechnet nicht nach. Sie vergißt und behält im Gedächtnis: das Leid vergißt sie und das Glück hat sie glühend in ihr Hirn geschrieben. Und versteht nichts als zu lieben.

So ist die Liebe Schmerz und Glück bis in den Tod.

Einen Menschen so liebhaben wie ich dich, das ist schon etwas vom Ueber-den-Tod-hinaus; es ist eine unirdische Kraft darin, etwas von Gott, wozu der Mensch nichts kann. Ach, unsre Liebe hat schon Tode überlebt, sie weiß, was Tod ist. Ich habe dich geliebt, und in der bittersten Not am wildesten. Aber ich habe dich noch nie so geliebt wie heute. Und ich weiß wohl: der Tod erschöpft die Liebe nicht.

Das ist's: daß ich erfaßt habe, daß du ein wilder Rosenstrauch bist, die Wurzel in der Erde, die Zweige in der Sonne, voll duftendster Rosen. Ich weiß nichts Reineres als dich, nicht Schnee noch Rose, ich weiß nichts Tapfereres als dein Herz. Liebste Frau auf Erden. Leise, leise: schönste Frau auf Erden . . .

Einst, in unsrer ärmsten Zeit, glaubten wir, Trauer und Schmerzen seien das Natürliche für den Menschen, eine Freude müßten wir als sondere Gnade ansehen. Du fragtest: „Warum muß man denn glücklich sein? Menschen müssen mit dem Leid zufrieden sein.“

O Schatzi, das bedünkt mich, als wollten wir sagen, alle Menschen müßten von Natur blind sein, und wenn einer sähe, so sei's unverdient. Nein, unsre Augen waren nur beschattet und krank, weil wir so tief im Schatten gingen. Aber sie sehen noch den Mond und seine Schönheit, unsre Seele empfindet noch alles Starkblütige, Adlige und Reine und erfrischt sich daran, und wir haben ein Recht auf Freude. Wir müssen sie nur erkämpfen — durch lauter Schmerzen. Sag: den Schatten so miteinander tragen, wie wir's tun, ist das nicht auch Sonne? Was brauchen wir Worte, die immer zu arm und bettelhaft waren, um uns unsre Liebe zu sagen. Müssen wir nicht schweigen, wo die Seele redet, in leisen Opfern, in verschwiegenen Kämpfen, ungestüm in Tag und Nacht?

Sieh, Staub liegt überall im Leben, das ist gut so. Aber nicht der Staub macht unsern Wert oder Unwert aus, sondern: wie wir den Staub unsers Lebens tragen. Und du trägst ihn königlich.

Es gibt Menschen der Ebene. Ich bin im Tal geboren, an schroffen Bergen, und bin gewohnt, zu steigen und abzusteigen. Und ich wohne im Leben. Berg- und Talmensch bin ich, Licht und Schatten leb' ich, Glück und Leid hab' ich, bis das Lied ein Ende hat.

Aber ich sah einst nur Rosen im Leben. Es lag an meinem Auge, nicht am Leben. Nun sind's wirkliche geworden, Lebensrosen.

Mein Leben ist bloß ein Liebeslied für dich, mein Tod wird nichts sein als ein Liebeslied für dich. Was hab' ich gehabt im Leben als dich und die Küsse, die du mir schenktest, und die Leiden, die du mir gabst? Und dennoch: es ist so schön, das Leben, es ist so schön, dich zu lieben. Wieviel Wasser ist unsre Wangen hinuntergegangen seit dem Tage, da wir uns sahen, Leid und Glück floß ineinander über unaufhörlich; aber wir haben uns oft ans Herz genommen und uns getröstet mit leisen, lieben Worten. Und nun streu' ich dir Rosen auf dein armes Leben. Keine Königin der Erde soll so schöne Rosen haben wie du.

Und alles ist rein, und alles, was je dunkel war, ist silbern, und alles, was undurchdringlich war vor Pein, ist verklärt und erschlossen. Und das ist leuchtendes Leben und ist Liebe.

Und ich will mit meinem Letzten noch Schönheit schaffen. Wenn ich einst sterbe, so soll man mich verbrennen und meine Asche in die Erde eines Rosenstocks bringen. Dann werden rote Rosen aus meiner Asche blühen, und Frauen werden sie an die Brust stecken.

*

Und ich sah Peter wieder. Er hatte ein Buch geschrieben, sein Lebensbuch, und hielt eine Liebste im Arm, und wir umarmten uns. Und als wir um Mitternacht auf einer Bank saßen unter den Sternen und ich unter ihnen war, und sie sich Liebes sagten, da segnete ich sie mit dem zitternden Herzen eines, der Bescheid weiß in leisen und reinen Opfern.

Die Kameraden traf ich wieder im alten Leben. Nur Klara, die frische

lustige Klara, die über alles freiweg geurteilt hatte mit keckem Schnabel, trat mir nachdenklich entgegen: „Du, ich fange an, zu verstehen.“

„Du fängst an? Du mußt alles zu Ende verstehen. Alles, was es im Leben gibt.“

Sie sah mich an. „Ich glaub', ich kann's.“

Da wußte ich's. „Arme, arme Klara.“

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Die alte Liebesgeschichte. Ein Herz, das sich getäuscht hat. —

Ich griff wieder kräftig mit an, ich zog in der Karre weiter. Ich bin noch einmal Schulbub gewesen und habe die Demütigungen eines Staatsexamens geschmeckt, und ich hab' die Maskerade mitgemacht, welche die Zahlung einer Geldsumme notdürftig mit Wissenschaft umhüllt und die Doktorexamen heißt.

Dann bin ich fortgeflogen, ein freier Vogel im Winde.

Ich bin durch Straßen und Länder gegangen, ich bin die Nächte unter den Sternen gelegen auf dem Feld und hab' mit dem lieben Gott gesprochen. Ich hab' meinen Kranken Arznei und von der Sonne gegeben, die ich unterwegs gefunden. Und ich hab' wohl Erfolge damit erzielt. Wenigstens machte damals der „narrete Marte“ eine Eingabe an die Stadt, in der er den Antrag stellte, ich möge zum Oberarzt des Spitals bestellt werden, weil die andern nichts von der Sache verstünden. Aber ich habe die Ehrung bescheiden abgelehnt und bin nach Hause gezogen. Ich bin Orts- und Armenarzt geworden in einem Dorfe in meiner Heimat und hab' ein kleines altes Häuschen gepachtet, das leerstand. Es ist nicht viel an dem Ort zu sehen, aber ich habe einen großen Garten rund ums Haus; und da ist wohl ein altes Erbteil von meinem Vater her in mir aufgewacht, der immer noch sein Gärtnerherz unterm Wamse hat. Ich habe hinter dem Haus, wo der Komposthaufen liegt, ein Mistbeet angelegt und pflanze und ziehe und probiere nach Herzenslust, und weiter draußen, gegen den Zaun, da blüht's zusammen im Sommer, wie weit und breit in der Gegend nimmer. Da ist ein Stück Garten bloß mit Malven bepflanzt, weiß und rosa, und die Stengel schießen und besetzen sich mit breiten Blüten. Und rechts davon stehen die Lilien, die ich aus meines Vaters Garten habe, wie ein weißes Meer in der Nacht. Und die Sonnenblumen wachsen wie Kindsköpfe, und der Wind weht die Samen weit im Feld herum, und überall, in allen Himmelsrichtungen, stößt man auf Sonnenblumen aus meinem Garten. Ich habe auch drei Apfelbäume, Goldparmänen und Reinetten, und eine große Hürde liegt im Keller voll mit saftigen Aepfeln. Ein Spalier mit Winterbirnen wird mir jeden Herbst von den Buben gestohlen, und die Kammerz am Haus trägt alle Jahr ein paar saure Trauben, aber die Spatzen und Amseln und Stare hab' ich noch nie so nah und laut pfeifen und singen gehört wie in meinem Garten.

Drüben auf der andern Seite ist mein besonderer Garten. Weiße Rosen, Stock an Stock. Ueber hundert Stämme hab' ich stehen, lauter gute und edle Sorten, es ist eine Pracht, wenn die im Sommer und Herbst zusammen blühen. Man hat mir auch schon einen Taufnamen gegeben im Dorf. Den „Rosen-

narren“ heißen sie mich, ich mach' mir aber nicht viel daraus. Das duftet und schimmert durch die Nacht, wenn ich am Fenster liege und hinuntersehe. Ganz still bin ich dann. Aber manchmal schneide ich die schönsten und lege sie sorgfältig in einen Korb, mit langen Stengeln und vielem Grün, und schick' sie fort in die Stadt, an Anne, die lange verheiratet ist. Und manchmal kommt ein Brief mit großen, festen Buchstaben; den nehm' ich und les' ihn, und dann lese ich ihn wieder und leg' ihn still zu den andern im Kästchen, wo ich ihn immer zur Hand habe.

Meine Geige habe ich nicht mehr angerührt seither; sie liegt verstaubt und vereinsamt unter dem Bücherschrank, auf dem die lieben und schönen Bücher stehen, die mir Peter geschenkt hat.

Mein Vater will bald den „Hirschen“ verkaufen; er ist alt und grau geworden und hat die Hoffnung, daß ich noch etwas werde, begraben. Mit Unrecht. Denn ich habe Aussicht, im nächsten Jahr von der Regierung als Sachverständiger in die Rosenzuchtkommission berufen zu werden, und von da Professor an der Gartenbauschule zu werden oder schließlich Gartenbaudirektor, kann nicht schwer halten. Vielleicht hätte er mich überhaupt Gärtner werden lassen sollen oder Gastschildmaler, wie ich es immer wollte. Dann hätte ich vielleicht nicht so große Umwege gebraucht, um Rosenzüchter zu werden. Ich hab' ihm auch kürzlich einen Brief schreiben wollen:

„Lieber Vater!

Die Vögel singen draußen im Garten, und sie können nichts dafür; Du hast es ihnen nie verbieten wollen.

Aber Deinen Sohn hast Du gescholten, als er flügge war und einmal singen konnte wie ein Vogel. Du hast auf seine Schreiberei gescholten, und wenn sie traurig war, bloß sentimental geheißen. Das war es nicht. Es war nur Leiden eines Menschen. Das hast Du nie verstanden, und ich kann's auch nicht von Dir verlangen, es ist nicht Deine Art. Aber laß Du mich und meine Art gelten, wie ich Dich gelten lasse.

Ich bin Dir vielen Dank schuldig: Du hast mich studieren lassen. Aber hast Du damals auch gefragt, ob Du es darfst? Vielleicht hatte Dein Sohn ein Recht, ein Landstreicher zu werden und wie ein Vogel zu singen. Es gibt einen Mißbrauch der Vatersgewalt, der heißt: das Eigne, das sich in einem Kinde regt, erdrücken. Und es ist schade, daß ich keine Kinder habe: ich wollte sie verstehen und ihre eignen Wege gehen lassen.

Und dennoch hat sich's nicht ersticken lassen. Es singt noch immer in meiner Brust, von allem Flieder in unserm Garten, und von den Rosen in meinem. Laß es singen, der Schnabel ist ihm so gewachsen.“

Den Brief habe ich lange im Kopf herumgetragen; ich habe ihn aber nicht abgeschickt. Wozu auch?

Meine Mutter habe ich kürzlich eine Woche bei mir gehabt. Sie kann aber die Rosen nicht mehr sehen, denn sie ist blind geworden. Die Augen sind

bald reif zur Operation, und im nächsten Sommer wird sie meine Rosen nicht bloß riechen müssen. Sie glaubt immer noch, daß ich noch etwas werde, und ich kann ihr den Glauben nicht nehmen. Sei ruhig, Sorgenmutterle.

Wer weiß denn etwas? Der Glaube macht alles, und in guten Nächten glaube ich noch selber, es könnte noch einmal die Stunde kommen, wo ich das Volkslied finde, das ich immer singen wollte. Dann lieg' ich da und stammle, und Anne ist bei mir und legt mir die Finger auf den Mund und streicht mir durchs Haar. Dann wein' ich noch, und wenn ich ruhiger geworden bin, steh' ich auf und geh' in den Garten hinunter zu den Rosen und rede mit ihnen von Anne und wie wir sie liebhaben. Dann bewegen sich wohl meine Lippen, als ob sie gesegnet wären, ich lächle wie ein Schlafwandler, und der Wind fängt meine Worte auf, die ich im Traume spreche:

Das dank' ich dir:
Ein Lächeln auf dem Munde,
Die Rosen da, und hier
Die leise Wunde.

Das dank' ich dir,
Ein Glück im Todeshauche:
Daß ich mich nicht vor mir
Zu schämen brauche.

Meine Schwester ist bei der Stange geblieben. Sie hat einen Gastwirt geheiratet in der Stadt. Sie hat heraufgedient, denn er hat einen guten Wein im Keller liegen. Und er ist ein Unikum als Gastwirt, denn er hat sich ein teures Mikroskop gekauft und treibt wissenschaftliche Studien über Botanik. Mein Vater meinte, er solle lieber bei seinen Weinfässern bleiben, aber es ist schon so im Menschen, daß er immer lieber was andres tut. Nebenbei hat er ein Herz wie Wachs und Gold, und das freut mich um meine Schwester, denn sie hat immer so gut radgeschlagen, und es wäre schade, wenn es ihr jetzt schlecht erginge. Sie ist alle Jahre in der Sommerfrische bei mir mit ihren Kindern. Ich schnitz' ihnen Pfeifen aus Weidenholz und erzähl' ihnen Geschichten, und sie spielen Ringelreihen hinterm Haus. Das ist mir beinahe so lieb wie meine Rosen; ich hab's aufgesteckt, übers Leben nachzudenken und etwas dahinter zu suchen; ich hab' gelernt, aufs Schicksal zu horchen und seinen Winken zu folgen; wo es mir eine Hand reicht, da greif' ich zu und geh' mit und lass' mich vom Schicksal treiben. Und wenn es mir gar zu wunderlich kommt, so geh' ich in den Garten herunter und schüttle den Kopf und sag' zu meinen Rosen: „Ja, ja! 's ist nicht so einfach mit der Leberei." Dann sind wir wieder beruhigt.

Meine Kranken betrachten mich als ihren Privatseelsorger, und der Pfarrer, mit dem ich nicht gut stehe, ist eifersüchtig auf mich. Ich muß jede verschwiegene Liebschaft und jeden ehelichen Streit erfahren, und ich wundere mich oft, wie viel Ehebrüche ein so kleines und anständiges Dorf in sich hat. Es gibt aber nie ein Unglück, und ich schicke die Missetäter einander auf den Hals zu einer

ehrlichen Aussprache. Dann vertragen sie sich, oder sie vertragen sich nicht, und es geht, wie es immer geht, solange es Menschen gibt. Ich habe einmal einen verrückten Kerl gekannt, der übers Meer darum ging, weil sein Schatz ihn verlassen hatte, nach Afrika oder wohin, und nimmer zurückgekommen ist. Ein andrer kaufte sich einen russischen Windhund und tröstete sich darüber. Gustav hat sich damals erschossen, und noch einer wollte ein Lump werden, aber er hatte nicht das Talent dazu. Da ging er hin und wurde Landgerichtsdirektor. Jeder nach seinem Geschmack.

Die Bauern bringen mir Obst und hier und da einen Schinken, und die Weiber tragen mir Eier ins Haus, daß ich sie kaum alle unterbringen kann. So bin ich der Sorgen um die notwendigsten Güter enthoben. Meine Mutter hat Angst, ich würde verbauern, und ich glaube es selber, denn ich habe Anlage zum Herunterkommen, und manchmal liegt mir sogar ein Landstreicher in der Kammer, den ich mir aufgelesen habe. Dann sitz' ich mit ihm in der Stube und trink' einen Krug mit ihm und lass' mir seine Geschichte erzählen. Es darf aber nicht dem Pfarrer zu Ohren kommen, der sagt es sonst in der Stadt dem ärztlichen Ehrenrat, und ich werde meiner Würde verlustig erkannt. Was soll ich dann anfangen?

Inzwischen sorg' ich für die Vermehrung der Volksgesundheit und der Einwohnerzahl des Dorfes; ich sitze Tage und Nächte bei einer Gebärenden und nehm's mit den strengen Erfordernissen der Entbindung nicht so genau, wenn es Leiden zu verkürzen gilt; ich hab's gelernt und spar' auch mit der Narkose nicht. Die Beingeschwüre haben beträchtlich abgenommen im Dorf, und die Alten wollen nur sterben, wenn sie mir Adje gesagt haben; und es gibt Nächte, wo wir uns lächelnd gegenübersitzen und uns ins Gesicht sehen wie alte Freunde, der Tod und ich. Wir kennen uns jetzt gut und schätzen uns. —

Ich weiß nicht, was es ist. Die Rosen schimmern aus dem Garten, und der Nachtwind weht mir allen Geruch ins Zimmer. Der alte verstaubte Kasten. Peter. Anne. Da hol' ich ein Tuch und wische die grauen Schichten vom Deckel. Kinder ... Menschenkinder ...

Ich weiß nicht, was es ist. Ich stehe am Fenster, und meine Geige liegt am Kinn, und es geht ein altes Lied über den Garten hin und über die Rosen, leise und klar durch die Nacht; die Sterne flimmern, und der Wind geht durch die Büsche.

Ueber den Begriff der Weltgeschichte

Von

Prof. Dr. Franz Rühl

Die neue von Helmolt herausgegebene Weltgeschichte hat bereits zu mancherlei anregenden Erörterungen Veranlassung geboten. Sie fordert auch in der Tat dazu heraus, da sie mit einer theoretischen Einleitung beginnt, in der gegenüber der bisherigen Weltgeschichtschreibung ein neues Prinzip durchgeführt werden soll. Niemand wird leugnen können, daß der Gedanke, der bei dem Unternehmen vorschwebte, ein äußerst glücklicher ist. Die Historiker selbst sind etwas übersättigt von dem Kleinkram, in dem man sie, namentlich in Deutschland, einige Jahrzehnte hindurch das Wesen ihrer Wissenschaft zu suchen gelehrt hatte, und das große Publikum, auf das doch der echte Historiker in erster Linie wirken will, ist gleichfalls des Spezialistentums überdrüssig und wünscht auch einmal von etwas anderm zu hören, als von den Geschichten, mit denen man es so oft und so ausschließlich unterhalten hat. Aber eine andre Frage ist es, ob das, was uns hier geboten werden soll, auch wirklich eine Weltgeschichte ist, und ob die Verfasser vermocht haben, ein Ziel zu erreichen, das prinzipiell und theoretisch höher stände als das der bisherigen Weltgeschichtschreiber, so sehr sie auch stofflich über den Rahmen hinausgehen mögen, innerhalb dessen sich ihre Vorgänger gehalten haben. Es will mir scheinen, als ob der Begriff der Weltgeschichte selbst noch nicht genügend geklärt sei. Die Gedanken, die ich im folgenden darüber vorzutragen gedenke, haben sich nicht gestern oder vorgestern bei mir entwickelt; ich habe sie öfters mündlich vorgetragen und bei gegebener Gelegenheit auch in gedruckten Abhandlungen wenigstens skizziert. Ich beschränke mich hier so gut wie ausschließlich auf die Behandlung des Begriffs als solchen; die Fragen nach dem Fortschritt in der Geschichte, nach einem etwaigen Ziele der geschichtlichen Entwicklung werde ich nur im Vorübergehen berühren, obwohl ich der Ansicht bin, daß der Historiker hier nicht weniger mitzureden berufen ist, als der Philosoph. Sie in der Art abzutun, wie es bei Helmolt geschehen ist, scheint mir allerdings der Schwierigkeit des Gegenstandes wenig angemessen.

Einigen wir uns vor allem darüber, daß der Begriff der Weltgeschichte ein verhältnismäßig junger ist. Drei Bedingungen mußten erfüllt sein, ehe er überhaupt erfaßt werden konnte. Zunächst mußte die Kenntnis eines verhältnismäßig großen Teils der bewohnten Erde und ihrer Bevölkerung verbreitet sein, dann weiter wenigstens eine gewisse Kenntnis der Geschichte der einzelnen Völker und Staaten, und endlich mußte das Streben erwacht sein, diese Einzelgeschichten von gemeinsamen philosophischen oder politischen Gesichtspunkten zu betrachten. Nicht alle diese Bedingungen werden überall gleichmäßig erfüllt, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß der Begriff der Weltgeschichte zuerst im Schoße des Christentums, als der ersten okzidentalischen Weltreligion, aufgekommen ist.

Seine Entstehung wurde begünstigt durch die Existenz des römischen Reichs, in dessen Geschichte die fast aller andern Völker eingemündet hatte, während die der noch draußen stehenden, soweit sie bekannt war, sich hier leicht anreihen ließ.

Ich glaube keinen Fehlgriff zu tun, wenn ich als den eigentlichen Vater und Begründer der Weltgeschichte jenen Sextus Julius Africanus bezeichne, der es im Anfang des 3. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung in seiner Chronik zuerst unternommen hat, die historischen Ueberlieferungen des Orients und des Okzidents miteinander zu verknüpfen. Auf der Grundlage seiner Arbeit, mangelhaft wie sie war, sind nicht nur die Weltchroniken des ausgehenden Altertums und des Mittelalters aufgebaut, sondern hat sich auch die gesamte spätere christliche Geschichtsanschauung entwickelt. Das Christentum selbst aber ist bekanntlich auf dem Boden des Judentums erwachsen, und so kam es, daß die christlichen Historiker an den Schematismus eines Buches anknüpften, das die Juden spät in ihren Kanon aufgenommen haben, das aber nicht nur die gesamte geschichtliche Vergangenheit zu umspannen, sondern auch in die fernste Zukunft hinauszugreifen schien, an die Weltmonarchien des Buches Daniel. Die letzte dieser Danielschen Weltmonarchien ist die römische; mit ihrem Untergange glaubte man das Ende der Welt gekommen, und die Phantastik des Mittelalters hat das dann noch weiter ausgebildet. „Solange das Kolosseum steht," heißt es in einem Spruch aus jenen Zeiten, „wird Rom stehen; wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, und mit Rom die Welt." Es machte für diese Betrachtungsweise auch nichts aus, daß die letzten Ueberbleibsel des wirklichen römischen Reichs den Osmanen zur Beute wurden, denn man nahm die Fiktion der Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Großen für Ernst und knüpfte an sie die Fortdauer der Welt. Dieses erneuerte römische Kaisertum aber bestand bis 1806. Die welthistorische Betrachtung selbst griff nirgends über den Rahmen der Monarchien des Daniel hinaus, auch dann kaum, als die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen den geographischen Horizont so unendlich erweitert hatten und nachdem Christoph Cellarius um die Mitte des 17. Jahrhunderts es zuerst gewagt, das jüdische Schema zu verlassen, und eine Begrenzung der Geschichtsperioden nach neuen Prinzipien zu begründen versucht hatte. Ein Umschwung trat erst im 18. Jahrhundert ein, ausgehend merkwürdigerweise zugleich von ganz entgegengesetzten Seiten, von den Jesuiten und von der Aufklärung. Die unermeßliche Welt des brahmanischen und buddhistischen Ostens mit ihrer uralten und uns so fremd anmutenden Kultur ward den verwunderten Blicken Europas erschlossen; wer von Weltgeschichte reden wollte, durfte daran nicht länger schweigend vorübergehen. Der äußerste Orient, die Reiche der aufgehenden Sonne kamen in die Mode, die Gelehrten und die Dichter beschäftigten sich mit ihnen und ihrer Weisheit, und noch heute bezeugen verfallende Anlagen der Rokokozeit bis zu den Ufern des Mälarsees, wie sehr diese Dinge das Interesse und die Phantasie auch der herrschenden Klassen erregten.

Die erwachte Neugier der Gelehrten wie des großen Publikums nach einer wirklich allgemeinen Geschichte zu befriedigen unternahm dann die große

sogenannte englische Welthistorie, die in die bedeutendsten europäischen Kultursprachen übersetzt wurde und zum eisernen Bestand der größeren Familienbibliotheken des 18. Jahrhunderts gehörte. Sie ist, wenn wir die Zeit ihres Erscheinens berücksichtigen, in vieler Hinsicht bewunderungswürdig, aber eine eigentliche Weltgeschichte ist sie nicht. Sie ist vielmehr nur eine Sammlung von Staatengeschichten, die unter die Rubriken einiger Hauptnationen geordnet sind, deren Geschichte man dann diejenigen der übrigen Völker, der sogenannten Nebenvölker, eingefügt hat. Man kann sie am ehesten etwa mit Onckens Weltgeschichte in Einzeldarstellungen vergleichen, mit der sie auch das gemein hat, daß sie nicht von einem einzigen Verfasser, sondern von einer Gesellschaft von Gelehrten herrührt. Wirklichen Ernst mit dem Begriff einer Weltgeschichte hat erst Schlözer gemacht, und seine Auffassung ist bewußt oder unbewußt bis zum heutigen Tage bestimmend geblieben. Schlözer weist der Weltgeschichte von vornherein dem Stoff nach den größtmöglichen Umfang zu. Sie soll die gesamte Menschheit umfassen, sie soll kein Volk und keinen Staat ausschließen. „Ohne Vaterland," so führt er aus, „ohne Nationalstolz verbreitet sie sich über alle Gegenden, wo gesellschaftliche Menschen wohnen, und überschaut mit weitem Blick die ganze Bühne, auf der jemals Rollen gespielt worden sind. Jeder Weltteil ist ihr gleich, nicht vier Monarchien aus etwa dreißig andern ärmlich herausgeschieden, nicht Volk Gottes, nicht Griechen und Römer beschäftigen sie mit Prädilektion. Sie weidet ihre Neugier so gut am Hoangho und Nil als an der Tiber und Weichsel." Als ihre Aufgabe wird dann bezeichnet eine systematische Sammlung von Tatsätzen, vermittels deren sich der gegenwärtige Zustand der Erde und des Menschengeschlechts aus Gründen verstehen läßt. „Sie ist," heißt es an einer andern Stelle, „weder Staats-, noch Religions-, noch Kunst-, noch Gelehrtengeschichte, sondern aus allen zusammen borgt sie ihrer Bestimmung getreu Begebenheiten, die den Grund erheblicher Revolutionen des menschlichen Geschlechts enthalten." Sie soll dann endlich noch die Verknüpfung der Geschichte der einzelnen Völker nachweisen. Denn an eine solche geschichtliche, nicht bloß anthropologisch-stammesgeschichtliche Verknüpfung aller Völker hat Schlözer noch ganz ernsthaft geglaubt. Dem allen wird nur eine einzige Beschränkung beigefügt: „eine Zeit ohne verzeichnete Begebenheiten ist eine unbekannte, folglich für die Geschichte keine Zeit." Schlözer, von reicher und mannigfaltiger anderweitiger Tätigkeit in Anspruch genommen, hat selbst keine Weltgeschichte geschrieben und nur sozusagen die Grundlinien zu dem Entwurf eines solchen Unternehmens gezeichnet, und auch damit ist er bloß bis zum Untergange des weströmischen Reichs gekommen; allein trotzdem hat er einen großen und nachhaltigen Einfluß auf das historische Denken weiter Kreise ausgeübt.

Die Ideen des nüchternen und praktischen Göttingers bewegten sich in derselben Richtung wie die auf das Nützliche und im Leben Verwertbare gerichteten Bestrebungen, die für das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus so charakteristisch sind; die eigentlich philosophischen Köpfe jedoch konnten aus ihnen zwar manche Anregung entnehmen, aber befriedigt konnten sie dadurch nicht werden, und so

führte denn Immanuel Kant ein ganz neues Moment in die Betrachtung ein. Er ging von dem Wesen des Menschen als eines mit Vernunft begabten Geschöpfes aus, und von der Voraussetzung, daß alle Naturanlagen eines organischen Wesens dazu bestimmt seien, sich vollständig zu entwickeln. Da nun, so lehrte er in seinen Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, denjenigen Naturanlagen des Menschen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abzielen, in dem einzelnen Menschen bei seiner kurzen Lebensdauer eine solche vollständige Entwicklung versagt sei, so müsse sich die Entwicklung dieser Anlagen in der Gattung, das heißt in einer Aufeinanderfolge von Generationen vollziehen. Das Ziel dieser Entwicklung aber sei die Herstellung einer gerechten bürgerlichen Verfassung. Man könne allerdings an der Möglichkeit einer solchen planmäßigen Geschichte der Menschheit zweifeln, da der Mensch doch nicht nach Instinkt handle, sondern nach Absicht, und die einzelnen Menschen nicht, wie vernünftige Weltbürger, nach einem gemeinsamen Plane, sondern aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht. Allein, so meint er, auf eine solche Absicht der Natur führe trotzdem die Beobachtung, daß, wenn man das Spiel der menschlichen Freiheit im großen betrachte, sich ein regelmäßiger Gang dieser Handlungen erkennen lasse. Das hat dann nachher Schiller in seiner berühmten Jenaer Antrittsvorlesung weiter dahin ausgeführt, daß der einzelne vermöge seines freien Willens zwar den Zwecken der Geschichte widerstreben könne, daß aber die Geschichte diese selbstsüchtigen Zwecke zu vernünftigen Zwecken der ganzen Menschheit umkehre.

Auf Schlözer und Kant beruht Schlosser, der von Haus aus auf die Universalgeschichte angelegt war. Er nimmt auf der einen Seite die Schlözersche Definition der Weltgeschichte nicht nur in ihrem ganzen Umfang an, sondern er erweitert sie noch beträchtlich, indem er die Beschränkung auf die verzeichnete Geschichte fallen läßt; er erweitert ihren Inhalt auch dahin, daß er den Begriff der Revolutionen, unter denen Schlözer nur politische Umwälzungen verstanden hatte, auf die Umwandlungen des Geisteslebens und der Kultur überhaupt ausdehnt; auf der andern Seite aber nimmt er die Kantischen Sätze an und gewinnt dadurch einen Leitfaden für seine Betrachtung. Auch hier geht er über seinen Führer einen Schritt hinaus; er läßt die vollkommene bürgerliche Verfassung als ein zu enges Ziel fallen und bezeichnet als Aufgabe der Universalgeschichte, zu versuchen, als Resultat aller Erfahrungen durch Darstellung der Geschichte unsers Geschlechts zu beweisen, daß es unter steten Revolutionen nach und nach weiter zu größerer Vollkommenheit sich entwickelt habe. Ganz konsequenterweise beginnt dann Schlosser seine Geschichte der alten Welt mit einem Abriß der Geologie. Seine Nachfolger haben sich in Theorie und Praxis ganz ähnlich verhalten wie er. Untersuchen wir jedoch, ob die Praxis der Theorie entspreche, so werden wir bitter enttäuscht.

Haben sie sich wirklich bemüht, eine Geschichte der Menschheit zu geben? Auf den ersten Blick kann es so scheinen, und man findet wirklich so ziemlich alle Völker erwähnt, von denen wir geschichtliche Kunde besitzen; bei näherem

Zusehen aber hält dieser täuschende Schein nicht stand. Schlosser fängt, nachdem er sich mit den Ursprüngen des Menschengeschlechts abgefunden, mit den Chinesen an, liefert aber nur einen ganz kurzen Abriß von ihrem Staatswesen und behandelt die Bevölkerungen von Japan wie von Indien teils gar nicht, teils so, daß er die eigentliche Geschichte geradezu ausschließt. Dann aber läßt er den Faden fallen, und nirgends kommt er auf diese unermeßliche Welt des östlichen Asiens anders als nur ganz gelegentlich und in einem ganz andern Zusammenhange zurück. Die Aegypter und Semiten, mit ihrer uralten Kultur, werden dann auch sehr kurz abgemacht, im wesentlichen lediglich mit einem literarisch-kulturhistorischen Räsonnement. Dann aber, etwa von der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. ab, ändert sich die ganze Darstellung, und die Aufmerksamkeit des Historikers richtet sich selbst auf verhältnismäßig kleine Vorgänge im staatlichen Leben. Man kann nicht behaupten, daß diese Mängel, dieser Abfall vom Prinzip sich in den mittleren und neueren Zeiten weniger fühlbar machten, im Gegenteil, sie werden hier womöglich noch gesteigert; von der Geschichte eines außerordentlich großen Teiles der Menschheit ist so gut wie gar nicht die Rede. Die späteren Weltgeschichtschreiber verfahren genau ebenso, obwohl sie infolge der großen Entdeckungen des letzten Jahrhunderts einigen alten orientalischen Völkern größeren Raum gönnen; was sie liefern, sind in Wirklichkeit nur halb synchronistisch, halb ethnographisch geordnete Geschichten verschiedener, meist europäischer Staaten. Hier nun kräftig eingesetzt zu haben, den Begriff der Menschheit endlich einmal voll zur Geltung gebracht zu haben, ist ein ganz unbestreitbares Verdienst des Helmoltschen Unternehmens, und daß eine solche Weltgeschichte überhaupt in Angriff genommen werden und Anklang finden konnte, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß man auch in Deutschland endlich beginnt, der bloßen genauen Einzelforschung überdrüssig zu werden, umfassenderem Wissen nachzugehen und sich zu allgemeineren Ideen zu erheben.

Als ich zum ersten Male Veranlassung hatte, meine Gedanken über diese Fragen zu ordnen und öffentlich zu äußern, stand es noch anders. Ich mußte konstatieren, daß die Historiker von Fach der Weltgeschichte als solcher möglichst aus dem Wege gingen, obwohl die Zeiten bereits im Verschwinden begriffen waren, wo es als ein Zeichen besonderer Wissenschaftlichkeit angesehen wurde, wenn jemand die Studien seines Lebens etwa einem einzigen Herrscher des Mittelalters zuwandte. Aber kurz nachher erschien der Anfang einer neuen Weltgeschichte in großem Stil und gerade aus der Feder desjenigen Historikers, von dem die große Menge seiner Bewunderer dergleichen am wenigsten erwartet hätte. Die Weltgeschichte von Leopold Ranke hat vielleicht nicht ganz die Wirkung ausgeübt, die man nach dem Namen ihres Verfassers, der unbestritten für den größten der lebenden Historiker gelten konnte und galt, und nach ihrem trotz aller leicht nachzuweisenden Schwächen höchst bedeutenden Inhalt hätte voraussetzen dürfen; man wird es jedoch zu einem guten Teile ihrem Einflusse zuschreiben dürfen, daß die Erörterung allgemeiner Fragen und Probleme jetzt bei den deutschen Historikern so sehr in den Vordergrund getreten ist. Wie verhält sich

nun aber Ranke zu dem Begriffe und der Aufgabe der Weltgeschichte an sich? Die Frage ist nicht gerade leicht zu beantworten. Weder aus dem einleitenden Vorworte noch aus dem Werke selbst sind die Grundsätze des Verfassers ohne weiteres zu entnehmen. So anschaulich dieser Historiker, der ohne Selbstüberschätzung eine Parallele zwischen sich und Thukydides ziehen durfte, uns die Personen und die konkreten Dinge der neueren Geschichte vorzuführen weiß, so kurz und dunkel ist er häufig, wenn es gilt, die außerhalb der Bahnen der Kabinettspolitik liegenden allgemeinen Bewegungen zu schildern und die leitenden Ideen in den Massenbewegungen zu entwickeln. Seine allgemeinen Erörterungen sind zuweilen recht schwer zu verstehen, ohne daß sich der Leser die Schuld davon beizumessen brauchte, und sie lassen auch manchmal wesentliche Momente, worauf andre ein Hauptgewicht gelegt haben, achtlos beiseite oder begnügen sich damit, sie obenhin zu streifen. Diese stellenweise Dunkelheit der Rankeschen Betrachtungen hat sich mit dem zunehmenden Alter noch gesteigert, und wir werden daher für unsern Zweck wohltun, die Einleitung zu den Vorträgen zu Hilfe zu nehmen, die Ranke im Jahre 1854, also in der Vollkraft des Mannesalters, dem Könige Maximilian von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehalten hat. Man hat nicht den leisesten Grund zu der Annahme, daß er damals seine Ausführungen nach dem Geschmack und den Tendenzen seines königlichen Zuhörers gemodelt hätte. Auch wer kein großes Gewicht darauf legen möchte, daß Ranke in seinem Nachruf auf den König bemerkt, daß man ihm das Beste sagen konnte, was man überhaupt dachte und wußte, wird bei näherer Untersuchung eingestehen müssen, daß dasjenige, was Ranke in jenen Vorträgen ausführte, seine wirkliche, wohlerwogene und in der Hauptsache auch später immer festgehaltene Ueberzeugung war. Er faßt nun die Weltgeschichte ganz wie seine Vorgänger als Geschichte des gesamten menschlichen Geschlechts: er weist ihr die Aufgabe zu, den Gang der großen Begebenheiten, der alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. Aber er macht hier gleich eine Einschränkung, die er von Schlözer übernommen hat. Auch er kennt keine Geschichte ohne schriftliche Aufzeichnung; auf diese allein sei die Geschichte angewiesen. „Wie könnte sich der Geschichtschreiber zutrauen," sagt er, „das Geheimnis der Urwelt, also das Verhältnis des Menschen zu Gott und der Natur, zu enthüllen? Man muß diese Probleme der Naturwissenschaft und zugleich der religiösen Auffassung anheimgeben." Das ist nach allen Seiten ein Rückschritt gegen Schlosser, wenn auch nicht durchweg gegen dessen Praxis, so doch gegen seine Theorie. In der Tat, es ist nicht möglich, Begebenheiten, die Jahrhunderte zurückliegen, eigentlich zu erzählen, wenn sie uns nicht schriftlich überliefert sind, aber für die Grundzüge der Geschichte der Völker, für die Erkenntnis ihres Zusammenhanges untereinander, für die Ergründung des Zustandes ihrer Kultur und zum Teil sogar für die Feststellung der politischen und internationalen Revolutionen, die sie betroffen haben, also gerade für die wirklich universal interessanten Momente stehen der Geschichtswissenschaft auch andre Forschungsmittel zur Verfügung, als die schriftlichen Traditionen. Das alles läßt sich bis zu einem gewissen Grade auch aus den un-

mittelbaren Ueberresten des Lebens der Völker erkennen, wie sie gerade in unsern Tagen in ungeahnter Fülle dem Schoße der Erde entstiegen sind und entsteigen. Um ein paar der nächstliegenden Beispiele anzuführen, so haben die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf griechischem Boden uns eine neue Welt aufgeschlossen; die überhaupt oder wenigstens für uns schriftlosen Denkmäler von Troja, Mykene und Kreta haben uns gestattet, ein zwar etwas verschleiertes, aber in seinen Umrissen doch erkennbares Bild nicht nur von den Kulturzuständen, sondern auch von den Völkerverbindungen im östlichen Becken des Mittelmeers zu entwerfen, das ohne die Arbeit der „Topfgräber", wie sie Treitschke verächtlich genannt hat, niemals hätte zum Vorschein kommen können; und in ähnlicher Weise hat die vorgeschichtliche Forschung in Nordeuropa uns durch die stummen Zeugen längst vergangenen Lebens Kunde von Völkerbewegungen gebracht, die sich bis dahin kaum erraten ließen und welche die uns durch schriftliche Aufzeichnungen vertrauten Vorgänge im Süden vielfach erst recht verstehen und würdigen gelehrt haben. Und gehen wir noch einen Schritt weiter in die Vorzeit zurück, so müssen wir die Forschung selbst zwar in der Hauptsache der Naturwissenschaft überlassen — aber was hindert uns, die Ergebnisse, welche die Naturwissenschaft über die frühesten Bewohner des Erdballs und seiner Teile gewonnen hat, für die speziellen Zwecke der Geschichtswissenschaft zu verwerten? Wenn wir die Geographie und Topographie für die Geschichte ausnutzen — warum in aller Welt nicht auch die Anthropologie? Und nun vollends ein Problem, das nicht seiner Natur nach als für den Menschen unlösbar erwiesen werden kann, der „religiösen Auffassung" zu überlassen, heißt den Bankerott der Wissenschaft erklären. Denn ihrem Wesen nach kann keine religiöse Auffassung bewiesen werden, und keine Offenbarung läßt sich auf logischem Wege als glaubwürdig erkennen. Die historische Erfahrung aber lehrt, wie außerordentlich vieles, das vor Jahrhunderten und Jahrtausenden nur ein Gegenstand des Glaubens sein konnte, der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntnis untertan geworden ist: wo sollen wir hier die Grenze ziehen, es sei denn mit den angeborenen Schranken des menschlichen Geistes? Des Unerkennbaren bleibt auch dann noch genug, und der Schleier der Maja wird niemals zerreißen.

Aber die eigentümlichen Ansichten Rankes über diese Dinge hängen mit einem Mangel, sei es seiner Bildung, sei es seiner Begabung zusammen, der sich auch sonst bei ihm fühlbar macht: er hat auch nicht die mindeste philosophische Ader. Wer von sich behaupten kann daß ihm die älteste Philosophie, wie wir sie bei Platon und Aristoteles ausgebildet finden, genüge, kann kaum jemals ein wirkliches philosophisches Bedürfnis empfunden haben, und in der Tat ist Ranke von der neueren Philosophie nur das eine oder andre ganz zufällig angeflogen. Damit hängen seine merkwürdigen Aeußerungen über den Fortschritt und die leitenden Ideen in der Geschichte zusammen. Er leugnet, und das ist gegen Kant und Schlosser gerichtet, daß die ganze Menschheit sich von einem Urzustande zu einem positiven Ziele fortentwickle, sei es, daß ein allgemein leitender Wille diese Entwicklung fördere, sei es, daß in der Menschheit gleichsam ein Zug

der geistigen Natur liege, der die Menschen mit Notwendigkeit nach einem bestimmten Ziele hintreibe. Beides sei unhaltbar. Im ersten Falle werde die menschliche Freiheit geradezu aufgehoben, im andern müßten die Menschen entweder geradezu Gott oder nichts sein. Den vorhin erwähnten Schillerschen Satz aber — er scheint ihn Hegel zuzuschreiben —, wonach die Menschen durch ihre Handlungen mit oder gegen ihren Willen den Zwecken der Geschichte dienen müßten, verwirft er, als eine höchst unwürdige Vorstellung von Gott und der Menschheit enthaltend. Der Weltgeist handle dabei gleichsam durch Betrug, auch könne diese Lehre konsequent nur zum Pantheismus führen. Die Menschheit sei dann der werdende Gott, der sich durch einen geistigen Prozeß, der in seiner Natur liege, selbst gebäre.

Es würde heute zu weit führen, diese Auffassung näher zu kritisieren; wichtiger für unsern augenblicklichen Zweck sind die historischen Gründe, die Ranke gegen einen Fortschritt der Menschheit vorbringt. Wenn ich das Beiwerk beiseite lasse, so laufen sie auf folgendes hinaus.

Er meint, man könne einen Fortschritt in der Geschichte nicht anerkennen, weil die Bewegung vielfach eher eine rückläufige gewesen sei, so zum Beispiel in Asien, das doch mehrere Kulturepochen erlebt habe; die älteste von diesen sei die blühendste gewesen, die zweite und dritte, in der das griechische und römische Element vorherrschten, sei schon nicht so bedeutend gewesen, und mit dem Einbruch der Mongolen habe die Kultur in Asien vollends ein Ende gefunden. Die fortschreitende Entwicklung der Jahrhunderte umfasse ferner nicht zu gleicher Zeit alle Zweige des menschlichen Wesens und Könnens, bildende Kunst und Poesie zum Beispiel blühten in gewissen Epochen, um in den darauf folgenden in den ärgsten Verfall zu geraten. Auch in moralischer und religiöser Beziehung lasse sich kein stetiger Fortschritt nachweisen, und mit dem Christentum sei in dieser Rücksicht das Höchste erreicht. Nur in einer Beziehung sei ein wirklicher Fortschritt anzunehmen, nämlich hinsichtlich der materiellen Interessen, hinsichtlich alles dessen, was sich auf die Erkenntnis und Beherrschung der Natur beziehe. Es ist nicht schwer, das zu widerlegen. Auch angenommen, Rankes Behauptungen im einzelnen wären so richtig, als sie vielfach bestreitbar sind, so muß doch bemerkt werden, daß von einem stetigen Fortschritt der Menschheit in gerader Linie kein Verständiger geredet hat. Was behauptet worden ist und allein behauptet werden kann, ist, daß sich ein solcher Fortschritt unter scheinbaren Rückläufen etwa wie in einer Spirale vollziehe, daß aus dem verfallenden und allmählich zugrunde gehenden Alten etwas Neues hervorgehe, dessen Entwicklung zu einer höheren Stufe führe als der früher erreichten. Wenn Ranke selbst von einem Fortschritt in der Erkenntnis und Beherrschung der Natur durch den Menschen redet, kann er bei ernsthaftem Nachdenken an die ununterbrochene Kontinuität eines solchen Fortschritts geglaubt haben? Haben nicht sogar Mathematik, Physik und mathematische und physikalische Erdkunde große Perioden des Rückschritts zu verzeichnen?

Indessen lassen wir diese Fragen, die eine selbständige, eingehende und

schwierige Untersuchung erfordern, für heute ruhen und wenden wir uns zu der Art und Weise, wie Ranke seinen Gedanken einer Weltgeschichte durchgeführt hat. Da treffen wir denn für die Zeiten der schriftlichen Ueberlieferung auf genau dasselbe Verfahren wie bei Schlosser. Das Schema ist ein andres, es sind zum Teil verschiedene Hauptmomente, die hervorgehoben werden, aber den Ansprüchen, die man an eine Geschichte der Menschheit stellen könnte, genügt Ranke womöglich noch weniger als seine Vorgänger. Es ist ein noch kleinerer Ausschnitt der Menschheit, von dem er in Wirklichkeit handelt.

Es fragt sich nun: Liegt dieser Fehler, wie man zunächst annehmen könnte, an den Geschichtschreibern, oder ist die Aufgabe, deren Lösung sie unternommen haben, falsch gestellt? Erinnern wir uns an eins, was alle von uns angeführten Theoretiker als ein notwendiges Moment der Weltgeschichte bezeichnet haben, nämlich das Aufweisen der Verbindung der Völker untereinander. Besteht in Wirklichkeit eine solche Verbindung? Ranke sagt freilich, der Augenschein lehre sie; aber Schlözer, der doch sonst den Mund so voll nimmt, war bescheidener. Er meint, ein solcher Zusammenhang aller Völker untereinander lasse sich nicht beweisen, aber das liege nur an unsrer Unkenntnis der Tatsachen. Er schließt nach Analogie von den bekannten Verbindungen auf das Vorhandensein der unbekannten. Ein solcher Analogieschluß ist selbstverständlich an sich unstatthaft, aber auch wenn er durch ein größeres Induktionsmaterial bestätigt würde, was doch bis zur Stunde nicht der Fall ist, würden die Voraussetzungen, auf Grund derer eine Geschichte der Menschheit allein möglich wäre, damit noch nicht gegeben sein. Was nützt uns etwa, um ein Beispiel anzuführen, für die historische Darstellung die Tatsache, daß die Chinesen hier und da einmal ein römisches Schiff in einem ihrer Häfen gesehen oder eine Gesandtschaft an den römischen Kaiser geschickt haben? Die Geschichte von Hinterasien kann darum doch nicht im Zusammenhange mit derjenigen des römischen Kaiserreichs erzählt werden. Wer sich die synchronistischen Tabellen bei Schlözer oder seine Periodisierung der alten Geschichte näher ansieht, wird ohne weiteres inne, daß diesem zeitlichen Zusammenhange kein kausaler entspricht, daß also eine historische Verbindung der von ihm zusammengeworfenen Völker nicht besteht. Gehen wir noch einen Schritt weiter! Wenn wir die Geschichte der amerikanischen Kulturstaaten vor der Entdeckung der Neuen Welt noch so genau kennten, wäre es möglich, sie mit der Geschichte des europäischen Mittelalters irgendwie in Verbindung zu setzen? Seien wir aufrichtig! Es gibt eine Menschheit im anthropologischen Sinne, aber es gibt keine oder noch keine Menschheit im historischen Sinn. Daraus folgt dann mit Notwendigkeit, daß auch eine Weltgeschichte, wenn man sie als Geschichte der Menschheit faßt, zurzeit unmöglich ist. Zurzeit, habe ich gesagt, denn hier läßt sich in der Tat auf historisch-empirischem Wege ein Fortschritt ganz evident vor Augen führen. Wir haben zwar allen Grund, anzunehmen, daß die Menschheit, naturwissenschaftlich betrachtet, von einem Punkte ausgegangen ist. Sobald die Menschen aber begonnen haben, die Erde zu erfüllen und der eigentlich historischen Betrachtung zu unterliegen, besteht zunächst gar kein Zu-

sammenhang zwischen den einzelnen Menschengruppen. Alle Geschichte beginnt mit der Vereinzelung. Die Horde ist älter als der Staat, die Staaten sind älter als die Staatensysteme. Wie sie phylogenetisch auseinander gegangen sind, so haben sich die Menschen auch in Sprache, Staat und Kultur verschieden entwickelt und voneinander gesondert. Wer die Entwicklung der Menschheit gleichsam aus der Vogelperspektive überschauen könnte, würde zuerst die einzelnen Staaten und Völker ganz isoliert für sich sehen; erst im Laufe der Zeit bilden sich durch ihre gegenseitige friedliche und kriegerische Einwirkung Beziehungen heraus, die dazu führen, daß die Entwicklung des einen Staates durch die des andern mitbedingt wird und somit die Geschichte einer Anzahl von Staaten sich zu einem unlösbaren Zusammenhange verbindet. So entstehen gewisse Kulturkreise an verschiedenen Stellen der Erde, die ihrerseits gleichfalls zunächst gegeneinander abgeschlossen sind. Hier sind die Verhältnisse von Amerika äußerst lehrreich. Es ist höchst zweifelhaft, ob man auf dem Plateau von Anahuac überhaupt etwas von dem peruanischen Staatswesen gewußt hat; als unzweifelhaft muß es erscheinen, daß diese beiden Zentren altamerikanischer Kultur gar keinen Einfluß aufeinander ausgeübt haben. Erst der Zusammenstoß zweier Kulturkreise, das ihnen allen vermöge des menschlichen Nachahmungstriebes innewohnende, freilich hier stärkere, dort schwächere Bestreben, sich einander anzuähnlichen, führt zu einem weiteren Fortschritt. Die bloße gegenseitige Bekanntschaft miteinander, rein äußerliche Beziehungen, die auf die inneren Verhältnisse der Staaten ohne bestimmenden Einfluß bleiben, reichen dazu nicht aus. Die Geschichte lehrt uns jedoch bis zu diesem Augenblicke, daß die Staatensysteme und die Kulturkreise sich immer mehr und mehr erweitert haben, und das läßt uns die Erwartung hegen, daß dermaleinst sämtliche Kulturkreise und Staatensysteme der Erde in eine und dieselbe geistige Bewegung hineingezogen werden, wo man dann etwa den Rückschlag einer Staatsumwälzung in Paris in Peking ähnlich empfinden wird wie in Berlin. Aber es ist anzunehmen, daß bis dahin noch mehr als ein Jahrtausend vergehen wird.

Ehe dieses Ziel erreicht ist, wird aber eine Weltgeschichte, die eine wirkliche Geschichte der Menschheit sein soll, nicht möglich sein. Bis dahin muß man sich damit begnügen, die Geschichte der einzelnen Kulturkreise abgesondert darzustellen und alle andern nur so weit zu berücksichtigen, als sie von demjenigen, den man gerade behandelt, Einwirkungen erfahren oder auf ihn ausgeübt haben. Und nun sehen wir in der Tat, daß unsre großen und kleinen Weltgeschichtschreiber, obwohl sie die Geschichte der ganzen Menschheit auf ihr Programm setzen, doch gerade das Verfahren einschlagen, das wir als das zurzeit allein mögliche hingestellt haben, und die Richtigkeit unsers Satzes wird auch dadurch bestätigt, daß die große Masse der Leser das nicht bemerkt. Wenn die Helmoltsche Weltgeschichte scheinbar darüber hinausgeht, so ist das in der Tat nur ein Schein. Sie stellt eben die Geschichte verschiedener Kulturkreise nebeneinander, und nicht alle werden der Ansicht sein, daß die wesentlich geographische Anordnung, die bei ihr vorwaltet, auch die zweckmäßigste sei.

Versuchen wir nun einmal, bei dem uns zunächst liegenden Kulturkreise die Entwicklung, die wir gezeichnet haben, in kurzen Zügen auszuführen. Wir können es dahingestellt sein lassen, ob wir unsre älteste Kultur in der mesopotamischen Ebene oder in Aegypten zu suchen haben oder sonstwo, und es verschlägt auch nichts für uns, ob wir annehmen, daß diese Kultur von einem oder von mehreren Zentren ausgegangen ist. Jedenfalls sehen wir die Staaten des alten Orients zunächst ganz isoliert voneinander, ganz verschiedene Wege in ihrer Kultur einschlagend. Allmählich aber findet doch eine gegenseitige Einwirkung unter ihnen statt, kriegerische Verwicklungen treten zwischen ihnen ein, und durch diese entstehen gemeinsame Interessen, indem sich mehrere Staaten von derselben Gefahr bedroht sehen, es auch gelegentlich gilt, andre Völker, die auf sehr viel niedrigerer Kulturstufe stehen und die Errungenschaften einer vielhundertjährigen Zivilisation in wildem Ansturme bedrohen, mit vereinten Kräften abzuwehren. So entsteht ein eigentümliches orientalisches Staatensystem, dessen Geschichte sich dann im Zusammenhange erzählen läßt und das schließlich sogar eine äußerliche Zusammenfassung in dem persischen Reiche findet. Ganz abgesondert davon liegt die Welt der Griechen, darum nicht weniger abgesondert, weil gelegentlich orientalische Staaten feindlich mit ihr zusammenstoßen und weil den Griechen durch mannigfaltige Vermittlung wichtige Elemente der äußeren Kultur der Orientalen zugekommen sind und die Griechen selbst schon in ziemlich früher Zeit den Orientalen ihrerseits von ihren eignen, selbständigen Errungenschaften mitgeteilt haben. Die Griechen bilden ein eigentümliches System für sich, freilich fast mikroskopisch klein im Verhältnis zum Orient, aber womöglich aus noch mehr Staaten bestehend und noch lebhafter bewegt, mit einer untrennbaren inneren und äußeren Entwicklung der einzelnen Staaten und dem bestimmten und bewußten Gefühl der Gemeinsamkeit untereinander und der Verschiedenheit von allen andern Staaten und Völkern. Bei den Griechen läßt sich sogar die Entstehung ihres Staatensystems und seine allmähliche Ausdehnung verfolgen. Der Zusammenstoß von Griechen und Persern verknüpft dann das griechische und das orientalische Staatensystem zu einer untrennbaren Einheit. Ganz gesondert aber steht dieser Welt des Ostens noch immer die des Westens gegenüber; die griechischen Kolonien im westlichen Becken des Mittelländischen Meeres haben zu den Völkern, auf deren Gebiet sie sich niederließen und auf die sie einen so großen Einfluß ausgeübt haben, doch nur ganz äußerliche Beziehungen. Erst durch den pyrrhischen und die punischen Kriege wird das hergestellt, was wir die Einheit der alten Geschichte nennen können.

Die Völkerwanderung ist es dann, die diesen Kulturkreis wieder erweitert. Die Völker des Nordens, Kelten und Germanen, treten in ihn ein, und das eigentliche Mittelalter fügt dann noch die Slawen, die Ungarn und die von den moslimischen Arabern und ihren Nachfolgern gegründeten Reiche hinzu. Wie aber im Altertum der Gegensatz zuerst zwischen Orient und Okzident, dann zwischen Italikern und Romanen auf der einen und Griechen und hellenisierten Barbaren auf der andern Seite besteht, so im Mittelalter der zwischen Moslemin und, sagen wir es einmal kurz, Europäern.

Daß diese Gruppierungen innerhalb der Kulturkreise nicht auf der Religion beruhen, wird ja wohl allgemein zugegeben, obwohl es zum Beispiel die Eroberungen der Moslemin gewesen sind, welche die „historische Trennung“ zwischen Nordafrika und Südeuropa bewirkt haben; man kann sie jedoch auch nicht auf die Nationalität zurückführen. Wenn Ranke von der Geschichte der romanischen und germanischen Völker redet, so unterliegt er den gleichen Einwendungen, wie er sie selbst gegen den Begriff der Geschichte der Christenheit erhebt. Er weist den letzteren ab, weil er die Armenier einschließen würde; man muß den ersteren zurückweisen, weil er Slawen, Ungarn und sogar die Griechen ausschließt und dagegen die Rumänen mit umfaßt, deren Geschichte bis in die allerneueste Zeit mit der des Okzidents so gut wie gar nichts zu tun hat. Die formelle Religion wie die Nationalität, so wichtig und vielfach bestimmend sie auch sind, spielen doch auf dem geschichtlichen Theater nur eine Rolle zweiten Ranges. Es sind die Aehnlichkeit und der Gegensatz der geistigen und politischen Kultur, die hier in erster Linie ausschlaggebend sind.

Die ungeheuern Entdeckungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die Auffindung Amerikas und des Seewegs nach Indien haben dann eine neue Epoche begründet. Es kann indessen dem aufmerksamen Blicke nicht entgehen, wie lange es doch noch gedauert hat, ehe diese unsrer Rasse neu erschlossenen Ländergebiete historisch mit dem europäischen Kulturkreise verwachsen sind. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seit dem französisch-englischen Kolonialkriege und dem Abfall der Vereinigten Staaten von dem Mutterlande kann man von einem wirklichen Einfluß der Geschichte Nordamerikas auf die von Europa reden. Bei Südamerika ist dieser Zeitpunkt noch viel später eingetreten, man kann wohl sagen, erst seit den Unabhängigkeitskämpfen gegen die Spanier, und so zahlreich auch die Bande sind, die Europa und Amerika in der mannigfachsten Weise verknüpfen, so läßt sich doch mit gutem Grunde behaupten, daß die eigentlich geschichtlichen Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Kontinent bis jetzt äußerst locker gefügt sind. In noch viel höherem Maße gilt das von dem Verhältnis unsers Erdteils zu Indien und Australien, obwohl der letztgenannte Weltteil seine Bevölkerung fast ausschließlich von Europa erhalten hat.

Es hat den Anschein, als ob in unsrer Zeit infolge der großartigen kontinentalen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte, die fast nichts ganz Unbekanntes in dem Gebiet der bewohnten Erde übriggelassen haben, und infolge der immer weiter fortschreitenden ungeahnten Steigerung des europäischen Handels und Verkehrs in fernen Meeren die ersten Keime einer neuen Erweiterung des europäischen Kulturkreises zutage treten wollten. Es sind mancherlei Anzeichen, die darauf hindeuten; keines scheint so hervorstechend zu sein als der große Kampf, der sich jetzt in Ostasien abspielt. Kein Geschichtskundiger wird es wagen wollen, den Gang der Dinge im einzelnen vorauszusagen, aber das durfte man schon vor einem Jahre aussprechen: wenn es Japan gelingen sollte, sich in dem gegenwärtigen Kriege nicht nur siegreich zu behaupten, sondern sich auch, was davon die

voraussichtliche Folge wäre, zu einem ständigen wichtigen Faktor in den Kombinationen der europäischen Politik zu erheben, so hätte sich ein Ereignis vollzogen, mit dem an wirklich weltgeschichtlicher Bedeutung sich keines vergleichen könnte seit jenem Maiabend von 1498, wo die Anker Vasco de Gamas in den Sand von Kalikut rollten.

Berichte aus allen Wissenschaften

Philosophie und Naturwissenschaft

Der moderne Mensch empfindet trotz aller Fortschritte in der Erkenntnis und Beherrschung der Natur einen Zwiespalt in seiner Weltanschauung, der ihm die naive Freude am Dasein und die Hoffnung auf ein stetiges Fortschreiten der Kultur, kurz den Glauben an eine vernünftige Leitung des Weltalls raubt. Seit Kant klafft ein Riß zwischen Natur und Geist. Letzterer gilt als der souveräne Gesetzgeber in der intellektuellen und sittlichen Welt. Reiner Geist ist das Gute, das Göttliche schlechthin. Dagegen ist die Natur im besten Falle sittlich neutral, ohne Vernunft, ohne qualitative Differenzierung, ein blödes, träges Etwas, für das man die Namen: Materie und Mechanismus verwendet, um die Geringwertigkeit der Sache zum Ausdruck zu bringen; sie ist das „Nicht-Ich" im Gegensatz zum bewußten geistigen Ich.

Der Bann dieser Weltanschauung ist jetzt gebrochen durch ein Werk, das die Materie wieder in die ihr gebührende Ehrenstellung einsetzt und dem lange verkannten armen Aschenbrödel wieder königliche Prachtgewänder anlegt. Dies Werk enthält nicht Phantasien und Spekulationen, sondern eine Wissenschaftslehre, einen umfassenden Ueberblick über den Stand der exakten Naturwissenschaften. Dort hat es so viel Geist gefunden, daß es zu dem Ergebnis kommt: Die Geisteskultur hat ihre Neubefruchtung von der Gesamtheit der Naturwissenschaft zu erhoffen. Jede wahre Metaphysik der Gegenwart und Zukunft muß sich gründen auf die Gesamterfahrung der Naturwissenschaft, sie muß das Weltgesetz erringen, „indem sie in einer Spirale aufsteigt von der Mathemathik zur Physik, Chemie und Astronomie, von der Biologie zur Sprache, von dieser zur Kunst und Philosophie, bis endlich all dieser Ertrag gipfelt in der Religion."

Es ist das Werk Gustav Portigs: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur". 1. Band: In der Mathematik, Physik, Chemie, 1903, 332 Seiten; 2. Band: In der Astronomie und Biologie, 1904, 552 Seiten. Stuttgart, Max Kielmann.

Portig kämpft gegen die monistische Weltanschauung, die den ganzen Weltprozeß aus einer Urpotenz sich entwickeln läßt und entweder die Materie als eine andre Form des Geistes oder den Geist als Evolution aus der Materie ansieht. Der Verstand vereinerleit dabei die reiche Fülle der Gegensätze in der wirklichen Welt, er spielt Fangball mit seinem eignen Schatten: „Es war ein Salto mortale der Logik, als Kant der Natur ihre Gesetze vom menschlichen Verstand vorschreiben lassen wollte." „Die angeblich rein subjektiven Formen unsrer Anschauungen: Raum, Zeit und Zahl, sind Wirklichkeiten eigner Art. Die Zahlen 2 und 3 herrschen nicht bloß in der Tonwelt als Intervall und Dreiklang, sondern ihre Bildungsgesetze sind auch die metaphysische Grundlage für die Grundgebilde in Natur- und Geistesleben." „In der ganzen Wirklichkeit ist jede Individualität noch irgendwie zusammengesetzt, weil sie gleichzeitig sich selbst behaupten und einer andern Individualität sich hingeben muß." „Nur zwei quantitativ und qualitativ verschiedene Subjekte können durch Wechselwirkung ein drittes erzeugen."

Der Gesamtraum hat die Form eines Ellipsoids; die Formen unsrer Anschauung des

Raumes und ebenso der Zeit und der Zahl dürfen daher nicht als willkürliche, nur subjektive Funktionen gelten. Sie sind objektive Vorbedingungen des Weltgesetzes, die sich unsrer Vernunft als Realitäten aufzwingen und solche Tiefen der Weisheit und Mannigfaltigkeit in sich enthalten, daß wir unsre unzulänglichen Vorstellungen immer aufs neue von ihnen verbessern und vertiefen lassen müssen. Gegenüber dem Satze Kants: Zeit ist nicht etwas, was an sich bestände, beweist die Naturwissenschaft, daß es in der materiellen Welt eine Geschichte gibt, der objektive Bedeutung zukommt und welche deshalb nicht rückgängig gemacht werden kann, wie man eine Gleichung nach vorn und rückwärts auflöst, sondern die auch für die höchste Vernunft Gottes bleibende Wirklichkeit besitzt.

„Die Materie hat im Weltprozeß ebenso ihre Geschichte, wie der Christ die seinige." Damit ist der Weltprozeß erlöst von dem Fluch der intelligibeln Zufälligkeit, der er unter der Herrschaft der monistischen Philosophie verfällt.

Die Materie ist eine dem Geist gleich ursprüngliche und ebenbürtige Substanz. Die moderne Naturwissenschaft zerlegt sie in die drei Faktoren: Stoff, Energie, Aether, ohne deren Zusammenwirken überhaupt nichts Wirkliches zustande kommt. Keiner der drei kann in den andern umgewandelt werden, und ebensowenig kann innerhalb der Gruppen der stofflichen Elemente eine Verwandlung des einen in das andre nachgewiesen werden. Jedes stoffliche Element besitzt sein irrationales Atomgewicht für sich allein und bewahrt seine Individualität auch in den Verbindungen, die es mit andern eingeht.

„Alle Ergebnisse der heutigen Naturwissenschaft und besonders die der letzten Jahre gipfeln darin, daß die Materie als die Einheit eines Dreiklangs, als aktiv-reaktive unendliche Bewegungsfreiheit aus sich selbst erkannt wird", „sie ist in ihren kleinsten Teilen urlebendig, sie ist der größten Verwandlungen fähig, um im Dienst einer einzigen großen Entwicklung unbewußt gesetzmäßig wirken zu können". II, 246.

Außerdem hat die Naturwissenschaft der neuesten Zeit der Materie oder doch einzelnen ihrer Teile die Fähigkeit zuerkennen müssen, welche die Philosophie allein dem menschlichen Willen als Funktion zulegt, nämlich in sich selbst eine spontane Kausalität zu besitzen und ihre Kraft aus sich selbst steigern zu können. Die unbewußte organische Materie besitzt das Vermögen, sich selbst zu regulieren und ihre Kraftentfaltung unter Umständen zu erhöhen.

Der Satz, daß die Summe der Energie im Haushalte der Welt stets dieselbe sei, muß als der Wirklichkeit nicht entsprechend zurückgewiesen werden: „Die wissenschaftliche Großtat von Robert Mayer besteht nicht bloß darin, daß er die Zahl bestimmt, welche die Gleichwertigkeit eines bestimmten Quantums von Wärme und eines solchen von Bewegungskraft ausdrückt, sondern auch darin, daß er einen neuen Begriff der Materie schuf. Er verwandelte die Negation der ‚immateriellen Kraft' in die Position der substanziellen Energie. Was aber Robert Mayer tat für den Begriff der Energie, das geschieht jetzt durch eine Reihe von Forschern für den Begriff des Stoffes. Wie dort die Energie sich verwandeln kann in eine andre Art der Energie, so auch hier jedes stoffliche Element in eine andre Art seiner selbst. Darüber hinaus aber liegt noch die Fähigkeit des Stoffes, sich selbst wiederherzustellen nach erfolgtem Verbrauche eines Teils seiner selbst. In diesem Sinne muß fortan ein Gesetz der Selbsterhaltung von Stoff und Energie gelten." II, 479.

Dieses Gesetz, das die Physik, Chemie und Astronomie durchzieht, kehrt in der Biologie in noch greifbarerer Gestalt wieder. In der Pflanzenwelt treten als die drei Grundvermögen auf die Aktivität, die Fähigkeit der Auswahl, der Anpassung und Verwandlung, um sich in der Tier- und Menschenwelt in höherer Potenz zu wiederholen. „Die Pflanze konstruiert zweifellos nach denselben Regeln wie der Ingenieur, nur daß ihre Tätigkeit viel feiner und vollendeter ist, sie tastet mit ihren ‚Sinnesorganen' umher, um sich die günstigsten Lebensbedingungen zu suchen; ein und dieselbe Pflanze vermag auf verschiedene Reize auch in verschiedener Weise zu antworten und aktiv in unbewußt zweckmäßiger Weise sich in verschiedenen Verhältnissen anzupassen; sie wandelt nicht nur ihre Organe um, sondern sie vermag auch unorganische Substanz in organische umzusetzen." „Im menschlichen (beseelten)

Leibe erreicht die Natur ihre höchste Würde, insofern sie dem menschlichen Geist die ganze Vereinheitlichung aller materiellen Substanzen und Qualitäten darbietet, ohne die er sich nicht zum Selbstbewußtsein entwickeln, ohne die er das irdische und das überirdische Weltall nicht erfassen könnte.“ II, 326.

Die Sinne sind für den Geist bereits ein Teil der Außenwelt, allerdings in der allerfeinsten Verfeinerung. Die Zäpfchen im gelben Fleck der Netzhaut des menschlichen Auges, welche die Lichtstrahlen aufnehmen und dem Gehirn zur Umwandlung in Empfindung überliefern, haben nur eine Dicke von 0,0045 Millimetern und können als geringste wahrnehmbare Beleuchtung noch die Lichtstärke von 0,000000029 Normalkerzen empfinden. An einem 8 Millimeter langen Haar über dem Metacarpus indicis wurde eine Belastung von 0,0004 Gramm, die auf die Spitze des Haares wirkte, meistens noch bemerkt. Ebenso hat der Physiologe Wien gefunden, daß der unterste Grad einer musikalischen Tonempfindung, die Reizschwelle, einer Druckschwankung von 0,00000059 Millimetern Quecksilber und einer Weite der Luftschwingung von 0,000000066 Millimetern gleich sei.

Die bisher erschienenen Bände des Portigschen Werks münden aus in die Frage der Erkenntnistheorie: Wie ist eine adäquate Erkenntnis der dem Geist gegebenen Außenwelt zu schaffen, oder nach der Kantschen Formel: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? Die monistische Philosophie von Cartesius bis auf die Gegenwart faßt den Geist nur als die denkende Vernunft und bemüht sich, durch Selbstentfaltung dieser Vernunft die bunte Fülle der wahrnehmbaren Dinge zu erklären. Daraus ergeben sich dann Sätze wie die folgenden: Die Dinge außer uns sind nur Abbilder der Idee; oder: Die Fülle der Individuation ist trügerischer Schein; oder: Die Vernunft hat den Willen als eine untergeordnete Kausalität aus sich heraus gesetzt; in der Materie erscheint der menschliche Geist sich selbst unter andrer Form. Dabei hat die Außenwelt keine objektive Vernunft in sich, höchstens wird ihr die Bedeutung zugeschrieben, daß sie anregend auf die Auslösung der menschlichen Vorstellungen wirke. Im wesentlichen ist es immer die souveräne Vernunft allein, die sich die Welt als ihren Vorstellungsinhalt selbst erschafft. Die Idee ist es, die in ihren Evolutionen sich immer aufs neue verjüngt und unbefriedigt sich von einer Welt der Vorstellungen, in der sie sich ausgewirkt hat, zu einer neuen wendet. Diese Prozedur erinnert nach Portig an das Märchen von der Altweibermühle und wird dem Ernst der erkenntnistheoretischen Frage nicht gerecht. Die Außenwelt bleibt als ungelöstes drohendes Rätsel unserm Bewußtsein gegenüber stehen.

Portig hat einen neuen erkenntnistheoretischen Weg gebahnt, der zu überraschenden Fernblicken führt. „So wie draußen in der materiellen Welt die Dinge ihre Teilchen und Qualitäten einander mitteilen, so teilt diese ganze Welt ihren unendlichen Reichtum dem menschlichen Leibe (dessen Sinnen und Nerven) und durch diesen dem Geiste mit. Ohne diese materielle Welt würde die ganze Symbolwelt der Religion und Kunst ein bloßer Schein und Schatten, eine vom Geist gebildete Illusion sein; ohne die Unterscheidung der sinnlichen Lust und Unlust würde auch die der geistigen Wonne und Unseligkeit, des Friedens und der Freude in Gott unmöglich sein; ohne die materielle Welt hätte der Wille keine Möglichkeit, nach außen hin handelnd zu wirken.“

Aus der unerschöpflichen Fülle des zweibändigen, an neunhundert Seiten starken Werkes sind nur einzelne Gedankenproben herausgehoben worden, um einen Eindruck von dem Umfang des Wissens und der Tiefe der metaphysischen Spekulation des Verfassers zu geben. Portig hat der Kultur der Gegenwart einen ähnlichen Dienst geleistet, wie ihn Goethe der Reformation zuschreibt, die uns ermöglicht habe, wieder fest mit beiden Füßen auf Gottes Erdboden zu stehen. „Aus dem Urdogma des Monismus retten uns nur die Naturwissenschaften, sie haben im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts endgültig bewiesen, daß die Verschiedenheit der materiellen Substanzen die treibende Kraft aller Wechselwirkungen im Naturprozeß ist.“ Damit ist die Vernunft

wieder auf den Nährboden der Schöpfung verpflanzt worden, auf dem allein sie immer neue Befruchtung findet zu schöpferischen Taten. Das von Nietzsche geprägte, bei ihm paradox klingende Wort: „Reiner Geist ist reiner Unsinn" hat hier seine naturwissenschaftliche Fundamentierung erhalten.

Damit ist das Denken oder besser die Gesamtheit der menschlichen Geistesfunktionen von der Willkür und Zwecklosigkeit erlöst, die ihr in dem mehrtausendjährigen Verlauf der bisherigen Kulturgeschichte sich angeheftet haben. Die Metaphysik ist damit wirklich von der Physik bestimmt, nicht von der Phantasie, die, wie Chamberlain in den Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts nachgewiesen hat, der indogermanischen Rasse als ein verhängnisvolles Erbteil mitgegeben ist, das sie einerseits antreibt, in immer neuen Variationen zu symbolisieren, zu denken und zu dichten, anderseits aber auch schuld hat, daß sie ihre beste Kraft zersplittert und ihre edelsten Anlagen nutzlos vergeudet.

Die Natur zeigt in dem Gesetz der Erhaltung des Stoffes und der Energie, daß Gott die Würde und Selbständigkeit des Geschaffenen auch der niederen Stufen neben den höheren zu erhalten weiß. „Er läßt das Infusorium noch fortbestehen, wenn schon der Mensch vorhanden ist." „Ein Gott, der seine Wirksamkeit beschränkt sogar zugunsten eines Infusoriums, ist seiner Qualität nach unendlich höher als ein solcher, der die materielle Welt zu einem Schlachtfeld seiner Allmacht, die geistige zum Räderwerk seiner unwiderstehlichen Gnade herabdrückt."

Damit ist endlich auch für den Menschen eine wirkliche Freiheit und Verantwortlichkeit ermöglicht. Als die höchste Stufe der Kreaturen hat er in dem vollkommensten Maße die Gabe und Aufgabe empfangen, auf den Endzweck der Schöpfung hinzuarbeiten, nämlich sich zu einer höheren Qualität seines Wesens zu bringen. Die ganze Schöpfung mitsamt dem Schöpfer begleitet in innerer Spannung sein Verhalten: Er kann die empfangene Kraft planlos vergeuden oder in Trägheit verkümmern lassen, aber er kann sie auch quantitativ steigern und qualitativ veredeln. Dies ist die dem Genius des deutschen Volks entsprechende, kongeniale Weltanschauung: „Ob unser deutsches Volk wieder fähig werden wird, die Qualitäten zu begreifen und zu lieben? Daran hängt seine Zukunft. An ihnen sind wir reicher gewesen, als wir ärmer waren; heute fressen die Geier tödlicher Philosophien, die Gifte fremder Literaturen, die ätzenden Säuren fremder Rassen am Herzen unsers Volks." „Los vom griechischen Gott, hin zum deutschen Gott!" Das müsse der Schlachtruf sein, unter dem wir siegen!

Die beiden bisher erschienenen Bände haben die Herrschaft des dualistischen Weltgesetzes in Mathematik und Naturwissenschaft nachgewiesen. Das Werk ist damit noch nicht zum Abschluß gekommen; der Verfasser plant nichts Geringeres, als dieses Gesetz nun auch auf dem Gebiet des Geisteslebens: Sprache, Kunst, Philosophie, Religion, aufzudecken. Er bekennt trunken von der Herrlichkeit des Zieles, das er von weitem schaut, daß es sich für ihn der Mühe verlohnt, unter Aufopferung der letzten Sehkraft einen Einblick in dieses Land der Verheißung zu gewinnen: „Wann wird der Tag erscheinen, da das neue Deutsche Reich auch in der Philosophie anbricht? Wann wird diese endlich von den Urvoraussetzungen des Monismus sich loswinden, nicht mehr griechisch, sondern deutsch denken? Wann wird sie durch allen scholastischen Wust der bloßen Gelehrsamkeit zur Wissenschaft von den unveränderlichen Größen aller Wahrheitsgebiete hindurchdringen? Erst dann, wenn sie die ganze Sprache Gottes auch in seiner materiellen Welt verstanden und letztere in das rechte Verhältnis zum Geist gesetzt hat!"

Möge es dem bejahrten Verfasser der zwei ersten Bände des „Weltgesetzes" vergönnt sein, des Restes seines Augenlichtes und der Fülle des inneren Lichtes seines Geistes sich so lange auf Erden zu erfreuen, daß er sein Werk vollenden und dem lebenden Geschlecht ein Führer durch die verschlungenen Pfade der Geisteskultur der Gegenwart werden kann.

Hans Gallwitz.

Literarische Berichte

Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung. Von M. v. Brandt. Halle a. S. 1906. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag. A. u. d. Titel: England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen herausgegeben von Dr. Thomas Lenschau, Berlin. 1. Heft.

Die kleine Schrift bildet das erste Heft einer Sammlung, die den Zweck verfolgt, eine genauere Kenntnis der englischen Verhältnisse in Deutschland zu vermitteln und dadurch womöglich zur Beseitigung der gegenwärtig zwischen den beiden Völkern bestehenden bedenklichen Spannung beizutragen. Herr v. Brandt, der gewiegte Diplomat, geistvolle Schriftsteller und vortreffliche Kenner der außereuropäischen, namentlich der ostasiatischen Verhältnisse, dem auch die „Deutsche Revue" manchen wertvollen Beitrag verdankt, gibt in dem Hefte auf Grund des vorhandenen Materials, namentlich der englischen Blaubücher, und unterstützt durch eigne, persönliche Anschauung, eine knappe, aber erschöpfende Darstellung des britischen Kolonialwesens. Er behandelt in vier Kapiteln die Geschichte und die gegenwärtige Organisation der wichtigsten englischen Kolonien und macht am Schlusse auf die großen Leistungen aufmerksam, die England gerade auf diesem Gebiete aufzuweisen hat und die für alle andern Völker geradezu vorbildlich sein können. Wir können die äußerst klar und übersichtlich geschriebene Abhandlung allen Interessenten auf das wärmste empfehlen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Wem gehört die Zukunft? Von Paul Selge. Leipzig 1905, Raimund Gerhard.

Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen sind in dem Bändchen zusammengefaßt. Es würde sich bei der Hochflut derartiger Reformschriften kaum lohnen, darauf einzugehen, wenn der Verfasser in dem Kampfe „hie Gymnasium — hie Realschule" nicht insofern eine bemerkenswert selbständige Stellung einnähme, als er sich nicht schroff auf die eine oder andre Seite neigt, sondern aus nüchternster Betrachtung der rein praktischen Seite der Frage in dem ersten Aufsatz („Ist die Reform der höheren Schulen zum Abschluß gelangt?") die Forderung einer Einheitsschule erhebt, die eine Realschule — das Wort im weitesten Sinne genommen — mit umfassendem Sprachunterricht in den unteren und mittleren Klassen und breitangelegtem Physikunterricht in den Oberklassen darstellt, eine Realschule, in der den übrigen Fächern etwa derjenige Platz eingeräumt wird, den sie auf den Gymnasien gegenwärtig einnehmen. Auch in dem zweiten Aufsatz, der vom „Wert des fremdsprachlichen Unterrichts und der Theorie seiner Methoden" handelt, urteilt der Verfasser stets vom Standpunkt der praktischen Erfahrung aus, und das gibt seinen Ausführungen, namentlich der Forderung, der Lehrer solle beim fremdsprachlichen Unterricht vor allem mit seinen Zöglingen viel in der fremden Sprache sprechen, erhöhtes Gewicht. H. Z.

Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Von Adolf Harnack. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung.

Diese kleine Schrift des berühmten und schier unbegreiflich vielseitigen Theologen ist die klarste und geistvollste Zusammenfassung aller Gründe, die für die Erhaltung des Gymnasiums sprechen. Bemerkenswert ist die Mäßigung, mit der Harnack die Forderungen der Freunde dieser Schulgattung vertritt, und die Gewissenhaftigkeit, mit der er das Für und Wider abwägt, dem Gegner, wo irgend er kann, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. So sollten in diesem Kampfe alle fechten! Hans Zimmer.

Gedichte von R. v. Welck. Straßburg i. E., Jos. Singer, 1905.

Unter den vielen neuen Gedichtsammlungen, die dem Referenten schon durch die Hände gingen, ist die vorliegende eine der besten. In v. Welck dürfen wir wieder einmal einen echten Dichter vom alten Schlag begrüßen. Er ist vor allem ein Sänger der Natur. Ihre Größe und Schönheit fesselt ihn stets von neuem und er weiß sie in treffenden Gedichten zu schildern. Das Schweigen im Walde, Der Sternhimmel, Gewitterstürme und Frühling finden in ihm einen begeisterten Lobredner. Auch gute Liebeslieder weist die Sammlung auf. Die Sprache des Dichters ist einfach und schlicht, ohne Phrase. Seine Verse sind fließend und melodisch. Einzelne Gedichte fordern geradezu zum Singen heraus wie z. B. „Wanderers Ziel". E. M.

Spinozas Ethik. Uebersetzt von Otto Baensch. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1905.

An die recht gute Sternsche Uebersetzung von Spinozas Ethik reiht sich die vorliegende würdig an. Bei der Eigenart des Werkes können die höchsten Anforderungen, die Stilkünstler und Sprachmeister an Uebertragungen

stellen, überhaupt nicht erfüllt werden. Hier kommt es, wie B. richtig gesehen hat, vor allem auf Genauigkeit in den Begriffen an; diese zu wahren ist ihm gelungen. Hoffentlich erwirbt sich das gewaltige Werk in der neuen Verdeutschung neue Leser. M. D.

Die Philosophie im Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer unter Mitwirkung von B. Bauch, K. Groos, E. Lask, O. Liebmann, H. Rickert, E. Tröltsch, W. Wundt herausgegeben von W. Windelband. Band 1 und 2. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Die wertvolle Publikation wird durch drei formvollendete philosophische Gedichte von Otto Liebmann zum achtzigsten Geburtstage Kuno Fischers eröffnet; dann folgen acht Abhandlungen (Psychologie von Wilhelm Wundt, Ethik von Bruno Bauch, Religionsphilosophie von Ernst Tröltsch, Logik von Wilhelm Windelband [Band 1], Rechtsphilosophie von Emil Lask, Geschichtsphilosophie von Heinrich Rickert, Aesthetik von Karl Groos, Geschichte der Philosophie von Wilhelm Windelband [Band 2]), in denen die Verfasser — jeder eine Autorität auf dem von ihm behandelten Gebiete — nach einheitlichem Plane eine gedrängte kritische Uebersicht über die verschiedenen, zum Teil einander scharf befehdenden Richtungen innerhalb der betreffenden einzelnen Disziplinen unter Berücksichtigung des geschichtlichen Zusammenhanges geben, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren. Gerade in dieser Betonung des Prinzipiellen liegt der eigentliche Wert des Werkes begründet, das für jeden, der sich über die philosophischen Strömungen unsrer Zeit, in der selbst die Vertreter der „exakten Wissenschaft" wieder einsehen lernen, daß sie ohne Philosophie nichts ausrichten können, orientieren will, den besten Führer abgibt. Eine reichhaltige, systematisch geordnete Literaturangabe erhöht noch die Brauchbarkeit der Festschrift. Zu bedauern bleibt es jedoch, daß nicht auch die moderne „Naturphilosophie" mit in den Kreis der Betrachtung gezogen worden ist, da sich gerade auf diesem Gebiete infolge des Wiederauftretens teleologischer Bestrebungen in dem „Neovitalismus" eine folgenschwere Weiterbildung des Darwinismus anzubahnen beginnt. Die geeignetste Kraft dazu wäre wohl Liebmann gewesen, der die hier in Betracht kommenden Probleme sowohl im zweiten Abschnitt seiner „Analysis der Wirklichkeit" wie im „Grundriß der kritischen Metaphysik" („Gedanken und Tatsachen" II. 2) in seiner bekannten geist- und lichtvollen Art behandelt hat.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. 69. Bändchen: Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung. Von W. F. Wislicenus. — 71. Bändchen: Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Mit Abbildungen. Von Prof. Dr. Friedr. Hahn. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25 pro Bändchen.

Bausteine. Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. Herausgegeben von Leon Kellner und Gustav Krueger. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). Heft 1. Pro Jahrgang von 6 Heften M. 18.—.

Behrmann, Max Th. S., Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Kriegskorrespondenten. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 4.—.

Benson, E. F., Mammon & Co. Roman. Aus dem Englischen von E. v. Kraatz. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 5.—.

Boelitz, Martin, Frohe Ernte. Noch einmal Verse. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.25.

Brackel, Ferdinande Freiin von, Mein Leben. Mit 12 Kunstdruck- und 2 Handschriftbeilagen. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Zweiter Band. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 2.50.

Fichte, J. G., Ueber die einzig mögliche Störung der Akademischen Freiheit. Als ein Beitrag zu den Zeitfragen mit einer Einleitung herausgegeben von Arnold Ruge. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.20.

Flaubert, Gustave, Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—.

Freimark, Hans, Bunte Lieder. Leipzig, Verlag des „Harmonium" (Breitkopf & Härtel). M. 1.—.

Freimark, Hans, Anderes und Drittes. Skizzen und Studien. Leipzig, Verlag des „Harmonium" (Breitkopf & Härtel). M. 1.—.

Georgy, Ernst, Jenseits der Ehe. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.50.

Gothein, Eberhard, Bismarck in der inneren Politik. Rede. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. Fünfter Band. Südosteuropa und Osteuropa. Mit 5 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Vollständig in 9 Bänden à M. 10.— gebunden.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze. Mit Bildnis des Verfassers. Berlin, Franz Wunder. M. 3.—.

Hermann, Hans, Reitend — reizend. Roman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Hettner, Alfred, Das Europäische Russland. Eine Studie zur Geographie des Menschen. Mit 21 Textkarten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.—.

Heubner, Rudolf, Das Haar der Berenike. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Hoffmann, Oskar, Unter Marsmenschen. Erzählung. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Holzer, Prof. G., Bacon-Shakespeare, der Verfasser des „Sturms". Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.50.

Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Elberfeld, Martini & Grüttefien. Gebunden M. 1.—.

Klaiber, Dr. Theodor, Adalbert Stifter. Mit Bildnis des Dichters. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.20.

Kritik der Kritik. Monatschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von A. Halbert und Leo Horwitz. 1905 Heft 1. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. Halbjährlich M. 1.50.

Krukenberg, Elsbeth, Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 3.—.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 7—12. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf. Stuttgart, W. Spemann.

Kuprin, A., Das Duell. Ein russischer Militärroman. Einzige autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.—.

Lilienfein, Heinrich, Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. Mit Bildnis. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.—.

Lubliner, Hugo, Frau Schubels Tochter. Roman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 2.50.

Lüdke, Hermann, Kaiser Julian. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.

Luther, Arthur, Goethe. Sechs Vorträge. Mit Bild: Der junge Goethe, modelliert von Prof. Seffner. Jauer, Oskar Hellmann. M. 3.—.

Mießner, Wilhelm, Der Andere. Novellen. Buchschmuck von Arthur Gratz. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—.

Müsebeck, Dr. Ernst, Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.50.

Palten, Robert, Kunst, Leben und Natur. Lieder und Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Palten, Robert, Lautes und Leises. Ein Liederbuch. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Petöfi's poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 4.—.

Pfitzner, Heinrich, Wayward City. Amerikanische Kulturbilder in Scherz und Ernst. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—.

Spann, Dr. Othmar, Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M. 2. Band von „Probleme der Fürsorge". Dresden, O. V. Böhmert.

Stenglin, Felix Freiherr von, Im Wunderland der Liebe. Gedichte. Berlin, Franz Wunder. M. 2.—.

Tejaner, Otto, Auf dem Rade von Genf bis Tunis sowie Schweizer und italienische Reisebriefe. Reiseerlebnisse in humoristischer Fassung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Vierordt, Heinrich, Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. Kartoniert M. 1.—.

Voigt, Theod. C. Otto, Seelentöne. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.—.

Wiener, Oscar, Das hat die Liebe getan. Ein Liederbuch. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.50.

Wisotzky, Kurt, Schicksalsstunden. 4 Szenen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.—.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: i. V. Rechtsanwalt Dr. A. Merzbach in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Um die Erde alle 5 Tage

senden Sie die Empfehlungen Ihrer Fabrikate, wenn Sie regelmässig in den 3 Ausgaben der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE“ (Deutsch, Spanisch und Englisch) annoncieren. Preisanstellung und Probenummern durch die Geschäftsstelle der **„Deutschen Export-Revue“, Berlin S.,** Ritterstr. 33.

Verlag von Max Kielmann in Stuttgart.

Für Jedermann von höchstem Interesse!

Poesie im Zuchthause

Gedichte von Verbrechern.

Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von

Dr. Johs. Jaeger, Strafanstaltspfarrer in Amberg.

Broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 3.60.

Die „Leipziger Zeitung“ schreibt in der Wissenschaftlichen Beilage:

Ein Aufsehen erregendes Buch liegt vor uns . . . Die Gedichte, es sind ihrer mehr als 250, sind von 30 Gefangenen völlig aus eigenem Antriebe und durchaus unbeeinflußt und unbefangen verfaßt. Sie geben daher ein klares Bild des Geistes- und Seelenlebens der Autoren und liefern einen sehr bedeutsamen Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. Der Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht, ist der des Schmerzes, der Reue und der Hoffnung . . . . Das Buch verdient in jeder Beziehung unsere Empfehlung. Für Juristen, Aerzte und Geistliche muß es natürlich von besonderem Interesse sein.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben in **3. Auflage** erschienen:

A. Kuprin: Das Duell

Ein russischer Militärroman.

Einzige autorisierte Uebersetzung von Ad. Heß.

:: :: Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.— :: ::

Ostsee-Zeitung, Stettin: „Was selten der Fall ist, hier war es: wir haben einen Roman mit Vergnügen gelesen. Nicht eine große, spannende, konzentrierte Handlung gibt ihm das Gepräge, sondern die eigenartige Stimmung und vor allem die freie, stets fesselnde Behandlung des dankbaren Themas, das nicht mehr und nicht weniger in sich schließt als eine Kritik der gesamten russischen Heereszustände. Als Dokument zur Zeit und Sittengeschichte möchten wir das Werk Kuprins, das Adolf Heß trefflich übertragen hat, in erster Linie empfehlen, ohne damit leugnen zu wollen, daß ihm auch Kunstwert in hohem Grade eignet.“

CHOCOLAT

SUCHARD

MILKA

REINE SCHWEIZERMILCH

CACAO UND ZUCKER

SUCHARD

VELMA

CHOCOLAT FONDANT

LEICHT SCHMELZEND.

SUCHARD, ALLEINIGER FABRIKANT.

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stu

Diesem Hefte sind Prospekte der **Freiburger Weinkellerei für Flaschenverf** **in Freiburg i. B.**, von **Hermann Gesenius Verlag in Halle** und der **Soennecken'**

Dreißigster Jahrgang | November 1905. | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Deutschland und die auswärtige Politik 129
S. Münz: Gespräche mit Rottenburg über Bismarcks Sozialpolitik 138
Professor Lammasch (Wien), Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes: Die Fortbildung des internationalen Schiedsgerichtes seit der Haager Konferenz und die Kolonialgerichtsfrage 146
Professor Karl B. Hofmann (Graz): Woher beziehen die Organismen ihre Baustoffe? 158
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens XIV 167
Freiherr von Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie (Schluß) 182
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Fortsetzung) . . . 191
Die Japanisierung Chinas (Schluß) 200
Illa Horovitz-Barnay: Vom jungen Burgtheater 211
Fridubelm von Ranke: Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes (Forts.) . 216
Professor W. Mittermaier (Gießen): Ueber Nutzen und Reform unseres Strafwesens 224
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter (Fortsetzung) 229
Fr. W. von Oesteren: Der Sklave. Novelle 241
Hermann Kienzl (Berlin): Vom Drama der Gegenwart 246
Literarische Berichte 252
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart | Deutsche Verlags-Anstalt | Leipzig

1905

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 713 Million.
Bankvermögen	„ 244 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 125 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ein neues Buch von Ernst Zahn

Helden des Alltags

Ein Novellenbuch. 1.–6. Tausend.
Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Stille Tüchtigkeit und schlichte Größe — das adelt die einfachen Menschen, die uns Ernst Zahn in diesem neuen Geschichtenbuch vorführt, zu Helden . . . Helden, deren Ringen, ob es nun zum Sieg oder zum Untergang führt, ob es in tragischem Dunkel endet oder ein Sonnenglanz des Humors darauf fällt, darum nicht minder uns ergreift, weil es ein Heldentum des Alltags ist. In scharfer Plastik von der Enge der sie umgebenden Menschenwelt und der erhabenen Größe der heimatlichen Bergnatur sich abhebend, stehen diese Gestalten vor uns, echte Schöpfungen der phrasenlosen, bodensicheren Kunst Ernst Zahns, der sich aufs neue in der Beschränkung auf die Form der kurzen Novelle oder knappen Skizze nicht minder als Meister zeigt wie in dem breiteren Rahmen des Romans.

Von Ernst Zahn sind früher in unserem Verlage erschienen:

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman a. d. 15. Jahrhundert. 4. Auflage. Geh. M. 4.–, geb. M. 5.–

Herrgottsfäden. Roman. 6. Auflage. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.–

Menschen. Neue Erzählungen. 4. Auflage. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.–

Schattenhalb. Drei Erzählungen. 6. Tausend. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

Die Clari-Marie. Roman. 6.–10. Tausend. Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Diesem Heft liegt ein Prospekt über die illustrierte Unterhaltungszeitschrift **Über Land und Meer** bei, b… hierr…

Deutschland und die auswärtige Politik

In der neueren politischen Geschichte Deutschlands wird das Jahr 1905 immer einen hervorragenden Platz behalten. Wenn man von der Boulanger-Periode absieht, ist die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Frankreich seit dem Frankfurter Frieden uns noch niemals wieder so nahe gewesen wie in diesem Frühjahr. An Bewölkungen des Horizonts im Westen hat es wohl auch sonst in diesen fünfunddreißig Jahren nicht gefehlt; aber sie sind meist Folgen französischer Rüstungen gewesen, für die durch Gegenrüstungen sehr bald das Gleichgewicht gefunden worden war. Der Unterschied gegen frühere Friktionen bestand diesmal darin, daß Rüstungen ein erschwerendes Moment der Lage nicht bildeten, im Gegenteil soll die Kriegsbereitschaft an der französischen Ostgrenze stellenweise recht minderwertig gewesen sein, daß aber dafür eine der energischsten diplomatischen Kampagnen einsetzte, die wir seit einem Menschenalter mit Frankreich gehabt haben.

Es ist in der Presse leichtfertig von dem „bißchen Marokko“ gesprochen worden, um dessentwillen Deutschland mit Frankreich keinen Krieg hätte anfangen dürfen, schon deshalb nicht, „weil die Nation das gar nicht verstanden haben würde“. Um *Marokko* handelte es sich *nicht* in erster Linie: Marokko war vielmehr der Schlüssel zur gesamten diplomatischen Lage, es war gewissermaßen der Tropfen, der das längst übervolle Faß zum Ueberlaufen brachte. Schon seit Jahren waren der deutschen Diplomatie die auffällige Tätigkeit der Botschafter Frankreichs in verschiedenen Hauptstädten, eine wachsende Intimität zwischen einem Teil der englischen und der französischen Presse, ihre merkwürdige Uebereinstimmung in der Auffassung und Stellungnahme Deutschland gegenüber sowie eine für Deutschland zunehmend unfreundliche Haltung der beglaubigten Vertreter Englands bei europäischen und außereuropäischen Regierungen nicht entgangen. Unsre politischen Vorposten hatten schon seit dem Jahr 1902 verdächtige Bewegungen in der internationalen Politik konstatiert. Die Annäherung Italiens an Frankreich war ein Ereignis, das, weithin erkennbar, in seinen Zusammenhängen nicht mißverstanden werden konnte, und allmählich begegnete man in allen größeren und kleineren Hauptstädten Europas, ebenso in Washington und Tokio einer langsam, aber unablässig sich verdichtenden und ersichtlich von einem Zentrum aus geleiteten Stellungnahme gegen Deutschland. Dazu als unvermeidliche Begleiterscheinung die unglaublichsten Gehässigkeiten und Anfeindungen gegen den Deutschen Kaiser,

die deutsche Politik, gegen die angebliche Bedrohlichkeit unsrer bescheidenen Seerüstungen und dergleichen mehr. Bald konnte kein Zweifel bestehen, daß dieses sorgfältig ausgebreitete Netz, dessen Maschen sich immer dichter und dichter zusammenschoben, von Paris aus mit englischer Unterstützung, wenigstens mit englischem Wohlwollen, gehandhabt wurde. Von dem Augenblick an, da ein Zweifel über diese Gesamtlage nicht mehr zulässig war, sah die Leitung der deutschen Politik sich vor eine ebenso ernste als schwierige Aufgabe gestellt. Das Netz, das man uns über den Kopf zu werfen gedachte, mußte mit fester Hand zerrissen werden, nicht zu früh, weil man damit keine Wirkung erzielt und die Wiederanknüpfung nicht verhindert hätte, nicht zu spät, weil dann die Zerreißung auf friedlichem Wege vielleicht nicht mehr möglich war. Die englisch-französische Annäherung hätte vielleicht weniger zu denken gegeben, wenn die französisch-italienische ihr nicht voraufgegangen wäre und die unaufhörlichen Versuche Englands, Annäherung an Rußland zu finden und andre Mächte gegen Deutschland einzunehmen, nicht eine verdoppelte Aufmerksamkeit herausgefordert hätten. In dieser Beziehung war die Behandlung des Vorganges an der Doggerbank beim Auslaufen der russischen Ostseeflotte symptomatisch. Allerdings war England trotz des Vertrages mit Japan vom Jahr 1902 Rußland viel Erkenntlichkeit schuldig dafür, daß Kaiser Nikolaus II. das Versprechen, die Verlegenheiten Englands während des südafrikanischen Krieges nicht ausnutzen zu wollen, aufrichtig gegeben und ehrlich gehalten hatte. Eine Stellungnahme Rußlands, und dann unvermeidlich auch Frankreichs, zu jener Zeit gegen England würde Großbritannien in die denkbar schwierigsten Verhältnisse gebracht haben. Mißbräuchliche Ausnutzung fremder Verlegenheiten gehört indes zu den Mitteln, deren eine Großmacht sich nur im äußersten Notfall bedienen soll. Völker vergessen nicht, und das Verhalten dritter Nationen zu zwei kriegführenden beeinflußt in der Regel die Beziehungen zu diesen auch nach hergestelltem Frieden auf lange Jahre hinaus. Die Unterstützung, die Frankreich weniger vom offiziellen England, aber vom Handel und der Industrie Englands während des Krieges 1870 erfahren, hat auf die Stimmung in Deutschland über ein Menschenalter hindurch nachgewirkt, sie hat sich damals von dem im Felde stehenden Heere auf die Nation übertragen. Als in den Schlachten an der Loire mit einem Teile des Stabes des Generals Chanzy die ihn begleitenden englischen Offiziere in deutsche Gefangenschaft gerieten und dem Prinzen Friedrich Karl zugeführt wurden, erklärten die begleitenden braven Vierundzwanziger Musketiere die englische Uniform in naiver Ursprünglichkeit für „französische Spionenuniform“, und fast um dieselbe Zeit ließ ein Landwehrmann von der Gefangenenwache in Spandau seinen Unmut an dem grauen Zylinder eines Mitgliedes der englischen Botschaft aus, dessen Träger die Gefangenen mit Zigarren regalierte, aber dabei die deutsche Wache, die er mit den Gefangenen doch nicht auf eine Stufe stellen konnte, aus Höflichkeit ignoriert hatte. Parallele Züge auf weite Entfernungen, aber mit vielen andern aus jener Zeit symptomatisch und zugleich in unserm Volke nachwirkend bis auf den heutigen Tag. Freilich haben die Ereignisse, zumal in der Zeit unsrer

Kolonialgründungen, noch vielen Samen dazu ausgestreut, der hundert- und tausendfältig aufgegangen ist; Erscheinungen, die ihr englisches Gegenspiel unter anderm in den bis in die letzten Tage von der Kapstadt aus verbreiteten Lügennachrichten über deutsche Niederlagen und Unglücksfälle finden, die von der Londoner Presse aller Arten immer wieder mit Befriedigung aufgenommen und weiterverbreitet werden.

Bei so vielem Unkraut zwischen dem Weizen, der eigentlich zwei Nationen wie Deutschland und England als ein großes Feld gemeinsamer segensreicher Tätigkeit umgeben sollte — vor zwanzig Jahren sprach noch Gladstone so —, kann es nicht auffallen, daß eine auf Intrigen ausgehende Politik, die sich in ihren letzten Endzielen auf die Isolierung und dann diplomatische und militärische Niederzwingung Deutschlands richtet, in England eine verständnisvolle Aufnahme und sinngemäße Unterstützung findet. Vom Standpunkt eines englischen Staatsmannes aus, der mehr noch als der Leiter der Politik einer Kontinentalmacht alles Interesse daran hat, Koalitionen gegen sein Land hintanzuhalten, weil deren Stärke es schließlich für England unmöglich machen könnte, die See zu halten, ist die Fortdauer einer gewissen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich eigentlich der durchaus wünschenswerte normale Zustand. Nicht, daß England gerade an einem Kriege zwischen seinen beiden Nachbarn gelegen wäre, der ja unberechenbare Dimensionen annehmen und England in große Verlegenheiten bringen könnte, wohl aber ist der Zustand der Fortdauer kontinentaler Spannungen für England vorteilhaft, weil die betreffenden Mächte dabei immer gezwungen sein werden, Englands Wohlwollen zu erwerben oder doch sein Uebelwollen tunlichst zu verhüten. Aus diesem Grunde ist eine kontinentale Lage, die Frankreich zwingt, bei England Unterschlupf zu suchen, eine für England durchaus erwünschte, die herbeizuführen, wenn sonst keine Aussicht auf ihr Eintreten vorhanden ist, England alles Interesse hat. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die französisch-englische Annäherung auf der Basis des Abkommens vom April vorigen Jahres verständlich. Und ebenso verständlich und selbstverständlich wäre es daher auch, wenn England Frankreich seine wohlwollende Unterstützung in einem von den Verhältnissen abhängigen Umfange zugesagt hätte für den Fall, daß aus der marokkanischen Sache Frankreich Schwierigkeiten erwachsen sollten. Der französische Minister Delcassé hatte, nachdem er Italiens sicher war, es sich angelegen sein lassen, Spanien in den französischen Interessenkreis hineinzuziehen, während England sein Bündnis mit Portugal erneuerte und selbst Dänemark derartig in die Linien seiner Interessensphäre einzubeziehen verstand, daß bei einem französisch-englischen Kriege gegen Deutschland Dänemark unmöglich hätte neutral bleiben können. Das sind — leider — feststehende Elementarregeln der europäischen Politik, die auch in Zukunft in Geltung bleiben werden, solange in Frankreich die Vorbereitung des Revanchestoßes gegen Deutschland und die Herbeiführung des für diesen geeigneten Moments als oberster Staatszweck gilt und gleichzeitig England seine Politik gegen Deutschland nach den Eingebungen des kaufmännischen Konkurrenzneides bemißt.

Es ist dem Berliner Kabinett in London vertraulich, aber mit vollster Bestimmtheit versichert worden, daß in der Form, wie der „Matin“ es behauptet hat, Zusicherungen der englischen Regierung an Frankreich nicht erteilt worden seien. Für derartige eventuelle Zusicherungen gibt es verschiedene Formen und Abstufungen, die, ohne daß die verantwortliche Regierung unmittelbar daran beteiligt ist, durch persönliche Zusagen der Staatsoberhäupter, durch militärische Rücksprachen mit oder ohne Protokoll, durch „nicht amtliche, vertrauliche Aeußerungen“, durch „nicht amtliche“, aber hinlänglich beglaubigte Persönlichkeiten zur Anwendung kommen können. Es ist jedenfalls nicht anzunehmen, daß der französische Botschafter in London in einer solchen Lebensfrage für Frankreich seinen vorgesetzten Minister getäuscht und ihm nicht völlig reinen Wein eingeschenkt haben sollte. Auch ist die Idee einer Invasion in Schleswig-Holstein keineswegs so neu. Sie ist vierzehn Tage vor ihrer Veröffentlichung im „Matin“ in der „France militaire“, also einem französischen Fachblatt, in aller Form erörtert worden; auch ist es erst wenige Monate her, seit ein französischer Admiral erklärte, daß die vereinigten englisch-französischen Flotten Deutschland endlich aus der Nordsee wegfegen und diese sperren würden.[1]) Zur Zeit der Beratung des ersten französischen Militärgesetzes in der Versailler Deputiertenkammer erklärte Thiers auf der Tribüne der Nationalversammlung, daß der nächste Krieg Frankreichs gegen Deutschland durch Belgien gehen werde. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit der französische Generalstab heute dieser Ansicht noch ist, für eine englische Mitwirkung böten sich aber auch da allerlei Anknüpfungen, und Belgien würde schwerlich in der Lage sein, dagegen einen nachhaltigen Einspruch zu erheben, zumal nach der Vorarbeit, welche die französische republikanische Propaganda seit Jahrzehnten dort geleistet hat.

Wir haben also deutscherseits zu unterscheiden zwischen dem chronischen Interesse, das England daran hat, Deutschland und Frankreich in nachbarlicher Spannung zu erhalten, dabei aber einen Krieg zu vermeiden und sich durch Anerbieten guter Dienste im geeigneten Augenblick beide Nationen verbindlich zu machen, — und einem direkten Allianzanerbieten, richtiger Anerbieten bewaffneter Unterstützung, für den akuten Fall eines deutsch-französischen Konfliktes wegen Marokko. Die erste Alternative liegt wie gesagt im Interesse Englands und kann ihm von seinem Standpunkte aus kaum verübelt werden. Wir müssen damit als mit einer dauernd feststehenden Tatsache rechnen. Die zweite Alternative leitet allerdings zu der Erkenntnis über, daß der ganze Marokkohandel von vornherein so eingefädelt war, um Deutschland auf einem Terrain, auf dem die deutsche Regierung des Verständnisses und der Unterstützung ihrer öffentlichen Meinung im voraus nicht sicher war, einen kompromittierenden Schlag zu versetzen, oder aber es zu einem Kriege zu zwingen, bei dem es den Feind nicht nur an der Front, sondern

---

[1]) Die beiderseitigen militärischen Kreise haben sich mit dem für sie sehr naheliegenden Gedanken jedenfalls längst eingehend beschäftigt, und die diesjährige englische Ostseefahrt, die ja selbstverständlich diesseits sorgfältig beobachtet worden, ist im Sinne und zur Ergänzung dieser Studien erfolgt.

auch an der Flanke und im Rücken gehabt hätte. In welchem Zusammenhange mit dieser Kombination die in den letzten Jahren in auffälligem Anwachsen begriffene herausfordernde Haltung des Polentums steht, mag für heute unerörtert bleiben. Es wäre jedoch seltsam, wenn Herr Delcassé bei seiner weit angelegten Berechnung nicht die Sprengung des deutsch-österreichischen Bündnisses von der polnischen Seite her in Aussicht genommen haben sollte. Auch zu dieser Rechnung ohne den Wirt wollen wir nicht Stellung nehmen. Es gibt in Deutschland sehr weite Kreise, in erster Linie selbstverständlich die Armee, die es bedauern, daß die anglo-französische Allianz nicht zur Tatsache geworden ist. Sie hätte der deutschen Nation, was uns seit langem fehlt, wieder große Ziele gegeben, viele eingerostete Kräfte entfesselt und frei gemacht und statt des Parteiunfugs und der Phrase die eisernen Charaktere in den Vordergrund gestellt!

Nachdem die Tatsache des Marokkoabkommens zwischen England und Frankreich seinerzeit in Berlin zur Kenntnis gelangt war, mußte es auch einem minder befähigten Staatsmann, als es der jetzige Reichskanzler ist, klar sein, daß dieses Abkommen zwischen England und Frankreich für uns den Prüfstein der Lage bilde. Von England, das dabei verschenkt hatte, was es nicht besaß, wäre es ein besonders freundschaftlicher Schritt gewesen und hätte den im Juni vorigen Jahres in Kiel ausgetauschten Versicherungen besser entsprochen, wenn das Londoner Kabinett den Inhalt dieser Abmachung, wenigstens vertraulich, zur deutschen Kenntnis gebracht hätte. Befreundete Großmächte würden so gegeneinander gehandelt haben. Indes England zog vor, sich auf den formell korrekten Standpunkt zu stellen, daß es mit Marokko nichts mehr zu tun habe und daß es Frankreichs Sache sei, Deutschland die erforderlichen Mitteilungen zu machen. Es wird später einmal von Wert sein, festzustellen, ob das Unterlassen der Mitteilung sowohl von englischer als von französischer Seite bereits der Anfang einer gegen Deutschland gerichteten Verabredung war. Beiden Mächten war ja zur Genüge bekannt, daß Deutschland in Marokko nicht nur gemeinsam mit ihnen die aus der Konferenz von 1880 resultierenden Rechte, sondern auch die seines eignen Vertrages mit Marokko besitzt, die durch Abmachungen dritter nicht alteriert werden können. Da England sich Frankreich gegenüber mindestens zur diplomatischen Unterstützung formell verpflichtet hatte, so liegt die Annahme sehr nahe, daß der von Herrn Delcassé beabsichtigte Modus procedendi nicht allein zur Kenntnis Englands gebracht worden war, sondern auch dessen Segen empfangen hatte. Der französische Minister des Auswärtigen war also sicher, bei dem fortgesetzten Ignorieren der Rechte Deutschlands, mithin bei einer Herausforderung Deutschlands, einer Unterstützung Englands gewiß zu sein, die, wenn es darüber zu einer Kriegserklärung seitens Deutschlands gekommen wäre, sich in eine bewaffnete Unterstützung verwandelt haben würde.

Für die deutsche Politik ergab sich aus dieser logischen Folgerung die Notwendigkeit, den richtigen Augenblick für ihre eigne Stellungnahme genau abzuwägen, dann aber mit voller Entschiedenheit und auf alle Konsequenzen hin zuzugreifen. Gerade weil sie diesen Augenblick nicht vorzeitig herbeiführen durfte,

mußte sie auch mit der Aufklärung der eignen öffentlichen Meinung zurückhalten, und daher kam es, daß, als das schwere Gewölk plötzlich in großer Schnelligkeit heraufzog, der größte Teil der deutschen Zeitungschreiber und Zeitungleser an einen Ernst der Lage nicht glauben wollte, sondern der Meinung war, daß, nachdem der Krieg um der spanischen Krone willen den Franzosen im Jahre 1870 so schlecht bekommen war, diese sich hüten würden, einen neuen Krieg gar wegen der marokkanischen Terra incognita vom Zaune zu brechen. Daher die Neigung bei einem wesentlichen Teil der deutschen Presse, und demgemäß auch des Publikums, die Sache anfänglich nicht recht ernst zu nehmen. Der Reichskanzler aber, der Herrn Delcassé gründlich in die Karten gesehen hatte, konnte es selbstverständlich diesem nicht überlassen, seine in Reserve gehaltenen Atouts auszuspielen, er durfte nicht warten, bis es der französischen Politik gelungen sein würde, das Netz über Deutschland fest zusammenzuknüpfen. Der Augenblick, es zu zerreißen, war an dem Tage gekommen, als der französische Geschäftsträger in Fez sich mit seinen Forderungen der scherifischen Regierung als „Mandatar Europas" präsentierte und diese nunmehr an den deutschen Geschäftsträger die Frage richtete, ob Deutschland das anerkenne und auf seine eignen Verträge verzichte? Als diese Meldung in Berlin eintraf, konnte kein Zweifel bestehen, daß nunmehr der kritische Augenblick gekommen sei, in diese feindlichen Intrigen fest und energisch einzugreifen. In diesem Sinne ging Kaiser Wilhelm nach Tanger, seine Person einsetzend, an Stelle eines deutschen Geschwaders, das wahrscheinlich einem ungleich stärkeren französischen oder französisch-englischen begegnet sein würde, wodurch die ganze Situation sofort einen unmittelbar bedrohlichen Charakter erhalten haben würde.

Dieses Einsetzen der Persönlichkeit des Kaisers wird auch von Männern getadelt, die sonst mit dem Gang der deutschen Politik der anglo-französischen Koalition gegenüber — denn das ist die eigentliche Aufschrift für das Aktenstück „Marokko" — einverstanden sind. Es hat sich da nicht etwa um ein Impromptu Seiner Majestät gehandelt. Die kaiserliche Landung in Tanger und die damit verknüpfte feierliche Anerkennung der Souveränität des Sultans durch den Deutschen Kaiser war ein lange und wohl erwogener Schachzug der deutschen Politik, dem die Franzosen nichts Gleichwertiges entgegenzustellen hatten. Es kann nicht genug anerkannt werden, daß der Kaiser in Uebereinstimmung mit dem Reichskanzler ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr sich rückhaltlos in den Dienst der nationalen Interessen stellte. Die Kaiserstandarte in Tanger war etwas andres und wesentlich mehr, als eine Admiralsflagge draußen auf der Reede gewesen wäre, und Fürst Bülow ist noch in der zwölften Stunde für die Ausführung dieses Programms eingetreten. Die französische Presse drohte mit einem Geschwader, — aber die Absendung unterblieb.

Es ist neuerdings in deutschen Zeitungen behauptet worden, daß die Erhaltung des Friedens der maßvollen, verständigen Haltung der französischen Staatsmänner zu danken sei. Weder eine französische noch eine englische Zeitung würde das im gegebenen Falle von den Staatslenkern der gegnerischen

Macht schreiben. Bis zu der Höhe des englischen „Right or wrong — my country!" hat sich unsre liberale deutsche Presse, zumal in ihren Verlängerungen nach links, noch nicht aufgeschwungen. Das soll aber einer gerechten Anerkennung wirklichen Verdienstes um den Frieden keinen Abbruch tun. Denn tatsächlich kommt solches Verdienst Herrn Rouvier zu, der, nachdem er sich über die Sachlage — nicht nur durch Herrn Delcassé — informiert hatte, diesen mit fester Hand beiseiteschob und damit die Bahn zu einer Verständigung mit Deutschland frei machte, das dann seinerseits in den marokkanischen Einzelheiten um so mehr nachgeben konnte, nachdem die große Frage einer französisch-englischen Koalitionspolitik durch Rouvier und seine mit ihm votierenden Kollegen beseitigt war. Es kann immer nur wiederholt werden, nicht um „das bißchen Marokko" handelte es sich. Ueber unsre dortigen Rechte würden wir mit einem friedlichen, nicht auf Herausforderung Deutschlands ausgehenden Frankreich jederzeit einig geworden sein. Das „bißchen Marokko" war für uns der untrügliche Barometer der europäischen Gesamtlage. Die Frage: Krieg oder Frieden mußte der Delcasséschen Politik gegenüber an irgendeinem Punkte zur Entscheidung gebracht werden. War es nicht die marokkanische Gelegenheit, so wäre es unvermeidlich eine andre, vielleicht weniger günstige gewesen, bei der wir die Frage: Was steht den Herren zu Diensten? hätten stellen müssen. Die enge Verkettung französischer und englischer Politik, französischer und englischer gemeinsam betriebener Anfeindungen und Verdächtigungen Deutschlands in fast wörtlicher Uebereinstimmung, bewiesen, daß der französische Minister des Auswärtigen englische und französische Pfeile in beliebig großer Zahl auf uns abschoß und daß in London nicht nur die Kreise der „National Review" und einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer Blätter ihm ebenso willig zu Diensten waren wie die betreffenden publizistischen Organe in Paris. Heute, wo dieses Stadium, dank ebenso dem energischen und festen Zugreifen der deutschen Politik wie der verständigen und einsichtigen Haltung Rouviers, glücklich überwunden ist, kann das deutsche Publikum die Sachlage ungefähr wie die Passagiere eines Schnellzuges ansehen, die von einer großen Gefahr erst im letzten Augenblick Kenntnis erlangt haben, bevor sie ihr glücklich entgangen sind. Das Verdienst, den Frieden gewahrt zu haben, kommt mithin mindestens ebenso dem rechtzeitigen deutschen Zugreifen wie der verständigen Erwägung Rouviers zu, erstens, daß Marokko nicht Gegenstand eines Krieges sein könne, bei dem das Recht unzweifelhaft auf seiten Deutschlands sein würde; zweitens, daß die französische Republik einen Krieg mit Deutschland nicht vom Zaune brechen dürfe, und daß es drittens nicht ihre Aufgabe sei, für England die Kastanien seiner Verstimmung gegen Deutschland aus dem Feuer zu holen.

Auch nach der Entfernung Delcassés aus dem Amte ist von englischer Seite, und zwar von amtlicher englischer Seite, alles geschehen, um die deutsch-französische Verständigung in ihrem Hauptpunkte, der Annahme der Konferenz, scheitern zu machen. Die englischen Botschafter haben, nicht nur in Paris, überall gegen den Konferenzgedanken zu wirken gesucht, und der britische Bot-

schafter in Washington mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Präsident Roosevelt ihm wie seinem französischen Kollegen die bestimmte Erwartung aussprach, daß die Konferenz zustande kommen werde.

Auf die Enthüllungen des „Matin“ hin, selbst wenn ihr Inhalt ein solcher war, den in Paris die Redaktionsspatzen von den Dächern pfiffen, konnte die deutsche Regierung die britische nicht koramieren, nicht auf Zeitungsbehauptungen hin amtlich Aufklärungen verlangen, deren Verweigerung mindestens den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zur Folge gehabt haben würde. Balfour sowohl wie Lansdowne haben jedoch, nicht amtlich, aber vertraulich und persönlich, einer ebenso gestellten Frage des deutschen Botschafters gegenüber die ihnen von Herrn Delcassé zugeschriebenen Absichten verneint. Formell war das sicherlich ganz richtig. Eine Bejahung hätte notgedrungen eine noch größere Erschwerung der deutsch-englischen Beziehungen zur Folge haben müssen, und da England allein unter keinen Umständen einen Krieg mit uns führen will, ein Bundesgenosse zurzeit aber nicht zu haben ist, so ist es begreiflich, daß die englischen ministeriellen Kreise die ihnen vom „Matin“ zugeschriebene „Dummheit“ energisch ablehnen. Trotzdem werden wir es als eine Tatsache betrachten müssen, und es hat darüber in Berlin auch wohl in keinem Augenblick ein Zweifel bestanden, daß wir am Tage einer deutschen Kriegserklärung an Frankreich England an dessen Seite gefunden haben würden. Dieses Ziel, dem Delcassé zustrebte, war in den leitenden Kreisen Englands bekannt und gebilligt. Daher die überraschende Durchführung der neuen Flottendislokation. Die fortgesetzt ausgestreuten Gerüchte, daß Deutschland einen Angriff auf England plane, sollten nur dazu dienen, den englischen Seerüstungen einen Vorwand zu geben. Bei der seit Jahren betriebenen Verhetzung der öffentlichen Meinung in England gegen Deutschland würde bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges der Druck dieser unaufhörlich bearbeiteten öffentlichen Meinung wahrscheinlich hinreichend stark genug gewesen sein, die englische Regierung zur Parteinahme zu zwingen. Diesen Druck zu erzielen und damit seine Folgen sicherzustellen, ist die Hauptarbeit Delcassés gewesen. Die englische Regierung war ihm zum mindesten nicht entgegen.

Was nun das Landungsprojekt selbst anbelangt, so wird das selbstverständlich in den Registern der deutschen Heeres- und Flottenleitung seinen Platz behalten. Die Landung würde schwerlich an der deutschen Küste, sondern an der dänischen bewerkstelligt worden sein, erstlich, weil sie dort mit ungleich größerer Sicherheit stattfinden konnte, zweitens, weil dadurch Dänemark mit seinen reichen Hilfsquellen in den Dienst der Koalitionsinteressen gestellt würde. Denn von einer dänischen Neutralität im Falle eines deutsch-französischen Krieges gegen Deutschland kann ohnehin keine Rede sein. Eine Vereinigung der französischen Flotte mit der englischen würde ein so erhebliches maritimes Uebergewicht bedeuten, daß diese vereinigten Seestreitkräfte hinlänglich stark wären, um die deutsche Schlachtflotte mit großer Uebermacht festzuhalten und gleichzeitig der Transportflotte, die allerdings sehr große Dimensionen hätte annehmen müssen, die erforderliche Deckung zu gewähren. Bei dem so sehr langsamen Anwachsen unsrer

Schlachtflotte werden wir uns gegen solche ungebetenen Gäste durch zahlreiche Torpedodivisionen sichern müssen, die jeden Truppentransport durch die Nordsee zu einem gewagten Unternehmen machen.

Einstweilen darf aber hoffentlich angenommen werden, daß die Luftreinigung an der Vogesengrenze auch in England die Gemüter hinlänglich abgekühlt haben wird und daß auch nach dieser Richtung hin der politische Horizont sich einstweilen aufhellt. Freilich wird man sich in Deutschland immer gegenwärtig halten müssen, daß die jetzt zerrissene Kombination zu ihrer Wiederherstellung nur eines französischen Kabinetts bedarf, das den Gedanken, sich die öffentliche Meinung Englands als Bundesgenossen zu sichern und die britische Regierung unter diesen Druck zu stellen, einheitlich und mit besserem Erfolge zur Geltung zu bringen versteht als Herr Delcassé. Vergessen wir nicht, daß die Pläne nur an der Persönlichkeit Rouviers gescheitert sind und daß nicht immer ein Rouvier dasein wird, um ihnen Halt zu gebieten.

Sollte es inzwischen glücken, Frankreich davon zu überzeugen, daß es sehr wohl in dauernd freundnachbarlichen Beziehungen zu Deutschland leben kann, die einer ersprießlichen Förderung vieler gemeinsamer Interessen zugute kommen würden, dann um so besser! Wir suchen kein Bündnis, für das die Zeit noch nicht reif ist, und denken daher um so weniger daran, Frankreich zu einem solchen zu *nötigen*. Frankreich hat seine Bereitwilligkeit zu guter Nachbarschaft zu erkennen gegeben, es wird dies auch noch weiter tun. Aber Vorschläge in der Richtung auf ein *Bündnis*, für das es im Augenblick weder Ziel noch Zweck gäbe, müssen von *Frankreich* ausgehen, das uns zu jedem, Elsaß-Lothringen nicht berührenden Entgegenkommen bereit finden wird. Das alles muß der Zeit überlassen bleiben. Eine staatskluge, fernblickende französische Politik wird dann die Interessen Frankreichs zu höherem Werte einschätzen, als ihn die anderthalb Millionen Elsaß-Lothringer repräsentieren. Der Besitz von Straßburg und Metz ist für uns endgültig und unabänderlich. Die Rückgabe an Frankreich würde nicht eine Aera der Freundschaft, sondern neuer unerbittlicher Existenzkämpfe eröffnen. Aber es gibt andre große Interessen, die das Jahr 1870 in der Erinnerung kommender Generationen weit zurückzudrängen vermögen, an der Pflege dieser Interessen sollten beide Nationen gemeinsam arbeiten. Niemand in Deutschland hat die Absicht, sich Frankreich aufzudrängen. Will Frankreich freundschaftlich bei uns eintreten, wird es ebenso herzlich willkommen sein.

Gespräche mit Rottenburg über Bismarcks Sozialpolitik

(Norderneyer Aufzeichnungen)

Von

S. Münz

Dr. von Rottenburg, der einstige Chef der Reichskanzlei, hat einem Bismarck nicht die Treue eines — Kammerdieners gehalten, sondern die eines Mannes, und man zeige uns den Mann, der einen noch so großen Politiker anders als unter kleineren oder größeren Einschränkungen bewunderte, die eben aus der Seele des Kritikers aufsteigen. Bewunderung trotz Kritik ist doch viel mehr als die Bewunderung des Götzendieners.

In sozialpolitischer Beziehung wich Rottenburg in einzelnen Punkten vom Bismarckschen Standpunkt ab, was übrigens dem Fürsten keineswegs unbekannt war. Dr. von Rottenburg hat aus seinen Anschauungen nie ein Hehl gemacht. So bleibt ihm denn nach des Fürsten Tode vielleicht das Recht unbenommen, mit nach vorwärts gewendetem Blicke sozialpolitische Probleme seiner Gesinnung entsprechend zu behandeln.

Ueber die sozialpolitische Stellungnahme des Fürsten Bismarck äußerte sich Rottenburg etwa folgendermaßen:

„Der Fürst hat von dem Augenblicke an, da er eine leitende Stellung erlangte, eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Klassen in Angriff genommen. Er schlug, wenn ich nicht irre, schon Ende 1862 dem Staatsministerium vor, mit Hilfe der großen Kommunalverbände eine Pensionskasse für invalide Arbeiter zu gründen, fand aber bei seinen Kollegen kein Entgegenkommen; insbesondere zeigte sich der damalige Handelsminister abgeneigt; dieser befürchtete, in der Arbeiterbevölkerung könnte die gefährliche Vorstellung wachgerufen werden, als ob der Staat die Macht und die Pflicht hätte, in jeder Notlage Hilfe zu leisten. Andre, dringendere Aufgaben traten an den Fürsten heran, so daß er sich der Ausführung seiner Pläne vorerst nicht zu widmen vermochte; aufgegeben hatte er sie aber keineswegs.

„Der größte Gehilfe des Meisters, der einzige von uns allen, der Geist von seinem Geiste war, Lothar Bucher, billigte nicht nur jene Pläne, er ging vielmehr über diese noch hinaus, und ich möchte glauben, daß manche der in den sechziger Jahren erschienenen Satiren auf die kümmerliche Vorstellung des damaligen Liberalismus von den Aufgaben des modernen Staates aus der Bucherschen Feder stammten. In die erste Periode des Ministeriums Bismarck fällt auch der Versuch, eine Arbeiterproduktivgenossenschaft zu gründen. Im Widerspruch mit seinen Kollegen verschaffte Bismarck einer Deputation armer Weber aus Waldenburg in Schlesien eine Audienz beim alten Herrn und erwirkte für sie aus der Kgl. Schatulle eine Unterstützung von, ich glaube, über

10000 Talern zum Zwecke einer solchen Assoziation. Von der Fortschrittspartei zur Rede gestellt, antwortete der Ministerpräsident in einer großzügigen Rede, das Herrscherhaus, dessen bedeutendster Repräsentant für sich den Titel eines Roi des gueux in Anspruch genommen hätte, dürfte es wohl als sein Recht ansehen, wie es die Bauern emanzipiert hätte, auch das wirtschaftliche Niveau der Arbeiter zu heben. Es kamen die schweren Kriegsjahre, die Bismarcks ganze Kraft in Anspruch nahmen. Aber schon als der erste Kongreß der Kathedersozialisten in Eisenach tagte, wendete Fürst Bismarck seine Aufmerksamkeit wiederum der Sozialpolitik zu. Er entsandte den Geheimrat Wagner zu jenem Kongreß und faßte nach dessen Rückkehr den Plan, mit Oesterreich zusammen eine sozialpolitische Reformgesetzgebung zu inaugurieren. Woran die Ausführung dieser Idee scheiterte, vermag ich nicht zu sagen; ich lebte damals im Auslande und bin der Entwicklung der Dinge nicht so genau gefolgt.

„Die verruchten Attentate," fuhr Rottenburg fort, „machten es selbstredend notwendig, zunächst Repressivmaßregeln zu ergreifen. Aber fast in allen Reden, in denen Fürst Bismarck das Sozialistengesetz und dessen Verlängerung vor dem Reichstage verteidigt hat, gibt er dem Gedanken Ausdruck: Mit dem Polizeistock ist es keineswegs getan. Ein wirklicher Arzt sieht seine Aufgabe nicht in der Beseitigung der Symptome der Krankheit; darin liegt sogar die Gefahr, daß die materia peccans nach innen getrieben werde; er sucht vielmehr den Organismus zu heilen. Aus dieser Anschauung heraus sind die drei großen Versicherungsgesetze entworfen worden. Der Fürst hat mir gegenüber oftmals betont — und dieser Gedanke kehrt fast in allen seinen Reden aus den achtziger Jahren wieder —, bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie wären die präventiven Maßregeln wichtiger als die repressiven. Unter den ersteren verstand er sozialistische Mittel, Staatshilfe. Wie weit er darin gehen wollte, zeigt seine Rede über das Tabaksmonopol. Ich mußte alle seine Reden im Stenogramm durchsehen und kenne sie also sehr genau. Er sagte damals, der Staat müßte dem durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung gegebenen Beispiel folgen; diese Gesetzgebung habe dem einen das Gut genommen, um es dem andern zu geben. Der heutige Staat sollte mehr Sozialismus treiben. Ein andres Mal spricht er von einem Vakuum, das der Staat bisher unbeachtet gelassen habe und das er im sozialistischen Sinne ausfüllen müsse, damit nicht politische Agitatoren ihm ins Handwerk pfuschen.

„Nach alledem," schloß Rottenburg, „kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Bismarck, wenn er länger im Amte geblieben wäre, die Sozialreform fortgesetzt haben würde. Seine Reden sind dafür beweiskräftig, daß er die sozialpolitische Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht durch eine Gesetzgebung für gelöst erachten durfte, die lediglich dem kranken und dem invaliden Arbeiter zugute kommt. Er würde später auch für den gesunden Fürsorge getroffen haben, indem er dessen Stellung im Kampfe ums Dasein gestärkt hätte. Ist doch schon in den sechziger Jahren, wie ich erwähnte, die Idee der Produktivassoziation von ihm vertreten worden. Zugunsten meiner Auffassung möchte ich auch noch

folgendes anführen: der Fürst hat seine sozialpolitischen Reformen zunächst unter dem Gesichtspunkte betrieben, daß die Gerechtigkeit sie forderte. Aber es entsprach seinem staatsmännischen Genie, daß er diese Reformen auch politisch zu fruktifizieren, ihre werbende Kraft auszunutzen suchte. Crûment ausgedrückt, er wollte mit ihrer Hilfe auch die Stimmen der Arbeiterschaft gewinnen, und von diesem zweiten Gesichtspunkte aus mußte ihm gerade die Ausdehnung der staatlichen Fürsorge auf den gesunden Arbeiter wertvoll erscheinen, da dieser doch ein politisch nützlicherer Faktor ist als der kranke. Nun werden freilich die Scharfmacher — da sich diese, dem Beispiele der Geusen folgend, jetzt selbst so nennen, darf wohl auch ein dritter diese Bezeichnung wählen — mir entgegenhalten: Fürst Bismarck ist aus seinem Amte geschieden, weil er die Sozialreform nicht dem Willen des Kaisers entsprechend fortsetzen zu dürfen glaubte. Allein dieser Einwand ist völlig verfehlt. Der Bruch zwischen Kaiser und Kanzler ist nicht durch eine Divergenz der sozialpolitischen Anschauungen verursacht worden. Das ist eine aktenwidrige Behauptung."

Später kam Rottenburg nochmals auf die Scharfmacher zu sprechen. „Es ist leicht verständlich," meinte er, „daß die Herren sich für die Erben der Bismarckschen Politik auszugeben suchen. Die Romanisten sagen: Qui habet Papinianum, habet bonam fundationem; und der Papinian der Politiker ist in dieser Beziehung Bismarck. Viele nehmen die Erbenqualität auch zweifellos optima fide für sich in Anspruch. Der eine oder der andre dagegen, möchte ich glauben, weiß sehr wohl, daß zwischen der Bismarckschen und der scharfmacherischen Politik ein wesentlicher Unterschied besteht. In dem Gefühl seiner Unfähigkeit, erstere zu betreiben einerseits, und in dem Wunsche, doch als ein Politiker à la Bismarck zu gelten anderseits, schaltet mancher aber aus der Bismarckschen Staatskunst alles aus, was er selbst nicht nachzuahmen vermag, und dadurch erhält diese ein ganz fremdes Gesicht.

„Gleichviel nun, ob die Scharfmacher bona oder mala fide die Erben der Bismarckschen Politik zu sein prätendieren, ihr Anspruch ist dazu angetan, diese Politik in ihrem Ansehen zu schädigen, und dagegen muß Vorsorge getroffen werden. Man spricht immer von dem eisernen Kanzler; aber dieses Epitheton erschöpft bei weitem nicht die Bedeutung des Fürsten. Er verstand es, den Hammer zu schwingen, wenn es not tat; vor allem aber beherrschte er die Kunst, von welcher der griechische Weise sagt, sie sei in der Politik die wertvollste, die Kunst, die Gemüter zusammenzuweben, und dem verdankt er es in erster Reihe, daß er für einen der größten Staatsmänner aller Zeiten gilt und gelten wird. Schätzt man etwa seine äußere Politik nach ihrem Verdienste ein, wenn man diese mit den Worten ‚Blut und Eisen' kennzeichnet? Gewiß nicht. Die Größe dieser Politik bestand doch vornehmlich darin, daß sie durch meisterhafte diplomatische Züge dem Eisen die günstigsten Bedingungen zur Betätigung schuf. Die Feinarbeit, die der Fürst geleistet hat, wird eben noch gar nicht genug gewürdigt. Ich wünschte, es wäre mehr Leuten vergönnt gewesen, in die geistige Werkstatt Bismarcks zu sehen, ihn bei dieser Feinarbeit zu beobachten.

„Auch von der eminenten Sorgfalt des Fürsten haben nur wenige eine Ahnung. Ich will Ihnen ein kleines Beispiel dafür geben. Ich hatte von dem Fürsten ein für allemal den Auftrag, wenn ein Besucher zu lange bei ihm weilte, eine rote Mappe mit einem beliebigen Aktenstück durch einen Kanzleidiener in sein Arbeitszimmer zu schicken. Rote Mappen bedeuten nämlich eilige Sachen. Half das nicht, so fand in kurzen Zwischenräumen eine Steigerung der Winke zum Weggehen statt, bis zuletzt ein kaiserlicher Generaladjutant gemeldet wurde. Vor vielen Jahren hatte ich nun den Fürsten gebeten, Karl Schurz zu empfangen, und meiner Bitte war entsprochen worden. Eine halbe Stunde verlief, Schurz war noch immer bei dem Fürsten, und so schickte ich denn eine rote Mappe, in die ich das Reinkonzept einer diplomatischen Note gelegt hatte, die schon lange erledigt war. Nichts rührte sich; ich greife also nach weiteren fünfzehn Minuten zu einer zweiten Mappe und beauftrage den Kanzleidiener, diese dem Fürsten mit der Meldung vorzulegen, ich hätte gesagt, die Sache wäre sehr dringend. Nach einigen Minuten kehrt der Kanzleidiener zurück und bemerkt: ‚Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Geheimrat. Ein Generaladjutant würde auch nichts helfen. Durchlaucht haben eben Mosel und Zigarren bestellt. Die beiden Herren scheinen sich sehr gut zu amüsieren.‘ Am Abend — ich aß beim Fürsten — erschien er bei Tisch mit meiner roten Mappe, erzählte zunächst, wie interessant Schurz gesprochen hätte, und wandte sich dann zu mir mit den Worten: ‚Sie haben mich aber nett irregeführt. Nach Schurz' Weggang öffne ich die rote Mappe, finde in ihr ein Konzept und beginne zu korrigieren; kaum die Hälfte ließ ich stehen. Nun aber mein Erstaunen: als ich auf der letzten Seite angelangt bin, sehe ich unter dem Konzept meine Paraphe stehen und werde gewahr, daß ich die ganze Zeit mich selbst korrigiert habe; es handelte sich um eine längst erledigte Sache. Ich hatte ganz vergessen, zu welchem Zweck Sie mir die rote Mappe geschickt hatten.‘ Dabei bemerke ich, daß das Konzept das dritte Reinkonzept war; zweimal hatte der Fürst die Note schon korrigiert. Die wenigsten Bismarckschen Aktenstücke tragen die Spuren langwieriger Arbeit, und doch wieviel Arbeit steckt in ihnen. Aber das gehört eben zu einem Meisterwerke, daß es die Vorstellung einer mühelosen Schöpfung auslöst.

„Fürst Bismarck,“ erzählte Rottenburg ein andres Mal, „war ein sehr feiner Psychologe. Vielleicht schätzte er die Menschen etwas niedriger ein, als sie es verdienen. Das Gewerbe, das jemand betreibt, färbt zuletzt auf ihn ab, und das diplomatische Gewerbe ist nicht dazu angetan, eine optimistische Einschätzung der Menschen zu begünstigen. Aber der Fürst verstand, psychologische Entwicklungen zu prognostizieren. Sie erinnern sich wohl der geistvollen Ausführungen in Wilhelm Meister über die Charaktere Hamlets und Ophelias. In Gesprächen mit dem Fürsten wurde ich häufig an diese erinnert. Aegidi schreibt einmal, der Fürst habe, als er einen englischen Roman zur Hälfte gelesen, die Fortsetzung bis zum Schlusse ausgedacht, und später habe sich erwiesen, daß diese Fortsetzung sich mit der des Verfassers vollständig deckte. Aegidi

spricht dabei von der poetischen Begabung des Fürsten. Das ist wohl nicht ganz zutreffend. Er besaß eine große Begabung für psychologische Beurteilung, und die hat er sich zum Teil durch Lesen von Romanen erworben. Nicht nur in Varzin, überall las er Romane, was er übrigens mit andern hervorragenden Männern gemein hatte. Ich erinnere mich, in einer Biographie St. Simons gefunden zu haben, daß er viel Zeit auf das Romanlesen verwendete, um sich Menschenkenntnis anzueignen. Zweifellos verdankt Fürst Bismarck seine politischen Erfolge zum Teil seiner psychologischen Begabung und Bildung.

„Und nun sehen Sie einmal," fuhr Rottenburg fort, „mit welch geringem psychologischen Verständnis heute mancher, der in der Sozialpolitik ein Wort mitreden will, an die Probleme herantritt, die unsre Zeit beschäftigen. Nehmen Sie die bedeutungsvolle Frage, welche Wirkung die Organisation der Arbeiter ausüben, ob sie diese in die Arme der Umsturzpartei treiben oder ihnen eine richtigere Einsicht in die Lebensbedingungen der Industrie geben werde? Die Kenntnis einiger Präzendenzfälle reicht da nicht aus. Auch gibt es in der Politik keine wirklichen, keine genau zutreffenden Präzedenzien; jedes neue Problem hat bis zu einem gewissen Grade etwas Eigenartiges, läßt sich daher nicht durch einen direkten Schluß aus einem früheren Vorgange mit Sicherheit lösen. Der Politiker muß Psychologe sein; er muß verstehen, aus allgemeinen, durch die Erfahrung gewonnenen psychologischen Gesetzen zu deduzieren. Eine andre, gleichfalls hochbedeutsame Frage ist die der Abkürzung der Arbeitszeit. Wie wird diese auf die Produktionsfähigkeit einwirken? Wird sie die Trunksucht fördern oder nicht vielmehr die Folge haben, daß der Arbeiter, wenn seine Frau die Zeit findet, ihm ein reinliches Heim zu schaffen und eine gute Kost vorzusetzen, sein Haus der Kneipe vorziehe? Und andres mehr. Wiederholt bin ich der Behauptung begegnet: ‚Hat der Arbeiter mehr freie Zeit, so säuft er eben mehr.' Ja, heißt das, einem so schwierigen Problem gerecht werden? Ich verstehe es wohl, wenn eine so brutale Behandlung gleichsam als Vorfrucht für die sozialdemokratische Saat dient. Selbstredend will ich nicht behaupten, daß es psychologische Gesetze gebe, die gleichmäßig auf jedes einzelne Individuum zutreffen und mit deren Hilfe man für jeden einzelnen Fall a priori eine Prognose aufzustellen vermöchte. Aber mit den aus der Erfahrung gewonnenen Gesetzen lassen sich betreffs der Durchschnittswirkung einer gegebenen Institution auf die Massen Berechnungen anstellen. Das Fazit wird natürlich nicht für eine jede Masse das gleiche sein. Der Türke reagiert anders auf eine bestimmte Institution als der Engländer, der Franzose anders als der Russe. Aber — wären solche Berechnungen ausgeschlossen, dann müßte die Politik ihren Anspruch, eine Kunst zu sein, aufgeben; sie müßte sich damit bescheiden, ein Glücksspiel zu sein."

Die lautesten Rufer im Streite gegen die Sozialreform sind nach Rottenburg unter den Sekretären der großen industriellen Verbände zu suchen. „Es gibt," sagte er, „unter diesen Sekretären zahlreiche vortreffliche Männer, aus deren Arbeiten ich viel gelernt habe. Aber manche entwickeln eine Tätigkeit, die auf das ent-

schiedenste bekämpft werden muß. Ich bestreite nicht, daß auch diese immer das Interesse ihrer Mandanten wahrzunehmen glauben, ich gebe zu, daß sie das Interesse der Arbeitgeber, soweit dieses auf geschäftlichem Gebiete liegt, sehr richtig erkennen; aber darüber hinaus fehlen ihnen die Vorbedingungen für ein zutreffendes Urteil, und deshalb sind sie unvermögend, bis zum Ende das Interesse der Arbeitgeber zu vertreten, das, richtig verstanden, sich vollständig mit dem deckt, was die Sozialreformer anstreben. Die betreffenden Herren haben keine politische Schulung, und, wie ein französischer Staatsmann einmal gesagt hat, wenn man selbst das geringste Gewerbe nicht zu betreiben vermag, es sei denn, daß man eine Lehre durchgemacht, wie will man dann ohne Schulung das schwierigste Gewerbe ausüben, das politische? Da sind zum Beispiel unter diesen Sekretären einige ehemalige Schulmeister. Ja, das Schulkatheder ist die schlechteste Vorbereitungsstelle für eine politische Tätigkeit. Niemand kann den Beruf des Schullehrers höher einschätzen als ich. In meinen Augen ist der Schullehrer einer der wichtigsten Beamten, und man sollte meines Erachtens dahin wirken, daß er die gleiche soziale Stellung und die gleiche finanzielle Unabhängigkeit erhalte wie der Richter und der höhere Verwaltungsbeamte. Kein Agent des Staates vermag mehr für die Förderung des gemeinen Interesses zu schaffen als er. Wie sehr Fürst Bismarck die Schullehrer schätzte, ergibt sich daraus, daß er das Geschenk, das die Nation ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag machte, zu einer Stiftung für Lehrer verwendete. Aber — infolge der Eigenart der schulmeisterlichen Tätigkeit ist mit dieser eine Gefahr verbunden. Was Fürst Bismarck den Geheimräten nachsagte, daß sich bei ihnen alsbald das Gefühl der Unfehlbarkeit einstellte, das gilt für manchen Lehrer. Er begegnet keinem Widerspruch, denn er doziert immer ex cathedra; er steht vornehmlich in Beziehung zu jungen, ihm an Wissen weit unterlegenen Leuten; er ist immer der Gebende, nie der Empfangende; kurzum, es kann sich bei ihm leicht die Ueberzeugung ausbilden, daß er infallibel sei, wovor unsre Universitätsprofessoren dadurch geschützt sind, daß sie mehr oder minder stets in literarische Händel verwickelt sind. Nun — solange der Schulmeister auf dem Katheder bleibt, hat das keine großen Bedenken. Unternimmt er aber ein andres Gewerbe, so gibt sein etwaiges Unfehlbarkeitsbewußtsein zu recht schweren Bedenken Anlaß — insbesondere wenn er die Politik wählt. Dazu kommt, daß bei der Spezies des Menschengeschlechts, von der ich spreche, ein Bedürfnis für eine Steigerung des Selbstbewußtseins kaum anerkannt werden kann. Ich weiß einen Sekretär, der sich als eine Art Warwick aufspielt — allerdings in einem verkleinerten Format; er begnügt sich damit, Minister zu stürzen."

Eines Tages brachte Rottenburg eine Nummer der „Times" an den Strand und las daraus einiges aus der Rede vor, die Balfour auf dem Meeting der British Association in Cambridge gehalten hatte. Von einer Seite wurde bemerkt, wohl nur Bülow besäße die Vorbedingungen für eine ähnliche Leistung; man müsse anerkennen, daß die englischen Minister an allgemeiner Bildung ihre kontinentalen Kollegen überträfen, und dies käme auch in ihren Reden zum Ausdruck.

„Für die großen englischen Staatsmänner am Schlusse des achtzehnten und bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts trifft das zu,“ erwiderte Rottenburg. „Die Reden der Burke, der Pitts, der Sheridan sind Zeugnisse eines umfassenden historischen, philosophischen und staatsrechtlichen Wissens; außerdem oratorische Meisterwerke, die den besten Leistungen des Altertums an die Seite gestellt werden dürfen. Ich wünschte, die Professoren der Eloquenz, die wir ja noch an unsern Universitäten haben, nähmen jene Reden, insbesondere die Burkeschen, zum Gegenstande von Vorlesungen. Das würde vielleicht dazu führen, daß das oratorische Niveau in unsern Parlamenten etwas stiege. Allein man wird doch wohl zugestehen müssen, daß die heutige englische Beredsamkeit jene ehemaligen Vorzüge in erheblichem Maße eingebüßt hat. Vergleichen Sie zum Beispiel die Reden Burkes mit den jetzt so sehr beliebten Reden Chamberlains. Die einen wie ein vornehmer 1862er Rauentaler, die andern wie ein deutscher Sekt, zu dem ein wohlfeiler Alkohol verwendet worden ist. Ich mißbillige keineswegs die Politik des ehemaligen Kolonialministers; im Gegenteil, ich halte die Ziele, die er verfolgt, für die richtigen und sympathisiere namentlich mit ihm als Sozialpolitiker. Aber der Art und Weise, wie er Politik treibt, fehlt die Großzügigkeit, welche die alten englischen Staatsmänner auszeichnete. Chamberlain besitzt Begabung für persönliche Angriffe; er versteht es sehr gut, über seine Gegner Witze zu machen, die den Beifall der Massen finden. Von staatsmännischem Genie aber zeugen seine Reden ebensowenig wie von einer umfassenden allgemeinen Bildung. Unsre Minister jedoch bekümmern sich meines Erachtens viel zu viel um das kleine tägliche Geschäft und müssen daher notgedrungen ihre wissenschaftlichen Studien auf die Gegenstände beschränken, die ihr Ressort betreffen. Dem ließe sich aber abhelfen, indem man den alten Satz: ‚Minima non curat praetor‘ zur Richtschnur nähme. Die Durchführung würde gar keine großen Schwierigkeiten bereiten. Einmal müßte mit der meines Erachtens verkehrten Tradition gebrochen werden, daß der Minister auf alle die Fragen antworte, die in den Parlamenten an ihn gerichtet werden. Einen erheblichen Prozentsatz kann er sehr wohl dem Unterstaatssekretär und den Direktoren zur Beantwortung überlassen. Dies würde auch das Gute haben, daß dann weniger gefragt werden würde. Eine Mensur mit den Gesellen schätzt der Vertreter des Volkes, glaube ich, nicht sehr hoch ein; er will den Meister an seiner Klinge fühlen. Und zweitens wäre die Verwaltung in ausgedehntem Maße zu dezentralisieren. Ich sollte meinen, die Minister könnten vieles, worüber sie sich die Entscheidung heute vorbehalten, dem Beamten in der Provinz überlassen. In der Regel kennt dieser die tatsächlichen Verhältnisse besser, deren Beurteilung doch meistens von entscheidender Bedeutung ist; auch weiß er die Persönlichkeiten richtiger einzuschätzen, deren Interessen in Frage stehen. Die Rechtschaffenheit, die Intelligenz und das Wissen unsrer Provinzialbeamten bietet die Bürgschaft dafür, daß man ihnen eine größere Verantwortung übertragen darf, als es jetzt geschieht. Es kommt nur darauf an, daß eine energische Hand reformierend durchgreift. Und gewiß würde das Ansehen der Zentralinstanz darunter nicht leiden, daß sie ihr Machtgebiet enger begrenzt. Als ich vor vielen

Jahren als Referendar am Berliner Stadtgericht arbeitete, erschien eines Tages auf der sogenannten Anmeldestube ein echter Spree-Athener und fragte mich: ‚Sagen Sie mal, ist das richtig, daß man hier einen Prozeß um einen Groschen führen kann?‘ Als ich die Frage bejaht hatte, fuhr der Mann fort: ‚Na, dann habe ich meine Wette verloren; ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß ein Kgl. Gerichtshof sich wegen einer solchen Lumperei bemühen könnte.‘ Meines Dafürhaltens wächst der Nimbus eines Beamten, je höher das Niveau seiner Geschäfte liegt; auf die Quantität kommt es nicht so sehr an wie auf die Qualität. Fürst Bismarck hat sich auch um manches bekümmert, was er füglich andern hätte überlassen können. Aber das geschah doch nur ausnahmsweise. Er fand Zeit, die geradezu erstaunliche allgemeine Bildung, zu der er, glaube ich, die Grundlage während seiner Kniephofer Zeit gelegt hatte, immer weiter auszubauen. Wie wenig diese Seite des Fürsten bekannt ist, dafür erhielt ich neulich einen drastischen Beweis. Jemand behauptete — ich war nicht dabei, es ist mir nur wiedererzählt worden —, Bismarck wäre so unwissend gewesen, daß er Helmholtz nicht einmal dem Namen nach gekannt hätte. Einer falscheren Behauptung bin ich in meinem Leben nicht begegnet. Sie löst in meinem Gedächtnis die Erinnerung an eine Unterhaltung aus, die ich einmal auf einem Spaziergange durch die Kissinger Wälder mit dem Fürsten hatte. Ich hatte dem Fürsten einige Tage vorher den Karlsruher Vortrag von Helmholtz über das Gesetz der Erhaltung der Kraft gegeben. Diesem Thema wendete sich unser Gespräch zu, und im Laufe desselben bemerkte ich, es wäre auffallend, daß das genannte Gesetz gleichzeitig von drei Männern entdeckt worden sei. ‚Dafür finden sich doch manche Vorgänge in der Geschichte der Wissenschaften,‘ erwiderte der Fürst. ‚Denken Sie zum Beispiel an die gleichzeitige Entdeckung der Differentialrechnung durch Newton und durch Leibniz. Ich finde es auch nicht auffällig.‘ Und nun entwickelte der Fürst in seiner geistvollen Weise, wie sich nach seiner Auffassung der Fortschritt der menschlichen Erkenntnis vollziehe. Bismarck,“ fuhr Rottenburg fort, „repräsentiert das Ideal eines Staatsmannes auch insofern, als er alle großen politischen Fragen von großartigen Gesichtspunkten aus behandelte; ich möchte sagen, er löste sie aus einer Weltanschauung heraus, und die seinige war breit fundiert. Es wäre eine interessante Aufgabe, einerseits die Wurzeln dieser Weltanschauung und anderseits ihren Zusammenhang mit seiner Politik klarzustellen. Ein charakteristischer Zug in ihm war die Ueberzeugung von der gesetzmäßigen Verursachung aller geschichtlichen Vorgänge. In Anknüpfung an eine Stelle der Shakespeareschen Königsdramen — ich entsinne mich im Augenblick nicht, welches es war — bemerkte der Fürst einmal bei einem einsamen Mahle: ‚Wenn ich nicht glaubte, daß die Entwicklung der Weltgeschichte dem Gesetze von Ursache und Wirkung unterstünde und daher die Möglichkeit einer Vorausberechnung in der Politik annähme, so wäre es verbrecherisch von mir gewesen, Deutschland in drei Kriege zu verwickeln, die uns so vieles und so edles Blut gekostet haben.‘ Aehnliche Aeußerungen hat er wiederholt gemacht.

„Meiner Ueberzeugung nach,“ so schloß Rottenburg, „wird unsre Stellung zu vielen politischen Fragen durch die Weltanschauung, die wir uns gebildet haben, in viel höherem Grade bedingt, als man gemeinhin annimmt. Die Beeinflussung vollzieht sich häufig, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, und selbst bei Fragen, die scheinbar — aber der Schein trügt hier — in keinem Zusammenhang mit der einen oder mit der andern Weltanschauung stehen, wie zum Beispiel bei der Frage der Abkürzung der Arbeitszeit. Würde die allgemeine Bildung bei uns auf einer höheren Stufe stehen — namentlich auch unter den Männern des praktischen Lebens —, so, glaube ich, würden sich immer weitere Kreise zu einer Weltanschauung bekehren, die den Interessen des vierten Standes mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe, — und das ist die Vorbedingung, um zum sozialen Frieden zu gelangen. Vor allem lege ich Wert auf eine größere Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Sie sind — und ich darf mich für diese Behauptung auf keinen Geringeren berufen als Goethe — von einer stets wachsenden Bedeutung für die Bildung unsrer Weltanschauung. Mancher wird vielleicht dagegen behaupten: In einer auf der Naturwissenschaft begründeten Weltanschauung liegt der politische und soziale Umsturz. Ich halte das für grundfalsch. Eine oberflächliche Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ist freilich bedenklich. Dringt man tiefer in sie ein — es genügt übrigens schon eine Tiefe, bis zu der die große Mehrheit sehr wohl zu gelangen vermag —, so wird man konservativ — allerdings nicht reaktionär. Man lernt einerseits erkennen, wie eine festgefügte Ordnung und gewisse dieselbe bedingenden Institutionen ein Noli me tangere für alle Zeiten bleiben müssen, und man überzeugt sich anderseits, daß keine Ordnung auf die Dauer Bestand hat, die sich gegen jede Reform hermetisch abschließt.“

Die Fortbildung des internationalen Schiedsgerichtes seit der Haager Konferenz und die Kolonialgerichtsfrage

Von

Professor Lammasch (Wien), Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes

Die nahe bevorstehende Einberufung einer neuerlichen Völkerrechtskonferenz als Fortsetzung der sogenannten Friedenskonferenz von 1899 legt es nahe, die Frage zu untersuchen, ob und inwieweit sich die Institutionen bewährt haben, die von jenem ersten großen, der Kodifizierung der wichtigsten Partien des Völkerrechts gewidmeten Kongresse geschaffen worden waren.

Gegenstand der gegenwärtigen Erörterung soll insbesondere die von der Konferenz des Jahres 1899 ins Leben gerufene Einrichtung eines ständigen Schiedsgerichtshofes sein. Allerdings hat es den Anschein, als ob die nächste

Konferenz sich mehr mit der Regelung der Fragen des Kriegsrechtes als mit jenen der Friedensbewahrung beschäftigen sollte. Gewiß wird sie aber auch an der bedeutsamsten Schöpfung ihrer Vorgängerin nicht achtlos vorübergehen können, sondern auch diese in organischer Weise weiterzubilden sich bemühen.

Keine der Reformen, die in dem für die Umbildung und Fortentwicklung des Völkerrechtes so bedeutsamen Schlußjahr des neunzehnten Jahrhunderts von den sechsundzwanzig auf der Konferenz vertretenen europäischen, amerikanischen und asiatischen Mächten vereinbart wurde, hat eine so große prinzipielle und wohl auch praktische Bedeutung als die Schaffung eines ständigen Gerichtshofes, der den Mächten, die ihn anrufen wollen, jederzeit zur Verfügung steht. Alle die Schwierigkeiten der Zusammensetzung des Gerichtes und der Feststellung des Verfahrens, an denen früher nicht selten die Einigung auf ein Schiedsgericht gescheitert war, sind dadurch aus der Welt geschafft. Gelingt es dem Schiedsgerichtshofe, durch Unparteilichkeit und Sachkunde seiner Sprüche sich das Vertrauen der Staaten zu erwerben, so wird er gewiß von Jahr zu Jahr öfter angerufen werden.

Allerdings stellt die Haager Konferenzakte an die Spitze der Mittel „zur Erhaltung des allgemeinen Friedens“ nicht die Schiedsgerichtsbarkeit, sondern die guten Dienste und die Vermittlung befreundeter Mächte sowie die internationalen Untersuchungskommissionen. Aber jedem Geschichtskundigen und jedem Kenner diplomatischer Verhandlungen ist es klar, daß ein Urteil über die Wirksamkeit der guten Dienste und der Vermittlung erst nach längerer Frist möglich ist. Denn die Wirksamkeit dieser beiden Formen internationalen Eingreifens hüllt sich gerne in den Schleier des diplomatischen Geheimnisses und erreicht ihren Erfolg um so sicherer, je vorsichtiger und verborgener sie auftritt. Deshalb vermag zum Beispiel von den Außenstehenden heute noch niemand mit Sicherheit zu beurteilen, wieviel wahrhaft gute Dienste und wieviel Mediation bei der Zustandebringung des Friedensschlusses zwischen Rußland und Japan oder auch bei der Einigung Großbritanniens und Rußlands über die Art der Beilegung der aus dem Huller Zwischenfall entstandenen Differenz mit im Spiele waren. Das Institut der internationalen Untersuchungskommissionen, auf das von manchen Seiten so sehr großer Wert gelegt wurde, während es bei andern so schwere Besorgnisse erregt hatte, ist in diesen Jahren allerdings nur einmal, eben bei dem letzterwähnten Konflikte, ins Leben getreten und hat dabei seine Schuldigkeit insbesondere dadurch getan, daß von dem Augenblick der Ueberweisung der Kontroverse an die gemischte Kommission die so gefährliche, brandstifterische Aufstachelung der öffentlichen Meinung durch die Tagespresse der beteiligten und auch unbeteiligten Staaten aufhörte, die bis dahin in ihrem unlauteren Bestreben, durch gegenseitig sich überbietende Nachrichten und Schilderungen die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, den Weltbrand angeschürt hatte.

Müssen wir unser Urteil hinsichtlich der die erwähnten Rechtsinstitute betreffenden Normen der Haager Konvention zunächst noch aufschieben, so ist derzeit

eine Beurteilung der Wirksamkeit der Bestimmungen über die internationale Schiedsgerichtsbarkeit schon möglich.

Die moderne Schiedsgerichtsbewegung geht auf Motive sehr zusammengesetzter Art zurück. In den Vereinigten Staaten von Amerika und in Großbritannien, von wo sie ihren Ausgang nahm, sind sicherlich die Ideen des praktischen Christentums zum mindesten mit an deren Wiege gestanden; in den Staaten des europäischen Kontinents sind es vielleicht in höherem Maße der materielle Druck der allgemeinen Wehrpflicht und die durch die Rüstungskosten ins Unerschwingliche gesteigerte Steuerlast sowie die Unmöglichkeit, andern kulturellen Anforderungen mit den geschwächten Staatsfinanzen nachzukommen, die den Ruf nach Abrüstung und zum Zweck derselben nach dem Ersatz des Krieges durch ein zur Schlichtung staatlicher Differenzen taugliches Rechtsverfahren hervorgerufen haben. Das Zusammenwirken beider Momente ist es auch gewesen, das Zar Nikolaus II. zur Einberufung der Haager Konferenz bestimmte. Jene Darstellungen, die dem einen oder andern sensationellen Buche diesen Einfluß für sich allein zuschreiben, sind um so weniger zutreffend, als, wie F. von Martens schon vor einiger Zeit nachgewiesen, bereits Alexander I. am 21. März 1816 Vorschläge zur allgemeinen Abrüstung an Lord Castlereagh gemacht hatte, Nikolaus II. also nur eine ältere Tradition aus den Zeiten der Heiligen Allianz aufnahm, die ja auch — wenngleich zum Teil mit verkehrten Mitteln und ohne Erfolg — bestrebt gewesen war, durch Zurückgehen auf die Grundsätze des Christentums die Beziehungen der Staaten zueinander zu veredeln.

Die Konferenz von 1899 hat den Zusammenhang zwischen Rüstungsstillstand und Schiedsgericht, wie ihn die pazifistische Bewegung vertritt, wenigstens vorläufig gelöst. Während der Gedanke des Rüstungsstillstandes bei fast allen Vertretern der sechsundzwanzig zur Konferenz versammelten Staaten von vornherein den größten Zweifeln begegnete, die trotz des sehnlichsten Wunsches sehr vieler, wohl der meisten der Delegierten nach dessen Erzielung, durch die sachkundige Erörterung der einzelnen einschlagenden Fragen eher bestärkt als abgeschwächt wurden, fand die Idee des Schiedsgerichtes von vornherein nahezu überall eine sympathische Aufnahme.

Vielleicht werden die Regierungen der Großstaaten der Idee der Verminderung der stehenden Heere und der Abänderung ihrer Zusammensetzung erst dann nähertreten, wenn das wohl unaufhaltsame Eindringen sozialistischen und anarchistischen Geistes in die Armeen, von dem sich schon manche Spuren gezeigt, die Gefahren dieser Art des Schutzes der öffentlichen Ordnung deutlicher gemacht haben werden.

Auf der ersten Haager Konferenz trat, wie gesagt, der Vorschlag des Rüstungsstillstandes sofort in den Hintergrund, während der der Einsetzung eines ständigen Schiedsgerichtshofes, den alle Mächte anzurufen Gelegenheit hätten, ohne daß sie dazu verpflichtet würden, bald zum Mittelpunkt aller Verhandlungen wurde.[1])

---

[1]) Auch demjenigen, der nicht das Glück hatte, jene große Zeit der Konferenz, von der

Von vornherein stand es fest, daß das schiedsgerichtliche Verfahren nicht, wie die Friedensgesellschaften es wohl wünschten, für alle Gattungen internationaler Differenzen den Staaten zur Pflicht gemacht werden könne. Nur solche Differenzen, die sich auf eine Rechtsfrage zurückführen lassen, eignen sich zur Austragung in einem solchen Rechtsverfahren. Reine Machtfragen und reine Ehrenfragen hingegen nicht.

Die meisten Konflikte unter den Staaten werden aber zusammengesetzter Natur sein, so daß sie zwar eine Rechtsfrage in sich enthalten, aber auch für die Machtstellung und die Ehre des betreffenden Staates bedeutsam sind. Der russische Entwurf wollte für gewisse Kategorien von Streitigkeiten eine Pflicht zu ihrer Unterstellung unter das schiedsgerichtliche Verfahren aufstellen, allerdings mit der Ausnahme, daß diese Pflicht entfalle, wenn die betreffende Differenz im besonderen Falle die vitalen Interessen oder die Ehre des Staates berühre, und mit dem ferneren Vorbehalte, daß über die Frage, ob ein solcher Ausnahmsfall vorliege, nur der betreffende Staat selbst entscheide.

Dieser bedingt-obligatorische Charakter des Schiedsverfahrens wurde jedoch von der Konferenz nicht akzeptiert, und die Frage, ob Staaten eine bestimmte Kontroverse der schiedsgerichtlichen Austragung unterwerfen wollen oder nicht, vollkommmen ihrem freien Ermessen überlassen. Es ist vielfach behauptet worden, daß die Streichung jener Fälle, für die der russische Entwurf die Anrufung des Schiedsgerichtes zur Pflicht machen wollte, deshalb ohne Belang gewesen sei, weil ja jene angebliche Pflicht, da ihre Erfüllung in das Ermessen des betreffenden Staates gestellt war, in Wirklichkeit gar keine Pflicht gewesen wäre, weil auch jene angeblichen Fälle obligatorischen Schiedsspruches in Wahrheit bloß fakultative gewesen wären. Das ist zwar richtig. Nichtsdestoweniger hat jene Streichung der Fälle des bedingt-obligatorischen Schiedsspruches tief in die Regelung der Schiedsgerichtsbarkeit eingegriffen. Denn insoweit als eine, wenn auch noch so verklausulierte und bedingte Verpflichtung zur Unterwerfung unter das Schiedsgericht aufgestellt wird, insoweit wird die schiedsgerichtliche Austragung dieser Fälle nach fruchtloser Beschreitung des diplomatischen Weges als die normale Art ihrer Erledigung bezeichnet. Will nun ein Staat in einem solchen Falle sich auf ein von der andern Seite ihm vorgeschlagenes Schiedsgericht nicht einlassen, so muß er diese Ablehnung durch den Hinweis auf vitale Interessen oder auf die nationale Ehre begründen. Freilich braucht er diese Begründung nicht weiter auszuführen und zu entwickeln, sondern es genügt, daß

zweifellos eine neue Aera der Beziehungen der Staaten zueinander zu rechnen sein wird, selbst mitzuerleben, ist jetzt Gelegenheit geboten, sich über deren Geschichte genau zu unterrichten. Das eben erschienene Buch von Christian Meurer (Prof. der Rechte in Würzburg) „Die Haager Friedenskonferenz", München 1905, I. Band, bietet eine außerordentlich sorgfältige und getreue Darstellung der gesamten, auf die Friedensbewahrung bezüglichen Verhandlungen. Eine gute Uebersicht der Vereinsbestrebungen zur Förderung des internationalen Friedens gibt das Handbuch der Friedensbewegung von Alfred Fried, Wien 1905.

er überhaupt diesen Einwand vorbringt. Aber selbst dies wird unter Umständen ihm mißlich erscheinen. Würde nun aber, wie dies durch die Ablehnung des russischen Vorschlages geschah, auch diese Schwierigkeit behoben, so wird die Ablehnung des von der andern Seite proponierten Schiedsgerichtes erleichtert, was kaum im Interesse des Völkerfriedens und der internationalen Gerechtigkeit liegen dürfte. Gewiß wurde daher durch die Ablehnung des russischen Vorschlages nach dieser Richtung hin die praktische Verwirklichung der schiedsgerichtlichen Austragung völkerrechtlicher Differenzen wenigstens vorläufig eingeengt. Um so beachtenswerter ist es deshalb, daß die der Konferenz nachfolgende Entwicklung in dieser Beziehung eine Korrektur geschaffen hat. Art. 19 der Konferenzakte hat nicht bloß die wenigen schon vor 1899 abgeschlossenen Verträge, durch die einzelne Staaten sich zur schiedsgerichtlichen Austragung gewisser Differenzen verpflichtet hatten, aufrechterhalten, sondern auch den Staaten noch ausdrücklich das Recht gewahrt, in Zukunft solche zur schiedsgerichtlichen Austragung verpflichtende Verträge abzuschließen. An und für sich waren beide Dispositionen dieses Art. 19 vollkommen selbstverständlich und mochten daher überflüssig erscheinen. Nichtsdestoweniger ist die zweite derselben praktisch sehr wichtig geworden. Sie sprach es offen aus, daß, wenn es auch damals nicht möglich schien, daß alle Signatarmächte gegenüber allen andern Signatarmächten sich auf unbestimmte Zeit verpflichten, Streitfälle in einem ein für allemal abgegrenzten Umfange schiedsgerichtlich auszutragen, es dennoch sehr wohl möglich sein werde, daß einzelne dieser Signatarmächte mit bestimmten andern unter ihnen vielleicht zunächst für eine von vornherein abgegrenzte Zahl von Jahren und in einem gewissen engeren, vielleicht aber auch weiteren Umfange solche Verträge abschlössen.

Das Hauptbedenken, das gegen die pflichtmäßige Unterwerfung unter ein Schiedsgericht namentlich von dem für das schließliche Zustandekommen der Konvention persönlich so hochverdienten Professor Zorn im Namen des Deutschen Reiches geltend gemacht wurde, war der Mangel ausreichender Erfahrung. Auf diesem Wege der Abschließung von Einzelverträgen konnte nun diesem Mangel abgeholfen werden. Deshalb beschritt eine große Anzahl von Staaten alsbald diesen Weg. In den wenigen Jahren, die der Haager Konferenz nachgefolgt sind, wurden bereits mehr als dreißig Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen und ratifiziert, durch die sich die kontrahierenden Mächte entweder dauernd oder für eine bestimmte Anzahl von Jahren verpflichteten, gewisse Kategorien von Streitfällen unter gewissen Vorbehalten der schiedsgerichtlichen Austragung zu unterwerfen. Und diese Zahl ist lange noch nicht abgeschlossen. Unter den Mächten, die solche „allgemeine" Schiedsgerichtsverträge abschlossen, befinden sich alle europäischen Großmächte mit Ausnahme Rußlands. Auch das Deutsche Reich hat zwei und die österreichisch-ungarische Monarchie drei solche Verträge abgeschlossen, von denen allerdings die mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus noch zu erwähnenden Gründen nicht ratifiziert wurden. In Kraft aber stehen der deutsch-englische Vertrag vom 11. Juli 1904

sowie der österreichisch-englische vom 11. Januar 1905 und der österreichisch-schweizerische vom 3. Dezember 1904. Nach einer Botschaft des schweizerischen Bundesrates vom Dezember 1904 sind auch Verhandlungen der Schweiz mit dem Deutschen Reiche über den Abschluß eines solchen Schiedsgerichtsvertrages im Zug. Die meisten dieser Verträge sind zunächst bloß auf eine bestimmte Anzahl von Jahren abgeschlossen (meist fünf Jahre) und verpflichten bloß hinsichtlich der Streitfragen juristischen Charakters und (oder) solcher Streitfragen, die sich auf die Auslegung von Verträgen beziehen, und unterwerfen zudem auch diese Verpflichtung noch einer Ausnahme für den Fall, daß die vitalen Interessen, die Unabhängigkeit oder die Ehre der beiden vertragschließenden Staaten oder die Interessen einer dritten Macht dadurch berührt würden. Im belgisch-schweizerischen Vertrag von 1904 jedoch fehlt die Ausnahme hinsichtlich der „vitalen Interessen", und der holländisch-dänische Vertrag von 1904 stellt sogar eine allgemeine Pflicht auf, „alle Differenzen und alle Streitigkeiten, die nicht auf diplomatischem Wege erledigt werden konnten" (ohne jede Ausnahme und Einschränkung) dem Schiedsgericht zu unterwerfen. Nicht bloß die zwei letztgenannten, sondern auch alle übrigen dieser Verträge gehen in der Ausdehnung der Pflicht übrigens etwas weiter als der russische Entwurf, der nicht alle streitigen Rechtsfragen, sondern bloß gewisse Kategorien derselben der Schiedsgerichtsbarkeit unterwerfen wollte.

Daß die allermeisten dieser Verträge die Pflicht zur schiedsgerichtlichen Austragung sorgfältig umgrenzen, verdient nur Anerkennung. Diese Begrenzung ist ein Beweis für den Ernst und die Festigkeit des Entschlusses, sie gewissenhaft einzuhalten. Nichts wäre bedenklicher, als wenn ein Staat durch die Macht der Tatsachen gedrängt würde, einen von ihm in unüberlegter Ausdehnung abgeschlossenen Vertrag dieser Art zu brechen.

Nach zwei Richtungen hin sind interessante Versuche gemacht worden, eine allzu willkürliche Berufung auf vitale Interessen und die nationale Ehre abzuschneiden.

Einerseits nehmen der spanisch-mexikanische Vertrag vom 11. Januar 1902 und der allgemeine zentral- und südamerikanische Schiedsvertrag vom 29. Januar 1902 gewisse Streitfragen aus der Reihe derjenigen aus, hinsichtlich deren die Einwendung gemacht werden darf, daß sie die Unabhängigkeit und die nationale Ehre berühren würden, so daß also hinsichtlich dieser Streitfragen eine unbedingte Einlassungspflicht vor dem Schiedsgericht besteht. Auf die Vorzüge dieses Vorganges hat auch E. von Plener in einem sehr beachtenswerten Aufsatze in der „Oesterreichischen Rundschau" vom 21. September 1905 hingewiesen. Anderseits schlägt der Entwurf des schwedisch-norwegischen Vertrages vor, die Frage, ob eine Differenz die vitalen Interessen berühre und daher dem Schiedsgerichtsverfahren entzogen sei, selbst als eine Vorfrage ebenfalls durch das Schiedsgericht entscheiden zu lassen.

Sehr zu bedauern ist es, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich sowohl auf der Konferenz als insbesondere auch nachher

um die Schiedsgerichtsidee so sehr verdient gemacht haben, infolge eines verfassungsrechtlichen Konfliktes zwischen dem Präsidenten und dem Senat die sieben von ihnen abgeschlossenen Schiedsgerichtsverträge nicht ratifiziert haben. Begreiflicherweise bedarf es auch zwischen solchen Staaten, die miteinander einen zu schiedsgerichtlicher Austragung verpflichtenden Vertrag abgeschlossen haben, noch immer eines Uebereinkommens, damit der konkrete Fall wirklich dem Schiedsgerichte zur Entscheidung übertragen werde. Müssen doch beide Staaten sich darüber einigen, daß sie die bisherigen diplomatischen Verhandlungen als fruchtlos ansehen, und ebenso über manche das Verfahren betreffende Bestimmungen sich ins Einvernehmen setzen. Während nun die von den Vereinigten Staaten in Aussicht genommenen Verträge ebenso wie die aller andern Staaten ein solches Kompromiß als einen Akt der Exekutive auffaßten, so daß es dem Präsidenten freistünde, nach seinem Ermessen einen konkreten Streitfall auf Grund eines allgemein zu schiedsgerichtlicher Austragung verpflichtenden Vertrages nun tatsächlich dem Schiedsgericht zu überweisen, beansprucht der Senat, daß auch ein solches Kompromiß im besonderen Falle nur in Form eines der Genehmigung des Senates unterliegenden neuerlichen formellen Staatsvertrages abgeschlossen werde. Demgegenüber hat Präsident Roosevelt, wohl mit Recht, die Auffassung vertreten, daß unter diesen Umständen die Abschließung allgemeiner Schiedsgerichtsverträge nahezu wertlos und zwecklos sei, weil doch alles erst der Einigung im besonderen Falle vorbehalten sei, und hat er aus diesem Grunde jene bereits abgeschlossenen Verträge nicht ratifiziert. Von verschiedenen Seiten, insbesondere von dem englischen Juristen Sir Thomas Barclay sind in dieser Richtung Vorschläge zu einer Verständigung zwischen Senat und Präsidenten gemacht worden, die aber bisher ergebnislos blieben.

Außer diesen mehr oder weniger allgemein gehaltenen Verpflichtungen zur Unterwerfung unter die Schiedsgerichtsbarkeit enthalten noch eine große Anzahl von Spezialverträgen, die seither abgeschlossen wurden, die Bestimmung, daß Streitigkeiten über Auslegung und Anwendung ebendieser Verträge im schiedsgerichtlichen Wege auszutragen seien. So stellen insbesondere die neuen Handelsverträge (z. B. Art. 23 a des Handelsvertrags der österreichisch-ungarischen Monarchie mit dem Deutschen Reiche) die Norm auf, daß über Meinungsverschiedenheiten über Auslegung und Anwendung der Tarife oder über die Anwendung der Meistbegünstigungsklausel hinsichtlich der tatsächlichen Handhabung der sonstigen in Kraft befindlichen Vertragstarife ein Schiedsgericht entscheiden solle und daß eintretendenfalls auch andre auf Grund des Vertrages sich ergebende Meinungsverschiedenheiten schiedsgerichtlich ausgetragen werden können.

In dieser Weise ist durch eine lange Reihe von Verträgen, die seit der Haager Konferenz abgeschlossen worden sind, jene Lücke, die durch die Eliminierung des russischen Vorschlages einer bedingten Verpflichtung zur schiedsgerichtlichen Austragung gewisser Differenzen entstanden war, wenigstens im Verhältnisse einzelner Staaten zueinander ausgefüllt worden, wie dies der belgische Delegierte Descamps schon 1899 vorausgesehen hatte.

Vielleicht wird es auch für die nächste Zukunft noch vorsichtiger sein, auf diesem Wege zu verbleiben, statt einen allgemeinen, alle Konferenzstaaten für gewisse Fälle zur Anrufung des Schiedsgerichts verpflichtenden Vertrag abzuschließen. Jedenfalls aber hat es sich gezeigt, daß es klüger und zweckentsprechender gewesen ist, im Jahre 1899 auf die sofortige Verwirklichung der weitergehenden Wünsche zu verzichten und vorerst alle Kraft auf die Schaffung eines wirklich unparteiischen und sachkundigen Tribunals zu konzentrieren, das auf Grund völlig freiwilliger Anrufung von seiten der Mächte über deren Differenzen im Rechtswege zu entscheiden befähigt ist. Nichts wäre bedenklicher und schädlicher gewesen, als einen Schritt zu forcieren, den man hätte später zurück tun müssen.

Immer mehr zeigt es sich, daß die Empfindung derjenigen die richtige gewesen ist, die mit Lord Pauncefote, Léon Bourgeois, Nigra und Holls auf die Schaffung eines internationalen Schiedsgerichtshofes das Hauptgewicht gelegt hatten. Bezeichnend ist es, daß, während vor dessen Bestande unter europäischen Mächten nur ein einziger allgemein gehaltener Schiedsgerichtsvertrag (jener zwischen Portugal und Holland von 1894) zustande gekommen war, seit 1900 ihre Zahl in bedeutender und stets wachsender Zunahme sich befindet.

Während im ersten Anfang die Neigung vorhanden schien, den Schiedsgerichtshof mangels einer Beschäftigung einschlafen und absterben zu lassen, ist dank der Initiative Roosevelts und der Anregung des unermüdlichen französischen Senators d'Estournelles seither dessen Tätigkeit eine ziemlich rege, an Bedeutung stets zunehmende und den Erfolgen nach befriedigende gewesen. Zuerst waren es allerdings nur zwei finanzielle Fragen, die dem Haager Tribunal unterbreitet wurden, und zwar die eine zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko, die andre zwischen einer großen Anzahl europäischer und amerikanischer Staaten hinsichtlich der Befriedigung aus den von Venezuela verpfändeten Zolleinkünften. Die zweite Frage hatte, obwohl auch sie dem Resultate nach eine Geldfrage war, dennoch eine große Bedeutung, weil um ihretwillen bereits Blut geflossen und einige Forts bombardiert worden waren, weil die Summe, um die es sich handelte, nicht weit unter 100 Millionen Franken zurückblieb und weil bei ihrer Entscheidung wichtige völkerrechtliche Prinzipienfragen impliziert waren. Der dritte Fall betraf die in die Souveränitätsrechte des Staates tief einschneidende Frage des Rechtes der Besteuerung von Ausländern auf Grund der von Deutschland, England und Frankreich mit Japan abgeschlossenen Verträge. Der vierte Fall endlich hatte zum Gegenstande die Frage, ob Frankreich berechtigt sei, gewissen Untertanen des arabischen Sultans von Maskat das Recht zu verleihen, unter französischer Flagge Schiffahrt zu treiben, welches die Rechte dieser Schiffe und ihrer Besatzung gegenüber dem Sultan von Maskat seien, und ob Großbritannien auf Grund verschiedener Verträge ein Recht habe, diesem Vorgange Frankreichs sich zu widersetzen, Fragen, hinsichtlich deren es bei einigem übeln Willen leicht gewesen wäre, die Einrede des honneur national zu erheben und sie auf Grund

dieser Einrede dem Schiedsspruch zu entziehen. Und nichtsdestoweniger ist dies nicht geschehen. Die rasche Aufeinanderfolge der letzten Schiedssprüche (22. Februar 1904, 22. Mai 1905, 8. August 1905) bezeugt insbesondere, daß diejenigen, die der Cour permanente ein baldiges und tatenloses Ende prophezeit hatten, falsche Propheten waren. Hervorhebung verdient es gewiß auch, daß das Deutsche Reich, also jene Macht, die 1899 der Schiedsgerichtsidee mit der größten Skepsis und Zurückhaltung gegenüberstand, es war, das den Vorschlag machte, den Venezuelafall dem Haager Schiedsgericht zu übertragen (Note des deutschen Gesandten von Pilgrim-Baltazzi vom 16. Januar 1901).

Die angeführten Schiedssprüche sind mit einziger Ausnahme jenes in der japanischen Steuerfrage einstimmig gefällt worden. Wer weiß, wie schwer Juristen sich einigen, wird eine solche Uebereinstimmung von drei oder fünf juristischen Praktikern oder Theoretikern, die verschiedenen Staaten angehören, in verschiedenen Rechtsanschauungen aufgewachsen, an grundverschiedene Prozeßformen gewöhnt sind, in Sprachen, die nicht ihre Muttersprache sind, miteinander verhandeln müssen, zu würdigen wissen und in einer trotz dieser Schwierigkeiten erzielten Uebereinstimmung eine bedeutsame Bürgschaft für die Richtigkeit des Spruches finden. Im Maskatfalle ist allerdings die Einstimmigkeit des Spruches nicht ausdrücklich, wie in dem mexikanischen und im Venezuelafalle, hervorgehoben worden. Diese Erwähnung wurde aber nur deshalb unterlassen, weil es ja auch bei den innerstaatlichen Gerichten nicht üblich ist, das Stimmenverhältnis anzugeben, und weil die Richter besorgten, es könnte, wenn es zum Grundsatze des Haager Tribunals würde, immer das Stimmenverhältnis anzugeben, insofern daraus eine nachteilige Folge entstehen, als in einem künftigen Falle, in dem die Schiedsrichter zwar in der Hauptsache völlig einverstanden wären, in irgendeinem untergeordneten Punkte aber eine Einigung nicht erzielt werden könnte, dies den dissentierenden Schiedsrichter nötigen würde, seine Nichtübereinstimmung hinsichtlich dieses Punktes ausdrücklich auszusprechen, was immerhin dem Ansehen der Sentenz abträglich sein könnte. Der Grund, weshalb es im japanischen Falle nicht zu einem einhelligen Schiedsspruch kam, lag in der unglücklichen Zusammensetzung des Tribunals. Dieses war nämlich mit einem Japaner, einem Franzosen (als Vertreter der drei europäischen Mächte) und nur einem Angehörigen eines unbeteiligten Staates besetzt. Während die beiden letzteren sich auf die Abweisung des japanischen Anspruches einigten, stimmte der japanische Diplomat begreiflicherweise für sein Vaterland. Es zeigte sich in diesem Falle, daß es zum mindesten dann, wenn der Schiedsgerichtshof nur aus drei Mitgliedern besteht, unpassend ist, Untertanen der Streitteile als Schiedsrichter zu bestellen, weil unter dieser Voraussetzung nur zu leicht der Fall eintritt, daß nur der Obmann völlig unbefangen ist. Ein auf eine solche Korrektur bezüglicher Vorschlag, der auch schon 1899 von amerikanischer Seite gemacht worden war, dürfte neuerlicher Erwägung würdig sein.

Die rasche Aufeinanderfolge der dem Haager Tribunal zugewiesenen Fälle, die stets zunehmende Anzahl neu abgeschlossener Verträge, durch die sich die

Staaten in immer weiterem Umfang zur Anrufung der Jurisdiktion dieses Gerichtshofes verpflichten, und nicht zuletzt der Umstand, daß unter den Mitgliedern des Schiedsgerichtshofes drei bereits zum zweitenmal zur Ausübung ihrer verantwortungsvollen Funktion berufen wurden, beweisen das Zutrauen der Mächte in die von ihnen an der Wende des Jahrhunderts geschaffene Institution. Sie ist nicht berufen, die auf die Friedensbewahrung gerichtete Tätigkeit der Diplomatie zu ersetzen und zu verdrängen, sondern diese zu ergänzen. Diplomatie und Schiedsgerichtsbarkeit haben in der Schlichtung internationaler Differenzen ihre eigentümlichen Aufgaben und ihre eigentümlichen Vorzüge. Die Pflicht der Diplomaten eines Staates ist es, vor allem dessen Interessen zu wahren. Diese Pflicht obliegt ihnen auch im Falle eines Konfliktes mit einem andern Staate. Die oberste Pflicht des Richters, auch des Schiedsrichters, ist es, vor allem Recht zu sprechen, der Gerechtigkeit zur Geltung zu verhelfen. Eine Vermischung beider Funktionen, die das Prinzip der Schiedsgerichtsbarkeit hätte gefährden können, wäre es gewesen, wenn man im Sinne des russischen Entwurfes den Schiedsrichtern unter Umständen auch eine gewisse vermittelnde Tätigkeit eingeräumt hätte. Dieser Fehler ist von der Konferenz zum Glück für eine segensreiche und ungetrübte Entwicklung des Institutes vermieden worden. Zunächst bleibt es also im Falle eines internationalen Konfliktes Aufgabe der Diplomatie, diesen durch gegenseitige Aufklärung, unter Umständen durch gegenseitige Zugeständnisse unter vollster Wahrung der Interessen jedes der beiden Staaten zu schlichten. Erst wenn dies innerhalb einer angemessenen Frist nicht gelingt — und welche Frist als angemessen anzusehen sei, darüber befindet wieder jeder Staat nach seiner Auffassung —, kann jeder derselben den Vorschlag machen, die Sache vor ein Schiedsgericht zu bringen. Nach der Haager Konvention steht es dem andern Staate völlig frei, diesen Antrag abzulehnen. Nach einigen älteren und recht zahlreichen Verträgen aus den letzten fünf Jahren besteht jedoch, wie oben dargelegt wurde, unter gewissen Voraussetzungen und Einschränkungen eine bedingte Einlassungspflicht vor dem Schiedsgerichte, und zwar nach der großen Mehrzahl dieser Verträge vor einem aus der Liste der Mitglieder des Haager Gerichtshofes zu bildenden Tribunal.

Für diejenigen Fälle nun, in denen eine Einigung auf dem Wege der Aufklärung und gegenseitiger Zugeständnisse nicht zustande kommt, bietet die schiedsgerichtliche Austragung eigentümliche Vorteile dar. Sie ermöglicht es, Differenzen, die sich sonst jahrelang hingeschleppt hätten und die, wenn auch jede derselben für sich allein nicht allzu bedeutend ist, dennoch für den Fall, daß etwa mehrere von ihnen zusammentreffen oder daß irgendein die Gemüter besonders erregender Zwischenfall hinzukommt, dennoch die Gefahr einer den allgemeinen Frieden störenden Explosion herbeiführen könnten, rasch und restlos zu beseitigen. Und während im Falle der Erledigung durch diplomatische Verhandlungen, durch gegenseitige Zugeständnisse nur allzu leicht auf der einen Seite das drückende Gefühl zurückbleibt, übervorteilt worden zu sein oder ein zu weitgehendes, unverhältnismäßiges Opfer gebracht zu haben, kann im Falle schiedsgerichtlicher

Entscheidung im allerungünstigsten Fall nur eine Verbitterung gegen die dritten Staaten angehörenden Personen der Schiedsrichter zurückbleiben, die ja auf die weiteren Beziehungen der am Streite beteiligt gewesenen Staaten nicht störend einwirken kann. Aber auch das Verhältnis zu jenen Staaten, denen die Schiedsrichter angehörten, wird dadurch um so weniger berührt werden, in je weniger offizieller Stellung sich die Schiedsrichter befinden, je mehr sie nach Erfüllung ihrer Amtspflicht wieder in eine mehr private Stellung zurücktreten. In den bisher entschiedenen Fällen sind allem Anschein nach übrigens selbst die Staaten, die mit ihren Ansprüchen abgewiesen wurden, jeweils von der Gerechtigkeit dieses Spruches oder doch mindestens von der vollsten bona fides der Schiedsrichter überzeugt gewesen.

Mit wenigen Worten sollen nur noch zwei Vorwürfe berührt werden, die wiederholt gegen die bisherige Tätigkeit des Haager Tribunals insbesondere in der Tagespresse erhoben wurden, von der zahlreiche Organe dieser Institution mit instinktiver Abneigung gegenüberstehen, weil sie geeignet ist, jene Zwietracht unter den Völkern zu beheben, die eine Bedingung günstigen Geschäftsganges für manche Preßorgane bildet. Diese Vorwürfe betreffen die Kostspieligkeit und die Langsamkeit des Verfahrens im Haag. Es mag sein, daß die Kosten der beiden ersten Schiedsgerichtsfälle bedeutende waren. Was aber die Summen anschwellen machte, waren nicht die Kosten des Gerichtes, sondern die der Advokaten, deren sich die Mächte in diesen beiden Fällen bedient hatten. Im Maskatfalle, in dem die Staaten nicht durch Advokaten, sondern durch diplomatische Funktionäre vertreten waren, sind diese Kosten verhältnismäßig ganz unbeträchtliche gewesen. Und es heißt der Intelligenz der zur Ausübung des schiedsgerichtlichen Amtes berufenen Personen wahrhaft nahetreten, wenn man glauben würde, daß Advokatenkünste vor diesem hohen Tribunal von größerer Wirkung seien als eine schlichte Darstellung der Tatsachen und Entwicklung der Rechtsgrundsätze, wie sie am besten von jenen sachkundigen Persönlichkeiten gegeben wird, die ohnedies schon amtlich mit der betreffenden Materie befaßt waren und mit dieser am genauesten vertraut sind.

Was die Langsamkeit des Verfahrens betrifft, so hat allerdings in den ersten Fällen das Verfahren länger gedauert, als wünschenswert war. Es lag dies aber daran, daß in diesen Fällen die Schriftsätze den Parteien erst nach Zusammensetzung des Schiedsgerichtshofes in Terminen, die vom Tribunal erst bestimmt werden mußten, überreicht wurden. Im Maskatfalle war auch dieser Uebelstand vermieden. Es war gewiß nicht übermäßig lange, wenn der Schiedsgerichtshof auf Grund des am 13. Oktober 1904 zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Kompromisses am 8. August 1905 über eine Angelegenheit entschied, welche die Diplomatie schon zehn Jahre beschäftigt hatte und in der von beiden Parteien ein viele hundert Quartseiten umfassendes Aktenmaterial vorgelegt wurde.

Gewiß ist in der Organisation und Funktion des Schiedsgerichtshofes noch manches zu bessern. Möchte dies der nächsten Konferenz gelingen! Möchte sie

mit der gleichen Umsicht und Vorsicht dieses wichtige Organ der Friedensbewahrung weiterentwickeln, mit der es vor sechs Jahren geschaffen worden! Dann wird der Schiedsgerichtshof, wenn er auch fürderhin alle politischen Erwägungen beiseiteläßt und im vollen Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit nur nach Recht und Gerechtigkeit entscheidet, immer mehr und mehr nicht bloß der Schlichtung kleinerer Differenzen, sondern der hohen Aufgabe der Erhaltung des Weltfriedens dienen.

Eine der segensreichsten Wirkungen regelmäßiger Tätigkeit des Schiedsgerichtshofes würde, wie bereits in der Nachschrift der Redaktion zu M. von Brandts Aufsatze über den Kolonialgerichtshof im September-Heft dieser Zeitschrift hervorgehoben wurde, darin bestehen, daß das Haager Tribunal durch seine Judikatur zum Organ der Fortbildung des materiellen Völkerrechts werden könnte. Nichts würde dem Wesen jenes Rechtes, das berufen ist, über die Staaten zu herrschen und deren gegenseitige Verhältnisse zu regeln, besser entsprechen als dessen Entstehung aus der Praxis eines international anerkannten, von den streitenden Staaten selbst bestellten Gerichtshofes. Wie die Rechtsprechung der englischen Gerichte im Laufe der Jahrhunderte Quelle des common law geworden ist, so könnte die Rechtsprechung des allen Staaten gemeinsamen Gerichtes auch Quelle des allen Staaten gemeinsamen Rechtes werden. Insbesondere könnte dies auf jenen Gebieten der Fall sein, die ganz neue Probleme darstellen, zum Beispiel auf dem des Kolonialrechtes. Gerade koloniale Differenzen dürften zur Austragung durch Schiedsgerichte besonders geeignet sein, da sie doch wohl den Kern der Macht eines Staates nicht berühren. Anderseits wäre für diese Fragen die Gewinnung allgemein anerkannter Rechtsgrundsätze über den Erwerb und die Rechte und Pflichten des Besitzes besonders wichtig, um jenes in Ermanglung solcher Grundsätze bisher die Frage des Besitzerwerbes beherrschende Prinzip der Erhaltung des Gleichgewichtes zu beseitigen, das in seinen Folgerungen alle zu immer neuem Landerwerb drängt und dabei doch die Möglichkeit von Konflikten nur vertagt, aber nicht behebt.

Ist es richtig, daß, wofür viele Anzeichen sprechen, die Ursachen künftiger Konflikte nicht so sehr in Europa als jenseits der Wasser liegen, dann wäre es besonders wünschenswert, daß die Staaten in ihren auf Kolonialfragen sich beziehenden Abmachungen Differenzen auf diesem Gebiet obligatorisch der schiedsgerichtlichen Entscheidung, und zwar wenn möglich der Entscheidung eines Tribunals, das in der Lage ist, eine ständige Jurisprudenz zu entwickeln, unterwerfen möchten.

Woher beziehen die Organismen ihre Baustoffe?

Von

Professor Karl B. Hofmann (Graz)

In einem früheren Aufsatze ist die bemerkenswerte Tatsache dargelegt worden, daß von der beträchtlichen Zahl von Elementen, die man bisher gefunden hat, nur ein kleiner Bruchteil (nicht ganz ein Fünftel) als Träger des Lebens, als „Lebenselemente“, auftritt. Bei genauerer Betrachtung hat sich herausgestellt, daß es solche Grundstoffe sind, die sämtlich eine allgemeine Verbreitung auf der Erdoberfläche haben, daß aber nicht umgekehrt alle allgemein verbreiteten auch für die Entfaltung des Lebens unentbehrlich sind. Zugleich ward versucht, die biologische Bedeutung der einzelnen Elemente in großen Zügen zu schildern, wobei sich zeigte, daß manche von ihnen, die für das pflanzliche Leben gleichgültig sind, zum Beispiel das Natrium (im Kochsalz), eine wichtige Rolle im tierischen Organismus spielen; ferner, daß in bezug auf ihre Menge einerseits die verschiedenen Elemente in demselben Organismus und anderseits dasselbe Element in den verschiedenen Organismen die größte Mannigfaltigkeit darbieten.

In den folgenden Seiten möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf die Frage lenken: woher beziehen die Lebewesen die verschiedenen Elemente, aus denen sie sich aufbauen, und in welcher Form gelangen diese in ihren Organismus?

Wenn wir von einigen Pilzen absehen, die freien Stickstoff verbrauchen, so können wir sagen, der Sauerstoff sei das einzige Element, das in freiem Zustande, also chemisch nicht gebunden, in den Kreis der Lebensvorgänge eintritt. Im ganzen finden die Lebewesen überall die gleiche Menge Sauerstoff vor, nämlich 21 Liter in 100 Litern Luft. Nur stellenweise kann man seinen Verbrauch durch sehr sorgfältige Untersuchungen aus seiner Abnahme feststellen. So fand Regnault in der Luft über dem Wasser des Ganges nur 20,3 Volumprozent, ein Zeichen dafür, welch große Massen von organischen Resten an diesen Stellen der Zersetzung unterliegen. In ähnlicher Weise zeigt sich an Sauerstoff verarmt die Luft in geschlossenen Räumen, wo stundenlang bei Gasbeleuchtung viele Menschen beisammen geweilt haben. So fand man auf der obersten Galerie eines Theaters gegen Mitternacht nur 20,4 Volumprozent. Ein erwachsener Mensch verbraucht im Durchschnitt täglich 700 Gramm, also im Jahr rund 250 Kilo dieses gasförmigen Elements.

Im Wasser lebende Tiere finden es darin gelöst; unsre Binnenwasser enthalten im Liter ungefähr 7,8 Kubikzentimeter, das Seewasser durchschnittlich nur 7,6 Kubikzentimeter. — Die Wassertiere nehmen den Sauerstoff entweder an ihrer ganzen Körperoberfläche auf oder mittels eigner, dieser Aufgabe angepaßter Organe, zum Beispiel der Kiemen; die Landbewohner mittels Tracheen (Atmungsröhren), Kiemen, Lungen und so weiter. Bei den Pflanzen erfolgt die Aufnahme auf der ganzen Oberfläche oder durch eigne „Spaltöffnungen“

der Blätter oder Spalten der Korkschicht (Lenticellen). Die abenteuerlichen Formen der Mangrovevegetation, jener Sumpfpflanzen, die auf ihren Stelzenwurzeln wie riesige dünnbeinige Spinnen sich über dem stagnierenden sauerstoffarmen Wasser erheben, treiben aus der Tiefe eigne Atemwurzeln zur Oberfläche empor, mit denen sie der Luft den Sauerstoff entnehmen und Kohlensäure aushauchen. Die grünen Pflanzen atmen vor allem in den Nachtstunden den Sauerstoff ein, während sie bei Tage den von den Tieren verbrauchten, in deren Organismus durch Verbrennung an Kohlenstoff gebundenen (Kohlensäure) regenerieren, das heißt ihn aus dieser Verbindung wieder frei machen.

In bezug auf den Verbrauch des Sauerstoffs der Luft muß man sich gegenwärtig halten, daß er nicht bloß bei den verschiedenen Verbrennungsprozessen, besonders bei der Atmung der Organismen, sondern auch durch Oxydation von Eisenverbindungen gebunden wird. Für die Freimachung dieses Sauerstoffes gibt es nur einen Prozeß, der im großen arbeitet — das Pflanzenleben. Ob dieses auch in künftigen Zeiten reich genug entfaltet bleiben wird, um dieses Element aus den Verbrennungsprodukten herzustellen, läßt sich nicht voraussagen. Indes ist sein Vorrat in dem ganzen Luftmeere, das auf der Erdoberfläche lagert, so groß, daß sogar dann, wenn die grünen Pflanzen ihn nicht beständig aus der Kohlensäure wieder frei machten, seine Abnahme selbst in Jahrtausenden durch die chemische Analyse kaum mit Sicherheit festgestellt werden könnte. Nach einer annähernden Berechnung ist seine Menge (in der Luft) auf 1229 Billionen Tonnen (die Tonne zu 1000 Kilo) anzuschlagen.

Der Sauerstoff gelangt aber auch chemisch gebunden in die Organismen. Mit Kohlenstoff, als Kohlensäure, nehmen ihn, wie eben erwähnt, die grünen Pflanzen auf; als Bestandteil der Salze von Salpeter-, Schwefel- und Phosphorsäure gelangt er in wässeriger Lösung in Pflanzen und Tiere. Endlich bildet er einen Bestandteil sämtlicher organischer Nahrungsstoffe — Eiweiß, Fett, Stärke und Zucker —, auf welche alle Tiere und auch gewisse Pflanzen angewiesen sind, nämlich die parasitisch lebenden, wie zum Beispiel Mistel, Wachtelweizen und andre, ferner die auf toten Körpern wachsenden „Saprophyten", zum Beispiel Schleimpilze, die das modernde Holz durchsetzen, Schimmelpilze, Bakterien, die das Reifen des Käses bedingen, und so weiter. — Ausschließlich chemisch gebundenen Sauerstoff beziehen alle obligaten „Anaërobionten", zum Beispiel die den Wundstarrkrampf erzeugenden oder die Buttersäuregärung einleitenden Bakterien, die durch freien Sauerstoff in ihrer Lebenstätigkeit beeinträchtigt werden.

Der Stickstoff der Luft, der den Sauerstoff seinem Volumen nach um das Vierfache übertrifft, eignet sich für gewöhnlich in freiem elementarem Zustande nicht zur Aufnahme in die Organismen. Daran ist seine große chemische „Trägheit" schuld, das heißt sein Unvermögen, bei gewöhnlicher Temperatur sich mit andern Elementen zu verbinden. An dieses ununterbrochene Spiel chemischer Bindung und Lösung ist aber das Leben geknüpft. Nur eine kleine, aber im Haushalt der Erde wichtige Gruppe mikroskopischer Pilze besitzt die Fähigkeit, freien Stickstoff aus der Luft sich anzueignen. An den Wurzeln ver-

schiedener Schmetterlingsblütler, zum Beispiel der Luzerne, der Erbse, des Klees, der Lupinen, bemerkt man oft stecknadelkopf- bis erbsengroße „Knöllchen", die mit diesen Mikroorganismen angefüllt sind. Die letzteren stehen mit den genannten Pflanzen im Verhältnis der Symbiose, das heißt des Zusammenlebens zum Zwecke wechselseitiger Förderung: die Schmetterlingsblütler gewähren ihnen gewissermaßen Herberge und Schutz; die „Stickstoffsammler" lohnen es ihnen damit, daß sie den Stickstoff, den jene unmittelbar nicht verwerten können, aus der Luft aufnehmen und in Verbindungen überführen, die sich als Nahrung eignen.

Sehen wir von diesen Stickstoffsammlern (Knöllchenbakterien) und von einigen andern Spaltpilzen ab, die salpetrige Säure verarbeiten, so nehmen weitaus die zahlreichsten Pflanzen den Stickstoff in Gestalt von Ammoniak und von Nitraten (Salzen der Salpetersäure) auf. Die letzteren sind für die Blütenpflanzen die geeignetste Stickstoffquelle. Sie werden im Erdboden, der locker genug ist, daß Luft ihn durchstreichen kann, von einer besonderen Art Bakterien durch Oxydation von Ammoniak hergestellt (nitrifizierende Bakterien).

Etwas Ammoniak (eine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff) oder flüchtige Ammoniakderivate beziehen die Pflanzen auch direkt aus der Luft. Dies mag zum Teil der Grund sein, warum manche Pflanzen in der Nähe von Düngerstätten besonders kräftig gedeihen. Die Hauptmenge des Ammoniaks, das sich in die Luft verflüchtigt hat, kehrt aber mit dem Regen zur Erde wieder zurück. Man hat berechnet, daß in einem Jahre in dieser Form 12 Kilo assimilierbarer Stickstoff auf 1 Hektar Bodenfläche herab gelangen dürften. In Wasser gelöste Ammonsalze werden vor allem von Pflanzen verwertet, die in sauerstoffarmem Sumpfboden wachsen, wo die früher erwähnte Nitrifikation durch die Nitrobakterien nur sehr unvollständig oder gar nicht vonstatten geht.

Sämtliche Tiere entnehmen den Stickstoff ausschließlich höchst komplizierten organischen Verbindungen (Eiweißen, Leim, Nucleoproteiden und so weiter). Aber auch zahlreiche Pilze und selbst manche Blütenpflanzen erhalten dieses Element aus solchen Verbindungen; so die Parasiten, die solche organische Nahrung mittels besonders gestalteter Wurzeln, den Haustorien, dem Wirte entziehen; ferner die Saprophyten und die fleischfressenden Pflanzen.

Ein ähnliches Verhältnis wie beim Stickstoff besteht auch beim Schwefel. Nur einzelne Arten von Pilzen, zum Beispiel die Beggiatoa, welche die weißen, schleimigen Massen auf dem Boden der Schwefelthermen bildet, können das freie Element benutzen; andre „Schwefelbakterien" beziehen es aus Schwefelwasserstoff — jenem Gase, das in den Schwefelwassern, in denen sie leben, gelöst ist und das bekanntlich den faulenden Eiern den widerlichen Geruch erteilt. Alle übrigen Pflanzen können dieses Element auch wieder nur an Sauerstoff und Alkalien oder Kalk gebunden, als Alkalisulfate und Gips aus wässerigen Lösungen beziehen. Interessant ist der Vorgang, den man an „kalkabscheidenden" Pflanzen beobachten kann. Diese nehmen Gips auf und scheiden daraus den Kalk als kohlensauren Kalk ab, während sie den Schwefel aus der Schwefelsäure des Gipses beim Aufbau des Eiweißes verwerten. Für sämtliche Tiere dagegen

bilden die alleinige Quelle, aus welcher der Schwefel in sie gelangt, die Eiweißstoffe, die wieder in letzter Instanz den Pflanzen entstammen.

In welcher Gestalt findet der Kohlenstoff — dieses „organische Element" — seinen Eingang in das Protoplasma? Seine Affinität ist, selbst bei den höchsten Temperaturen, die im Körper der Warmblütler herrschen, viel zu wenig aktiv, als daß sich das freie Element mit den übrigen, den Organismen zukommenden, chemisch verbinden könnte. Es ist ja bekannt, daß Kohle, der lebenden Materie einverleibt, selbst im Verlaufe einer langen Zeit sich nicht merklich ändert. Ein zufällig eingebranntes Korn des alten, grauen Schießpulvers bleibt durch das ganze Leben im Gewebe der Haut unverändert liegen. Wenn man sich mit einem gut abfärbenden Graphitstift blutig sticht, so bleibt die Stelle zeitlebens grau von dem eingeheilten Graphitpulver. Selbst bei den günstigen Oxydationsbedingungen des lebenden Gewebes wird also der Kohlenstoff nicht angegriffen.

Zu jener Zeit, da die Oberfläche der Erde sich soweit abgekühlt hatte, daß die chemische Affinität zwischen Kohlen- und Sauerstoff sich geltend machen konnte, verband sich ein Teil beider Elemente zu Kohlensäuregas (Kohlendioxyd). Und diese Verbindung ist die ursprüngliche und alleinige Quelle für den Kohlenstoff der Organismen. Aber auch sie kann nur von der Pflanze unmittelbar verwertet werden, die aus ihr durch Wirkung der Sonnenstrahlen unter Vermittlung des Blattgrüns den Sauerstoff abspaltet und den Kohlenstoff zum Aufbau all der zahlreichen, mehr oder minder komplizierten Verbindungen: der verschiedenen Pflanzensäuren, Fette, Zuckerarten, der Zellulose und Stärke, der Eiweißstoffe und so weiter verwendet. Ueber den Mechanismus dieser Vorgänge weiß man heut noch sehr wenig. — Die Kohlensäure wird von den Pflanzen aus dem Luftkreis und aus dem Bodenwasser, in dem sie gelöst ist, bezogen. 2500 Liter Luft enthalten im Mittel 1 Liter Kohlensäure; nach einer ziemlich genauen Berechnung finden sich in der über einem Hektar Land ruhenden Atmosphäre 17200 Kilo Kohlenstoff, der ein Viertel des Gewichtes der Kohlensäure ausmacht.[1])

Wie in bezug auf Sauerstoff der atmosphärischen Luft erhebt sich auch bei der Kohlensäure die Frage, ob diese Baumaterialien nicht etwa in stetiger Abnahme begriffen sind. Manches scheint dafür zu sprechen. Daß in weit zurückliegenden Perioden die Luft mehr Kohlensäure enthielt, darauf scheinen schon die riesenhaften Formen der früheren, „vorsintflutlichen" Vegetation zu deuten. Aber auch noch andre Gründe können geltend gemacht werden. Abgesehen davon, daß gleich von Beginn an, als sich die Erdoberfläche unter die Dissoziationstemperatur des Kalks und Dolomits, jene Temperatur, die im Kalkofen herrscht (etwa 800 Grad), abgekühlt hatte, ein großer Teil der Kohlensäure in diesen beiden Mineralien fest gebunden wurde, vollziehen sich fortwährend chemische Prozesse, welche die Kohlensäure aus dem Kreislaufe des Lebens entfernen. All die mächtigen Ablagerungen von Muschelschalen, von mikroskopischen Kalkpanzern

[1]) 1 Liter Wasser hält bei 15 Grad ungefähr 1 Liter dieses Gases gelöst.

enthalten aus dem Stoffwechsel gezogene Kohlensäure, die nicht wieder für die Lebenstätigkeit gewonnen werden kann. Denn die durch Kalkbrennen freigemachte Menge kann in dem Riesenhaushalte der Erde kaum gerechnet werden. Beim Verwittern verschiedener Gesteinsarten wird fortwährend Kohlensäure bleibend gebunden. Die Menge der durch die Verbrennungsprozesse in den Tierkörpern entstandenen und ausgehauchten Kohlensäure kann nicht größer sein als dem Kohlenstoff entspricht, der doch zuletzt aus den Pflanzen stammt, in die er in Gestalt von Kohlensäure aus der Luft gelangt ist. Die Tierwelt gibt an die Luft die gleiche Menge ab, die ihr durch die Pflanzenwelt entnommen worden ist. Ob die aus den Vulkanen, aus Erdspalten („Mofetten"), zum Beispiel in der Eifel, bei Pyrmont, im Gifttal von Java und so weiter, und aus den zutage tretenden Säuerlingen strömende Kohlensäure imstande ist, jene Menge vollständig zu ersetzen, die durch die obenerwähnten Vorgänge dem Luftkreis fortwährend entzogen wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Das fünfte der in allen organischen Stoffen beider Reiche enthaltenen Elemente — der Wasserstoff — gelangt, an den Sauerstoff gebunden, als Wasser in die Pflanze teils aus dem Boden, teils aus der Luft (als Dampf). Der tierische Körper nimmt gleichfalls große Mengen von Wasser auf, sowohl im Getränke als auch in den festen Nahrungsmitteln. So enthält ein Kilo Rindfleisch 76 Deka Wasser, ein Kilo Kartoffeln über 70 (die Sorte „early rose" selbst 85), Spinat 93 Deka, Endiviensalat sogar bis zu 96 Deka Wasser. — Außerdem enthalten aber alle organischen Nahrungsmittel Wasserstoff in größerer oder kleinerer Menge: Die Eiweißarten 6,5 bis 7 Prozent, der Zucker 7,7 Prozent, die Fette 12 Prozent.

Diesen fünf Stoffen, die sich an der Zusammensetzung der organischen Materie beteiligen, schließt sich ergänzend noch Phosphor an; er ist in den an Kompliziertheit ihres chemischen Baues das Eiweiß noch übertreffenden „Nucleoproteïden" eingebaut und bildet einen Bestandteil der Lecithine. — Die einzige brauchbare Form, in der die Pflanze den Phosphor beziehen kann, sind die im Wasser des Bodens gelösten Alkaliphosphate, ohne deren hinreichende Zufuhr sie ebenso bleichsüchtig wird wie bei Eisenmangel. Versuche haben gelehrt, daß niedrigere Oxydationsstufen des Phosphors, selbst wenn sie (was nicht der Fall ist) in der Natur vorkämen, zum Beispiel die Salze der phosphorigen Säure, von der Pflanze nicht assimiliert werden können. Für das tierische Protoplasma sind die meisten sauerstoffärmeren Säuren des Phosphors sogar giftig.

Die Tiere erhalten dieses Element in den erwähnten komplizierten organischen Stoffen (Nucleïnen, Lecithinen) aus der Pflanzennahrung.

Sehr viel schwieriger läßt es sich erklären, in welcher Gestalt das Silicium in die Pflanzen und Tiere gelangt. Dieses Element, dessen Sauerstoffverbindung — die Kieselsäure — dem Laien als Bergkristall, Feuerstein, Quarz, Sand und so weiter wohlbekannt ist, bildet das Material für Schutzvorrichtungen mancher Pflanzen und Tiere. Zahlreiche Formen mikroskopischer Algen (Diatomeen) umgeben sich mit einem aus diesem Stoffe bestehenden Panzer. Der nebelartig die

Luft trübende Staubregen, den Seefahrer, wie A. v. Humboldt berichtet, Hunderte von Meilen von den afrikanischen Küsten entfernt beobachtet haben, besteht zum Teil aus Resten solcher kieselschaliger Algen. Diese Panzer, aus denen der abgestorbene Leib durch Verwesung verschwunden ist, finden sich zu mächtigen Schichten abgelagert in den nordischen Ebenen, zum Beispiel in der Lüneburger Heide. Aehnliche Anhäufungen kommen in Hessen, bei Paris, bei Bilin in Böhmen (als Polierschiefer) vor; ein großer Teil des Untergrundes von Berlin besteht aus dieser „Infusorienerde", die bekanntlich als sogenannter „Kieselgur" zu feuersicherer Verpackung und zum Herstellen von Dynamit benutzt wird.

In noch reichlicheren Mengen bildet die Kieselsäure das Skelett der sogenannten „Glasschwämme".

Woher sammeln diese Pflanzen und Tiere das Material? An sich ist die Kieselsäure in Wasser nahezu unlöslich. Auch ihre Salze, die Silikate, die (neben Kalkstein und Dolomit) den Hauptbestandteil aller Gebirgsarten bilden und die der Boden überall in reichlicher Masse bietet, sind nur von sehr geringer Löslichkeit. Die Angaben über den Gehalt des Seewassers an Kieselsäure schwanken zwar sehr beträchtlich; immer aber sind die Zahlen sehr klein. In einer halben Million Liter Seewasser soll nur 1 Gramm davon enthalten sein. Nun hat Chun an der ostafrikanischen Küste bei Sansibar in der Tiefsee einen Glasschwamm (Monorhaphis Chuni) entdeckt, dessen oval-zylindrischen Leib eine einzige Kieselnadel von ungefähr 3 Meter Länge und etwa 8 Millimeter Dicke durchsetzt, die den Zweck hat, daß sich das Tier tief in den Meeresgrund damit einbohren kann. Es ist kaum denkbar, daß Gebilde von solcher Mächtigkeit wie diese Pfahlnadel durch Aufnahme von gelösten Silikaten entstanden wären. Eine Vermutung von größerer Wahrscheinlichkeit stellt O. v. Fürth auf: Es werde vielleicht das im Meerwasser aufgeschlemmte, als feinstes Pulver darin schwebende Tonerdesilikat (dem Laien als Ton oder Porzellanerde bekannt) von den Radiolarien und Kieselschwämmen ihrem Organismus einverleibt, dort in eine lösliche organische Verbindung gebracht, und aus dieser Zwischenstufe werde erst wieder in ihrem Körper die unlösliche Kieselsäure abgeschieden. Vielleicht gilt diese Erklärung auch für manche höher organisierte Pflanzen, die Kieselsäure aufspeichern, zum Beispiel für die Schachtelhalme.

Die Halogene Chlor, Brom und Jod gelangen in die Pflanzen in wässeriger Lösung vor allem ihrer Natrium- und Kaliumverbindungen. Das Chlornatrium, unser Kochsalz, ist bekanntlich im Meerwasser in hinreichender Menge enthalten, um ihm einen salzigen Geschmack zu erteilen und daraus in sogenannten „Salzgärten" gewonnen zu werden. Aber auch in jedem Süßwasser, in dem Quellwasser, das wir trinken, in der Feuchtigkeit, die den Boden durchtränkt, sind immer und überall Spuren dieses Salzes vorhanden — freilich so minim, daß es sich dem Geschmack nicht verrät und sein Nachweis nur auf chemischem Wege gelingt. Die Seepflanzen können Chlor auch als Magnesiumchlorid beziehen, dem das Meerwasser den bitteren Geschmack verdankt.

Besonders merkwürdig ist die Fähigkeit mancher Seealgen, die minimen Mengen von Jod, die sich im Seewasser vorfinden, auszuziehen und zu assimilieren. Der Grad dieser Fähigkeit ist ein sehr ungleicher, so daß an der Westküste Schottlands in demselben Seewasser lebende Algenarten verschiedene Mengen Jod aufspeichern. So der Blasentang nur $^{43}/_{1000}$ Prozent; die Laminaria digitata dagegen, die einst als Preßschwamm in der chirurgischen Praxis Verwendung fand, nimmt $^{58}/_{100}$ Prozent ihres eignen Gewichtes Jod auf. Das Seewasser, in dem die beiden genannten Algen wachsen, enthält an der schottischen Küste nur $^{1}/_{1\,000\,000}$ Prozent davon, das heißt in 1 Million Liter ist nur 1 Gramm, während in 1 Kilo Laminaria 5,8 Gramm enthalten sind. Auch manche Landpflanzen, zum Beispiel die Brunnenkresse, sollen Jod ansammeln, wenngleich in viel geringerer Menge. Solchen Pflanzen, sofern sie als Nahrung dienen, entnehmen der Mensch und die Säugetiere jene geringe Jodmenge, die im Gewebe ihrer Schilddrüsen gebunden ist.

Die Salzform ist es, in denen die Halogene zugleich mit den an sie gebundenen Metallen Natrium und Kalium auch in den Tierkörper gelangen. Daß wir Kochsalz in reichlichen, vielleicht zu reichlichen Mengen unsern Speisen zusetzen, braucht nur in Erinnerung gebracht zu werden.

Die Metalle werden, abgesehen von den Halogenverbindungen, im allgemeinen von den Pflanzen in Gestalt von wasserlöslichen Salzen der Kohlen-, der Schwefel-, Salpeter- und Phosphorsäure bezogen. Einen Bestandteil der Ackerkrume bilden unter andern auch kaliumhaltige Silikate, zum Beispiel der Feldspat. Durch Einwirkung der „Atmosphärilien“, das heißt der Kohlensäure, die im Regenwasser gelöst, aus der Luft in den Boden eindringt, verwittern sie. Dabei wird das Kalium frei gemacht und tritt mit Chlor und Kohlensäure in Verbindung und wird so dem Pflanzenleben dienstbar. In gleicher Weise wird auch der Kalk löslich gemacht. Dieser „doppeltkohlensaure“ Kalk und das entsprechende Magnesiumkarbonat wird dann auch von den Tieren und dem Menschen im Trinkwasser aufgenommen, dessen „Härte“ bekanntlich von diesen Salzen abhängt. Außerdem nehmen wir in den Zerealien und im Fleisch den Kalk an Phosphorsäure zu uns; das Magnesium bekommen wir vor allem im groben, nicht ganz von Kleie befreiten Mehl. — In einer ganz besonderen chemischen Bindung, nämlich am Kasein der Milch, bezieht der Säugling die beträchtlichen Kalkmengen, die er zum Aufbau seines Skelettes benötigt.

In der vegetabilischen Nahrung gelangen endlich nicht unbeträchtliche Quantitäten an Pflanzensäuren gebundener Alkalien in den tierischen Organismus.

Das Eisen, das im Leben der Pflanzen und Tiere eine so wichtige Rolle spielt, ist überall als Oxyd in der Natur verbreitet. Die Färbung der meisten Gesteine, in den mannigfachsten Abstufungen von lichtem Gelb bis zum dunkelsten Rot- oder Violettbraun, rührt von kleineren oder größeren Beimischungen dieses Metalls her. Die Bezugsquelle ist also leicht nachweisbar; was dagegen die Form der Aufnahme betrifft, so stehen wir vor gleichen Schwierigkeiten wie bei der Kieselsäure. Das Eisenoxyd ist so gut wie unlöslich; die geringen Mengen

von löslichem doppeltkohlensaurem Eisenoxydul, wie es in Stahlquellen enthalten ist, dürften kaum den Bedarf der Pflanzenzelle decken, besonders in Fällen, wo große Mengen aufgespeichert sind, wie etwa in der Wassernuß.

Man weiß, daß das Eisen in der Pflanzen- so gut wie in der Tierzelle vorherrschend organisch gebunden ist, wie dies wohl auch für die meisten übrigen Metalle gilt. Molisch hat Hunderte von Pflanzen auf dieses „maskierte" Eisen untersucht und es nie vermißt. Im Kiefernholze zum Beispiel läßt sich direkt mit den gewöhnlichen Reagenzien kein Eisensalz nachweisen; seine Asche dagegen hält 10 Prozent Eisen. Die ganze Menge war also hier in organischer Bindung, aus der bei der Verbrennung das Eisenoxyd entstanden ist. In maskierter Form ist es auch in tierischen Geweben und Flüssigkeiten: im Blutfarbstoff, im Muskel, im Eidotter, in der Milch gebunden. Diese Bindung muß rasch erfolgen, denn schon mäßige Mengen aufgenommener Eisensalze müßten, wenn sie sich als solche aufspeichern würden, das Protoplasma töten, indem sie durch Gerinnung seiner Eiweißstoffe ätzend wirken müßten.

Die Pflanzenfresser nehmen wohl ihr ganzes Eisen in diesen pflanzlichen, die Fleischfresser in tierischen organischen Verbindungen auf. — Ueber die Möglichkeit der Aufnahme und Assimilation von Eisensalzen (zum Beispiel als Heilmittel) sind die Ansichten trotz umfassender Untersuchungen noch immer geteilt.

Jene Tiere, die Kupfer in ihrem Blute haben, beziehen es aus den Pflanzen, die ihnen zur Nahrung dienen. Man hat früher geglaubt, daß die sogenannten „grünen" Austern (huîtres de Marennes) ihre Färbung dem Kupfer verdanken, das sie von alten kupferbeschlagenen Schiffskielen, an denen sie saßen, aufnehmen sollten. Diese Ansicht hat sich als irrig herausgestellt. Weil diese Austern aber von Feinschmeckern bevorzugt wurden, hat man gewöhnliche in Behälter eingelegt, deren Wasser Kupfervitriol zugesetzt war.

Wie die einzelnen Elemente, besonders die in Form von Salzen in die Pflanzenzelle gelangenden, sich am Aufbau der organischen Substanz beteiligen, ist vorerst in Dunkel gehüllt. Schwefel und Phosphor scheinen an Sauerstoff gebunden im Ionenzustand zu dem sich aufbauenden Eiweiß- und Nucleinmolekül zu treten, wobei sie ihren Ionencharakter aufgeben, vielleicht auch aus ihrer ursprünglichen Bindung mit Sauerstoff irgendwie freigemacht werden.

*

Betrachtet man die Welt der belebten Wesen als eine Einheit, die sich aus einfachsten Formen durch Differenzierung so mannigfach gegliedert hat, so erscheint die Tatsache beachtenswert, daß sich die Protoplasten, aus denen der Leib der verschiedenen Lebewesen aufgebaut ist, auch in biochemischer Beziehung, was die elektive Aneignung der einzelnen Elemente betrifft, verschieden entwickelt haben. Gewisse Elemente sind allen Formen gemeinsam, sind die unentbehrlichen Träger des Lebens; manche Protoplasten dagegen assimilieren Elemente, die von andern verschmäht werden; noch andre haben durch Anpassung die Fähigkeit erworben, Grundstoffe aufzunehmen, die für die meisten tödlich sind.

Es sei zum Schluß gestattet, diese große Verschiedenheit im Verhalten durch einige Beispiele zu beleuchten. Elemente, die nur in geringer Menge an dem Aufbau des Protoplasmas sich beteiligen, pflegen, im Ueberschuß geboten, nicht selten einem kräftigen Gedeihen nachteilig zu sein. So verhalten sich Kalziumsalze gegenüber manchen Pflanzenarten. Anderseits können manche Stoffe, die sonst schädlich sind, zum Beispiel Fluor, in sehr kleinen Mengen als Reize wirken und den Lebensprozeß steigern. Während durch Bor (Borsäure) das pflanzliche Protoplasma leidet, scheint das tierische dagegen ziemlich unempfindlich zu sein; das Arsen wird von einzelligen Organismen, aber auch von manchen Insektenlarven recht gut vertragen, während es in der Regel, wie bekannt, giftig wirkt.

Gewisse Organismen sind gegen manche Metalle ganz besonders empfindlich: der gewöhnliche Schimmelpilz (Aspergillus niger) kann sich in einem silbernen Gefäße überhaupt nicht entwickeln.

Wenn man einen blanken Kupferstreifen vier Tage hindurch im Wasser stehen läßt, so sterben die darin vorhandenen Spirogyren — Algen, die in stehendem Gewässer lebend lange Fäden bilden — ab, obwohl ein solches Wasser in 1 Million Liter erst 1 Gramm Kupfer enthält. Minime Kupfermengen, wie sie bei der Destillation des Wassers aus den Apparaten hineingelangen, reichen aus, um den Tubifex rivulorum, einen Wurm, der im Schlamm unsrer Süßwasser in Röhren lebt, zu töten.

Anderseits können Regenwürmer erstaunliche Mengen Blei vertragen. T. W. Hogg beobachtete solche Tiere, die in einem Haufen von bleiweißhaltigen Abfällen fortkamen. Sie hatten von Blei 10 bis 18 Tausendstel Prozent ihres eignen Gewichtes aufgenommen. Diese scheinbar unbeträchtliche Menge übertrifft aber bei weitem jene, die man in den Organen von Menschen fand, die an Bleivergiftung zugrunde gegangen waren. Die Regenwürmer verzehren Erde, die ihren Darmkanal durchwandert. v. Fürth berechnete, daß ein Mensch, der gegen Blei ebenso immun wäre, bei gleicher Lebensweise wie jene Tiere im Verlauf eines Jahres das Zehnfache seines Körpergewichtes an Blei verschlingen und ein halbes Kilo davon in seinem Organismus aufspeichern würde.

So wenig die Unentbehrlichkeit der Lebenselemente sich erklären läßt, so wenig ist es trotz zahlreicher, mühevoller Untersuchungen gelungen, zu erklären, warum andre das Leben zerstören und warum scheinbar ähnlich zusammengesetztes Protoplasma bei verschiedenen Lebewesen sich so verschieden gegen sie verhält. —

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XIV

Unter den bisher veröffentlichten Briefen aus dem Nachlasse R. von Bennigsens konnten wir schon zu wiederholten Malen Briefe von August Ludwig Reyscher bekanntgeben, dem ehemaligen Tübinger Germanisten, der später als Anwalt in Cannstatt lebte und von Anfang an die Sache des Nationalvereins mit Eifer ergriffen hatte.[1]) Er war der Vertrauensmann des Nationalvereins für Württemberg, stand als solcher freilich, wie wir schon gesehen haben, in seinem Heimatlande den partikularistischen Stimmungen lange Zeit vereinzelt gegenüber; um so inniger schloß er sich der Persönlichkeit Bennigsens an, so daß der Briefwechsel der beiden Männer doch allmählich eine persönlichere und vertraulichere Note erhält, als gemeinhin in den politischen Erörterungen der Gesinnungsgenossen des Nationalvereins Platz findet. Es war daher ein sehr erfreulicher Zufall, daß es mir neuerdings gelang, auch die Briefe Bennigsens an Reyscher ausfindig zu machen, die mit dem ganzen gelehrten und politischen Briefwechsel Reyschers in der Stuttgarter Bibliothek aufbewahrt werden.[2]) So kann ich im folgenden eine ziemlich vollständige Reihe von Briefen Bennigsens aus den Jahren 1860 bis 1862 vorlegen, zusammen mit einzelnen Stücken aus den Briefen Reyschers, soweit ihre Mitteilung für den Zusammenhang des Ganzen von Wichtigkeit oder an sich von politischem Interesse ist. Die ersten Briefe Bennigsens greifen zeitlich etwas zurück und behandeln politische Themata, deren in dem veröffentlichten Material bereits mehrfach gedacht worden ist.

Bennigsen an Reyscher.[3])

Hannover, 5. März 1860.

Ihnen, verehrtester Herr, möchte ich durch diese Zeilen den dringenden

[1]) Vgl. über ihn: August Ludwig Reyscher, „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit“, Freiburg und Tübingen 1884. Reyscher hatte ursprünglich den Wunsch gehegt, Bennigsen möchte die von ihm verfaßten Erinnerungen herausgeben; statt dessen übernahm die Arbeit dann Reyschers Schwiegersohn, der (jetzt verstorbene) württembergische Finanzminister Riecke. Eine ungünstige Beurteilung erfährt Reyscher in den bekanntlich mit sehr spitzer Feder geschriebenen „Erinnerungen Robert von Mohls“, I, 208. Vgl. ferner H. von Poschinger, „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, I, 52 ff.

[2]) Ich bin der Tochter Reyschers, Frau Professor Grill, und Herrn Professor Georg von Below in Tübingen zu aufrichtigem Danke bei der Ermittlung dieses Sachverhaltes verpflichtet. Die Benutzung der Briefe in Berlin verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Oberstudienrats Dr. K. Steiff in Stuttgart.

[3]) Dies ist der erste der erhaltenen Briefe Bennigsens. Aus den Briefen Reyschers vom 26. Oktober 1859 (bereits früher abgedruckt), 19. Dezember 1859 und 22. Januar 1860 geht jedoch hervor, daß der Briefwechsel auch von Bennigsens Seite schon früher eingesetzt hat.

Wunsch an das Herz legen, daß Sie uns nächsten Sonntag in Berlin nicht fehlen. Von dem Eifer für unsre mit so wenig Erfolg gekrönten Bemühungen haben Sie ja gerade in Ihrer schwierigen Stellung in Württemberg schon so entschiedenes Zeugnis abgelegt, daß es gewiß unnötig erscheinen wird, Sie noch besonders zur Tätigkeit aufzufordern. Sie könnten aber vielleicht nicht ohne Grund aus der Jahreszeit, der weiten Entfernung, der Flauheit der Stimmung in Berlin und leider auch im übrigen Deutschland Veranlassung hernehmen, sich für dieses Mal Ihren sonstigen Pflichten nicht zu entziehen. Wir alle, und die Preußen nicht minder, wenn sie überhaupt über ihre häuslichen Zwiste mit dem Herrenhause und die Hamletnatur ihres liberalen „Staatsmannes“ (?) nicht das Gefühl und den Blick für andre Dinge verloren haben, legen aber großen Wert darauf, klare Auskunft über die Stimmung und die Verhältnisse in Süddeutschland bei dem Herannahen des Frühjahrs zu erhalten. Unempfindlich sind die preußischen Liberalen für die Rippenstöße nicht, welche ihnen von Süddeutschland kommen. Das habe ich deutlich gesehen, als ich mit Buhl vor fünf Wochen in Berlin zusammentraf und dieser ihnen in seiner drastischen Weise plausibel zu machen suchte, daß sie sich die Aufgabe stecken müßten, nicht für Preußen allein, sondern für ganz Deutschland sich als Vertreter zu fühlen und danach zu handeln. In Erfüllung gegangen ist freilich von dem, was uns manche Preußen in Aussicht stellten, wenig oder nichts. Die Hoffnungslosigkeit, der Pessimismus und, soll ich sagen, die politische Feigheit überwuchern anscheinend alles wieder, seitdem die Militärvorlagen mit ihren Folgen den Besitz des Prinzregenten für die liberale Partei unsicher gemacht haben. In allen diesen Dingen klar zu sehen, ist aber für uns und namentlich für Süddeutschland durchaus notwendig. Ich nehme auch gar keinen Anstand, mich Ihnen gegenüber im Vertrauen dahin offen auszusprechen, daß ich die ganze nationale Bewegung des vorigen Jahres mitsamt dem Nationalverein für gescheitert halten muß in der bisherigen Form, wenn es nicht in diesem Frühjahr gelingt, mit den Süddeutschen und mit den preußischen Konstitutionellen ein neues Verhältnis herzustellen, welches uns zusammenwirken und dadurch und durch die eingetretenen Personen in einer Krisis eine Autorität herstellen läßt, welche für die Nation eine klare und feste Richtung angeben und für die preußische Regierung, wenn sie zu irgendeinem entschlossenen Vorgehen kommt, eine Stütze darbieten könnte. Die Ratlosigkeit wird ungeheuer sein, die politische Kraft im einzelnen sehr gering. Wer kann behaupten, ob wir überall[1]) zu einem gemeinsamen energischen Aufraffen kommen, ehe die Franzosen halb Deutschland besetzt haben. Gott gebe, daß ich mich täusche, daß unsre Entwicklung minder düster sein werde; daß politische Einsicht und Kraft und nicht Not und Verzweiflung den Anstoß zu einer neuen Entwicklung geben werden.

Ihr aufrichtig ergebener

Bennigsen.

---

[1]) Dieser nordwestdeutsche Provinzialismus für „überhaupt“ kommt häufiger in den Briefen Bennigsens vor.

Ich werde in Berlin Sonnabend abends eintreffen und im „Hotel du Nord“ logieren. B.

*

Bennigsen an Reyscher.

Hannover, 20. März 1860.

Für Ihre beiden Mitteilungen nach Berlin[1]) sage ich Ihnen, verehrtester Freund, besten Dank. Daß Sie unsrer Versammlung nicht haben beiwohnen können, ward allgemein sehr bedauert. Ihre Gründe muß ich aber respektieren.

Durch die öffentlichen Blätter werden Sie inzwischen von dem Ergebnis unsrer Verhandlungen bereits Kenntnis erhalten haben. Es wird Sie aber vielleicht interessieren, noch einige Randglossen zu unsern Zeitungsreferaten zu erhalten.

1. Kooptiert waren, außer den eingetretenen Preußen von Sänger und Braemer, noch Grabow und von Ammon. Ersterer, krank zurückgekehrt von Prenzlau am Dienstag, hat sich noch nicht erklärt. Ammon (Rheinpreuße) hat sich mit seiner Stellung als Appellationsrat entschuldigt, welche ihn dienstlich hindere, an den Ausschußsitzungen teilzunehmen; er hat jedoch Interesse für unsre Sache und sich verpflichtet, einen entsprechenden Herrn aus Rheinpreußen vorzuschlagen. Die eigentlichen Führer der konstitutionellen Preußen, Simson und Vincke, sind der erstere gegen den Verein, der zweite neutral. Mit Sänger, Braemer und einer Reihe Mitglieder haben wir aber festen Boden in der konstitutionellen Partei Preußens gewonnen.

2. Die Göppinger anlangend, habe ich schon in Weimar und ebenso in Berlin mich auf das entschiedenste gegen Schulzes projektierte Appellation an das Württemberger Volk erklärt. Schließlich ist die Versammlung auch einstimmig (Schulze selbst kaum ausgeschlossen) meiner Ansicht beigetreten, daß wir mit den Göppingern in die angebotene Verbindung treten und von den Ereignissen einen formellen Anschluß derselben an unsern Verein erwarten sollen. In dem Schreiben ist ihnen aber nicht verhehlt, wie hinderlich ihr Auftreten der ganzen nationalen Bewegung ist. In eine weitläufige Diskussion mit ihnen sich zurzeit einzulassen, schien mir wenig förderlich. Sie werden den Brief noch viel weniger im Detail eingehend finden, als Ihr Vorschlag nach Weimar lautete, scheinen aber nach Ihren letzten Aeußerungen von solcher Diskussion augenscheinlich sich auch selbst keinen Erfolg zu versprechen. Von Koburg werden Sie, wie die Antwort an die Göppinger besagt, ersucht werden, unsre Beschlüsse rc. Herrn Ammermüller jetzt und künftig mitzuteilen und seine entgegenzunehmen. Bei Ihnen ist die weitere Behandlung Ihrer Landsleute in den sichersten Händen, und bezweifle ich nicht, daß eine vollständige Ausgleichung in einigen Monaten erreicht sein wird, wenn uns die Ereignisse nur einigermaßen zu Hilfe kommen.

3. Die Erklärung in der Savoyischen Frage ist von Brater, nachdem wir

---

[1]) Von den beiden Briefen Reyschers vom 7. und 12. März ist der zweite bereits in dieser Publikation abgedruckt worden (Nr. X, Mai 1905, S. 9).

uns in einer Kommission über die Grundsätze verständigt hatten, meiner Ansicht nach in einer gelungenen Form gefaßt. Droysen hatte durch Veit eine Massenpetition zunächst für Preußen an die Abgeordnetenversammlung und dito in den übrigen deutschen Ländern an die Vertreter derselben angeregt. In den übrigen Ländern haben wir davon ganz abgesehen, weil deren Regierungen — den Bundestag eingeschlossen — keine auswärtige Politik treiben, dazu in diesen so wenig wie in Preußen auf eine massenhafte Beteiligung zu rechnen ist. Kommt eine solche Petition in Preußen in Umlauf, so werden unsre Agenten und Korrespondenten sie nach Kräften unterstützen. Den Niebourschen Antrag wegen Berufung eines Parlaments hielten wir alle für verfrüht, wenn man einen Erfolg beabsichtige, und zu einer bloßen Demonstration (mit zweifelhafter Beteiligung) nicht geeignet.

4. In der Schleswig-Holsteinschen Frage ist eine Resolution formuliert, welche das alte Recht zur Grundlage hat, und bis dahin, daß günstigere Verhältnisse dasselbe zurückzuführen gestatten, wenigstens mit Entschiedenheit von den deutschen Regierungen fordert, daß sie die ihnen zu Gebote stehenden Mittel des Bundes- und Völkerrechts kräftig benutzen zur Herbeiführung gesicherter Zustände in Schleswig-Holstein. Lehmann wird dazu eine historisch-politische Einleitung aufsetzen und in dieser Woche mit Riesser in Hamburg endgültig formulieren und soll dieselbe sodann durch meine Hände nach Leipzig zum Druck als Flugblatt befördert werden. Lehmann hat den Standpunkt der letzten Holsteinschen Ständeversammlung als beseitigt zugegeben durch die Erwiderung des Kopenhagener Kabinetts und die neuesten Schandtaten in Schleswig. Ich hoffe daher, daß über das Wesentlichste eine Ausgleichung mit Beseler und Francke eintreten wird.

5. Als das wichtigste Resultat unsrer Versammlung in Berlin sehe ich die Gründung eines eignen Organs an, wenn es auch zunächst bei unsern geringen Geldmitteln nur eine Wochenschrift sein wird. Rochau als Chefredakteur ist uns wohl eine Garantie für eine tüchtige Haltung. Neben ihm werden als Redakteure figurieren, einstweilen ohne Namensnennung, Dr. Nagel, welcher Ende April nach Koburg als Sekretär des Vereins kommen wird, und Dr. Wehrenpfennig aus Berlin. Letzterer ist der Verfasser der ausgezeichneten Kritik über „Die Geschichte der deutschen Politik während des italienischen Krieges", ein jüngerer Mann, Gymnasiallehrer, von ganz ungewöhnlichem Talent und Wissen. Ueber die Grundsätze, nach welchen das Blatt redigiert werden soll, haben wir in einer längeren Verhandlung des Ausschusses unsre Ansichten ausgetauscht, auf Grund eines von Rochau vorgelegten, in der Form freilich ganz losen Programms. Im wesentlichen waren wir einig; daß bei einem Eingehen auf praktische Lösung von Fragen der inneren und äußeren Politik Widerspruch auch aus der Mitte des Vereins von Zeit zu Zeit laut werden wird, können wir nicht hindern. Wenn wir aber nicht endlich darangehen, aus der Unbestimmtheit unsers Statuts uns zu größerer Klarheit in der Anwendung unsrer Grundsätze auf einzelne brennende Fragen zu entwickeln, dann müssen wir ganz darauf verzichten, über fromme

Wünsche und moralische Anregungen hinausgehend praktisch eingreifen zu wollen. Doktrinäre Erörterungen der endlichen Verfassung für Deutschland zu vermeiden, wird sich namentlich Rochau stets angelegen sein lassen und den Charakter voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber der preußischen Regierung (verbunden mit einer eingehenden und schonungslosen Kritik der Unfähigkeit der jetzigen preußischen Politik) wird das Blatt zu wahren wissen.

Die versuchte Annäherung der Heidelberger kann uns ganz recht sein. Ein Organ in der Presse mit ihnen zusammen zu gründen, können wir uns aber unmöglich veranlaßt finden; wenigstens zurzeit nicht. Als Ihr zweiter Brief in meine Hände kam, standen unsre Beschlüsse wegen der Wochenschrift unter Rochaus Redaktion ohnehin schon fest. Die Leitung eines Organs des Nationalvereins können wir niemals in die Hände eines Redakteurs legen, der nicht aus unsrer Mitte hervorgeht und auf den wir, wie bei Beseler, gar keinen Einfluß üben würden. Daneben würden wir uns die Verständigung mit Süddeutschland sehr erschweren, da die Beseler-Gervinussche Methode, die österreichische Frage zu behandeln, ihre volle Berechtigung haben mag, aber jedenfalls nicht in unserm Wege liegt. Unsre Geldmittel, welche ohnehin gering genug sind, können wir endlich nicht zersplittern. Kommt das Heidelberger Unternehmen zustande, was ich noch bezweifle, da man sich, des Erfolges sicher, schwerlich an uns gewendet haben würde, so wird Rochau es sich gewiß angelegen sein lassen, ein möglichst gutes Einvernehmen und Zusammenwirken beider Blätter zu bewirken. Conditio sine qua non ist meiner Ansicht nach dabei freilich, daß alle Velleitäten einer preußisch-französischen Allianz gegen Oesterreich der Zeitung fernbleiben. Wenn Sie Einfluß auf Gervinus haben — bei Beseler fürchte ich solche unseligen Tendenzen weniger, auch nicht bei Häusser —, so könnten Sie ihn wohl einmal auf die demoralisierende Wirkung einer solchen Tendenz hinweisen. Bei mehreren dieser Herren — anscheinend auch bei Mommsen in Berlin — scheint der Gedanke der Mainlinie in ganz ernstliche Erwägung gekommen zu sein. Ich kann mich darin freilich irren.

Von mir selbst können Sie stets versichert sein, daß ich alles tun werde, um die Stimmung für eine solche Entwicklung nicht aufkommen zu lassen. Süddeutschland würde dabei freilich am meisten leiden, entweder dem Bonapartismus oder dem österreichischen Obskurantismus verfallen. Aber wir Norddeutschen, außer Preußen, und, wie ich hoffe, ein überwiegender Teil der Preußen selbst, wissen zu gut, wie halb und nüchtern und kahl das geistige und politische Leben in einem solchen rein norddeutschen Reiche sein würde, bei aller politisch-militärischen Selbständigkeit, welche zu behaupten es freilich wohl imstande wäre.

Den Brief von Gervinus lege ich wieder bei.

Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und wirken Sie weiter dafür, daß Ihre Landsleute endlich in sich gehen, Herrn Probst und Konsorten zum Teufel fahren lassen und mit uns ohne Rücksicht darauf, was Oesterreich tut oder nicht tut, zusammengehen.

Ihr aufrichtig ergebener

Bennigsen.

Unser Gouvernement läßt sich wieder — wie schon im vorigen Herbst — Rechtsgutachten geben, ob ich nicht in Kriminaluntersuchung gezogen werden könne. Hoffentlich wird man aber, wie im Herbste, den Skandal scheuen und die Unsicherheit des Erfolges einer Anklage.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 10. April 1860.

Verehrter Freund! Besten Dank für Ihre interessanten Mitteilungen über die Berliner Sitzung. Ihre Rede habe ich in den Zeitungen mit großem Vergnügen gelesen; auch der „Schwäbische Merkur" brachte einen Brief aus Berlin eigens über das Festessen und nachher die Erklärung über die Savoyer Frage, die gleichfalls allgemein gefiel. Die förmliche Verbindung mit dem Stuttgarter Komitee, welche in Berlin beschlossen wurde, und ebenso die von Streit beantragte Anknüpfung mit andern Vereinen könnte uns polizeiliche Hemmnisse bereiten; war es notwendig, diese Beschlüsse in die Zeitung zu setzen, und hätte es dort nicht genügt, wie ich vorgeschlagen, sich im allgemeinen zu halten? Daß wir die Verbindung tatsächlich nicht von der Hand weisen, ist gut; aber wenn die Herren alle Vorteile vom Verein haben, ohne zu kontribuieren und ohne Pflichten überhaupt, so könnten sich's auch andre in gleicher Weise bequem machen wollen.

Gestern und heute war ich mit Fries. Ich empfing ihn am Bahnhof und begleitete ihn sogleich nach Stuttgart, wo wir mit einem halben Dutzend zusammensaßen und die Heidelberger Zusammenkunft besprachen. Es ist mir lieb, daß Sie auf meinen Vorschlag, den ich schon vor der Berliner Zusammenkunft machte und auf den ich nur im Telegramm nach Gotha kurz zurückweisen wollte, eingegangen sind und Heidelberg für die nächste Versammlung ins Auge gefaßt haben. Halten Sie nur fest daran, mögen die Berliner kommen oder nicht! Wir müssen einmal mit den Süddeutschen wieder zusammentreffen. Auch darin bin ich, wie Sie in meinem Briefe an Streit gefunden haben werden (hat er ihn dem Ausschuß in Berlin nicht mitgeteilt?), einverstanden, daß nicht bloß Vereinsmitgliedern, sondern auch andern deutschen Männern der Zutritt gestattet und die Einladung also allgemeiner gefaßt werde. Aber darin konnte ich Fries nicht beitreten, wenn er sagte: Die Einladung sollte nicht vom Ausschuß des Nationalvereins ausgehen, sondern bloß von einzelnen. Wenn der Ausschuß diese Gelegenheit nicht wahrnimmt, als Organ des Vereins hervorzutreten, sondern sich in die geheimnisvolle Wolke zurückzieht, so stellt er damit dem Nationalverein ein schlimmes Zeugnis aus. Auch mehrere der Anwesenden gaben mir darin recht. Es wurde verabredet: der Ausschuß solle in seinem Vereinskreise einladen und den Stuttgartern überlassen, wieder ihre Freunde zu avertieren; in Heidelberg sollte vor der Versammlung ein oder der andre von diesen zur Verabredung der Geschäftsordnung eingeladen werden.

Nachdem mehrere der Landtagsabgeordneten in Stuttgart abgelehnt, in der Schweizer Frage etwas zu tun, habe ich mit Hölder eine Adresse an den stän-

dischen Ausschuß entworfen, welche jetzt in Zirkulation sich befindet. Soeben erhalte ich eine Einladung von Stuttgart zur Teilnahme an einer Versammlung von Stuttgarter Bürgern, welche heute abend stattfinden wird, um eine Erklärung zu beschließen.

Fries sprach davon, unsre Versammlung werde Sonntag über acht Tage sein. Es gilt allerdings, rasch zu handeln: denn möglicherweise wird Napoleon die Bewegung durch Zusicherungen niederzuschlagen oder durch tatsächliches Vorgehen sie nutzlos zu machen suchen. — Wenn Sie mir nächsten Sonntag telegraphieren, so wird die Bekanntmachung hierzulande durch die Stuttgarter und mich schon ausgeführt werden. Aber auch in Norddeutschland?

Man könnte die Einladung ungefähr so fassen:

„Der Vorstand des Nationalvereins gehe davon aus, daß in diesem Falle, wo es sich um äußere Gefahr, nicht bloß für die Schweiz, sondern mittelbar auch für Deutschland handle, alle Parteiunterschiede zurücktreten müssen. Er lade deshalb nicht bloß die Angehörigen des Nationalvereins, sondern deutschgesinnte Männer ohne Unterschied ein, an der Besprechung teilzunehmen."

Setzen Sie die Einladung in die Zeitungen, so werden allerdings weit mehr kommen; aber erstens weiß ich nicht, ob in Heidelberg die entsprechende Lokalität für eine größere Versammlung sich findet, zweitens möchte ich nicht Lamey eine Verlegenheit bereiten, der eben erst auf dem Ministertische sich zu befestigen hat, drittens wäre die Versammlung schwer zu leiten, Extravaganzen nicht so leicht zu begegnen. — Lassen Sie die Einladung privatim ausgehen, so kann man uns polizeilich ignorieren, und wieder kommt es nicht darauf an, wie viele Norddeutsche kommen; die Ausschußmitglieder kommen doch hoffentlich. Die Versammlung wäre nun gleichsam ein erweiterter Ausschuß, welchem später eine größere Versammlung folgen könnte.

Dieser Ansicht waren wir auch in Stuttgart. Den Ausschußmitgliedern können Sie überallhin telegraphieren und ihnen wieder überlassen, das gleiche zu tun, wenn es nötig.

Mit innigem Gruß

Reyscher.

*

Bennigsen an Reyscher.

Hannover, 26. April 1860.

Verehrtester Freund!

Auf Ihren gestern erhaltenen Brief vom 22. d. M.[1]) beeile ich mich, Ihnen zu antworten.

So wenig Erfolg ich von irgendwelchen Aeußerungen der öffentlichen Meinung über den Savoyisch-Schweizer Konflikt erwarte, so wenig ich auch nur daran glaube, daß eine Agitation von einiger Bedeutung für diese Angelegenheit ins Leben zu rufen ist, so wichtig erscheint es mir doch, daß man über diese

---

[1]) Dieses Schreiben findet sich in den Briefen Bennigsens nicht vor.

Frage und die Stellung, welche Deutschland dem Bonapartismus gegenüber einnehmen soll, sich bald und noch vor Pfingsten mündlich verständigt. Eine Ausschußsitzung deshalb nach Heidelberg zu berufen, an welcher teilzunehmen die norddeutschen Ausschußmitglieder zurzeit wegen Weitläufigkeit und andrer Geschäfte halber größtenteils verhindert sein könnten, halte ich aber [für] untunlich. Bei unsern nicht brillanten Finanzen würde auch der Kostenpunkt mit ins Gewicht fallen. Dagegen habe ich heute Fries und Streit aufgefordert, sich darüber zu erklären, ob sie Sonnabend und Sonntag den 5./6. Mai zu einer Vorstandssitzung nach Heidelberg kommen können. Es würden dann die in nächster Nähe befindlichen Ausschußmitglieder Müller, Lang teilnehmen können und die Heidelberger politischen Freunde, ferner Buhl und einige Württemberger, welche Sie mitzubringen hätten, sich mit uns gemeinschaftlich über die weiteren Schritte besprechen können. Auch für Brater und Barth wäre die Entfernung wohl nicht zu groß.

Ich darf Sie nun bitten, mit Ihren dortigen Freunden die Sache festzustellen. Sie würden auch von dort ab mit Brater und Barth das Weitere brieflich abmachen können. Ersteren habe ich bereits vor acht Tagen gebeten in einem längeren Schreiben (welches jedoch nur die Versammlung für Pfingsten im Auge hatte), sich mit Ihnen in Kommunikation zu halten. Buhl, Lang, Müller sollen von hier veranlaßt werden, sich einzufinden. Rochau soll von mir aufgefordert werden, für Lokalität 2c. zu sorgen und mit den Heidelbergern und Badensern Rücksprache zu nehmen.

Sollten Fries und Streit auch verhindert sein, so werde ich jedenfalls mit dem Frühzuge am Sonnabend 5. von hier abreisen und gegen Abend in Heidelberg sein. Vor diesem Zeitpunkte kann ich nicht abkommen, da ich auf nächsten Sonntag zu einer Sitzung der volkswirtschaftlichen Deputation nach Berlin zu kommen versprochen habe. In der Woche kann ich nicht gut weg von hier, weil wir die erheblichsten Finanzverhandlungen augenblicklich in unsrer Kammer haben, auf welche die Opposition entscheidend einzuwirken imstande ist.

Sie geben mir wohl umgehend Antwort, ob Sie, wie ich freilich nach Ihrem Schreiben nicht bezweifeln kann, meinen Plan billigen und selbst und mit einigen dem Verein auch nicht angehörenden Württembergern erscheinen werden.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Bennigsen.[1])

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 29. Oktober 1860.

Verehrter Freund!

Die Verlegung einer fremden Besatzung in unsre Bundesfestungen ist eine

---

[1]) In den folgenden Monaten ist eine Lücke im Briefwechsel. Ein Schreiben Reyschers an Bennigsen vom 15. Juni 1860 ist schon in Nr. XII, Juliheft 1905, S. 2 abgedruckt worden.

so flagrante Verachtung der Pflichten gegen Deutschland, daß ich mich sogleich hinsetzte, um einen Artikel dagegen in unsre Wochenschrift zu verfassen, der aber erst in dem Blatte dieser Woche erscheinen wird — so lange dauert es, bis unsre Woche die Geburt vollzieht. Uebrigens bin ich der Ansicht, daß der Ausschuß selbst sich in dieser Sache aussprechen sollte — bei erster bester Gelegenheit oder ohne andre Veranlassung. Es ist dies eine Sache, wo wir, wie in causa Borries, die öffentliche Meinung überall für uns haben. Nach Rastatt kam ein polnisches, ein italienisches, ein ungarisches und ein böhmisches Bataillon. Dies die ganze österreichische Besatzung!

Ihr Serenissimus hat dem Herrn von Borries zu seinem Besuche in Stuttgart ein Handschreiben an unsern Herrn mitgegeben, worin er den Minister als einen Mann empfiehlt, der das beste Vertrauen verdiene. Zugleich soll sich Ihr König in exzentrischer Weise über die zu ergreifende Politik der Mittelstaaten im Gegensatz zu Preußen ausgesprochen haben, so sehr, daß man in Stuttgart selbst den Kopf darüber schüttelte. Zu einer Fixierung der eventuellen Politik der Mittelstaaten ist es noch nicht gekommen; aber sie werden alles tun, um nötigenfalls durch einen neuen Rheinbund die preußische Politik zu vereiteln. Ueber die Würzburger Vorschläge in betreff der Kriegsverfassung erfahre ich demnächst Genaueres.

Der Prinzregent will ja nur unter der preußischen Fahne kämpfen! So soll er sich bei dem Fackelzug ausgesprochen haben. Sie können sich denken, wie das gegen den Nationalverein benutzt wird. Ueberhaupt können sie in Berlin keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne sich zu blamieren. Die vielverheißende Konferenz in Koblenz ist fast ominös für Russel geworden, weil Schleinitz die Taktlosigkeit hatte, von Koblenz aus seine Note nach Turin zu erlassen, über die ihn Cavour auslachte.

Ich habe im Grunde nichts gegen unsern Aufruf in der Schleswig-Holsteiner Kollektenangelegenheit. Aber ich bin doch nicht gewohnt, meinen Namen einem Publikandum beifügen zu lassen, das ich nicht gelesen. Ein paar Bemerkungen über die Fassung hätte ich mir auch erlaubt. Warum überhaupt so spät? Warum wurde nicht lieber in unsrer Vorstandssitzung der Aufruf verfaßt und gezeichnet? Oder gleich nach der Versammlung? Es wird doch einer unter uns sein, der dergleichen zu machen versteht. Gegen die Beifügung unsrer Beiträge habe ich mich erklärt — das sähe doch etwas renommistisch aus. Es zeichne jeder zu Hause, wo er sammelt!

Die Pforzheimer haben mich zu einer Versammlung eingeladen, wo M. Müller einen Vortrag zu halten gedenkt. Dieser war selbst hier, traf mich aber nicht. Ich verwies sie an Metz in Darmstadt, der auch kommen und sodann versuchen wird, auf Württemberg seine Agitation auszudehnen. Ich wünsche ihm guten Erfolg, der sich aber nicht erwarten läßt, solange die Haltung Preußens nicht eine entschiedenere ist. Die Leute hierzulande sind nun einmal nicht davon abzubringen, daß wir im Dienste Preußens stehen.

Die Warschauer Zusammenkunft war nichts als eine Demonstration, aber

nach verschiedenen Seiten und daher ohne Eindruck, wie die österreichische Verfassung. Napoleon soll es auf eine Dreiteilung Italiens (wie Deutschlands?) abgesehen haben: Unter-, Mittel- und Oberitalien. Dort ist aber vorerst die Nation einig. Es fragt sich nur, ob sie auch Geduld genug hat, um ihre Organisation zu vollziehen, ehe sie Rom und Venedig angreifen. Bei uns ist die Geduld im Uebermaß vorhanden, ja eine unausstehliche Lahmerei; nur die Ereignisse von außen treiben und werden uns zuletzt über den Kopf wachsen.

Ich bin sehr begierig, von Ihnen bald zu hören.

Mit vorzüglichster Hochachtung und innigster Ergebenheit

Reyscher.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, den 16. November 1860.

... Ich hoffe doch, Sie haben meinen Brief, den ich vor mehreren Wochen schickte, erhalten ...

Zugleich mache ich aufmerksam, daß wir seit so langer Zeit kein Lebenszeichen von uns gegeben haben. Die Verhandlungen von damals sind noch nicht einmal heraus; ich glaube kaum, daß dieselben jetzt noch gelesen werden. Die Aufforderung in betreff Schleswig-Holsteins ist zwar endlich heraus; in den Blättern habe ich aber nichts darüber gefunden, vielleicht war sie ihnen zu herb ...

Allein damit kann die Nationalpartei sich nicht zufriedengeben. Meines Erachtens mußte der Ausschuß sich über die Kriegsverfassung einmal ordentli aussprechen. Die Sitzung sollte aber in Heidelberg sein, wohin die Pforzheimer, Mannheimer und auch einzelne von unserm Lande kommen könnten ... Jedenfalls liegt in der Einladung eine Mahnung an die Gewissensschuld der Württemberger. Das Verhalten des Prinzregenten gegen die deutschen Farben — in zwei Fällen — hat hierzulande wieder böses Blut gemacht ...

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 24. November 1860.

Verehrter Freund!

... Die Herausgabe der stenographischen Berichte ist in der Tat in heilloser Weise verzögert und ein großer Teil des Interesses an dem Lesen derselben wird inzwischen verraucht sein. Ueberhaupt ist in der Expedition und Geschäftsführung in Koburg noch lange nicht der gehörige Trieb, und wir werden bei unserm nächsten Dortsein noch bestimmtere Anordnungen treffen müssen, deren Ausführung freilich immer von dem dortigen Personal abhängen wird.

Ich halte es für dringend wünschenswert, daß der Vorstand noch vor Weihnachten zusammenkommt, und für zweckmäßig, ein oder das andre Ausschußmitglied, namentlich unsern Redakteur Rochau, Metz und Schulze daneben zu zitieren. Wir können dann über die Haltung der Wochenschrift zu den wichtigen

praktischen Fragen, über etwaige Agitationsreisen, über den inneren Geschäftsbetrieb uns verständigen und zugleich darüber, ob eine Plenarsitzung des Ausschusses — etwa in erster Hälfte des Januar — ratsam erscheint, eventuell [über] die Tagesordnung derselben eine Entscheidung treffen. Ich ersuche Sie daher, am Sonntag, 9. Dezember, zur Vorstandssitzung in Koburg zu sein, und zwar so zeitig am Sonntag früh oder am Sonnabend abend einzutreffen, daß wir noch am Sonntag vormittag anfangen können. Ich werde die andern Herren benachrichtigen und selbst am Sonnabend abend 7 Uhr ankommen...

Wir haben allerdings seitens des Ausschusses längere Zeit kein Lebenszeichen von uns gegeben. Seitdem die Wochenschrift regelmäßig unsre Stellung vertritt, ist das nicht so notwendig. In diesen abgelaufenen Monaten war es überdies schwerlich geraten. Die europäische Politik war und ist noch in einer solchen Krisis, daß wir uns selbst im Ausschusse noch ungleich schwieriger über ein praktisches Programm in der italienischen Frage hätten einigen können als im September. Wir können zurzeit auf die europäischen Tatsachen so wenig einwirken wie auf die Entschlüsse der preußischen Regierung. Uns wird bis zum Frühjahr gegenüber der großen Politik leider eine sehr passive Rolle und selbst eine bedenkliche Unklarheit der Stimmung bleiben. Ohne entscheidende neue Tatsachen in Venedig oder Schleswig-Holstein, in Ungarn oder Syrien wird eine kräftige und einmütige Haltung gar nicht möglich sein. Die schwierige und komplizierte Stellung, welche Deutschland unter allen Umständen zur europäischen Politik haben wird, der Mangel an der Verfolgung bestimmter politischer Aufgaben beim deutschen Volke wie bei der preußischen Regierung machen diese flaue Haltung gegenüber den bonapartistischen Kunststücken und der hereinbrechenden vollständigen Auflösung der Rechtsordnung und des Gleichgewichts von 1815 nur zu erklärlich. Eine spontane Politik wird Deutschland noch lange nicht zeigen, nur reagieren gegen Tatsachen und Anstöße von außen. Eine große Politik der preußischen Regierung würde das wesentlich ändern. Die haben wir aber nicht und werden sie nicht haben, wenigstens nicht ohne die äußersten Gefahren für Deutschlands und Preußens Existenz. Uns bleibt wenig übrig als uns zu sammeln und vorzubereiten. So innerlich aufreibend und verzweifelt eine solche Lage ist, wir dürfen uns keine Illusion machen und froh sein, daß diese Zwischenzeit des Abwartens, welche uns gewährt ist, bislang wenigstens die Kraft und den Widerstand der mittleren und kleinen Regierungen fortwährend schwächt und dafür den Gegensatz der politischen Parteien und Stämme mehr und mehr ausgleicht.

Manches wird diesen Winter und im Frühjahr in den einzelnen Landesversammlungen geschehen können, um die kleineren Regierungen einzuschüchtern und Preußen vorwärtszutreiben. Ueber gemeinsame Anträge für die einzelnen Länder werden wir uns verständigen müssen, soweit sie nicht ohnehin durch die Koburger Beschlüsse und unsre sonstigen Veröffentlichungen von selbst gegeben sind. Erreichen werden wir auch dadurch vorläufig nichts, aber die Auffassung wird dann gerade, wenn nichts geschieht, immer klarer werden, daß mit den bis-

herigen Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten so wenig etwas zu hoffen ist, als mit der Bundesverfassung überhaupt, und der Partikularismus wird hoffentlich den Rest erhalten.

Bei uns in Hannover haben wir Ende Oktober eine neue Organisation der Führer der liberalen und demokratischen Partei ins Leben gerufen, vorläufig geheim; eine Zusammenkunft bereits gehalten, und eine wird gegen Neujahr noch stattfinden. Namentlich wird alles aufgeboten werden, um für eine Neuwahl der Zweiten Kammer die Meinungen vorzubereiten. Trotz der oktroyierten Zusammensetzung der Zweiten Kammer ist es nicht unmöglich, den Sieg zu erhalten, da die Erbitterung gegen das jetzige Regime und der Ekel an dem ganzen partikularistischen Blödsinn, wie er hier in Blüte steht, täglich wachsen. In Braunschweig, wo ich vor vierzehn Tagen einige Tage mich aufhielt, ist eine Verständigung zwischen den Demokraten und Konstitutionellen eingeleitet. In der Kammer wird in Veranlassung von Petitionen aus dem Lande ein Antrag im Sinne des Koburger Programms gestellt werden. In Braunschweig ist, wie mir bestimmt versichert wurde, selbst im Beamtenstande und einem großen Teil des Militärs die Neigung, preußisch zu werden, vorherrschend, das Ministerium und der Herzog augenblicklich aber antideutsch und antipreußisch. Bei uns hat der Partikularismus in allen Ständen viel stärkere Wurzeln, und wir können dem Regime seit 1854 nicht genug danken, daß es bis zu einem hohen Grade gelungen ist, in beispiellos kurzer Zeit in allen Teilen der Bevölkerung den hannoverschen Lokalpatriotismus auszutilgen. In allen diesen nördlichen, mittleren und kleinen Ländern wird kein ernstlicher Kampf, weder geistiger noch materieller, für das Regiment der heimatlichen Dynastien geführt werden. Bei den Württembergern und Bayern und bei den Berliner Staatsmännern wird die Entscheidung liegen.

Von Berlin habe ich neuerdings keine bestimmten Nachrichten und kann namentlich nichts darüber sagen, ob es ernstlich im Werke ist, in Schleswig-Holstein tatkräftig vorzugehen. Durch den Herzog oder Francke werden wir am 9. Näheres erfahren. — Es wird Ihnen wohl nicht möglich sein, eine Abschrift des Briefes zu erhalten, welchen Borries mit nach Stuttgart brachte? Auf Wiedersehen!

Freundschaftlichst Ihr aufrichtiger

Bennigsen.

*

Bennigsen an Reyscher.

Am zweiten Weihnachtstage 1860.

Mein lieber Freund!

Sie sind durch eine traurige Liebespflicht abgehalten gewesen,[1]) unsrer Beratung in Koburg beizuwohnen! So geht einer nach dem andern unsrer alten

---

[1]) Am 5. Dezember 1860 war Dahlmann in Bonn gestorben. Reyscher war mit einer Tochter Dahlmanns vermählt.

Größen der vorigen Generation zur Ruhe. Dieses Jahr hat wieder stark aufgeräumt. Wo bleibt aber der Ersatz? Weiter ist der Gesichtskreis wohl geworden, manche Vorurteile sind noch gefallen. Was hilft es dem jüngeren Geschlechte aber, der geistigen Schranken der Alten spotten zu dürfen, wenn ihm der Ernst und die Tiefe fehlen, die wenigstens die Besseren der Restaurationsjahre aus dem dämonischen Druck der französischen Invasion und dem Aufschwung der Befreiungskriege herübergerettet hatten? Die Kraft des politischen Lebens ist seitdem erloschen im juristischen Formalismus partikularer Verfassungskämpfe, wo selbst die Siege unter dem Bundesrechte nur verhüllte Niederlagen waren, wahrhafte Erfolge über den in gegenseitiger Assekuranz vereinigten dynastischen Egoismus unmöglich waren, wo endlich mit der Kraft auch die Einsicht so weit aufgezehrt ward, daß 1848 die große liberale Partei es unternehmen wollte, ohne Blutvergießen die ungeheuerste politische Umgestaltung durchzuführen, von der die deutsche Geschichte gewußt hätte. Etwas gewitzigter ist man seitdem allerdings geworden. Ganz so fest glauben selbst unsre konstitutionellen Doktrinäre nicht mehr an die Erfolge ihrer juristischen Schachzüge, seitdem den Kurhessen das Schachbrett samt den Figuren über den Kopf geschlagen worden ist in dem Momente, wo sie mit ihren kunstvollen Zügen den Kurfürsten gerade matt setzen wollten. Es ist aber merkwürdig, wie unausrottbar solche langjährige Anschauungen trotz aller Erfahrungen des Gegenteils bleiben. Als ich zum Beispiel Anfang 1854, ein Jahr vor dem Umsturze unsrer Verfassung, vertraulich darum nachsuchte, aus der Staatsanwaltschaft in Hannover in das Obergericht nach Göttingen zurücktreten zu dürfen, weil ich, wie ich angab, nicht Lust hätte, nach der Oktroyierung als renitenter Staatsanwalt nach Aurich oder Meppen gesetzt zu werden, hielt man mich für toll. Und selbst Struve, Lehzen und andre routinierte liberale Kämpfer haben noch 1855 eine Oktroyierung mit Hilfe des Bundestags für ganz unmöglich erklärt in Hannover und danach den Operationsplan angelegt, der denn freilich schmählich scheitern mußte. Wir andern wissen jetzt freilich, was solche Verfassungen wert sind, welche man wiederholt durch Verordnungen umwirft, wir benutzen jetzt diese Verfassungen und ihre Kammerverhandlungen dazu, den Partikularismus in seiner Hohlheit aufzuzeigen und aufzulösen, wir haben ja seit einem Jahre auch wieder einmal versucht, den Kampfplatz auf das nationale Gebiet zu verlegen. Dieser Versuch ist aber ein recht schwächlicher geblieben, und der Rest des politischen Kampfes ist — selbst Preußen nicht ausgenommen — so durchaus unwahr und verlogen und so bar alles Ernstes, welcher Entscheidungen nicht scheut und herbeizuführen imstande ist, daß es so nicht mehr lange Jahre fortgehen darf, wenn nicht der Schaden einer allgemeinen politischen Demoralisation unersetzlich werden soll. Wann wird endlich die Stunde schlagen, nach der sich das Herz sehnt, wo in großen Kämpfen nationaler Abwehr oder nationaler Erhebung die Deutschen sich selbst wiederfinden, wo aus Gefahren, in denen alles eingesetzt wird, um alles zu gewinnen, Deutschland die Begeisterung für eine Idee, die Opferfreudigkeit und endlich die schöpferische Kraft wiedergebärt, welche allein uns das Kunstwerk des öffentlichen Rechts, den

neuen deutschen Staat aufbauen kann, an welchem alle unsre jetzigen nüchternen Reflexionen sich vergeblich abmühen! —

Sie werden inzwischen die Einladung zur Ausschußsitzung im Januar 20./21. nach Eisenach erhalten haben. Sie können wohl vor derselben noch mit einigen Ihrer hartgesottenen Landsleute Rücksprache nehmen. Unmöglich kann doch die Bewegung der Gemüter in Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt, Baden ganz spurlos an ihnen vorübergegangen sein. Wenn Ihre Landsleute noch immer, wie ich fürchte, nicht beitreten, so können sie doch im eignen Interesse die Bewegung unterstützen, die gegen das Bestreben der Ultramontanen in Hessen und Baden im Gange ist, und können wenigstens von Zeit zu Zeit Lebenszeichen für Kurhessen von sich geben. Metz, welchen ich gebeten hatte, nach Koburg zu kommen, hatte sehr erfreuliche Mitteilungen über die Stimmung in Hessen-Darmstadt. Die Offenbacher werden fest bleiben und noch weitere Hunderte beitreten. Die Artikel über Darmstadt lassen wir massenhaft verbreiten und auch durch befreundete Blätter Auszüge geben. Nach Metz' Behauptung geht die Unzufriedenheit über Dalwigks Wirtschaft und Konspiration mit Bischof Ketteler in die höchsten Kreise. Der Sturz Dalwigks ist gar nicht unmöglich nach seiner Meinung, wenn der Lärm einigermaßen groß wird. Können Sie nicht auf die Württemberger Blätter wirken, daß sie die hessen-darmstädtischen Angelegenheiten fortwährend im Auge behalten und häufig verarbeiten? Wegen der kurhessischen Angelegenheiten wird Oetker gebeten, mit nach Eisenach zu kommen. Zuverlässige Nachrichten über die augenblickliche Lage erhalte ich auch noch zu Neujahr durch den jungen Nebelthau, der dann von Kassel nach Bremen zurückkehrt.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Daß Sie auch im neuen Jahre, mag kommen, was will, den Kopf oben behalten, brauche ich Ihnen nicht zu wünschen.

Ihr

Bennigsen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 6. Januar 1861.

... Empfangen Sie, lieber Freund, herzlichen Dank für Ihren Brief. Dahlmanns Tod war für mich ein großer Verlust. Nicht, als ob von seiner politischen Tätigkeit noch etwas zu erwarten gewesen wäre. Er war sehr schweigsam geworden, hatte aber immer noch großes Interesse an den politischen Dingen und, wie mir sein Sohn sagte, beschäftigte ihn in der letzten Zeit der Nationalverein sehr, vermutlich aus Anlaß unsrer Koburger Versammlung und der Nachrichten über den italienischen Nationalverein. Ich habe ihn wiederholt gebeten, Aufzeichnungen aus seinem Leben zu machen, und er hat auch einiges hinterlassen, was in Verbindung mit den vorgefundenen Briefen von großem Werte ist.[1] Wir standen uns sehr nahe ...

*

[1] Vgl. darüber A. Springer, Dahlmann.

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 7. Januar 1861.

Geehrter Freund!

Meinen Brief aus den Weihnachtstagen werden Sie erhalten haben. Heute möchte ich Sie auffordern, wenn Ihre Zeit es gestattet, bereits am 19. mittags in Eisenach einzutreffen, damit wir im Vorstande noch verschiedenes beraten und für die Ausschußsitzung vorbereiten können.

Oetker, der, wie Sie wissen, zur Ausschußsitzung eingeladen ward, schrieb mir gestern, daß er nicht bestimmt zusagen könne, weil seine Gesundheit ihm große Vorsicht auferlege. Leider hörte ich schon vor acht Tagen durch den Sohn Nebelthaus, welcher mir Nachrichten brachte — darunter, wie zu fürchten war, auch Mitteilungen über das höchst mangelhafte Benehmen des Herrn von Schleinitz und von Sydow —, daß Oetker sehr angegriffen sei. Unter diesen Umständen werde ich, damit wir jedenfalls genau instruiert sind über Stimmung und Vorhaben der Hessen, am 18. morgens nach Kassel fahren und am 19. vormittags von dort nach Eisenach.

Vor einiger Zeit las ich in den Zeitungen von einer abermaligen Zusammenkunft der Württemberger. Es scheint aber nichts gewesen zu sein. Vor dem Frühjahr werden sich die Württemberger, nachdem sie so lange gewartet haben, schwerlich entscheiden. Ich kann ihnen das augenblicklich auch nicht verargen. Wir werden im Laufe des Frühjahrs die großen Streitfragen von 1859, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, wiederkehren sehen, und bis jetzt ist weder eine entschiedene Richtung im deutschen Volke noch bei der preußischen Regierung über die Stellung zu Italien und Oesterreich ersichtlich. Wir müssen jedenfalls versuchen, in der Ausschußsitzung uns über diese Eventualität zu verständigen. Ich halte noch immer die Auffassung für die richtige, welche in unsern ersten Anträgen über die italienische Verwicklung an die Generalversammlung enthalten war. Die „Volkszeitung“ in Berlin mit ihrem enormen Leserkreise und einige andre demokratische Blätter Preußens inklusive der „Kölner Zeitung“ bieten zwar das äußerste auf, um unter allen Umständen die Stimmung gegen eine gemeinsame Aktion mit Oesterreich einzunehmen. Die „Nationalzeitung“ schwankt aber schon, und da meinen früheren Nachrichten zufolge der König Wilhelm entschlossen sein soll, einem abermaligen Angriff Frankreichs nicht ruhig zuzusehen, so halte ich es nicht für unmöglich, daß die preußische Zweite Kammer in diesen Weg einlenkt. Entscheidend werden wohl erst die Entwicklung der Zustände in Ungarn und das Resultat der Verhandlungen zwischen Berlin und Wien sein. Es ist aber für den Verein und dessen Wochenblatt sehr wichtig, in dieser großen Krisis den Ereignissen voraus einen bestimmten Ton anzuschlagen.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Bennigsen.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“[1])

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Schluß)

Wir müssen nunmehr auf den Teil des sogenannten Völkerrechts etwas eingehen, der den sehr schönen Titel „internationales Seerecht“ führt. Da muß leider zunächst festgestellt werden, daß es zwar einige wenige zwischen einigen Nationen getroffene Vereinbarungen und abgeschlossene Verträge, aber durchaus nichts gibt, was die allgemeine Bezeichnung „Seerecht“ verdient. Dutzende von Gelehrten und Politikern haben große Werke und Kommentare darüber geschrieben, was sie für „Seerecht“ ansehen, fast alle weichen voneinander mehr oder weniger in wichtigen Einzelheiten des Gegenstandes ab; keine Regierung betrachtet sich in Wirklichkeit durch etwas andres gebunden, als was auf Vertrag mit dieser oder jener andern Nation beruht, aber nur diesen Nationen gegenüber. Aus diesem unbefriedigenden tatsächlichen Zustande erklären sich die der Humanität ins Gesicht schlagenden Drohungen mit barbarischer Seekriegführung Deutschland gegenüber, wie sie oben angeführt wurden.

Es ist wohl sicher, daß die gegenwärtig leitenden Staatsmänner jener Nationen durchaus friedlich gegen uns gesinnt und, soweit sie die Leitung der Dinge in der Hand behalten, alles tun werden, um auch im Kriege gegen andre Länder die Fahne der Zivilisation hochzuhalten. Nicht bloß der französischen Nation, sondern auch dem stammverwandten englischen und nordamerikanischen Volke gegenüber fehlt es — gottlob — zurzeit ganz und gar an wirklichen Reibungsflächen, und es muß mit wahrer Befriedigung erfüllen, wenn in Bestätigung der gegenseitigen Hochschätzung und der echt freundschaftlichen Gefühle, mit denen sich stets und überall englische und deutsche Seeoffiziere begegnet sind, gerade in jüngster Zeit hervorragende englische Admirale zu einer Schrift von Archibald Hurd über die britische Kriegsflotte die Versuche, Feindschaft zwischen der deutschen und der englischen Nation zu säen, brandmarken und an die schönen, am 25. Juni 1904 in Kiel gesprochenen Worte König Eduards erinnern: „Möchten unsre beiden Flaggen bis in die fernsten Zeiten, ebenso wie heute, nebeneinander wehen zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Wohlfahrt nicht allein unsrer Länder, sondern auch aller Nationen.“ Wir erkennen daran, wie auch in den oft wiederholten, für Deutschland so sympathischen Worten des Präsidenten Roosevelt, welchen ausgezeichneten Einfluß auf Kräftigung des friedfertigen Verhältnisses Deutschlands zu den andern mächtigen Staaten die ausgesprochene Friedenspolitik unsers Kaisers zuwege gebracht hat.

Aehnliches darf mit Bezug auf Frankreichs politische Leitung gesagt werden,

---

[1]) Dieser Artikel ist bereits vor Besprechung der Frage über Schließung der Ostsee durch die Tagespresse geschrieben worden. Die Redaktion.

mit dem wir auf kolonialpolitischem Gebiete überall zu guter Uebereinstimmung und Auseinandersetzung gelangt sind, und das russische Reich, mit dem in Differenzen zu geraten ein Grund gar nicht absehbar ist, hat gerade in neuester Zeit das gleiche Interesse, daß alle wilden Auswüchse in der Art der Kriegführung zur See durch internationales Uebereinkommen endlich beseitigt werden.

Wenn die beklagenswerte Wahrheit nun freilich auch ist, daß bisher in erster Linie England[1]) es war, das dem weiteren Ausbau des Seerechts entgegentrat, so lassen doch die angeführten sympathischen Aeußerungen des Königs Eduard und englischer Admirale erhoffen, daß gerade der jetzige Zeitpunkt nicht ungeeignet ist, auf diesem Gebiete einen dem Friedenssinn der Völker Rechnung tragenden, die ganze Welt beglückenden Fortschritt zu machen.

Deutsche und fremdländische Stimmen, auch offizielle Erklärungen, haben wiederholt eine Besserung des heutigen barbarischen Zustandes angestrebt. Schon im Dezember 1859 gingen Anregungen von einer Versammlung Bremer Kaufleute aus, durch welche die Unverletzlichkeit der Person und des Privateigentums zur See in Kriegszeiten als eine unabweisbare Forderung des modernen Rechtsbewußtseins hingestellt wurde, denen zahlreiche zustimmende Erklärungen, gerade auch in England zuteil wurden. Eine ähnliche Kundgebung erfolgte auf dem internationalen Kongreß in Neapel 1871.[2]) Auch im Reichstage, zum Beispiel August 1878, März 1884, März und November 1892, erfolgten Anregungen beziehungsweise Beschlußfassung in dem Sinne, den Kanzler aufzufordern, Verhandlungen einzuleiten mit dem Zwecke, durch Uebereinkunft von Staat zu Staat die Freiheit des Privateigentums zur See im Kriege zu einem anerkannten Grundsatz des Völkerrechts zu erheben. Auch das Institut de droit international verfolgte gleiche Bestrebungen und faßte in den Sitzungen der Jahre 1877 und 1882 dahingehende Beschlüsse.

---

[1]) Perels sagt darüber in seinem Werke: „Das internationale öffentliche Seerecht“: „Nach Lage der Verhältnisse ist auf eine Beseitigung des Seebeuterechts in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. Es kommt hierbei namentlich in Betracht, daß die großbritannische Regierung seit der Pariser Deklaration von 1856 sich stets und entschieden ablehnend gegen alle Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Seekriegsrechts verhalten hat. Gelegentlich der Brüsseler Konferenz von 1874 verständigte Lord Derby den englischen Bevollmächtigten dahin: Ihrer Majestät Regierung habe, bevor sie sich zur Entsendung eines Vertreters bereit erklärte, von der russischen Regierung und allen zur Teilnahme an der Konferenz eingeladenen Mächten die bestimmte Erklärung verlangt, daß ihre Bevollmächtigten angewiesen werden sollten, sich auf die Erörterung der Details derjenigen militärischen Operationen zu beschränken, von denen der Entwurf der russischen Regierung handelte und weder direkt noch indirekt irgendeinen Gegenstand, der auf maritime Operationen oder Seetransporte Bezug hat, zu erörtern. Auf dem Haager Friedenskongreß von 1899 waren die englischen Delegierten beauftragt, denselben Standpunkt einzunehmen.“

[2]) Diese lautet: „Le congrès émet le vœu que les bâtiments de commerce des belligérants et leurs cargaisons soient exempts de capture et de confiscation comme le sont ceux des États neutres, à l'exception de la contrebande de guerre, et pourvu que cette exception ne s'étende pas aux navires et aux cargaisons qui chercheraient à pénétrer dans un port bloqué par les forces navales d'une des nations belligérantes.“

Es ist auch zwischen einzelnen Staaten durch Gegenseitigkeitsvertrag auf das Seebeuterecht verzichtet worden, so zum Beispiel im Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten vom 10. September 1785 und im Vertrag zwischen Italien und den Vereinigten Staaten vom 26. Februar 1871. Schließlich verzichteten Oesterreich und Preußen im Kriege von 1866 bei Voraussetzung der Gegenseitigkeit des andern Kriegführenden auf das Seebeuterecht durch Verordnung vom 13. Mai beziehungsweise 19. Mai 1866, und desgleichen der Norddeutsche Bund durch Verordnung vom 18. Juli 1870.[1] Italien hat solchen Verzicht durch seinen Codice per la marina mercantile vom 21. Juni 1865 bei Voraussetzung der Gegenseitigkeit sogar ein für allemal eingeführt.

Unter dem gegenwärtigen beklagenswerten Zustande des Seebeuterechts haben ohne Frage sämtliche Kulturstaaten schwer zu leiden, nicht nur die Kriegführenden, sondern auch die neutralen; am schwersten freilich Deutschland, weil es nächst England den ausgebreitetsten Seehandel besitzt, nicht aber wie dieses in der Lage ist, diesem seinen Lebensnerv positiven Schutz gegen jeden Feind angedeihen zu lassen. Es muß daher Deutschland als eine seiner wichtigsten Aufgaben, die fast zu einer Existenzbedingung für dasselbe werden kann, ansehen und sollte sein ganzes diplomatisches Können dafür einsetzen, der Unverletzlichkeit des schwimmenden Privateigentums — einschließlich der schwimmenden Post — mit Ausnahme der Kriegskonterbande die internationale Anerkennung zu verschaffen. Nötigenfalls dürfte eine Koalition derjenigen Staaten, die ein ähnliches Interesse an dem Gegenstand haben wie Deutschland (und das sind fast alle Seestaaten), wohl imstande sein, einen moralischen Druck auf die vereinzelten Gegner dieses humanitären Vorhabens auszuüben. Von segensreichster Wirkung für die ganze Menschheit wäre es, wenn diese Staaten so weit gingen, durch gegenseitige Verpflichtung es zu einem gemeinsamen Casus belli zu machen, wenn und sobald eine Macht fernerweit noch das Privateigentum zur See der Neutralen sowohl wie der Kriegführenden nicht als unantastbar respektiert.

Hiermit im Zusammenhang steht der leider bisher ganz schwankende und völlig willkürlich behandelte Begriff der „Kriegskonterbande“. Man darf sagen, daß es einer schmachvollen Herausforderung der Gesamtheit der neutralen Nationen gleichkommt, wenn eine Macht, die in Krieg verwickelt wird, sich herausnimmt, zu dekretieren: Ich sehe dies und jenes in diesem Kriege als Kriegskonterbande an und konfiszziere es auf deinem Schiffe der mir sonst und auch jetzt befreundeten Nation, wo dies dein Schiff auch schwimmen und welche friedliche

[1] Nachdem französische Kriegsschiffe mehrere deutsche Kauffahrer aufgebracht und, ohne sie vor ein Prisengericht zu bringen, woran nichts sie gehindert hätte, verbrannt respektive versenkt hatten, wurde obige Verordnung durch die Verordnung vom 19. Januar 1871 wieder aufgehoben. Deutscherseits wurden zur Entgeltung durch Seiner Majestät Schiff „Augusta“ auch einige französische Handelsschiffe vor der Gironde fortgenommen und eins davon zerstört, weil es unmöglich war, es in einen deutschen Hafen zu bringen.

Bestimmung es auch haben mag, denn auf irgendwelchem Umwege könnte dieser Artikel ja einmal meinem Feinde zugeführt und von ihm gegen mich benutzt werden.

Sämtliche Nationen haben daher das gleiche große Interesse daran, daß

1. durch internationales Uebereinkommen festgestellt werde, welche Artikel überhaupt nur als Kriegskonterbande angesehen und als solche — je nach Wahl des Kriegführenden — erklärt werden dürfen. Diese Artikel wären auf solche zu beschränken, die ein ganz unmittelbares und ausschließliches oder doch vorzugsweises Kriegswerkzeug bilden, wohin weder Kohlen, noch Proviant, noch Pferde und sonstige Tiere, noch Materialien, wie Eisen, Metalle, Draht, Bekleidungsstoffe und so weiter, rechnen; daß
2. die als Kriegskonterbande von einem der Kriegführenden erklärten Artikel nur dann konfisziert werden dürfen, wenn sie nachgewiesenermaßen für den Feind bestimmt sind; daß
3. das Durchsuchungsrecht von seiten der Kriegführenden nur innerhalb einer begrenzten, ein für allemal festzustellenden Entfernung von der feindlichen Küste ausgeübt werden und auch nur innerhalb dieser Entfernung der Konterbande vorstellende Artikel — aber nur dieser — konfisziert werden darf.

Damit in Zusammenhang wäre der Willkürlichkeit im Spruche der Prisengerichte dadurch ein Riegel vorzuschieben, daß ein ständiges internationales Prisengericht eingesetzt wird, zu dem jede Kulturnation ein oder zwei Mitglieder ein für allemal zu designieren hat und in dem auch die entsprechende Anzahl Mitglieder der Kriegführenden Sitz und Stimme haben. Gegen die Erkenntnisse dieses Gerichtes dürfte es keine Appellation geben.

Gleiche Wichtigkeit und ein gleiches Interesse aller Nationen darf ein internationales Uebereinkommen beanspruchen, wonach als bindendes Seerecht festgestellt wird, daß keine Seestädte (mit Ausnahme ihrer eventuellen Befestigungen) bombardiert, ihre Handelsschiffe und privaten Magazine und Güter beschlagnahmt, vernichtet oder sonstwie der Brandschatzung unterzogen werden dürfen.

Es gibt aber noch einen weiteren wichtigen Gegenstand, der im Interesse des internationalen Verkehrs ganz dringend des völkerrechtlichen Schutzes bedarf: das sind die telegraphischen „Seekabel“.

Für alle Völker ist es von hervorragender Wichtigkeit, daß Eingriffe der Kriegführenden in dieses Verkehrs- und Verständigungsmittel auf das Alleräußerste, für den Kriegführenden absolut unentbehrliche Maß beschränkt werden. Schon nach Legung des ersten (sehr bald wieder unbrauchbar gewordenen) Atlantischen Kabels im August 1858 gab der Präsident der Vereinigten Staaten in der ersten begrüßenden Glückwunschdepesche an die Königin Viktoria dem Gedanken der Neutralisierung des Kabels auch in Kriegszeiten Ausdruck.[1])

---

[1]) Eine Schrift des Dr. Bruno Krämer: „Die internationalen Telegraphenkabel“, der wir hier folgen, bringt Ausführlicheres darüber.

Weiter traten im Jahre 1869 die Vereinigten Staaten mit Vorschlägen zum Schutze der Seekabel an die europäischen Staaten heran, die indes, wie ähnliche Bestrebungen der Amerikaner Cyrus Field und Samuel Morse, zu bindenden Beschlüssen oder Verträgen nicht führten. Erst unterm 14. März 1884 wurde von vierundzwanzig Regierungen eine Konvention zum Schutze der Seekabel abgeschlossen, in der aber ausdrücklich — und zwar unter rühmlichem Widerspruch des deutschen Vertreters (Dambach) — durch Stimmenmehrheit vereinbart wurde, daß sie die Freiheit Kriegführender in ihrer notwendig befundenen Handlungsweise nicht beschränken sollte. Die Seekabel blieben also, und zwar namentlich auf Betreiben Englands und Frankreichs, für den Krieg schutzlos und können nach Belieben der Zerstörung anheimfallen.

Bei dieser Sachlage war es nicht zu verwundern, daß sowohl 1898 im Kriege der Vereinigten Staaten gegen Spanien durch Abschneiden der nach Kuba und den Philippinen führenden Kabel auch die materiellen Interessen der Neutralen verletzt wurden (von Kuba liefen die Kabel weiter nach westindischen und zentral- und südamerikanischen Plätzen), wie auch die britische Regierung im Kriege gegen die Buren 1899 eine Kontrolle der fremdländischen Depeschen für Sansibar, die Seychellen, Mauritius, Madagaskar und ganz Südafrika (auch das portugiesische und deutsche) in Aden und Kapland einführte und Telegramme in Code-Worten oder in Chiffresprache überhaupt nicht durchließ.

Eine auf der Haager Friedenskonferenz 1899 seitens Dänemarks gegebene Anregung zur Abänderung jener Ausnahmebestimmung für Kriegführende von 1884 scheiterte wiederum an dem Widerspruch des englischen Delegierten. Seltsamerweise stellte sich bei der Tagung des Institut de droit international im September 1902, auf welcher vernünftigerweise abermals versucht wurde, den Kabeln auch im Kriege Schutz zu gewähren, der deutsche Delegierte, der Geheime Admiralitätsrat Perels, auf den einseitigen Interessenstandpunkt der Kriegführenden, während andre Delegierte, zum Beispiel von Bar und den Beer-Portugal, das Interesse der Nichtkriegführenden vertraten.

Wenn Deutschland selbst auch nur wenige eigne Seekabel besitzt, so daß es durch deren Zerstörung im Kriege mit einer überlegenen Seemacht kaum so schwer getroffen werden würde wie mehrere andre Mächte in gleichem Falle, so bleibt für dasselbe doch die überaus ernste Gefahr bestehen, daß telegraphische Befehlserteilung an die deutschen Streitkräfte im Auslande nur in höchst beschränktem Maße zu ermöglichen sein wird. Der Besitz von Kiautschou ist auch in dieser Beziehung von hervorragendem Werte, da es je nach der Kriegslage durch See- oder durch Landkabeltelegramme erreichbar sein wird und die Befehle an die in Ostasien stationierten Schiffe in vielen Fällen durch drahtlose Lufttelegraphie weiter übermittelt werden können. Sehr bedenklich steht es aber in dieser Beziehung mit allen andern über die Erde verteilten deutschen Schiffsstationen, vor allen Dingen aber mit unsern Kolonien, die unter Umständen einer vollkommenen Isolierung ausgesetzt sein und sich — wie die Verhältnisse in der Gegenwart einmal liegen — in einem Kriege mit einer uns überlegenen See-

macht nicht werden halten können, es sei denn, daß es uns gelingt, wohin wir mit Umsicht und Energie streben müssen, aus den Eingeborenen unter Leitung deutscher Offiziere und Ansiedler eine zuverlässige, treue und kräftige Schutzarmee heranzubilden.[1])

Unter allen Umständen fällt das Interesse Deutschlands hinsichtlich der Seekabel mit dem allgemein dahingehenden Kulturinteresse zusammen, den Seekabeln auch für den Kriegsfall jeden möglichen Schutz zu sichern. Welcher Standpunkt von Deutschland, um dies zu erreichen, einzunehmen, und welche vorbereitenden Maßnahmen zu treffen sind, darüber folgen weiterhin einige Andeutungen.

*

Es wird sich nun darum handeln, zu erwägen, ob und welche Mittel dem Deutschen Reiche zur Verfügung stehen beziehungsweise welche Wege es einzuschlagen hat, um die oben besprochene, überaus große Gefährdung seiner vitalsten Interessen im Kriegsfalle abzuwenden oder ihrem Eintritt vorzubeugen.

Das Erste und Wichtigste bleibt immer die Entwicklung seiner offensiven Seegewalt und defensiven Hafen- und Küstenverteidigung. Ein positiver Schutz in dieser Richtung würde aber die Aufwendung von so immensen materiellen Mitteln erfordern, daß wir ihn in vollkommenster Weise fürerst nicht zu erreichen vermögen.

Wie die politischen Verhältnisse sich in der Gegenwart gestaltet haben, dürfen wir mit ausreichender Sicherheit darauf rechnen, daß uns von seiten der Ostseestaaten für eine fast unbegrenzte Reihe von Jahren keine Gefahr droht. Was könnte Deutschland und die andern Ostseemächte verhindern, die Ostsee durch gegenseitigen Vertrag als ein mare clausum gegen Kriegsschiffe der nicht an der Ostsee domizilierenden Staaten für den Kriegsfall zu erklären,[2]) wie dies

---

[1]) Der jetzige Aufstand in Südwestafrika spricht durchaus nicht hiergegen; im Gegenteil hat dieser Krieg gezeigt, daß die Schwarzen ein sehr brauchbares Kriegermaterial abgeben und zu guten Soldaten ausgebildet werden können, freilich bedarf es vorher der nur mit vieler Geduld und Umsicht durchzuführenden religiös-sittlichen Zwangserziehung, zu der aber gerade wir Deutsche Kraft und Befähigung besitzen.

[2]) Die Neutralisierung der Ostsee würde kein Novum sein. Dänemark und Schweden kamen im Roeskilder Frieden 1758 überein, kein Kriegsschiff fremder Staaten durch den Sund oder die Belte in die Ostsee zu lassen. Von Schweden und Rußland wurde 1759 die Ostsee für ein gegen alle feindseligen Handlungen geschlossenes Meer erklärt, welcher Erklärung Dänemark beitrat. Gelegentlich der Vereinbarung der bewaffneten Neutralität der nordischen Mächte von 1780 wurde derselbe Grundsatz verkündet. Im folgenden Jahre schloß sich Preußen diesem an. Frankreich, England und die Niederlande sprachen ihre Zustimmung dazu aus. Das Prinzip wurde auch in späteren Konventionen der skandinavischen Mächte, zuletzt im Vertrage zwischen Dänemark und Schweden vom 27. März 1794 aufrechterhalten, und noch 1806 verbot der König von England seinen Kriegsschiffen und Kapern, in der Ostsee Kauffahrer aufzubringen. Völkerrechtslehrer und Schriftsteller, wie Fr. v. Martens, Jacobsen, Ortolan, de Cussy, Leroy, Phillimore, erkennen die Berechtigung der Ostseestaaten hierfür durchaus an, nur vereinzelte Autoren widersprechen. Leider wurde das Prinzip im englisch-französisch-russischen Kriege 1854/56 durchbrochen und im deutsch-

die Westmächte unter Zwangsanwendung gegen Rußland mit dem Schwarzen Meere getan haben? Die Eingänge zur Ostsee sind verhältnismäßig leicht gegen jeden Gegner hermetisch abzuschließen, und der Abschluß beziehungsweise die Verteidigung könnte nach einem festzustellenden Plane gemeinsam von Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark erfolgen, eventuell könnte sie auch Deutschland allein übernehmen. Für die Sicherheit und Wohlfahrt unsers Reiches wäre der so seinen Küstenhäfen und Städten zu gewährende Schutz von so unendlichem Werte, daß es kein zu großes Gegenopfer wäre, sich Dänemarks Bereitwilligkeit dazu durch eine ihm so erwünschte bessere Regulierung der schleswig-dänischen Grenze zu erkaufen. Unser ganzes Interesse weist uns überhaupt darauf hin, Dänemark durch Freundschaftsdienste uns zu verpflichten, denn wir haben dort im Kriegsfalle eine sehr empfindliche Achillesferse, weil das Land eine gefährdende Einfallspforte für uns bildet. Schweden und Rußland zögen annähernd den gleichen Gewinn wie wir aus einem solchen Vertrag. Namentlich hätte Rußland davon unschätzbaren Vorteil und würde erkennen, welch wichtiger Dienst ihm damit geleistet würde, so wichtig, daß es des Bündnisses mit Frankreich ferner nicht bedarf. Wir aber bekämen durch derartige vorbeugende Maßnahmen fast unsre ganze Seekraft zum Schutze der Nordsee frei.

Niederländische Stimmen haben wiederholt sich in der Richtung der Uebernahme des Schutzes Hollands und seiner Kolonien durch Deutschland und innigerer Verbindung durch Zollgemeinschaft mit uns geltend gemacht. Obwohl es für den Schutz des deutschen Seehandels im Osten von großer Wichtigkeit wäre, der Verteidigung desselben in militärischen Stützpunkten der holländischen Kolonien Rückhalt zu verschaffen, geht die Aufgabe — für die nächsten Jahrzehnte wenigstens — weit über unsre Kräfte, die wir vor Zersplitterung zu bewahren alle Ursache haben. Auch würde die Neutralität der Niederlande in einem Kriege gegen eine überlegene Seemacht für den Import nach Deutschland und seinen Export geradezu eine Lebensfrage sein. Wir müssen es daher bei der Pflege der besten freundschaftlichen Beziehungen zu diesem stammverwandten Nachbar bewenden lassen.

*

Keine allgemein anerkannte Bestimmung des internationalen Seerechts verbietet es einer neutralen Macht oder Privaten, an einen Kriegführenden Kohlen und Vorräte aller Art abzugeben. Da Deutschland außer Kiautschou befestigte Flottenstationen im Auslande nicht besitzt, muß es anstreben, daß seinen Kriegsschiffen das Einnehmen von Kohlen und Vorräten in ausländischen Häfen von der betreffenden Landesregierung verstattet werde. Ganz dasselbe Interesse besitzt unfraglich die Mehrzahl der andern Nationen. Der bisherige Gebrauch, daß

französischen Krieg 1870/71 nicht geltend gemacht. Eine Erörterung darüber zwischen Politikern in Zeitungen fand 1885 statt, als der Ausbruch eines Krieges zwischen England und Rußland drohend war. Englische Zeitungen sprachen sich natürlich gegen den Grundsatz aus. (Nach Perels' „Seerecht der Gegenwart" § 33).

diese sich selbst den Zwang auferlegten, das Einnehmen von Kohlen und so weiter von seiten der Kriegführenden nur in ganz beschränktem Maße (Erreichung des nächsten Hafens der kriegführenden Macht) zu gestatten, bringt ganz ausschließlich einigen wenigen herrschenden Seenationen Vorteil.

Deutschland sollte daher anstreben, mit allen Seenationen Verträge dahin abzuschließen, daß seinen Kriegs- und Handelsschiffen auch im Kriege das Ergänzen von Kohlen und Vorräten nach Bedarf unter Zusicherung der Reziprozität gestattet werde. Es erscheint dies der einzige Weg, um den unglücklichen Mangel an eignen ausländischen, befestigten Ausrüstungsstationen einigermaßen auszugleichen und uns im Kriegsfalle davor zu bewahren, mit unsern Kriegsgeschwadern oder Schiffen in ähnliche prekäre Lage zu geraten wie die zurzeit auf der Ausreise nach Ostasien begriffene russische Flotte.

Erstreiten sich die durch die Umstände weniger bevorzugten Seenationen, die das gleiche Interesse verbindet, durch festes Zusammenhalten gegenüber den bevorzugteren Staaten das Recht, im Kriege ferner nicht mehr in gewissen Richtungen aktions**unfähig** zu bleiben, so gewinnen sie gleichzeitig eine Gewähr, nicht so leicht von den seemächtigeren Nationen, zu denen Deutschland zurzeit noch nicht rechnet, zum Kriege herausgefordert zu werden.

Nichts kann ferner sie hindern, und die Rücksicht auf die Selbsterhaltung zwingt sie dazu, von **der** Bestimmung der Pariser Konvention von 1856, daß die Kaperei abgeschafft sein soll, für so lange zurückzutreten, als es nicht gelingt, den Egoismus und Vandalismus derjenigen der andern Nationen zu brechen, die darauf beharren, daß das schwimmende Privateigentum im Seekriege nicht als ebenso unantastbar angesehen wird wie im Landkriege.[1])

Gerade Deutschland hat in seinen durchgängig sehr raschen Postschiffen das Instrument, demjenigen Feinde, der sich Meere und ferne Länder durch seine Seemächtigkeit untertänig gemacht hat, im Kriege durch Gestattung der Kaperei vernichtenden Schaden anzutun, wenn es ihm durch Abschließen von Verträgen gelingt, diesen raschen Dampfern im Auslande das Ergänzen von Proviant und Kohle zu sichern.

Zur Vervollständigung dieses zwangübenden Systems gehört allerdings auch, daß sich Deutschland und die mit ihm in gleicher Lage befindlichen Staaten andre prisengerichtliche Bestimmungen zurechtschneiden als die bisher **üblichen**, die aber eine völkerrechtliche Gültigkeit nicht besitzen.

Deutschland und die andern Völker, die mit ihm gesonnen sind, sich von

---

[1]) Bismarck soll sich in bezug auf diesen Punkt der Pariser Deklaration bekanntlich dahin ausgesprochen haben: „Ja, wir müssen sehen, wie wir von dem Unsinn wieder loskommen." A. G. Wolheim de Fonseca sagt in seiner Schrift „Der deutsche Seehandel und die Prisengerichte 1873": „Die Deklaration sei nicht nur indiskutabel, sondern habe geradezu keinen Wert mehr und so weiter. Insbesondere sei der Satz, betreffend die Abschaffung der Kaperei, für Preußen durchaus schädlich."

Schon vorher war C. v. Kaltenborn in seiner Abhandlung „Praxis und Reform der Kaperei im Seekriege" für die Beibehaltung der Kaperei im deutschen Interesse eingetreten.

der sie bisher am klaren Sehen und Erkennen ihres eignen Vorteils verhindernden Schlafkappe zu befreien, welche die diplomatische Geriebenheit der mächtigsten Seenationen ihnen über die Augen gezogen hat, werden übereinzukommen haben, daß durch Kriegsschiffe oder Kaper aufgebrachte Handelsschiffe soweit möglich in ihre Häfen geführt und vor ein Prisengericht, eventuell vor das in Vorschlag gebrachte internationale gestellt werden, daß, wo die Umstände dies aber unausführbar machen (wie das für Deutschland die Regel sein wird), die Untersuchung und Aburteilung durch ein ad hoc eingesetztes Gericht der Offiziere des kapernden Schiffes rechtmäßig geschehen und vom Schiffskommando die Vernichtung der Prise beschlossen und ausgeführt werden darf. Was sodann die Seekabel angeht, so erscheint es für uns geboten, die auswärtigen Kreuzer ein für allemal mit Geräten auszurüsten und ihre Besatzungen darauf einzuüben, Seekabel, eventuell auch in größeren Meerestiefen, aufzufischen und zu zerstören. Wir werden, indem wir schon im Frieden den ernstlichen Willen zeigen, rücksichtslos gegen die von einem Feinde möglicherweise benutzbaren Kabel vorzugehen, einen nützlichen Druck auf diejenigen Mächte ausüben, die sich bisher dem Bestreben der Neutralisierung der Kabel feindselig gegenübergestellt haben.

Dieses den der heutigen Höhe der Kultur ins Gesicht schlagenden Gebräuchen gewidmete Kapitel können wir nicht schließen, ohne der wieder im jetzigen russisch-japanischen Kriege vorgekommenen (oben schon kurz erwähnten) Ausschreitung zu gedenken, die darin bestand, daß Japan vor notifizierter Kriegserklärung einen hinterlistigen Angriff auf die russischen Kriegsschiffe bei Port Arthur und sogar auf russische in den neutralen Gewässern Koreas respektive Chinas befindliche Schiffe machte, und dies um so weniger, als kürzlich eine den offiziellen Kreisen Englands angehörende Persönlichkeit empfahl, gegen Deutschland in derselben Weise zu verfahren.

Die Angriffe in neutralen Gewässern angehend, so wäre es in erster Reihe Sache des betreffenden neutralen Staates gewesen, solche schmachvolle Mißachtung seiner Neutralität nicht zu dulden und gegen die Verletzung seiner Landeshoheit energisch einzuschreiten, auch unverzüglichen Ersatz des Schadens für Rechnung des Geschädigten zu verlangen. Wenn der betreffende Staat indes zu geringe Macht hierzu besitzt — wie in diesen Fällen —, sollte die Gesamtheit der Kulturstaaten Protest gegen so unerhörte Ausschreitung erheben, denn es steht hier ein wichtiges gemeinsames Interesse in Frage. Leider hat man nicht gehört, daß dies geschehen sei, und darin liegt ein bedauerlicher Beweis der Gleichgültigkeit, mit der die Regierungen derartigen wichtigen Vorkommnissen gegenüberstehen. Eine neue Vereinbarung hierüber ist selbstverständlich überflüssig, dagegen scheint es unter allen Umständen geboten, eine internationale Völkerrechtsbestimmung in dem Sinne mit den Kulturstaaten zu vereinbaren, daß jeder Angriff auf den Feind vor notifizierter Kriegserklärung unstatthaft ist.

Es wird durch einige der oben vorgeschlagenen Maßnahmen ohne Frage ein Schritt rückwärts in der Zivilisation getan, er würde aber nur genommen,

um den nationalen Egoismus andrer Völker zu brechen und dadurch der wahren Kultur den Boden zu bereiten.

Ob die in dieser Arbeit gegebenen Anregungen und gemachten Vorschläge überall das Richtige trafen und praktisch durchführbar sind, mag der Beurteilung der Oeffentlichkeit anheimgegeben bleiben, der Verfasser wünschte vor allen Dingen einige sehr wunde Stellen im Verhältnis der seefahrenden Völker zueinander aufzudecken, von dem Bestreben beseelt, dem Frieden auf Erden zu dienen.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

Brief. Brüssel, 18. November 1870 (muß heißen: Dezember).

An den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Herr Minister!

In Befolgung Ihrer Instruktionen beeile ich mich, Ihnen die verlangte Denkschrift über die angebliche Verletzung der Rechte der Neutralität, deren sich die luxemburgische Regierung zu unsern Gunsten schuldig gemacht haben soll, zu übersenden. Ich überlasse es Herrn von Cussy, der ein aufmerksamer und scharf beobachtender Zeuge der Vorgänge ist, die sich unter seinen Augen abgespielt haben, die Sorge, Ihnen einen genauen und vollständigen Bericht zu erstatten.[1]) Ich werde mich in der Hauptsache darauf beschränken, die von Herrn von Bismarck formulierten Beschwerden zu besprechen. Durch den Bericht des Herrn von Cussy und den meinigen, die sich gegenseitig ergänzen, sind Sie in der Lage, alle Einzelheiten kennen zu lernen und die Beweggründe zu den vom König von Preußen erhobenen Beschwerden zu würdigen.

Die preußische Regierung glaubt, den Vertrag von 1867, der die Neutraliät des Großherzogtums schützt und garantiert,[2]) aufkündigen zu können aus verschiedenen Gründen, deren nachstehend der erste: 1. Seitens der Bevölkerung des Großherzogtums hätten Sympathiebezeugungen für Frankreich stattgefunden, welche die großherzogliche Regierung geduldet hätte.

Sie werden sich jedenfalls fragen, Herr Minister, ob es nötig erscheint, eine so leichtfertige Beschwerde überhaupt zu besprechen. Kann und soll ein neutrales Land, so schwach es auch sei und so groß auch seine Anhänglichkeit

---

[1]) Siehe weiter unten Cussys Bericht vom 14. Dezember.

[2]) Vertrag vom 11. Mai 1867, der die Kollektivgarantie der Großmächte für die Neutralität Luxemburgs aussprach. Abzug der preußischen Garnison und Schleifung der Festungswerke.

an die es schützende Neutralität sei, sich untersagen, für einen oder den andern der Kriegführenden Sympathien zu hegen? Und kann und soll es, die Wohltaten einer freien Presse und der freien Rednertribüne kennend, sich enthalten, seinen Gefühlen Ausdruck zu leihen? Es ist wahr, daß das Unglück Frankreichs die luxemburgische Bevölkerung erregt hat, daß die öffentliche Wohltätigkeit sich vervielfältigt hat, um unsre verwundeten oder geflüchteten Landsleute zu unterstützen, daß ein Teil der Presse sich der Sache Frankreichs günstiger als der Preußens gezeigt hat, während ein andrer die Politik Bismarcks leidenschaftlich vertrat. Aber Herr von Cussy wird nicht verfehlen, Ihnen zu sagen, daß nie lärmende und auffällige Manifestationen zugunsten Frankreichs stattgefunden haben. Es ist mir wenigstens nichts derartiges mitgeteilt worden.

Es sind Aeußerungen der aufrichtigen und spontanen Volksstimmung zutage getreten, die die luxemburgische Regierung gewiß nicht begünstigt hat, aber die zu verhindern sie nicht die Macht hatte. Ich habe nicht nötig, beizufügen, daß diese Bewegung in keiner offiziellen Beziehung zu unserm Konsulat in Luxemburg steht, daß die französische Gesandtschaft in Belgien diesen Ereignissen vollständig fremd geblieben ist und daß sie nicht im geringsten daran gedacht hat, für Frankreich eine Schutzherrschaft in Luxemburg zu schaffen. Kurz gesagt, die Sympathien Luxemburgs für Frankreich sind nie anders als mit kluger Mäßigung und mit den gesetzlichen Mitteln zum Ausdruck gelangt. Die großherzogliche Regierung ist klug genug gewesen, nichts zu tun, um sie hervorzurufen oder um sie zu untersagen.[1])

2. Herr von Bismarck beklagt sich weiter darüber, daß Transporte von Lebensmitteln, Feldausrüstungsstücken, die für Deutschland bestimmt waren, tatsächlich nach Thionville dirigiert worden seien, um diesen Platz zu verproviantieren, ohne daß die großherzogliche Regierung es verhindert habe.

Wir sind imstande, Herr Minister, Ihnen über diesen Punkt die genaueste Auskunft geben zu können. Ein französischer Spediteur hat sich an die luxemburgische Ostbahn gewendet, um sie zu beauftragen, nach dem Zollverein, Bestimmungsort Trier, eine ziemlich bedeutende Anzahl von Wagen mit Lebensmitteln, Proviant und andern Waren, deren Handel im neutralen Gebiet vollständig erlaubt ist, zu befördern. Der Direktor dieser Eisenbahngesellschaft, Mr. Regray, über dessen Tätigkeit, Ergebenheit und Intelligenz ich Ihnen so oft berichtete, hat durchaus keine Schwierigkeiten gemacht, diesen Auftrag zu übernehmen. Die Frachtbriefe sind infolgedessen ausgestellt worden. An der luxemburgischen Grenze, die zugleich die des Zollvereins ist, ist der Transport angehalten worden. Jeder der Wagen, aus denen er bestand, ist durch die großherzoglichen Beamten genau durchsucht worden. Sie haben keine verbotenen Waren gefunden. Die Lebensmittel, der Proviant sind tatsächlich keine Kriegskonterbande (marchandise de

[1]) Wie unbegründet diese Auslassungen Tachards sind, geht am besten daraus hervor, daß Bismarck in seiner Note vom 3. Dezember bezüglich der Sympathiebezeigungen der Bevölkerung des Großherzogtums ausdrücklich schreibt: „... nous ne voulons pas rendre le Gouvernement grand-ducal résponsable de ces délits individuels ...“

guerre). Der freie Durchgang ist demnach genehmigt worden. Während des Transports gibt der Spediteur, wie es sein Recht ist, seinen Waren ein andres Ziel und setzt die Eisenbahngesellschaft davon in Kenntnis. Diese stellt, wie es ihre Pflicht ist, neue Frachtbriefe aus und dirigiert die Wagen, die erst nach Trier bestimmt waren, nach Thionville. Das übrige ist Ihnen bekannt. Sie wissen, daß beim Eintreffen an der luxemburgisch-französischen Grenze Mr. Regray die Linie Thionville zerstört fand, daß er nicht zögerte, sie wiederherzustellen, und daß es ihm mit Hilfe der Herren Belet, Lafitte, Inspektoren der Gesellschaft, einigen ihrer Beamten und fünfhundert Mann, die von der Kommandantur in Thionville geschickt wurden, gelang, diese kostbaren Wagen, die zur Verproviantierung von Metz dienen sollten, unter den Schutz der Kanonen von Thionville zu bringen.

Ich kann nicht wie oben sagen, daß die französische Gesandtschaft diesem Transporte fremd gewesen sei. Sie ist im Gegenteil so viel als möglich behilflich gewesen und hat die größten Anstrengungen gemacht, um den Marschall Bazaine davon zu benachrichtigen, an den sie einen Boten nach dem andern abgesendet hat. Keiner dieser Versuche ist leider geglückt, sei es, daß keiner der Boten die preußischen Linien hat passieren können, sei es, daß der Marschall Bazaine den Anzeigen, die sie beauftragt waren ihm zu überbringen, keine Rechnung getragen hat. Vom Rechtsstandpunkte aus betrachtet ist das Verhalten der Ostbahngesellschaft unanfechtbar. Es kommt wenig darauf an, ob der Spediteur ein einfacher Privatmann ist oder die französische Gesandtschaft in Belgien, welche durch die vorliegenden Umstände die Rolle des natürlichen Vermittlers zwischen Frankreich und den Festungen im Nordosten übernehmen mußte.

Waren, die seitens der großherzoglichen Regierung für erlaubt und harmlos anerkannt wurden, haben ein neutrales Gebiet unbeanstandet passiert. Das Ziel ihrer Bestimmung und der Zweck ihrer Beförderung haben eine Handlung, welche an sich nicht gegen die Neutralität verstößt, nicht in ein Vergehen gegen dieselbe umgestalten können. Die luxemburgische Regierung würde sich sonst zwanzigmal dieses Vergehens schuldig gemacht haben zugunsten Preußens.

Tatsächlich bestätigt Mr. Regray und ist bereit, es zu beweisen, daß von Antwerpen durch Luxemburg mehr als tausend Wagen mit Proviant und Lebensmitteln nach Preußen befördert worden sind, Belgien verletze jeden Tag die Neutralität, indem es den Durchgang von Ochsentransporten von Antwerpen über Libremont nach Frankreich gestatte, welche die Bestimmung vor Paris haben. Uebrigens hat die luxemburgische Regierung die Bestimmung der Wagen, die wir nach Thionville dirigierten, nicht gekannt und brauchte sie auch nicht zu kennen. Sie haben Luxemburg während der Nacht passiert, um schneller ihren Bestimmungsort zu erreichen. Die großherzogliche Regierung hat demnach sehr wahrscheinlicherweise die Tatsache nicht gekannt, die man ihr heute vorwirft; hätte sie aber, wenn sie ihr bekannt war, es für angezeigt gehalten, sich zu

widersetzen, so würde sie sich mit Recht unserseits den Vorwurf zugezogen haben, die Neutralität zum alleinigen Vorteil eines der Kriegführenden zu verletzen.

Es bleiben nun noch die beiden letzten Beschwerden des Grafen Bismarck. Beide beziehen sich auf die Hilfeleistungen, die Herr von Cussy unsern unglücklichen Landsleuten gewährt hat, denen es gelungen war, den Händen des Feindes zu entkommen. Sie lauten in einer dem luxemburgischen Ministerpräsidenten Servais durch den Bundeskanzler übergebenen Note folgendermaßen:

3. Eine große Anzahl französischer kriegsgefangener Offiziere, denen es gelungen war, zu entkommen, hätten ohne jede Hinderung das luxemburgische Gebiet passieren können.

4. Es habe im Gebiete des Großherzogtums eine vollständige Organisation von Bureaus bestanden zu dem Zwecke, den aus der Gefangenschaft entkommenen Offizieren behilflich zu sein.

Es wird gut sein, zunächst die Rechtsfrage zu erledigen. Die neutralen Länder haben nur ein in den engsten Grenzen gehaltenes Recht, nämlich das, den bewaffneten oder uniformierten Soldaten nicht zu gestatten, ihr Gebiet zu betreten. Pflicht der Kriegführenden ist es, den Krieg nicht auf neutrales Gebiet zu verlegen. Die Entwaffnung, die Internierung sind die rechtlichen Folgen einer derartigen Verletzung der die Neutralität schützenden Gesetze; wenn sie aber mit Verständnis interpretiert und mit Billigkeit angewendet werden, so können sie den einzelnen Soldaten oder auch Abteilungen von Soldaten nicht treffen, die sich in der Eile des Rückzuges oder im Eifer der Verfolgung fortreißen lassen und sich verirren. Sie können ebensowenig die Verwundeten treffen, die von den Ambulanzen vom Schlachtfelde aufgenommen worden sind, um sie auf neutrales Gebiet zu transportieren.

Endlich können sie nicht Anwendung finden gegen den Fremden, der allein an die Grenze kommt, unbewaffnet und in Zivilkleidung, den Schutz des Vertreters seines Heimatlandes anrufend. Sie gestatten den Beamten der neutralen Länder nicht, nachzuforschen, woher dieser Fremde kommt, ob er der kriegführenden Armee angehört hat, ob er frei oder Kriegsgefangener ist. Die besondere Gesetzgebung, welche die Verpflichtungen der Neutralität betrifft, findet hier weder ein Objekt noch überhaupt Anwendung; der Fremde ist nur noch den allgemeinen Gesetzen der Nation unterworfen, bei der er Zuflucht erbittet. Dies ist das Recht, dies sind die Grundsätze, welche Frankreich aufrechterhalten will; dies ist die Rechtsanschauung, von der sich die belgische und die luxemburgische Regierung leiten ließen — gleichgültig, ob zu ihrem Vorteil oder gegen denselben — bis zu dem Tage, wo die Drohungen und die Gewalt ihre Weisheit getrübt, ihr Urteil beeinflußt haben.

Herr von Cussy hat demnach die französischen Offiziere oder Soldaten, die sich auf dem Konsulat ohne Waffen und in Zivilkleidung vorstellten, aufnehmen können. Er hat ihnen Geleitscheine ausstellen, sie mit Geldunterstützungen zur Erleichterung ihrer Reise bis an die französische Grenze versehen können. Es ist darin nichts, was gegen die Gesetze der Neutralität verstieße.

Obgleich das französische Konsulat in Luxemburg nicht meiner Gesandtschaft unterstellt ist, habe ich mich mit Herrn von Cussy in Verbindung gesetzt. Ich war auf diese Weise gewissermaßen der Vermittler zwischen dem Norden und dem Osten Frankreichs; ich half Herrn von Cussy bei seiner schwierigen Aufgabe, unsre unglücklichen Landsleute aufzunehmen und zu unterstützen. Ich erhielt von Mr. Richard, dem Militärintendanten der Nordarmee, die Ermächtigung, unserm Konsul einen intelligenten und opferwilligen Gehilfen zu schicken, und dies gerade hat Herrn von Bismarck die letzten und in seinen Augen schwersten Beschwerdepunkte geliefert.

5. Es ist wohl wahr, daß ein französischer Beamter, der Verwaltungsoffizier Mr. Jacquemont, in Luxemburg in einem bescheidenen Zimmer nahe des Bahnhofs Wohnung genommen hat, von wo aus er dafür besorgt war, daß unsre Landsleute, die erschöpft von Hunger, Kälte und Ermüdung ankamen, sofortige Erleichterungen finden und ihre Reise fortsetzen konnten, ohne sich nach dem Konsulat begeben zu müssen. Dies allein war die vollständige Organisation, dies waren die errichteten Bureaus, über die sich Herr von Bismarck so lebhaft beklagt. Zur Wahl eines Zimmers auf dem Bahnhofe selbst hatte Mr. Jacquemont einen doppelten Beweggrund, der ihm von Klugheit und von Menschenfreundlichkeit eingegeben war. Der französische Vizekonsul wohnt in der Umgebung von Luxemburg, beinahe auf dem Lande. Es war demnach für unsre Landsleute eine Vermehrung ihrer Beschwerden, wenn sie bis dahin gehen mußten. Außerdem würde ihr Erscheinen in den Straßen Luxemburgs die Sympathiebezeugungen hervorgerufen haben, deren Gegenstand sie — wie Herr von Bismarck mit so viel Bitterkeit anerkennt — sind. Es war demnach in jeder Hinsicht vernünftiger, sie auf dem Bahnhof zu erwarten und dort zurückzuhalten.

Dies, Herr Minister, sind die Betrachtungen, die ich die Ehre habe Ihnen hinsichtlich der preußischen Note zu unterbreiten. Es lag mir daran, Ihnen hauptsächlich Kenntnis zu geben von dem Anteil, den ich an der Heimbeförderung unsrer entkommenen Landsleute und an der Verproviantierung von Thionville genommen habe. Ich mache mir eine Pflicht und ein Vergnügen daraus, Ihnen gegenüber das außerordentlich umsichtige und geschickte Benehmen des Mr. Cussy in allen schwierigen Aufträgen, die ich ihm anvertraute, hervorzuheben.

Genehmigen ꝛc. Tachard.

An den Herrn Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

*

T. c. Brüssel, 19. Dezember 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Ich erhalte soeben, vertraulich, Mitteilung von der Antwort, die die englische Regierung vorgestern an Herrn von Bismarck in bezug auf die luxemburgische Neutralität gerichtet hat.

Lord Granville spricht, ohne die gegen die luxemburgische Regierung erhobenen Beschwerden erörtern zu wollen, die Hoffnung aus, daß, in Uebereinstimmung mit der persönlichen Ansicht des Herrn von Bernstorff,[1]) der Vertrag von 1867 in keiner Weise seitens Preußens angegriffen werde. Er spricht sein Erstaunen aus, daß Herr von Bismarck es nicht für nötig gehalten habe, zunächst Aufklärungen von der luxemburgischen Regierung zu verlangen und ihre Rechtfertigung abzuwarten.

Die Signatarmächte des Vertrags von 1867 müssen in jedem Falle aufgefordert werden, ihr Urteil über die zwischen Preußen und Luxemburg eingetretene Differenz abzugeben.

Man teilt mir mit, daß die Gesandtschaftsattachés von England und Belgien Paris verlassen haben, woraus man schließt, daß die Beschießung unmittelbar bevorsteht.

Die Preußen fürchten, daß Trochu gleichzeitig alle Forts in die Luft sprengen läßt, wenn die Verteidigung als unmöglich erkannt wird, und auf diese Weise die Besetzung von Paris sehr schwierig macht.

Wir sind seit acht Tagen ohne Nachrichten und ohne Zeitungen von Bordeaux. Die Verbindung zwischen Calais und Cherbourg ist unterbrochen. Man beklagt sich hier über diese Unterbrechung, welche mit Hilfe einer vorübergehenden Postkonvention mit England hätte können vermieden werden.

Es wäre zu wünschen, daß ein regelmäßiger und täglicher Dienst für unsre Korrespondenzen eingerichtet würde. Tachard.

*

Am 21. Dezember richtet Tachard ein längeres Schreiben per Brieftaube an das Ministerium des Auswärtigen in Paris, in welchem er sich über die Lage der verschiedenen französischen Armeen ausspricht und die bayrische Armee als durch ihre Verluste vollständig desorganisiert bezeichnet.

Dann schreibt er über England: „Die Demission des Ministers Bright darf nicht als Beweis eines Umschwungs der Gesinnungen des englischen Kabinetts betrachtet werden.

Mr. Bright, der ernstlich erkrankt ist, war im Gegenteil günstiger gegen Frankreich gesinnt als seine Kollegen Gladstone und Lowe. Die preußischen Drohungen gegen Luxemburg haben die öffentliche Meinung in England, Holland und Belgien sehr erregt. Die luxemburgische Regierung hat gestern in einer sehr energischen Note geantwortet,[2]) in der Preußen beschuldigt wird, oft die luxemburgische Neutralität zu seinem Vorteil verletzt zu haben. Die gesamte Bevölkerung unterzeichnet einen Protest gegen die deutschen Projekte einer Annexion. Der König von Holland verspricht, die Unabhängigkeit Luxemburgs zu verteidigen; aber Lord Granville beschränkt sich darauf, seine Verwunderung dar-

[1]) Graf v. Bernstorff, Staatsminister und seit 1. Januar 1868 Botschafter des Norddeutschen Bundes.

[2]) Note vom Staatsminister Servais an Graf Bismarck vom 14. Dezember 1870.

über auszusprechen, daß Preußen nicht die Rechtfertigung der luxemburgischen Regierung abgewartet hat, ehe es die Anklage erhob, und die Hoffnung, daß die Signatarmächte des Vertrags von 1967 berufen werden, um ihr Urteil über die Streitigkeit abzugeben" ...

*

Bordeaux, 24. Dezember 1870.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Ich habe gestern mit Ihrer Depesche vom 12. d. Mts. die Schriftstücke, die von unserm Vizekonsul in Luxemburg herrühren, und die diesen beigefügten, erhalten.[1]) Ich habe mit Interesse von diesen Akten Kenntnis genommen. Sie geben in unwiderleglicher Weise Zeugnis von der richtigen Haltung, die Mr. Cussy während der jüngsten Vorgänge beobachtet hat, und von der geringen Berechtigung der Angaben, die Herr von Bismarck bezüglich seiner in seiner Aufkündigung der luxemburgischen Neutralität gemacht hat.

Genehmigen 2c.

Für den Minister und im Auftrage:
Der Delegierte: Chaudordy.

An Mr. Tachard, französischer Gesandter in Brüssel.

*

T. c. Brüssel, 27. Dezember 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

General Chazal war heute bei mir, um mir seine Hoffnungen auf den endlichen Erfolg unsrer militärischen Operationen auszusprechen. Er hält die Beschießung für unmöglich wegen der Schwierigkeit des Munitionstransportes und Paris für uneinnehmbar. Der Marsch von Chanzy, die durch Faidherbe behauptete Stellung lassen ihn die baldige Ankunft einer Hilfsarmee vor Paris erhoffen, wenn es Bourbaki und Clinchant gelingt, den Prinzen Friedrich Karl nach den Vogesen zu locken, wo wir um jeden Preis die Zufuhr abschneiden müssen.

Die bonapartistischen Umtriebe sind nicht aufgegeben, troß der Beteuerungen unsrer Gefangenen. Doktor Conneau hat sich hier bei der Gruppe Cassagnac-Conti aufgehalten, wo die Verschwörung fortgesetzt wird. Die belgische Polizei überwacht sie und hält mich unterrichtet.

Wenn Jules Favre es ist, der als Bevollmächtigter zum Kongreß geht, so bitte ich, ihn zu begleiten, in welcher Eigenschaft es auch sei. Jedenfalls wünsche ich autorisiert zu werden, mich während des Kongresses für einige Tage nach London zu begeben; ich hoffe, daß meine Anwesenheit daselbst unserm Bevollmächtigten nicht ohne Nutzen sein wird. Tachard.

*

[1]) Cussys Bericht vom 14. Dezember. Siehe unten.

Am 27. Dezember richtet Tachard abermals einen längeren Bericht per Brieftaube an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris, der sich in der Hauptsache mit militärischen Angelegenheiten und Fragen befaßt. Vom sonstigen Inhalt geben wir nur einige Stellen: „... Die bonapartistischen Umtriebe erregen überall Entrüstung und rufen Proteste hervor, die an die ‚Indépendance Belge‘ gerichtet werden. Nichtsdestoweniger behauptet man hier, daß die Gruppe Cassagnac-Conti die Partie nicht für endgültig verloren ansieht und hofft, noch Vorteil von einem dem Exkaiser angebotenen Friedensschluß ziehen zu können ...“ „... Glauben Sie nicht, daß der Moment gekommen wäre, um unter der Form eines Aufrufs an die Völker ein feierliches Versprechen im Namen der französischen Republik zu erlassen, wodurch nach der Befreiung des Landes der Friedenszustand der Zukunft (la paix de l'avenir) garantiert würde?“

*

Auf die ausführliche Denkschrift über die Luxemburger Frage erhielt Tachard die nachstehende Antwort:

Eingegangen in Brüssel 1. Januar 1871.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Ich habe die Ehre, Ihnen den Eingang der Depeschen anzuzeigen, die Sie mir bezüglich der Luxemburger Frage und im besonderen derjenigen, in der Sie die Auslassungen des Herrn von Bismarck erörtern, zukommen ließen. Ihre Beweisführung ergibt ganz klar, wie unbegründet die Reklamationen des Kanzlers für Norddeutschland sind, und ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich zur Feststellung der Tatsachen und der näheren Grundsätze des Völkerrechts gegeben haben. Ebenso bin ich Ihnen dankbar dafür, daß Sie mir von dem Bericht Kenntnis gegeben haben, den Sie von unserm Vizekonsul in Luxemburg über die gleiche Angelegenheit erhalten haben. Ich habe mit Interesse davon Kenntnis genommen und beeile mich, Ihnen denselben, Ihrem Wunsche entsprechend, in der Anlage zurückzusenden.

Genehmigen 2c.

Für den Minister und im Auftrag:
Der Delegierte: Chaudordy.

An den französischen Gesandten in Brüssel.

*

Luxemburg, 14. Dezember 1870.

Französisches Vizekonsulat im Großherzogtum Luxemburg.

Herr Minister!

Die in Luxemburg ebenso wie im ganzen Lande durch die Note des Herrn von Bismarck hervorgerufene Aufregung wächst sozusagen täglich. In allen Klassen der Bevölkerung hat dieses erneute hochmütige Vorgehen Preußens erst Bestürzung, dann Zorn hervorgerufen. Die Entrüstung ist lebhaft, namentlich

gegen einige im Großherzogtum niedergelassene und gut aufgenommene Männer, die laut beschuldigt werden, aus persönlichem Interesse und durch ihre Intrigen die Gefahr heraufbeschworen zu haben, die das Land bedroht.

Seit dem Tage, wo die Note der Regierung übergeben wurde, scheint sich die Lage nicht verändert zu haben. Man ist jeden Morgen auf das Erscheinen der Preußen gefaßt, und die Privatbriefe, die man hier aus dem Saartale erhält (Briefe, in denen man von der sehr nahe bevorstehenden Besetzung des Großherzogtums durch preußische Truppen als von einer vollendeten und öffentlichen Tatsache spricht), sind nicht dazu angetan, diese Befürchtungen abzuschwächen.

Zwei Bataillone Landwehr, die bei Trier stehen, und ein Bataillon in Garnison in Saarlouis sollen, wie man sagt, dazu bestimmt sein, nach Luxemburg einzurücken. Man versichert sogar, daß das letztere schon vor drei Tagen den Marschbefehl erhalten habe, daß es aber im Moment des Abmarsches durch einen aus Versailles eingegangenen Gegenbefehl zurückgehalten worden sei.

Eine gewisse Anzahl von Personen denkt aber, daß Preußen sich vorläufig auf die Besitznahme der Eisenbahnlinien beschränken würde, um hierdurch einen neuen kürzeren Weg für den Transport der Lebensmittel, des Kriegsmaterials, der Truppen, der Verwundeten zu gewinnen, und vielleicht sogar, um im gegebenen und hoffentlich bald eintretenden Moment seinen Rückzug sicherstellen zu können. Man versichert mir sogar, daß das erforderliche preußische Betriebspersonal bereits ernannt sei. Angesichts dieser kritischen Lage habe ich die Ansicht erörtern hören, ob es nicht, um das Land vor einer vollständigen Annexion zu schützen, vielleicht angezeigt erscheine, den preußischen Wünschen entgegenzukommen und die freie Verfügung über die luxemburgischen Eisenbahnen, ja sogar ihre vollständige Betriebsübernahme anzubieten.

Wie dem auch sei, das vaterländische Komitee, welches sich bei Ankunft des Fürsten (du prince [1]) gebildet hatte, um die Kundgebung zu organisieren, von der ich die Ehre hatte Ihnen zu berichten,[2]) entwickelt in diesem Augenblick eine große Tätigkeit, um einen energischen Protest gegen das Annexionsprojekt des Herrn von Bismarck zu provozieren. Man hofft noch, daß angesichts dieses Protestes eines kleinen Landes, welches Recht und Gerechtigkeit anruft, die Signatarmächte des Londoner Vertrags nicht zugeben werden, daß sich ein neuer Akt der Unbilligkeit und der Gewalt vollziehe.

Ich beehre mich, Ihnen beiliegend den Wortlaut der Adresse zu übersenden, die vorgestern vom patriotischen Komitee an den König Großherzog gerichtet wurde.

Desgleichen finden Sie in der Anlage einen Artikel der Zeitung „L'Union", der sich auf die Frage, die jetzt alle Gemüter des Großherzogtums bewegt, bezieht.

Man teilt mir heute abend mit, ohne daß es mir bis jetzt möglich war, die Nachricht auf ihre Wahrheit zu prüfen, daß eine vom Haag an die Regierung

---

1) Wilhelm III., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg.

2) Befindet sich nicht in der Sammlung, ebensowenig die weiter unten erwähnte Adresse.

eingegangene Depesche die Zusicherung ausspricht, daß der König nichts unterlassen wird, um die drohende Gefahr vom Großherzogtum abzuwenden.

Durch Verordnung vom 21. d. M. hat die großherzogliche Regierung die Ausfuhr und die Durchfuhr von Kriegswaffen aller Art untersagt.

Genehmigen ꝛc. de Cussy.

An Mr. Tachard, französischer Gesandter in Brüssel.

(Schluß folgt)

Die Japanisierung Chinas

(Schluß)

Die Art und Weise, in der nach René Pinons Schilderung die Japanisierung Chinas sich vollzieht, stimmt mit den Darstellungen der meisten europäischen Beobachter überein. Es fällt, wie er hervorhebt, nicht leicht, das Vorgehen und die Methoden der Japaner zu beschreiben. Ihr Aeußeres, die Tracht, die sie anzunehmen wissen, die Schrift, deren sie sich bedienen, die Sprache, die sie leicht lernen, gestatten ihnen, unbemerkt in die entferntesten Provinzen Chinas zu gelangen. Da, wo der Europäer eine Emeute hervorrufen würde, installiert sich der Japaner, ohne die geringste Bewegung zu veranlassen; Kolporteur, Journalist, Barbier, Photograph, Händler, weiß er sich überall nützlich, bald unentbehrlich zu machen. Einschmeichelnd und geschmeidig, höflich bis zur Unterwürfigkeit, gewöhnt, die verschiedensten Rollen zu spielen und sich in die Familiarität des Yamen der hohen Mandarine einzuführen, weiß er alles; er hat alles gesehen und alles behalten. In wunderbarer Weise begabt für jedes Gewerbe und für jede Rolle, ist der Japaner Spion von Geburt, wie er Soldat von Abstammung ist. Die Arbeit aller dieser vereinzelten Japaner, die in dem ungeheuern Reich der Mitte gleichsam verloren sind, ist nur scheinbar ohne Zusammenhang. Sie mündet im Gegenteil in einen zentralen Organismus bei der Regierung, von der die Weisungen und die Impulse ausgehen; alles ist vorbereitet für ein im voraus bestimmtes und geduldig verfolgtes Ziel: die japanische Einkapselung (infiltration) hat das Aussehen eines ungeheuern Komplotts. Im Kampfe um das Dasein und um den politischen Vorrang zeigt der Japaner sich wie auf dem Schlachtfelde: wenn er die Stellung angreift, deren sich zu bemächtigen er Befehl hat, bleibt er unsichtbar, bewegt sich in Deckung vorwärts, versteckt sich hinter dem geringsten Hindernis, paßt seinen geschmeidigen Körper den Terrainformen an, gräbt mit wenigen Spatenstichen ein Loch, in dem er verschwindet und von wo aus er Feuer gibt, aber das einmal eroberte Terrain gehört ihm, man kann ihn töten, aber nicht hinausjagen. Niemand hat ihn ankommen sehen, aber er ist da, er richtet sich in der Stellung ein und er bleibt dort.

In welchem Grade die Reformen und Neuerungen den Chinesen durch diesen japanischen Einfluß eingegeben sind, der sich einschmeichelt, um sich dann zum herrschenden zu machen, ist schwer zu sagen. Aber immerhin ist die Anwesenheit und die Tätigkeit der Japaner überall da zu konstatieren, wo eine Reform sich vollzieht oder sich vorbereitet. Namentlich ist das auf militärischem Gebiet erkennbar. Zumal seit 1900 arbeitet China unter japanischer Oberleitung daran, eine Armee nach europäischem Muster herzustellen. Yuan-Chi-Kai hat das Beispiel gegeben, und seine Kollegen sind ihm gefolgt. Ueberall werden Kadettenschulen errichtet. Außer den Provinzialschulen sind vier höhere Anstalten, der von St. Cyr vergleichbar, in Paoting-fu, Utschang, Nanking und Kanton, errichtet worden. Dem „Bulletin du Comité de l'Asie Française" vom April 1905 zufolge sind gegenwärtig 22 Kadettenschulen und Vorbereitungsanstalten vorhanden mit 3364 Kadetten. In allen diesen Schulen, mit Ausnahme von zweien, in denen deutsche Instruktoren sich durch den Einfluß des Hauses Krupp erhalten haben, wird der militärische Unterricht durch Japaner oder in Japan ausgebildete Chinesen erteilt. Bei allen Generalen der chinesischen Provinzialtruppen und selbst bei den tatarischen Marschällen findet man einen oder zwei Japaner, in der Regel Offiziere des Reservecadre, die mit dem gesamten technischen Unterricht betraut sind. Die europäischen Offiziere sind überall gezwungen, ihnen Platz zu machen. Wie wollten sie auch dagegen ankämpfen? Ein Japaner verlangt 80 bis 100 Taels im Monat, ein Deutscher oder ein Engländer verlangt 350 Taels (bei den Japanern legt ihre Regierung zu!). In der Militärschule von Kanton, an den Toren von Indochina, sind die sechs fremden Lehrer sämtlich Japaner, Japaner auch die Instruktoren in Yunnan-Sen. Man hat in Tokio die Wichtigkeit dieses militärischen Erziehungswerkes so wohl begriffen, daß selbst angesichts der durch den Krieg verursachten ungeheuern Lücken die nach China entsandten Instruktoren nicht zurückgerufen worden sind. Alljährlich erhalten mehr als 700 junge Chinesen, frisch aus den japanischen Schulen hervorgegangen, einen Rang in der Armee derjenigen Provinz, die ihre Ausbildung bestritten hat; China zählt gegenwärtig mehr als 3000 japanisch ausgebildete Offiziere, alle enthusiasmiert von den Siegen ihrer Lehrer und darauf brennend, sie nachzuahmen. In Futschu, Provinz Fo-kien, der japanisiertesten von allen, haben die Lehrer der Militärschule, darunter zwei ihr offiziell attachierte Japaner, ungeachtet der Proteste des russischen Konsuls, öffentliche Vorträge über die Siege in der Mandschurei gehalten. Kapitän d'Ollone, der im letzten Jahre die hauptsächlichsten Städte des Reiches bereist hat, hat überall kleine, gut einexerzierte und nach den besten europäischen Methoden ausgebildete Truppenkörper gesehen, mit guten Gewehren und modernen Geschützen. Der Militärmandarin ist weniger mißachtet, die Niederlage hat die Chinesen gelehrt, daß ein großer Staat, der auf seine Unabhängigkeit hält, nicht ungestraft soldatenfeindlich sein darf; die hervorragendsten Gelehrten sind heute die ersten, welche die Notwendigkeit anerkennen, eine solide nationale Armee zu organisieren, die fähig ist, die Interessen und die Würde des Reiches respektieren zu machen.

Bisher gab es in China keine nationale Armee und keine nationale Flotte; jeder Vizekönig unterhielt die Truppen, die er für die Sicherheit seiner Provinz für nötig erachtete; der Kaiser verfügte nur über die tatarischen „Banner“, die seit langer Zeit jeden militärischen Wert verloren haben. Ein Schritt ist getan, um dieser Dezentralisation abzuhelfen: man hat eine Zentralstelle geschaffen, den Lieng-Ping-Tschu,[1]) eine Art Oberkriegsrat, in dem der Wille von Yuan-Chi-Kai, des japanisierendsten der Vizekönige, dominiert, der neuerdings auch den Rang des Höchstkommandierenden des Heeres und der Flotte bekleidet. Es sind Bureaus organisiert worden, eine Art Kriegsministerium. Die Vizekönige haben das sehr ungern gesehen, aber sie haben sich gefügt. Das Reich ist in 20 militärische Bezirke geteilt, den 18 Provinzen, Turkestan und der Bannmeile von Peking entsprechend. Jeder dieser Bezirke soll 2 Divisionen haben, jede zu 12 Bataillonen Infanterie, Kavallerie, 1 Artillerieregiment und 1 Geniekompagnie, im ganzen 12000 Mann, die Gesamtstärke würde 480000 Mann betragen. Reserven sind vorgesehen. Die Leute sollen nach neun Dienstjahren drei Jahre in der ersten Reserve bleiben, mit zwei Uebungsmonaten im Jahr, und drei Jahre in der zweiten Reserve mit einigen jährlichen Uebungstagen. Zur Erhaltung einer solchen Armee gehört freilich ein beträchtliches Budget, ohne diese wichtigste Reform sind alle andern unvollständig und hinfällig. Aber man hat da große Schwierigkeiten zu überwinden: alte Traditionen, ehrwürdige Gesetze, die Kollektivverfassung des Grundeigentums und die Kooperativorganisation der Produktion. Indes die reformistische Strömung ist so stark, daß man dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und die Mittel zur Organisation der Armee und der Verwaltung zu finden hofft. Auf alle Fälle rechnet man damit, daß China in zwei Jahren 100000 Mann gut bewaffneter und organisierter Truppen ins Feld stellen kann, geführt von einem japanischen oder von einem japanisch ausgebildeten Generalstabe. Auf dringendes Verlangen der Japaner geht China auch an die Schaffung einer Marine. Eine Art Marineministerium soll in Tientsin errichtet werden, Marineschulen mit japanischen Lehrern organisiert, neue Geschwader sollen erbaut werden. Die jährlichen Ausgaben sind auf 48 Millionen veranschlagt, auch hier besteht die Hauptschwierigkeit darin, das Geld aufzubringen. Tschang-Tsche-Tong hat in Kobe zur Verteidigung des Yangtse vier Torpedoboote und sechs gepanzerte Kanonenboote vereinigt. Auch der Eisenbahnbau soll in zwei Jahren so weit vorgeschritten sein, um Truppen an die bedrohten Punkte transportieren zu können. Der Marsch eines kleinen Korps auf Peking, wie das, welches die Gesandtschaften im Jahre 1900 befreite, würde dann unmöglich geworden sein.

Man ist so ziemlich der Herr eines Landes, wenn man die Polizei in der Hand hat. Die Japaner haben das Kunststück fertiggebracht, sich die Organisation der chinesischen Gendarmerie anvertrauen zu lassen. Zu Anfang des Jahres 1902 wurde Oberst Aoki, damals Militärattaché der japanischen Gesandtschaft in Peking, mit der Organisation der Polizeikräfte der Hauptstadt beauftragt.

---

[1]) Militär-Reformamt.

Der gewandte Oberst entledigte sich seiner Mission so gut, daß fast sämtliche Vizekönige ihm die Organisation der Polizei in ihren Provinzen übertrugen. Seit dem Jahre 1903 unterrichtet ein Hundert Japaner sowohl in Peking wie in Wutschang die für diese mobile Gendarmerie bestimmten Rekruten. Diese ist schon jetzt — und wird es in Zukunft noch mehr sein, wenn man nicht achtgibt — ein mächtiges Werkzeug des Einflusses in den Händen des Mikado. Die geschickten japanischen Politiker werden auf diese Weise kostenlos Agenten in ihrem Dienst haben, die vorzüglich in der Lage sind, sich über alle Bewegungen der Meinung und über die Wünsche der Bevölkerung zu unterrichten. Sie können je nach Bedarf die Ordnung aufrechterhalten oder sie stören, wenn sie es ihren Interessen nützlich erachten. Die Polizei ist die zweischneidige Waffe aller Revolutionen, und der Japaner ist es, der sie handhaben wird.

Pinon schildert nun weiter, wie die von Japan ausgehende Strömung selbst die uneinnehmbare Festung des alten Chinas, das Regime der Prüfungen, bedroht. Diese berühmten dreijährigen Kurse waren in Wahrheit das charakteristische Zeichen der eingeborenen Zivilisation. Alle Mandarine und alle Beamten wurden unter den Laureaten der Prüfung ausgewählt, welcher Art auch immer ihre Abstammung war. Die Unterrichtetsten in der Kenntnis der Bücher, in denen die Quintessenz der chinesischen Weisheit eingeschlossen ist, waren sicher, an der weltlichen Regierung von China einen ihren Studienerfolgen entsprechenden Anteil zu haben. Von den radikalen Neuerungen des Kaisers Kuang-Sü im Jahre 1898 hatte die Reform der Prüfungen die Gelehrten am meisten erschreckt und in Aufregung gebracht; aber diese Kühnheiten sind durch die Realitäten von heute weit überholt. Die harte Lektion der Ereignisse und insbesondere die japanische Propaganda haben dieses Wunder vollbracht. Seit 1895 und 1900 haben die chinesischen Provinzialbehörden die Gewohnheit angenommen, regelmäßig junge Leute ins Ausland zu senden, insbesondere nach Japan. Die einen gehen in die Militärschulen, andre werden Eisenbahn- oder Bergwerkingenieure, wieder andre widmen sich juristischen Studien. Gegenwärtig befinden sich fast 2500 junge Leute aus allen Provinzen an den japanischen höheren Lehranstalten und Universitäten und eignen sich dort die europäischen Wissenschaften aus japanischen Büchern an. Die Dauer der Studienzeit ist in der Regel drei Jahre, während welcher die Studenten jährlich 300 bis 400 Taels beziehen (960 bis 1280 Franken). In Japan werden die jungen Chinesen mit zuvorkommender Herzlichkeit aufgenommen, in Tokio haben die Studenten eine besondere Verbindung begründet, um ihren chinesischen Kameraden sowohl die Studien als das materielle Leben zu erleichtern; überall werden die Chinesen als etwas rückständige Brüder behandelt, die in veralteter Routine erstarrt sind und die nur aufgeweckt werden müssen. Diese protegierende Kameradschaft ist für die jetzigen Beziehungen Japans mit China in jeder Beziehung symbolisch. Mehr noch als ihr gutes Naturell ist es eine sehr genaue Abmessung ihrer Interessen und ein hochmütiges Gefühl ihrer Ueberlegenheit, das den Japanern diese Gesinnung älterer Brüder einflößt; sie beanspruchen die Vormundschaft der ganzen gelben Rasse. Nach der Be-

freiung von den Europäern hoffen sie ihr eines Tages die Weltherrschaft zu sichern.

Eine mächtige Vereinigung ist als Verein für die literarische Gemeinschaft Ostasiens in Japan gegründet worden unter den Auspizien des Prinzen Konoe und des Herrn Nagaoka mit dem bezeichnenden Namen „Gesellschaft für die Länder des äußersten Ostens, welche die gleiche Zivilisation haben“, „Tō A dōbun Kwai“. Die „Tō A dōbun Kwai“ hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Völker der gelben Rasse einander zu nähern, sie zu studieren und über jedes derselben genaue Belehrungen zu veröffentlichen, um auf diese Weise zwischen ihnen eine moralische und politische Föderation unter japanischem Protektorat vorzubereiten.[1]) Die Gesellschaft subventioniert Zeitungen und Schulen, sie hat in China drei Schulen, in Futschu, Swatow und Shanghai, eröffnet. In den beiden ersten studieren junge Chinesen nach japanischen Methoden, in der dritten widmen sich mehr als 150 junge Japaner dem Studium der chinesischen Sprache sowie der wirtschaft-

---

[1]) Der Verein gibt unter anderm eine Sammlung von Sonderverträgen, betreffend Ostasien, heraus, die als Dokumentensammlung angesehen werden muß (Tō A Kwankei Tokuschu Jōyaku Isan). Zu den Publikationen des Vereins zählt auch das Buch: The Russo-Japanese Conflict, Its Causes and Issues by K. Asakawa, Ph. D., Lecturer on the Civilisation and History of East Asia at Darmouth College. With an Introduction by Frederik Wells Williams, Assistant Professor of Modern Oriental History in Yale University. (Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company. November 1904.) Williams führt in der Einleitung aus: Japan ist vom Agrikulturstaat zum Industriestaat übergegangen, es bedarf daher der Mandschurei und Koreas als Bezugsländer für landwirtschaftliche Erzeugnisse, als Absatzgebiet für seine Industrie und als Besiedelungsgebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß. Rußland dagegen hätte von seinen großen pekuniären Opfern nur Nutzen haben können bei Abschluß der Seeseite gegen jede Konkurrenz. Diese vitalen Gegensätze mußten naturgemäß zum Zusammenstoß führen. Interessant ist Williams' Vergleich zwischen Japan und Amerika, den beiden Neuen Welt-Mächten. Beide haben ihre zentralen wirklichen Regierungen nach den Kämpfen des Bürgerkrieges errichtet, dann haben beide Schiffe gebaut und ihren Handel entwickelt. Auch Asakawa verlegt die Streitpunkte zwischen Rußland und Japan überwiegend auf das wirtschaftliche Gebiet und sieht den Ausgangspunkt in der enormen Vermehrung der japanischen Bevölkerung und dem gleichzeitigen ungeheuern Zuwachs ihres Handels und ihrer Industrie. Die Einwohnerzahl, die von 27 200 000 im Jahr 1828 bis zum Jahr 1875 nur auf 34 Millionen gewachsen war, nahm von da ab einen so schnellen Aufschwung, daß sie am 31. Dezember 1903 bereits 46 305 000 betrug, ohne die 3 Millionen in Formosa und auf den Pescadoresinseln; die jährliche Zunahme beträgt 600 000 Köpfe. In derselben Zeit ist der Außenhandel Japans von 49 742 831 Yen im Jahre 1883 auf 606 637 959 Yen im Jahre 1903 gewachsen. Ende Mai 1904: 274 012 437 Yen gegen 258 506 103 Yen in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Bedeutung dieser Zahlen muß im Lichte der wichtigen Tatsache gesehen werden, daß der Hauptanteil an der Vermehrung der Bevölkerung und des Handels dem entscheidenden Wechsel im ökonomischen Leben der Nation durch Uebergang vom Ackerbau- zum Industriestaat zu verdanken ist. Die neue Bevölkerung scheint sich in den Städten schneller zu vermehren als auf dem Lande. Bei Städten von 10 000 Einwohnern und darüber vermehrt die Bevölkerung sich um 5 oder 6 Prozent, bei den Landgemeinden um 3 Prozent und noch weniger. Die schnelle Zunahme in den Städten beweist aber auch, daß die neue Bevölkerung wesentlich durch Handel und Industrie erhalten werden muß.

lichen und politischen Fragen Chinas. Im Jahr 1902 sind 142 von diesen jungen Leuten in den Handel eingetreten, 27 haben sich der Politik gewidmet. Außerdem existiert in Paoting-fu ein chinesisch-japanisches Kolleg mit 10 Lehrern von jeder Nationalität, auch eine Landwirtschaftsschule mit 4 japanischen Lehrern und 80 Zöglingen ist errichtet worden. Der große Zudrang zu den japanischen Schulen, sei es in Japan, sei es in China, sowie die Leichtigkeit, mit der die Studenten sich die ihnen fast völlig neuen Materien aneignen, erklärt sich daraus, daß allen diesen jungen Leuten, die entweder im Auslande oder nach dessen Methoden erzogen worden sind und die Beweise von Eifer und Fähigkeiten an den Tag gelegt haben, die akademischen Grade verliehen werden, die früher den Laureaten der klassischen Examina vorbehalten waren, auch ist ihnen der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern eröffnet. Diese Examina selbst sind von Grund aus reformiert worden, man hat neue, den europäischen Wissenschaften entlehnte Programme aufgestellt, und der Hof hat sich sogar im Prinzip für den Wegfall der dreijährigen Prüfungen entschieden; die Zahl der Zulassungen soll drei Jahre hindurch vermindert werden, dann werden die Examina gänzlich aufgehoben. Diese berühmten Prüfungen, die jährlich die Studenten zu Tausenden in die Hauptstädte der Provinzen führten, werden bald nur noch eine Erinnerung sein, ebenso wie die langen Zöpfe und die kleinen Füße.

Gleichzeitig entschied man sich, vom Jahre 1902 an mit der Errichtung einer ganzen Reihe von Schulen vorzugehen, die ungefähr den drei Stufen unsers Unterrichts entsprechen; höhere Volksschulen in allen Unterpräfekturen, Mittelschulen bei allen Präfekturen, Universitäten in allen Provinzialhauptstädten. Diese Universitäten erteilen Diplome, die den Zugang zu den öffentlichen Aemtern gewähren; ihr Erfolg und ihre Vermehrung haben einen geradezu wunderbar schnellen Aufschwung genommen. Alle Provinzen, selbst die ärmsten und unruhigsten wie Kuang-Si, haben heute ihre nach europäischem Muster errichteten Universitätsgebäude, wo die Wissenschaften des Abendlandes gelehrt werden. Die Universität Peking, 1898 gegründet, die einzige Spur der ephemeren Schöpfungen des Kaisers, die von 1900 bis 1902 geschlossen war, hat wieder Leben und Tätigkeit gewonnen und zieht viele Studenten an. Ueberall entstehen Lehranstalten, noch ganz kürzlich hat Tschang-Tsche-Tong die Entsendung von vierundfünfzig jungen Leuten nach Japan angeordnet, die Professoren an einer landwirtschaftlichen Lehranstalt werden wollen.

Europäische oder japanische Kollegien, chinesische Schulen jeder Art, — aus dieser Anhäufung von Unterrichtsanstalten wird ein neues China hervorgehen. Dieses neue China wird ein japanisches China sein. Unter dem japanischen Einfluß sind alle diese Reformen beschlossen und ausgeführt worden. Der Bericht des Präsidenten des Unterrichtsamts, Chang-Po-hsi, über Reorganisation des Unterrichts im chinesischen Reiche, nach dem die Schulen errichtet und die neuen Programme aufgestellt worden sind, ist unter dem direkten Einfluß der Japaner redigiert. Chang-Po-hsi rät, alle Lehrer unter den Japanern zu wählen mit Ausnahme der Sprachlehrer, so daß in den neu gegründeten Normalschulen alle

fremden Professoren Untertanen des Mikado sind. Die Schüler selbst haben eine halb chinesische, halb japanische Tracht erhalten. Es bedarf keines Hinweises auf den ungeheuern Einfluß, der sich für die Japaner auch aus dieser Erziehungsmission ergibt. Das Reformfieber hat auch das weibliche Geschlecht ergriffen; man beginnt Schulen zu errichten, um den Frauen eine gute Erziehung zu sichern. Bereits sind weibliche Zöglinge nach Japan gegangen. Besonderen Zulauf hat die Schule, welche die Frau des fortschrittlichen Vizekönigs Yuan-Chi-Kai in Tientsin eröffnet hat; die Kaiserin selbst hatte im vorigen November angeordnet, in Peking eine Metropolitananstalt für den Mädchenunterricht nach europäischem Muster zu errichten. Selbstverständlich sind die Lehrer an allen diesen Anstalten Japaner. Die Jesuiten haben in Zi-ka-wei eine Schule für junge Mädchen der höheren Stände errichtet. Auch eine weibliche Emanzipationsbewegung rüttelt somit an dem alten Bau der chinesischen Gesellschaft. Amerikanische Sitten, verbreitet von den Missionsgesellschaften, gewinnen mehr und mehr Boden und bereiten die moralische Erhebung der Frau vor. Die „Gesellschaft für die natürlichen Füße" von Mrs. Archibald Little hat von der Kaiserin im November 1902 ein Edikt erlangt, in dem von der barbarischen Praxis, die Füße der kleinen Mädchen einzubinden, abgeraten wird. Mehrere Vizekönige haben dafür gesorgt, daß die guten Ratschläge der Souveränin nicht toter Buchstabe blieben, und drängen bei ihr jetzt darauf, daß die kleinen Füße formell untersagt werden. Die chinesische Frau von heute liest, sie hat ihre Monatsschriften, man übersetzt für sie eine „Geschichte der Anfänge des Feminismus in Japan". Ein Essay über „die weibliche Seele" und ein andrer über das Recht der Frau, sich ihren Mann zu wählen, ist in Shanghai erschienen. Selbstverständlich ist die große Masse der Frauen von dem Rausch der liberalen Ideen noch nicht erreicht worden, aber die uralte Organisation der Familie, welche die Stärke und die Stabilität des alten Reiches ausmachten, ist erschüttert; China hat, wenn auch widerwillig, in seine Masse die heterogenen und auflösenden Elemente eindringen lassen, die es zu einer Reihe sozialer Revolutionen führen werden.

Der Raum gestattet uns nicht, auf viele Einzelheiten einzugehen, die Pinon über die Einwirkung der neuen Verhältnisse auf das gesamte geistige Leben Chinas mitteilt. Neuerdings haben die Japaner noch ein besonderes Propagandamittel ersonnen; sie schicken namentlich in die Südprovinzen Chinas angebliche Bonzen, buddhistische Japaner, die Pagoden kaufen oder bauen, sich dort installieren und Propaganda für den Ruhm und den Handel Japans machen. Sie studieren die Gegend und ihre Hilfsquellen, um dort Waren ihres Landes einzuführen und die europäischen Artikel zu verdrängen. Die Anwesenheit dieser Fremden scheint die Bevölkerung zu beunruhigen. In Fokien haben im Januar die Bauern eine dieser Pagoden verbrannt. Die Vertreter des Mikado benutzten den Zwischenfall, um für ihre Bonzen denselben Schutz zu beanspruchen, den die christlichen Missionare genießen, besonders die unter französischem Protektorat. Für diesmal leistete die Regierung der Kaiserin

Widerstand, sie sandte den Vizekönigen ein Zirkular, worin sie verbot, die Installierung dieser Bonzen zuzulassen. Der Buddhismus ist ehemals von China nach Japan gekommen; es besteht also kein Grund, japanische Missionare zuzulassen, um in China Propaganda zu machen.

Pinon geht nun im einzelnen auf die rapiden Fortschritte ein, die der Handel und die Schiffahrt Japans in China machen, und auf die auch Präsident Roosevelt, wie bereits erwähnt, einem Zeitungskorrespondenten gegenüber hingewiesen hat, als er sagte: „Japan versteht seine Zeit besser, als uns lieb sein mag. Unter ‚uns' verstehe ich Deutschland, England und die Vereinigten Staaten. Die Produktion dieser drei Länder wird einen harten Kampf mit der japanischen zu bestehen haben. Denn keinen Industriezweig, kein Mittel kaufmännischer Propaganda wird sich dieses Volk von gesunden, kräftigen Intelligenzen versagen wollen. Als Reporter in Japan diese bevorstehende Anspannung aller lebendigen Kräfte beobachten zu können, würde mir unendlich interessant sein." Daß die deutsche Reederei unter dem Aufschwung der japanischen bei deren billigen Löhnen und hohen Subventionen bereits nicht unwesentlich beeinträchtigt wird, ist neuerdings auch in der deutschen Presse im Zusammenhang mit dem Empfang des Herrn Ballin beim Kaiser in Rominten festgestellt worden.

Besondere Klagen führt Pinon über das Vorgehen der Japaner in der Provinz Fokien, auf die sie ihr ganz besonderes Augenmerk gerichtet haben und deren Bevölkerung sie auf jede Art einzuschüchtern suchen. Sehr charakteristisch ist die Geschichte des Kampfermonopols von 1902, wo es tatsächlich eines sehr energischen Eingreifens der englischen Konsuln und des Gesandten in Peking bedurfte, um das Monopol, das die Japaner sich mit Hilfe des Vizekönigs eingerichtet hatten, zu brechen. Nicht viel anders steht es mit dem Holzhandel und mit andern Dingen in der Provinz. Eines Tages machte der französische Konsul die folgende interessante Entdeckung. Es war bei ihm ein Einbruchdiebstahl verübt worden, und er verlangte vom Polizeichef, daß, wie in solchen Fällen üblich, die Leihhäuser auf die gestohlenen Gegenstände hin untersucht werden sollten. Der Polizeichef erwiderte, dazu sei die Genehmigung des japanischen Konsuls erforderlich, „da alle Leihhäuser den Japanern gehörten". Der Vertreter Frankreichs lehnte es ab, diesen Schritt zu tun, und sah seine gestohlenen Sachen niemals wieder. Wollte man den Darstellungen Pinons, der in allem, was die Interessen Frankreichs anlangt, eine besondere Empfindlichkeit verrät, vollen Glauben schenken — und Frankreich hat auf das seinen Besitzungen benachbarte Fokien längst ein Auge geworfen —, so wäre die Tyrannei der Japaner in Fokien bereits eine so lästige, daß der Volkshaß gegen sie sich Luft zu machen beginnt. Die meisten Mandarine seien aus Feigheit oder aus Käuflichkeit ihre Diener geworden, bereit, das Land zu verkaufen, wenn sie es verlangen. Die Intelligenteren oder Mutigeren seien entrüstet über diese Erniedrigung und erkennen mit Besorgnis die Fortschritte eines so anmaßenden Einflusses. Sie sehen an der Militärschule den Geist der Indisziplin im Wachsen und haben in Peking den Schluß der Anstalt verlangt, sie haben die anti-

dynastischen und revolutionären Tendenzen der japanisierten Chinesen zur Kenntnis des Hofes gebracht und suchen den japanischen Bestrebungen mit Hilfe der Europäer Widerstand zu leisten. Bei Ausbruch des Krieges haben die Japaner von ihren Schutzbefohlenen in Fokien 100000 Taels erhoben, was zur Folge hatte, daß eine Anzahl von Kaufleuten mit Hilfe des französischen Konsuls eine französisch-chinesische Handelskammer errichtete, die am 12. Juli 1904 eröffnet wurde. Die Vorgänge in Fokien sind — so fügt Pinon hinzu — in doppelter Hinsicht lehrreich. Das Ziel, das die Japaner im Reiche der Mitte verfolgen, ist klar; sie wollen ein moralisches und wirtschaftliches Protektorat errichten, indem sie alle Zweige des nationalen Lebens auf ihren eignen Vorteil hin zu gestalten wissen. Dann wollen sie allmählich die Europäer und Amerikaner verdrängen, um zugunsten der gelben Welt eine neue Monroedoktrin aufzurichten. Das ist die erste Lehre. Die zweite: Es sind hinreichend nationale chinesische Oppositionselemente vorhanden, um mit Hilfe der Europäer der brutalen Hegemonie Japans zu widerstehen.

Einer der Vorwände des soeben beendeten Krieges ist die von den Japanern sowie von England und Amerika bekundete Befürchtung gewesen, die Russen könnten durch Zölle den fremden Handel in der Mandschurei behindern. Diese Furcht vor der „geschlossenen Tür", wenn der russische Einfluß in China zunähme, war für das merkantile England bestimmend. Die „Times" schrieben, „Japan kämpft in Asien für das anglo-sächsische Ideal gegen den Despotismus", und die englischen Kaufleute jauchzten den ersten Erfolgen der Flotte und der Heere des Mikado Beifall. Heute ist der Enthusiasmus schon weniger geräuschvoll. Sie fangen an, damit zu rechnen, daß der Triumph Japans die fatale Folge haben könnte, sie aus dem äußersten Osten zu verdrängen. Die Japaner brauchen zu diesem Zweck weder Zollschranken aufzurichten, noch „die Tür zu schließen". Um die Europäer zu ersetzen und die Japanisierung Chinas zu vollenden, genügt ihnen ihr politischer Einfluß und ihr militärisches Prestige, mit dem sie die militärische, wirtschaftliche und soziale Umgestaltung Chinas in die Hand nehmen. Die Angelegenheit mit den Fabrikzeichen, in der die Europäer gegen eine unverschämte japanische Nachahmung kein Recht erlangen konnten, enthüllt die Mittel, durch die man den europäischen Handel in China ruinieren wird. Im ganzen Yangtsetal, namentlich in Nanking, verdrängen viele japanische Artikel die europäischen Produkte: Lampen, Zündhölzer, Schirme, Wein, Seife, Kerzen, Knöpfe. Der kleine japanische Händler liefert Kattun zu lächerlichen Preisen, gegen welche die Europäer nicht ankommen können. Das Aussehen ist schön, die Qualität unter aller Würde, der Preis niedrig: der Chinese ist zufrieden. Der Mandarin, wenn er einen Gast von Distinktion traktieren will, tut es mit japanischem Champagner, die Flasche zu 1 Dollar. Die Aktion der Japaner oder der Japanisierten richtet sich direkt darauf, zu verhindern, daß Europäer oder Amerikaner neue Konzessionen erhalten, weder Eisenbahnen noch Minen, noch irgendein Privilegium. Unter dem Einfluß dieser Drohungen steht die American-China-Development-Company auf dem Sprunge, auf die Konzession

für die Linie Kanton—Hankau gegen eine Entschädigung von 35 Millionen Franken zu verzichten. Französische Kapitalisten betreiben seit mehreren Jahren in Peking die Konzession für eine Linie vom mittleren Yangtse nach Setschuen. Die in dieser Provinz etablierten Japaner tun alles mögliche, um die Erteilung der Konzession zu verhindern, indem sie geltend machen, daß die Chinesen diese Eisenbahn selbst mit japanischen Ingenieuren ausführen können. Die chinesischen Studenten in Tokio haben einen Brief nach Setschuen gesandt, worin sie ihre dortigen Landsleute verpflichten, keine Eisenbahn mehr von Fremden bauen zu lassen.

Noch charakteristischer ist der Boykottfeldzug gegen die Amerikaner, der die Vereinigten Staaten bestimmen soll, auf ihre Prohibitivgesetze gegen die Einwanderung der gelben Rasse zu verzichten. Er ist in allen Häfen unter der Direktion der Reformpartei organisiert und Japan hat den Nutzen. Wohl hat der Gesandte der Vereinigten Staaten von der Kaiserlichen Regierung einen Erlaß an die Vizekönige erhalten, mit dem Auftrage an diese, dem Boykott der amerikanischen Waren ein Ende zu machen. Die offiziellen Weisungen sind bis jetzt ohne Wirkung geblieben. Pinon selbst muß freilich darauf hinweisen, daß es ein Widerspruch ist, bei andern „die offene Tür“ zu verlangen, während man die seinige selbst schließt, und er deutet an, daß die Amerikaner bald andre Ueberraschungen, sei es auf den Philippinen, sei es auf ihrem eignen Gebiet, zu erwarten haben. Die Konkurrenz der gelben Arbeit, die sie stets gefürchtet haben, beginne eben erst für sie bedrohlich zu werden.

Das Fazit, das Pinon aus seiner Darstellung zieht, geht dahin, daß die Umgestaltung Chinas sich unter der Form einer Japanisierung vollziehen wird. Die Frage sei nur, ob diese sich auch zu einer politischen Herrschaft auswachsen werde. Die Tätigkeit der japanischen Diplomatie und unzähliger Agenten, die an einer neuen Ordnung der Dinge arbeiten, sei heute von vorwiegendem Einfluß auf die Mehrzahl der Vizekönige. Mehrere Prinzen der kaiserlichen Familie gehören offen der Reformpartei an. So der Prinz Su, der seine Söhne nach Japan und Singapore geschickt hat, Prinz Kung, den man als den künftigen Thronerben ansieht. Die japanischen Konsuln sind die vertrautesten Berater der Gouverneure, sie verstehen es geschickt, die Rolle befreundeter Protektoren und uneigennütziger Vermittler anzunehmen. Ueberall verbreiten sie die Idee, daß die Angelegenheiten der gelben Rasse nur die gelbe Rasse angehen, sie sind die Vorkämpfer der Unabhängigkeit der gelben Völker sowohl in politischer als in wirtschaftlicher Beziehung. Schon ist heute in China ganz offen davon die Rede — und Mandarine und andre aufgeklärte Leute sprechen nicht nur ohne Unwillen, sondern mit kaum verhaltener Befriedigung davon —; daß die Herrschaft des Kaisers von Japan über China der natürliche und wünschenswerte Ausgang der jetzigen Uebergangszeit sein werde.

Man wird dem Verfasser darin beistimmen müssen, wenn er es für eine Illusion erklärt, daß die Japaner China beherrschen wollen, um es dem Handel aller Völker zu öffnen. Asakawa gibt in seinem obenzitierten Buche von der

„offenen Tür", wie die Japaner sie sich vorstellen, bereits eine recht eigenartige Definition. Danach bedeutet die „offene Tür" nicht etwa, daß ein Land rücksichtslos allen Ausbeutungen der Fremden offenstehen solle, sondern die „offene Tür" bedeute nur die gleichmäßige und unparteiische Behandlung aller fremden Nationen. Für die europäischen Nationen wird demzufolge die „Oeffnung" nach japanischer Auffassung eine möglichst enge sein. In der Enge ihres Inselarchipels haben die Japaner sich überzeugt, daß ihr Genie in China ein unerschöpfliches Tätigkeitsfeld finden werde und daß ihnen der Ruhm vorbehalten sei, die im Reiche der Mitte schlummernden ungeheuern Hilfskräfte in Werte umzusetzen. Sie haben hierfür die schöpferische Energie und die tätige Intelligenz; sie werden sie dazu anwenden, die Reichtümer Chinas zu entwickeln, sie haben die Fähigkeiten, die Chinesen die Kapitalien. So wird — meint Pinon — China und Japan ein wirtschaftliches und politisches Ganzes bilden, das sich selbst genügen, die Oberaufsicht über alle Meere des äußersten Ostens führen, die Herrschaft des pazifischen Ozeans und die Herrschaft über Asien erlangen wird.

Diese Japanisierung Chinas, wenn sie zur Entstehung einer neuen Monroedoktrin für die gelbe Welt führen wird, müßte eine Gefahr für die Interessen aller andern Mächte sein. „Alle großen handeltreibenden Nationen haben das Recht, im Reich der Mitte auf dem Fuß völliger Gleichheit behandelt zu werden, und wenn das reorganisierte China eines Tages seine Häfen und seine Märkte schließen wollte, müßte das wenigstens durch einen freien Akt seines nationalen Willens und nicht unter dem Einfluß eines fremden Staates geschehen." Die Elemente des Widerstandes gegen einen zu weitgehenden Fortschritt der Japanisierung wird man nur in China selbst finden können, wo weitblickende Chinesen heute schon in Unruhe über die unterdrückende Protektion der Japaner sind. Schon verlangen einzelne Vizekönige und auch ein Teil der Zeitungen, daß die Militärschulen rein chinesisch sein sollen, eine chinesische öffentliche Meinung beginnt sich zu bilden, die entschlossen reformerisch, aber zu gleicher Zeit nationalistisch ist. Der ausgreifende Eifer der jungen Japanisierten alarmiert den werdenden Patriotismus, der wohl zuläßt, daß China von den Fremden ihre Entwicklungsweise und ihre Kapitalien leiht, aber unter der Bedingung, daß es seine Unabhängigkeit und seine Autonomie behält. China soll bewaffnet sein, aber um jedem fremden Drucke zu widerstehen, komme er, woher er wolle, und um frei von aller lästigen Hilfe zu sein. Die Rolle Europas unter diesen Umständen ist klar vorgezeichnet. Wenn die Unabhängigkeit Chinas, unter welcher Form immer, bedroht sein sollte, oder die Handelsfreiheit durch das japanische Uebergewicht beeinträchtigt, so werden die westlichen Nationen bei den Chinesen selbst einen Rückhalt finden. Die Politik der Europäer muß daher — schließt Pinon — schon von jetzt ab darin bestehen, die unwiderstehliche Reformbewegung, die das alte China erneuert, nicht zu behindern, sondern sie im Gegenteil zu unterstützen und ihr die Hilfe zu gewähren, deren sie bedarf, um national zu bleiben. Lange Zeit durch seine Mandschu-Souveräne gelähmt, gewinnt China Geschmack an der Bewegung, es tritt in das allgemeine Leben der zivilisierten Welt wieder ein.

Es ist das jedenfalls das Hauptereignis am Anfang dieses Jahrhunderts. Aber wenn die Japaner geglaubt haben, daß das Anwachsen eines nationalen Empfindens im Reich der Mitte ihren Interessen zum Schaden der Europäer oder der Amerikaner dienen werde, so werden sie vielleicht bald einsehen, daß ihre Lehren nur zu gut verstanden worden sind, wenigstens nach der Hymne[1]) zu urteilen, die man seit einigen Monaten die Kinder in den Volksschulen von Kiang-Su singen lehrt:

„Ich bete, daß mein Land fest werde in seinen Grenzen wie das Metall; daß es Europa und Amerika überrage; daß es Japan unterwerfe; daß seine Heere zu Lande und zur See sich mit glänzendem Ruhm bedecken; daß auf der ganzen Welt das strahlende Drachenbanner flattre; daß demnächst die Universalherrschaft des Reiches sich ausdehne und fortschreite. Sagen wir nicht, daß an seiner ehrwürdigen Größe vergebens gerührt worden sei. Indien ist als Macht erloschen, das persische Reich ist dahin. Macht, daß unser Reich wie ein schlummernder Löwe, der plötzlich erwacht, brüllend in die Arena der Kämpfe stürze!"

Vom jungen Burgtheater

Von

Ilka Horovitz-Barnay

II. Max Devrient.

Der Name Devrient, der berühmteste in der neueren deutschen Schauspielkunst, ist nicht französischen, sondern flandrischen Ursprungs. Ein Ahne der Familie (diese hieß eigentlich de Vrient), der in Frankreich allerdings ansässig gewesen, floh nach Aufhebung des Ediktes von Nantes, da er dem hugenottischen Glauben angehörte, aus Frankreich und wandte sich nebst andern seiner Schicksalsgenossen und Landsleute nach dem sie aufnehmenden Preußen, wo sie die sogenannte französische Kolonie in Berlin gründeten.

Es wäre befremdlich gewesen, wenn ein Abkömmling von Ludwig, Karl und Emil Devrient einen andern Beruf als den des Bühnenkünstlers ergriffen hätte, und wie mir der Hofburgschauspieler Max Devrient, der Sohn Karl August Devrients, erzählt, hätte er selbst ein andres Lebensziel angestrebt, wenn nicht, wie schon oft, der Zufall die Rolle des Schicksals übernommen hätte.

Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß eine ganze Generation die

[1]) Diese Hymne ist den neuen Lehrbüchern für die Volksschulen der Stadt Usi (Provinz Kiang-Su) entnommen. Wie in der Vorrede zu den sieben Heften des Volksschulunterrichts mitgeteilt wird, sind diese Bücher den japanischen Werken nachgeahmt; sie datieren vom dreißigsten Jahre des Kaisers Kuang-Si. Das Gebet richtet sich teils an den Himmel, teils an die Genien des Reiches. Sie ist von Fernand Farjenel in das Französische übersetzt und dem Verfasser mitgeteilt.

Fähigkeit für eine große Kunstausübung als Familieneigentum bewahrt. In der Regel geht die Natur mit ihren großen Gaben sehr haushälterisch um. Wenn sie dem Vater hervorragende Kapazitäten schenkt, so kargt sie damit beim Sohn und auch meist beim Enkel, nach dem Beispiel eines Fruchtbodens, der bisher üppig produziert hat und nun eine Zeitlang brachliegen muß, um wieder ertragsfähig zu werden.

Die geistige Erbschaft nach berühmten Vorfahren zu übernehmen und sie würdig zu verwalten, ist keine leichte Sache, besonders für den Schauspieler. Vergangene Kunst des Darstellers kann nur aus ihrer Zeit und ihrer Umgebung heraus beurteilt werden, die Deszendenztheorie muß hier versagen und das Urteil zum Vorurteil werden. Goethes Wort: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" wird hier lebendig. Das Vergleichen in Dingen der Kunst ist schon aus dem Grunde ein falsches Räsonnement, weil das Gleichen in der Kunst wohl das Schlimmste wäre, was man der selbständigen Art eines Künstlers als Vorzug anrechnen könnte.

Sicherlich ist gerade die Ungleichheit, die Verschiedenheit der Devrients, trotzdem sie derselben Familie angehören, der Beweis ihrer autonomen Künstlerschaft, die mit der Blutsverwandtschaft nichts zu tun hat. Das Element der Kunst hat in diesem Falle den Gang der Natur übertrumpft, und jeder der Devrients wurde ein Künstler nicht parceque, sondern quoique. Dem Wiener Hofschauspieler Max Devrient kann man nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß er weder die Kopie seines dämonischen Großonkels Ludwig, noch die seines hochbegabten Vaters oder seiner Oheime sei, die in Stil und Begabung so grundverschieden waren, so daß er vielmehr als sein eigner Ahnherr gelten kann.

Die Lehrzeit am Wiener Burgtheater war auf die Entwicklung des Künstlers von größtem Einfluß.

Die Zahl der eigentlichen Burgschauspieler schrumpft immer mehr zusammen. Grund dazu gab das Versäumnis, zu rechter Zeit für entsprechenden Nachwuchs zu sorgen, der im Zusammenarbeiten mit einer Anzahl erstklassiger Künstler Zeit, Anregung und den heranbildnerischen Entwicklungsgang gefunden hätte, um sich in den großen Kunstkörper organisch einzuleben. Für die natürliche Fortsetzung, für die Regeneration, die sich ohne Unterbrechung, ohne virtuoses Ueberspringen vollzieht, wurde nicht gesorgt. Voltaires Wort: „Prévoir c'est régner" wurde außer acht gelassen.

Der alte Laube verstand diesen Satz, er regierte, er verstand auch das Burgtheater und dessen Bedeutung, seine bildnerische Mission für Gegenwart und Zukunft. Die nach ihm kamen, regierten nicht mehr, sie wirtschafteten nur: sie verbrauchten unbedenklich das vorgefundene Kapital, das sie in Besitz nahmen, ohne es erworben zu haben, und das zu erhalten und zu mehren ihnen Kraft und Uebersicht fehlte.

Im Lauf der Jahre nutzten sich die großen Kapazitäten ab, Ersatz war nicht da, und so stand man eines Tages vor einem Personal von entkräfteten Großvätern und unreifen Enkeln, während die zur Männlichkeit heranreifende,

kraftvolle Jugend fehlte. Zwischen den großen Vorbildern und den neu angeworbenen Mitgliedern klafft bis zum heutigen Tage der Abgrund der Fremdheit.

Nur wenigen Künstlern gelang es, sozusagen vor Torschluß in den Verband der Burgbühne zu treten, zu einer Zeit, als die Vollkraft des Instituts sich noch in glänzenden Gesamtleistungen äußerte und sie selbst jung und lernbegierig waren.

Unter diesen befindet sich Max Devrient. Ihm ist Stil und Wesen des Burgtheaters in Fleisch und Blut übergegangen, und er ist einer der wenigen, die den Ruhm des Burgtheaters in die Zukunft tragen werden. Daß dies gerade durch den Namen Devrient geschieht, wird sowohl dem Burgtheater als auch ihm selbst eine Zierde sein.

Wie mir Devrient erzählt, wurde er von seinem Vater geflissentlich vom Theater ferngehalten. Er absolvierte das Gymnasium und sollte Jurist oder Mediziner werden.

In einer Dilettantenvorstellung zugunsten der Verwundeten im Jahre 1870 spielte er in Hannover den Oktavio Piccolomini, und es erwachte in ihm der Entschluß, zur Bühne zu gehen. Aber er dachte daran, Opernsänger zu werden, da er im Besitz einer hübschen Stimme war, und er nahm am Konservatorium in Berlin bei Felix Schmidt Gesangsunterricht. Gleichzeitig machte er dramatische Studien bei Hofschauspieler Berndal und später bei Oberländer und widmete sich schließlich doch der Schauspielbühne. Nach verschiedenen Engagements kam er 1882 ans Burgtheater.

Seine große Intelligenz und eine glückliche Persönlichkeit schienen ihn für die heterogensten Aufgaben zu befähigen. Es wurden auch von den Burgtheaterdirektoren die verschiedensten Experimente mit ihm gemacht, bis er nun, seiner Eigenart entsprechend, die richtige Verwendung als scharfer Charakterspieler gefunden hat. Er gilt als der Erbe des Gabillonschen Rollenfachs, das er wohl nicht nach der reckenhaften, sondern nach der vergeistigten Seite zu erweitern trachtet. Er ist der Schöpfer interessanter moderner Rollen und für die Performierung klassischer Lustspielfiguren (Shakespeare, Calderon) äußerst befähigt; gleichzeitig hat er nach den gelungenen Leistungen des Geßler und König Philipp die berechtigte Anwartschaft auf Rollen wie Jago, Mephisto, Macbeth und Wallenstein.

Ueber das Lernen und Heranwachsen am Burgtheater weiß Devrient Interessantes zu sagen: „Das Lernen einer Rolle ist Fleiß, das Studium Kunst, das Darstellen erst das große Erlebnis, das organische Zusammenwirken von Kraft und Stoff. Lernen wird wohl jeder von uns nach andrer Art. Ich lese meine Rolle langsam durch, mache einzelne Vermerke und orientiere mich über den Charakter in großen Zügen. Den Text lerne ich mit peinlicher Genauigkeit wörtlich auswendig. Beim Spazierengehen entwickelt sich vor mir das volle Bild, die Maske, die Haltung, alle Nuancen des Innenlebens.

Nun habe ich gelernt und studiert, und doch! — wie wenig ist das im Vergleich zur Darstellung! Da erst erwacht das Ungeahnte, das Künstlerische in uns.

Als Charlotte Wolter einst eine neue Rolle zum erstenmal probierte, wollte einer der Regisseure daran Korrekturen machen. Wilbrandt, der kein Schulfuchs, kein Pedant war, wehrte ihn ab:

‚Laß Lotte nur! Was du ihr sagen willst, das macht sie dann doch auf einmal viel besser und ganz anders!‘

Wie recht hatte er! Man macht es wirklich ‚ganz anders‘, und wehe dem Schauspieler, der sich nur an das Zimmerstudium hält und es auf der Bühne nicht auch noch ‚ganz anders‘ machen kann.

Ich habe beispielsweise auf der Generalprobe von Otto Ernsts ‚Jugend von heute‘ Töne gefunden, von denen ich mir gar keine Rechenschaft geben konnte, die keineswegs bloß dem Wort oder der momentanen Stimmung entsprachen, sondern unbedingt das Produkt des anregenden Zusammenspiels waren. Es wird kaum eine zweite Bühne geben, wo die Mitspieler und das Zusammenspiel dem einzelnen Künstler eine so übermächtige, elementare Anregung bieten, wie im Burgtheater.

Ich habe das schon in der allerersten Zeit empfunden. Rollen wie Brakenburg, Don Manuel, Laertes, die meinem Wesen eigentlich diametral entgegengesetzt waren, wurden durch das Zusammenspiel immer klarer, gewannen an Wachstum, an geistiger Freiheit. Die Starre fiel ab, das Cliché verlor sich, das stumpfe Bild erhielt neue Lichter, aus der ‚kleinen Rolle‘ entstand ein großer, unentbehrlicher Teil des Ganzen.

Einzelne Beispiele von Anregung bleiben einem ja geradezu unvergeßlich.

Kurz vor ihrer letzten schweren Erkrankung spielte Helene Hartmann ihre letzte Rolle in J. J. Davids ‚Neigung‘ auf der Generalprobe. Zur Aufführung des Stückes kam es nicht mehr, die Künstlerin war uns wenige Tage später bereits entrissen. Aber diese Generalprobe war ein Erlebnis. Die Frau wirbelte uns Geist und Seele durch, sie riß uns alle mit — es war einfach zum Niederknien.

Oder wenn ich denke, wie in Sudermanns ‚Es lebe das Leben!‘ die Hohenfels die Stimmung in die Höhe trägt! — Das sind vereinzelte Fälle, aber Künstler wie Baumeister und Sonnenthal wirken immer auf uns ein: Baumeister durch seine Frische und Natürlichkeit, Sonnenthal durch die Herzenswärme, durch die imponierende Selbstbeherrschung, durch die noble künstlerische Selbstdisziplin.“

Mit Enthusiasmus spricht Devrient von Mitterwurzer, der auf seine Partner wirkte, wie eine elektrische Batterie:

„In ihm lebte das Schauspielerische elementar, und es teilte sich jedem mit, der kein Strohwisch war. Er war ein Herrscher im Reich der Kunst, ein Komet. Bewundernswert war mir seine Sicherheit, seine Nonchalance. Trotzdem er auf der Bühne das erste Wort in einem Stücke zu sprechen hatte, kam er fünf Minuten vor 7 Uhr erst in die Garderobe und — trat pünktlich auf. Als Kollege war er reizend; besonders in ungezwungenem Kreise, in der Kneipe, im Kaffeehause, da saß er sorglos und heiter in einer Ecke, sprach beinahe nichts

und nahm doch mit sichtlichem Interesse an der Unterhaltung teil. Er war eine monologische Natur und zusammengesetzt aus Stimmungen und Widersprüchen. Wer sein sprunghaftes, geniales Wesen nicht verstand, mußte ihn zuzeiten für verrückt halten. Er hatte oft die barocksten Einfälle und einen eigenartigen Humor.

Eines schönen Maiabends saß kurz vor der Vorstellung auf dem bekannten ‚Bankerl‘ vor dem alten Burgtheatereingang der alte Hofschauspieler Meixner mit seinem gallig-bitteren Bulldoggengesicht. Meixner war als Künstler von den Kollegen sehr geschätzt, aber wegen seiner Intrigen und Hetzereien höchst unbeliebt.

Nachlässig schlendernd kommt Mitterwurzer über den Michaelerplatz auf Meixner zu und mit einem freundlichen ‚Guten Abend!‘ setzt er sich neben ihn nieder.

‚'n Abend!‘ knurrte der Alte.

Mitterwurzer bleibt eine Weile ruhig sitzen, wendet sich dann gegen Meixner, tippt ihm mit dem Zeigefinger auf die Brust, sieht ihn aufmerksam an und sagt endlich:

‚Sie heißen Meixner?‘

‚Ja!‘ brummte der Alte.

Pause.

‚Heißen Sie schon lange so?‘ fragt Mitterwurzer weiter.

Meixner reißt die Augen auf und poltert:

‚Ich habe immer so geheißen!‘

‚So! — Na, das denke ich mir doch eigentlich furchtbar langweilig!‘

Worauf Meixner wütend aufsprang und davonlief.“

„Sie sprachen von Intrigen und Kabalen Meixners,“ fragte ich den Künstler. „Gibt es das überhaupt am Burgtheater?“

„Durchaus nicht. Das kennen wir nicht. Dafür ist der Ton des Hauses ein viel zu vornehmer. Er ist es jetzt noch viel mehr geworden,“ fügt Devrient lächelnd hinzu, „seitdem in dem neuen Hause durch die ausgedehnten Räumlichkeiten die Begegnungen erschwert und jede innere Kollegialität illusorisch geworden ist. Hätte nicht Direktor Schlenther ein Konversationszimmer für uns eingerichtet, wo wir uns ab und zu während größerer Pausen sprechen können, so würden wir uns nur dann sehen, wenn der Inspizient in die Szene ruft.“

Ich bat Devrient, mir etwas von Charlotte Wolter zu erzählen.

„Die Wolter als dramatische Erscheinung war die höchste Formvollendung. Ihre Gestalt, ihre Gebärde, ihre klassischen Züge, der tragische, dunkle Timbre ihrer Stimme vereinigten sich zu einer nie wieder erreichten Wirkung. Einzelne ihrer Darstellungen, wie beispielsweise die Elektra, bleiben mir und wohl jedem, der sie gesehen, unvergeßlich. Trotz der Starrheit ein Aufrecken und Wachsen, ein Wirbelsturm der Leidenschaft in Wort und Gebärde — die wirkliche griechische Tragödie!

Im Konversationsstück dagegen schien sie mir weniger bedeutend. Für die

Beweglichkeit und die Eleganz der Salondame fehlte es ihr an Geschmack und feinen Allüren; besonders war das zu merken, seitdem ihr feinsinniger Gatte, Graf Sullivan, gestorben war.

Viel besser gelangen ihr gröber angelegte Rollen, Gestalten aus dem Volk heraus, wo sie ihrer starken Natur freien Lauf lassen konnte, da kam sogar ihr kerniger und derb-bürgerlicher Humor heraus. Sie war weder geistvoll noch gebildet, aber ihr dramatischer Instinkt war so scharf ausgeprägt, daß sie alle Hindernisse, alle Barrieren nahm wie ein Vollblutrenner. Man mußte sich oft erstaunt fragen:

‚Wie macht sie das?‘

Sie vermochte weder zu klügeln noch zu grübeln. Bei einer Probe entstand zwischen Krastel und einem Regisseur über eine dramatische Frage eine Meinungsdifferenz. Krastel meinte: ‚Ich denke mir das so —,‘ worauf die Wolter erschreckt herausplatzte: ‚O weh! Krastel fängt an zu denken! Jetzt ist's aus!‘“

Bevor ich Abschied nehme, singt mir Devrient mit angenehmer Stimme, hübschem Vortrag und mit enormem — Lampenfieber Lieder von Schubert und Schumann. Ich frage ihn, was seine größte Passion sei.

„Musik und Bergsteigen sind meine Passionen,“ erwiderte er lächelnd. „Aber,“ fährt er ernster werdend fort, „das französische Wort ‚Passion‘ bedeutet ja auf deutsch etwas ganz andres — es heißt: Leidenschaft. — Und meine Leidenschaft ist — das Burgtheater!“

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm von Ranke

(Fortsetzung)

Während mein Vater anfangs der sechziger Jahre noch mitten in der Abfassung der englischen Geschichte steckte, wurde er veranlaßt, sich der vaterländischen Geschichte erneut zu widmen. Am 10. Juni 1864 schrieb ihm Bismarck, als preußischer Ministerpräsident, daß der König die Entsiegelung der seit dem Jahre 1828 im Geheimen Staatsarchiv niedergelegten Memoiren des Staatskanzlers Fürst Hardenberg angeordnet habe. Zugleich bat er Ranke, diese daraufhin zu prüfen, wie weit sie bis dahin Unbekanntes böten. Auf den Ende November 1864 Bismarck erstatteten Bericht hin nahm König Wilhelm von den Teilen der Aufzeichnungen Kenntnis, die Friedrich Wilhelm III. betrafen, und beauftragte meinen Vater, wie ihm das Bismarck am 6. März 1865 mitteilte, mit der Publikation des historisch Wichtigen aus diesen Papieren.

Aber eine bloße Veröffentlichung konnte dem Geschichtschreiber nicht ge-

nügen. Er entschloß sich, ein selbständiges Buch über die Epoche zu schreiben. Und so wandte er sich am 11. August 1868 an Alfred v. Arneth, mit dem er als eifrigem Mitgliede der Münchner Historischen Kommission auf bestem Fuße stand und der vor kurzem die Direktion des Wiener Archivs übernommen hatte, mit der Anfrage, ob er dieses benutzen könne.

Am 22. August antwortete Arneth aus Wien:

„Hochgeehrter Herr!

Erst gestern abend von einer Sendung nach Florenz, wo ich die Differenzen mit der italienischen Regierung wegen der Zurückstellung der Venezianer Kunstschätze und Archivalien auszugleichen hatte, hierher zurückgekehrt, finde ich Ihr sehr geehrtes Schreiben vom 11. d. M. — Es gereicht mir zu wahrhaftem Vergnügen, schon in den ersten Monaten meiner neuen Wirksamkeit gerade unserm hochverehrten Meister gegenüber den sprechenden Beweis liefern zu können, daß mit meinem Eintritt in diese Stellung eine völlige Umgestaltung des früheren Zustandes eingetreten ist. Die Kaiserliche Regierung hat das Recht der Zulassung zur Benutzung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, allerdings unter meiner persönlichen Verantwortung, ganz in meine Hände gelegt. Ich kann von diesem Rechte keinen schöneren Gebrauch machen, als indem ich Ihnen hiermit die Zusicherung erteile, daß Ihnen die Lehrbachschen Berichte, welche Brunner benutzt hat, sowie dasjenige, was Sie sonst noch andeuten, wenn es sich wirklich vorfindet, bereitwilligst vorgelegt werden soll. Schreiben Sie mir nur mit zwei Worten, wann Sie kommen, um alles rechtzeitig vorbereiten zu können.

Lebhaft wünsche ich, daß die Aussicht, die Sie mir eröffnen, mit Ihnen gleichzeitig nach München zu reisen, sich erfüllen möge. Aber ich besorge fast, daß die Geschäfte des Landtages von Niederösterreich, der heute seine erste Sitzung abhielt und bei dem ich als Mitglied des Landesausschusses und Referent für die Unterrichtsangelegenheiten zu fungieren habe, bis dahin noch nicht beendigt sein und meine Münchner Reiseprojekte ganz zunichte gemacht werden. Ich würde solches gerade in diesem Jahre aufrichtig bedauern.

Einer ferneren gefälligen Andeutung über den Zeitpunkt Ihrer Ankunft entgegensehend, bin ich in aufrichtigster Verehrung Ihr ergebenster

Arneth."

Rankes Antwort am 26. August lautete:

26.

„Mein hochverehrter Freund und Gönner!

Für Ihr freundliches Eingehen auf meine Bitte spreche ich Ihnen meinen wärmsten Dank aus. Ich sehe, daß die Ihnen zuteil gewordene Stellung noch bedeutender und unabhängiger ist als ich vermutete, um so größer ist meine Freude darüber.

Ich bin, wie Sie vielleicht schon wissen, obgleich davon noch nicht öffentlich die Rede sein soll, mit einer Redaktion der vom Staatskanzler Fürsten Harden-

berg hinterlassenen Denkwürdigkeiten beschäftigt. Das vorliegende Material ist von bedeutendem Umfang und wichtigstem Inhalt. Um aber nicht in Einseitigkeiten, die ich hasse, zu geraten, sondern den objektiven Standpunkt meiner Historiographie zu behaupten, ist es mir von größtem Wert, auch die andre Seite authentisch kennen zu lernen, die Politik des Wiener Hofes, der mit dem Berliner bisweilen zusammenging, öfter entzweit war, bis sie sich nach den schwersten Erfahrungen wieder vereinigten und den Feind aus dem Felde schlugen, der ihnen bisher sein Gesetz aufgelegt hatte.

Die Irrungen beginnen mit dem Fürstenbund, der dem bayrischen Tauschprojekt entgegengesetzt war und an welchem Hardenberg bereits den größten Anteil nahm; nach einigen Jahren aber stellte sich das Bedürfnis der Annäherung ein, die dann im Kriege von 1792 ihren Ausdruck fand.

Diese Epoche ist es, welche zunächst vorliegt, und ich hoffe, Sie werden nicht allein mir, sondern der historischen Wissenschaft überhaupt einen Dienst leisten, wenn Sie die zur Bearbeitung derselben nötigen Aufklärungen über Oesterreich, besonders die letzte Epoche der Politik des Fürsten Kaunitz, mir vorzulegen die Geneigtheit haben wollten.

Ich denke in der zweiten Woche des September, etwa den 10., mich in Wien einzufinden, und werde nicht ermangeln, mich Ihnen sofort im Archiv vorzustellen.

Ich habe dort vor 40 Jahren meine archivalischen Studien begonnen — in den venezianischen Papieren, die damals noch unbenutzt, beinahe unbekannt waren —, es sieht fast so aus, als sollte ich sie dort auch beendigen.

Welch ein Wechsel der Zeiten, der Zustände, der Ideen selbst! Die wahre Wissenschaft, auch die historische, geht inmitten des Wechsels, der sie nicht unberührt läßt, doch immer ihren Weg.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebener Diener

L. v. Ranke."

Obgleich meinem Vater, als er das im Alter von fast 73 Jahren schrieb, noch ein achtzehnjähriger Zeitraum angestrengtester Arbeit bevorstand, so hatte er mit seiner Voraussage doch nicht ganz unrecht. Denn das Wiener Archiv wurde tatsächlich das letzte auswärtige, in dem er, freilich nicht nur 1868, sondern auch 1870 und 1873, gearbeitet hat.

Dadurch, daß er mit den Hardenbergschen Denkwürdigkeiten ein eignes Werk verband, entstand ein lebhafter schriftlicher Verkehr mit dem Berliner Staatsarchiv. Nachdem der Familiensenior, Graf Hardenberg, am 23. Juni 1867 namens seiner Familie erklärt hatte, daß diese keinen pekuniären Anspruch auf den Nachlaß der Memoiren gründe, wurden sie volles Eigentum der preußischen Staatsregierung. Und als nun Ranke am 5. September 1874 dem Staatsarchiv, dem damals noch Max Duncker vorstand, mitteilte, daß demnächst mit dem Drucke begonnen werden könne, beanspruchte dieses das Recht, über die

gesamte Publikation zu verfügen. Dies gab zu folgendem Briefe meines Vaters an Duncker Anlaß:

27.

Berlin, den 17. Oktober 1874.

„Euer Hochwohlgeboren

haben mich durch Ihre gütige und eingehende Antwort vom 2. Oktober auf meinen Brief vom 5. September zu lebhaftem Danke verpflichtet. Doch treten mir aus demselben einige in der Sache liegende Schwierigkeiten noch stärker hervor, als es in der mündlichen Diskussion geschah.

Die Publikation wird zwei sehr verschiedene Bestandteile haben. Den einen bilden die Hardenbergschen Aufzeichnungen, die der Autor als Memoiren bezeichnet hat; sie werden „im Auftrag" oder, wenn wir so sagen wollen, auf Veranlassung der Regierung publiziert. Den andern bildet meine Ausarbeitung, die sich zwar auf die mir mitgeteilten Vorlagen, namentlich die Schöllschen Memoiren gründet, aber doch gar vieles enthält, wovon in keiner dieser Vorlagen etwas enthalten ist. Es ist eine historische Darstellung wie meine andern Bücher. Es würde, ich gestehe es, mir unangenehm sein und den Eindruck des Buches schwächen, wenn auf dem Titel zu lesen wäre: „auf Veranlassung der preußischen Regierung"; denn im Auftrag schreibt doch niemand Geschichte. Meine Produktion ist frei von jeder partikularistischen Rücksicht. Ich sollte glauben, es würde genügen, wenn ich meinen Titel: „Historiograph des preußischen Staates", den ich bei keinem meiner Bücher erwähnt habe, hier meinem Namen hinzufüge. Der Historiograph hat geschrieben nach den vorliegenden Urkunden und seinem besten Ermessen.

Wenn dann ferner der Staatsregierung Einwirkung auf die etwaigen späteren Ausgaben vorbehalten wird, so daß sie dieselben vielleicht auch nicht gestatten könnte, so wird dadurch ein Buchhändlervertrag im gewöhnlichen Sinne sehr erschwert. Ich möchte mir das Recht vorbehalten, die von mir zwar auf Grund der vorgelegten Dokumente, jedoch nicht innerhalb der Grenzen derselben, sondern mit aller Freiheit ausgearbeiteten Teile in die Sammlung meiner sämtlichen Werke aufzunehmen, die ohne dieselben defekt erscheinen würde.

Anders verhält es sich mit den eignen Aufzeichnungen des Staatskanzlers selbst, die als Eigentum des Staates betrachtet werden können und auf welche demselben ein Dispositionsrecht zusteht. Ich erlaube mir deshalb den Vorschlag, diese beiden Bestandteile gleich in dem ersten Vertrage zu trennen und für meine Ausarbeitung einen andern Maßstab anzunehmen als für die Publikation der eigentlichen Hardenbergschen Aufzeichnungen. Eine etwaige spätere Gesamtausgabe würde allezeit von der Staatsregierung abhängen, die Wiederholung meiner Ausarbeitung dagegen mir selbst und dem Buchhändler überlassen bleiben. Oder würde Ihnen ein andrer Vorschlag, um die Privatrechte des Autors und die öffentlichen des Staates zu vereinbaren, besser gefallen?

Wie soll es ferner mit dem Honorar sich verhalten? In der Historischen Kommission in München lag der Fall vor, daß die königliche Munifizenz den

Bearbeitern der Geschichte der Wissenschaften ein reichliches Honorar zugestand, welchem dann der Buchhändler ein buchhändlerisches hinzufügte. Bei den späteren Ausgaben fiel das natürlich weg. Das doppelseitige Verhältnis, das in unserm Falle eintreten würde, macht eine ähnliche Auskunft erforderlich. Ohne eine Aeußerung der Staatsregierung darüber läßt sich der Abschluß eines buchhändlerischen Vertrages nicht wohl bewerkstelligen. Ich bitte Sie, alle diese Bemerkungen Ihrer gütigen Erwägung zu würdigen.

Mit besonderer Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

L. v. Ranke."

Max Duncker ging in Briefen vom 17. und 26. November mit großer Bereitwilligkeit auf die hier ausgesprochenen Wünsche ein, und es wurde meinem Vater die volle Verfügung über seine eigne Ausarbeitung gelassen, so daß nur die Herausgabe der eigenhändigen Memoiren „im Auftrage der Staatsregierung" zu erfolgen hatte. Bei letzteren wurden Ranke zwei Dritteile des vom Buchhändler zu zahlenden Honorars zugebilligt, nachdem er in einem Schreiben vom 12. November auf jedes andre Honorar verzichtet hatte. Er wurde mit der Vorbereitung des Verlagsvertrages beauftragt, welcher sofort entworfen und der Archivdirektion vorgelegt wurde. Nach § 2 desselben sollte sich die Rankesche Darstellung von 1793 bis 1813 erstrecken. Hieran nahm Duncker Anstoß, denn dann, meinte er, würden die Hardenbergschen Aufzeichnungen, die nur den Zeitraum von 1803 bis 1807 behandeln, sehr weit zurücktreten. Auch wurde für die letzteren ein höheres Honorar gewünscht: 45 Mark, statt 30 bei der ersten Auflage für den Bogen; dafür könne bei späteren Auflagen ein geringeres Honorar eintreten.

Ranke erwiderte Ende Dezember 1874:

28.

„Hochverehrter Herr Geheimer Rat!

Ihrem Schreiben vom 18. Dezember zufolge würde meine die Einleitung der Hardenbergschen Memoiren bildende Darstellung nicht über das Jahr 1806 hinauszugehen haben. Ich würde den Krieg selbst von der Darstellung ausschließen und mit den Ereignissen, die den Ausbruch desselben unvermeidlich machten oder eigentlich schon enthielten, endigen. Für die Periode von 1794 bis 1806 würde ich die Materialien, die in der Schöllschen Zusammenstellung und in den Hardenbergschen Memoiren enthalten sind, benutzen. Die Periode ist keine solche, deren Schilderung dem Autor Freude machen könnte; aber ich hoffe, meine Arbeit wird dazu beitragen, die preußische Politik jener Zeit nicht zwar, wie man sagt, zu rehabilitieren, aber verständlich zu machen und dadurch auch die allgemeine Geschichte zu erläutern. Danach kann der Titel der ersten Abteilung abgeändert werden.

Da die eigentliche Einwirkung Hardenbergs erst im Jahre 1794 anfängt,

so würde ich dieses Jahr als terminus a quo und 1806 als terminus ad quem bezeichnen. 1793 behandle ich zwar, aber nicht mit der eingehenden Ausführlichkeit, welche notwendig wäre, wenn ich den ganzen Abschnitt bis 1813 umfassen wollte.

Was nun die zweite Abteilung betrifft, so ist Ihre Erinnerung, daß das von dem Verleger zu zahlende Honorar erhöht werden sollte, auf den ersten Blick sehr gegründet. Aber ich bemerke doch, daß sich voraussichtlich nur ein mäßiger buchhändlerischer Erfolg herausstellen wird. Eben die Anzahl der Dokumente, welche den Memoiren ihren vornehmsten Wert geben, wird eine Verbreitung derselben in das große Publikum verhindern. Aus diesem Grunde wäre ich mit dem Satze von zwei Friedrichsdor pro Bogen zufrieden gewesen, der von der Buchhandlung auf 30 Mark herabgemindert ist. Leider wird die Abwesenheit des Herrn Geibel, dem ich Ihren Vorschlag zukommen lassen werde, alle definitive Abmachung verzögern. Von meiner Seite kann ich nur versichern, daß mein Interesse bei der Sache nicht ins Gewicht fallen soll. Ich werde mit allem zufrieden sein, worüber Sie mit der Buchhandlung übereinkommen.

Die Staatsregierung wird alles tun, was ich verlangen könnte, wenn sie die Kosten übernimmt, welche das Manuskript, um es zur Darstellung fertig zu machen, noch erfordern dürfte. Um die Korrekturen zu erleichtern, würde es sich vielleicht empfehlen, derselben kundigen Hand, der ich die Besorgung derselben anvertraue, auch die der Abschriften zu übergeben; denn sonst würde ewiges Rekurrieren auf die originalen Handschriften erforderlich sein. Die Remuneration dafür würde der Staatsregierung zur Last fallen und bei der Schwierigkeit der Arbeit nicht ganz unbedeutend sein dürfen.

Ich weiß nicht, ob für mich selbst nicht noch eine besondere Ermächtigung, das handschriftliche Material, wie es vorliegt, abdrucken zu lassen, erforderlich ist. Veränderungen im Text werde ich nicht vornehmen; was ich zur Berichtigung der Angaben vorbringen muß, wird in der Einleitung enthalten sein oder in einzelnen Anmerkungen zum Vorschein kommen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

L. v. Ranke."

Wenige Tage nachdem mein Vater diesen Brief geschrieben, kam er persönlich mit Max Duncker zusammen und erreichte, daß ihm seitens der Archivdirektion die die Memoiren des Fürsten Hardenberg fortsetzende Arbeit des Legationsrats Schöll von der Mitte des Jahres 1807 bis zum Kongreß von Prag 1813 zur Verfügung gestellt und er ermächtigt wurde, die Arbeit doch bis zu letzterem Jahre fortzuführen. Auch in bezug auf das Honorar gab die Regierung nach. Alle Hindernisse waren somit beseitigt. Am 25. März 1875 kam der Verlagsvertrag zustande und wurde am 12. April vom Fürsten Bismarck bestätigt.

In demselben Jahre übernahm Heinrich v. Sybel die Direktion der Staatsarchive. Er war, wie er das am 14. August 1876 an Ranke schrieb,

der Meinung, daß auf dem Titelblatt der Denkwürdigkeiten die Worte: Königliche Staatsregierung, Königliche Archivverwaltung, Historiograph „nur den schönen Namen Leopold v. Ranke verdunkeln“, und auf seinen mündlichen Vortrag genehmigte Fürst Bismarck die Weglassung „dieser schönen Dinge“.

Die Korrekturen des Werkes gestalteten sich über Erwarten schwierig und zeitraubend, und doch machte es der Verleger, Karl Geibel, möglich, daß das Werk dem Kaiser an einem hohen Festtage, dem Neujahrstage 1877, zugleich am siebzigsten Jahrestage seines Eintritts in die Armee, überreicht werden konnte. Folgendes Schreiben begleitete die Sendung.

29.

Berlin, den 1. Januar 1877.

„Allerdurchlauchtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Herr!

Ew. Majestät sind heute vor siebzig Jahren in die Armee eingetreten, in einem Zeitpunkt, in welchem diese beinahe vernichtet und der Staat seinem Untergang nahegebracht war.

Welch ein Abstand, wenn wir heute die Augen aufschlagen und die Armee als unbestrittene Siegerin in den letzten großen Kriegen, den Staat mächtiger als je erblicken, selbstherrschend in der Mitte von Europa, Ew. Majestät aber nicht allein als König von Preußen, sondern zugleich als Deutschen Kaiser verehren. Wenn man Ew. Majestät an dem heutigen Tage Glück wünscht, so gilt der Glückwunsch zugleich dem preußischen Staate und der deutschen Nation.

Ich wage es nun, Ew. Majestät ein Werk zu Füßen zu legen, in welchem dieser große Umschwung der Dinge zwar keineswegs dargestellt, aber doch in seinem Ursprung erläutert wird. Mit Ew. Majestät Genehmigung werden darin die bisher zurückgelegten Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg publiziert, welche die Epoche des Unglücks betreffen und mannigfaltig aufklären. Sie würden, so allein in die Welt geschickt, einen trüben, melancholischen Eindruck hervorbringen, denn sie sind in den Jahren 1803 bis 1807 abgefaßt, als sich noch keine Aussicht der Rettung zeigte. Der Staatskanzler hatte sie einer nochmaligen Ueberarbeitung und einer Publikation in größerem Umfange vorbehalten, zu der schon ansehnliche Materialien in seinem Nachlaß vorhanden waren. Ich habe es nun unternommen, auf Grund der hierfür gesammelten Aktenstücke sowohl die vorangegangenen Begebenheiten, welche das Unglück herbeiführten, als auch die nachfolgenden, an denen die Regeneration begonnen wurde, darzustellen. In diesem letzten Teile, dem vierten Band, erscheint denn vor allem die Gestalt des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III. in einer trotz der bedrängten Lage unablässig auf die Wiedergeburt der Armee und die Wiederherstellung des Staates gerichteten Tätigkeit. Ew. Majestät eigne Jugendeindrücke fallen in diese Epoche. Ich wage zu hoffen, daß Ew. Majestät die Arbeit huldreichst annehmen und ihr die Teilnahme schenken werden, deren Allerhöchst Sie meine früheren Produktionen gewürdigt

haben. Es ist das erste Exemplar des Werkes, welches ich Ew. Majestät ehrfurchtsvoll darbringe.

Wenn ich nun aber nochmals den Zustand vor siebzig Jahren und den heutigen vergleiche, so beuge ich mich vor den großen Geschicken, die das Leben Ew. Majestät erfüllen. Man kann darin nicht anders als den Finger der Vorsehung erkennen, deren Weisungen Ew. Majestät tatkräftig und einsichtsvoll gefolgt sind, die dann auch fortan über Ew. Majestät teurem Haupte walten wird.

In diesem Vertrauen und mit unbegrenzter Huldigung ersterbe ich Ew. Majestät alleruntertänigster

Leopold v. Ranke."

Etwa am 10. Januar 1877 schrieb mein Vater an seinen Verleger Dr. Karl Geibel: [1])

„Da Sie es zu wissen begehren, so melde ich Ihnen, daß der Kaiser die Ueberreichung des für ihn bestimmten Exemplars sehr gut aufgenommen zu haben scheint. Er hat mir nicht allein mündlich dafür gedankt, sondern auch mein Anschreiben mit einem eigenhändigen Brief erwidert, der für die Auffassung seiner eignen Regierung von hohem Wert ist; er ist ein unschätzbares Dokument, welches, wenngleich auch nicht gegenwärtig, ein ander Mal veröffentlicht werden muß. An Fürst Bismarck werde ich unverzüglich schreiben."

Der Brief des Kaisers lautete:

Berlin, den 6. Januar 1877.

„Wenngleich ich Ihnen gestern schon mündlich meinen gefühltesten Dank für Ihr Anschreiben bei der Uebersendung der Hardenbergschen Memoiren aussprach, so muß ich dies hiermit nochmals tun, da Ihr Schreiben so vollkommen das ausspricht, was ich am 1. Januar *so tief* fühlte, und dem ich auch bei der Ansprache an die Generale an dem Tage Worte gab!

Denn gewiß wenig Menschen wie ich haben die Wechselwirkungen der Geschicke zu *bestimmten Momenten* des Lebens so verstehen lernen wie ich. Am 1. Januar 1807 mein Eintritt in die Armee in *Königsberg*, nach dem tiefsten Fall derselben und des Staats; und 1861 in Königsberg meine *Krönung* als Höhepunkt irdischer Macht! Am 10. März 1810 die letzte Geburtstagfeier meiner Mutter, so kurz nach der endlichen Rückkehr in die Heimat, und den 10. März 1814 das Eiserne Kreuz in Chaumont erhalten. Am 22. März 1814 den Wendepunkt nach schwankendem Kriegsglück, zum Sieg und Frieden. Mit dem Tode des Helden-Königs und Vaters zum Thronerben proklamiert, also im höchsten Schmerz die höchsten Verpflichtungen in Aussicht gestellt. Mit dem Tode des vielgeprüften Königs und Bruders sein Nachfolger und damit eine Aera betreten, die die Wege der Vorsehung sichtlicher zeigte, wie je bei einem Menschen! Aber auch welche *inneren* Kämpfe zu so großen Entschlüssen.

[1]) S.: Aus den Briefen Leopold von Rankes an seinen Verleger. Als Handschrift gedruckt. Leipzig 1886. Brief 120.

Sie sehen, daß wir uns in unsern Anschauungen völlig begegnen, denen ich hier einige helleuchtende Punkte hinzufügte! Also nochmals Dank von Ihrem ergebenen König Wilhelm."

(Schluß folgt)

Ueber Nutzen und Reform unsers Strafwesens

Von

Professor W. Mittermaier (Gießen)

Einzelne Ereignisse oder Beobachtungen erwecken stets wieder im Volke die Teilnahme an der alten Frage des Strafrechts: „Was nützen unsre Strafen und wie sollen sie beschaffen sein?" Eine Zusammenstellung über die bedenklich hohen Zahlen unsrer Kriminalstatistik, ein Plötzenseeprozeß, Bücher von Sträflingen wie Leuß und Treu, Beobachtungen aus Prozessen wie den Oldenburgern, Klagen bestrafter Redakteure, sie alle schlagen lebhafte Wellenkreise, während die wissenschaftliche Forschung ein kaum bemerkbares Fluten erzeugt. Aber Gelegenheitsbetrachtungen sind kaum jemals richtig, das heute für den einen Fall gefundene Ergebnis ist morgen im zweiten schon falsch. Wer die Frage stellt: „Was nützen die Strafen?", der muß erst wissen, was der Staat mit ihnen bezweckt. Dringt einmal ein Fernerstehender etwas weiter in diese Fragen ein, dann wundert er sich zumeist, daß sie noch nicht klar gelöst seien; seltener merkt er die gewaltige Schwierigkeit und die ewige Anziehungskraft dieses Rätsels, das mit den Grundfragen der Ethik und Psychologie aufs engste verbunden ist.

Fast ununterbrochen beschäftigt uns die theoretische Erörterung über Grund und Zweck der Strafe. Kein Strafrechtler entgeht den fast dämonischen Lockungen dieser Frage, wenn er auch noch so gern sie als müßig bezeichnen möchte. Fast jeder glaubt sie richtig gelöst oder doch etwas Neues gefunden zu haben, und jedem weist sein Nachfolger einen Grundfehler nach und stellt selbst die alte Vergeltungstheorie oder eine der vielen Zweckmäßigkeitstheorien in neuem Gewand auf, preist die Besserung oder Abschreckung oder erklärt, die Strafe diene der Selektion und Kräftigung des Brauchbaren im Sinne Darwins.

Wie wir so in der Studierstube über das Problem nachsinnen, warum wir einen Zehnpfennigdieb eigentlich strafen, während draußen ein Vulkan, eine Seeschlacht oder das gewaltige Kulturleben Tausende vernichtet, ohne daß wir nach dem „Warum" viel fragen, so geht auch das praktische Strafrecht im Gesetzgebungspalast, Gerichtssaal und im Gefängnis unsrer Frage nach; — seit Jahrtausenden arbeitet man an ihrer Lösung, auch hier zumeist einer bestimmten Anschauung, dem Abschreckungs- oder Zwangsprinzip oder dem Besserungsideal ergeben, aber doch weniger grübelnd und mehr dem naiven Takt folgend. Nie aber blieb bei dieser Strafreaktion als Unterströmung oder Begleiterscheinung

die Vergeltung aus, die Tochter der Rache, eine grobe und doch so berechtigte Aeußerung der Sittlichkeit.

Mag nun die Lehre von der Vergeltung recht haben — obwohl es ihr noch nicht gelungen ist, den Begriff sicherzustellen —, mag ihre erbitterte Gegnerin, die nüchterne Zweckmäßigkeitslehre, herrschen, oder mag die Praxis vielleicht siegen, die fast immer sich bemüht, zweckmäßig zu wirken und dadurch der Vergeltung zu dienen, — immer muß die Strafe dem Einzelfall, der Tat und der Schuld angepaßt sein, muß Individualisierung gelten. Jede Zeit versteht nur diesen Begriff in eigner Art. Auch heute ist das große Schlagwort: „Individualisierung der Strafe“ — aber auch heute fragt sich, was soll es eigentlich?

Zur Antwort werden wir wissen müssen, was wir strafen und strafen sollen. Ja was! Den Mord, den Betrug, den Hochverrat, das Abspringen von der fahrenden Trambahn, den Vertragsbruch des Gesindes, Teppichklopfen auf der Straße — alles das strafen wir, aber worin besteht sein gemeinsames, zur Strafe führendes Element? Man sagt, alles sei unrecht, wer aber sagt uns, was denn das ist? Es ist fast erstaunlich, daß auch diese Grundfrage heute noch keine gemeingültige Lösung gefunden hat. Wir wollen aber daran festhalten, daß wir nicht „das Unsittliche“, wie heute noch so viele Schwärmer meinen, sondern nüchtern nur die den jeweils anerkannten Gemeinschaftszwecken widersprechende Verletzung oder Gefährdung von Rechtsgütern strafen wollen und sollen. Dabei müssen wir aber entweder die Bestimmung, was unrecht ist, ganz der guten oder schlechten Erkenntnis des Richters überlassen oder sie von vornherein starr formalistisch und absolut im Gesetz vornehmen (wie wir es beim Mord noch tun) — oder es muß das Gesetz wenigstens allgemein die unrechte Tat umschreiben, die konkrete Gestaltung, die Wertung der einzelnen Handlung aber dem Richter überlassen. Bei dieser wohlweislichen Formalistik, die so lange nötig ist, als wir einzelne Menschen Irrungen unterliegen, muß manche Tat in dem Netz der gesetzlichen Tatformeln übersehen werden; denn es ist eine ungeheure Schwierigkeit, bei der Gesetzgebung alle Rechtsgüter, alle Angriffsarten vor Augen zu haben, und bei der etwas groben Art, wie der Gesetzgeber von jeher und besonders auch bei unsern Parlamenten verfährt, fällt manches zwischen den Formeln zu Boden; auch hier ist die aus einer Einzelbeobachtung geschöpfte Entrüstung über die Geringwertigkeit unsers Strafrechts nicht am Platze. Gewiß müssen wir unablässig die Formeln zu verfeinern, aber auch den Richter besser zu erziehen und die Art der gerichtlichen Feststellung der Straftaten zu verbessern suchen. Und dennoch werden immer wieder Lücken oder Härten vorhanden sein.

Sicherlich aber bleiben auch Tausende von Angriffen auf Rechtsgüter straflos, da sie nicht in fest zu umgrenzenden äußeren Tatbeständen ruhen, wie sie unser Staatsleben zur Beseitigung der Willkür und in weiser Beschränkung auf Erreichbares verlangt.

Unter allen den Tausenden vom Gesetz genannten Unrechtsarten sind begreiflicherweise ungeheure Unterschiede: während die eine die Welt erschüttert,

ärgert die andre kaum den Nachbarn. Der Bestand des Staates, seine Rechtspflege, sein Steuersystem, Ruhe, Frieden und Sicherheit der Straßen, Leib und Leben, Ehre und Vermögen des einzelnen, — täglich neue Rechtsgüter sind zu schützen und bieten in ihrer Bedeutung unendlich viele Verschiedenheiten. Alles das muß in der Art und Intensität der Unterdrückung beachtet werden; es ist aber nicht nur zwischen den verschiedenen Arten von Taten, sondern auch innerhalb derselben Art der Unterschied ein gewaltiger, und dazu wechselt die Wertung der Rechtsgüter von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr. Was heute noch als Unrecht gilt, kann morgen durchaus anerkannt sein. Mag sich auch der Gesetzgeber seit Jahrtausenden bemühen, einen genauen Katalag der Unrechtstaten aufzustellen, er kann kaum eine für wenige Jahre gültige Zusammenstellung verfertigen, er wird immer Anschauungen vertreten, die den andern merkwürdig, ja roh erscheinen, und er ist immer von der Auffassung des Richters abhängig, der oft den Zielen des Gesetzgebers widerstrebt.

Soll nun schon nach dieser äußeren Seite der Tat die Strafe tausend verschiedene Gestalten annehmen, nach Art und Stärke unendliche Mannigfaltigkeit im Gesetz wie im Richterspruch aufweisen, so wird diese Schwierigkeit noch erhöht durch die Forderung, daß wir nur die schuldhafte Tat strafen. Denn ob wir nun in der Strafreaktion „vergelten" oder zweckvoll nüchtern wirken wollen, — immer wollen wir den Geist des Täters oder die aus seinem Geist geborene Tat treffen. Mag man aber in der Schuld nur die kahle Willensrichtung auf das Unrechte sehen oder von bewußter Pflichtwidrigkeit reden, mag man dabei auf das Motiv der Einzeltat oder die ganze Gesinnung des Täters Rücksicht nehmen, jedenfalls haben wir auch hier tausend Verschiedenheiten zu beachten: Alter und Geschlecht, Erziehung, Gelegenheit der Tat, — alles, was den Willen und die Pflichterfüllung bestimmt, wirkt hier ein. Und da bei jeder Tatart alle Arten von Schuld möglich sind, so vermehren sich die individuellen Verschiedenheiten ins Unmeßbare.

Alldem steht nur die eine Strafe in wenig Arten gegenüber, eine Maßregel, die durch äußerlichen Zwang den Geist des Täters treffen und damit gewaltsam das Unrecht — jedes nach seiner Art — unterdrücken will. Wenn möglich, suchen wir in ihr zu individualisieren (früher selbst bei der Todesstrafe), aber wie schwer das selbst bei der Elastizität der Freiheits- und Geldstrafen ist, wird jeder begreifen und ebenso daß es wesentlich nur im Strafvollzug geschehen kann. Man wird jedoch verschieden individualisieren, je nachdem man über den Zweck der Strafe denkt: die Vergeltung nimmt auf das Aeußere der Tat besondere Rücksicht; bei ihr braucht das Uebel der Strafe weiteren Zwecken nicht zu dienen und kann verhältnismäßig gleich bei den verschiedensten Schuldarten sein, namentlich wenn man vom Gedanken der Willensfreiheit ausgeht. Ja, eine gewisse äußere Gleichheit und Härte der Strafe ist hier sogar erwünscht: in der Sünde sind alle gleich. — Die Besserung wird auf möglichst erziehliche, also möglichst verschiedenartige Einrichtungen sehen; die Warnung wird wieder mehr drastisch wirken wollen, und wer nur sichern will, wird den Zwang

möglichst einfach einrichten. — Da nun keine dieser Theorien rein gilt — Vergeltung und Besserung stehen im Vordergrund —, so mischen sich die Einrichtungen wieder aufs bunteste je nach der Anschauung des Gesetzgebers oder Vollzugsbeamten — und auch je nach den Wünschen des Volkes.

Um kritisch die Theorien zu prüfen, muß man vor allem den Strafvollzug genauer beobachten. Wir werden dann wohl zweifelnd fragen: wie kann man einer schuldhaften Tat gegenüber das rechte Uebel und wahre Maß der Vergeltung finden? Wie kann man sich Vergeltung für eine Beleidigung, einen Hausfriedensbruch, eine Polizeiwidrigkeit, einen Mord auch nur ihrem Sinn nach einheitlich vorstellen? — Wie können wir glauben, daß wir mit unsern doch noch recht kümmerlich eingerichteten „Besserungsanstalten“ — Haftlokalen oder Zuchthäusern, deren Hauptideal oft der große Fabrikbetrieb ist — oder gar mit der Geldstrafe einen Erwachsenen „bessern“? Wenn wir nur sichern wollen, dann müssen wir das viel mehr Verbrechern gegenüber tun, dazu aber brauchten wir nicht unsre großen Zuchthausbauten. Und wie kann man allen erwünschten Strafzwecken in einer Anstalt gleich gerecht werden? Daß solche Zweifel nie voll lösbar sind, sagt jeder erfahrene Kriminalist; jeder wird vielmehr erklären, daß wir Menschen nur wenige, die schon gefallen sind, bessern können — und das nur durch die allerbesten und sorgsamsten Einrichtungen und durch die allertüchtigsten Menschen, daß eine dauernde Sicherung außer bei Krankheit nur möglich sein kann gegenüber schweren oder gewerbsmäßigen Verbrechern, — daß beides zwecklos ist bei der polizeilichen Ordnungswidrigkeit so gut wie bei unendlich vielen durchschnittlichen Unrechtstaten gewöhnlicher Sterblicher, die nicht schlechter oder besser sind als alle andern. In unendlich vielen Fällen hat die Strafe tatsächlich nur den Sinn einer machtvollen Aufrechthaltung der Staatsautorität; etwas andres bezweckt hier weder der Gesetzgeber noch der Richter oder der Vollzugbeamte. Und daran wird der Staat auch noch lange festhalten, trotz aller Kritik, solange er die Geister nicht auf andre Weise bannen kann.

Wenn wir uns aber erst darüber klar sind, daß es eine Verschiedenheit der Strafzwecke gibt, wenn wir ihnen unsre Einrichtungen wirklich angepaßt und wenn wir aufgehört haben, einfach in dem Uebel als solchem das Wesen der Strafe zu sehen, — wenn wir anderseits uns daran gewöhnt haben, zu forschen, warum der Mensch dazu kam, ein Unrecht zu begehen, — dann können unsre Strafen mehr nutzen als heute, jede in ihrer Art, aber wie viele Jahrhunderte werden wohl noch vergehen, bis wir es gelernt haben, in die Seele des Unrechttäters hineinzuschauen, um die rechte Strafe zu finden! Viele unsrer Besten sind überzeugt, daß wir darin nie weiterkommen werden, während ich mit andern ebenso fest überzeugt bin, daß unsre naturwissenschaftlichen Forschungen uns auch auf dem Gebiete der Psychologie fördern werden.

Bei allem müssen wir freilich noch viel mehr als bisher die Strafe den andern Bekämpfungsmitteln angliedern. Wir werden nur dann mit der Strafe Erfolg haben, wenn wir sie einmal nur als letztes machtvolles Mittel zur

Beugung unter die Rechtsordnung verwenden und vorher andre Maßregeln versuchen — und besonders, wenn wir sie nur als Höhepunkt des Zwangs betrachten und die absolut nötige Nachkur nicht vernachlässigen, für die wir freilich bisher noch nicht den rechten Weg finden konnten. Das richtige soziale und psychologische Arzneimittel findet man eben nicht so einfach in einem Laboratorium, sondern nur durch langes, vorsichtiges Probieren und Beobachten in der Praxis. Ich hoffe dringend und ich glaube sicher, daß wir noch eine reiche Menge neuer Mittel zur psychologischen Einwirkung erhalten werden!

Bei allen diesen Erwägungen bleibt eine letzte Frage übrig. Jedermann wird zugeben, daß wir Räuber, Mörder, Diebe, Betrüger nicht dulden dürfen und gewaltsam niederdrücken müssen. Man wird hier Besserung, Sicherung, Warnung als Strafzwecke gelten lassen, sich auch mit der Vergeltung abfinden. Auch das wird man zugeben, daß der Staat Feinde seiner Verfassung und Landesverräter mit fester Hand niederhalten muß, daß energischer Zwang leider vielfach notwendig ist. Aber sollen neben diesen Feinden der Gesellschaft auch die Uebertreter von Polizeiverordnungen Redakteure, die gegen das Preßrecht handeln, Ehebrecher, Duellanten, Uebertreter der Gewerbeordnung, sollen neben ihnen kleine Diebe, Bettler, Beleidiger stehen? Sollen wir hier sichern oder zu bessern suchen? oder auch nur die Staatsautorität so drastisch aufrechthalten? Müssen wir bei jedem Unrecht vergelten? Wir müssen ohne weiteres zugeben, daß wir hier viel zu viel tun; langsam erkennt man an, daß man vielen die Strafe erlassen kann, daß der Staatsanwalt nicht sofort wegen jeder Unordnung einschreiten muß, daß der Kantsche Satz, die Welt könne erst dann beruhigt untergehen, wenn sie vorher den letzten Mörder hingerichtet habe, in der Realpolitik falsch ist. Sparsamkeit in Strafen predigt der Kriminalpolitiker, obwohl die Strafen scheinbar billiger zu haben sind als das Geld des Finanzministers. Gewiß wird der Staat häufig nur mit Zwang alle Arten Unrecht bekämpfen können, aber strafrechtliche Nervosität und Aengstlichkeit ziemt nur dem Schwachen; der in sich gefestigte Staat kann ruhig über vieles hinwegsehen.

Die Antwort auf die Anfangsfrage ist also keine leichte und keine einfache. Man kann sie nicht mit großem Optimismus geben. Viel prophezeien scheint mir auch vom Uebel. Aber ich glaube und hoffe, daß unsre Kriminalpolitik nicht revolutionär und nicht nervös, aber auch nicht zu zögernd den Bahnen folgen wird, in die sie schon durch eine energische Reformschule geleitet wurde. Ein guter Erfolg wird kommen, aber nicht schon morgen; mancher Irrweg wird auch in der Zukunft beschritten werden; nie werden das Unrecht, nie der Zweifel, nie die Schwäche aus unsrer Welt verschwinden.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

Hamburg 1850—1852

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Fortsetzung)

Hamburg, Sonnabend.[1])

Meine teure Mutter, soeben gelangen Briefe von der Doktorin und Elisabeth in meine Hände, die mir sagen, daß meine Mitteilung einen Eindruck gemacht hat, der mich tief betrübt. Ich dachte nur den Schmerz der Trennung bei Euch zu finden, den ich natürlich ebenso fühle; daß Ihr unwürdig von mir denken könntet, kam mir nicht in den Sinn. Könnt Ihr glauben, daß ich je anders handeln könnte, als mir die höchste Reinheit und Ehre es gebieten? Nein, das könnt Ihr nicht glauben; es war nur eine Trübung Euers Urteils, entstanden aus der Ueberraschung der unerwarteten Nachricht; wenn Ihr klar seht, dann, meine Mutter, wirst Du wissen, daß Dein Kind Dir rein in die Augen sehen kann und daß sie die unbedingte Achtung, die ihr zuteil wird und die sie jedem andern Erdengut vorzieht, verdient.

Ich habe wohl unrecht getan, bei meinem Reiseplan das so in den Vordergrund zu stellen, was durchaus nicht das erste Motiv war und ist. Ich tat es aus menschlicher Kurzsichtigkeit, weil ich glaubte, gerade dies würde Dich eher damit versöhnen als meine Idee überhaupt, weil ich weiß, wie Dir das Glück Deiner Kinder am Herzen liegt, und weil ich glaube voraussetzen zu können, daß ich durch eine Verbindung mit Fröbel das höchste Herzensglück erlangen würde. Aber, meine Mutter, ich hatte den Wunsch, nach Amerika zu gehen, längst ehe Fröbel hinging, und sein Hingehen wurde nur die zufällige Veranlassung, durch die ich diesen Wunsch und meine Ansicht darüber aussprach. Daß sich nachher das gegenseitige Bekenntnis daran knüpfte, daß wir uns gern begegnen würden, um als Freunde oder noch enger verbunden miteinander zu wirken, das war so einfach, so rein und natürlich, daß es nicht nur nicht unsrer Würde Eintrag tut, sondern sie erhöht. Gerade ebenso haben sich sonderbarerweise Karl und Johanna Fröbel gefunden; sie haben über ihren gemeinschaftlichen Zweck korrespondiert, sich dann die daraus erwachsende Neigung eingestanden und, als das Sehen sie bestätigte, sich verbunden. Und gewiß hat Euch doch Johanna Fröbel den Eindruck eines edeln weiblichen Wesens gemacht, was sie auch im höchsten Grade ist. Hätte ich auf unwürdige Weise einem Manne nachziehen wollen (ich mag das Unwürdige kaum schreiben), ich hätte ja längst gehen können. Nein, ich habe still gewartet, ob das Geschick meinen Wünschen entgegenkäme, und da es mir einen würdigsten Anhaltspunkt in dem guten lieben Ehepaar sendet, die so respektable Menschen sind, wie man sie nur finden kann, so fand ich, daß ich hierin das Wünschenswerte gefunden, ihnen

---

[1]) Dieser Brief ist am 29. Juni in Hamburg aufgegeben und in Detmold am 1. Juli angekommen.

mich anschließend, wollte ich hinübergehen und mit ihnen bleiben. Begegne ich Julius Fröbel, so werden wir uns achtungsvoll wie zwei werte Freunde grüßen; finden sich unsre Herzen, dann, liebe Mutter, schließen wir einen Bund, dem Dein Segen nicht fehlen kann, weil es ein heiliger Bund sein wird; finden sie sich nicht, so reise ich mit meinen Freunden und lerne das amerikanische Leben kennen und sammle mir Schätze der Erfahrung, die ich gut anzuwenden entschlossen bin. Gerade heute morgen war ich sehr glücklich, indem ich den ersten Brief nach jenem von Julius Fröbel durch seinen Bruder bekam, worin er mir die reine verehrende Freundschaft aufs neue ausspricht, die er für mich hegt. In dem reinen Glück, welches ich darüber empfand, dachte ich nicht, daß so schwere Wolken mir von Euch herüberziehen sollten. Daß Ihr Schmerz fühlen würdet um mein Gehen, erwartete ich, und es war ja ebenso natürlich, als ich ihn fühle, aber ich hatte es schon vergessen in der Ferne, daß Ihr ja anders als gut und würdig von mir denken konntet.

O! meine teure Mutter, ich habe es wahrlich nicht nötig, mich zu entschuldigen, denn ich bin mir nur des reinsten Willens und der pflichtgetreuesten Prüfung nach allen Seiten hin bewußt. Johanna Fröbel sagt immer, sie wundre sich, daß ich so ruhig sei. Das kommt daher, weil mein Herz sich rein und frei fühlt von jedem Makel und weil ich mir bewußt bin, daß ich das Gute und das Rechte will und wähle. Auch jetzt fühle ich nur den Schmerz, nicht die rechte Weise gewählt zu haben, obgleich ich dachte, es am liebevollsten und schonendsten gemacht zu haben; dies war menschliche Kurzsichtigkeit, aber in meinem Herzen ist kein Vorwurf, denn nicht mit einem Wort hab' ich die Würde meines Wesens vergeben, und die ungeteilte Achtung derer, die mich recht erkennen, verbürgt mir dies.

O! meine Mutter, gehöre Du zu diesen! Ich muß von mir jeden Gedanken, als könnte ich gehandelt haben, wie es sich nicht ziemt, abweisen; ich bin dessen unfähig, und ich verlange von denen, die mich lieben, daß sie es glauben. Weiter kann ich nichts sagen, mir selbst bin ich dieses Verlangen schuldig, denn ich handle recht nach meinem strengsten Gewissen. Euch aber, meine Teuern, bin ich es schuldig, daß ich sage: seht, mein Herz ist so voll Liebe zu Euch, laßt in diese Liebe sich nicht den bittern Wermutstropfen mischen; laßt sie zum ungetrübten Segensquell werden, indem Ihr an mich glaubt und mich mit Euerm Segen hinziehen laßt, in der Ueberzeugung, daß ich hier oder dort Eurer wert bin und bleibe.

Als Fröbels und mein einliegender Brief bereits geschrieben waren, erhielt ich den Deinen. Daß dieser Brief möglich war zwischen uns, das fasse ich jetzt noch nicht; mein einziger Wunsch dabei ist, daß Ihr alle nie bereuen mögt, so von mir gedacht, so zu mir geredet zu haben. Das Gefühl meiner Unschuld gibt mir den Mut und das Recht, auch nicht ein Wort zu meiner Verteidigung zu sagen, es ist eben nur der Kampf, den die ganze Welt kämpft, den auch ich kämpfe. Nur was Fröbel angeht, so erkläre ich für Lüge und niedrigste Verleumdung ein jedes Wort, das ihn anzutasten wagt.

Ich habe erwartet, besorgte Liebe zu finden, als ich rückhaltslos, kindlich und vertrauend meinen Plan Euch mitteilte; dem, was ich fand gegenüber, habe ich nur eins zu tun: das Opfer zu bringen, das Ihr verlangt. Die Folge wird beweisen, daß ich des Vertrauens wert war, das ich verlangte; wir hätten friedlich, glücklich, in Liebe alles lösen können, wenn Ihr gewollt hättet. Ihr habt nicht gewollt; ich werde bleiben nach Euerm Willen und ein würdiges Leben leben, aber durch mich selbst, ohne Eure Hilfe, für die ich danke. Was ich an Glück dabei einbüße, das werdet Ihr nie erfahren, und Ihr würdet es ja auch nie eingestehen.

Lebt wohl, und möge das Leid, das ich unwillentlich hervorgerufen, schadlos an Euch vorübergehen.

*

Hamburg, den 16. (Juli 1850).

„Liebe Mutter, Du fordertest mich in Deinem lieben letzten Briefe auf, fortan mit Vertrauen zu verfahren. Ich kann Dir in Wahrheit sagen, liebe Mutter, daß jeder Wunsch meines Herzens dem entspringt und daß ich nie anders verfahren hätte, hätte ich nicht geglaubt, gerade so liebevoller und besser gehandelt zu haben. Ich hatte es zu oft erfahren, daß Ihr meinen Plänen mißtrautet, und das war natürlich, denn unsre Naturen sind verschieden. Ihr wollt den ruhigen, reinen Erfolg gleich gesichert, ehe Ihr beginnt; ich weiß, daß ich für das, was mir das Rechte ist, streben muß und daß es Erfolg haben muß, auch wenn er nicht gleich gesichert erscheint. So wollte ich nicht eher als mit einem fertigen Plan vor Euch treten, und Gott ist mein Zeuge, daß mein Herz in reinster Liebe und lauterster Innigkeit nur noch Euern, besonders Deinen Segen zum Gedeihen meines Werks verlangte. Ich glaubte die besten Worte gewählt zu haben, um Dir mein Vorhaben, so wie es Deinem Mutterherzen am sanftesten sei, vorzutragen; ich habe mich geirrt, und diese menschliche Kurzsichtigkeit ist das einzige, was ich mir vorzuwerfen habe. Wie es Euch so tief betrüben, wie Ihr es so mißverstehen konntet, das begreife ich bis auf diese Stunde nicht und werde es nie begreifen. Ich habe sodann Deinem Willen meinen höchsten irdischen Wunsch geopfert. Deinen sorglichen Widerstand hätte ich freundlich liebend zu heben versucht und hätte mit Deinem Segen zu Deiner und meiner Ehre ausgeführt, was ich vorhatte; dies Gefühl lebt in mir und hat mich noch nie getäuscht; nur geht freilich alles nicht so schnell. Aber auch so werde ich Deiner und meiner würdig leben, obwohl weniger glücklich; und ich dachte gerade mit so frohem Herzen daran, mir ein Glück zu schaffen, an dem Du noch teilgenommen hättest. Nun, das ist vorbei, und ich will Dir nun erzählen, was ich zu tun gedenke, ob Du damit einverstanden bist.

Ich schrieb Dir schon, daß mich die Wüstenfeld und Fröbels dringend zu bestimmen strebten, hier zu bleiben, da sie meinten, daß mein geistiger Einfluß hier von großer Wirksamkeit werden könnte; doch wich jeder egoistische Wunsch in ihnen dem Wunsche, mein Glück zu fördern. Als sie aber hörten, ich bliebe, erneuten sie ihre Bitten, und die Wüstenfeld stellte es mit der großmütigsten

Weise ganz in meine Wahl, unter welchen Bedingungen ich bleiben wollte, wenn ich ihnen nur als Freundin und Mitarbeiterin an ihren wahrhaft humanen Bestrebungen bliebe. Ich sagte nun einfach die Bedingung, unter der allein ich bleiben könne, indem ich so viel tat, als ich konnte, um der Hochschule nicht zu nahezutreten und mir selbst auch nicht. Sie nahmen es mit Freuden an, und die Wüstenfeld sagte mir neulich noch: ‚Du bist mir ein unaussprechlicher Trost.' So gebe ich nun ein Kostgeld, welches ich sehr gut von meinem eignen Geld bezahlen kann, und behalte noch übrig, was ich sonst brauche. Ich kann also mit leichtem Herzen Dir, liebe Mutter, für Deine Güte danken und freue mich grenzenlos, wenn durch das, was meine Abwesenheit vielleicht erspart, Du Dir und den lieben Schwestern noch eine kleine Erholung mehr machen kannst. Ich komme auch gleich in den Fall, reelle Dienste hier zu leisten, da die Fröbel auf vieles Bitten sich endlich entschlossen hat, morgen mit der jungen Meier in ein Bad zu reisen und ich währenddessen den Haushalt, die Rechnungen und obere Leitung ganz übernehme. Auch wird mir von allen Seiten ehrenvolle Tätigkeit eröffnet. Bei all den Frauenvereinen bin ich zur Teilnahme aufgefordert. Eine sehr reiche und kluge Frau, die sich mehr auf geistigem Gebiet betätigt, hat mich aufgesucht, nachdem sie meine kleine Schrift, die hier in den weitesten Kreisen in vielen Abschriften kursiert, gelesen, und mich zur Teilnahme an einem literarischen Unternehmen aufgefordert, eine Novellensammlung zur Bildung der Frauen.

Ich hatte sehr interessante Tage. Uhlich[1]) aus Magdeburg ist hier mit seiner Frau; den ersten Tag waren sie ganz bei uns, und Fröbel und ich haben ihnen die Honneurs von Hamburg gemacht. Ich bin mehrere Stunden an Uhlichs Arm herumgegangen und habe viel von diesem edelwirkenden Mann gelernt. Heute abend spricht er vor der Gemeinde. Uhlichs sind mir so freundlich geworden, daß sie mich eingeladen haben, mit ihnen zu gehen oder sie zu besuchen, um das dortige Gemeindeleben, welches das reine Christentum realisiert, kennen zu lernen. So finde ich überall Achtung und Freundschaft, und mein Herz sagt mir, daß ich ihrer nicht unwert bin, weil ich mit reinem Willen nach dem Guten strebe. Soll ich nicht endlich auch ungestört am Mutterherzen die Stelle finden, nach der ich verlange, wo ich friedlich ruhen kann, weil ich weiß: die Mutter glaubt ganz an deine edle Natur und läßt dich im Segen deine Pfade gehen, weil sie weiß, du suchst auf deine Weise das Rechte. Laß es so sein.

Deine M."

*

23. Juli 1850.

„Meine literarische Tätigkeit bricht sich nun hoffentlich bald die Bahn; es

[1]) Leberecht Uhlich, 1799—1872, protestantischer Geistlicher, gründete 1847 in Magdeburg, wo er Prediger war, die Gemeinde der Lichtfreunde oder Protestantischen Freunde. Diese Bewegung hat sich mit der Bewegung der Deutsch-Katholiken von Ronge gemischt, und die Freie Gemeinde in Hamburg, von Ronge 1846 begründet, bestand meistens aus Protestanten in Uhlichschem Sinn. Uhlich war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments. Er hat eine Selbstbiographie geschrieben.

ist ja den Meistern selbst nicht schnell gegangen. Ich suche immer mehr durch strenge Freunde mir Urteil über meine eignen Sachen zu verschaffen und sie so reif zu machen zur Veröffentlichung. Unser Novellenunternehmen wird eifrig betrieben. Wir haben jetzt an einen sehr geschätzten Literaten geschrieben, unter dessen Oberaufsicht Campe[1]) die Sache zu stellen wünscht, und erwarten dessen Antwort, um ihm Novellen zur Beurteilung zu schicken. Als eine mir angenehme Unterbrechung dieser Tätigkeit liegt mir jetzt die Führung des Haushalts ob. Die Fröbel ist weg und wäre nicht gegangen, hätte sie ihn mir nicht anvertrauen können. Auch denke ich, ich werde ihn behalten, da sie, wenn sie zurückkehrt, doch ihrem Ziel so viel näher ist und der Ruhe alsdann bedarf, es mir aber wirklich Freude macht, wenn ich nach dieser Seite hin, wo ich von Natur nicht glänzend ausgestattet bin, mir durch fleißige Bemühung das Fehlende aneigne, da ich dies dem Weibe keineswegs erlassen haben will.

Ich hoffe, Du wirst damit zufrieden sein, daß ich diesen Winter hier bleibe; es ist wenigstens so ehrenvoll für mich wie möglich, daß sie nur meine Gegenwart hier so wünschen, daß sie es unter jeder Bedingung wollten, denn die Verpflichtungen habe ich freiwillig übernommen, weil es meinem Gefühl mehr entspricht. Hast Du nichts dagegen einzuwenden, so werde ich später um einige meiner Sachen, die ich alsdann geschickt zu haben wünsche, bitten.

Sieh, liebe Mutter, so tief ich Deine Güte erkenne und das Gefühl verehre, welches Dir sie eingab, so irrst Du darin doch noch in mir, und ich möchte Dir das so gern klarmachen, daß Du glaubst, es wäre mir nur um Veränderung, nur um Reisen überhaupt, nur um Neues zu tun. Niemand pflegt lieber als ich ein gegebenes Verhältnis, nur müssen darin meine Kräfte zur Tätigkeit kommen können, weil sie sich sonst gegen mich wenden und mich verzehren. Nach Amerika wollt' ich, weil eine tiefe, lang und still gereifte Ueberzeugung es mir als das Rechte für mich zeigte; kann ich das nicht, so entspricht der Lebenskreis hier ganz meinen Bedürfnissen; nach England oder sonstwohin zieht mich auch nicht der leiseste Wunsch, denn mich lockt nicht das Neue, sondern nur das, wo ich mein gewisses festes Ziel erreichen zu können hoffe.

Sieh, liebe Mutter, so meine ich das, und verlaß Dich darauf, so ist es.

Auf meine Veranlassung haben wir jetzt in der Hochschule einen Abend in der Woche, wo wir abwechselnd bei uns oder bei Dr. Bröckers zusammenkommen, nur der Hochschulenkreis, wir alle, Bröckers und Rées, und zusammen lesen, griechische Tragödien u. a. Diese Abende sind sehr gemütlich, und Dr. Rée sagte neulich, indem er mir zunickte: ‚So muß das Leben der Hochschule sein.‘

Am Sonntag fuhren wir im Boot durch den Hafen die Elbe hinunter eine Stunde lang bis zu dem Landhaus, wo Rées wohnen, und tranken den Tee. Es war wunderschön. Ich wünsche Euch so oft zu mir, Dich und Laura, wenn

---

[1]) Julius Campe (1792—1867) war seit 1823 Chef der Firma Hoffmann & Campe. Bei ihm, dem Freund Heines, erschienen alle liberalen Publikationen, und sein gesamter Verlag wurde 1841 in Preußen verboten.

es so wunderbar schön ist des Abends beim Mondschein an der Elbe und Alster, um Euch im Mitgefühl zu beweisen, wie es nie in mein Herz kam und je kommen kann, Euch minder zu lieben. Glaub's auch nie mehr, meine Mutter, und wenn Dir was unverständlich scheint, laß es uns sanft zwischeneinander aufklären. Weiter bedarf's ja zwischen guten Menschen nichts, und Du tust Dir selbst unnütz Schaden und mir ungerechtes Leid, wenn Du es anders machst. Denke heiter an mich, denn ich gehe in meiner Weise dem Guten nach wie meine Geschwister in der ihren, und das ist genug; wir müssen uns gegenseitig so achten, um nicht mehr voneinander zu verlangen. Hoffentlich bist Du wieder wohl, wie sehr wünscht dies

Deine

Malwida."

*

Hamburg, Sonntag.[1]

„Liebe Mutter, für die Verzögerung, die mein voriger Brief seiner Dicke wegen erlitten, will ich nun desto schneller wieder schreiben. Der Sonntag ist ein lieber Tag, denn außer den wundervollen Predigten des Herrn Weigelt in der Freien Gemeinde bringt er dann auch immer einige Stunden fast ununterbrochener Berührung mit vielen Menschen, die mir wahrhaften Genuß gewähren.

So habe ich denn jetzt auch mich behaglich in unserm kleinen Garten zum Schreiben etabliert, nachdem ich schon den Morgen in der Versammlung der Freien Gemeinde verbracht, welche heute zum erstenmal in dem sehr schönen Saal der Tonhalle war. Unser Singverein, von dem viele Mitglieder der Gemeinde angehören, hatte mehrere schöne vierstimmige Sachen einstudiert, und so begrüßten wir heute die Gemeinde von oben herab mit schönem, sehr gelungenem Gesang, während Weigelt uns von unten herauf seine erhebenden, kräftigenden Worte des Geistes und der Wahrheit sandte. Es war wieder ein sehr schöner Morgen. Nachher macht' ich wieder mit meinem lieben Professor Besuch bei der kleinen lieblichen Doktorin, die mich so artig um Besuch gebeten hatte, trafen sie und ihren Mann gerade beim Frühstück und nahmen an demselben teil, dann zu dem jungen Mädchen, die ich bei ihr kennen gelernt, die aber nicht zu Haus war. Darauf wandelten wir einen schönen Weg dem Hafen entlang zurück und kamen, ich weiß nicht wie, in eine englische Konversation. Fröbel spricht vollkommen schön Englisch, und ich profitiere gern von der trefflichen Gelegenheit.

Mit dem lieben Ehepaar leb' ich täglich heiterer und vertrauter. Die arme Johanna ist diese Tage wieder viel leidend gewesen, doch tröstet sie der Doktor mit gleichem Trost wie Du. Gestern nachmittag gingen wir drei nach einem Landhaus an der Elbe, welches einer Schwester von Margareta Meier, der hübschen Pensionärin, gehört. Es war wunderschön da, und wir wurden eingeladen, oft zu kommen. In der vorigen Woche war ich drei Abende hintereinander nicht zu Hause. Am ersten in der Gemeindeversammlung, die sehr

---

[1]) Dieser Brief soll im August 1850 geschrieben sein.

interessant war, den zweiten ganz allein bei der Doktorin Iseler, der schönen geistreichen Frau, von der ich schon schrieb. Sie sagte es mir neulich, ich müßte etwas kommen, ganz allein, und wir verbrachten ein paar sehr schöne gehaltvolle Stunden; sie ist eine sehr merkwürdige Persönlichkeit, sehr abgeschlossen, in einsamer Selbstvollendung ihr Ziel erblickend, alles an ihr und um sie einfach, rein, edel, ruhig und klar; jedes ihrer Worte scharf, bestimmt, gründlich durchdacht. In vielem stimme ich nicht mit ihr überein, aber sie interessiert mich ungemein und fordert die edelsten Tiefen meines Wesens heraus, auch wo ich ihr opponieren muß. Den dritten Abend war Singverein in einem Haus am großen Alsterbassin bei einer sehr reichen, eleganten Frau, wo es reizend ist. Wir amüsierten uns sehr gut. Sie, die Fröbel, war auch mit. Zuletzt kam ein ganz wundervolles Gewitter, über dem Wasserspiegel flammten die Blitze, und der Donner rollte als Grundton unsers Gesangs.

Unser kleines Gärtchen ist uns sehr nützlich. Zwischen, vor und nach den Stunden wird hineingesprungen. Nachmittag sitzen Fröbels und ich gewöhnlich darin und lesen zusammen; die andern schließen sich selten an; dann gehen wir spazieren, und dann soupieren wir und gehen zu Bett. Zuweilen geh' ich mit meiner Schar auch noch im Mondschein ins Gärtchen, singen zweistimmig oder treibe manchmal den Unsinn mit, den die andern angeben. Ich wundere mich manchmal selbst darüber, wie schnell ich zwischen den Menschen einheimisch werde. Ich kenne hier nun bereits alle Verhältnisse der mich näher Umgebenden; alles wird mir mitgeteilt, ja und mir ist auch, als kennte ich alle schon seit Monaten. Ich fühle, daß sie mich lieben, und ich hab' sie auch recht lieb, aber dennoch, in all dem, was mich anzieht und interessiert, verfolge ich nur ein heiliges unverrücktes Ziel, und zwischen Menschen oder allein ist das die Sonne, die meinem Herzen leuchtet und mich zufrieden macht in mir, unabhängig von den äußeren Dingen, wenn sie mich nicht geradezu darin hemmen."

*

Hamburg, den 12. (August 1850).

„Liebe Mutter, möchten diese Zeilen Euch wieder alle wohl treffen und besonders die armen Augenleidenden genesen, für die ich das innigste Mitgefühl empfinde.

Wir hatten den Besuch von dem lieben trefflichen Hildenhagen sechs Tage bei uns im Hause. Er war zu der großen norddeutschen Lehrerversammlung gekommen. Vorigen Montag fanden in derselben Beratungen über Hochschulen für das weibliche Geschlecht statt. Wie viele Damen waren anwesend! Unsre Lehrer sprachen glänzend für dieselben, sie fanden aber auch viele absurde Gegenreden, und die letzte derselben empörte mich so, daß ich mir Papier und Bleistift geben ließ und einen kurzen energischen Protest in der Frauen Namen aufschrieb, daß wir uns nicht mehr die Grenzen unsrer Betätigung vorschreiben lassen, sondern jeder Vollkommenheit uns nähern wollen, deren wir fähig sind, ohne darum unweiblich zu werden; eine andre Dame folgte meinem Beispiel; Hildenhagen übergab es dem Präsidenten, und derselbe verlas es am Schluß

der Verhandlung. Es wurde mit lautem Beifallssturm aufgenommen, und Rée sagte mir nachher: ‚Das Bedeutendste an der Versammlung war das, was Sie getan haben.‘ Auch hat es schon den Beschluß zuwege gebracht, daß im nächsten Jahr Lehrerinnen dazu eingeladen werden sollen. Mehrere der Lehrer, die ich dann noch privatim sprach, schieden von mir mit voller Anerkennung dessen, was wir wollen und was hier auf der Hochschule erstrebt werden soll. Von da zogen wir in heiterem Kreise in das Landhaus meiner literarischen Freundin, wo wir zu Mittag aßen, und von da fuhr ich mit Hildenhagen, seiner Schwägerin und Doktor Rée auf Rées Landhaus an der Elbe, wo wir einen idealischen Abend verlebten. Erst um zehn Uhr schifften wir uns nach Hamburg ein und fuhren eine Stunde weit auf dem nächtlichen Strom unter dem Sternenhimmel in schönen Gesprächen zurück.

Mittwoch war die Taufe, wo ich als Stellvertreterin der Frau Kinkel fungierte. Es war ein reizender Abend von fünf Uhr nachmittags bis ein Uhr nachts. Ich traf einen lieben, gemütlichen, sehr wohlhabenden Bürgerfamilienkreis (bei dem Souper floß der Champagner); das Kind wurde auf die Namen: Robert Gottfried, zur Erinnerung der beiden Märtyrer der Freiheit,[1]) getauft. Liebe, herzliche Menschen von dem siebzigjährigen Großvater herab, der der Erste war bei Gesang, Wein und Tanz, bis auf ein reizendes kleines Mädchen, das älteste Kindchen meiner kleinen Gevatterin. Ich war bald dort einheimisch und schied, begleitet von Freundschaftsversicherungen und rührender Herzlichkeit.

Donnerstag hatten wir Singverein hier, wo ich Geißler einführte und vielen bekannt machte.

Freitag machten wir abermals eine schöne Wasserpartie, die Wüstenfeld, der Ungar, die beiden Sattlers, deren Bruder und ich. Dieser Bruder war nur einige Tage hier und ist nun fort nach Amerika, da er als eifriger Demokrat aus Bayern fort gemußt hat, er ist ein sehr vortrefflicher, schon durch viele Leiden geprüfter Mann, der seine Kräfte und sein großes Vermögen nun ganz der Gründung der Kolonien in Virginien, dem neuen Vaterland und der Zuflucht derer, die ihre undankbare Heimat von sich stößt, widmen will. Ihm folgen in weniger Zeit die Freunde, mit denen ich wollte, und der Ungar.

An jenem Abend fuhren wir hin, die Schiffe zu besuchen, die jene fortführen werden, und kehrten erst im Sternenglanz auf dem Wasser zurück; saßen dann bis Mitternacht bei Wüstenfeld in feierlich ernster Stimmung, dann schied der wackere Sattler; sein Schiff ging in der Nacht; er ging, obwohl tief bewegt, doch mit der Ueberzeugung, das Beste zu tun, und dies gab seinen Schwestern auch die Kraft, den Abschied ruhig zu tragen; sie wissen: er wirkt dort für seines Herzens Ideal wie hier, und es müssen ihm über kurz oder lang alle folgen, die

[1]) Robert Blum, der am 9. November 1848 in Wien erschossen wurde, und Gottfried Kinkel, der 1849 an der badischen Revolution teilnahm, gefangen und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde, aber dank den Bemühungen seiner Frau Johanna und seines Freundes Karl Schurz aus der Festung Spandau entkam und sich mit seiner Frau in London niederließ. Beide waren mit den Fröbels sehr befreundet.

es ehrlich mit dem Guten meinen, wenn es hier so fortgeht und die Willkür jeder freien Brust das Atmen abschneidet; denn immer trüber wird Deutschlands Himmel; auch Schleswig-Holstein wird durch Verrat und Erbärmlichkeit enden, denn die Statthalterschaft scheint der Reaktion verkauft und liefert die Sache der Freiheit in die Hände fremder Despoten.

Gestern morgen sangen wir in der Gemeinde, wo auch Geißler war, und apropos: Sonnabend abend sah ich die Rachel für vierundzwanzig Schilling im Parterre, wo die Preise ermäßigt waren und wo wir, da wir Herren hatten, sehr gut hinkonnten. Somit ist ein langjähriger Wunsch erfüllt, und der Eindruck ist ein unvergeßlicher. Solche Gestikulation sah ich noch nie; sie gab die Maria Stuart, und der Ausdruck der Leidenschaft in der Szene mit der Elisabeth war wirklich erschütternd und unübertrefflich; es war die vollste Natur und die höchste Kunst, die Raserei des leidenschaftlichsten Schmerzes und doch keine Linie breit über die Grenze der Schönheit hinaus, studiert bis ins Kleinste und doch völlig genial."

*

Hamburg, den 3. September (1850).

„Meine liebe Mutter, in der schönsten Stimmung nach wahrhaft erhaben schönen Stunden setze ich mich hin, Dich zu begrüßen. Ich komme eben aus der Freien Gemeinde, wo unser Singverein sang heute aus dem Grunde, weil des allverehrten Weigelts Geburtstag war. Die große Tonhalle war dichtgedrängt voll Menschen, und Weigelt sprach so herrlich, so über allen Zweifel siegend, so erhaben geistig und doch so rein und voll menschlich zugleich, daß ich nur einen Wunsch hatte: wären doch alle, die ich liebe, hier und könnten mit mir aus diesem reinen Geistestrank der Hoffnung für die Zukunft trinken. Und als seine Rede beendigt war, da stimmten wir von oben eine wundervolle Beethovensche Hymne mit neuem Text an und waren alle so hingerissen, daß wir wirklich wunderschön sangen und uns am Schluß alle gerührt und freudig zunickten. Dann war eine wahre Pilgerfahrt unten zu Weigelt, und nie hat ein Prediger wohl schöneren Geburtstag gefeiert; ein jeder drängte sich, ihm die Hand zu drücken, ja sogar ein preußischer Major ließ sich ihm vorstellen und drückte ihm seine tiefste Anerkennung aus. Als ich hingelangte und dem lieben Mann die Hand drückte, da zuckte sein Gesicht in tiefer Rührung, und ich sagte ihm: ‚Sie haben sich selbst das schönste Geburtstagsgeschenk gegeben.'

Zu unserm Singverein wünsche ich mir überhaupt immer Laura her, die nicht nur für denselben eine große Stütze sein, sondern selbst viel Freude daran haben würde. Ich weiß nicht, ob ich einmal schrieb, daß wir einen andern Direktor haben wie anfangs, einen älteren Mann, den geistvollsten Musiker Hamburgs auch außer der Musik, höchst gebildet und liebenswürdig. Mit diesem hab' ich ein Unternehmen entrepreniert, dessen Gelingen mich wahrhaft beglücken würde. Wir waren nämlich heute vor acht Tagen, Sattlers und ich, mit meinem ungarischen Freund hinaus in eine der Vorstädte, um dort andre ungarische Flüchtlinge aufzusuchen, fanden sie auch, einen ungarischen Major mit einer

jungen lieblichen Frau, die in andern Umständen ist, kein Wort Deutsch spricht und die so arm sind, daß sie nicht von einem Tag zum andern zu leben haben. Mein Freund teilte seine kleine Reisebarschaft mit ihnen, und als er in dieser Woche fortreiste, befahl er sie mir auf die Seele. Ich entwarf einen Plan und brachte den geistvollen Herrn Otton auf meine Seite. Wir wollen nun heut in acht Tagen hier im Saal eine Matinee veranstalten, zu der Otton die ausgezeichnetsten Kräfte engagieren will, die hier in Hamburg sind, und wir bei und durch die Damen, die hierherkommen, die Billette unterbringen.

Mein Ungar hat einen sehr wehmütigen Abschied von mir genommen; er hatte ein edles Heldenherz und war mir darum lieb; zum Abschied sagte er mir die schönen Worte: ‚Sie sind die einzige, die ich nie habe von der Höhe heruntersteigen sehen.' Er hat mir auch versprochen, Nachricht von sich zu geben.

Gestern morgen ist eine neue Hochschülerin angekommen, ein recht interessantes junges Mädchen, von der ich schon viel wußte; sie hat eine hübsche Sopranstimme, und so haben wir ein Quartett zusammen, nach dem wir uns lange gesehnt, Fröbel, ich und Geißler, welcher wohl hier auch Hausfreund werden wird; er hat Beschäftigung und bleibt länger.

Die Fröbel ist wieder da und hat die Wirtschaft vorerst wieder übernommen, weil sie es durchaus wollte, da sie meinte, die Bewegung sei ihr gut; sie vertraute mir aber gestern an, daß ihr Mann so befriedigt gewesen wäre von meiner praktischen Ausübung, daß er gesagt hätte: ‚Nun wollt' ich erst recht, daß sie mit Julius vereinigt würde.' Mir liegt dieser Gedanke ganz im Hintergrund, obwohl des trefflichen Mannes Bild aus einem neuen Brief mir wieder klarer und reiner hervorgetreten ist; aber ich habe alle falsche Sehnsucht aus meinem Leben abgetan und lebe in rüstiger Arbeit der Gegenwart und finde darin den Lohn eines mit sich selbst einigen und befriedigten Herzens. Daß ich oft in tiefer Sehnsucht Eurer gedenke, das ist die notwendige Schattenseite, die jedem menschlichen Verhältnis beigefügt ist; möchte es mir wenigstens gelingen, Euch und vor allen Dich, meine liebe Mutter, endlich zu überzeugen, daß der Drang meines Herzens mich nicht auf die falsche Bahn geführt, sondern dahin, wo ich, in Entfaltung meines eigentlichen Wesens, Segen verbreite und Segen ernte und dadurch Euch, die ich so zärtlich liebe, am schönsten ehre, und möchtet Ihr mir dann in allen Fällen glauben: daß ich nicht gewissenlos auf zweifelhaften Pfaden, sondern in ernstprüfender Selbsterkenntnis dem Ziele zugehe, von dem ich weiß, daß ich es erreichen muß.

In acht Tagen gehen unsre Ferien an; da gehen alle meine Gefährtinnen weg; Sattlers aber, hoff' ich, kommen wieder, und zwar hauptsächlich, wie sie selbst sagen, mir zuliebe, denn sie haben sich aufs engste an mich angeschlossen. Die neue Schülerin bleibt, und Anna Koppe[1]) wird wohl in der Zeit kommen, sonst wär's etwas einsam, welches aber nichts tut, da ich in der Zeit einige literarische Arbeiten beendigen will, zu denen ich jetzt gar nicht komme. Auf

[1]) Anna Koppe heiratete später Friedrich Althaus.

Anna freue ich mich unendlich, wie natürlich, und verspreche mir überhaupt für den Winter viel Gutes, da die schönsten Pläne vorliegen: noch einige tüchtige Lehrer engagiert sind; mehrere bedeutende Männer, die sich jetzt hier aufhalten, hergezogen und zu Abendvorträgen veranlaßt werden sollen, wie zum Beispiel Venedey,[1]) der ein Freund Dr. Rées ist, und andre."

*

Hamburg, den 10. Oktober (1850).

„Liebste Mutter! Da mir Luise schrieb, ich könne Dir wieder selbst schreiben, so kann ich es nicht unterlassen, Dir wenigstens mit ein paar Worten mein tiefes Glück auszusprechen, daß Du wieder besser bist und daß die Gefahr, die über Dir schwebte, vorübergegangen ist.

Meine Gegenwart war nun auch gerade hier sehr nötig, da der Ablauf der Ferien, die Ankunft neuer Pensionärinnen und manche neue Einrichtung meine Hilfe erforderten. Dann haben sie mich in den großen Zentralfrauenverein und in den Armenpflegeverein gewählt, ferner habe ich an einer Armenschule Stunden übernommen; endlich hatten wir am Montag eine große Versammlung aller Vereine, um einen großen Erziehungsverein zu begründen, wo nur alle Fragen der Erziehung besprochen werden sollen und ins Volk vernünftigere Ansichten verbreitet werden sollen, da der Eintritt allen Ständen, namentlich auch den Bürger- und Handwerkerfrauen als Müttern, möglich gemacht werden soll. Es wurde eine Kommission gewählt, um die Vorschläge vorzulegen, und es war mir sehr eigen, als plötzlich mein Name gerufen wurde und mit großer Majorität angenommen. Nun besteht die Kommission aus drei Herren, einer andern Dame und mir. Ich freue mich über dies alles, weil ich unendlich viel dabei lerne und fähig werde, einen großen Geschäftsüberblick und praktische Tätigkeit zu gewinnen.

Von Julius Fröbel erhielten wir Briefe. Er ist von der amerikanischen Regierung einer wissenschaftlichen Expedition nach Zentralamerika beigesellt und wird wahrscheinlich beim Kanalbau von Panama, der die beiden Weltmeere verbindet, angestellt werden. Er schreibt, die Bedingungen seien äußerst günstig und die Reise wohl eine der genußreichsten, die man auf der Welt machen könnte. Gewiß steht diesem edeln Mann noch eine schöne Wirksamkeit auch in der Neuen Welt bevor, und ich wünsche es von Herzen. Er ist ja eigentlich Naturforscher und wird sicher sein Name auch noch neben Humboldt, der ihn persönlich auch sehr liebt, gereiht werden.

Vor einiger Zeit hatten wir hier einen sehr interessanten Abend. Weigelt mit seiner Frau waren hier, dazu kam ein Bekannter von uns, welcher Venedey hier einführte, zwei berühmte Ungarn, die sich jetzt hier aufhalten und sehr liebenswürdige Leute sind, mehrere sehr geistvolle Damen, endlich Sir Elihu

---

[1]) Jakob Venedey, einer der berühmtesten Revolutionäre und Gegner Preußens in den Jahren 1830—1850, lebte von 1832—1848 als Flüchtling in Frankreich, England und Belgien, war Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung in Frankfurt und des Rumpfparlaments in Stuttgart. Er lebte seit dem 18. Juni 1849 in Bonn.

Burritt, der Friedensmann vom Kongreß zu Frankfurt, von dem Ihr gewiß gelesen habt.[1]) Es war wirklich ein geistreicher Salon an dem Abend, und die Hochschule war im schönsten Glanze. Fröbels sind mir zuvorgekommen und sind vor einigen Tagen zur Freien Gemeinde übergetreten. Die Sache ist so einfach, daß, wenn man innerlich damit fertig ist, es äußerlich gar nichts bedarf als Anmeldung bei Weigelt, und die Gemeinde wächst täglich. Seit diesem Sommer ist sie über 300 Menschen stärker geworden. Daß ich Stiftsdame werden soll, ist mir fast komisch; man muß erst hören; wenn ich nicht dort zu sein brauche, ist mir die Sache schon recht. Die Einkünfte würde ich im Dienste der Menschheit würdig zu gebrauchen wissen, doch wird das wohl nicht gehen.

Und nun leb wohl, liebe Mutter, möge es fort und fort besser gehen.

Gedenke in Liebe Deiner

Malwida."

*

Den 28. Oktober 1850.

„Liebste Mutter (sie dankt für Briefe am Geburtstag)! Gestern abend schloß ich mein Lebensjahr mit einer schönen einsamen Stunde auf meinem Zimmer. Wir waren abends allein zu Hause gewesen und zogen uns früh zurück. Mein Herz war so voll Andacht und Frieden, daß es mich trieb, mich auf die Knie zu werfen, und da gedacht' ich mit der vollen Liebe, die nie gewankt hat, meiner teuern Eltern, Geschwister, Freunde, der vielen Menschen, die achtend und liebend sich an mein Leben anschließen, und ich war voll Dank und Freude, denn ich fühlte mich der Reihe dieser Guten wert; durch mein vergangenes Leben zieht sich, wie ein fester Faden, der reine Wille zum Guten und das Streben nach Wahrheit; und dieselben leiten mich in die Zukunft hinüber, und der Erfolg wird ihnen nicht fehlen, das heißt der Erfolg des inneren Friedens und der Liebe edler Menschen, und das ist genug. Auch heute morgen, als ich aufstand und nach dem gestrigen sehr schlechten Tag die helle Morgensonne in mein Fenster strahlte, da war ich voll Freude und Friede, wie es nur der Mensch kann, der einig mit sich selbst ist.

Dies sei Dein bester Lohn, liebe Mutter, für Deine Güte und Liebe.

Wie gern möchte ich Dich und die Schwestern manchmal herzaubern, um an manchen Freuden meines Lebens teilzunehmen. Zwar ist meine Zeit nicht mehr so arg in Anspruch genommen wie früher, denn ich habe mich von mancher Geselligkeit wieder losgemacht, weil es mir zuviel wurde und ich meine Zeit nicht so zersplittern mag. Ich lebe jetzt fast nur zu Hause, aber doch gerade bewegt genug; wollte ich, so könnte ich fortwährend aus sein. Unsre Stunden sind sehr schön; ich habe aber auch da Beschränkungen eintreten lassen und will diesen Winter nur die Naturwissenschaften, welche ausgezeichnet vertreten sind, betreiben, da ihre Kenntnis für die Schriftstellerin sowohl als Erzieherin not-

---

[1]) Elihu Burritt, ein Apostel des allgemeinen Friedens, war in New Britain (Connecticut) geboren, nahm bedeutsamen Anteil an den Friedenskongressen von Brüssel, Paris und Frankfurt (1850). S. Northend, Life of E. Buritt (New York 1879, 2 vols).

wendig sind. Wir haben Zoologie, von der ich noch gar nichts wußte, ganz ausgezeichnet vorgetragen, dann Chemie mit wunderschönen Experimenten, dann wird ein spezieller Freund von mir, Dr. Baader, ein sehr geistvoller Mann, Vorträge über Kosmologie halten als Vorbereitung zum Verständnis des Kosmos, worauf ich mich sehr freue. Dieser Mann nimmt sich auch meiner Schriftstellerei sehr an; ich hatte einen Aufsatz über die Antigone geschrieben, den ich ihm zeigte und von dem er sagte: es sei eine ganz neue Auffassung des Altertums und sehr gut, und mir riet, eine Beurteilung aller Frauen des Sophokles daran zu schließen. Ich komme nur leider zu wenig zum Schreiben.

Sehr hübsch sind unsre Donnerstagabende, wahrhafte Pariser Salons, wo man geht und kommt, sich ungeniert unterhält, und immer bedeutende Menschen. Venedey ist ein Hauptgast; er ist ein sehr gemütlicher lieber Mensch, der aus seinem vielbewegten Leben manches Interessante zu erzählen weiß.

Leb wohl, liebste Mutter, sei tausendmal gegrüßt von Deiner

M."

(Schluß folgt)

Der Sklave

Von

Fr. W. von Oestéren

Deidamia, die junge Herrin, war jäh erkrankt. Gestern noch hatte sie sich in der purpurverbrämten Sänfte durch die Gärten tragen lassen, hatte mit den Hunden gespielt und mit ihren dienenden Mädchen gescherzt und gelacht. Ueber Nacht hatte sich dann das Fieber in die Adern ihres schönen, weißen Leibes geschlichen, und nun lag sie da — seit Stunden halb bewußtlos, mit brennenden Wangen und trockenen Lippen. Aroklos, der gefeiertetste Arzt Thebens, war an das Lager der Kranken berufen worden, hatte Pulsschlag und Wärme geprüft, Herz und Lungen behorcht und dann sorgenvoll Befehle erteilt und geboten, daß man den Gatten Deidamias, den reichen Handelsherrn Kleidas, benachrichtige. Dieser war eines Gütertausches wegen gerade nach Athen verreist. Drum sattelte einer der Sklaven das schnellste Roß aus Kleidas' weiten Ställen und sprengte dem Herrn nach, um ihn zurückzurufen, damit er sein Weib noch vor dem Verlöschen sähe. Denn Aroklos verhehlte nicht, daß die tückische Krankheit, die sich unerklärlich ins Blut Deidamias geschlichen hatte, todbringend werden könnte.

Die junge Herrin krank, sterbenskrank! Der Jammer, der darob im goldstarrenden Marmorhause des reichen Kleidas herrschte, war echt, war tief empfunden. Mägde und Diener, das ganze zahlreiche Volk der Sklaven trauerte; denn sie alle liebten die milde, gütige Herrin, deren Lachen das Glück auf alle Wege zauberte, deren heller Blick in jedes Herz ein Stückchen Sonne senkte.

Mit blassen Angesichten, trüben Augen und besorgt fragenden Mienen huschte die Dienerschaft dahin, angstvoll den Schall der eignen Tritte dämpfend, sorgsam jedes laute Wort meidend. Flüsternde Stille, banges Halbdunkel im ganzen Hause.

Auf ihrem weichen, weißen Lager im gewebereichen Gemache lag Deidamia im Schlummer der Betäubung. Ihr zur Seite kniete Phalissa, die alte Amme, die treue Sklavin, und wich nicht von der Stelle, unermüdlich die heiße Stirne der Kranken kühlend, den trockenen Gaumen letzend. Nur sie und der Arzt hatten, seit Deidamia daniederlag, Zutritt in dieses Gemach; keinem andern gewährte die alte Phalissa Einlaß — indessen, bis der Herr käme, dem sie dann weichen müßte. Das verdroß die vielen Mägde, die ihre Herrin so lieb hatten und sie doch gerne, so gerne gesehen, wenn nicht gepflegt hätten. Und nicht nur diese. Da war noch jemand im Hause, der sein Leben gelassen hätte für das Recht, die kranke Gebieterin pflegen zu dürfen, und dieser eine war Aeson, des Kleidas Lieblingssklave. Bleicher als die andern und gebeugter ging er auf unhörbaren Sohlen einher, hundertmal während eines Tages schlüpfte er an dem Vorhange vorbei, der ihn des Anblicks der Kranken beraubte, und versuchte, ein kleines Teilchen, nur eine goldige Haarsträhne der teuern Herrin zu erspähen, einen leisen, leisen Laut, nur einen Atemzug zu erlauschen; vergebens. Kein Wort war noch über seine Lippen gekommen, seit er die furchtbare Kunde vernommen, Deidamia könne sterben. All das Weh, das er im tiefsten Herzen trug, spiegelte sich in seinen umflorten Blicken, und die schwarzen Haare hingen ihm wirr um das vergrämte Antlitz. Die andern Sklaven merkten Aesons Jammer, und ein Wispern und ein Achselzucken empfing ihn, wo immer er sich zeigte. Aeson sah es nicht, aber er fühlte es, und darum mied er die lieblosen Gefährten, die wohl des Narren spotten mochten, der seine Herrin liebte. Denn Aeson liebte sie, nein: er betete die schöne, goldhaarige Deidamia mit dem gütig lächelnden Rosenmunde und dem meeresblauen Augenpaare, darin ein Abglanz süßer Mondnächte zu schlummern schien, aus tiefstem Herzen an — nicht wie der Mann das Weib, sondern wie der demütige Sünder die Göttin seines Hauses. Und Aeson durfte sie nicht pflegen, durfte sie auch nicht sehen; nur erfahren durfte er, daß sie allmählich dahinstarb.

Denn es stand schlimm um Deidamia. Zwei Tage und eine Nacht lang lag sie nun schon in bewußtlosem Schlummer, vom Durste gepeinigt, vom Feuer der Krankheit durchglüht. Ihre Lider waren halb geöffnet, aber die strahlende Bläue der Augensterne war fast verschwunden und nur eine weiße, blicklose Fläche sichtbar; die Glieder brannten, die Adern zuckten, die Lippen waren zersprungen und vertrocknet, und tiefe Schatten lagerten um die flammendroten Wangen. Und Kleidas kam nicht! Ob er sein junges Weib noch am Leben finden wird? —

Die zweite Nacht war angebrochen. Von der Erregung so vieler Stunden erschöpft, von der letzten Nachtwache ermüdet, hatten Knechte und Mägde ihre Ruhestätten aufgesucht, und am Lager ihrer Herrin war die alte Phalissa in Schlummer gesunken. Niemand schien im Hause zu wachen, es wachte niemand als Aeson allein, der Lieblingssklave des Kleidas. Leise, leise hatte er, dieweil

die andern schliefen, sein Lager verlassen; heimlich, heimlich war er durch die Säle bis zum Gemache der Herrin geschlichen. Vor diesem hatte er sich auf die Schwelle hingekauert, und das Haupt in die Hände vergrabend, wachte er und harrte. Wessen, wußte er nicht; er harrte. Daß sich der unbarmherzige Vorhang lüften, daß Deidamia ihn rufen werde? Er harrte. Aber keiner der Sehnsuchtsgedanken des Sklaven ward erfüllt. In starren Falten hing der Vorhang vor seinen Blicken und enthüllte nichts; still, grabesstill blieb es im Gemache der Herrin, und sie rief ihn nicht. Und Aeson harrte und harrte, und ein wildes Begehren entbrannte in seiner Seele und flüsterte ihm zu, daß sein Wille, wenn stärker als der des Weibes, dieses zwingen müsse. Und der Wille des jungen Sklaven war stark, war mächtig wie seine Liebe; deshalb harrte er, ob auch Stunde um Stunde verstrich.

Indessen schlief drinnen im Gemache die alte Phalissa, und auch Deidamia, die Herrin, schlummerte. Jäh aber erwachte sie, erwachte aus dem Schlafe und aus der Betäubung. Zum ersten Male seit der Stunde der Erkrankung blickten ihre Augen bewußt und klar, röteten sich die entfärbten Lippen. Deidamia sah um sich. Da sie nun sann, wußte sie, daß sie erkrankt war, empfand ihr Fieber, erkannte ihre Umgebung. Da schlief die gute, treue Phalissa, wohl todesmüde und erschöpft. Ob Kleidas heimgekehrt war? Nein, wohl nicht; ihn hätte sie auch im Fieber erkannt. Wer im Hause noch wachen mochte? Ob jemand ahnte, daß sie, die Herrin, nicht mehr schlummerte? Das hätte Deidamia gerne gewußt, das wollte sie erforschen. Doch warum eigentlich? Warum? Weil dieser kindische Wunsch sie gerade ergriffen hatte und wie mit eisernen Ruten peitschte.

Deidamia erhob sich wie eine Schlafwandelnde, behutsam, leise, um Phalissa nicht zu wecken. Aber diese schlief so fest, daß es wohl eines Donnerschlages bedurft hätte, um sie zu wecken. Schwindelnd erst, dann festen Fußes erhob sich die Herrin und schritt dem Vorhange zu. Der Gedanke, daß keiner es sehen, keiner es erfahren würde, bis sie selbst, in ihr Gemach zurückgekehrt, es verriete, machte sie lächeln.

Aber den leichten Schritt der Herrin hatte doch einer vernommen: der Mann, der allein im ganzen Hause noch wachte, Aeson, der Sklave. Er wußte, daß die Gebieterin nun erwacht war, daß sie ihr Gemach durchschritt und bald vor ihm stehen würde. So mußte es ja kommen — kraft seines Willens. Aeson erhob sich, trat einige Schritte zurück und erwartete die Herrin. Und da schob eine schmale, weiße Hand langsam den Vorhang zur Seite, und Deidamia stand vor dem Sklaven. Erst wich sie überrascht zurück; dann aber sah sie ihm ins Antlitz und strich sinnend mit der Hand über die Stirne. Und nun — nun war sie nicht mehr erstaunt; nun wußte sie. Wen sonst hatte sie gesucht als Aeson? Wo sonst hätte sie ihn finden sollen, wenn nicht hier? Ja, und was hatte sie nur mit ihm beginnen, was ihm sagen wollen? Dessen entsann sie sich nicht mehr. Oder — —? Doch, jetzt wußte sie auch dies. Wie schwebend durchmaß sie langsam und feierlich den Raum und lenkte ihre Schritte durch drei andre Säle in ein viertes Gemach, in das entlegenste, einsamste des Marmorhauses.

Sie wandte sich nicht; denn daß Aeson ihr folgte, wußte sie, ohne ihn zu hören, ohne ihn zu sehen. Am Ziele angelangt, warf sie sich auf ein Ruhelager, und ihr zur Seite kniete Aeson auf dem Fliesenboden. Deidamia verschränkte die Arme unter dem Haupte und wandte die Blicke empor.

„Aeson,“ sagte sie endlich, „du liebst mich.“

Er erzitterte und erwiderte nicht.

Da wiederholte sie: „Der Sklave Aeson liebt Deidamia, die Gattin seines Herrn Kleidas.“

Der Mann krümmte sich wie unter einem Rutenstreiche. „Aeson, der Sklave,“ sprach er, „liebt seine Herrin Deidamia mit der Glut der Flamme, mit der Treue des Hundes und mit dem Schweigen des Fisches.“

„Und brach das Schweigen,“ sagte sie.

Er stürzte wie vernichtet mit dem Antlitz zur Erde und verblieb so, — regungslos.

Da begann sie wieder zu sprechen, und ihre Stimme klang wie das ferne Murmeln träumender Wasser:

„Mit der Glut der Flamme, mit der Treue des Hundes — so sollte mich der Mann lieben, den meine Kindheit sich erträumte. Und die Kraft des Löwen sollte er besitzen und die Macht des ewigen Zeus und doch sanft sein wie die Taube und weich wie geschmolzenes Erz. Aber schweigsam sein durfte er nicht; Tag und Nacht mußte er mir seine Liebe verkünden, und ich wollte nicht müde werden, ihn zu hören. Zwölfmal seit dem Tage meiner Geburt hatte mir die Mutter eine Strähne goldigen Lockenhaares vom Haupte geschnitten, da entzündete ich zum ersten Male mit eigner Hand das Licht am kleinen Hausaltare der Aphrodite, meiner Göttin. Und seit jenem Tage lag ich oft im inbrünstigen Gebete dort auf den Knien und brachte das Schönste und Beste, das ich gerade zu eigen hatte, zum Opfer dar, auf daß meine Mädchenträume Erhörung fänden.“

Deidamia schwieg. Aeson blickte zu ihr empor — berauscht und anbetend. Sie aber schien des Sklaven vergessen zu haben, und als sie wieder zu sprechen anhob, klang es wie ein geheim-vertrauliches Selbstbekenntnis:

„Deidamia, du warst schön und berückend wie die goldige Danae, dein Leib war weißer als der Schnee des Pelion, dein Blut heißer als die Schmiedeflammen des Hephästos. Und der Traum deiner Nächte war einer; der hieß Jason und war der Fluch der Kolcher. Aber der da kam, hieß Kleidas und ward dein Herr, Deidamia, weil du erst fünfzehn Sommer sahst und blond und schön warst und er das Gold mit Scheffeln maß. Deidamia, er war nicht schön und kühn wie Jason, er hatte nichts gemein mit dem Löwen, nichts mit der Flamme, nichts mit der Taube und nichts mit dem Hunde. Er besaß nichts als das Erz und dessen Härte im Felsgestein. Du aber wurdest sein. Und wenn dir abends die bleiche Selene die Lippen küßte, dann träumtest du sehnsuchtsvoll vom süßen Girren der sanften Taube und fühltest nur die erbarmungslos rauhe Pranke des lechzenden Wüstenwolfes. Und wenn dir

morgens der Feuergott Helios die Wangen liebkoste, dann träumtest du sehnsuchtsvoll vom wilden, liebehungernden Löwen und fühltest nur das müde Flügelstreifen der kraftlosen Taube. Und während der endlos langen Tage war keiner da, der dir von seiner Liebe erzählte. Und so starbest du, Deidamia."

Und wie sie nun abermals verstummte, hob Aeson die Hände zu ihr empor wie der Erlösungheischende vor dem Standbilde des allgewaltigen Zeus.

„Deidamia!" Ein Schrei war es und doch leise, ein Stöhnen war es, ein Röcheln.

Da sie reglos verharrte, fuhr er im heißen, zitternden Flehen fort:

„Es war einer da, der deinen Schritten folgen wollte, o Herrin, der dir Tag und Nacht von seiner Liebe hätte erzählen wollen. Und dieser eine war der Sklave Aeson, den du nicht sahst, weil er zu niedrig, den du nicht fühltest, weil er dein Schatten war, den du nicht hörtest, weil er schwieg, schweigen mußte. Aeson, der Sklave, liebt dich mit der wilden Glut des lechzenden Löwen, gehorcht dir mit der Treue des Hundes und liegt dir zu Füßen sanft wie die Taube und weich wie geschmolzenes Erz. Du aber, Deidamia, lässest Aeson verschmachten."

Da richtete sie sich auf. „Weil er mich verschmachten ließ," sagte sie hart, „weil er mir vorenthielt, was mein war, weil er mich sterben ließ aus Feigheit, aus Scham. Aeson ist kein Jason; er konnte der Herr sein und blieb ein Sklave."

Groß stand sie in geisterhafter Weiße nun da, und es schien dem Manne, als wüchse sie bis an die Himmelsfirnen hinan. Und jetzt hob sie den Fuß, trat auf den Knienden und schritt, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, über ihn hinweg aus dem Gemache. Aeson aber wagte nicht zu folgen — Aeson, der Sklave.

*

Im Morgengrauen kehrte Kleidas, der reichste Handelsherr Thebens, aus Athen in die Heimat zurück. In rasender Erregung stürzte er zum Gemache der Kranken. Da, an der Schwelle, stolperte er. Dort lag Aeson, sein Lieblingssklave, starr und kalt, und der Griff eines Dolches glänzte auf der entblößten Brust. Drinnen im Gemache aber lag Deidamia in bleicher Schönheit und ruhte im letzten Schlummer, während zu Füßen ihres Lagers die alte Phalissa noch immer den Schlaf der Erschöpfung schlief.

Vom Drama der Gegenwart

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

I

Hamlets „Lebendige Chronik des Zeitalters“ darf nicht engbrüstig gedeutet werden. Den Schauspielern ist das Wort gewidmet, ihnen leiht es auch jene Fülle der Bedeutung, die seit dem Ende der Stegreifkomödie dem Buche und dem Dichter zukommt. Pars pro toto. Erweitern und vertiefen wir das Wort „Chronik“ nach dem Sinne Shakespeares: Die Bühne gibt — will es sagen — das treueste und wirksamste Spiegelbild des Zeitlichen und des Ewigen. Chronisten des Geistes, je nach ihrer Art und Begabung mehr des ewigen oder mehr des zeitlichen Geistes, sind die Dichter. Aber ihre Chronik wird erst „lebendig“ und mächtig durch die Schauspieler.

Wer absolute Werte gegen absolute Werte wiegt, mag sich verleiten lassen, die Ueberschätzung des Theaters zu beklagen, dem im Vergleiche mit andern geistigen Beschäftigungen ein so überwiegender Teil des öffentlichen Interesses zufließt; Einsicht ohne Gunst und Mißgunst jedoch freut sich jeder Fähigkeit, den Sinn der Menschen zu bilden, und sucht nicht, bestehende künstlerische Machtwirkungen zu schmälern, um Kunst und Wissenschaft im allgemeinen zu fördern.

Ich erinnere mich eines Wortes Friedrich Mitterwurzers im Gespräche. Alle Kunst, meinte der ernste Künstler, lebe von dem Unterhaltungsbedürfnisse, und dieses zu einem herzlichen und geistigen Bedürfnisse zu gestalten, sei ihre Aufgabe. Es versteht sich, daß damit nicht der Wunsch nach einem Popularisieren, besser Vulgarisieren der Kunst ausgesprochen sein konnte. Wenn es sogar gelingt, an der Hand des Schönen den Weg zur reinen Erkenntnis und zum wissenschaftlichen Verständnisse zu ebnen — (Wilhelm Bölsche, „Das Liebesleben in der Natur“, Schopenhauers geradezu künstlerischer systemisierter Gedankenbau) —, um wie viel größer, ja wie einzig sind die bildenden Hilfsmittel des Schauspiels auf der Bühne. Alle Sinnesorgane macht es dem Geiste untertänig, und der Geist wird sehend für die unerschöpflich mannigfaltigen Formen des Lebens und wird spielend geschult für die ewigen und für die Fragen der Zeit. Es gibt keinen noch so Hochgebildeten, der nicht in dieser Schule immer noch ein dankbarer Werdender wäre, solange das Theater nicht Mittel und Zweck völlig verkehrt, solange es die vom materiellen Selbsterhaltungstriebe gebotenen Zugeständnisse an die unterhaltungslüsterne Torheit nur einigermaßen künstlerisch weise benutzt. Ueber Ideal und Realität zu sprechen, über das, was die Bühnen bei Erfüllung ihrer Aufgabe im allgemeinen schuldig bleiben, ist bei dieser prinzipiellen Wertung der dramatischen Kunst der Anlaß nicht gegeben. Alle Gebreste erschüttern doch nicht Grillparzers Satz: „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, so wie die Literatur die Privatandacht.“ Einzuschränken wäre der Satz durch den Hinweis auf die immer noch beträchtliche Zahl von frommen Zeloten, die gegen die Kirchenkonkurrenz des Theaters eifern, zu erweitern in bezug auf die Privatandacht; nicht die Literatur allein, jede Kunst und Wissenschaft ist des Menschen allerbeste Kraft. Aber will sonst Kunst und Wissenschaft mühsam gesucht werden, im Theater sucht und finden uns die Kunst und das Leben. Das macht den Dramatiker unter den Dichtern am mächtigsten. Das Buchdrama ist kein Drama.

Nicht dem Staate und dessen Utilitätsmoral dient die Kunst, aber der Staat hat ein leider zu wenig erkanntes hohes Interesse, der Kunst zu dienen — zumal dem künstlerischen Theater, das, wie keine andre Einrichtung, das Denken und Fühlen der Menschen weckt. Je freier das Geistesleben in einem Staate sich entwickelt, desto höher steht er im Range der Zivilisation, und die Freiheit des Theaters, das Rhodus sei für jeden, der

ernsthaft will und kann, ist ein erster Gradmesser nationaler Kultur. Wir wissen, daß Schönheit und Wahrheit subjektive Gefühle sind; aber wir wissen auch, daß im freien Kampf der Geister die stärkere Kraft endlich die größere Gemeinschaft zu ihrem Sujektivismus bekehrt; und das ist gut, weil jede wirkliche Kraft lebenerhaltend wirkt — direkt oder indirekt (im zweiten Falle: „das Böse will, das Gute schafft").

Nach diesen Gesichtspunkten muß die Chronik der „lebendigen Chronik", die in unsern Blättern gegeben werden soll, gerade auf den Preis des gewissenhaften Tageschronisten verzichten. Nur was individuell oder typisch das geistige Bild der Gegenwart ergänzt, werde hervorgehoben. Das rein-theatralische Moment (die Leistungen und Stilgewohnheiten der Bühnen) kann, als mit dem Zwecke organisch verwachsenes Mittel, nicht ganz beiseitegeschoben werden; wer vom Drama der Gegenwart sprechen will, darf es nicht im eingekapselten Literatentum suchen. Berlin ist die Zentralmarkthalle der deutschen Theater. Hier bietet sich Uebersicht. Zwar ist ein massenhafter Verbrauch des Neuen weit weniger nützlich als ein beharrlicher Gebrauch des Bedeutsamen. Trotzdem darf das Gesamtwirken der Berliner Schauspielhäuser nicht unterschätzt werden; ihre künstlerische Jahresbilanz ist viel ansehnlicher, als die bequemen Schlagworte miselsüchtiger Räsoneurs annehmen ließen. Die Bühne, der alle materiellen Mittel am reichlichsten zur Verfügung stehen, kommt bei dem Wettbewerb um das Drama der Gegenwart freilich gar nicht in Betracht; die Hausdichter des Hoftheaters sind Otto Ernst, Felix Philippi und Oskar Blumenthal („Der Schwur der Treue"). Dagegen werden in der künftigen Theater- und Literaturgeschichte die Bühnenleitungen Dr. Otto Brahms und Max Reinhardts Wendepunkte bedeuten — für die dramatische Literatur sowohl wie für die Schauspielkunst. Die eine Entwicklung ging jederzeit mit der andern Hand in Hand, und so selbstverständlich im Hauptsächlichen die Initiative von der schaffenden Kunst aus- und auf die Hilfskunst übergeht, gibt es doch auch intime Wechselwirkungen zwischen beiden. Heroendichtung und Starsystem des Theaters waren naturgemäß gepaart, wie Milieu- und Individualitätsdichtung und moderne Regie.

Die neue Kunst der Regie ist auf Dr. Brahms Bühne (früher „Deutsches", jetzt „Lessing-Theater") gegründet und hochgebildet worden. Von hier aus hat sie die Welt erobert, und sie hat die Hegemonie des Wiener Burgtheaters, das noch immer die größte Summe schauspielerischer Kapazitäten sein eigen nennt, gebrochen, Berlin zur Führerin im Deutschland Thaliens gemacht und großen befruchtenden Einfluß auf die dramatische Produktion geübt. Während in Wien der Personenkult unausrottbar zu sein scheint — sowohl im Theaterregime wie bei dem Publikum —, wurde hier nach dem Leitsatze, daß jeder Darsteller sich als dienendes Glied dem Ganzen anzuschließen und der Dirigent des Orchesters die volle Verantwortung für das Kleine wie für das Große zu tragen habe, eine Technik der Regie geschaffen, die allein man schätzen sollte, wenn man die Wirkungen des Naturalismus in der Schauspielerei bedenkt. Die übrigen Reformen des Schauspielernaturalismus sind nicht wesentlich. Die Reaktion gegen den deklamatorischen Singsang und die gekünstelt schöne Pose der alten Weimarer Schule ist nicht von heute; der alte Bernhard Baumeister beispielsweise brauchte die „neue Schule" nicht, um uns edelste natürliche Menschlichkeit zu geben. Höchstens die endgültige Ueberwindung der Unnatur auf der ganzen Linie ist dem Berliner Stil zuzuschreiben, der seine Kinderkrankheiten, die Vernachlässigung von Deutlichkeit und Schönheit der Sprache, seit Jahren überwunden hat. Brahms vorkämpfende Ibsen- und Hauptmann-Bühne verlor bei der höchsten Vervollkommnung ihres dichterischen Stils freilich ein wenig an Elastizität. Recht bezeichnend litt des armen Hannele Himmelstraum — also sogar ein Hauptmannsches Stück, das außerhalb der Kunstgrenzen des Lessing-Theaters steht — hier zu sehr an Erdenschwere. Doch ist es ungerecht, die nicht enge Einseitigkeit dem ersten deutschen Schauspielinstitute zum Vorwurf zu machen. Nicht für den einzelnen Schauspieler, dessen

Werte nach dem Grade seiner Wandelbarkeit und nach der Fähigkeit, sich den stilistischen Geboten der Dichter zu fügen, gemessen werden mögen, aber für die programmatischen Bühnen der Theaterstadt Berlin ist die Teilung der Arbeit Vorbedingung zur Vollkommenheit.

Aus der Brahmschen Regiekunst wuchs die Max **Reinhardts** heraus, wie die Neuromantik aus dem Naturalismus. Maeterlinck, d'Annunzio und Hoffmannsthal haben Ibsen nicht erschlagen, aber ihre seelische Farben- und Klangtrunkenheit verlangte nach neuen sinnlichen Hilfen der Bühne. In Klang und Farbe, in Pracht und Fülle und in alle Dämmerreize des Zwielichts hat **Reinhardt** („Neues Theater", bisher auch „Kleines", jetzt „Deutsches Theater") seine Bühnenkunst getaucht. Ein ungeahnter Stimmungszauber, der mit den metaphysischen Wirkungen der Musik wetteifert, ist seiner Szene erschlossen. Aus der Brahmschen Schule, deren Meisterschaft in Realistik und ingeniöser Klarheit übrigens kein Zauberlehrling erreicht, übernahm der Schüler die strenge Unterordnung des Teiles unter das Ganze. In Beer-Hoffmanns mit Dichterblut gefülltem Schauspiele „Der Graf von Charolais" vollzog sich so recht sinnenfällig die Vermählung des Bräutigams Drama mit der Braut Lyrik. Gefahren der Uebertreibung sind übrigens unverkennbar. Ob man sich warnen lassen wird? Auch wenn der glänzende äußere Erfolg den Theaterkassier immunisiert?

Immer noch ist es schwierig, für gutes Geld einen Sitz zum „Sommernachtstraum" zu erlangen. Seit Ende März wird das Neue Theater von dem zum Ausstattungsstück gewordenen Märchenlustspiel beherrscht, dem man allen Shakespeare genommen und zum Ersatz den höchsten Triumph der Dekorations- und Lichteffekte gegeben hat. Das blendet. Wer sich dem Hokuspokus nicht bedingungslos ergibt und etwa einwendet, daß ihm eine schlichte Walddekoration lieber wäre, wenn sie nur von den zarten Elfen belebt wäre (Schmetterlinge, denen man die Flügel ausreißt, gleichen den Raupen), der setzt sich fast dem Mitleid der Applaudierenden aus. Ich habe Oberon und Titania nicht finden können und statt des windleichten, wohltätig boshaften Puck höchstens den derberen Ariel aus dem „Sturm"; Elfen, liebende Jünglinge und Mädchen und Rüppel, sie waren alle aus einem Stoffe. Die Bühnenmechanik ist das Wunder dieser Aufführung. Ein sich drehender Wald erregt Bewunderung. Die Dramaturgen beschäftigen sich seit langem mit dem Problem, wie die vielen Verwandlungen in den Shakespearestücken unschädlich zu machen wären; man versuchte es mit der Perfall- und mit der Drehbühne in München, mit der Wiederbenutzung des Immermannschen Mechanismus in Wien, und man ließ diese Versuche wieder fallen, weil sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu sehr von der Dichtung ablenkten. Im „Sommernachtstraum" des Neuen Theaters wurde die Drehscheibe die pièce de résistance. Das Wandeldiorama entzückt die Gäste Shakespeares. Daß sie zu Hunderttausenden zu dem Dichter kommen, wäre erhebend, wenn man nicht ihn von der Höhe stieße, um ihn der Menge näherzubringen. Die Veräußerlichung des Dramas, das wäre ein Abweg, von dem man, als man den Nutzen der Meininger Regie von ihrem Blendwerke schied, abgekommen war. Doch erinnern wir uns vertrauensvoll Reinhardts szenischer Nachdichtung der „Elektra", der „Salome" und des „Nachtasyls" und warten seine kommenden Taten ab.

*

Im „Kleinen Theater" hat der neue Regent, Viktor **Barnowsky**, seine Herrschaft recht geschickt mit zwei klassischen Spezialitäten eröffnet: mit Goethes „**Laune des Verliebten**" und Kleists „**Zerbrochenem Krug**". Unsre neuesten Dichter spielen so gerne mit den Stilbildern alter Zeiten, daß Goethes liebes Schäferspiel heute fast wie der Scherz eines Modernen anmutet. Und es wurde so treu belebt wie das niederländische Meistergemälde Kleists.

Ein schärferer Gegensatz ist kaum zu denken, als der zwischen dem Goethe-Kleist-Abend, seiner naiv-behaglichen Atmosphäre — und der ersten Novität des „Kleinen

Theaters", der unheiligen Weltverachtung Frank Wedekinds. Ein Schauspiel nennt Wedekind sein Stück „Hidalla". Den altüblichen oder neuersonnenen Bezeichnungen wird im allgemeinen zu viel Beachtung geschenkt; hier aber würde das widersinnige Wort „tragische Posse" das Werk charakterisieren. Die primitivste Vorstellung des Komischen ist mir der Hohlspiegel, die groteske Verzerrung ebenmäßiger Linien. Jeder, der nach schönem Ebenmaß strebt, sieht tausendfältig in der Welt der Realitäten die verzerrten Ebenbilder Gottes. Hat er Humor, sonnigen oder bitteren, so wird er lachen, lachen; fehlt ihm der Humor, so geht der Idealist an der Feindseligkeit zwischen Innen- und Außenwelt zugrunde. Wedekind hat Verständnis für den bitteren Humor, der sich in ihm als Hohn und Selbstironie auslöst. In allem, was die Menschen verehren und anbeten, sieht sein böser Blick die Teufelsfratze. Viel falsche Tünche kratzt er von der häßlichen Wahrheit. In „Hidalla" hat er in possenhaft grotesken Verzerrungen und Uebertreibungen die allmenschliche Niedrigkeit lächerlich gemacht und in den Kreis des Abstrusen einen Menschen gestellt, der nach Hohem strebt und nicht lachen kann; weil er das nicht kann, muß der arme Mensch sich natürlich zum Schlusse erhenken. Wir selbst, die Zuschauer, müssen im tragischen Augenblick über die tollen Dissonanzen lachen und uns dann beschämt belehren lassen, daß wir hätten weinen sollen.

Es ist wirklich eine gute komische Szene, in der Wedekinds unglückseliger Weltverbesserer, der schon Gefängnis und Narrenhaus gekostet hat, von dem Zirkusdirektor als „dummer August" geworben wird; die tiefe Erniedrigung des Geistigen unter den Füßen der Pöbelmenschheit begreift jeder, und doch lachen wir mit den Geistesverächtern, als ob wir selbst nach der Peitsche des Hohnes lüstern wären. Das ist des Dichters Humor. Unmittelbar darauf erfolgt der abscheuliche Selbstmord des Mannes ohne Humor. „Tragische Posse." Das ist das Kuriosum. Ich glaube aber, daß des Dichters satirisches Gift hätte heilsam sein können, wenn er den grausamen Konflikt in ein vernünftiges Drama gebracht haben würde. Solche Ratschläge haben freilich wenig Wert, weil ihnen das persönliche Können des Dichters im Wege steht; bei Wedekind wahrscheinlich nicht unzulängliches technisches Können, aber der Trieb seiner Natur, die aus der pessimistischen Selbstironie nicht herauskann. Auch der „Erdgeist", der das Ewig-Weibliche als Pestilenz verketzert, ist kein Schauspiel. Noch weniger „Hidalla". Der Dichter ist nicht nur mit der Welt, er ist auch mit sich selbst fertig. Deshalb macht er in „Hidalla" den idealistischen Helden zu einem Kerl, von dem man wirklich nicht weiß, ob er größere Daseinsberechtigung hat als die niederträchtige Welt, an der er zugrunde geht. Wedekind will das so haben, gerade so. Er weiß wohl selbst, daß es, so elend auch die Normen der menschlichen, zumal der „guten" Gesellschaft sind, noch nicht genügt, einfach abnormal zu sein, um den moralischen Sieg zu erringen; aber Wedekinds dekadenter Pessimismus will uns glauben machen, daß diese Welt unheilbar miserabel sei und daß nur ein Narr gewillt sein könne, sie zu heilen. Deshalb die lächerliche Philosophie seines Helden, eines Menschen, der große und ernste Lebensaufgaben hegt, große und ernste Gefühle hegt und als Weltverbesserer lächerlich wird — nicht nur vor den Personen des Stückes. Eine selbstmörderische Verzerrung des Idealen. Daß die Reichen, die nicht den fürchterlichen Kampf ums materielle Dasein führen, unverbrauchte Kräfte hätten, die höchste Moral der Schönheit an Stelle der bürgerlichen Tugend zu setzen, ist Wedekinds Meinung — und zugleich auch, daß sie, die Atavisten, dazu innerlich unfähig sind. Würde er den pessimistischen Beweis nur nach der Seite derer führen, die einer vergeblich bessern wollte, die Tragödie hätte Stil und Kraft; aber er verhöhnt den Propheten. Womit will sein Philosoph die Welt kurieren? Mit einem Verein zur Züchtung schöner Rassemenschen, dessen Mitglieder in sexuellem Kommunismus leben. Das Ziel, die Veredelung der menschlichen Psyche, liegt natürlich gar nicht in dieser Wegrichtung. Wenn uns der Dichter zeigt, daß sein zerschellender Idealist unzurechnungsfähig ist, so mindert er naturgemäß unsern Gram über dessen Mißerfolg. Das klingt recht philiströs, ich kann mich aber nicht dazu bequemen, das Große und Erhabene nur in der

Erkenntnis des „eitel Nichts“ anzuerkennen. Die Verbitterung Wedekinds tötet übrigens nicht alle fruchtbaren Gedanken. Zu den besten rechne ich nicht einmal die kecke Energie, mit welcher der Dichter die überschätzte körperliche „Jungfräulichkeit“ des Weibes als Spekulationsobjekt definiert. Ein herrlicher Einfall aber ist es beispielsweise, einen „schönen“ Zuchthengst und — körperlich begabten ehemaligen Sänger als Repräsentanten der gesunden Vernunft und guten Gesellschaft dem armen Ideologen entgegenzustellen; und daß der Dichter nicht in die Geschmacklosigkeit verfällt, diesem Repräsentanten törichtere Worte in den Mund zu legen, als sie den Gebildeten in den Salons von den Lippen zu fließen pflegen, macht die Pointe spitz und tüchtig.

Der Bodensatz, der uns von dem Stücke zurückbleibt, ist garstig. Dieses „Alles umsonst, Alles überflüssig“ — das wäre das Ende. Als eine Art von Zeitgeist kommen Wedekinds kaltgrausame Schauspiele — und auch sein undramatisches „Hidalla“ — sicher in Betracht. Doch möchte ich nicht ganz fest behaupten, daß der Dichter seine eigne Note, die ihn vielen interessant macht, aus absoluter innerer Not und Notwendigkeit anschlägt. Wenn er vor oder nach kühnen Wendungen gewalttätige Sentenzen zum Parkett spricht, welche die Lacher und Krittler desarmieren sollen, so macht das den feiner Empfindenden stutzig; und noch verdächtiger scheint mir ein persönlicher Umstand: kann es einen Menschen, der eine weltverachtende Dichtung aus trostloser Ueberzeugung geschaffen hat, reizen und freuen, diese Dichtung selbst von Bühne zu Bühne zu tragen und als Schauspieler dem Dichter zu schmeichelnden Ehren zu helfen? Wedekind ist ein verständiger Darsteller; und für jeden andern Schauspieler wäre es freilich nicht so leicht, zu wissen, was der Dichter wollte ...

Im „Trianon-Theater“ führte man ein neues Lustspiel: „Das Ende der Liebe“ des Italieners Roberto Bracco auf. Mit „Untreu“ hat sich Bracco einst Bahn gebrochen. Man nennt ihn den besten italienischen Komödienschreiber der Gegenwart. Aber ist er Italiener? Dem Blute nach. Seine Stücke unterscheiden sich von den sexuellen Tändeleien der französischen Salondramatiker höchstens durch ihre minder flüssige Technik. Kein Atom des italienischen Gluthauches färbt sie national. Im „Ende der Liebe“ hatten sich junge Gatten getrennt, weil sie ihre Liebe erloschen wähnten. Die erlaubte Banalität ihres Verkehres wird nun durch die Hindernisse, die sie selbst schufen, interessant, sie begehren sich und reizen sich durch anmutiges Ueberlisten. Da ist weder Neues noch Großes, aber viel Gefälliges. Bemerkenswerter scheint mir die Novität des Lustspielhauses zu sein, die sich bescheiden Schwank nennt: „Jahrmarkt in Pulsnitz“ von Walter Harlan. 's ist keine große Tat, das lustige Stück von dem überspannten „Dionysier“ der kleinen Stadt, der sich gerade noch rechtzeitig zum ehrsamen Familienstifter bekehren läßt, ehe man ihn in die Zwangsjacke steckt; die „moralische“ Besserung des gut angelegten alten Knaben ist sogar unsympathisch — ähnlich wie des biederen L'Arronge Plaidoyers für die guten kleinen Leute, die vom Wurme feinerer Bildung nicht angefressen sind. Aber, ob es den Verfasser bei der besseren Stange hielt oder nicht, eines zeigt sein Stück: auch der Schwank von heute kann auf ernstere Absichten nicht mehr ganz verzichten, und man muß nicht sauertöpfisch werden (der „Jahrmarkt zu Pulsnitz“ ist sehr lustig), um sich im Kielwasser der Vernunft zu halten. Mit irgendeiner Posse des seligen Moser verglichen, drängt Harlans Burleske seine reiferen Werte auf. Schade, daß dem Dichter die konsequente Charakterkomik, zu der er Anlage besitzt, noch nicht völlig gelang und daß er sich mit der Schablone weiterhelfen mußte. Sehr nett wird im Lustspielhause gespielt. Max Marr, der Darsteller des Dionysiers, ist ein flotter Zeichner.

Das „Lessingtheater“ begann seine Spielzeit mit Otto Erich Hartleben. „Die Erziehung zur Ehe“ und „Die sittliche Forderung“, zwei bekannte Revolutiönchen gegen die gute Moral der Gesellschaft, wurden an einem Abend gegeben. Hartleben spottet und räumt weg — aber er setzt nichts Positives an die leere Stelle. So weit reicht sein sittlicher Ernst nicht. Man soll freilich nicht von jedem Lustspiel auch schon

eine neue Moralphilosophie verlangen, und der Spott ist gesund, wenn er in dem einen Falle der gewissen Familiensittsamkeit gilt, die „nur das Haus rein hält“, aber zehn Schritte vom elterlichen Neste entfernt jede Gemeinheit und Herzlosigkeit nachsichtig verzeiht, und wenn in dem andern Falle der Hochmut braver Pharisäer an dem bewußten Leichtsinn einer fröhlichen Fee der Bretter zu Schaden und Spott kommt. In der „Sittlichen Forderung“ (einem Stücke des Einakterzyklus „Die Befreiten“) sagt der Musterknabe aus Rudolstadt: „Man muß sittlich sein, weil sonst — die Sittlichkeit aufhört.“ Und sie hört bei ihm gar bald auf. Aber eine freie Lebensanschauung müßte doch bessere Gegner zum Kampfe herausfordern als einen guten schlechten Witz.

Die gleiche Bühne brachte an einem Abend Hauptmanns „Hannele“ und Keyserlings „Benignens Erlebnis“. Das traumhaft schöne Traumgedicht Gerhart Hauptmanns war für die jüngste Generation der Berliner Theaterbesucher schon zur Neuheit geworden. Einst aus dem Königlichen Schauspielhause gewiesen, weil Hauptmann sich erkühnt hatte, „Die Weber“ zu schreiben, und im Jahre 1896 vom Deutschen Theater aufgeführt, hat es, einsam in seiner Art, auch noch bei seiner jüngsten Wiederkehr ergriffen und hingerissen. Eine soziale Programmdichtung, die nach Nachfolge riefe, kann „Hanneles Himmelfahrt“ nicht sein, denn so liebevoll das Gedicht unser Mitleid zu Armut und jammervoller Kindheit und zu seliger Erlösung führt, sein Heilwort ist kein Spezifikum, ist „angewandte Dichtung“ schlechtweg, ist Illusion. Man hat gegen den Traum des sterbenden Kindes eingewendet, daß die Gebilde seiner kranken Phantasie gewählte Worte sprechen, die das Proletariermädchen nicht zu hören pflegte. Die Bibelsprache ist aber dem Hannele von der Sonntagsschule vertraut, und diese Stunden der Erbauung, die es von den wenigen Menschen empfing, so dem Kinde je mit Wohlwollen begegnet waren, sind doch das einzige, woran sein phantastisch-liebendes Gemüt sich ranken kann. Freilich würde Hannele die Worte nicht selbst so glanzvoll fügen können, wie sie der Dichter dem träumenden Mädchen in das Ohr legt; doch fühlt es sie, — und alle Kraft der Poesie, mit der sich Hauptmanns Genius so ätherklar emporschwingt, mag eben noch ausreichen, in den stummen Himmel des Sterbetraums zu dringen. Im Gegensatze zu den rationalistischen Bedenken bin ich der Meinung, daß die Szene alle Macht aufzubieten habe, die metaphysischen Wunder der Dichtung zu erhöhen, und ich vermißte daher schmerzlich die melodramatische Musik Marschalks bei der Aufführung des Lessingtheaters. Auch die begabte Kindlichkeit der Hannele-Darstellerin (Fräulein Orloffs) reichte nach meinem Empfinden nur für den ersten Teil, für das kranke, für das Subjekt Hannele, nicht für das Traumgebilde, nicht für die verklärte Lumpenprinzessin, für das Objekt. Als einst Paula Conrad das: „Da ist er ... Du! ... Heilig, heilig! ... Du lieber, lieber ... Dein Kleid ist makellos, ich bin voll Schmach!“ gesprochen hat, ist kaum ein Auge trocken geblieben.

Auch in des Grafen Keyserling zweiaktigem Schauspiel „Benignens Erlebnis“ stirbt ein Mensch von der Exposition bis zum Ende. Der Dichter verlegt sein Stück in das Wiener Sturmjahr 1848, und ein totwunder Student wird in das weltfremde Haus eines vermöglichen Aristokraten getragen, der die Fenster seiner Wohnung, seines erschreckend soignierten Milieus, luftdicht vor Leben und Wirklichkeit verschließt. Sie nennen es „Schönheit“, dieses Verkümmern im Keller ohne Daseinszweck, ohne jeden andern Wert als den imaginären ihrer hohen Geburt. Ein junges Mädchen ist da, Benigne, das fühlt die Sehnsucht nach Licht und Wärme. Wehmütig fällt der Schatten des Lebens von dem Jüngling, der zu den Schatten steigt, auf den Weg des Mädchens. Hier wäre es, das heiße Wollen und Ringen, das Verbluten-dürfen ... Aber nicht einmal den Verlöschenden kann das armselige Aristokratenkind mit seiner mitleidigen Liebe gewinnen; er stößt die fremde, unnütze Welt zurück und ruft im Tode nach seiner „Resi“.

In leisen, ganz leisen Strichen (auch die Gesunden huschen nur wie Schatten), zieht das kleine nachdenkliche Epigramm — kein Drama — an uns vorüber, läßt kaum einen

echten Gefühlseindruck zurück, und sein Dichter begnügt sich mit der stillen Zustimmung derer, die seiner melancholischen Resignation empfänglich sind. Die, welche sich die Mühe geben, geboren zu werden, die seit der ersten französischen Revolution bis heute nichts vergessen und nichts gelernt haben, werden diesen allzu vornehmen Spott kaum empfinden. Es scheint auch, als ob Graf Keyserling, dessen Märchenromantik in verhältnismäßig jungen Jahren verblaßt ist, kaum das Bedürfnis empfände, der Klasse, der er entstammt, ein Wüstenprediger zu sein. Er sagt bloß vor sich hin: „Seht, wie sie innerlich abgestorben sind," — und er grüßt das Leben vor dem erschossenen Proletarier. Der matte Herzschlag des Dichters findet auf der Bühne nur schwache Resonnanz.

Ein neuer Sudermann! Das war die erste Sensation und — die erste Enttäuschung der Saison. Jene, bei denen es seit Sudermanns Kritikerfehde Brauch geworden ist, den Dichter herabzusetzen, sprechen natürlich nicht von Enttäuschung, sondern von Bestätigung. Dem unbefangenen Gedächtnis beweist der Mißgriff im vorliegenden Falle eben nur den Mißgriff. Das Schauspiel „Stein unter Steinen" ist in der Idee stecken geblieben. Die Intuition, die allein schöpferisch gestaltet, kam nicht zu Hilfe. Sudermann wollte doch wohl mehr als den zahlreichen Dramen, die dem Vereine zur Unterstützung entlassener Sträflinge assistieren, ein neues anreihen; an seinem braven „Entlassenen" Jakob Biegler sollte sich die allgemeinere Wahrheit erfüllen: ein rechter Mensch kann unter den Lasten des Schicksals wie tot liegen, das Lebensfähige in ihm erstirbt doch nicht, und es wird sich befreien. Die Lust zur Arbeit und das Unbewußte einer Liebe geben dem leidenden Helden dieses Schauspiels die rettende Kraft, die er um seiner selbst, um seiner Ehre und bürgerlichen Existenz willen, so sehr er auch litt, nicht aufbringen konnte. Aber gegen welche Mächte kämpft der Jakob Biegler? Nicht gegen Dämonen in der eignen Brust, nur gegen äußere Feinde und gegen Mißverständnisse. Ja, all sein Leiden ist Mißverständnis. Verständige Geschworene hätten ihn, der seine Bluttat, als ihn das Messer eines eifersüchtigen Mannes bedrohte, schlimmstens in Ueberschreitung der Notwehr begangen hatte, gar nicht für Totschlag verurteilen können; mißverständlich wird er nach verbüßter Haft nicht „Totschlages", sondern „Mordes" wegen von den Arbeitsgenossen verachtet und verfolgt; und er selbst verkennt die Lage so unerhört, daß er sein Schicksal schweigend verbirgt, statt mit knapper Aufklärung dem Martyrium und freilich auch dem Sudermannschen Schauspiele ein Ende zu machen. Der Dramatiker kämpft hier also nur gegen Mißverständnisse! Seine Waffe ist eine primitivgute Menschenseele, in der nichts vorhanden ist, das aus Nacht und Dunkel zum hellen Morgen zu ringen hätte. Selbst seine theatralische Meisterschaft ließ Sudermann in diesem mit groben Zügen entworfene Stücke im Stiche — und nur im dritten Akte schlägt eine Szene mächtig ein: die, in welcher der Mißhandelte mit instinktiver Elementarkraft die Steinblöcke von der Brust wälzt. Dieses Erwachen eines Menschen kam in Bassermanns Darstellung zu erschütternder Wirkung; und der großen Kunst des Schauspielers danken es Sudermann und das Lessingtheater, daß der „Stein unter Steinen" nicht gesteinigt wurde.

Literarische Berichte

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. Erstes bis sechstes Tausend. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

Die starke Kunst Ernst Zahns, des rasch im ganzen deutschen Sprachgebiet zu unbestrittener und verdienter Berühmtheit gelangten Schweizer Poeten, hat sich von jeher ebenso gern und mit gleicher Meisterschaft in der ein weites Ausholen erheischenden Kunstform des Romans wie in der zur Beschränkung zwingenden der Novelle betätigt. So hat sie uns auch jetzt nach der „Clari-Marie", seinem letzten und zweifellos bedeutendsten Roman, eine neue Sammlung von Erzählungen und poetisch gestalteten Lebensbildern beschert.

Ein gemeinsamer Grundton, den der glücklich gewählte Titel klar und prägnant angibt, und ein gemeinsamer Hintergrund — die Bergwelt der Schweiz, speziell die engere Heimat Zahns — fassen die elf hier vereinigten Geschichten zu einer künstlerischen Einheit zusammen; ein echt, tief und stark empfindender Bildner, der mit seinem ganzen Wesen in dem kraftvoll-herben Volkstum seines Landes wurzelt und mit seinen Dichteraugen das Gold der Poesie in allen Schichten des Lebens aufzufinden weiß, hat hier der stillen Größe einfacher, aber als Helden mit ihrem Schicksal ringender und ihre Pflicht erfüllender Menschen ein poetisches Denkmal gesetzt. Wie in den früheren Sammelbänden „Schattenhalb" und „Menschen", finden sich auch in dem vorliegenden wieder wahre Kabinettsstücke epischer Kleinkunst; besonders voll und schön erklingt der Grundton des Buches in den beiden größten und bedeutsamsten Erzählungen, „Verena Stadler" und „Vinzenz Püntiner", zwei erschütternden Lebenstragödien, in denen sich die bewundernswerte Kunst Zahns, mit einfachen Mitteln die tiefste Wirkung zu erreichen, aufs glänzendste bewährt. Das lebensvolle, gestaltenreiche Buch wird jeden für echte Poesie empfänglichen Leser fesseln und entzücken.

B.

Metaphysik. Von D. Dr. Georg Runze, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Dies Buch will kein neues System bieten, sondern in erster Linie über die wichtigsten Probleme der Metaphysik und zugleich über die hauptsächlichsten in der Geschichte hervorgetretenen Lösungsversuche orientieren. Das zusammengebrachte Material ist reichhaltig, die Anordnung und Darbietung recht lose und unübersichtlich. Etwas weniger Scheu vor „Systematik", vor streng logischer Begriffsentwicklung wäre wohl am Platz gewesen. Was den eignen Standpunkt des Verfassers betrifft, so läßt sich ein gewisser Eklektizismus nicht verkennen. Unter den Philosophen, denen er nachhaltige Anregung verdankt, nennt Runze von älteren Kant, Fichte, Schopenhauer, Trendelenburg, Rosenkranz und Fechner, von jüngeren Dreher, Rée, Reinh. Hoppe, Liebmann und Ernst Mach.

Br.

Aus dem Tagebuch eines Säuglings. Abgeschrieben von seinem Vater Karl Eugen Schmidt. Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 3.—.

Die deutsche Lesewelt, die Herrn Karl Eugen Schmidt längst als trefflichen Feuilletonisten und Reiseschriftsteller schätzt, darf und wird ihm aufrichtigen Dank dafür wissen, daß er das Tagebuch des geistig so hoch entwickelten Säuglings, dessen glücklicher Vater er ist, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Der jugendliche Verfasser, der seine ererbte schriftstellerische Begabung mit so verblüffender Gewandtheit und Sicherheit dazu verwendet, methodisch seine ersten Eindrücke von dem ihm aufgezwungenen Dasein in dieser nichts weniger als vollkommenen Welt zu schildern, nimmt dabei kein Blatt vor den Mund und übt namentlich an dem ihm mit vollem Recht oft sehr unvernünftig erscheinenden Gebaren der Großen — seine leiblichen Eltern nicht ausgenommen — energische Kritik. Die Wahrheiten, die er ihnen hier sagt, sind in der Tat beherzigenswert; das hindert aber nicht, daß die meisten Großen, unverbesserlich wie sie nun einmal sind, das Buch vor allem höchst belustigend finden und sich von Herzen an dem idyllischen häuslichen Glück mitfreuen werden, dessen Verkündiger der junge Verfasser trotz aller Mängel, die er in seiner Sphäre zu rügen hat, sozusagen wider Willen wird. Das liebenswürdige Werkchen, das Ernst Kreidolf, der bekannte Illustrator, mit reizendem Buchschmuck versehen hat, wird überall in deutschen Landen freudige Aufnahme finden und vor allem ein Lieblingsbuch junger Eltern werden.

B.

Nikopolis 1396—1877—1902, von Carol I., König von Rumänien. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer.

Diese kleine, aber gehaltvolle Broschüre gibt einen Vortrag wieder, den der im Südostwinkel Europas ein zukunftsreiches Land beherrschende Zollernsproß: König Karl von Rumänien, als Ehrenpräsident der Rumänischen Akademie gehalten hat. Es werden darin die beiden großen geschichtlichen Ereignisse geschildert, in denen die ehemals türkische Donaufestung Nikopolis, die jetzt eine bulgarische Stadt ist, eine hervorragende Rolle spielte. Zuerst wurde die Feste berühmt durch die blutige Niederlage, die König Sigismund von Ungarn mit dem französisch-ungarischen Kreuzheere am 28. September 1396 vor ihren Wällen durch die Türken unter Bajasid I. erlitt. Dies an und für sich für die christlichen Waffen unglückliche Ereignis ist dennoch dadurch denkwürdig geworden, indem es die Freundschaft zwischen dem späteren Kaiser Sigismund und dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, dem künftigen Kurfürsten von Brandenburg, der jenen in einem gefahrvollen Augenblick mit seinem Leibe deckte, begründete und damit die spätere Größe des heutigen deutschen und des rumänischen Herrscherhauses. Auch Fürst Mircea der Alte kämpfte mit seinen Rumänen auf der Seite des Zollern, von dessen Nachkommen heute einer auf dem Throne Ru-

mäniens sitzt, der im russisch-türkischen Krieg von 1877, als Nikopolis eine strategische Position von großer Bedeutung war, sich mit seinem Heere vor Plewna hohen Ruhm erwarb. Das Jahr 1902 führte dann den König Karl zur Zusammenkunft mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien nochmals nach Nikopolis. Fr. R.

Gesammelte Dichtungen von Julius Lohmeyer. W. Vobach & Co. Berlin — Leipzig.

J. Lohmeyer, der Gründer der „Deutschen Jugend", des „Schalk" und der „Deutschen Monatschrift", ist im Mai 1903 gestorben. Nach seinem Tode veröffentlichte sein Freund Viktor Blüthgen vorliegende von Lohmeyer hinterlassene Sammlung. Man muß ihm für diese letzte Gabe des naiven liebenswürdigen Dichters dankbar sein; denn Lohmeyer ist eine echte Poetennatur. Ein gutes Bild des Dichters schmückt die Sammlung. E. M.

Wilhelm Kienzl, Richard Wagner. Aus der Sammlung: Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. (V. Abteilung, Die neueste Zeit.) München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, 1904. Mit einer Beilage und 91 Abbildungen.

Dem Verfasser unsern Glückwunsch, daß er eine so fesselnde, warm und fein geschriebene Monographie zustande brachte, unsern Glückwunsch auch dem Verlage, der, unbekümmert um das Gezänk des Tages, einem so kompetenten Schriftsteller die Ausführung dieses wichtigen Bandes übertrug. Solange es für liebedienerisch gilt, auch nur zu erwähnen, daß die Festspiele von Bayreuth niemand, am wenigsten der Familie des Meisters Geldprofit abwerfen, solange ist es geradezu ein Wagnis, in einer Schrift über Wagner etwas Günstiges über Bayreuth auszusagen. Kienzl stellt aber den Kulturgedanken der Festspiele geziemendermaßen in den Vordergrund. Mit Chamberlain will er nicht wetteifern. Sein Buch enthält nur 144 Seiten; alles ist auf einen kurzen, oft sehr glücklichen Ausdruck gebracht. Möge der reich und vornehm ausgestattete Band recht vielen Lesern unter die Augen kommen! Dr. K. Gr.

Lieder Hans Ohnesterns des Gottsuchers von Walter Kinkel. Leipzig, C. F. Amelang, 1905. M. 1.50.

Unter der Menge der modernen Dichter nimmt der Göttinger Professor der Philosophie W. Kinkel eine hervorragende Stelle ein. Seine Gedichte, in schöner edler Sprache abgefaßt, sind von so hohen idealen Gedanken erfüllt, wie wir sie selten finden. Er zeigt uns, wie alles echt menschliche Streben und Ringen, Irren und Entsagen schließlich den „Weg zu Gott" führt. Die Sammlung wird sicherlich in vielen Herzen einen frohen Widerhall finden. E. M.

Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815. Herausgegeben von Gustav v. Diest, Regierungspräsident a. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Das vorliegende Sammelwerk des Verfassers der interessanten Lebenserinnerungen, die unter dem Titel „Aus dem Leben eines Glücklichen" erschienen sind, verdient in gleichem Maße die Aufmerksamkeit aller Geschichtsfreunde. Herr v. Diest veröffentlicht darin zunächst das Tagebuch seines Onkels, des Generals von Cardell, vom April 1806 bis Juli 1807. Diese Aufzeichnungen fallen also gerade in die Zeit des preußischen Zusammenbruchs nach Jena und Auerstädt, die der Verfasser als Premierleutnant und Adjutant des Generals von Ernest, Brigadiers der westfälischen Füsilierbrigade, erlebte; sie gewähren tiefe Einblicke in die damaligen traurigen Verhältnisse des preußischen Heeres und seines Offizierkorps. Ferner das Tagebuch seiner Großmutter, Frau von Gerhardt, auf ihrer Flucht vor Franzosen und Polen, die sie mit dem Gatten und zwei Töchtern von ihrem Gute Flatow (Westpreußen) nach Königsberg, Memel und schließlich nach Flensburg (1806—1807) führte. Daran schließen sich die von dem Herausgeber selbst geschriebenen Biographien seines Vaters, des Generals von Diest, zweiten Generalinspekteurs der Artillerie (gest. 1847), und seines Schwiegervaters, des kommandierenden Generals Adolph von Thile (gest. 1861), nebst Briefen des letzteren an seine Gattin aus den Kriegen von 1812 bis 1815 und einigen Briefen des Prinzen Wilhelm von Preußen (späteren Königs und Kaisers Wilhelm I.) an ihn. Fr. R.

Lebensdrang. Roman von Paul Ilg. Stuttgart 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.—.

Wer den vorliegenden Roman liest, ohne etwas über den Verfasser zu wissen, dem wird sich zu dem tiefen, nachhaltigen Eindruck, den dieses überaus talentvolle Buch macht, das Gefühl der höchsten Ueberraschung gesellen, wenn er erfährt, daß es ein Erstlingswerk ist; denn eine solche Selbständigkeit, Sicherheit und Reife, wie sie uns hier begegnet, ist man bei jungen Debütanten im allgemeinen nicht zu finden gewohnt, am wenigsten, wenn ihnen ein so starkes, lebhaftes Temperament eigen ist, wie es Paul Ilg besitzt. Mit gutem Gewissen darf man die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde auf dieses neue Talent hinlenken, das gleich beim

Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn eine so ungewöhnliche Verbindung hervorragender Eigenschaften bekundet und voraussichtlich sehr bald einen anerkannten Platz in den vordersten Reihen der modernen Erzähler einnehmen wird. Der Schauplatz, auf den uns der Dichter führt, ist eine der schönsten und blühendsten Städte seines schweizerischen Vaterlandes; kräftig zeichnet und geißelt er das hier sich breitmachende skrupellose Spekulantentum in einem seiner typischen Vertreter und läßt auch den Lebensdrang des „Helden“, eines nach Macht und Genuß begierigen, doch keineswegs nur unsympathische Züge aufweisenden Strebers, durch mancherlei Fährlichkeiten und Wechselfälle hindurch in dieser zweifelhaften Sphäre sein ersehntes Ziel erreichen, hauptsächlich dank der Gunst, die dem jungen Manne nacheinander von der Frau und der Tochter seines Herrn und Meisters zuteil wird. Das Ganze ist ein herbes, mit unerbittlicher Wirklichkeitstreue entworfenes und ausgeführtes Lebensbild, vortrefflich in der Charakteristik und doppelt wirkungsvoll durch die verhaltene Tragik, die sich unter der Oberfläche birgt. B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Tannhäuser und andere Novellen. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. Schottlaender. M. 2.—.

Baudissin, Eva Gräfin, Grete Wolters. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Bollack, Leon, Comment et pour quoi la France doit renoncer à l'Alsace-Lorraine. Paris, Librairie A. Taride. Fr. 1.—.

Dennert, Dr. phil. E., Vom Sterbelager des Darwinismus. Ein Bericht. — Derselbe: Vom Sterbelager des Darwinismus. Neue Folge. Stuttgart, Max Kielmann. Je M. 2.—.

Eschelbach, Hans, In die Kaserne mit der Frau! Anregungen. Cöln a. Rh., Albert Ahn. 50 Pf.

Eyth, Max, Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.— ; gebunden M. 5.—.

Fea, Pietro, Tre anni di guerra e l'assedio di Torino del 1706. Narrazione storico-militare. Con carte e illustrazioni. Roma, Enrico Voghera. Lire 4.—.

Feuchtersleben, Ernst v., Aphorismen. Zusammengestellt von E. Schroeder. Hannover, Otto Tobies. Kartoniert M. 1.—.

Frank, Bruno, Aus der goldnen Schale. Gedichte. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. Kartoniert M. 1.—.

Heller, O., Die Frau des Virtuosen. Erzählung. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Herbert, M., Ohne Steuer. Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 3.—.

Hermann, Traugott, Die Prostitution und ihr Anhang. Ein Sittenbild aus Deutschlands Gegenwart. Leipzig, H. G. Wallmann. M. 2.—.

Ilg, Paul, Lebensdrang. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Jókai, Maurus, Der Zigeunerbaron und andere Novellen. Dritte Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Kind und Kunst. Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. II. Jahrgang, Heft 1. Darmstadt, Alex. Koch. Jährlich 12 Hefte M. 14.—; Einzelpreis M. 1.25.

Köhler-Haussen, F. E., Triumph der Liebe. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

König, E. A., Die Tochter des Kommerzienrats. Roman. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

König, E. A., Unter schwarzem Verdacht. Roman. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Kremnitz, Mite, Ausgewanderte. Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag. M. 3.—.

Lenk, Margarete, Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. Illustrierte Neuauflage. Zwickau, Johannes Herrmann. Gebunden M. 2.50.

Lenk, Margarete, Lenas Wanderjahre. Erzählung für die Jugend. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. Gebunden M. 2.25.

Lilienthal, Erich, Peter Schüler. Eine Tragi-Groteske. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.—.

Marschall, Otto, Irings Vermächtnis. Konservatives Gedicht. Berlin, Herman Walther Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Meurer, Prof. Dr. Chr., Die Haager Friedenskonferenz. Zwei Bände. Band I: Das Friedensrecht der Haager Konferenz. München, J. Schweitzer Verlag. M. 15.—.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Lieferung 7 bis 28 (Schluss). Erscheint in zwei Ausgaben. Ausgabe A ohne Namensregister (28 Lieferungen à 30 Pf.). Ausgabe B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen (40 Lieferungen à 30 Pf.). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mühlenhardt, Karl, Gott und Mensch als Weltschöpfer. Philosophische Betrachtungen. Berlin-Wilmersdorf (Weimarschestraße 2). Im Selbstverlag des Verfassers.

Musikalische Rundschau. Jahrgang I, Heft 1 und 2. Erscheint während der Monate Juni

bis November zweimal monatlich, während der Saison wöchentlich. München, Verlag der Musikalischen Rundschau. Jährlich M. 10.—.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker, Berlin-Wilmersdorf. Heft 2. Preis halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—; Einzelheft 60 Pf. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Nietzsches Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. Dritter Band, zweite Hälfte: Nietzsches Briefwechsel mit Hans von Bülow, Hugo von Senger, Malwida von Meysenbug. Berlin, Schuster & Loeffler.

Nippold, Otfried, Ein Blick in das europafreie Japan. Frauenfeld, Huber & Co. M. 1.20.

Ortmann, Reinhold, Das höhere Gesetz. Novelle. — Zu wohltätigem Zweck. Humoreske. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Polko, Elise, Ein Familienideal. Roman. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Dr. Heinr. Kraeger. 2. und 3. Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Je M. 6.—.

Schmidt, Karl Eugen, Aus dem Tagebuch eines Säuglings. Mit farbigem Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Schumann, Walter, Leitfaden zum Studium der Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika. Giessen, Emil Roth.

Schweitzer, Dr. H., Geschichte der Deutschen Kunst. Lieferung 2 bis 7. Vollständig in 14 Lieferungen à M. 1.—. Ravensburg, Otto Maier.

Seca, Rega, „Sonnenweib". Ein Stück Menschenseele. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Seillière, Ernest, Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. Autorisierte Uebersetzung von Th. Schmidt. Berlin, H. Barsdorf. M. 7.—.

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Revidiert von Hermann Conrad. 5 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 10.—; gebunden M. 15.—.

Siebert, Dr. Otto, Ein kurzer Abriss der Geschichte der Philosophie, im Anschluss an Rud. Hayms philosophische Vorlesungen. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne.

Soden, Eugenie v., Haidekraut. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—.

Stevenson, R. L., Der seltsame Fall des Jekyll und des Herrn Hyde. Zweite [illegible] Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt [illegible] Schottlaender. M. 1.—.

Storch, Karl, Stille Wege. Allerlei Unmo[illegible] Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchha[illegible] Gebunden M. 3.60.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen des [illegible] und der Sprache. Ein Versuch, das eig[illegible] Wesen unbewusster Vorgänge klar zu er[illegible] und in die Ursachen von Erscheinunge[illegible] zudringen. Berlin W. 50, Physio-psychisc[illegible] sellschaft. M. 3 —.

Terwin, Johannes, Wanderungen [illegible] Menschen am Berge der Erkenntnis. [illegible] sophische Skizzen. Zürich, Art. Institut [illegible] Füssli. M. 3.—.

Thode, Henry, Hans Thoma. Betracht[illegible] über die Gesetzmässigkeit seines Stiles. [illegible] berg, C. Winter's Universitätsbuchhan[illegible] 60 Pf.

Thode, Henry, Arnold Böcklin. Heidel[illegible] C. Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 [illegible]

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskal[illegible] auf das Jahr 1906. 69. reich illustrierter [illegible] gang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandl[illegible] 50 Pf.

Walter, H., „Ihr führt ins Leben uns hine[illegible] Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-An[illegible] M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Warte, Die, Monatsschrift für Literatur [illegible] Kunst. Herausgeber Dr. Jos. Popp. VII. J[illegible] gang. Heft 1. München, Allgemeine Verla[illegible] gesellschaft. Vierteljährlich M. 2.—.

Wells, H. G., Die ersten Menschen im Mo[illegible] Autorisierte Uebersetzung von Felix Paul Gr[illegible] Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.[illegible]

Wighart, H., Zwischen Kreuz und Tem[illegible] Roman aus der Gegenwart. Zweite Aufl[illegible] Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. [illegible] Schottlaender. M. 4.50.

Wilser, Dr. L., Die Herkunft der Baiern. [illegible] Anhang: Stammbaum der langobardisch[illegible] Könige. — Zur Runenkunde. Zwei Abhan[illegible] lungen. Wien, Akademischer Verlag für Ku[illegible] und Wissenschaft.

Woltmann, Ludwig, Die Germanen und d[illegible] Renaissance in Italien. Mit über hundert Bil[illegible] nissen berühmter Italiener. Leipzig, Thüringisch[illegible] Verlagsanstalt. M. 6.—.

Wünsche, Aug., Die Pflanzenfabel in der Welt[illegible] literatur. Wien, Akadem. Verlag für Kuns[illegible] und Wissenschaft.

Zahn, Ernst, Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—; gebunden M. 5.—.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

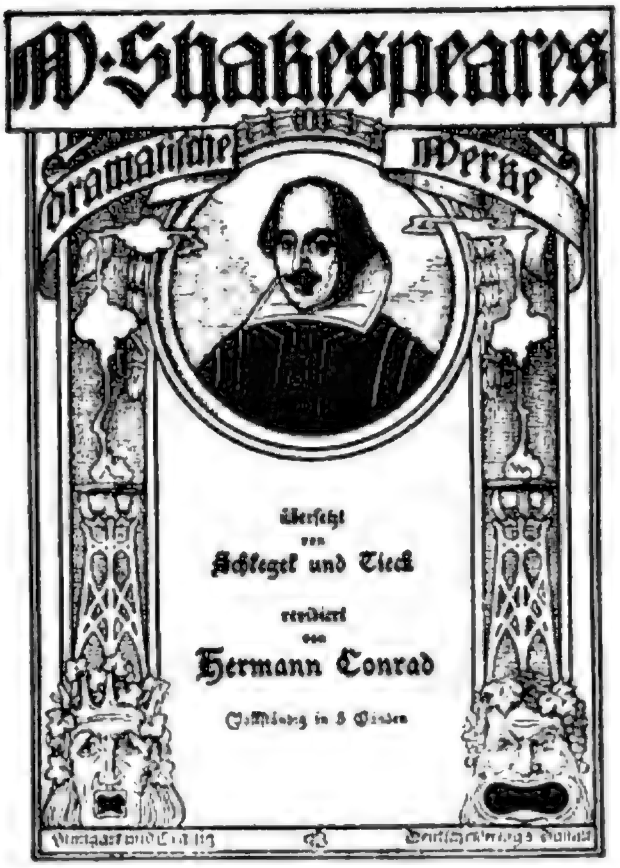
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neu revidierte Shakespeare-Uebersetzung

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ist erschienen:

W. Shakespeares dramatische Werke

Uebersetzt von Schlegel und Tieck
revidiert von **Hermann Conrad**



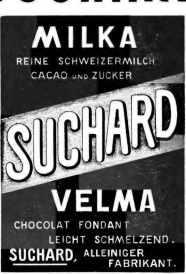
Fünf stattliche Bände in Klassiker-Format

Geheftet M. 10.—, gebunden M. 15.—, in Halbfranz M. 20.—

Die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Uebersetzung — als Gesamtwerk eine Meisterleistung ersten Ranges — ist im einzelnen voller Verständnisfehler. Das ist keinem der gelehrten Kenner Shakespeares je unbekannt gewesen. Seit einer Reihe von Jahren ist deshalb eine gründliche Revision weit über die Kreise der eigentlichen Shakespeare-Gemeinde hinaus lauter und immer lauter gefordert worden und hat in letzter Zeit wiederholt den Gegenstand der Diskussion in den Jahresversammlungen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft gebildet. In mehrjähriger ernster Arbeit hat nunmehr Professor Hermann Conrad, einer der bedeutendsten Shakespeare-Forscher der Gegenwart, sich der gewaltigen Aufgabe unterzogen, die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung zu revidieren, wobei aber die größtmögliche Pietät gegen sie Grundsatz war. Das Ergebnis dieser großartigen Arbeitsleistung liegt nunmehr in dieser fünfbändigen Ausgabe vor, die das köstliche Erbe des großen Briten jetzt in der denkbar besten Wiedergabe dem deutschen Volke bietet; sie ist zweifellos die

künftige Standard-Ausgabe des deutschen Shakespeare

CHOCOLAT
SUCHARD



CACAO
SUCHARD
GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in St

Diesem Hefte sind Prospekte der Südweinfirma Nuft & Schröder, Ma
Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt, der Verlagsbuchhandlung

Title Page

Dreißigster Jahrgang Dezember 1905. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

DEC 23 1905
CAMBRIDGE, MASS.

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

A. von Brauer: Bismarcks Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik 257
Deutschland und die auswärtige Politik 274
Professor Dr. Thomsen (Bonn): Was macht nervös? 283
Sir Charles Bruce: Großbritannien und Deutschland; der Sieg des gesunden Menschenverstandes 291
M. von Brandt: Was verstehen wir von Kolonien? 296
von Lignitz, General der Infanterie z. D.: Die Nachwehen des Krieges in Rußland 303
Fridhelm von Ranke: Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes (Forts.) 308
Dr. Fried. Noack: Piazza di Spagna. Eine kulturgeschichtliche Skizze für Romfreunde 315
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Schluß) 325
Hermann Kienzl (Berlin): Vom Drama der Gegenwart II 334
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens XV 336
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter (Fortsetzung) 344
Prof. Chr. Eidam (Nürnberg): Die Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare durch H. Conrad 353
Graf Hatzfeldts Briefe 1870/71 359
Felix Hübel: Tierbändiger. Novelle 367
Litterarische Berichte 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 378

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1905

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	M. 713 Million.
Bankvermögen	„ 244 „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ 125 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Geschenkbücher für die Frauenwelt.

Das Seidene Buch. Von Otto Julius Bierbaum. Eine lyrische Damenspende. Illustriert. 3. Auflage. In Seide geb. M. 6.—

Johannes Schlaf im Wiener Tagblatt „Die Zeit“: „Selten ist dem deutschen Weibe eine so solide, so kostbare, so über jeden Tadel geschmackvolle und anmutige Spende auf den Weihnachtstisch gelegt worden! Das prächtige Buch erquickt wie ein Sonnenstrahl, der einem unversehens in die Stube dringt.“

Deutscher Dichterwald. Von Georg Scherer. Lyrische Anthologie. Reich illustr. 21. Auflage. Gebunden M. 7.—

Eine nach Auswahl und Ausstattung anerkannt vortreffliche Anthologie. Ein feines, vornehmes Buch, bei sehr mässigem Preise.

Album lyrique de la France moderne. Par Eugène Borel. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. Avec 31 portraits. 9. Auflage. Gebunden M. 7.—

Schwäbischer Merkur: „Wem es darum zu tun ist, die französischen Lyriker von ihrer feinsten und edelsten Seite kennen zu lernen, der wird nach Borels Anthologie greifen.“

The Rose, Thistle and Shamrock. By Ferdinand Freiligrath. A book of English Poetry, chiefly modern. Illustriert. 7. Auflage. Gebunden M. 7.—

Preuss. Lehrerzeitung, Spandau: „Die schönsten Perlen der englischen Dichtkunst. Für heranwachsende Töchter als Festgeschenk warm zu empfehlen.“

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Neu! **Wertvolles Festgeschenk für jeden Deutschen!** Neu!

Vivat Fridericus

Friedrich der Grosse in seinen Schlachten von Carl Bleibtreu.

I. Band von Lowositz bis Leuthen — II. Band von Zorndorf bis Torgau.

Preis pro Band in Geschenkeinband Mk. 5.—, geh. Mk. 4.—

„Vivat Fridericus“ ist ein Festgeschenk für jedes deutsche Haus. Bleibtreu schildert in seiner bekannten fesselnden Weise den großen König in seiner schwersten Zeit und bietet in beiden Büchern Schlachtenbilder und Heldenleben in wunderbarer Plastik. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Ver

Alfred Schall, Kgl. Hofbuchh., **Berlin S.1**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 23 1905
CAMBRIDGE, MASS.

An unsere Leser!

Die „**Deutsche Revue**" tritt mit ihrem nächsten Hefte in ihren **einunddreißigsten Jahrgang** ein. Wenige Jahre nach dem Wiedererstehen des Deutschen Reiches begründet, hat sie sich im Laufe des hinter ihr liegenden Menschenalters dank der Mitarbeiterschaft einer auserlesenen Schar von hervorragenden Männern aus allen Gebieten der Geisteskultur und des öffentlichen Lebens zu einer Stellung emporgeschwungen, wie sie in Deutschland eine Zeitschrift ihrer Gattung nur selten erreicht. Vor allem durch ihre von den ersten Staatsmännern, Diplomaten und Historikern aller Kulturländer herrührenden Veröffentlichungen zur internationalen Politik und Zeitgeschichte ist sie in der deutschen Publizistik ein Faktor von unbestrittener Bedeutung geworden, und ihr konsequentes Bestreben, zur Ausgleichung der Gegensätze und damit zur Förderung des Friedens zwischen den Nationen beizutragen, findet bei allen Gleichgesinnten Anerkennung und Unterstützung. Aber auch auf rein wissenschaftlichem und auf literarischem Gebiet erfreut sie sich eines festgegründeten Ansehens in den besten Kreisen der Gebildeten, die sie durch sorgsam ausgewählte Arbeiten über die wichtigsten Fortschritte und Strömungen des Geisteslebens auf dem Laufenden zu erhalten sucht. Es wird das eifrigste Bestreben der „Deutschen Revue" sein, die errungene Stellung auch im neuen Jahrgang zu behaupten und zu befestigen; sie hofft zuversichtlich, zu den zahlreichen treuen Freunden, die sich um sie geschart haben, noch recht viele andere zu gewinnen, und sie glaubt dieses Ziel am sichersten zu erreichen, indem sie an ihrem bisherigen Programm, das sich drei Jahrzehnte hindurch so trefflich bewährt hat, auch in Zukunft festhält.

Von den Beiträgen, die für den neuen Jahrgang bis jetzt vorgesehen sind, seien nachstehend einige genannt:

Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (früheren Reichskanzlers).

Aus der politischen Korrespondenz des Königs Wilhelm I. von Württemberg. Herausgegeben von Heinr. v. Poschinger.

Geh. Rat Prof. Dr. **Johannes Orth**: Entstehung und Bekämpfung der Tuberkulose.

Geheimrat Prof. **Pelman**: Ueber Fanatismus, Geistesstörung und Verbrechen.

Professor Dr. **P. Baumgarten**: Goethes Naturstudien insbesondere in darwinistischer Beleuchtung.

Berta von Suttner: Rettungsheer.
Professor **Max Gruber:** Hygiene des Ich.
Heinr. v. Poschinger: Verhandlungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle unter Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX.
Friedr. Dessauer: Ueber Radio-Aktivität und Elektronen-Theorie.
R. v. Rhyn: Diplomatische Verhandlungen Spaniens mit den Mächten über die Anerkennung der Königin Isabella II.
Dr. **Richard Hennig:** Seekabel, drahtlose Telegraphie und Kriegsrecht.
Professor Dr. **G. Galatti:** Friedrich der Große und die Gesellschaft Jesu.
Geh. Hofrat **Rud. von Gottschall:** Das kritische Richteramt in der Literatur.
Geheimrat Professor Dr. **v. Schulte:** Deutsche Nationalzüge im Rechte.
v. Cramm-Burgdorf (Herzogl. Braunschweigischer Gesandter): Briefe aus Ems 1879.
Germain Bapst (Paris): Die Warnung. I. Belgien. II. Luxemburg.
Dr. med. **Gazert:** Bedeutung der Bakterien im Haushalt des Meeres.
Sanitätsrat Dr. **Scherk:** Die Einwirkung der Energieformen auf den lebenden Organismus.
Freiherr W. v. Einsiedel: Ueber Friedrich des Großen letzte Revue in Schlesien 1785.
Professor **L. Geiger:** Varnhagens Denkschrift an den Fürsten Metternich über das junge Deutschland 1836.
Professor **Wilhelm Grube:** Moderne chinesische Lyrik.
Oswald Hancke (Großherzogl. Hoftheater-Direktor, Karlsruhe): Ein Hohenzoller als Dramatiker.
Professor Dr. **F. Fittica:** Chemische Rätsel.

Stuttgart, Ende November 1905.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Zu gefälliger Beachtung!

Der einunddreißigste Jahrgang der „Deutschen Revue" erscheint in 12 Heften. Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.

Bestellungen auf die „Deutsche Revue" werden von allen Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Postämtern des In- und Auslandes, sowie von jedem mit einer solchen in Verbindung stehenden Bücheragenten entgegengenommen. Auf Wunsch vermittelt die Expedition auch die unterzeichnete Verlagshandlung, die bereit ist, auf alle bezüglichen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zu gefälliger Benutzung bei.

Stuttgart,
Neckarstraße 121/23

Deutsche Verlags-Anstalt.

Bismarcks Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik

Von
A. von Brauer

Bismarck sagt in seiner Reichstagsrede vom 15. März 1884: „Die Politik ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren sich einbilden; sie ist eine Kunst.“ Wir können uns also auf den Fürsten selbst berufen, indem wir seine meisterhafte Leitung der auswärtigen Politik — und nur um diese soll es sich hier handeln — eine „Kunst“ nennen. Wenn er freilich in jener Rede die Politik für eine Kunst erklärt „wie das Bildhauen und das Malen“, so darf man daraus doch nicht schließen, daß er die Staatskunst im Ernste den „schönen Künsten“ zurechnen wollte. Wohl weiß er, wie gründliche wissenschaftliche Studien — geschichtliche, philosophische, staatswirtschaftliche, juristische — erforderlich sind, um den politischen „Künstler“ zu formen. Nicht minder weiß er, daß der Politiker feste Grundsätze haben muß, von denen er sich leiten läßt, während der echte Künstler seiner Begeisterung und Phantasie folgt. Die Nüchternheit, die Richtung aufs Praktische sind vortreffliche Eigenschaften beim Politiker. Es wären sehr schlechte beim Künstler.

Aber mag man die Politik auch als Wissenschaft gelten lassen — immer ist sie „angewandte“ Wissenschaft. Deshalb ist sie, wie Bismarck bei einer andern Gelegenheit sagt, „keine exakte Wissenschaft“, sondern die „Fähigkeit, in jedem wechselnden Momente der Situation das am wenigsten Schädliche und das Zweckmäßigste zu wählen“. Das muß man aber „können“. Darum sagt er weiter: „Politik ist weniger Wissenschaft als Kunst, man muß dafür begabt sein.“ Gerade wie beim Reiten, meint er. „Sie können einem Reiter in der Bahn die besten Hilfen zurufen; wenn er es nicht in sich hat und sie nicht der Natur seines Pferdes gemäß ausführt, wird es ihm nichts nutzen, und schließlich wird ihn der Gaul abwerfen.“

Nun, den Fürsten Bismarck hat der Gaul der Politik nicht abgeworfen; er hat ihn fast vierzig Jahre lang in der europäischen Reitbahn meisterlich geritten und sogar dem ganzen deutschen Volke „in den Sattel geholfen“!

Fürst Bismarck hat nirgends — auch nicht in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ — eine zusammenhängende Darstellung der Grundsätze gegeben, von denen er sich in seiner auswärtigen Politik leiten ließ. Aber sowohl in jenem

Buche als in seinen Briefen, Staatsschriften und Reden sind Winke und Aussprüche reichlich enthalten, die uns ein klares Bild geben, wie er seine Kunst ausübt und welche Mithilfe er von den Organen des auswärtigen Dienstes beansprucht.

Noch reicherer Schatz ist in den unveröffentlichten Akten vorhanden. Namentlich in seinen köstlichen Randvermerken, die er beim Lesen der einlaufenden Depeschen mit seinem großen Bleistift aufzuschreiben pflegte, als wertvolle Direktiven für die Behandlung der Sache. Wenn alle diese Bleistiftvermerke auf den zahlreichen Akten des Auswärtigen Amts, der Reichskanzlei, des Reichsamts des Innern, des Staatsministeriums dermaleinst in einem Buche systematisch zusammengestellt veröffentlicht werden, wird man einen ungemein tiefen Einblick in sein Schaffen gewinnen. Doch kann man auch mit dem jetzt schon vorliegenden Material die Grundsätze erkennen, nach denen er die preußische, später deutsche auswärtige Politik achtundzwanzig Jahre lang erfolgreich geleitet hat.

Obenan stellt Bismarck das Verlangen, stets

1. offene und ehrliche Politik

zu treiben.

„Mein ideales Ziel" — so sagt er im zweiten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen" (S. 267) — „ist stets gewesen, das Vertrauen nicht nur der minder mächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation, gutgemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit im Falle von Reibungen und untoward events nötig ... Wir sollten uns bemühen, die Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unsrer Schwerkraft abzuschwächen, um die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher, auch unschädlicher für die Freiheit andrer wirkt als eine französische, russische oder englische."

Das verflossene Jahrhundert hat hierfür in der Tat den Beweis erbracht. Wir hatten im neunzehnten Jahrhundert zuerst eine französische Hegemonie (Napoleon I. bis 1813), — dann eine russische (bis zum Tode Alexanders I. 1825) und eine österreichische (Metternich bis 1848), — dann wieder eine kurze russische (bis 1854) und eine französische (Napoleon III. bis 1866), — endlich die deutsche Hegemonie (bis zum Sturze Bismarcks 1890), — von da an wieder eine russische Hegemonie bis zum Tode Alexanders III. Verfolgt man diese Perioden an der Hand der Geschichte, so wird man zugeben müssen, daß die vierundzwanzig Jahre der deutschen Hegemonie ungefähr die glücklichsten des Jahrhunderts waren, und zwar nicht bloß für Deutschland. Durch seine ehrliche Politik hat Bismarck es in wenigen Jahren dahin gebracht, das ganz natürliche Mißtrauen zu zerstreuen, das das staunende Europa gegenüber

einer Nation empfinden mußte, die eben erst in der europäischen Politik als quantité négligeable angesehen wurde und nun in zwei kurzen Kriegen zwei Großmächte mit bisher unerhörter Ueberlegenheit schlug.

Bismarck verwirft das ganze System der alten Diplomatie und ihr Rüstzeug. Hat Talleyrand nur allzu recht, von sich und seinesgleichen zu sagen, die Sprache sei erfunden, um die Gedanken zu verbergen, so verblüfft Bismarck durch seine erstaunliche Offenheit, die freilich häufig, namentlich anfänglich, ebensowenig für ernst genommen wurde als die Lügnereien der alten Schule.

Mit Geringschätzung spricht er von den alten Diplomaten, die „Schlauheit mit Falschheit verwechseln". „Ich spielte meine Karten blank aus. Ich setzte der vermeintlichen Schlauheit die frappierende Wahrheit gegenüber." Und fein fügt er hinzu: „daß man mir öfter nicht glaubte und sich dann hintennach schwer betroffen und enttäuscht fühlte, das ist nicht meine Schuld." [1])

In den „Gedanken und Erinnerungen" (II. 253) sagt er vorsichtig: „In den meisten Fällen ist eine offene und ehrliche Politik erfolgreicher als die Feinspinnerei früherer Zeiten." Bismarck bleibt seiner Ehrlichkeit nur treu, wenn er hier die Einschränkung gebraucht: „In den meisten Fällen." Er erkennt offen an, daß man nicht immer und nicht jedem Gegner gegenüber mit der Offenheit auskommt, sondern wohl auch einmal im Laufe des politischen Geschäftes zu minder ehrlichen Mitteln greifen oder minder offene Wege gehen muß. Es ist aber selten, äußerst selten, daß dem großen Staatsmann solche Wege oder Mittel nachgewiesen werden können. Mit Stolz kann er von sich sagen: „Das Lügen habe ich auch als Diplomat nicht gelernt," — und als ihm von Winkelzügen eines fremden Staatsmannes gemeldet wird, schreibt er an den Rand der Depesche: „Das System, sich erraten zu lassen, gehört mehr in weibliche Boudoirs als in politische Kabinette." Im Jahre 1874 sagte er im Reichstag: „Wir haben in unsern auswärtigen Beziehungen recht reine Wäsche und nicht sehr viel zu verbergen."

Wenn er einmal — ganz ausnahmsweise — in seinen Unterredungen mit fremden Diplomaten nicht ganz aufrichtig ist, so hat er dafür stets gute Gründe. Im Jahre 1883 fragte ihn ein fremder Diplomat ganz unverfroren, ob eine Tripelallianz (Deutschland-Oesterreich-Italien) wirklich besteht. Diese eben abgeschlossene Uebereinkunft sollte nach der Abmachung zwischen den drei Staaten vorerst geheimgehalten werden. Bismarck kann sich daher für weder berechtigt noch verpflichtet halten, die Frage der Wahrheit gemäß zu beantworten. Das ist ihm sichtlich unangenehm. Er weicht nicht gern von seinem Grundsatz unbedingter Offenheit ab. In seiner Aufzeichnung über die Unterredung sagt er daher, sich gleichsam entschuldigend: „Ich habe ihm, da ich mich zur Aufrichtigkeit nur soweit verpflichtet halte, als ich freiwillig rede, schließlich gesagt: C'est plutôt une situation qu'un traité. Soweit darin eine Abweichung von dem

---

1) Poschinger, Tischgespräche, II. 357.

Sachverhalt liegt, war sie durch die franchise de faux bonhomme, des Fragestellers, erlaubt und geboten."

Bismarck hält es also für nötig, sich ausdrücklich zu entschuldigen, daß er nicht die reine Wahrheit sprach in einem Falle, in dem er gar nicht anders handeln konnte. Denn er war ja nicht bloß durch das Staatsinteresse, sondern auch durch sein Wort zur Geheimhaltung des Vertrags unbedingt verpflichtet. Ich glaube nicht, daß viele Staatsmänner und Diplomaten es mit der Wahrheit ebenso ängstlich genau nehmen, wie der oft als „perfid" verschriene Kanzler.

Wie er indiskrete Fragen, die ihm gestellt werden, nicht liebt, so macht er auch seinen diplomatischen Agenten wiederholt zur Pflicht, im Verkehr mit den Vertretern fremder Mächte direkte Fragen zu vermeiden und ehrlich zu sein. Man solle nur das Gespräch auf den Gegenstand bringen, über den man sich informieren wolle, dann aber abwarten, ob der andre was sagen will, ohne zu drängen. „Offen reden, keine falschen Hoffnungen wecken!" Auf den etwas machiavellistischen Vorschlag eines Botschafters erwiderte er trocken: „Wir können dem Sultan keinen Rat geben, durch den wir wissentlich seine Interesse schädigen würden."

Solche und ähnliche Direktiven waren für die vertrauten Räte der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes bestimmt und nicht etwa zur Mitteilung an einen fremden Diplomaten oder eine fremde Regierung. Die ehrliche Meinung kann daher um so weniger bezweifelt werden.

Winkelzügen ist der Kanzler durchaus abgeneigt. Er haßt sie auch an andern. Seine Freundschaft zu Gortschakow ist wesentlich an dessen Unehrlichkeit gescheitert. In den „Gedanken und Erinnerungen" wird die Ränkesucht dieses klugen russischen Staatsmanns der alten Schule bald mit Spott, bald mit Aerger gegeißelt. Immer wieder warnt er seine Mitarbeiter vor den Ränken des Vielgewandten. Fürst Gortschakow erneuere alle Augenblicke den Versuch, das politische Gewicht Deutschlands für unausgesprochene russische Zwecke zu gewinnen und uns zu bewegen, „einen Wechsel in blanko zu zeichnen", den Rußland ausfüllen und dann England oder Frankreich gegenüber verwerten wolle.

Zweck der ehrlichen Politik ist dem Kanzler zunächst, Vertrauen zu gewinnen, selbst Dankbarkeit, so selten auch diese Tugend in der Politik zu finden sein mag. „Flagrante Undankbarkeit, wie der Fürst Schwarzenberg sie proklamierte, ist in der Politik wie im Privatleben nicht nur unschön, sondern auch unklug." [1])

Mit vollem Recht kann der Kanzler von sich sagen: [2]) „Die ganze Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen, das ich mir auswärts erworben habe. So bei den Franzosen, deren Haltung darauf basiert ist, daß sie denken, sich auf mich verlassen zu können. Der König der Belgier sagte neulich, daß ein

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen, I. 274.

[2]) Busch, Tagebuchblätter, III. 192.

geschriebener und unterzeichneter Vertrag ihn nicht so beruhige, als wenn ich ihm mündlich versichere, es wird so gehalten werden. Ebenso mit Rußland, da baut der Kaiser ganz auf mich."

Man muß in der Politik „das erste Mißtrauen und die erste Verstimmung sehr sorgfältig vermeiden" — sagt er in einer Reichstagsrede vom 11. Januar 1887 — „wenn man die Freundschaft bewahren will".

Die Bezeichnung „ehrlicher Makler", die sich der Kanzler in einer Rede vom 19. Februar 1878 gegeben hat, ist ein geflügeltes Wort geworden. Nicht bloß auf dem Berliner Kongreß hat er sehr erfolgreich, wenn auch ohne Dank, ehrliche Maklergeschäfte besorgt. Solche Geschäfte ziehen sich wie ein roter Faden durch seine ganze Tätigkeit. Sie entsprechen seinem aufrichtigen Bestreben, sein ungeheures Ansehen und seine gewaltigen Machtmittel dazu zu verwenden, den Frieden zu erhalten und störende Zwischenfälle zu beseitigen.

*

Bismarcks Politik kann im weiteren bezeichnet werden als eine

2. Politik der Mäßigung, der Vorsicht, des praktischen Bedürfnisses.

Daß Bismarcks Politik eine solche der Mäßigung war, ist — um einen beliebten Ausdruck des Fürsten zu gebrauchen — „publici juris". In zwei großen Kriegen hat er diese Politik in einer Weise gezeigt, die die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregt hat. Wie weise geht er 1866 vor! Nach einem solchen siegreichen Kriege darf man sich nicht fragen, „wie viel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur erstreben, was politisches Bedürfnis ist".[1]) Daher entreißt er den König den militärischen Einflüssen und verhindert weitere Demütigungen Oesterreichs, die ein späteres Bündnis erschweren würden. Ihm allein ist es zu danken, wenn König Wilhelm von der vielleicht „gerechten" aber unstaatsmännischen Idee abgebracht wird, jedem seiner fürstlichen Kriegsgegner einen erheblichen Gebietsteil abzunehmen, keinen aber ganz zu entthronen. Die Errichtung des Deutschen Reichs wäre auf dieser Basis unmöglich geworden. Bismarck dagegen verlangte unbedingte Schonung Oesterreichs und aller deutschen Fürsten, mit Ausnahme derer, die aus Gründen des Staatswohls ihre Gebiete verlieren, dann aber auch ganz verlieren mußten.

Ebenso im Jahre 1870. Wir wissen, wie die „Halbgötter" des Generalstabs bestrebt waren, unsern großen Staatsmann von den militärischen Kriegsberatungen fernzuhalten. Bitter klagt er,[2]) daß die zahlreichen Fürstlichkeiten des Hauptquartiers und sogar der englische Kriegskorrespondent mehr von den militärischen Operationen erfuhren, als er, der verantwortliche Leiter der auswärtigen Politik! Trotz dieser Intrigen waltet er mit Erfolg seines Amtes, auch während des Krieges. Er wirkt auf beschleunigten Friedensschluß hin, um

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen, II. 38.
[2]) Gedanken und Erinnerungen, II. 98.

fremdmächtliche Einmischung zu verhüten. Er hält seine schirmende Hand über die Bundesstaaten, denen man von andrer Seite nicht ungern zu Leib gegangen wäre, als sie bei der Reichsgründung berechtigte und unberechtigte Wünsche geltend machten. Nur Sachsen wollte er schon 1866 zu Preußen in eine engere militärische Gemeinschaft bringen, als die von ihm deshalb mißbilligte Stoschsche Konvention vorsah. Man kann heute billig fragen, ob es nicht im Interesse der kleineren Staaten selbst gelegen hätte, wenn auch mit einem Königreiche eine ähnliche Militärkonvention abgeschlossen worden wäre, wie sie den Großherzogtümern angemutet wurde.

Nachdem die beiden Kriege Deutschland zur unbestritten ersten Großmacht Europas emporgehoben hatten, fehlte es in den folgenden Jahren nicht an Gelegenheiten, in denen Bismarck seine oft betonte Mäßigung praktisch beweisen konnte. Ohne seine Mäßigung hätten wir gar leicht in Krieg verwickelt werden können, möglicherweise schon 1875 oder 1877, wahrscheinlicher noch 1887, da Boulanger sein Wesen trieb und die Schnäbeleaffäre die Gemüter erregte. Mit Genugtuung vergleicht er unsre Haltung nach 1870 mit der Unersättlichkeit des ersten Napoleon.[1]) In einer Reichstagsrede vom 19. Februar 1878 drückt er denselben Gedanken so aus: „Ich bin nicht der Meinung, daß wir den Napoleonischen Weg zu gehen hätten, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen.“ Ein andres Mal sagt er: „In der Politik ist die Hauptsache, die Möglichkeiten zu berechnen. Man darf nicht mehr Pulver auf die Pfanne nehmen, als die Büchse erträgt.“

Die Politik der Mäßigung veranlaßt den Fürsten, *überall da seine Hände aus dem Spiel zu lassen, wo nicht ein unmittelbares deutsches Interesse vorliegt.* So sorgt er dafür, daß uns nicht in Konstantinopel, Aegypten, Bulgarien und andern Ländern künstliche *Interessen* anerzogen oder auch angedichtet werden. Immer wieder weist er seine Mitarbeiter darauf hin, beim mündlichen Vortrag, in Randvermerken, in Erlassen. Für ihn ist die Freiheit von jeder Beteiligung an orientalischen Wirren gleichsam ein Aequivalent für die militärischen und politischen Nachteile der geographischen Lage Deutschlands im Vergleich zu England, Rußland, Frankreich.

Bismarcks überlegene Politik der Mäßigung zeigt sich besonders darin, daß er sich *niemals*, weder durch Parlament noch Presse, noch auch durch Meldungen und Bestrebungen unsrer diplomatischen Agenten irgendwie treiben, irgend aus seiner Zurückhaltung herausbringen läßt. Beim Konflikt mit dem Sultan Saïd Bargasch von Sansibar (1885) rät unser dortiger Vertreter schneidiges Vorgehen, ohne Rücksicht auf England zu nehmen. Das Auswärtige Amt ist nicht abgeneigt, dem Rate zu folgen. Der Kanzler aber bemerkt ruhig, England werde aus europäischen Gründen bewogen werden können, unsre Freundschaft der vom Sultan vorzuziehen; wir hätten mehr Aktion auf England als auf Bargasch.

---

[1]) Poschinger, Tischgespräche, II. 357.

Kurz, in allen „Fragen“, die nach 1870 die öffentliche Meinung und die diplomatische Welt beschäftigen, immer die gleiche Mäßigung! So setzt er den vielseitigen Versuchen, ihn zu Schritten, oder auch nur zu platonischer Teilnahme zugunsten der Balten zu bewegen, die seit den achtziger Jahren verstärkte Russifizierung und Unterdrückung des Deutschtums zu ertragen hatten, kühle Reserve und praktische Erwägungen entgegen. Mit seinem köstlichen Humor meint er: „Die baltische Frage beißt uns nicht. Mögen die Russen sich durch Vernichtung ihres baltischen Gestüts für Generale und Staatsmänner nur selbst kastrieren!“

Wenn er gelegentlich -- und nicht selten! — auf seiner Meinung bestehen bleibt und sie auch bei fremden Regierungen befolgt zu sehen wünscht, gibt er dem Referenten im Amte gern die Weisung, man solle — eben wegen des fortiter in re, das hier gezeigt werden müsse — unsern Gesandten draußen das suaviter in modo besonders zur Pflicht machen.

Die Reibungsflächen zwischen Oesterreich und Rußland im Oriente sind besonders breite und gefährliche. Der Kanzler aber hat ein wachsames Auge, daß kein Brand entsteht, und zeigt sich redlich bestrebt, die Gegensätze auszugleichen. Als ihm einst der russische Botschafter pikiert sagt: „Vous faites un peu la cour à l'Angleterre,“ meint er trocken: „Natürlich. Dasselbe tun wir mit allen Nachbarn im Interesse des guten Einvernehmens, solange sie uns die Möglichkeit dazu lassen.“

Die weise Vorsicht seiner Politik zeigt sich ferner in der schonlichen Behandlung Frankreichs und seiner Staatsmänner. Frühzeitig baut er jeder Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit den französischen Interessen vor, um nicht den gefährlichen Einfluß der Pariser Chauvinisten zu verstärken. Unsre Aufgabe gegenüber Frankreich sieht er als eine doppelte an: erstens mit Frankreich in Frieden zu leben, und zweitens dessen Bündnis mit Rußland zu verhüten. Diese Gesichtspunkte läßt er niemals aus dem Auge. Danach richtet er seine europäische Politik ein. —

Bismarcks auswärtige Politik ist immer durchaus aufs Praktische gerichtet. „Tatsachen lassen sich nicht ändern, sondern nur benutzen,“ ist ein wichtiger Ausspruch, den er gern wiederholt und einschärft.

Schon in einer seiner ersten Reden — am 3. Dezember 1850 — spricht er die wahrhaft staatsmännischen Worte, die sich heute wie eine Kritik der gesamten Politik unter Friedrich Wilhelm IV. anhören: „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staats ist der staatliche Egoismus, und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eignen Interesse angehört.“ Sieben Jahre später schreibt er dem General von Gerlach: „In der Politik tut niemand etwas für den andern, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet.“ Und noch dreißig Jahre später richtet er seine Politik nach den gleichen Grundsätzen ein: „Wir sind nicht berufen, die undankbare Rolle tugendhafter Weltverbesserer zu spielen.“ Wenn Gladstones tönende Phrasen über die „Bulgarian atrocities“

erklingen, meint er trocken: „Die haben für uns kein Interesse.“ Und wenn in der großbulgarischen Frage das englische Kabinett, um den Russen Schwierigkeiten zu machen, heuchlerisch die „Wünsche der Bevölkerung“ in den Vordergrund schiebt, so entgegnet er sehr nüchtern, darauf komme es nicht in erster Linie an, sondern auf Erhaltung des Friedens unter den Mächten; einige Dutzend bulgarischer Literaten und deren Wünsche seien noch lange keinen europäischen Krieg wert. Spöttisch spricht er von der Neigung Englands, fremde Völker zu beglücken. Die sogenannten armenischen Reformen, das Steckenpferd des alten Gladstone, sind dem Fürsten theoretische Bestrebungen, die eine Zierde der Protokolle der Kongreßverhandlungen bilden mögen, aber sonst keinen Zweck haben als den, im englischen Parlamente Gelegenheit zu einer humanitären Schaustellung zu geben.

Die „do ut des-Politik“ sieht Bismarck mit seinem praktischen Verstande nicht nur für eine erlaubte Politik an, sondern — in auswärtigen Angelegenheiten — für eine notwendige, ja selbstverständliche. Im Reichstag sagte er am 17. September 1878 ganz ruhig: „In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrund steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht.“

Er geniert sich aber gar nicht, davon zu sprechen. Namentlich pocht er England gegenüber auf diesen Grundsatz, als das Kabinett von St. James während der Anfänge unsrer Kolonialpolitik uns zwar freundliche Redensarten macht, aber seine Beamten draußen nicht abhält (vielleicht anhält), uns unter der Hand Schwierigkeiten zu bereiten. Da macht er den Engländern sehr deutlich klar, daß er ihnen manches Nützliche „geben“ kann, wenn sie ihn auf kolonialem Gebiet zu reizen aufhören. Er weist namentlich auf Aegypten hin, wo England auf freundschaftliche Haltung der deutschen Politik rechne. Wir seien auch bereit, dieser Erwartung zu entsprechen, wenn eine Erwiderung der englischen Freundschaft durch Tatsachen erkennbar werde und es uns in kolonialer Beziehung die Aufgabe erleichtern wolle.

Man verstand in England den Wink. Man hatte dort keine Sehnsucht, die Tage wieder zu erleben, da der deutsche Vertreter in Kairo Arm in Arm mit seinem französischen Kollegen den Engländern das Leben in Aegypten herzlich sauer machte. Man gewährte die deutscherseits gewünschte Unterstützung. Der Zweck war erreicht. —

Wie der Fürst keinen Wert auf Humanitätsphrasen legt, so schlägt er auch den Ruhm der „Konsequenz“ nicht hoch an. Verächtlich sagt er vor dem Abgeordnetenhaus, als man die Folgerichtigkeit seiner Diplomatie bemängelt: „Konsequenz für einen Politiker, für einen Staatsmann ist um so leichter, je weniger politische Gedanken er hat. Wenn er nur einen hat, ist es Kinderspiel, und wenn er den immer wieder vorbringt, so ist er der Konsequenteste.“ (21. April 1887.) Auch Moritz Busch weiß zu berichten, daß der Fürst sich gelegentlich ähnlich bei Tisch äußerte (30. Januar 1871): Konsequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man müsse sich

nach den Tatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären ... La patrie veut être servie et non pas dominée.

Ist's nötig, hinzuzufügen, daß Bismarcks Politik — so sehr er auch die Konsequenz als besondere Tugend verachtet und so oft er auch andre Wege gegangen ist — doch in ihren Endzielen und als Werk im ganzen betrachtet die folgerichtigste Staatskunst darstellt, die jemals erdacht worden ist?

*

Ein weiterer wichtiger Grundsatz Bismarckscher Politik ist

3. Abwarten des rechten Augenblicks.

„Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Moments ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe.“ So spricht er zu einer Abordnung der Universität Jena am 30. Juli 1892. Wenn er hinzufügt: „Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und bin von Insekten umschwärmt worden, ehe ich zum Schuß kam,“ so fühlt man, daß er auch hierbei an sein politisches Leben mehr als an seine frühere Jägerzeit gedacht hat. Wie hat er in der Tat das Abwarten verstanden! Im Jahre 1867 in der Luxemburg-Angelegenheit, da er die Zeit der unvermeidlichen Abrechnung mit Frankreich noch nicht für gekommen erachtete! Oder wenn er 1887 nach Wien schreibt: „Die orientalische Frage ist ein Geduldspiel. Wer warten kann, gewinnt.“

Zwei Jahre vorher, während des serbisch-bulgarischen Krieges, da Oesterreich ungeduldig wird und eingreifen will, was ohne Zweifel auch ein russisches Eingreifen und damit vielleicht einen großmächtlichen Krieg zur Folge gehabt hätte, klagt er, Oesterreich mache sich beide Seiten zu Feinden, „aus Mangel an Nerven zum Abwarten“.

Hierher gehören endlich die goldenen Worte, die sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ finden (II. 262) und die sich alle Nachfolger des ersten Kanzlers stets gegenwärtig halten sollten: „Wir dürfen uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen.“

*

Wir haben hiermit die wichtigsten positiven Leitsätze der Bismarckschen Staatskunst aus seinen eignen Worten, denen seine Taten entsprechen, zusammengestellt. Es erübrigt noch, einige negative Leitsätze anzureihen. Zunächst:

4. Nur keine halben Maßnahmen!

Entweder ja oder nein, entweder rechts oder links, entweder Nachgiebigkeit — und dann ganz und freundlich mit bonne mine à mauvais jeu — oder festes Bestehen auf dem Standpunkt, dann aber auch unbedingt und bis zur äußersten Konsequenz! So finden wir ihn im ganzen Verlauf seiner Politik,

ein Feind jeder Zweideutigkeit, jeder Unentschlossenheit, jeder halben Maßnahme. In dem klassischen „Rückblick auf die preußische Politik" („Gedanken und Erinnerungen" I. 270 u. f.) führt er einen großen Teil der Mißerfolge seiner Vorgänger auf Verletzung dieses Grundsatzes zurück. „Der Fehler in Situationen der Art hat gewöhnlich in der Ziellosigkeit und Unentschlossenheit gelegen, womit an die Benutzung und Ausbeutung herangetreten wurde. Der Große Kurfürst und Friedrich der Große hatten klare Vorstellungen von der Schädlichkeit halber Maßregeln in Fällen, wo es sich um Parteinahme oder um ihre Androhung handelte."

Daher will der Fürst meistens nichts von Beschwerden wissen, die nur verstimmen und nichts nutzen, und zieht es vor, Gegenzüge zu machen, wo sich hierzu Gelegenheit bietet und diese wirksam durchgeführt werden können. „Man sollte sich stets fragen," schreibt er gelegentlich, „ob man eine Sache tun kann und schließlich tun will, und sie im Bejahungsfalle schnell und liebenswürdig tun oder gar nicht."

*

Weiterer Grundsatz:

5. Keine Gelegenheit versäumen!

„In der auswärtigen Politik gibt es Momente, die nicht wiederkommen," sagt der Fürst am 3. Februar 1866 im preußischen Abgeordnetenhause. Bismarcks Politik aber kann man getrost als die Politik der stets benutzten Gelegenheiten bezeichnen. Hierin liegt seine Stärke, das Geheimnis seiner Riesenerfolge. Wenn man die österreichische Politik oft als die der versäumten Gelegenheiten bezeichnet, so weist er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I. 273) nach, daß sich solche auch in der Geschichte andrer Staaten reichlich vorfinden. Selbst in der preußischen Geschichte. „Was in Oesterreich die Beichtväter, das haben in Preußen Kabinettsräte und ehrliche, aber beschränkte Generaladjutanten an versäumten Gelegenheiten zustande gebracht." [1])

Bismarck denkt offenbar nur an die innere Politik, wenn er in den „Gedanken und Erinnerungen" (I. 280) schreibt: „Es ist oft weniger schädlich, etwas Unrichtiges als nichts zu tun." Von einer Regierung erwartet man Handeln in allen wichtigen Momenten. Ist sie untätig, so kommt sie in den Verdacht des Schwankens, der Unentschlossenheit. Diese schadet oft viel mehr als falsche Regierungsmaßregeln. Aber auf das Gebiet der auswärtigen Politik hat Bismarck diesen Grundsatz niemals übertragen. Im Gegenteil. Auf diesem Gebiet ist Nichtstun und Abwarten immer besser als ein falscher Schachzug. Irrtümer auf dem Gebiet der auswärtigen Politik sind „niemals unschädlich". „Die geschichtliche Logik ist noch genauer in ihren Revisionen als unsre Oberrechenkammer." [2]) „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen, I. 273.
[2]) Gedanken und Erinnerungen, II. 218.

Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.“ [1])

*

Wer „nachtragend“ ist und kleine Kränkungen, Niederlagen und Mißverständnisse nicht vergessen und vergeben kann, wer sich von seiner Eitelkeit meistern läßt, dessen politisches Auge wird getrübt für das Mögliche und Nützliche. Daher die weitere Forderung:

6. Keine Ranküne und keine Eitelkeiten!

Dem Fürsten lag beides sehr fern, sooft man auch das Gegenteil behauptet hat. Freilich konnte er persönlich gründlich hassen und seine Gegner, äußere wie innere, „à saigner à blanc“ verfolgen. Er war zweifellos ein leidenschaftlicher Mensch. Aber er hat sich von seinen Leidenschaften nicht beherrschen lassen. Wenigstens nicht auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Kluge Ueberlegung hat hier immer über die Leidenschaft gesiegt.

Nirgends tritt dies deutlicher zutage als im Verhältnis zu Rußland. Den Fürsten Gortschakow, den Leiter der russischen Politik, haßt er seit 1875 gründlich wegen seiner Verlogenheit, Eitelkeit und seines anmaßenden Wesens. Dies hält aber Bismarck nicht ab, dessen Unarten geduldig hinzunehmen, weil er den Bruch mit Rußland im Reichsinteresse durchaus vermeiden will. Es gelingt ihm auch. Er überlebt Gortschakow, und es lag gewiß nicht am guten Willen dieses letzteren, wenn es nicht zu ernsten Konflikten mit uns kam, sondern ausschließlich am Geschick des Fürsten Bismarck und an dessen Selbstverleugnung, der seinem Widerwillen gegen Gortschakow keinen Raum gab in seinen politischen Erwägungen.

Sich in der Politik durch Widerwärtigkeiten, die dritte bereiten, nicht in seinen vernünftigen Entschließungen beeinflussen zu lassen, predigt er immer wieder, besonders auch dem befreundeten Oesterreich. Er begreife wohl die Verstimmungen (läßt er in den achtziger Jahren gelegentlich nach Wien schreiben), die in Oesterreich über Rußlands schwankendes Vorgehen herrschten, und er halte sie für berechtigt. Aber er habe kein Verständnis dafür, daß man in einer rein politischen Frage eine Verstimmung mitreden läßt. Im weiteren zeigt er den Wienern nicht ohne Humor, daß die Russen im Grunde ebenso viele Ursache haben, über die Oesterreicher verstimmt zu sein, und schlägt als ehrlicher Makler vor, „beide Empfindungen im Interesse des Friedens zu kompensieren“.

Hierher gehört auch die kluge Bereitwilligkeit, mit der Bismarck nach dem siegreichen Feldzug in Böhmen beim Landtag um „Indemnität“ nachsucht. Nicht ohne Mühe ringt er seinem Könige die Einwilligung ab. Unter der Wucht der Siege hätte Bismarck auch andre Wege — bis zu einer Revision der Verfassung — einschlagen können, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen. So wie er vier Jahre lang von der parlamentarischen Opposition und deren Presse in den

[1]) Gedanken und Erinnerungen, II. 258.

Schmutz gezogen, beschimpft, verleumdet, als ein ganz unfähiger Tollkopf hingestellt worden war, hätte es menschlich nahegelegen, die Fortschrittler zu demütigen und den Kampf mit ihnen unter jetzt viel günstigeren Verhältnissen fortzuführen. Er vergaß aber die Beleidigungen und Beschimpfungen, oder richtiger: er ließ sich durch sie in seinen dem preußischen Staatswohl und der deutschen Zukunft nützlichen Entschließungen nicht beeinflussen. Er baute seinen Gegnern, soweit sie mehr verrannt und doktrinär als böswillig waren, die goldene Brücke der Indemnität, die schließlich für einen praktischen Mann wie Bismarck nicht viel mehr war als eine billige Phrase. „In verbis simus faciles." [1])

Nur eine Rankune hat der Fürst niemals überwinden können und wohl auch nicht überwinden wollen, das war sein Mißtrauen gegen „Politiker in langen Kleidern, weiblichen wie priesterlichen"! Ihnen hat er niemals Einfluß zugestanden. Er trat ihnen rücksichtslos entgegen, wo immer er auf politisierende Damen oder Priesterintrigen stieß, mochte der Priesterrock ein katholischer oder evangelischer sein.

Die Freiheit von jeder Eitelkeit ist der Grund, weshalb Bismarck gleichzeitig ein Feind aller Phrasen ist. Diese entspringen in letzter Quelle persönlicher Eitelkeit. Phraseure, gute wie schlechte, sind immer auch eitle Menschen.

Unklare „Gefühlsduseleien" sind dem Kanzler fremd. Er mißachtet die Staatsmänner, die derlei Redensarten im Munde führen, und nennt sie politische Phantasten.[2]) Er redet von „Glanznebel", der die „Schlagworte Humanität, Zivilisation in deutschen, namentlich weiblichen Gemütern an deutschen Höfen" umgibt.[3]) Ihm selbst liegen Phrasen schlecht. Er kann sie schwer zustande bringen. Sie sind seiner Natur so wenig entsprechend, daß der gewandte Stilist Bismarck nach eignem Geständnis mühsam an der Feder kaut, wenn er einmal Phrasen suchen muß, wie dies zum Beispiel bei Thronreden unvermeidlich ist. Er überläßt daher deren Fabrikation lieber andern.

In der Tat finden wir in den von Bismarcks Hand herrührenden Schriften und in seinen Reden fast nirgends Phrasen. In seinen Privatbriefen vollends gar nicht. Dagegen spricht er bei jeder Gelegenheit seine Verachtung des Phrasengeklingels aus. Als bei der Redaktion der Berliner Kongo-Protokolle (1884) die Diplomaten beim Kapitel „Sklavenhandel" über die schönsten, an sich sehr unerheblichen Worte und Wendungen streiten, schreibt er erbost an den Rand einer sehr umständlichen Sachdarstellung: „Ich habe für dieses Austauschen von Phrasendrechseln keine Zeit übrig." Und bei einer andern Gelegenheit: „Verhandlungen über Phrasen sind unfruchtbar."

Schon das Wort „Europa" ist ihm unter Umständen eine gefährliche Phrase. Sehr fein schreibt er darüber: „Ich habe das Wort ‚Europa' immer im Munde derjenigen Politiker gefunden, die von andern Mächten etwas verlangten, was

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen, II. 70.
[2]) Gedanken und Erinnerungen, II. 116.
[3]) Gedanken und Erinnerungen, II. 102, 110, 113.

sie im eignen Namen nicht zu fordern wagten: so die Westmächte im Krimkriege und in der polnischen Frage von 1863, so Thiers im Herbst 1870 und Graf Beust, als er das Mißlingen seiner Koalitionsversuche gegen uns mit den Worten ausdrückte: „Je ne vois plus l'Europe.' Heutzutage lieben es Rußland sowohl als England, uns als ‚Europäer' vor den Wagen ihrer Politik zu spannen zu suchen, den zu ziehen wir als Deutsche, wie sie selbst wohl einsehen, keinen Beruf haben."

*

Wie der Staatsmann keine Rankünen gegenüber andern Staatsmännern kennen soll, so soll er auch

7. keine Sympathien und Antipathien

gegenüber einzelnen Staaten und namentlich nicht gegenüber ihren Staatsformen haben.

Schon als junger Diplomat hat Bismarck diesen Satz aufgestellt und ausführlich begründet in seiner Korrespondenz mit dem General von Gerlach, namentlich in dem Briefe vom 2. Mai 1857. Gerlach hatte ihm den Vorwurf gemacht, daß er sich vom „Usurpator" Napoleon imponieren lasse und darüber die heiligen Prinzipien der Legitimität vergesse. Bismark verwahrt sich dagegen. Die „Fähigkeit, Menschen zu bewundern", sei bei ihm „nur mäßig ausgebildet". Er kenne in der auswärtigen Politik weder Vorliebe noch Abneigung. Er bezeichnet es geradezu als Staatsverbrechen, wenn ein Staatsmann sich von solchen Gefühlen beherrschen läßt: „Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an andern. Es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient ... Die Interessen des Vaterlandes dem eignen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht." Daher erklärt er sich für einen Legitimisten bis auf die Knochen, soweit es sich um Preußen handelt, während ihm Form und Ursprung jeder fremden Regierung ganz gleichgültig ist und in der Erwägung ihrer Behandlung keine Rolle spielt. Dem politisch und religiös etwas engherzigen Gerlach behagt dieser Standpunkt gar nicht. Er weiß aber doch nichts Erhebliches dagegen vorzubringen, wenn Bismarck ihm schreibt: „Ich gestehe Ihnen offen, daß ich dieses Prinzip (nämlich der Legitimität in Frankreich) meinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne. Frankreich interessiert mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert ... Ein legitimer Monarch wie Ludwig XIV. ist ein ebenso feindseliges Element wie Napoleon I. ... Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar als ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in dem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe." Und weiter: „Aus dem Obigen geht schon hervor, daß ich den Maßstab

für mein Verhalten gegen fremde Regierungen nicht aus stagnierenden Antipathien, sondern nur aus der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für Preußen entnehme." Deshalb solle man keine „Gefühlspolitik" treiben, wie es leider preußische (besser: deutsche) Eigentümlichkeit sei. So habe er schon während des Krimkrieges auf die damals übliche Frage: ob er russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet: „Ich bin preußisch." [1])

Auch im preußischen Abgeordnetenhause spricht er (17. Dezember 1868) von der früher üblichen „Tendenzpolitik", wie er sie hier nennt, und die, nach ihm, darin bestand, daß man für die Basis seiner politischen Beziehungen zu andern Staaten nicht das objektive Landesinteresse nahm, sondern „das Urteil über die Regierungsform, die ein fremdes Land sich gegeben hat".

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, bekämpft er in zahlreichen Erlassen an den Grafen Arnim dessen Ansicht, als ob es unsre Aufgabe sei, den Franzosen zur „Wohltat einer Monarchie" zu verhelfen; wir würden Frankreich dadurch „bündnisfähig machen", was es zurzeit nicht sei.[2])

Wie wenig Bismarck bei seinen politischen Konstellationen auf seine persönlichen Sympathien Rücksicht nahm, ist durch die ganze Geschichte seiner Amtsführung zu verfolgen. Ohne Zweifel hatte er aus seiner Petersburger Zeit — und wohl auch aus der Zeit seiner Freundschaft mit Gerlach — eine gewisse Vorliebe für das autokratische Russenreich von Hause in seine leitende Stellung mitgebracht. Trotzdem zögerte er 1879 nicht, vor die Wahl gestellt, zwischen Rußland und Oesterreich zu optieren, mit letzterem sich zu verbinden. Er hielt ihm treue Freundschaft; aber geliebt hat er die Oesterreicher wenig. England und die Engländer waren ihm persönlich viel sympathischer als Italiener oder Franzosen.[3]) Trotzdem machte er oft Front gegen England, verband sich zeitweise selbst mit Frankreich (1884), um der anmaßenden englischen Politik besser entgegentreten zu können.

Ich glaube nicht, daß das bayrische Wesen dem Fürsten besonders sympathisch war. In vertraulichen Aeußerungen im engsten Kreis hat er sich über „bajuvarische Eigentümlichkeiten" nicht immer freundlich ausgesprochen. Die bayrischen Wünsche und Beschwerden, mochten sie beim Bundesrat eingehen oder ihm auf diplomatischem Wege mitgeteilt werden, hat er oft übertrieben oder kleinlich gefunden und sich darüber geärgert. Das hat ihn aber nicht gehindert, gerade Bayern gegenüber weitestgehendes Entgegenkommen und Duldsamkeit zu üben. Kurzsichtige Geschichtschreiber wie Lorenz wollten sogar aus der ständigen Rücksichtnahme auf Bayern auf eine mystische Vorliebe für dies Land schließen. Manchem mag es eben unbegreiflich erscheinen, daß man seine politische Macht rein nach objektiven Gesichtspunkten ohne jede subjektive Empfindlichkeit anwenden könne.

*

[1]) Gedanken und Erinnerungen, I. 171.

[2]) Amtliche Darstellung des Arnim-Prozesses, Anhang. S. XX.

[3]) Gedanken und Erinnerungen, I. 171.

Dies sind die wesentlichsten Leitsätze, die wir den Worten und Taten des Fürsten Bismarck auf dem Gebiete der auswärtigen Politik entnehmen können. Sie führen allesamt zu dem ihm stets vorschwebenden Endziele vernünftiger diplomatischer Kunst:

Verhinderung ungünstiger Gruppierung der Mächte
und vor allem:
Verhinderung von Krieg.

Graf Peter Schuwalow sagte im Jahre 1877 zum Fürsten Bismarck: „Vous avez le cauchemar des coalitions.“ Bismarck antwortete: „Nécessairement.“ [1]) Er wollte damit sagen, daß ein kluger und vorsichtiger Staatsmann gar keinen andern Gedanken haben dürfe, als seine Politik immer so einzurichten, daß er im plötzlichen Ernstfall nicht ohne Verbündete und Freunde dasteht, daß er seinen Staat bei jeder politischen Gruppierung immer auf der stärkeren, vorteilhafteren Seite findet. Danach hat er gehandelt. Schon beim Friedensschluß von 1866 hatte er vorschauend die Möglichkeit im Auge, zu Oesterreich später in ein gutes Verhältnis zu kommen. Nach dem Kriege von 1870 ist er zunächst erfolgreich bestrebt, das an sich natürliche Mißbehagen zu bekämpfen, das Rußland darüber empfinden mußte, daß es nunmehr mit einem sehr starken und einigen, statt schwachen und gespaltenen Deutschland zu rechnen hatte. Es gelingt das Drei-Kaiser-Bündnis, als dies nicht mehr haltbar war, die Tripelallianz. Es gelingt ihm aber noch mehr. Es gelingt ihm die ungeheuer schwierige Aufgabe, das über unser Bündnis mit Oesterreich-Italien und über den Berliner Kongreß verstimmte Rußland und das revanchelüsterne Frankreich, solange er im Amte bleibt, auseinander zu halten. Sie kommen erst am Tage seiner Entlassung zum Bündnis! Inzwischen fühlt er sich durch den bekannten „Rückversicherungsvertrag“ mit Rußland hinreichend gedeckt, um eine gelegentliche Annäherung der französischen Politik an die russische gleichgültig anzusehen. Er vermeidet es, den Russen die Genugtuung zu geben, als ob man ihn durch solche Annäherungsversuche schrecken könne. Doch versäumt er nicht, wiederholt zu betonen, daß es nützlich sei, die französische Regierung so lange als möglich vor dem Gefühl zu bewahren, als ob Frankreich sich in Europa isoliere, wenn es nicht ein Bündnis mit Rußland abschließe.

Seinem „Freunde“ Gortschakow traut er nicht mit Unrecht die schlimmsten Pläne zu. Er ist immer auf der Hut vor ihm. Als der Zwischenfall mit dem General von Werder sich ereignet hatte, den die „Gedanken und Erinnerungen“ (II. 211) ausführlich behandeln, und der russisch-türkische Krieg vor der Türe stand, durchschaut Bismarck den alten Fuchs. Er merkt seine Absicht, uns von Oesterreich zu trennen und auf diesem Wege zur Erneuerung der alten antipreußischen Gruppierung aus dem Siebenjährigen Kriege — Rußland-Oesterreich-Frankreich — zu gelangen.

Als dann der Krieg zwischen Rußland und der Türkei dem Ausbruch nahe ist, redet der Fürst zwar öffentlich, um die Gemüter zu beruhigen, von dem

[1]) Gedanken und Erinnerungen, II. 224.

„bißchen Herzegowina". Aber im stillen verfolgt er aufmerksam die europäische Lage. Ihn sorgt nicht die zukünftige Gestaltung der Türkei, die als Folge des Kriegs eintreten mag, sondern nur die Frage, ob wir über die orientalischen Wirren mit England, mehr noch mit Oesterreich, am meisten mit Rußland, in dauernde Verstimmung geraten könnten. Dies ist ihm für Deutschlands Zukunft unendlich viel wichtiger als die Verhältnisse der Türkei und ihre spätere Organisation. Das „Kapital an guten Beziehungen" zu Rußland und den Westmächten, das er mühsam erworben und vermehrt hat, will er sich aus dem Kriege ungeschmälert retten. Nicht den geringsten Teil dieses Kapitals will er aufs Spiel setzen, wenn wir nicht durch eigne deutsche Interessen dazu gezwungen werden sollten.

Auch Italien an die uns günstige Gruppierung im Orient zu ketten, ist der Fürst bei jeder Gelegenheit bemüht. Nachdem es in den Dreibund eingetreten ist, will er ihm das Gefühl stärken, daß es an europäischer Bedeutung durch die Anlehnung an Deutschland und Oesterreich gewonnen hat.

*

Das zweite Ziel Bismarckscher Politik, das freilich in vielen Beziehungen mit dem eben erörterten zusammenfällt, ist

Verhinderung von Kriegen, an denen Deutschland beteiligt wäre.

Der Fürst hat es sowohl öffentlich als in vertrautem Kreise und ebenso in den geheimsten Instruktionen in den mannigfachsten Variationen ausgesprochen, daß ein Krieg kein diplomatisches Hilfsmittel sei, daß es vielmehr eine sehr wichtige Aufgabe der Diplomatie bilde, Krieg zu verhindern.

Seit 1870 rechnete Bismarck Deutschland zu den „saturierten" Staaten. Er wandte diesen Metternichschen Ausdruck gern an, um damit zu sagen, daß Deutschland, nachdem es seine Einheit errungen, kein andres politisches Ziel in Europa habe, als in Ruhe des Friedens sich zu freuen.[1])

Am poetischsten und gemütvollsten hat der Fürst diesem Gedanken einmal bei Tisch Ausdruck gegeben, indem er sagte:

„Wer nur einmal in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers auf dem Schlachtfelde geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt."[2])

Mehr in der Sprache der Politik drückt er sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II. 230) aus:

„Ich bin zur Zeit der Luxemburger Frage (1867) ein grundsätzlicher Gegner von Präventivkriegen gewesen, d. h. von Angriffskriegen, die wir nur deshalb führen würden, weil wir vermuteten, daß wir sie später mit dem besser gerüsteten Feinde zu bestehen haben würden." Und ebenso S. 93: „Ich bin der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie auf-

---

[1]) Vgl. Gedanken und Erinnerungen, II. 266.

[2]) Poschinger, Tischgespräche, I. 47.

gezwungen sind, verantwortet werden können und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigner Berechnung vorzugreifen."

Im Reichstag — Rede vom 11. Januar 1887 — hat er sich ähnlich ausgesprochen: „Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist und späterhin unter ungünstigeren Verhältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen, und ich habe ihn immer bekämpft ... Mein Rat wird nie dahingehen, einen Krieg zu führen deshalb, weil er später vielleicht doch geführt werden muß."

Im gleichen Sinne schreibt er seinem Kaiser am 13. August 1875, er werde niemals raten, „einen Krieg um deswillen zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn bald beginnen werde. Man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen".

Freilich will er nicht den Frieden um jeden Preis. Das hat er 1864, 1866 und 1870 genugsam bewiesen. Nur soweit es mit der Ehre Deutschlands vereinbar, nur soweit ist er friedliebend. Die Ehre Deutschlands aber nicht unnötig zu engagieren, darauf richtete er seine ganze diplomatische Geschicklichkeit. Stolz schreibt er dem Botschafter in Paris, der französische Ungezogenheiten meldet, zwei Jahre nach dem Friedensschluß: „Wir haben den Krieg nicht gewollt, sind aber stets bereit, ihn nochmals zu führen, sobald neue Ueberhebungen Frankreichs uns dazu zwingen werden. Oderint dum metuant." [1])

*

Wer diese Leitsätze Bismarckscher Staatskunst liest und sich einprägt, wird freilich damit noch kein bedeutender Staatsmann oder geschulter Diplomat werden. Es wird ihm gehen wie dem Reiter, von dem in der Einleitung die Rede war. Er mag die besten Hilfen theoretisch erlernt haben; wenn er es nicht „in sich hat", wird er kein Reiter. Auch kein Staatsmann oder Diplomat ist je geworden, der es nicht „in sich gehabt" hätte. Die hier entwickelten Grundsätze einer Staatskunst sind außerordentlich einfach, fast selbstverständlich. Und anscheinend leicht zu befolgen. Auch andre haben schon nach ungefähr gleichen Grundsätzen die auswärtige Politik geleitet. Sind aber doch keine Bismarcke geworden.

Bismarck war ein Genie, wie kaum alle hundert Jahre eines dem germanischen Boden entsprießt. Dafür kann er nichts. Das ist göttliche Gabe, nichts Erworbenes. Aber er hatte auch Talent, und wie hat er dieses ausgenutzt! Ein Riese an Fleiß, hat er, nachdem die ersten stürmischen Jugendjahre vorüber waren, seinen Geist gestählt und mit Wissen gefüllt und mit seinem Talent gewuchert wie kaum ein andrer Staatsmann. Wer kann da sagen, wie

[1]) Erlaß vom 2. Februar 1873, abgedruckt im Anhang zur Darstellung des Arnim-Prozesses.

viel von den Erfolgen nicht dem Genie, sondern lediglich dem fleißigen und geschickten Arbeiter zuzuschreiben ist!

Nicht jeder kann ein Genie sein. Ein Glück, daß dem so ist. Wenn aber jeder nicht ganz unbegabte Mann, der die auswärtige Staatskarriere ergreift, den gleichen eisernen Fleiß mitbrächte, von der gleichen Liebe zum Dienst und zum Vaterlande sich beseelen ließe, mit dem Pfund seiner Begabung in gleicher Weise wucherte wie unser erster Kanzler, es würde besser stehen um Staat und Gesellschaft!

Na ja, sagen die Neider und Kleinerer, er hat Erfolg gehabt; den dankt er seinem Glück. Darauf antworten wir mit seinen eignen Worten:

„Man hat von mir gesagt, ich hätte viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es stets Kanzler und Minister haben möge, die ebensoviel Glück haben."

Das ist auch unser Wunsch!

Bismarcks auswärtige Politik war ohne Zweifel vor und während des französischen Krieges glänzender, ruhmreicher als in den späteren Jahren. Seine Staatskunst in letzterer Zeit ist aber technisch vollendeter, die Aufgabe vielleicht noch schwieriger. In jedem Augenblicke der zwanzig Jahre erfolgreichster Politik seit 1870 hätte ein europäischer Krieg ausbrechen dürfen — niemals hätte er uns ohne mächtige Verbündete gefunden. In jedem Augenblick waren wir politisch und militärisch wohlvorbereitet. Schon diese Tatsache allein ist eine glänzende Rechtfertigung seiner Staatskunst. Nicht ohne berechtigten Stolz, aber in bescheidenster Form sagt er im Reichstag (14. Juni 1882): „Wenn ich mir in der auswärtigen Politik irgendein Verdienst beilegen kann, so ist es die Verhinderung einer übermächtigen Koalition gegen Deutschland seit dem Jahre 1871." Noch stolzer aber kann er darauf sein, daß es seiner unvergleichlichen Staatskunst gelungen ist, uns Deutschen während dieser ganzen Zeit, da der Revanchegedanke in Frankreich mächtig war und Rußland noch nicht unter inneren Schwierigkeiten litt, wider alle Voraussicht den Frieden zu erhalten.

Dies allein sollte ihm ewige Dankbarkeit seiner Landsleute sichern.

Deutschland und die auswärtige Politik

Mit einer gewissen, aber nicht sehr erheblichen Abspannung ist die Weltlage, der wir uns im Laufe des Sommers gegenüber befanden, bis heute unverändert geblieben. Es ist notwendig und nützlich, das festzustellen, da unser schnellebiges Geschlecht nur allzu leicht dazu gelangen könnte, sich in völlig ungerechtfertigte Sicherheit zu wiegen. In Frankreich ist der Kriegsministerposten neu besetzt worden, ein Vorgang, der an sich scheinbar nur eine innerpolitische Bedeutung hat und einen Kriegsminister beseitigt, der ohnehin von

militärischem Gesichtspunkt aus längst unmöglich war. Aber man darf nicht vergessen, daß dieser Kriegsminister ein Kollege des Herrn Delcassé gewesen, und daß, wenn Herr Delcassé einer abenteuernden Politik zuneigte, er dies sicherlich in einem gewissen Einvernehmen mit dem Kriegsminister, oder wenigstens gestützt auf dessen Auffassung über die militärische Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit Frankreichs, getan hat. Es wäre nicht denkbar, daß Herr Delcassé auf Bündnisse mit andern Mächten gegen Deutschland ausgegangen sein würde, ohne sich vorher bei seinem Kollegen, dem Kriegsminister, über die erste Vorbedingung eines solchen Bündnisses, d. h. über die militärische Bereitschaft des eignen Landes vergewissert zu haben. Nun dürfen wir uns aber nicht verhehlen, daß an dem friedlichen Einlenken Frankreichs im Sommer dieses Jahres eine Reihe von Mängeln in der Kriegsbereitschaft des Heeres einen nicht geringen Anteil hat, Mängel, die sicherlich verschiedenen Mitgliedern des Kabinetts bekannt waren. Diese Kenntnis hat denn auch wohl die Bereitwilligkeit einigermaßen beflügelt, alle Momente der Friedensstörung und vor allem deren Träger aus dem Wege zu räumen. Scheinbar ist Herr Berteaux als Opfer innerpolitischer Schwierigkeiten und Parteikonstellationen gefallen. Der ausschlaggebende Grund ist aber wohl der, daß alle Parteien ein gleichmäßiges Interesse daran hatten, die Kriegsverwaltung Frankreichs in andre Hände zu legen. Das Kabinett Rouvier hat damit eine der Schwierigkeiten, vor denen es steht, glücklich erledigt, und man darf wohl annehmen, daß seine Stellung wenigstens bis zum Schluß der Marokkokonferenz unerschüttert, wenn auch nicht unangefochten bleiben wird. Herr Rouvier wird selbstverständlich alles aufbieten, um auf der Konferenz so viel wie möglich für Frankreich zu erreichen, und er wird dabei auf deutscher Seite nach Lage der Dinge einer nachgebenden Unterstützung sicherer sein als vielleicht irgendein Nachfolger. Bei der Schnelligkeit jedoch, mit der sich politische Veränderungen innerhalb der französischen Regierungskreise zu vollziehen pflegen, ist kaum anzunehmen, daß die Schonzeit für das Kabinett Rouvier die Marokkokonferenz lange überdauern wird. Wir würden dann nicht nur in England, sondern auch in Frankreich mit neuen leitenden Persönlichkeiten zu rechnen haben, die beide an der Entente, welche die Jahre 1904 und 1905 als Erbteil ihnen hinterlassen, mit großer Entschiedenheit festhalten werden. Dem künftigen englischen Kabinett erwüchse daraus der Vorteil, daß seine Gegner es von der Seite der auswärtigen Politik her nicht angreifen können. In England sowohl wie in Frankreich hat sich die Meinung festgesetzt, daß nach der Veränderung, die das europäische Gleichgewicht durch die Niederlagen und die innere Situation Rußlands erlitten habe, eine englisch-französische Intimität um so notwendiger sei, um dem erdichteten „deutschen Ehrgeiz" einen festen Riegel vorschieben zu können, und damit Rußland nicht etwa einen Strich durch diese Rechnung mache, gibt England sich die größte Mühe, mit dem Petersburger Kabinett ins reine zu kommen. Es erscheint ja auch selbstverständlich, daß, nachdem England mit dem Verbündeten Rußlands, mit Frankreich, eine so intime Freundschaft geschlossen hat, es nun auch davon profitieren und in ein möglichst gutes Ver-

hältnis zu Rußland treten will. Meines Freundes Freund muß auch mein Freund sein, wenigstens darf er nicht mein Feind sein. Durch Differenzen mit Rußland würde England sein Einvernehmen mit Frankreich gefährden, und die Möglichkeit einer russisch-französisch-deutschen Koalition, vor der sich in Großbritannien alle Politiker bekreuzen, zum mindesten weniger unwahrscheinlich machen. Den englischen Staatsmännern kann man es nicht verdenken, wenn sie die Stellung Großbritanniens mit möglichst vielen Kautelen umgeben, um einer Erneuerung der „splendid isolation“ vorzubeugen. Anderseits ist sicherlich auch Rußland im gegenwärtigen Augenblick daran gelegen, so wenig Gegner als möglich zu haben, zugleich auch so viele Märkte als möglich für seinen Geldbedarf. Rußland handelt daher nur seinen Interessen gemäß, wenn es englische Wünsche bezüglich eines Arrangements in Asien und eines Handelsvertrages nicht ablehnend behandelt. Die inneren Wirren werden ja mit der Eröffnung der Reichsduma nicht beseitigt sein, sondern dann vielleicht erst recht ihren Anfang nehmen; jede russische Regierung, zumal aber eine solche, die vor ihrem Lande und der Welt als liberal und konstitutionell gelten will, hat dann unvermeidlich ein gewisses Interesse an dem Beifall der öffentlichen Meinung in England. Konsequenzen für Deutschland werden sich daraus nicht ergeben. Kaiser Nikolaus ist von sehr zäher Natur und in seinen Entschließungen von Augenblickseindrücken keineswegs abhängig. Er weiß die sehr großen Dienste, die Deutschland ihm durch eine loyale Nachbarschaft während des Krieges und die Kaiser Wilhelm II. ihm jüngst beim Friedensschluß geleistet hat, sehr wohl zu würdigen und wird persönlich am allerwenigsten dazu geneigt sein, der Gegenwart die Zukunft zu opfern. Es hat an lügenhaften Ausstreuungen, namentlich auch in der englischen Presse, nicht gefehlt, daß der Deutsche Kaiser ihn im Widerstande gegen die Herstellung verfassungsmäßiger Zustände in Rußland bestärkt habe. Die Geschichte wird eines Tages dartun, daß das gerade Gegenteil davon der Fall gewesen ist, ebenso wie die Ratschläge Kaiser Wilhelms bei der Begegnung in Björkö, den englisch-französischen Behauptungen zuwider, der Herstellung des Friedens und nicht der Fortsetzung des Krieges gegolten haben. Der Kaiser ist damit nur in der Konsequenz des Verhaltens geblieben, das er während des ganzen Krieges dem befreundeten russischen Monarchen gegenüber beobachtet hat. Auch ist es vollkommen unerfindlich, welches Interesse Deutschland daran haben sollte, Rußland weiteren Kriegsnöten und weiteren schweren inneren Erschütterungen auszusetzen. Auch wir brauchen Rußland innerhalb des europäischen Gleichgewichts, und brauchen einen Nachbar, dessen weite Gebiete sich in ordnungsmäßiger Verfassung und in gedeihlicher wirtschaftlicher Entwicklung befinden.

Unter dem Niedergang der russischen Verhältnisse haben der deutsche Export und der deutsche Geldmarkt bereits nicht unerheblich gelitten, ebenso die Eisenbahnen und der Postverkehr, eine große Summe von Privatinteressen ist empfindlich berührt worden. Es ist daher absolut unverständlich, welchen Wert Kaiser Wilhelm auf die Fortdauer solcher Zustände legen soll, ganz abgesehen

von allen Empfindungen für den ihm befreundeten Monarchen und für das verwandte russische Kaiserhaus. Außer den Traditionen der preußischen Politik gebieten schon die eignen täglichen realen Interessen Deutschlands, geordnete und friedliche Zustände in Rußland herbeizuwünschen, die für uns wirtschaftlich ein Stück unsers täglichen Brotes sind. Nun ist seit der Verhängung des Kriegszustandes über die polnischen Gouvernements in polnischen und denjenigen Petersburger Blättern, in denen die Polen das große Wort führen, in Pariser und Londoner Organen, verbreitet worden, daß dieser Entschluß des Zaren unter „deutschem Druck" erfolgt sei, ebenso wie mit Hartnäckigkeit behauptet wird, daß eine deutsche Armee bereit stehe, in Polen einzurücken, um dort Ordnung zu schaffen, wenn die russische Kraft versagen sollte. Selbst der Unsinn deutscher Vergrößerungsgelüste nach Osten ist dabei wieder aufs Tapet gebracht worden. Keine einigermaßen in der Geschichte und der Politik unterrichtete Persönlichkeit kann ehrlicherweise der Meinung sein, daß Deutschland noch einmal nach dieser Richtung eine Vergrößerung suchen möchte. Eine solche Vergrößerung im Osten würde uns wahrscheinlich im Westen derart lähmen, daß wir eine zweite Auflage des Baseler Friedens erleben könnten, und wenn schon unsre heutigen polnischen Provinzen Gegenstand ernster Sorge und jedenfalls großer politischer Unbequemlichkeiten sind, so müßte derjenige deutsche Staatsmann, der diese Last noch verzehnfachen wollte, doch geradezu mit Blindheit geschlagen sein. Jenen Behauptungen ist demnach durch deutsche und russische halbamtliche Dementis fast zu viel Ehre erwiesen. Die eigentliche Bewegung in den polnischen Gouvernements ist bis in die jüngste Zeit hinein auch keine nationale, sondern wie überall in Rußland eine sozialistische gewesen. Das nationalpolnische Element ist erst in den letzten Wochen angesichts der sichtlichen Verlegenheit der russischen Regierung, der Bewegung Herr zu werden, in Szene getreten. Daß die russische Regierung dem dortigen Brand ebenso wie in den andern Teilen des weiten Reiches bald ein Ende mache, liegt in unserm Interesse. Wie oben dargetan, aus politischen Gründen, weil ein starkes Rußland uns auf die Dauer in der europäischen Rechnung nicht fehlen darf, aber ebenso aus wirtschaftlichen Gründen, die sich aus der nachbarlichen Berührung hinlänglich erklären. Hält die russische Regierung es für nützlich, den Polen eine Autonomie zu geben mit eignem Landtage u. s. w., und glaubt sie, daß das Russentum sich diese Bevorzugung des Polentums auf die Dauer gefallen lassen werde, so ist das lediglich eine russische Angelegenheit, mit deren Folgen wir vielleicht zu rechnen haben würden, die aber an sich uns nichts angeht. Die Verhältnisse unsrer, zum größeren oder geringeren Teile von Polen bewohnten Ostprovinzen sind durch die Verfassung des Reiches und Preußens geregelt, die darauf begründete Ordnung aufrechtzuerhalten werden wir unter allen Umständen stark genug sein. Weitgehende Zugeständnisse an die russischen Weichselgouvernements würden zunächst für Deutschland viel weniger Interesse haben als für Oesterreich, und es wäre vielleicht erst dieser Gesichtspunkt, der uns zu einer näheren Beschäftigung mit der Frage überhaupt führen könnte. Aber am allerwenigsten denkt in Deutsch-

land irgend jemand daran, den russischen Kaiser bezüglich seiner polnischen Provinzen in der einen oder andern Richtung beeinflussen zu wollen, ebensowenig einen Teil der deutschen Wehrkraft für Zwecke und Ziele in Bewegung zu setzen, die nicht die unsrigen sind. Zudem liegt die Frage auch noch gar nicht vor. Die russische Regierung wird nach der Proklamierung des Kriegszustandes die Ordnung wieder herzustellen und Herr im Lande zu bleiben wissen, so unbequem das polnische Element dem russischen Verfassungsstaat späterhin auch sein mag. Kaiser Nikolaus wird schwerlich in die Lage kommen, die einst seinen Großvater nach dem letzten polnischen Aufstande so degoutierte, daß er seinem königlichen Onkel von Preußen die polnischen Landesteile direkt anbot; dagegen werden die Gründe, aus denen König Wilhelm sich dem damaligen russischen Anerbieten versagt hat, für alle Zeiten und für alle seine Nachfolger maßgebend bleiben.

Seltsam ist es, daß über diese ganze Angelegenheit die englischen Blätter sich das meiste Kopfzerbrechen machen, und daß es Londoner Korrespondenzen russischer Blätter sind, die von einer dortigen bekannten deutschfeindlichen Preßclique ausgehend die russische Presse alarmieren. Sehr interessant zu beobachten sind dabei die Widersprüche zwischen „Times“ und „Standard“. Die „Times“ hat sich angeblich aus Petersburg melden lassen, die Verhängung des Kriegszustandes über die Weichselgouvernements habe lediglich eine formelle Bedeutung, in Wirklichkeit werde die russische Regierung den polnischen Wünschen weit entgegenkommen und sich namentlich dem Verlangen nach einer polnischen Autonomie nicht versagen, bis jetzt gebiete aber die Lage, sich dem von Deutschland ausgeübten Drucke zu fügen. Im Gegensatz zu diesem angeblichen „Drucke Deutschlands“, den die „Times“ erfunden hat, berichtet der „Standard“, daß zwischen der russischen Regierung, der deutschen und österreichischen feste Abmachungen bezüglich der Niederwerfung eines nationalpolnischen Aufstandes vorliegen. Nun pflegen aber derartige Abmachungen doch erst getroffen zu werden, wenn eine Veranlassung dazu vorhanden ist. Die russische Regierung wird schwerlich ohne jeden ersichtlichen Grund ihren Nachbarn dokumentarisch erklären, daß ihre eignen Kräfte zur Niederwerfung eines nationalpolnischen Aufstandes nicht ausreichen, zumal solange dieser Aufstand nur in der Phantasie besteht und Versuche zur Niederwerfung selbst der jetzt vorhandenen Bewegung durch eine umfassende einheitliche militärische Aktion bisher nicht gemacht worden sind. Ein Hilferuf an die Nachbarn könnte doch erst ergehen, wenn ein solcher Aufstand mit äußersten Erfolgen vorhanden wäre, und selbst dann würden die Nachbarn sich nicht so leicht entschließen, Truppen in das russische Gebiet zu senden, solange die eignen Landesteile von dort aus nicht behelligt werden. Revolutionäre polnische Banden, die von Rußland aus in unser Reichsgebiet einfielen, würden nicht nur zurückgeschlagen, sondern auch unter Umständen, sicherlich im Einverständnis der russischen Regierung und unter Mitwirkung der russischen Militärbehörden, nach Rußland hinein verfolgt werden, auch sonstige Uebergriffe würde man zu parieren wissen. Aber diese Sachlage ist, wie gesagt, nicht vorhanden und voraussichtlich

nicht einmal in Aussicht zu nehmen. Es besteht somit auch kein Anlaß, Vorkehrungen für einen unwahrscheinlichen Fall zu treffen. Tatsächlich ist preußischerseits bisher kein Bataillon und keine Schwadron wegen der innerrussischen Verhältnisse in Bewegung gesetzt worden. Die „Hamburger Nachrichten“ haben in ihrer Nummer vom 16. November die in dem genannten Blatte doppelt auffällige Bemerkung ausgesprochen, daß die Verwendung deutscher Truppen zur Unterdrückung fremder Unruhen verfassungsmäßig nicht zulässig sei. Ohne auf die Alvenslebensche Konvention von 1863 Bezug zu nehmen, weil sie in die Zeit vor der Reichsverfassung fällt, möchte doch der Hinweis am Platze sein, daß in der Reichsverfassung nirgends auch nur eine Silbe über diese angebliche „Unzulässigkeit“ enthalten ist. Größere, planmäßig angelegte Expeditionen würden schon der Kosten wegen — je nach der Dringlichkeit — der vorherigen oder nachträglichen Genehmigung von Bundesrat und Reichstag bedürfen. Theoretisch ist es aber jedenfalls denkbar und im gegebenen Falle auch unanfechtbar zulässig, daß polnische Banden, die plündernd, brennend oder insurgierend bei uns einfallen, auch über die Grenzen verfolgt und dort vernichtet werden können, falls ausreichende russische Truppen nicht zur Stelle sind.

Es soll nun keineswegs in Abrede gestellt werden, daß es auch in Petersburg einflußreiche Elemente gibt, denen es außerordentlich bequem erscheint, Deutschland den Polen gegenüber als Knecht Ruprecht zu verwerten, d. h. polnische Wünsche angeblich aus Rücksicht auf deutsche Wünsche abzulehnen und dadurch die russische Regierung gegenüber den polnischen Aspirationen sowie gegenüber dem diese unterstützenden russischen Liberalismus zu exkulpieren. Deutscherseits kann da immer nur wieder auf das Gebot des gesunden Menschenverstandes hingewiesen werden, daß es für Deutschland absolut gleichgültig ist, welche Verfassung und welche Konzessionen der Zar seinen Untertanen gibt oder nicht gibt, unser Interesse beschränkt sich auf den Wunsch, den großen Nachbarstaat in allen seinen Gebieten möglichst bald in politisch und wirtschaftlich geordneten Verhältnissen zu sehen. Um so bedauerlicher aber bleibt es, auch bei dieser Gelegenheit wieder feststellen zu müssen, daß, an welchem Punkte der Erde auch immer die englische Presse deutsche Interessen vermutet, sie diesen eine verdächtige Tendenz andichtet, so schlechte Erfahrungen sie mit diesem unehrlichen Gewerbe gerade während dieses Jahres auch gemacht hat. Man kann da nicht einmal von Hetzblättern oder Hetzjournalisten sprechen. Blätter wie „Times“ und „Standard“ würden sich nicht in einer so unsinnigen Richtung festbeißen, wenn sie nicht überzeugt wären, damit den Anschauungen des englischen Publikums zu entsprechen, das sich im andern Falle diese dauernd feindselige Haltung seiner Presse gar nicht gefallen lassen würde. Der Sieg des gesunden Menschenverstandes, den Sir Charles Bruce uns in dem vorliegenden Heft in Aussicht stellt, ist somit allem Anschein nach leider noch weit im Felde, denn so naiv ist man in Deutschland denn doch nicht, daß hier irgend jemand glauben könnte, das englisch-französische Uebereinkommen habe jemals die Bestimmung gehabt, ein englisch-deutsches Einvernehmen herbeizuführen und so den Weg zu einer Verständigung

zwischen Frankreich und Deutschland zu bahnen! Wenn in London die ehrliche Absicht bestünde, ein Einvernehmen mit Deutschland zu suchen, so war dazu der Umweg über Paris nicht nötig, und an Gelegenheiten, einem solchen Wunsche Folge zu geben, hat es seit der Thronbesteigung König Eduards wahrlich nicht gefehlt. Außerdem hat die englische Regierung bezüglich ihres Einvernehmens mit Frankreich sich Deutschland gegenüber eine so außerordentliche Reserve auferlegt, daß selbst der englandfreundlichste deutsche Politiker daraus nicht hätte den Wunsch entnehmen können, es sei England um ein Einvernehmen mit Deutschland behufs Herbeiführung einer deutsch-französischen Annäherung zu tun. In den neueren diplomatischen Akten der drei Länder wird im Gegenteil ein überreiches Material für den Nachweis vorhanden sein, daß alle Versuche zu einer deutsch-französischen Annäherung, gleichviel ob die Keime zu einer solchen in Paris oder in Berlin gelegen haben, seitens der englischen Politik nicht gefördert, sondern systematisch bekämpft und behindert worden sind. Frankreich würde sich nach der Niederlage seines russischen Verbündeten zu einer Annäherung an Deutschland viel eher entschlossen haben, wenn das Londoner Kabinett, anstatt sich in allerlei Heimlichkeiten mit Herrn Delcassé einzulassen, die französische Regierung mit Entschiedenheit und Nachdruck auf den Weg nach Berlin verwiesen und beiden Regierungen die Bereitwilligkeit zu guten Diensten zu erkennen gegeben hätte. Das Gegenteil davon ist geschehen. Herr Delcassé konnte sich über die militärische Bereitschaft seines Landes, über die Geneigtheit der französischen Regierung und der Bevölkerung Frankreichs, sich in einen großen Krieg zu stürzen, täuschen. Ueber die Bereitwilligkeit des englischen Kabinetts, im Kriegsfalle mit Frankreich zu gehen, und über eine dementsprechende Richtung der öffentlichen Meinung in England hat er sich nicht getäuscht. Darüber haben die leitenden Persönlichkeiten Großbritanniens, wenn auch nicht in amtlichen, so doch in privaten und vertraulichen Aeußerungen keinen Zweifel gelassen. Sowohl dem Lord Lansdowne als Herrn Balfour mag seitdem der Rückzug aus dieser Stellung etwas schwer geworden sein, vor dem Auslande wie vor dem eignen Lande, das, wie Sir Charles Bruce wohl richtig sagt, gegen die Störungen von Handel und Industrie durch fortgesetzte internationale Beunruhigungen empfindlich ist. Aber da gar kein Zweifel besteht, daß die liberale Partei, wenn sie durch die Neuwahlen an das Ruder kommen sollte, genau dieselbe Politik treiben wird, so haben beide Staatsmänner von ihrem Standpunkte aus vielleicht ganz richtig gehandelt, sich durch ins Komische gehende Stichelreden, wie zu Anfang dieses Monats beim Lord-Mayors-Bankett in Guildhall und schon vorher bei andrer Gelegenheit, aus der Affäre zu ziehen. Die Reden beider Minister wandten sich mit greifbarer Deutlichkeit gegen Deutschland und seinen Kaiser und haben in Berlin damit wohl den gleichen Eindruck hervorgerufen, den es in England machen würde, wenn Fürst Bülow bei ähnlich „privaten" Anlässen, die ein deutscher Reichskanzler leider nicht hat, von einem Könige sprechen würde, der ununterbrochen bemüht und unterwegs sei, alle Mächte nicht nur Europas, sondern auch Asiens und Amerikas gegen Deutschland zusammen-

zubringen. Auch kann ein deutscher Reichskanzler nicht, wie seine englischen Kollegen, sich hinter die Phrase zurückziehen, daß ein englischer Minister verantwortlich nur im Parlament spräche und seine übrigen Aeußerungen privater Natur seien, die irgendwelcher Verantwortlichkeit nicht unterlägen. Aber wir hegen auch gar keinen Zweifel, daß die Empfindlichkeit der amtlichen Kreise wie des Publikums in England einer derartigen Aeußerung des Fürsten Bülow gegenüber ungleich größer sein würde, als dies in diesem Falle in Deutschland gewesen ist. Wir wissen, woran wir sind, müssen uns darauf einrichten und es den andern überlassen, auf welchem Fuße sie mit uns leben wollen. Das Bismarcksche: „Wir laufen niemand nach!" muß unter den heutigen Verhältnissen mehr denn je das Leitmotiv der deutschen Politik sein. Wenn Sir Charles Bruce daran erinnert, daß England „jahrhundertelang mit Deutschland Hand in Hand gegangen sei, wenn es galt, für die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und die Volksfreiheit einzutreten", so klingt darin eine begreifliche Sehnsucht nach jenem philosophischen Deutschland der Dichter und Denker durch, das bis 1866 nur ein geographischer Begriff war, und an jenes Preußen, das 1856 in Paris antichambrierte, um beim Pariser Vertrag zur Unterschrift zugelassen zu werden. Ein solches Deutschland und Preußen würde sicherlich auch heute noch alle englischen Sympathien haben. Aber wir haben nun einmal die politischen Kinderschuhe abgelegt. Das Ausland wird sich an die Tatsache gewöhnen müssen, daß zwischen dem Deutschland des durchlauchtigsten Deutschen Bundes von 1815 und dem Reich von heute die Daten von Königgrätz und Sedan und der entschlossene Wille eines Volkes von sechzig Millionen liegen, den errungenen Platz zu behaupten. England ist mit uns Hand in Hand gegangen, als es Frankreich bekämpfte, sowohl zur Zeit Friedrichs des Großen als zur Zeit Napoleons, aber es hat dann sehr schnell die nämliche Hand geboten zum Bunde mit Frankreich und Oesterreich, um Preußen um die berechtigten Früchte seiner großen Anstrengungen und Deutschland um die Fundamente eines starken und leistungsfähigen Staatswesens zu bringen. Hätte Napoleon warten gelernt und im Frühjahr 1815 seine Landung von Elba nicht übereilt ausgeführt, so hätte er erleben können, die bis dahin gegen ihn verbündeten Mächte gegeneinander im Felde stehen zu sehen, und er hätte für seine Rückkehr nach Frankreich eine ungleich günstigere Gelegenheit gefunden. Das sind Erinnerungen, die wir in Deutschland auch nicht vergessen. Wenn schließlich Sir Charles Bruce auf einen Artikel der „Westminster Gazette" vom 21. Oktober hinweist, der die Anschauungen der öffentlichen Meinung in England und namentlich vieler hochgestellter Engländer wiedergebe, so finden wir den Kern dieses Artikels in der darin wiederholt ausgesprochenen Sorge, daß bei längerer Spannung „Deutschland ein Hindernis in der Verständigung zwischen England und Rußland" bilde. Das Hindernis für diese von Rußland im Prinzip keineswegs abgelehnte Verständigung ist jedoch nicht Deutschland, wie die „Westminster Gazette" wohlwollend besorgt, sondern vielmehr der Umstand, daß England bei dieser „Verständigung" gerade wie bei der Entente mit Frankreich — bezüglich Marokkos — und bei dem Abkommen mit Japan — bezüglich Chinas — über

Dinge verhandelt, für welche die beiden Kontrahenten allein nicht kompetent sind, und Gebiete verschenkt, die ihm nicht gehören. Durch jene Präzedenzfälle gewarnt, wird Rußland allen englischen Anerbietungen ein um so vorsichtigeres „Trau, schau, wem!“ entgegensetzen. Der Hinweis zum Beispiel, daß Rußland seine persische Einflußsphäre und das Vordringen an den Persischen Golf von dieser Seite her aufgeben und dafür sein Interesse Kleinasien und der Bagdadbahn zuwenden möge, die gleichzeitig in Konstantinopel mit neuen englischen Konzessionsgesuchen bekämpft wird, ist doch zu durchsichtig, als daß russische Staatsmänner an diesem englischen Leim kleben bleiben könnten. In Petersburg weiß man recht gut, daß das englische Bedürfnis nach einer „Verständigung“ mit Rußland wesentlich aus der mißtrauischen Sorge vor den Folgen einer deutsch-russischen Intimität und aus der ungleich berechtigteren Sorge vor der japanischen Konkurrenz in Asien hervorgeht, die durch den Vertrag mit Japan eine große Stärkung empfangen hat und nun durch die Verständigung mit Rußland wieder eingedämmt werden soll. Russen und Japaner dürften sich inzwischen bereits darüber klar sein, wo trotz allem die gemeinsamen Berührungspunkte ihrer Interessen liegen. Für Deutschland, das in Asien nur wirtschaftliche und keine politischen Interessen hat, ist es gewiß erwünscht, wenn durch eine englisch-russische Verständigung dort alle Konfliktsmomente beseitigt werden und der Reichskanzler nicht wieder wie im Jahre 1886 russischerseits vor die Frage gestellt zu werden braucht, welcher Art Deutschlands Haltung im Falle eines russisch-englischen Konflikts sein werde. Solange englisch-russische Abmachungen keinen antideutschen Charakter tragen oder nicht dazu bestimmt sind, Deutschland wirtschaftlich, politisch, militärisch zu isolieren, besteht für uns gar kein Grund, einem solchen Einvernehmen entgegen zu sein. England hat zudem ein begreifliches Interesse, an dem zu erwartenden wirtschaftlichen Aufschwung Rußlands seinen Anteil zu nehmen, den wir ihm vollständig gönnen, mit keinem andern Hintergedanken als dem berechtigten, daß wir daneben nicht zu kurz kommen.

Wozu also alle die erlogenen Gehässigkeiten, die den Charakter der politischen Kinderstube in einem Umfange zur Schau tragen, den man sonst der britischen Publizistik hier in Deutschland nicht zugetraut hat. Ein gut Stück Nervosität scheint dabei eine Rolle zu spielen. Ein Berliner Reporter hatte an der Hand der verwandtschaftlichen Beziehungen des Kaiserhauses eine Liste für die silberne Hochzeitsfeier des Kaiserpaares aufgestellt, und einige Berliner Zeitungen haben das gutgläubig abgedruckt. Auch das englische Königspaar war darin genannt. Daß englische Berichterstatter das nach London kabelten, ist begreiflich, ebenso daß Londoner Zeitungen sich danach erkundigten, obwohl sie besser als Berliner Lokalreporter hätten wissen können, daß die Königin infolge ihres schwierigen Gehörs allen größeren präsentativen Veranstaltungen, zumal an fremden Höfen, nach Möglichkeit ausweicht. Außerdem mußte man auch in den Londoner Redaktionen sich sagen, daß der Berliner Hof schwerlich drei Monate im voraus Einladungen versendet. Die außerordentlich schroffe Form des Dementis, für das von Lord Knollys nicht irgendeine Zeitung in Anspruch genommen, sondern

der Apparat des Bureau Reuter in Bewegung gesetzt wurde, ist dann in Berlin zumal angesichts der Aufmerksamkeit, die der Kaiser unmittelbar zuvor seinem Oheim Eduard zum Geburtstage erwiesen hatte, doppelt aufgefallen, sie hat das deutsche Publikum aber wohl unangenehmer berührt als den Berliner Hof. Die Taktlosigkeit des königlichen Geheimsekretärs, die eine weder ergangene noch beabsichtigte Einladung absagt, reiht sich an die Stichelreden der Minister wie eine Perle an die andre.

Das hier zu zeichnende Situationsbild würde nicht vollständig sein, wenn dieser Zug darin fehlte.

Was schließlich die deutsche Flotte anbelangt, bezüglich deren Bruce mit Recht sagt, daß es töricht sei anzunehmen, sie sei nur zu einer Bedrohung Englands ins Leben gerufen worden, so ist es allerdings eine Frage des gesunden Menschenverstandes, ob man Deutschland zutrauen will, England eines Tages räubermäßig zu überfallen, selbst wenn die maritimen Machtmittel dazu ausreichten. Und was sollten wir schließlich in England, da wir es weder behalten noch ihm Teile entreißen könnten? Wir haben Oesterreich kein Dorf abgenommen und von Dänemark wie von Frankreich nur alte deutsche Reichsgebiete zurückgefordert. Gäbe es überhaupt für einen Angriffskrieg gegen England ein Objekt, das uns der großen Opfer wert wäre, selbst wenn uns der Sieg bliebe?

Was macht nervös?

Von

Professor Dr. Thomsen (Bonn)

Was macht nervös? Das ist eine Frage, die sich sicher mancher, der im lebhaften Getriebe des Lebens steht, vorlegt, wenn er immer und immer wieder von der „zunehmenden Nervosität" unsers Zeitalters hört.

Und noch näher liegt ihm diese Frage, wenn er sie auf sich selbst bezieht und sie sich stellt in der persönlichen Form: „Bin ich selbst in Gefahr, nervös zu werden, worin besteht diese Gefahr, und wie begegne ich ihr?"

Freilich wird die Behauptung, die Häufigkeit der Nervosität sei in den letzten Jahrzehnten eine größere als vorher, durch die Bestimmtheit, mit der sie auftritt, noch nicht zu einer Tatsache. Die statistischen Unterlagen für ein sicheres Urteil darüber sind nicht vorhanden, es handelt sich dabei mehr um subjektive Eindrücke und persönliche Empfindungen; eine sachliche Entscheidung ist nicht möglich. Immerhin ist aber eines nicht zu bezweifeln: die Erkenntnis, daß das moderne Leben große Ansprüche an die Nervenkraft macht, daß diesen Ansprüchen gegenüber vorbeugende Maßregeln, ausgleichende Ausspannungen in höherem Maße geboten sind als früher, die Erkenntnis dieser Notwendigkeit ist im Wachsen begriffen. Ferner scheint doch auch die schnelle Zunahme der Kurorte und Kur-

methoden, die sich eines günstigen Erfolges gegenüber der Ueberanstrengung der Nervenkräfte rühmen, dafür zu sprechen, daß diese Ueberanstrengung wirklich vorhanden ist.

Aber ehe man der Frage nähertritt: „was macht nervös?" ist die Vorfrage kurz zu erledigen: „was ist nervös?"

Denn das meiste, was so im täglichen Leben „nervös" genannt wird, verdient diese Bezeichnung im Sinne dieser Erörterung oder ärztlich gesprochen nicht, es wird mit dem Worte „nervös" ein ebenso großer Mißbrauch getrieben wie mit der Bezeichnung „verrückt".

„Nervös" ist in der Sprache auch des gebildeten Laien eine Dame, die zusammenzuckt, wenn ein Gegenstand hinfällt, „nervös" ist ein Geisteskranker, ein Schwachsinniger, ein Fallsüchtiger, „nervös" ist ein Trinker und ein schlafloser reizbarer Herzkranker, „nervös" ist ein Spieler, ein edles Rennpferd. Ja sogar die Börse wird „nervös" bei plötzlichen starken Schwankungen der Kurse.

Bei allen diesen Beispielen ist die Bezeichnung „nervös" fälschlich angewandt: diese „Nervosität" fällt nicht mit dem Gegenstande unsrer Erörterung zusammen.

Wir — d. h. die Nervenärzte — verstehen unter „nervös" den krankhaften Zustand, in den das vorher gesunde Nervensystem gerät unter dem wiederholten Einfluß gewisser Schädlichkeiten. Dieser Zustand ist dadurch gekennzeichnet, daß das Nervensystem auf die inneren und äußeren Reize des Lebens einerseits zu stark oder zu schwach, anderseits aber in der Weise antwortet, daß ungemein rasch ein Nachlassen des Reizes, eine Ermüdung eintritt. Ferner aber dadurch, daß diese regelwidrige Reizwirkung nicht mehr wie sonst in der Gesundheit, wenn den ermüdeten Nerven ein kurzes Ausruhen gegönnt wird, verschwindet, sondern sich zu einem dauernden Zustand gestaltet.

„Nervosität" oder richtiger „Neurasthenie" [1]) ist die erworbene, längere Zeit dauernde, reizbare Schwäche des vorher gesunden Nervensystems infolge anhaltender schädlicher Einflüsse, die von außen her das Nervensystem treffen. Nur unter dieser Beschränkung der Begriffsbestimmung vermag sich die Beantwortung der Frage: „Was sind diese schädlichen Einflüsse, was macht nervös?" im ärztlichen Rahmen zu halten.

Und da ist es denn wohl ohne weiteres einleuchtend, daß diese Einflüsse ganz verschieden sein können und tatsächlich auch sind beim Manne und beim Weibe, beim Erwachsenen und beim Kinde, und daß es weit über die gesteckte Grenze dieser Erörterung hinausgreifen würde, wenn auf alle diese Verschiedenheiten eingegangen werden sollte.

Begnügen wir uns daher mit der Beantwortung der Frage: „Was macht den Mann, d. h. das erwachsene männliche Individuum, das tätig im Leben steht, nervös?" Nur eine Frage sei vorausgeschickt, da ihre Beantwortung eine weitere Bedeutung hat über die eigentliche Frage hinaus: „Vermag die geistige

---

[1]) D. h. wörtlich übersetzt: Nervenschwäche.

Anstrengung, wie sie von der heranwachsenden Jugend in der Schule gefordert wird, wenn das Mittelmaß dieser Anforderungen überschritten wird, das Nervensystem oder das Gehirn des Kindes krank zu machen?" Diese Frage darf im wesentlichen verneint werden, wenn wir berücksichtigen, daß sich unter den Schulkindern recht viele in nervöser Beziehung minderwertige Elemente befinden, von denen wir absehen müssen.

Das gesunde heranwachsende Nervensystem verhält sich in seinen Leistungen gegenüber den gemachten Ansprüchen entschieden wie jedes andre Organ, wie ein Muskel, wie ein Sinnesorgan. Je mehr es geübt, also beansprucht wird, desto größer wird im allgemeinen seine Leistungsfähigkeit; der geübte Muskel wird stärker, das geübte Auge schärfer. Ein momentanes Zuviel ruft wohl eine starke Ermüdung hervor und damit ein augenblickliches völliges Versagen der Leistung, die ausruhend wirkt. Aber dieses Versagen gleicht sich bei der jugendlichen Elastizität und Wiederherstellungskraft des Organs rasch wieder aus. Wenn an die geistigen und nervösen Kräfte des jugendlichen Individuums heute wirklich erheblich größere Ansprüche gestellt werden, als das vor zwanzig oder dreißig Jahren der Fall war, so wird dadurch sicher kein nervöses, d. h. nervenschwaches Geschlecht erzeugt, sondern im Gegenteil ein Geschlecht von wachsender nervöser Widerstandskraft gegenüber den Ansprüchen.

Von einer „nervösen Entartung" der kommenden Geschlechter infolge der gesteigerten nervösen Einflüsse ist sicher nicht die Rede. Betätigung und Arbeit selbst sehr gesteigerten Umfanges steigern im allgemeinen die Leistungen und die Kraft des tätigen Organs. Und deshalb mag gleich hinzugesetzt werden, daß das im allgemeinen gerade so gut für das erwachsene als für das in der Entwicklung begriffene Nervensystem gilt.

Oder mit andern Worten: angestrengte geistige Tätigkeit ohne gleichzeitige Mitwirkung andrer schädlicher Einflüsse vermag, selbst wenn sie sehr lange fortgesetzt wird, das an sich und vorher gesunde Nervensystem allein nicht krank zu machen. Und wenn im rastlosen Getriebe der Gegenwart die Ansprüche an das geistige und nervöse Können des Individuums tatsächlich sich sehr gehäuft haben, so wird bald eine Anpassung des beanspruchten Organes stattfinden, und schon die im Heranwachsen begriffene Generation wird als selbstverständlich und gleichgültig empfinden, was der jetzigen, die in zum Teil ruhigeren Verhältnissen großgeworden ist, noch als eine peinliche Beunruhigung, als ein stetes Hetzen und Jagen erscheint.

Also: geistige und nervöse Arbeit und Betätigung machen die Nerven nicht krank, sondern stärker, und das mag vielen, denen die dauernde geistige Tätigkeit der Inhalt ihres Daseins ist, zum Troste bestimmt ausgesprochen werden.

Es ist vielmehr ein Zusammenwirken mehrerer schädlicher Einflüsse, das die Neurasthenie hervorruft, und selbst zu diesem Zusammenwirken muß noch ein weiteres Moment hinzukommen, das ist die „Prädisposition", eine begünstigende Anlage, die entweder von Anfang an bei dem betreffenden Individuum vor-

handen ist oder aber durch besondere Umstände vor dem Ausbruch der Nervosität erworben wurde.

Das wichtigste, die Neurasthenie vorbereitende Moment ist unzweifelhaft die Erblichkeit. Hier liegen die Verhältnisse fast genau so wie bei den Geisteskrankheiten.

Fast überall da, wo wir unter dem Einflusse der allgemeinen, später näher zu erörternden Schädlichkeiten eine Neurasthenie zum Ausbruch gelangen sehen, finden wir eine erbliche Anlage, eine angeborene Empfindlichkeit und verminderte Widerstandskraft im Nervensystem des Patienten.

Der Begriff der Erblichkeit muß in diesem Sinne ziemlich weit gefaßt werden. Es kommt bei der Beurteilung der Schwere der Erblichkeit weit weniger darauf an, ob ein vereinzelter schwerer Fall von Geistes- oder Nervenkrankheiten bei den Vorfahren vorgekommen ist, als vielmehr darauf, ob Fälle von psychischen und nervösen, möglicherweise nur leichten Abweichungen in größerer Zahl in der Haupt- oder Seitenlinie der Familie vorhanden waren. Als solche Abweichungen kommen nicht allein Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, geistige und gemütliche Störungen, sondern auch Neurosen (wie Hysterie, Krampfkrankheiten u. dgl.), infektiöse Krankheiten, Alkoholismus oder starke Absonderlichkeiten in der Lebensführung bei einzelnen Familienmitgliedern u. s. w. in Betracht. Wo solche Abweichungen in größerer Anzahl bei den Vorfahren vorhanden waren oder sind, da prägen sie manchen Abkömmlingen und Seitensprossen der Familie (keineswegs allen) den Stempel einer gewissen nervösen Minderwertigkeit auf, die besonders stark und frühzeitig sich da zu zeigen pflegt, wo eine sogenannte „konvergente Heredität" besteht, d. h. da, wo solche Abweichungen sowohl auf Vaters wie auf Mutters Seite vorhanden waren. Solche Individuen und überhaupt erblich Belastete haben ein empfindlicheres, schwächeres Nervensystem, und oft genug läßt sich bei ihnen vorhersagen, daß sie eines Tages zusammenbrechen werden, wenn das Nervensystem überlastet wird.

Das gleiche gilt für die erworbene Anlage. Sie kommt einerseits zustande durch Schädlichkeiten, die allgemein die Ernährung des ganzen Körpers und damit auch natürlich die des Nervensystems treffen, wie Tuberkulose, Krebs, Diabetes, Herz- und Nierenkrankheiten, durch erschöpfende Einflüsse, wie Blutverluste, Typhus, schwere akute körperliche Erkrankungen u. dgl. Anderseits wird diese Anlage erworben ganz besonders durch die Schädlichkeiten, die speziell auf das Nervensystem einwirken, und dazu gehören vor allem neben der Syphilis die Nervengifte, unter denen der Alkohol und der Tabak, im Uebermaße genossen, die erste Stelle beanspruchen.

Häufen sich angeborene und erworbene Anlagen, so wird natürlich schließlich die Grenze zwischen Anlage und Ursache beinahe eine flüssige, dergestalt, daß nunmehr die gleich zu erwähnenden Ursachen der Nervenschwäche nur noch als letzter Tropfen, als sogenannte „Agents provocateurs" wirksam werden. Man kann das dahin zusammenfassen: je größer und wirksamer die Anlage ist, desto geringer braucht die schließliche Ursache der Krankheit zu sein, und umgekehrt.

Was sind nun schließlich die Ursachen der Neurasthenie, was macht nun in letzter Instanz nervös?

Nach unsern Erfahrungen sind es hauptsächlich drei Bedingungen, welche die geistige Arbeit zu einer geistigen Anstrengung resp. Ueberanstrengung gestalten. Erstens, wenn diese Arbeit fortwährend ihren Gegenstand wechselt, zweitens, wenn sie im Gegensatz dazu immer dieselbe und von gleichbleibender Einförmigkeit ist, und drittens, wenn sie verbunden ist mit starken oder dauernden niederdrückenden Gemütsvorgängen. Wo von Morgen bis Abend dem arbeitenden Gehirn kein Augenblick Ruhe oder Stetigkeit gegönnt wird, wo jede halbe Stunde oder öfter ein neuer Gegenstand, eine neue Persönlichkeit an den Arbeitenden herantritt, wo die Arbeit fortwährend durch Telephon, Depeschen, Anfragen unterbrochen wird, wo also das Gehirn ohne Ausruhen von einem Gegenstand zum andern springen, sich ununterbrochen umkonzentrieren muß, da liegen die Verhältnisse wie bei einer Maschine, die in unregelmäßigem Wechsel bald rasch, bald langsam, bald vorwärts, bald rückwärts laufen soll. Die Teile der Maschine werden übermäßig strapaziert, eine Menge Kraft wird nutzlos verbraucht, und das Material wird ruiniert. Anderseits wirkt eine völlige Eintönigkeit der Arbeit, die geistige „Tretmühle", in der es sich immer um dieselbe Form, um denselben Inhalt der geistigen Tätigkeit handelt, ebenso schädlich, es ist immer derselbe Teil der Maschine, der vorzugsweise beansprucht wird, es treten andre Teile nicht entlastend für ihn ein, eine frühzeitige Abnutzung ist die Folge.

In nervöser Beziehung belastete oder beanlagte Menschen werden daher in der Tat wohl leichter heutzutage nervenkrank als früher, weil in unsrer Zeit mehr Gelegenheit gegeben ist zu einer gehetzten, ruhelosen, den Gegenstand fortwährend wechselnden, der Erholung und Sammlung entbehrenden geistigen Arbeit, während anderseits der erschwerte Kampf ums Dasein und das größere Angebot an Arbeitskräften mehr noch als früher viele zu angestrengter Tätigkeit immer in demselben engen Rahmen ohne Abwechslung zwingt. Ein gewisses Maß von Stetigkeit sowohl wie von Abwechslung ist die beste Erholung für das Gehirn, aber ein Zuviel oder ein Zuwenig, sowohl des einen wie des andern, erzeugt die Ueberanstrengung, das Versagen. Und wenn ein gewisses, an sich schon bedenkliches Maß von Geistesarbeit, wenn eine überaus ruhelose oder eintönige geistige Tätigkeit doch noch auffallend lange Zeit ohne wahrnehmbaren Schaden ertragen wird, so wird doch dabei die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit allmählich zu einer haarscharfen. Diese Grenze wird fast mit Sicherheit überschritten in dem Augenblick, wo sich zur Kopfarbeit starke Gemütsbetätigungen gesellen, quälende und niederdrückende Empfindungen und Vorstellungen, welche die Arbeit begleiten, Sorgen, Kummer, Aerger, Enttäuschungen, das Gefühl hochgradiger Verantwortlichkeit, das Bewußtsein, daß jeden Augenblick viel auf dem Spiele steht — alle diese Gemütsbewegungen erschweren die intellektuelle Tätigkeit so, daß zu ihrer Erledigung weit mehr Kräfte verbraucht werden als da, wo sie ohne diesen hemmenden Ballast vor sich geht, und bald versagt das überanstrengte Organ: der Betreffende wird neurasthenisch.

Je stärker nun die Beanlagung ist, je weniger widerstandsfähig das Nervensystem von Anfang an ist, desto leichter erfolgt der Zusammenbruch: das gleiche ist der Fall, wenn zu der Schädlichkeit der Geistesarbeit, wie sie eben geschildert wurde, sich noch die andern erschöpfenden Einflüsse hinzugesellen: Exzesse in Alkohol und Tabak, schlaflose Nächte, physische Ueberanstrengung, schlechte Ernährung, körperliche Krankheiten, ungenügende Schonung in der Rekonvaleszenz u. dgl.

Nunmehr bricht die Krankheit, die Neurasthenie, aus, und das Heer der Symptome auf körperlichem und geistigem Gebiete entwickelt sich. Allerlei peinliche und schmerzhafte Empfindungen in den verschiedensten Körperteilen treten auf. Zu Störungen der Magen- und Darmtätigkeit gesellen sich Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Kopfdruck, Ueberempfindlichkeit und rasche Ermüdbarkeit der Sinnesorgane. Schwindelempfindungen, Mattigkeit, Kopfschmerzen begleiten jede größere Tätigkeit. Die geistige Arbeit wird zur Last, zur Unmöglichkeit, der Kranke fühlt eine mehr oder weniger erhebliche Abnahme seiner geistigen Leistungsfähigkeit, seines Gedächtnisses, seiner Willensenergie, seiner Entschlußfähigkeit. Seine Heiterkeit verschwindet, er ist trübe, apathisch, dabei in Kleinigkeiten reizbar, zu Tränen und zornigen Ausbrüchen geneigt. Reizbare Schwäche auf körperlichem und geistigem Gebiete ist das Hauptkennzeichen der Neurasthenie, von deren Symptomen hier natürlich nur die wesentlichsten und am meisten in die Augen fallenden geschildert werden konnten.

Hinzugesetzt mag nur noch werden, daß die Neurasthenie, wenn sie einmal zu einer gewissen Höhe gelangt ist, oft eine hartnäckige und langwierige Krankheit ist, meist aber doch bei verständiger Behandlung, Geduld und Konsequenz heilt, sie geht auch keineswegs in geistige Störung oder wirkliches Siechtum über.

Greifen wir auf die geschilderten Ursachen der Neurasthenie zurück, so erklärt es sich ohne weiteres, daß gerade die sozialen Kreise, bei denen diese Ursachen besonders häufig wirksam werden, auch besonders häufig nervös erkranken. Industrielle, Kaufleute, Bankherren, Offiziere und Beamte in höheren Stellen, Aerzte, Rechtsanwälte, alle diese Stände stellen einen auffallend großen Anteil zu der Schar der Neurastheniker, und das ist leicht begreiflich. Bei den meisten von ihnen ist entweder eine außerordentlich unruhige, die fortwährende Umkonzentrierung verlangende geistige Arbeit vorhanden, oder sie ist mit dem Bewußtsein großer Verantwortlichkeit, großen Risikos verbunden; oder sie ist stark mit Hoffnungen und ehrgeizigen Erwartungen, Sorgen und Enttäuschungen durchsetzt. Oft genug läuft ein angestrengtes und ungesundes gesellschaftliches Dasein daneben her. Von den Gemütsbewegungen, die aus dem persönlichen inneren Gemütsleben, aus familiären und ehelichen Verhältnissen u. s. w. erwachsen, gar nicht zu reden.

Anderseits sehen wir oft genug Leute, die jahraus jahrein in einer an sich nicht anstrengenden und nicht verantwortlichen geistigen Tretmühle gehen, nervös erkranken.

Das Fehlen anstrengender geistiger Tätigkeit, die Abstinenz von Alkohol

schützt nicht gegen Neurasthenie, das geht aus der Tatsache hervor, daß auch im Bauernstand Neurasthenie keineswegs selten ist und daß Nervenkrankheiten bei den Türken, deren apathische Beschaulichkeit sprichwörtlich und bei denen der Alkohol kein tägliches Genußmittel ist, besonders häufig vorkommen. Hier sind dann eben die andern ursächlichen oder begünstigenden Momente, zum Beispiel Erblichkeit, in vorzüglich hohem Grade wirksam.

Und nun bleibt schließlich noch die letzte Frage: Was soll der einzelne, also in unserm Falle derjenige, der kraft seines Berufes zu angestrengter geistiger Tätigkeit gezwungen ist, tun, um seine nervöse Gesundheit zu erhalten? Da muß zunächst eine Forderung auf das bestimmteste ausgesprochen werden, die zwar nicht mehr den einzelnen selbst, sondern nur seine Nachkommen, das nächste Geschlecht betrifft. Es ist ein Krebsschaden unsrer Gesellschaft, daß zu oft beim Eingehen einer Ehe nicht genügend auf den Stammbaum der beiden Beteiligten geachtet wird, daß die zwingenden Gesetze der Erblichkeit nicht berücksichtigt werden. Wer das Leid kennt, das durch die eheliche Verbindung nervös oder geistig belasteter Individuen nicht nur über sie selbst, sondern auch über die kommenden Geschlechter gebracht wird, wer es so genau weiß wie der Irrenarzt und Nervenarzt, daß „ein bißchen Nervenkrankheit, nicht der Rede wert,“ in der Haupt- oder Seitenlinie nur zu oft zu den traurigsten Familienkatastrophen führt, der muß, so sehr er sich auch der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bewußt sein mag, seine mahnende Stimme erheben gegen die Verbindung einer gesunden Persönlichkeit mit einer belasteten. Noch mehr soll er warnen vor der Ehe zweier Belasteten und vor allem vor einer Verbindung da, wo „konvergente“ Belastung vorhanden ist. Gerade in den Gesellschaftskreisen, die sich gerne zu einer Kaste zusammenschließen (und ihnen gehören unsre Kopfarbeiter zum großen Teile an), besteht eine große Neigung zu Heiraten in der engeren und weiteren Familie. Ist in diese Familie der Krankheitskeim einmal hineingetragen und in ihr vorhanden, so breitet er sich durch jede neue Verbindung innerhalb der Familie weiter aus. Ob er sich im einzelnen Falle abschwächt oder nicht, das ist nicht vorherzusagen und darf im allgemeinen eher bezweifelt als erhofft werden.

Deshalb ergeht die ernste Mahnung an alle Beteiligten: hütet eure Kinder vor Verbindungen mit erblich Belasteten, seid vorsichtig bei der Auswahl aus dem Kreise alter und verzweigter Familien, bei denen Zwischenheiraten häufig vorgekommen sind; stellt nicht die Rücksicht auf äußere Vorteile über die Rücksicht auf die nervöse Gesundheit eurer Nachkommen, ignoriert nicht vorgekommene Nervenkrankheiten als „nicht der Rede wert“!

Wohl handelt es sich dabei um eine schwierige, fast unerfüllbare Forderung; aber wenn sie leichtsinnig beiseitegeschoben wird, dann darf man sich nicht wundern, wenn die Nervosität sich vermehrt, und dem Arzt nicht grollen, wenn er später nicht helfen kann. Die Erblichkeit ist das wichtigste begünstigende Moment für die Entstehung der Nervenkrankheiten, seine Verminderung sollten

sich der einzelne wie die Gesamtheit angelegen sein lassen und dabei persönliche Empfindungen und sentimentale Regungen möglichst beiseitestellen.

Und was den einzelnen anlangt, so vermag er sicher bei angestrengtester Kopfarbeit vieles zu tun, um dem Ausbruch einer Nervosität vorzubeugen. Freilich, Schicksalsschläge, Kummer und Sorge und viele andre deprimierende Einwirkungen abzuwenden, liegt nicht in seiner Hand. Wohl aber vermag er in andrer Beziehung Schädlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Der Kopfarbeiter soll, schon solange er sich gesund fühlt, seinem Körper, seinem Gehirn, seinen Nerven die nötige Erholung gönnen: er soll sich vor Vergiftung mit Alkohol und Tabak hüten, er soll Exzesse meiden, soll ein gesellschaftlich nicht zu anstrengendes Leben zu führen sich bemühen, sich die Nächte nicht in fortwährender Geselligkeit verkürzen. Er soll eben nach Möglichkeit und mit dem Bewußtsein, daß er damit eine Pflicht gegen sich selbst und seine Familie erfüllt, solide und nüchtern leben und auch in körperlicher Beziehung seine Organe tunlichst schonen. Besonders nach körperlichen Erkrankungen, wie zum Beispiel nach Influenza, soll er sich die nötige Zeit zur völligen Wiederherstellung gönnen und sich nicht vorzeitig wieder in die Arbeit stürzen.

Ferner sollte der einzelne mehr, als es gewöhnlich der Fall ist, es sich zum Bewußtsein bringen, daß das Leben doch nicht allein in Arbeit und Erwerb besteht, daß es doch noch viele andre erstrebenswertere Ziele gibt als das, ein gewisses gesellschaftliches Niveau für sich und seine Nachkommen zu erkämpfen, er sollte sich etwas mehr des Gefühles seiner persönlichen Unentbehrlichkeit, selbst auf die Gefahr eines verminderten Gewinns, entäußern. Damit wird er sich ein Gegengewicht gegen die nervenaufreibende Wirkung seiner Tätigkeit schaffen, dessen Wert freilich meist erst dann richtig eingeschätzt wird, wenn es zu spät ist.

Wenn der einzelne konsequent seine eigne nervöse Gesundheit höher anschlägt als seine Stellung auf der sozialen Stufenleiter, sein Innenleben höher bewertet als sein Außenleben, sein subjektives Behagen mehr schätzt als die Meinung der Gesellschaft, ja, wenn er (ohne sich für unentbehrlich zu halten) zu dem Opfer bereit ist, Wochen, ja Monate sich völlig von allen Geschäften fernzuhalten, sofern er fühlt, daß das für seine Gesundheit nötig ist, dann wird er sich voraussichtlich das Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben seines Nervenhaushaltes schaffen, das ihm gestattet, mit Behagen zu leben, während das Dasein eines Neurasthenikers in der Regel und im wesentlichen durchweg dieses Behagens entbehrt. Ganz besonders richten sich diese Ratschläge und Warnungen an solche, die sich einer gewissen Anlage zur Neurasthenie bewußt sind und eine Abnahme ihrer nervösen Leistungsfähigkeit bereits empfinden.

Aus einer in nervöser Beziehung von beiden Seiten gesunden Familie zu stammen, mit seinen körperlichen Nervenkräften verständig umzugehen und die Nervengifte zu meiden, die geistige Arbeit richtig abzumessen und einzurichten,

sowohl ihrer Art als ihrer Menge nach, und das Streben nach den Gütern dieser Welt ein wenig niedriger zu bewerten, das sind wohl die besten Hilfsmittel, die nervöse Gesundheit zu erhalten — sie liegen mehr in der Hand des einzelnen als in der des Arztes.

Großbritannien und Deutschland; der Sieg des gesunden Menschenverstandes

Von

Sir Charles Bruce

Die letzten Monate sind durch Zwischenfälle gekennzeichnet worden, von denen man jetzt behaupten kann, daß ihr Endergebnis gewesen ist, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland zu fördern. Der Friedensschluß zwischen Rußland und Japan hat den Durchschnittsengländer veranlaßt, über die Lehren des Kriegs nachzudenken. Vom humanitären Standpunkt aus hat er sich sagen müssen, daß die während der letzten fünfzig Jahre unablässig betriebene Verwertung der Wissenschaft zur Herstellung von Vernichtungsmaschinen in der Aufopferung von Menschenleben und der Verwüstung von Wohnstätten in Verbindung mit den Schrecken des Kriegs Zustände geschaffen hat, zu denen die frühere Geschichte kein Beispiel aufzuweisen hat Als Geschäftsmann empört sich sein Gemüt gegen die Beeinträchtigung der nationalen Industrie und gegen Ausgaben, welche die gegenwärtige und kommende Generationen mit einer unerträglichen Bürde unproduktiver Steuern belasten.

Auch kann sich der Engländer angesichts der Resultate des Kriegs zwischen Rußland und Japan und der Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisvertrages nicht verhehlen, daß, wie hoffnungsvoll sich auch die Aussicht für unsern Handel im fernen Osten unter der Politik der offenen Tür gestalten mag, der sichere Fortschritt der japanischen Industrie und der wahrscheinliche Aufschwung der chinesischen Gewerbe- und Handelstätigkeit unter dem Antrieb Japans eine Rivalität schaffen muß, gegen die es für die Erzeugnisse der europäischen, nach europäischem Maßstab bezahlten und mit erheblichen Transportkosten belasteten Arbeit schwer halten wird, anzukämpfen.

Diese und andre Erwägungen bringen dem Engländer die Last ins Gedächtnis zurück, die ihm bereits durch die Politik der ständigen Kriegsbereitschaft auferlegt worden ist, in der nach dem Evangelium des Tages das einzige zuverlässige Unterpfand des Friedens beruhen soll, und er wundert sich nicht mehr darüber, daß diese Politik fast die sämtlichen Länder Europas in eine Lage gebracht hat, in der die fortwährende Steigerung der finanziellen Schwierigkeit nicht nur zu einer Verlegenheit für die Regierung, sondern auch zu einer bedenklichen Gefahr für den Staat werden kann.

Von diesen Erwägungen ausgehend fragt er sich natürlich, nach welchem Grundsatze die Grenzen des bewaffneten Friedenszustandes zu bemessen sind, und er kommt unschwer zu dem Schlusse, daß die Politik ihre Schranken durch ihren einzigen vernunftgemäßen Zweck, die Verteidigung der Unabhängigkeit des Landes, erhalten muß.

Auf Grund dieser und ähnlicher Erwägungen ist der Durchschnitts-Engländer zu dem festen Entschluß gekommen, daß die auswärtige Politik des Landes nur eine Politik der Versöhnung sein darf, die durch gegenseitige Zugeständnisse und offene Anerkennung nationaler Wünsche und Bestrebungen auf die Aufrechterhaltung guter Beziehungen der Völker untereinander und des Weltfriedens gerichtet ist. Als in diesem Sinne abgeschlossen hat das englisch-französische Uebereinkommen vom April 1904 die Quelle lange vorhanden gewesener Differenzen beseitigt, die jahrelang ein Hindernis für ein freundschaftliches Verhältnis zwischen zwei Völkern gebildet hatten, deren herkömmliche Gegnerschaft schließlich für einen Faktor galt, auf den man sich bei den politischen Kombinationen der europäischen Völker stets verlassen könne. Lord Lansdowne verlieh darum auch damals der Hoffnung Ausdruck, daß das Uebereinkommen als ein Präzedens für die Regelung künftiger internationaler Beziehungen dienen möge. Soweit die Beziehungen zwischen England und Frankreich in Betracht kommen, haben die Folgen des Uebereinkommens die Hoffnung gerechtfertigt, daß es dazu führen möge, aus einstigen Konflikten eine auf gegenseitige Achtung und gemeinsame Interessen begründete Freundschaft hervorgehen zu lassen. Drei neuerliche Vorfälle haben das gute Einvernehmen zwischen den beiden Ländern markant hervortreten lassen, der Besuch der französischen Flotte, der Besuch der Pariser Munizipalität und die Feier des hundertjährigen Todestages Nelsons und des Gedächtnisses an die Schlacht von Trafalgar.

Seither hat allerdings das Uebereinkommen die Erwartungen derjenigen enttäuscht, die hofften, es werde zu einem baldigen Einvernehmen zwischen England und Deutschland führen und so den Weg zu einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland ebnen. Diese Enttäuschung hat ihren Grund teilweise in einzelnen Bestimmungen des Uebereinkommens, in den Klauseln, welche die Lage Frankreichs in bezug auf die marokkanischen Angelegenheiten bestimmen, und teilweise in Zweifeln bezüglich des Umfanges, bis zu welchem das Abkommen gegebenenfalls England und Frankreich hinsichtlich der politischen Beziehungen des letzteren Landes zu Deutschland verpflichte. Spätere Ereignisse haben, wie ich glaube, die Anschauungen gerechtfertigt, die ich bezüglich der Marokkoangelegenheit im Juliheft der „Deutschen Revue“ ausgesprochen habe. Die Geschichte wird der Einsicht und dem Geschick Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit die in Betracht kommenden Regierungen sich in würdevoller Weise aus einer den Frieden Europas bedrohenden Lage gezogen haben, zumal deren Schwierigkeiten bedenklich durch die von den Verleumdungen und gewissenlosen Hetzereien der Presse geschürte nationale Mißstimmung gesteigert wurden. Soweit unsre eigne Regierung in Betracht kommt, ist ihre Lage ihr

bestimmt vorgezeichnet gewesen, und die neuerlichen Ereignisse, die ich als die Festigkeit unsers Einvernehmens mit Frankreich verstärkend angeführt habe, sind in keiner Weise präjudizierend für unsre Beziehungen zu Deutschland gewesen. Mr. Balfour hat bei dem Bankett in Westminster Hall am 12. August erklärt, daß die Abmachungen mit Frankreich von keinem Hintergedanken der Feindseligkeit eingegeben worden seien und kein Hindernis für die Eingehung gleich freundschaftlicher Beziehungen zu andern Staaten bildeten. Der Besuch der britischen Flotte in der Ostsee ist eine ununterbrochene Reihe überwältigend herzlicher Bewillkommnungen gewesen und hat gezeigt, daß die britischen Seeleute ebenso bereit sind, mit der deutschen wie mit der französischen Flotte zu fraternisieren. Die Nelson-Gedenkfeier hat uns daran erinnert, daß der Sieg von Trafalgar die Krönung einer Politik war, die darauf abzielte, die Freiheit zur See der Schiffahrt und dem Handel der ganzen Welt zugute kommen zu lassen, einer Politik, an der Deutschland ein gleich großes Interesse hatte wie jede andre Macht. Sie hat uns daran erinnert, daß wir jahrhundertelang mit Deutschland Hand in Hand gegangen sind, wenn es galt, für die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und die Volksfreiheit einzutreten. Später ist das, was Mr. Balfour in Westminster Hall erklärt hat, noch nachdrücklicher von Lord Lansdowne hervorgehoben worden.

Daß die Versöhnungspolitik, die König Eduard zu einer ganz einzigen Stelle in der europäischen Geschichte verholfen hat und die von seinen Ministern loyal ausgeführt worden ist, von dem Volke Englands ohne Unterschied der Parteirichtung gutgeheißen wird, hat eine interessante Bestätigung gefunden in den Reden von Parteiführern und Bewerbern um Parlamentssitze, die im Hinblick auf in nicht allzu ferner Zeit zu gewärtigende allgemeine Neuwahlen gehalten wurden.

Es will gewiß in der Geschichte der Beziehungen zwischen Presse und öffentlicher Meinung in England etwas heißen, wenn Bewerber um einen Sitz im Parlamente, welche die Volksstimme für sich gewinnen wollen, tatsächlich wie ein Mann die von der Presse gegen Deutschland gerichteten Gehässigkeiten zurückweisen. Das öffentliche Bewußtsein hat sich gegen die Tyrannei der Presse aufgelehnt, die nicht dulden will, daß jemand ein freundliches Wort gegen Deutschland sage, ohne in den Verdacht zu geraten, auf Verrat am englisch-französischen Abkommen zu sinnen. Alle hervorragenden Oppositionsmitglieder erklärten, daß einem Wechsel in der Regierung kein Wechsel in der äußeren Politik folgen wird. Und in diesen Erklärungen wird direkt Bezug auf unsre Beziehungen zu Deutschland genommen. Lord Rosebery hat feierlich Protest gegen die Preßmachinationen erhoben, die für die Idee eintreten, daß freundliche Beziehungen zu Frankreich gleichbedeutend mit Feindseligkeit gegen Deutschland seien. Sowohl in England wie auf dem Kontinent hat eine von Sir Edward Grey am 20. Oktober gehaltene Rede mit Recht großes Aufsehen erregt. Sir Edward Grey wies, indem er seine vollständige Zustimmung zu der auswärtigen Politik der gegenwärtigen Regierung erklärte, darauf hin, daß die Beziehungen zwischen der

britischen und der deutschen Regierung vollständig korrekt und freundschaftlich und daß zwischen beiden Ländern keine greifbaren Streitpunkte vorhanden seien, die eine Berufung auf das englisch-französische Abkommen angebracht erscheinen ließen. Bei Besprechung dieser Stelle bemerkte die „Times“, die man doch gewiß allzu freundschaftlicher Gefühle für Deutschland nicht verdächtigen kann: „Gegen das deutsche Volk hegen wir nicht das mindeste Gefühl der Gehässigkeit. Wir können nur seine vielen schönen Eigenschaften bewundern, die ihm eine hervorragende Stelle in dem Aufklärungskampf der Welt verschafft haben, und könnten froh sein, wenn wir uns einige derselben als Muster dienen lassen wollten.“ Nun aber fährt die „Times“ fort: „Was bisher jeder Verbesserung der englisch-deutschen Beziehungen im Wege gestanden hat, ist ein durch die Beobachtung der Politik der deutschen Regierung hervorgerufenes Mißtrauen gewesen. Diese Politik hat jüngsthin gewisse Lieblingsinteressen unsrer französischen Nachbarn verletzt, deren Freundschaft und Sympathie wir so hochschätzen.“ Die Wahrheit ist nun aber die, daß dieses Mißtrauen das künstliche Produkt von Machenschaften ist, die von einem nicht einflußlosen Teile der europäischen Presse ausgegangen sind, um die öffentliche Meinung durch die Unterschiebung von Motiven, die auf einer Entstellung von Tatsachen und künstlich in die Welt gesetzten Gerüchten beruhen, irrezuführen und zu erbittern.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß, nachdem eine von Lord Rosebery gebrauchte Redensart dahin ausgelegt worden war, als spreche sie einen Zweifel an der Politik der gegenwärtigen Regierung aus, die „Times“ in einem Leitartikel vom 26. Oktober erklärt hat: „Die Unterstellung, als sei die gegenwärtige Regierung von Gefühlen der Gehässigkeit gegen Deutschland erfüllt sei eine so mutwillige und so unbegründete, daß sie die strengste Verurteilung verdiene.“ Die Lage ist richtig dargestellt in einem Artikel, der am 21. Oktober in der „Westminster Gazette“ erschienen ist. Es möge mir gestattet sein, einen etwas längeren Ausschnitt aus diesem Artikel wiederzugeben, weil ich glaube, daß er zu gutem Teile die Anschauungen der öffentlichen Meinung in England wiedergibt, soweit diese Meinung von dem intelligenten Teile des Publikums gebildet wird und sie mit der Meinung vieler zusammenfällt, die hohe Stellen im Staatsdienste bekleiden oder ihr Leben dem Dienste des britischen Reiches gewidmet haben.

„Was uns in unsern Beziehungen zu Deutschland not tut, ist nicht ein Wechsel der Politik, sondern ein Wechsel des Gefühls. Die Berichte der britischen und der deutschen Regierung sind, wie Sir Edward Grey gesagt hat, vollkommen korrekt, und es gibt keine greifbaren strittigen Punkte zwischen den beiden Regierungen, die ein Abkommen oder eine Verständigung zwischen ihnen erforderlich machten. Aber die nichtoffiziellen Beziehungen — die der Presse und der öffentlichen Meinung — sind oft bedauerlich und umgeben die Handlungen der Regierung mit einer Atmosphäre des Mißtrauens, die arge Verwirrungen in der europäischen Politik anrichtet. Es liegt ebensosehr im Interesse Frankreichs wie in dem Großbritanniens und Deutschlands, daß diese Atmosphäre geklärt werde.

Denn sonst wird Deutschland ein Hindernis in der Verständigung zwischen England und Rußland bilden, die Frankreich wünschen muß, und Frankreich selbst wird fortfahren, das Medium für das Uebelwollen Deutschlands zu bilden, das auf unser Land wirksam nur durch einen dritten übertragen werden kann. Wohin eine künftige Regierung, oder im vorliegenden Falle die gegenwärtige, jetzt zu streben hat, ist, dieser unnötigen Gärung in Europa ein Ende zu machen, die, wenn sie anhält, uns daran verhindern kann, zu einer Verständigung mit Rußland zu gelangen, und Frankreich eventuell einer ständigen diplomatischen Reibung aussetzt."

Mit wenigen Worten, die „Westminster Gazette" ist zu dem Schlusse des gesunden Menschenverstandes gekommen, daß, je herzlicher die Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland sind, es um so besser für Frankreich steht, da es für die „Entente" nicht gut sein kann, wenn Frankreich sich einer ständigen diplomatischen Reibung in Europa ausgesetzt sieht, die zeitweilig im Geleite des Invasionsschreckbildes auf Grund gespannter Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland auftritt.

Alle politischen Parteien in England stimmen zurzeit darin überein, daß sie für eine ständige auswärtige Politik der Versöhnung eintreten, und es liegt auf der Hand, daß keine Politik auf Ständigkeit Anspruch machen kann, die nicht in ihren Beziehungen zu sämtlichen fremden Mächten von den Grundsätzen des englisch-französischen Abkommens ausgeht.

Ich möchte nun noch einige wenige Worte über gewisse Handelsbeziehungen sagen, die auf eine gerechtere Würdigung der deutschen Handelstätigkeit von unsrer Seite abzielen. Das Gefühl der Eifersucht in Handelsdingen ist während der letztvergangenen Jahre durch eine Handelsdepression aufgestachelt worden, die zu dem Verlangen nach einer Neuordnung des fiskalischen Systems unsers Landes geführt hat. Ich habe natürlich nicht vor, in die Erörterung dieser Frage einzutreten, doch läßt sich nicht bestreiten, daß der Rückgang vieler Industriezweige und das merkliche Sinken unsers Auslandhandels dem kommerziellen Ausdehnungsgelüste und dem Neide Deutschlands zur Last gelegt wurden. Nun tun aber statistische Erhebungen dar, daß während der letzten beiden Jahre eine Hebung unsrer Industrie und ein beständiger Fortschritt in unserm Auslandhandel stattgefunden haben. Man hat eingesehen, daß man Deutschland mit Unrecht zum Sündenbock gemacht hatte und der Handelsniedergang auf andern Ursachen beruhte. Gleichzeitig wurde der Aufschwung der deutschen Industrie auf seine wahren Ursachen zurückgeführt — auf die richtige Erkenntnis, wie wertvoll es ist, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auch für die gewöhnlichsten Industriezweige auf allen Gebieten der Warenherstellung und des Ackerbaus zu verwerten. Die müßige Herabwürdigung der von Deutschland in seinem Handel und seiner Gewerbetätigkeit befolgten Methoden hat dem Ausdruck bewundernder Anerkennung und der unumwundensten Form der Schmeichelei — der Nachahmung Platz gemacht.

Und nun ein letztes Wort über die englische Ansicht hinsichtlich der deutschen Flotte.

Unverantwortliche und absolut irreführende Artikel in der Presse über diesen Gegenstand haben vielleicht mehr als irgend etwas andres zu dem Mißtrauensgefühle beigetragen, von dem ich schon gesprochen habe. Es ist nicht leicht abzusehen, wie die deutsche Flotte für England in irgendeiner Weise eine Drohung sein kann, in der es nicht auch die französische, die nordamerikanische oder die japanische sein müßte. Gewisse professionelle Tiefdenker sind auf einem allerdings nur ihnen verständlichen Wege zu der Ueberzeugung gelangt, daß, während andre Flotten lediglich zu dem vernünftigen Zwecke vorhanden sind, den wir auch als Existenzgrund für die unsrige in Anspruch nehmen, zur Verteidigung der Unabhängigkeit und zum Schutze des Handelsverkehrs der betreffenden Länder, die deutsche Flotte einzig und allein zu einer Bedrohung Englands ins Leben gerufen worden ist und erhalten wird. Vernünftige Leute fangen an zu begreifen, daß der einzige Weg, eine starke fremde Flotte daran zu verhindern, eine Bedrohung zu werden, darin besteht, sie als befreundete Streitmacht uns zu verbinden, wie wir es im Interesse unsrer eignen Sicherheit und in dem des Weltfriedens bei der Regelung unsrer Beziehungen zu Frankreich, den Vereinigten Staaten und Japan getan haben.

Zum Schlusse will ich mich zu dem Glauben aufschwingen, daß der Friedensengel im Anzuge ist und er frohgemut seine Schwingen über Europa entfalten wird, sofern er nur nicht von den mißmutigen Stimmen streitsüchtiger Journalisten fortgescheucht wird.

Was verstehen wir von Kolonien?

Von

M. von Brandt

In den letzten Wochen haben zwei Kongresse getagt, die sich, der eine ganz, der andre hauptsächlich, mit kolonialen Fragen beschäftigt haben. Der letztere war der Kongreß der Kongresse, der in Mons in Belgien seine Sitzungen abhielt, der erstere der Deutsche Kolonialkongreß, der in Berlin gesessen. Beiden sind verständige und hoffentlich erfolgreiche Anregungen zu verdanken. Daß dies die wichtigste, ja die alleinige Aufgabe von Kongressen sein könne und müsse, ist in Mons ausdrücklich anerkannt worden. Kongresse sind, wie dort gesagt wurde, nur dazu da, um zu säen, nicht um zu ernten. Der allgemeine Eindruck, den der Kongreß in Mons nach den vorliegenden Berichten hinterlassen hat, ist der, daß Uebereinstimmung darüber geherrscht habe, daß die Zukunft aller Staaten auf dem Wasser liege. In allen höher zivilisierten Ländern fühle man sich räumlich und materiell beengt, und Abhilfe sei nur von der Entlastung des Mutterlandes durch die Gründung von Kolonien und die Begünstigung der Auswanderung zu erwarten. Als wichtig und beachtenswert ist ganz besonders der am 27. September von der Abteilung für die Verbreitung der Kultur

in neuen Ländern gefaßte Beschluß zu bezeichnen, daß, da die Auswanderung sich in allen Ländern als eine unabweisbare Notwendigkeit herausgestellt habe, es als Aufgabe der Familie, der Schule und der Presse angesehen werden müsse, die Kinder auf die Vorteile des Lebens in der Fremde aufmerksam zu machen und sie auf dieses gewissermaßen vorzubereiten. Als Mittel zu dem Zweck wurden gleichfalls die Erteilung von Auskünften und die Bewilligung von Unterstützungen sowie eine Aenderung in der Erziehung der Mädchen vorgeschlagen; die letzteren sollten in praktischerer Weise erzogen werden, um den männlichen Auswanderern als brauchbare Frauen folgen zu können.

Von dem Deutschen Kolonialkongreß hat besonders die Eröffnungssitzung manches Gute gebracht; namentlich die Reden des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky, des Kolonialdirektors Dr. Stübel und des Professors Dr. Helferich trafen in mehr als einer Beziehung den Nagel auf den Kopf. Graf Posadowsky betonte mit Recht, daß in den von Deutschland erworbenen Kolonien noch alles, was eine zivilisierte Verwaltung erfordere, zu schaffen gewesen sei. Selbst in kolonialfreundlichen Kreisen habe man sich wohl kaum einen Begriff von den unsäglichen Schwierigkeiten gemacht, die bei der Durchführung einer solchen Aufgabe zu überwinden sein würden, und sich die Sache zu leicht gedacht wie die Opfer unterschätzt, die nach jeder Richtung hin gebracht werden müßten. Man habe übersehen, daß bittere Erfahrungen und harte Rückschläge unvermeidlich seien. Ein großes Volk, das seine Stellung behaupten wolle, müsse aber vor allen Dingen verstehen, auch in schweren Zeiten still und fest durchzuhalten. Nach Wiederherstellung der Ordnung werde dann der Zeitpunkt zu den notwendigen ferneren Entschließungen gekommen sein. Dr. Stübel hob hervor, daß trotz der trüben Erfahrungen der letzten Zeit eine zielbewußte Arbeit unsre Kolonien dennoch einer glücklichen Zukunft entgegenführen und sie zu wertvollen Gliedern des Reichs machen werde, und Dr. Helferich führte in geistvoller Rede aus, daß Deutschland keine andre Wahl offenstehe, als eine Kolonialmacht zu sein oder als wirtschaftliche und politische Weltmacht überhaupt nicht zu bestehen.

Wenn so bei den drei genannten Rednern ein richtiges Verständnis für die Aufgabe Deutschlands, sich zur Kolonialmacht entwickeln zu müssen, hervortrat, ist damit doch die Frage, was die große Masse unsers Volks und nicht allein diese, sondern auch die Mehrzahl der sogenannten Kolonialfreunde und Politiker von Kolonien wisse, nicht beantwortet. Leider gestatten die bisherigen Erfahrungen, und ganz besonders die der letzten Jahre, kaum eine andre Antwort auf diese Frage, als daß das Verständnis ein sehr geringes und das Bedürfnis, sich zu unterrichten, ein womöglich noch kleineres sei. Die große Menge steht der Frage noch gleichgültiger gegenüber als der Schauspieler im „Hamlet" der Hekuba, und für den Kolonialfreund bleibt die Kolonialfrage meistens eine Gefühlssache, bei der mißverstandener Patriotismus und unklarer Eigennutz eine verworrene und verwirrende Rolle spielen. Wie oft ist mir in den letzten Monaten der Einwurf gemacht worden: Was sollen wir mit den Kolonien, die doch nichts taugen und nur Geld kosten! und man geht wohl nicht irre, wenn

man annimmt, daß dies der Standpunkt ist, auf dem die große Mehrzahl des deutschen Volks steht. Die Schuld, daß dem so ist, trifft in erster Linie die Kolonialfreunde selbst oder wenigstens diejenigen, die unter ihnen eine leitende Stellung einnehmen. Das Volk als solches wußte nichts von Kolonien, als das Verlangen nach ihnen in ziemlich eng begrenzten Kreisen sich Bahn brach. Die erste Aufgabe hätte damals sein müssen, das Verständnis für die neue Frage in möglichst weite Kreise zu tragen, das Volk für diese mobil zu machen und so ein Interesse zu wecken, das nicht vorhanden war und das man doch gebrauchte, wenn man wirkliche Resultate erzielen wollte. Man übersah, daß, wenn es sich für Kolonien mit Plantagenbau um kapitalistische Unternehmungen handelt, über die in den Geschäftsräumen eines Kaufmanns- oder Bankhauses diskutiert und beschlossen werden mag, Besitzungen als Ziel einer Auswanderung immer nur auf demokratischer Grundlage kolonisiert werden können. An der Verkennung dieses Grundsatzes sind die Bemühungen der englischen Regierung, die Frage der Besiedelung ihrer Kolonien selbst in die Hand zu nehmen, ebenso gescheitert wie zum Beispiel der 1844 bis 1847 gemachte Versuch des Deutschen Adelsvereins zur Gründung einer deutschen Kolonie in Texas und andre ähnliche Unternehmungen. Auch in Deutschland hat man diese Seite der Frage von Anfang an, vielfach wohl absichtlich, ignoriert, und man erntet jetzt die Folgen dieser verkehrten Handlungsweise in dem mangelnden Interesse an dem Kampf, den wir für unsre Kolonien in ihnen zu führen haben.

Und doch sind unsre Kolonien für uns eine Frage von der höchsten Wichtigkeit. Nur an ihnen und an unserm Verkehr mit den bisher unentwickelten Märkten der Erde können andre und wir selbst unsre Anpassungsfähigkeit an die Forderungen beurteilen lernen, welche Weltverkehr und Weltpolik an jedes neu in diese eintretende Volk stellen. Beide aber, Verkehr und Politik, sind voneinander unzertrennlich. Wer die letztere nicht will, kann den ersteren nicht haben, und wer ihn will, muß eine Lehrzeit durchmachen, bei der er manches von den Erfahrungen seiner Vorgänger, das meiste aber durch die eignen zu lernen hat. Darum haben wir alle Veranlassung, der Vorsehung dafür dankbar zu sein, daß sie uns jetzt in verhältnismäßig noch milder Weise am eignen Leibe zeigt, wie töricht wir in unsern Urteilen während des Burenkrieges gewesen sind. Es mag unsrer Eitelkeit schmeicheln, wenn Houston St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ die Germanen für das Salz der Erde erklärt oder Ludwig Woltmann in „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ für fast alle hervorragenden Italiener des Mittelalters und der Neuzeit germanischen Ursprung in Anspruch nimmt, aber die Weltgeschichte stellt größere Ansprüche an ein Volk im Wettbewerb der Nationen, als sich durch solche Behauptungen befriedigen lassen. Mit unsern Erfolgen im Wettbewerb auf den Märkten der Erde können wir trotz allem, was geschehen ist, nicht prunken, namentlich nicht im fernen Osten, wo die Amerikaner und Japaner uns längst überflügelt haben, und auch was wir bis jetzt in kolonialen Unternehmungen geleistet haben, dürfte uns kaum Veranlassung zur Ueberhebung geben. Das sind

aber keine Gründe, um die Flinte ins Korn zu werfen, sondern unser bisheriger Mangel an Erfolg sollte uns gerade anspornen, unsre Kraft doppelt, wenn auch vielleicht in andrer Weise als bisher, einzusetzen. Nur der Kraft und der Ausdauer pflegt der Sieg zuteil zu werden.

Wir haben in Südwestafrika eine Kolonie, die nur des Geldes, des Wassers und der Menschen bedarf, um ein höchst wertvoller Besitz für Deutschland zu werden, aber auch in bezug auf diese haben uns die Kolonialfreunde mehr geschadet als genutzt. Sie haben sich darauf versessen, daß die Kolonie sich nur für Viehzucht eigne, und einzelne von ihnen sind schließlich so weit gegangen, zu verlangen, daß der Staat 25 000 Familien von Viehzüchtern mit einem Aufwand von 20 000 Mark für die Familie dort ansiedle. Wir brauchen in Südwestafrika aber keine künstliche Schaffung von Rittergütern; was die Kolonie bedarf, ist ein Stamm guter weißer Arbeiter, dem die Möglichkeit gegeben wird, sich heraufzuarbeiten und selbst größerer, ja großer Grundbesitzer zu werden. Man wird dem gegenüber Mangel an Regen und Ueberfluß an Heuschrecken und andern unnützen und schädlichen Dingen einwenden, aber von den letzteren gibt es auch in andern Ländern, z. B. in Algier und Indien, genug, und was das Wasser anbetrifft, so haben uns die Amerikaner den Weg gezeigt, wie man solchem Mangel abhelfen kann. Unser südwestafrikanisches Steppengebiet ist bei weitem nicht so trostlos wie die Beifußwüsten, die „sage brush deserts" Nordamerikas. Uns fehlen ja freilich die immer fließenden Ströme dieser Gegenden, aber auch in Südwestafrika ist genügend Wasser vorhanden, über- und unterirdisches und Regenwasser, und es handelt sich nur darum, es aufzusuchen und nutzbar zu machen, aber es scheint fast, als ob man über theoretischen Erörterungen nicht zum praktischen Handeln kommen könne. In Amerika greift man solche Dinge besser an. In San Francisco, Portland, Seattle, Tacoma und einem halben Dutzend andrer Städte am pacifischen Abhange treibt das von den Sierras herabströmende und dienstbar gemachte Wasser die gesamten Straßenbahnen, und die meisten Maschinen aller Art werden hydroelektrisch bedient. Hunderttausende von Acres (à 40,46 Ar), die bis dahin brachlagen, sind auf ähnliche Weise für den Ackerbau gewonnen worden. Das letzte Beispiel dieser Art bietet der Staat Idaho, dessen südlicher Teil eine Wüste war, deren Boden aber nur Wasser bedurfte, um fruchtbar zu werden. Durch den der Vollendung nahen Minidoka-Damm am Snake River werden ungefähr 8000 Acres der Kultur gewonnen werden, die in der Nähe der drei an dem Gebiet liegenden Städte in Farmen von je 40 Acres, weiter entfernt in solche von je 80 Acres geteilt werden sollen, welcher Umfang als reichlich genügend für den Unterhalt einer Familie angesehen wird. Von andern Stauwerken erwartet man die Urbarmachung von einigen 80 000 Acres, und die Kosten der so weit in Angriff genommenen Anlagen werden nur auf etwas über $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark veranschlagt, obgleich der Minidoka-Damm über 14 Meter hoch ist. Die Vollendung der weiteren Arbeiten wird allerdings noch recht erhebliche Summen beanspruchen, die sich leicht auf 10 bis 15 Millionen Mark belaufen können, aber was machen

selbst solche Beträge aus, wenn es sich darum handelt, Hunderttausende von Hektaren anbaufähig zu machen. In Südwestafrika ist viel Land vorhanden, das selbst von Kolonialenthusiasten auf nicht mehr als 19 bis 20 Pfennige den Hektar geschätzt wird, während die höchsten für wasserreiches bestes Land bis jetzt gezahlten Preise kaum über 3 Mark per Hektar hinausgehen dürften. Da scheinen Maßregeln, die Wasser und damit anbaufähiges Land schaffen, in der Tat geboten, und es würde Torheit sein, nicht zu versuchen, das Land wenigstens so weit ertragfähig zu machen, wie die eignen Bedürfnisse der Bewohner dies erfordern. Bis jetzt ist das nicht der Fall, der größte Teil dessen, was zur Nahrung gebraucht wird, muß eingeführt werden, und da alles durch hohe Zölle und Bahn- und Frachtraten sehr erheblich verteuert wird, erzielen wir künstlich Brotnotpreise in einer Kolonie, nach der wir die vaterländische Auswanderung hinlenken wollen und müssen, wenn wir überhaupt etwas Lebensfähiges schaffen wollen.

Man scheint sich selbst in kolonialfreundlichen Kreisen auch durchaus nicht klar über die Zeit zu sein, die von andern Völkern für die Aufrichtung ihrer Kolonialreiche gebraucht worden ist und welche ungeheure Opfer an Menschen und Geld die Durchführung dieser Aufgaben erfordert haben. Die Geschichte Indiens ist die fortwährender Kämpfe, zuerst seitens der ostindischen Kolonie, in denen sie mehr als einmal am Rande des Bankrotts stand, den sie ohne Staatshilfe überhaupt nicht hätte vermeiden können, dann der englischen Regierung, die der Anspannung aller Kräfte bedurfte, um die wertvolle Dependenz dem Reiche zu erhalten. Die Geschichte der nordamerikanischen Kolonien wie der Vereinigten Staaten ist voll von Kämpfen gegen die roten Einwohner des Landes, die Indianer, und noch 1876 vernichteten diese die 1100 Mann starke Kolonne des Generals Custer bis auf den letzten Mann. Man braucht aber, wenn man sehen will, was andre schwächere Staaten als das Deutsche Reich haben leisten müssen, nur an den holländischen Kampf um Atschin zu denken. Dieser begann 1873; 1895 glaubte man ihn siegreich beendet zu haben. Seine Kosten wurden damals auf über 400 Millionen Mark und die Menschenopfer, die er verlangt hatte, auf über 80000 geschätzt, und er dauert heute noch fort. Was sind die Nackenschläge, die wir in Afrika erhalten haben, dagegen?

Ein andrer Punkt, in dem vielfach gesündigt wird, ist die Ungeduld, mit der man in kolonialen Fragen nach greifbaren Erfolgen schreit. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen der Handel mit kolonialen Produkten Reichtümer brachte und ein paar Reisen eines Schiffes hinreichten, Reeder und Befrachter zu reichen Leuten zu machen. Heute muß die Aussaat sehr sorgfältig geschehen, und es gebraucht oft lange Zeit, um eine Ernte reifen zu sehen. Ueberhaupt wird es meistens falsch sein, für den Staat direkten Vorteil aus seinen Kolonien ziehen zu wollen; sie werden ihm vielmehr indirekt dadurch den ersehnten Gewinn bringen, daß sie den Wohlstand ganzer Klassen seiner Bevölkerung heben und sie kauf- und steuerkräftiger machen. Auch dort, wo Funde von edeln Metallen

und Steinen zur wirtschaftlichen Hebung und Kräftigung von Kolonien beigetragen haben, ist dies meistens mehr dem Zufall als wissenschaftlichen und fachmännischen Nachforschungen zu verdanken gewesen, und oft ist seit der Besitzergreifung recht beträchtliche Zeit vergangen, ehe solche Zufälligkeiten eintraten. Brasilien war seit 1530 in portugiesischem Besitz, und erst 1727 ist das Vorkommen von Diamanten dort entdeckt worden. In Südafrika wurden die ersten Diamanten 1867 gefunden. Mit Gold hat es sich nicht anders verhalten. In Kalifornien, das seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter spanischer Herrschaft gestanden — und die Spanier waren sicherlich keine schlechten Goldsucher —, wurde es zuerst 1848 entdeckt, im Transvaal 1868, in den verschiedenen Staaten Australiens zwischen 1851 und 1886. Mit welchem Recht wollen wir verlangen, mehr begünstigt zu sein als andre? Wir wissen, daß wir in Südwestafrika reiche Kupfergruben haben, das andre wird sich, wenn es überhaupt vorhanden ist, mit der Zeit schon finden, und dazu wird eine stärkere Besiedelung des Landes mehr beitragen als die beste Berggesetzgebung.

Ein andrer Punkt, der nicht genug hervorgehoben und getadelt werden kann, ist das fortwährende Rufen nach Staatshilfe. Wenn man denjenigen, die bei jeder Gelegenheit die finanzielle Intervention des Staats verlangen, folgen wollte, würde Südwestafrika bald nichts anders als eine große staatliche Domäne sein, in der mit der Erlaubnis des Staats nur dessen Gläubiger leben würden. Und man darf nicht glauben, daß neben diesen Schuldnern des Staats sich freie Bauern, Viehzüchter, Frachtfahrer oder Kaufleute würden halten können. Es liegt in der Natur des Menschen und viel mehr noch in der des unpersönlichen, aber durch Menschen vertretenen Staats, die Abhängigkeit, in der sich andre von ihm dadurch befinden, daß sie seine Schuldner sind, auszunutzen und zu mißbrauchen. Wer würde es dem einzelnen verdenken, wenn er in erster Linie an den Vorteil desjenigen dächte, der ihm Geld schuldet und bei dem er auf Verzinsung und Rückzahlung des vorgeschossenen Kapitals bedacht sein muß? Die Farmer in Südwestafrika haben sich jetzt schon beklagt, daß es unter den früheren Verhältnissen wenig rätlich gewesen sei, frei von der Leber weg zu reden; mißliebigen Personen sei von der Regierung nichts abgekauft worden, und sie wären Gefahr gelaufen, die Erträge ihrer Felder oder Viehzucht überhaupt nicht absetzen zu können. Daß dem in der Tat manchmal so gewesen, darüber kann leider kein Zweifel bestehen, aber gerade diese Erfahrung sollte uns davor bewahren, zuviel diskretionäre Gewalt in die Hände derjenigen zu legen, die zugleich Beamte und Gläubiger sein würden. Was wir in jeder unsrer Kolonien gebrauchen, sind unabhängige Männer, die den Mut ihrer Ueberzeugung haben und mit ihm für das eintreten, was sie als für das Wohl der Gesamtheit zuträglich erachten, nicht aber Leute, die der Regierung nach dem Munde reden müssen, weil sie sonst Gefahr liefen, ihre persönlichen Interessen ernstlich, vielleicht unwiederbringlich zu schädigen. Darum muß die pekuniäre Intervention der Regierung auf das absolut Notwendige beschränkt bleiben. Ihre Aufgabe wird so wie so in der nächsten Zeit eine recht schwierige und vor allem kostspielige sein.

Vor allen Dingen wird sie für die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ruhe in den aufständischen Gebieten Sorge zu tragen haben. Es ist eine gefährliche Fiktion, zu glauben, daß selbst mit einem großen glücklichen Schlage der Aufstand in Südwestafrika beendigt werden könne. Die Jagd nach den zersprengten Banden wird noch geraume Zeit und recht erhebliche Kräfte in Anspruch nehmen, und der Farmer wird vielleicht noch Jahre hindurch, besonders in einzelnen Gegenden, seiner Arbeit nur mit dem Gewehr in der Hand nachgehen können. Das ist nicht angenehm, aber es ist kein Unglück. Die Ansiedler in Nordamerika haben das, und nicht nur an der Grenze, anderthalb Jahrhunderte und vielfach länger tun müssen, und sie sind aus dem Kampfe als Sieger und für alle andern Aufgaben des Lebens gestählt hervorgegangen. Gewisse Plätze werden von der Schutztruppe stark genug zu besetzen sein, um in jedem Augenblick fliegende Kolonnen nach etwa bedrohten Punkten entsenden zu können, ohne die Umgegend der permanenten Garnisonen zu sehr zu entblößen. Daß dies nicht früher vorgesehen worden war, trägt eine wesentliche Schuld an dem Ausbruch des Hereroaufstands und dessen Umsichgreifen auf die andern Stämme. Die Aufgabe, unter gewöhnlichen Verhältnissen für die Sicherheit der Kolonie zu sorgen, wird man am besten einer Polizeitruppe anvertrauen. Als unübertroffenes Muster einer solchen steht die militärische Polizei des kanadischen Nordwestens da. Diese, 1873 mit 150 Mann in Manitoba begonnen, wurde allmählich auf 500 Mann verstärkt, bestand während des Aufstands der Mestizen unter Riel aus über 1000; sie ist heute zwischen 750 und 800 Mann stark. Sie ist beritten und hat die Ordnung in einem über sechsmal größeren Gebiet als Deutsch-Südwestafrika aufrechtzuerhalten, in dem über 125000 Indianer, eine große Anzahl Chinesen und eine sehr starke Minenbevölkerung leben. Sie steht unter Kommissaren, Vizekommissaren und Inspektoren und besteht aus Stabssergeanten, Sergeanten, Gefreiten und Konstablern. Der Chef erhält ein jährliches Gehalt von 12000 Mark, die Sergeanten ein tägliches von 4 Mark, die Konstabler von 2 bis 3 Mark. Sie dürfen unter keinen Umständen von ihren Waffen Gebrauch machen oder zu Tätlichkeiten schreiten, ehe sie nicht selbst angegriffen worden sind. Es ist dieser streng durchgeführten Vorschrift und der Tatsache, daß die Polizeigerichtshöfe durchaus gerecht urteilen, zu danken, daß die Polizei sich selbst bei den Indianern der größten Achtung erfreut und sehr selten, selbst in den schwierigsten Fällen, gezwungen ist, von den Waffen Gebrauch zu machen. Eine ähnliche Einrichtung würde auch in Südwestafrika und Ostafrika, freilich nur unter denselben Bedingungen, unzweifelhaft segensreich wirken.

Eine andre Aufgabe der Regierung wird die Herstellung strategisch wichtiger Eisenbahnen sein, zuerst der von Lüderitz ausgehenden. Ebenso wird die Anlage von Wegen, wenigstens die Absteckung von solchen, und in Verbindung damit eine ganz genaue Aufnahme des Gebiets erfolgen müssen. Hätten unsre Offiziere gewußt, wo die großen Wasserstellen liegen, so wäre die Verfolgung und Stellung des Gegners eine sehr viel leichtere Aufgabe gewesen, und es würde viel Geld und Blut gespart worden sein. Ferner wird die Anlage von Gestüten für

Regierungszwecke ins Auge zu fassen sein. Europäische Pferde eignen sich nicht für den Gebrauch in Südwestafrika. Auch in dieser Beziehung hätten durch frühere Maßregeln viele Ausgaben vermieden und die Niederzwingung des Gegners sehr beschleunigt werden können. Nicht der Kampf mit dem Gegner, sondern das Herankommen an ihn hat unsern Truppen und ihren Führern die größten Schwierigkeiten bereitet, und nur die afrikanischen Pferde haben sich ihnen gewachsen gezeigt.

Es bleibt noch ein Punkt, und vielleicht der wichtigste, zu erwähnen. Der Aufstand wird den größten Teil des Landbesitzes der an diesem beteiligten Stämme in die Hand der Regierung legen; die Entscheidung über dessen Verwendung, Verkauf und Besiedelung muß der Kolonie als solcher vorbehalten bleiben. Alle Versuche, die mit Bezug auf Kanada, Australien, Afrika gemacht worden sind, Besiedelungen von der Heimat aus zu leiten, haben stets nach Aufwendung sehr erheblicher Kosten mit Mißerfolgen geendet. Es wäre traurig, wenn wir nicht gelernt haben sollten, an den Fehlern und am Schaden andrer klug zu werden. Ein ebensolcher Mißgriff würde sein, jetzt sofort und um jeden Preis mit der Besiedelung vorzugehen. Gerade das beste Material ist gut genug für Südwestafrika, und bei billigeren Passagepreisen und mit einigen Eisenbahnen, einigen Stauwerken, einer vernünftigen Steuer- und Zollpolitik, einer Beteiligung der Bewohner an der Verwaltung der Kolonie und wiederhergestellter Ruhe und Ordnung in dieser wird sie eine viel bessere Klasse von Einwanderern erhalten, als worauf sie heute Anspruch erheben könnte. Als solches gutes Material sind aber im allgemeinen nicht Leute zu bezeichnen, die schon in andern Kolonien wirtschaftlichen Schiffbruch erlitten haben; sie können unter neuen Verhältnissen möglichenfalls Gutes leisten, aber die Wahrscheinlichkeit, daß sie dies tun werden, liegt doch nicht vor.

Das sind einige der Punkte, die manchen, vielleicht vielen, zu bedenken und zu wissen nichts schaden dürfte.

Die Nachwehen des Krieges in Rußland

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D. und Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Der Krieg gegen Japan kostete Rußland nach französischen Angaben an Toten, Verwundeten, Vermißten und Gefangenen 337000 Mann, nach japanischen 320000 Mann. Außerdem ging fast die gesamte Flotte verloren. Die Kriegskosten — ohne die notwendige Retablierung von Heer und Marine — erreichen die Summe von 3 Milliarden Mark.

Die personellen Verluste werden in Rußland weniger empfunden als in

irgendeinem andern Lande, und die finanziellen sind dank dem Minister von Witte noch nicht evident geworden. Im Vertrauen auf die fernere Tätigkeit dieses Staatsmannes waren ausländische Banken und Kapitalisten in Frankreich, Deutschland und Amerika zu einer neuen Anleihe bereit in der Höhe von 1200 Millionen Mark, d. h. sie wollten dem liberal wirkenden Minister borgen, nicht aber der Autokratie und noch weniger der Revolution. Nach Ausbruch des großen Eisenbahnstreiks in Moskau wurden die Verhandlungen abgebrochen oder bis zum Januar vertagt.

Dank der sehr geschickten Finanzleitung fehlte der russischen Revolution vom Jahre 1905 der gefährliche Hintergrund einer finanziellen Krisis wie 1789 in Frankreich, wo die drohende Entwertung aller Schuldpapiere die Regierung nötigte, ihre Verantwortlichkeit in materieller Beziehung mit Volksvertretern zu teilen. Die Erörterung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage Rußlands wird wohl bis zur ersten Budgetberatung in der Reichsduma aufgeschoben bleiben.

Die gegenwärtige Umwälzung ist in der Hauptsache ein Werk der seit Jahren in Rußland bezw. im Auslande arbeitenden Revolutionspartei nihilistischer, polnischer, kleinrussischer [1]) und kaukasischer Tendenz. Der sehr unpopuläre Krieg, für dessen fernliegende politische und wirtschaftliche Ziele die Masse des Volkes mit seinen kontinentalen Anschauungen kein Verständnis hatte, belebte die in den letzten Jahren fast erloschene revolutionäre Tätigkeit. Es wurde in geheim gedruckten Proklamationen ausgesprochen, der frevelhaft herbeigeführte Krieg werde das Grab der Autokratie werden.

Diesen gegen die Selbstherrschaft des Zaren gerichteten Bestrebungen schloß sich die liberal gesinnte „Intelligenz“ oder „Gesellschaft“ an, als im Verlauf des Krieges so mancherlei Unfähigkeit in den staatlichen und militärischen Leistungen hervortrat. In den bürgerlichen Kreisen, zu denen die Masse der mittleren und kleinen Beamten sowie auch die Mehrheit der Linienoffiziere zu rechnen ist, wünschte man nicht den Sieg, weil ein solcher die Autokratie und die tyrannische Bureaukratie wieder auf lange Jahre befestigt haben würde.

Der erste größere Ausbruch der revolutionären Leidenschaften, im Januar d. J. in Petersburg, wurde durch die russische Truppe verhältnismäßig schnell beseitigt. Dem Preobrajensky-Garderegiment fiel, ebenso wie in der Revolte der Dekabristen am 26. Dezember 1825, die Rolle zu, zuerst und erfolgreich für den gefährdeten Thron einzutreten. Die am 22. Januar d. J. vor dem Winterpalais in Petersburg in Szene gesetzte Demonstration mit einer großen Volksmasse war nicht ungefährlich, denn auf dem nicht großen Platz vor dem Palais konnte die Truppe leicht umringt und im Gebrauch der Waffen gehindert werden, ähnlich wie es in Paris im März 1871 mit der Division geschah, welche die Regierung unter

[1]) Die Verschwörung gegen das Leben Alexanders II. arbeitete mit Geld der kleinrussischen oder Ukraine-Partei; der zweite Bombenwerfer, der mit dem Kaiser ums Leben kam, war ein Pole.

Thiers nach dem Montmartre sandte, um die von den Nationalgarden weggeführten Geschütze wiederzunehmen.

Wurde am 22. Januar d. J., dem sogenannten roten Sonntag, die Truppe überwältigt, so folgten gewiß Plünderung und Zerstörung des Kaiserlichen Palais, und nach dem ersten Siege würde der 140000 Mann starke Pöbel auch die Hauptstadt geplündert haben.

Bei den späteren revolutionären Ausbrüchen in Moskau, Warschau, Riga, Kiew und im Kaukasus blieb die Truppe treu, trotz mehrfach versuchter Aufwiegelung — nur in der Flotte des Schwarzen Meeres hatte die revolutionäre Partei einen partiellen, jedoch sehr ernsten Erfolg.[1]) Auch in Libau und Kronstadt waren die Flottenmannschaften zeitweise aufsässig.

Die im Felde unglückliche Armee hat ihren guten Ruf aufrechterhalten.

Im Oktober d. J. begann dann der nicht ohne Geschick in Szene gesetzte große Eisenbahnstreik in Moskau, unter Ausnutzung der materiell vielfach ungünstigen Lage der Bahnarbeiter,[2]) er wirkte schnell ansteckend auf die Volksmassen in Warschau, Kiew, Odessa, Petersburg, Riga, Charkow, Kasan, Poltawa. Noch größere Massen als im Januar in Petersburg standen gegen die Regierung auf und kamen bald, wie in solchen Fällen fast unvermeidlich, in blutigen Konflikt mit der Truppe, da Polizei und Gendarmerie nicht ausreichen konnten.

Die liberalen Kreise, von der Färbung des Fürsten Trubetzkoi, Rektors der Universität Moskau, wurden sehr bald überholt und verloren, ähnlich wie die Girondisten in der französischen Revolution, die erhoffte Leitung. Nach dem plötzlichen und frühen Tode des Fürsten Trubetzkoi fehlt es in diesen Kreisen an einer Persönlichkeit, die einen führenden Einfluß ausüben könnte. Für ein Wittesches einheitliches Ministerium stehen auch wieder nur Bureaukraten zur Verfügung. Einer Heranbildung von leistungsfähigen und charaktervollen Persönlichkeiten war das bisherige Regime nicht günstig. — Der im Auslande so angesehene Graf Witte hat im eignen Lande zu wenig Vertrauen,[3]) er gilt nicht als Nationalrusse, da er nur mütterlicherseits von Russen abstammt. In den schweren Tagen des Aufruhrs fehlte ganz eine unterstützende Einwirkung der Presse, der patriotischen und auch der gemäßigt liberalen, sie war vom 28. Oktober bis 4. November durch den Setzerstreik vollständig ausgeschaltet.

Die allgemeinen Schwierigkeiten wurden dadurch erhöht, daß die Bewegung

---

[1]) Schon im Jahre 1903 wurde in Sewastopol eine revolutionäre kleinrussische Propaganda unter den Matrosen entdeckt.

[2]) Von den Moskauer Bahnarbeitern verlassen in jedem Jahre durchschnittlich 45 vom Hundert den Dienst, weil ihre Existenz zu wenig gesichert ist. — Die „Nowoje Wremja" vom 26. Oktober sagt: „Im allgemeinen bringen die Eisenbahnen in Rußland ein enormes Defizit, welches das Volk decken muß."

[3]) Im Petersburger Stadrat wurde der Antrag, eine besondere Ehrung Wittes nach dessen Rückkehr von Portsmouth zu veranstalten, abgelehnt, da er an den vor Ausbruch des Krieges begangenen Fehlern mitschuldig sei.

in den polnischen Städten — trotz Abratens seitens der aristokratisch-klerikalen Leitung — und auch in dem von Truppen entblößten Finnland [1]) einen nationalen und antirussischen Charakter annahm, was nicht verwunderlich ist, da kurz vorher in der Moskauer Versammlung von Semstwomitgliedern und Vertretern der Städte die föderative Gestaltung des Reiches auf demokratischer Grundlage als wünschenswert bezeichnet wurde. Eine solche Veränderung, die Herstellung einer föderativen Republik, ist das gegenwärtige Programm der Revolutionspartei, sie war daher von keiner der von der Regierung in wiederholtem Nachgeben gewährten Konzessionen befriedigt.

Die nach dem 4. November wieder erschienenen Hauptblätter sind mit dem Erreichten zufrieden und betonen mit Recht, daß weitere Konzessionen nicht notwendig sind, da die mit legislativen Rechten ausgestattete Reichsduma die noch weiter wünschenswerten Fortschritte herbeiführen könne, sie empfehlen Einstellen der Unruhen und Demonstrationen, da gegen eine konstitutionelle Regierungsform die Revolution eine Begründung nicht mehr haben könne.

In der „Nowoje Wremja" vom 7. November verteidigt ein Fürst Wolkonski die Truppe gegen die Beschuldigung eines übermäßigen Waffengebrauchs. „Man dürfe die Rolle der Truppe nicht nach den durch sie gefallenen Dutzenden, sondern nach den geretteten Tausenden beurteilen." Die wilden Untaten des Pöbels in Tomsk haben gezeigt, was die Abwesenheit der Truppe bedeute. Das Wohl des ganzen Volkes fordere, daß die Truppe nur ein politisches Programm habe: ihren Eid.

Eine besondere Erscheinung bei den Unruhen war, daß der Pöbel sich an einigen Orten auf die Seite der Organe der Ordnung stellte und dies zu Plünderungen, ja zu Gewalttaten grausamster Art [2]) benutzte. Man nannte die aus der untersten Volksschicht gebildeten Gruppen „Schwarze Bande" oder auch „Loyale Miliz". Die Polizei und sogar hohe Geistliche förderten diese Art von Gegenrevolution, die in Odessa vorübergehend den Charakter eines blutigen und sehr verlustvollen Bürgerkrieges annahm.

Die in Polen, im westlichen und südwestlichen Rußland wohnenden zahlreichen Juden [3]) hatten sehr zu leiden, zunächst bei der Repression ihres revolutionären Auftretens durch Polizei und Truppe, sodann durch den Pöbel, bei dem neben der Raubgier der latente Judenhaß sehr bald zum Durchbruch kam. Die Zahl der getöteten und verwundeten Juden ist jedenfalls sehr hoch, der ihnen

---

[1]) In Finnland wurden innerhalb von vier Tagen die Organe und Embleme der russischen Regierungsgewalt beseitigt. Der Generalgouverneur begab sich auf ein vor Helsingfors eingetroffenes Panzerschiff.

[2]) In Tomsk wurden von dem Pöbel etwa 300 Liberale in einem Gebäude verbrannt.

[3]) Bei Beginn der Unruhen waren neben den Polen auch die Juden aktiver hervorgetreten, in der Hoffnung, daß durch eine Umwälzung ihre Ausnahmestellung beseitigt werden könne. Unter den 5 Millionen Juden war in den letzten Jahren eine politische Organisation, der „Jüdische Bund", entstanden.

zugefügte materielle Schaden enorm, an einigen Stellen haben sie sich verzweifelt gewehrt.[1])

Bis zum 9. November war an den Hauptorten in Rußland eine gewisse Beruhigung eingetreten, im Kaukasus toben noch partielle Unruhen weiter, mit Raub, Mord und Brand, und in Kronstadt brach am 8. eine Pöbelemeute aus, an der sich auch viele Marinemannschaften beteiligten. Infanterie und Artillerie aus Petersburg unterdrückten den Aufruhr bis zum 9. abends.

In den polnischen Distrikten erfolgten ungehindert nationalpolnische Demonstrationen unter Beteiligung des Adels und der Geistlichkeit. Ein bewaffneter Aufstand ist zunächst wenig wahrscheinlich, würde auch bei der starken Truppenansammlung im Lande nur von kurzer Dauer sein können.

Im Kaukasus könnten nationale Empörungen keine großen Schwierigkeiten bereiten, denn das Land wird von einem Völkerkonglomerat bewohnt, in dem sich die einzelnen Gruppen: die Tataren, Armenier, Georgier und die mohammedanischen Bergvölker, untereinander noch mehr hassen, wie sie alle zusammen die Beherrscher des Landes.

Ernster scheint die Lage in Finnland zu sein, trotzdem durch das kaiserliche Manifest sämtliche unter General Bobrikows Verwaltung und seit dem Jahre 1899 widerrechtlich entzogenen Privilegien wieder zugestanden sind, ein erweitertes Wahlrecht gewährt und der Landtag zum 20. Dezember einberufen ist. Das Land und die Eisenbahnen befinden sich in der Hand der Nationalgarde und Milizen, deren Zahl auf 10- bis 30000 Mann angegeben wird; in den letzten Wochen sind massenhaft Waffen und auch einige Maschinengewehre importiert worden, es müssen also revolutionäre Leiter und Geldmittel vorhanden sein. Die russische Machtsphäre ist scheinbar auf Wiborg und die kleine Feste Sweaborg vor Helsingfors beschränkt; in Petersburg stehen zurzeit 5 bis 6 Infanteriedivisionen, die aber zu einer Wiedereroberung des großen und sehr kupierten Landes kaum ausreichend sein würden, wenn sie abkömmlich wären.

Es ist wohl möglich, daß die in den letzten fünfzehn Jahren durch Wortbrüchigkeit und Bedrückungen immer mehr aufsässig gewordenen Finnländer aus der gegenwärtigen Schwäche der Zentralgewalt die Hoffnung ableiten, wieder unabhängig zu werden,[2]) sie können sich aber vorstellen, daß Rußland einen unabhängigen Staat so nahe an der ungeschützten Hauptstadt nicht dulden kann und daß sie in einem Kriege gegen das übermächtige Rußland keine Chance haben. —

In Paris sagte man Anfang November: „Les concessions du Tsar viennent trop tard!“ Man kann hoffen, daß diese Ansicht nicht richtig ist. Solche um-

[1]) Minister Graf Witte soll die Verabschiedung von acht Gouverneuren beantragt haben, in deren Bezirken Judenhetzen geduldet wurden. — Eine Nachricht aus Odessa vom 7. November gibt die Zahl der getöteten Juden auf 412 an.

[2]) Gelegentlich eines national gefärbten Festes im Innern Finnlands, Anfang der achtziger Jahre, kam die Hoffnung, bei Eintritt einer Revolution in Rußland die Unabhängigkeit zu erringen, zum Ausdruck.

fangreichen Streiks wie in Moskau, Petersburg, Kiew und Warschau haben zu schnell Hunger und Entbehrungen aller Art zur Folge, so daß die Masse der Bevölkerung sich bald nach Ordnung zu sehnen und die Urheber der Not und des Elends zu hassen beginnt.

So werden voraussichtlich in Rußland Not und Winter eine gewisse Ermüdung in dem Kampfe der Revolutionäre herbeiführen. Vielleicht wird es nur eine Pause sein. Für das Land und auch für die Nachbarn wäre wünschenswert, daß die Ordnung wiederhergestellt und die Zentralgewalt erstarkt ist, wenn im Januar die Reichsduma ihre Arbeiten beginnt.

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm von Ranke

(Fortsetzung)

Ranke sprach seinen Dank in folgenden Worten aus:

Berlin, den 7. Januar 1877.

31.

„Allerdurchlauchtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Herr!

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät haben mir durch den eigenhändigen Brief, mit dem Allerhöchst Sie mein Anschreiben bei Uebersendung der Denkwürdigkeiten von Hardenberg zu beantworten geruht haben, eine unaussprechliche Freude gemacht. Es ist ein unschätzbares Denkmal für Eurer Majestät Lebensauffassung im Verhältnis zu den großen Begebenheiten und insofern ein historisches Dokument von höchstem Wert. Daß meine Worte so ganz mit Ew. Majestät eignem Gefühle zusammenstimmten, macht mich besonders glücklich. Vergönnen mir nun Ew. Majestät, daß ich auch den dritten Band der Denkwürdigkeiten, welcher am 1. Januar noch fehlte, Allerhöchst Ihnen zu Füßen lege.

In tiefster Ehrfurcht
Ew. Königlichen und Kaiserlichen Majestät alleruntertänigster, treugehorsamster
Leopold v. Ranke."

Dem Fürsten Bismarck überreichte mein Vater gleichzeitig (Januar 1877) die Hardenbergschen Denkwürdigkeiten mit folgendem Anschreiben:

32.

„Hochgebietender Herr Reichskanzler! Gnädigster Fürst!

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Durchlaucht anbei ein Exemplar der soeben erschienenen Denkwürdigkeiten Hardenbergs zu Füßen zu legen. Ich kann nicht anders denken, als daß Sie das Werk, sobald Ihnen Ihre Geschäfte die

Lektüre gestatten, mit Interesse durchlaufen werden. Ew. Durchlaucht werden in mehr als einem Bezug den Fürsten Hardenberg als Ihren Vorgänger anerkennen: die Epochen haben manches Gemeinsame. Die Stellungen sind zwar sehr verschieden, aber doch analog; gemein ist beiden die Koinzidenz der äußern und innern Angelegenheiten; die äußern bilden eine fortlaufende Kontinuation bis auf den jetzigen Augenblick. In den beiden Bänden, die ich hinzufügte, kam es mir darauf an, die großenteils noch unbekannten Tatsachen der damaligen Staatsverwaltung in ihrer Reihenfolge vorzulegen, sowie ein gerechtes Urteil über den Gang der preußischen Geschichte und den Staatskanzler selbst möglich zu machen. Das eigenhändige Memoire und die politische Denkschrift Hardenbergs sind einzig in ihrer Art. Ich erschrecke fast, wenn ich bemerke, wieviel schwerer meine Darstellung ist als die Erzählung des Staatskanzlers, aber ich konnte das nicht ändern. Ich rechne auf wohlwollende Leser und glaube Ew. Durchlaucht zu denselben zählen zu dürfen.

Ihnen gebührt doch vor allem der Dank für die Publikation. Sie sind, ich möchte sagen, das A und das O derselben. Beim Anfang und beim Schluß habe ich mich Ihrer Mitwirkung gefreut.

Genehmigen Sie, mein Fürst, den Ausdruck der Dankbarkeit dafür und der tiefen Verehrung, mit der ich bin

Ew. Durchlaucht gehorsamster Diener

L. v. Ranke."

Der Fürst-Reichskanzler erwiderte:

Berlin, den 22. Januar 1877.

„Euer Hochwohlgeboren

haben die Güte gehabt, mir ein Exemplar der ‚Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg' zu übersenden. Indem ich Ihnen für diese freundliche Aufmerksamkeit meinen verbindlichsten Dank sage, kann ich die Versicherung hinzufügen, daß die Abschnitte, welche ich mir zunächst zum Lesen ausgewählt habe, mir die Richtigkeit Ihrer Bemerkung auf das lebhafteste vergegenwärtigen, daß die Epoche, in welcher Hardenberg die Geschäfte führte, in vielfacher Beziehung Aehnlichkeit hat mit der Zeit, in welcher wir leben. Analoge Kämpfe, welche Hardenberg zu bestehen hatte, sind auch mir nicht erspart geblieben, wenn auch die Opposition der Intrige gegen Amt und Recht heute andre Namen trägt und von andern Stellungen ausgeht, als zu Lombards Zeiten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ergebener

v. Bismarck."

Vier Wochen später beglückwünschte der Fürst meinen Vater mit folgendem Schreiben:

Berlin, den 19. Februar 1877.

„Euer Hochwohlgeboren kann ich mir nicht versagen zur Feier des sechzigjährigen Doktor-Jubiläums, welches Sie morgen begehen werden, meinen herz-

lichen Glückwunsch auszusprechen. Die in den weitesten Kreisen unsers Vaterlandes und über dessen Grenzen hinaus empfundene Freude darüber, daß es dem Nestor der deutschen Wissenschaft vergönnt ist, eine so seltene Feier in ungeschwächter geistiger Kraft zu begehen, wird von mir um so aufrichtiger geteilt, als für den praktischen Politiker das Studium meisterhafter und vielseitiger Geschichtswerke stets eine reiche Fundgrube der Erkenntnis ist. In diesem Sinne mich als Ihren dankbaren Schüler betrachtend, schließe ich mich den Huldigungen Ihrer zahlreichen Verehrer mit dem Wunsche an, daß Sie noch lange des Geschaffenen sich erfreuen und weiter schaffen mögen in reicher Geisteskraft. Genehmigen Euer Hochwohlgeboren mit meinem wiederholten Glückwunsche die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

v. Bismarck."

Mein Vater erwiderte hierauf in einem Brief, der jüngst in der Einleitung zu den von Professor Hoffmann veröffentlichten „Geschichtsbildern aus Leopold v. Rankes Werken" abgedruckt ist und die verschiedenen Aufgaben des Politikers charakterisiert.

Von sämtlichen Werken meines Vaters ist wohl das Hardenbergsche am kühlsten von der Kritik behandelt worden. Dieser Umstand veranlaßte seinen Verleger, Herrn Dr. Karl Geibel, ihm über dasselbe ein Urteil Gustav Schmollers, der damals noch in Straßburg wirkte, zu übermitteln, in dem es u. a. heißt: „Das Buch hat auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht wie die besten Schriften Rankes, einen elektrisierenden, hinreißenden. Die Wirkung beruht auf der Höhe des Standpunktes, den Ranke einnimmt, und der Feinheit der Empfindung für das Große und Weltgeschichtliche. Da ist keine Kleinlichkeit, kein Kramen im Detail, keine Registratorarbeit, wie bei unsern meisten andern Historikern." Mein Vater erwiderte am 21. März 1879: „Anbei sende ich Ihnen die Bemerkungen Schmollers über meinen Hardenberg zurück. Warum können unbefangene Aeußerungen dieser Art nicht in das Publikum dringen? Warum muß dies nur von beschränkten und von Eifersucht eingegebenen Rezensionen abhängen? Ich bin aber schon lange darüber belehrt. In dem Publikum habe ich immer einen gewissen Instinkt für das Echte und Gute wahrgenommen." Erst Ende August 1880 erfolgte die zweite Ausgabe der den Memoiren Hardenbergs beigegebenen historischen Darstellung unter dem Titel: „Hardenberg und die Geschichte des Preußischen Staates von 1793 bis 1813" und ihre Aufnahme in die „Sämtlichen Werke", in denen sie den 46., 47. und 48. Band bildet. Am Schluß des zweiten Bandes ist hier eine „Notiz über die Memoiren des Grafen von Haugwitz" neu aufgenommen.

Ueber diese richtete mein Vater am 6. Juni 1880, also kurz vor dem Erscheinen des Werkes einen Brief an den Enkel des Ministers, Grafen von Haugwitz, der, nach Krappitz, Oberschlesien, adressiert, dem Absender am 8. Juni von der Post mit dem Zusatz auf dem Umschlag: „Verzogen, Ort unbekannt" wieder zugestellt wurde. Der Brief lautet:

33.

„Ew. Exzellenz

werden sich erinnern, daß Sie mir vor einigen Jahren in einem in den freundlichsten und wohlmeinendsten Ausdrücken abgefaßten Schreiben versprochen, die Memoiren Ihres seligen Großvaters, des Ministers Grafen von Haugwitz, zu übersenden. Diese waren mir einst durch Ihren auch schon heimgegangenen Herrn Vater zu historischem Gebrauch eine Zeitlang überlassen worden, und ich hatte mir daraus Auszüge gemacht: aber zu einer Publikation darüber hatte ich doch weder Zeit, noch Anlaß, noch Stimmung gefunden. Die Originale habe ich damals Ihrem Herrn Vater in dem Zustande, in dem ich sie empfangen hatte, zurückgegeben. Wahrscheinlich ist es bloß ein Zufall, daß Ew. Exzellenz mir dieselben nicht wieder zugesendet haben. Denn aus Ihrem Schreiben nahm ich ab, daß Ihnen eine Benutzung derselben nur erwünscht sein würde. Ich habe dann die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg herausgegeben, ohne auch nur von meinen Auszügen Gebrauch zu machen. Diese Publikation selbst hat die Erinnerung an die alten Zeiten, in denen Graf Haugwitz tätig war, wachgerufen und mancherlei Erörterungen von verschiedenem Inhalt und Wert sind darüber ans Licht getreten. Ich habe dann meine Auszüge wieder zur Hand genommen und ergiebiger gefunden, als ich gemeint hatte. Ich freute mich, daß ich den Verunglimpfungen, denen das Andenken dieses Ministers noch immer ausgesetzt ist, entgegenzutreten imstande war. Ich glaubte damit einer historischen und moralischen Pflicht zu genügen. Schon in der zweiten Ausgabe meiner Schrift: „Ueber den Ursprung des Revolutionskrieges“ habe ich einiges daraus beigebracht. Soeben erscheint nun eine zweite Auflage der Denkwürdigkeiten Hardenbergs, die jedoch nur meinen Anteil an denselben, d. h. den ersten und vierten Band des gesamten Werkes, reproduziert. Es war mir unmöglich, die Arbeit wieder erscheinen zu lassen, ohne sie dadurch zu vervollständigen. Einer Publikation des Originals wird dadurch nicht im mindesten präjudiziert. Mir ist es besonders erfreulich gewesen, dabei auch eine Anklage, die sich aus den nachgelassenen Papieren des Fürsten Metternich ergibt, widerlegen zu können. Sollte Ew. Exzellenz etwas daran gelegen sein, so werde ich die neue Auflage durch Vermittlung des Buchhändlers Ihnen zugehen zu lassen nicht verabsäumen.

In herzlicher Erinnerung an die vertrauensvolle Güte, welche ich von Ihrer Familie immer erfahren habe, mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Exzellenz gehorsamster

Leop. v. Ranke.“

Während mein Vater noch vollauf mit Hardenberg beschäftigt war, wurde er von dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, wiederholt veranlaßt, den Blick auf die ältere Geschichte der Hohenzollern zurückzuwenden. Das Verhältnis war schon ein sehr altes. Als Ranke den damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm zu seinem 18. Geburtstag schriftlich beglückwünscht hatte, antwortete der Prinz mit bereits ausgeschriebener, aber noch schräger Handschrift:

Berlin, den 25. Oktober 1849.

„Hochgeehrter Herr Professor:

Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihre trefflichen an meinem Geburtstage an mich gerichteten Worte und das wertvolle Andenken, das Sie mir durch Ueberreichung Ihres ausgezeichneten Werkes verehrt haben.

Niemand kennt besser als Sie die Ereignisse, Anstrengungen und Gedanken, durch die Brandenburg eine Macht geworden ist. Mit der Wahrheit Ihres Ausspruchs, daß reiner Wille, Energie der Tatkraft und Einsicht zu allen Zeiten denselben Wert haben, will ich mich durchdringen. Meine erste und heiligste Pflicht soll, so Gott will, die bleiben, für das Glück und die Größe unsers teuern Vaterlandes mitzuwirken; Gott gebe seinen Segen.

Indem ich meinen aufrichtigen Dank wiederhole, verbleibe ich

Ihr aufrichtig ergebener

Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen."

Der Verkehr zwischen dem Kronprinzen und meinem Vater dauerte ununterbrochen an, aber da sie sich häufig sahen, beschränkte sich die Korrespondenz auf die Begleitschreiben bei Ueberreichung eines neuen Werkes und den Dank dafür. Größeres Interesse erweckt nun ein Brief vom 20. März 1876, in dem der Kronprinz dem Historiker mitteilt, daß er im Winter sich mit der Abfassung der Inschriften beschäftigt habe, welche auf den Gedenktafeln der brandenburgischen Kurfürsten in der Friedhofshalle des Berliner Doms angebracht werden sollten. Zugleich übersendet er ihm eine Abschrift derselben mit der Bitte, ihm seine Ansicht über deren historische und stilistische Behandlung auszusprechen.

Dieser Aufforderung entsprach mein Vater durch folgendes Schreiben:

Berlin, den 3. April 1876.

34.

„Ew. Kaiserliche und Königliche Hoheit:

haben mir die Gnade erwiesen, die von Höchst Ihnen selbst ausgearbeiteten Entwürfe zu dem für die beabsichtigte Fürstengruft bestimmten Inschriften mir zur Durchsicht mitzuteilen, und ich halte es für meine Pflicht, mich darüber mit ehrerbietiger Offenheit auszusprechen. Ich unterscheide dabei die Hauptinschriften selbst und die chronologischen Angaben über die einzelnen Ereignisse. Was die letzteren anbelangt, so sind dabei zweifelhafte Angaben kaum zu vermeiden. Gleich die erste Angabe über das Geburtsjahr Friedrichs I. ist von Riedel zweifelhaft gemacht worden: man weiß nur, daß dieser Fürst vor dem 8. Januar des Jahres 1372 geboren ist. So wird nach einer richtigen kalendarischen Berechnung der Todestag Friedrichs I. nicht auf den 21., sondern auf den 20. September 1440 zu setzen sein. Worauf gründet sich, daß in dem chronologischen Tableau der Geburtstag Friedrichs II. auf den 19. November angesetzt wird? Die gewöhnliche Angabe ist der 9. November. So ist die herkömmliche Annahme des Geburtstages des Kurfürsten Albrecht der 24. November,

nicht, wie es im Tableau heißt, der 9. Märcker gibt den Todestag der Gemahlin dieses Kurfürsten auf einen Monat früher an, als in dem Tableau angenommen wird. Ich bin nicht imstande, alle chronologischen Angaben genau zu verifizieren, aber es wird doch sehr unangenehm sein, wenn sich nach der Hand Irrtümer in denselben herausstellen sollten. In Beziehung auf den Todestag der ersten Gemahlin Joachims II. finde ich drei verschiedene Angaben. Für die Feststellung des richtigen wird eine Nachforschung im Königlichen Hausarchiv erforderlich sein. Auch in bezug auf die Auswahl der Tatsachen und deren nähere Bezeichnung bieten sich Bemerkungen dar, z. B. bei den Erbverbrüderungen. Bei dem Jahre 1436 wird die Erbverbrüderung mit Hessen und Sachsen erwähnt. In der Tat fällt nur die Erbverbrüderung mit Sachsen in dieses Jahr. Schon länger bestand eine Erbverbrüderung zwischen Sachsen und Hessen, in die Brandenburg 1457 mit eingetreten ist. Bei dem Jahre 1443 wird einer Erbverbrüderung mit Mecklenburg gedacht, aber es war mehr eine Versicherung des Anfalls der Mecklenburger Lande nach Abgang des dortigen Mannsstammes. In das Jahr 1449 fällt nicht die Erwerbung von Magdeburg, sondern die Aufhebung der Lehnsabhängigkeit der Altmark.

Ich wage es, Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit höchstem Ermessen noch eine allgemeine Bemerkung in bezug auf die chronologischen Angaben zu machen. Es scheint mir, als ob durch die Aufzählung der einzelnen Erwerbungen, z. B. Zossen, Beeskow, Storkow, Peitz, die Aufmerksamkeit von dem Allgemeinen zu sehr auf das Besondere abgelenkt würde. Und doch kann es hier nur auf das Allgemeine ankommen, wie es Ew. K. K. Hoheit in den Hauptsätzen der Inskriptionen dargelegt haben. Diese haben, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, meinen vollkommenen Beifall. Nur etwa bei der ersten, Friedrich I. betreffend, möchte ich vorschlagen, hinzuzufügen, daß er es vermochte, in dem durch Parteiungen und Bürgerkriege zerrütteten Brandenburg die Ordnung wiederherzustellen und der höchsten Autorität zuerst im Namen des Kaisers, dann in seinem eignen Ansehen zu verschaffen.

Bei den von Ew. K. K. Hoheit gewählten Ausdrücken dürfte nach meinem Dafürhalten auch deshalb, weil sie von Höchst Ihnen stammen, nicht geändert werden. Nur möchte ich bei Kurfürst Joachim die Worte vorschlagen: ‚Dem Evangelium nach der Lehre Luthers von Anfang an zugetan.'

Es macht mich sehr glücklich, Ew. K. K. Hoheit mit dieser schönen Arbeit beschäftigt zu wissen. Für die größten Regenten steht nun aber noch eine Charakteristik von Höchst Ihrer Hand in Aussicht.

Ehrfurchtsvoll

Ew. K. K. Hoheit untertänigster und gehorsamster Diener

L. v. Ranke."

Eine fernere Beurteilung der Entwürfe des Kronprinzen bringt ein Brief meines Vaters vom 18. Oktober 1876.

35.

„Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit wiederkehrende Geburtstagsfeier begehe ich damit, daß ich Höchstdemselben einen mir schon vor einiger Zeit zugegangenen Entwurf zu einer Inskription für das Grabmal Friedrichs I. zurücksende. Wie auch schon früher, so hat auch diesmal der Hauptsatz der Inskription (die Worte: „Während bis überlassend") meinen vollen Beifall. Ich erlaube mir aber wegen der übrigen noch einige höchst unmaßgebliche Bemerkungen hinzuzufügen.

Sollte es[1]) nicht angemessen sein, aus der Hauptinskription weniger bedeutende Einzelheiten wegzulassen, die in dem chronologischen Verzeichnis ihre Stelle finden, und nur bei den Hauptsachen stehen zu bleiben? Ungefähr in folgender Weise: ‚Er beschließt die Reihe der Kurfürsten und eröffnet die Reihe der Könige. Die Erwerbung der Königlichen Würde ist sein eigenstes Werk. Er setzte sich die Krone selbst aufs Haupt. Seine Kriegsheere haben in den großen Schlachten bei Salankemen gegen die Türken, die den Osten von Europa, bei Höchstädt, Turin und Malplaquet gegen die Franzosen, die den Westen von Europa mit ihrer Herrschaft bedrohten, mit gefochten. Unter persönlicher Führung des Fürsten wurde das von den Franzosen okkupierte Bonn nach schwieriger Belagerung wieder erobert. Sein Haus hat ihm hauptsächlich die Erwerbung von Neuenburg zu danken.

Für Wissenschaft und Kunst sorgte er mit gleichem Eifer; er hat die Akademie der Wissenschaften und Künste ins Leben gerufen, seine Hauptstadt mit unübertrefflichen Werken der Architektur und Skulptur geschmückt, für die Studien, besonders die theologischen, in Halle einen neuen, der Zeit entsprechenden Mittelpunkt gegründet.

Während Deutschlands Einheit und Kraft dahinschwanden, umgab er seine vor Kriegsnot bewahrten, fest zusammenhaltenden Lande mit dem Glanz des Königtums, künftigen Geschlechtern die Machtentfaltung desselben überlassend.'

Bei diesen Worten tritt mir wieder die Kontinuität von genau zusammenhängenden Bestrebungen der verschiedensten Regenten des Hauses Brandenburg vor Augen. Ich knüpfe daran meinen wärmsten Glückwunsch zum heutigen Tage. Möge dereinst die göttliche Gnade mit Ew. K. und K. Hoheit sein, wie mit den Altvordern und jetzt mit Sr. K. und K. Majestät. Denn das ist der Sinn der Monarchie, daß das allgemeine Wohl zugleich das persönliche des Fürsten ist.

Mit tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

untertänigster

Leopold v. Ranke."

(Schluß folgt)

---

[1]) Dem Entwurf dieses Briefes ist die Bemerkung des langjährigen Gehilfen meines Vaters, Dr. Wiedemann, beigefügt: Die Worte: „Sollte es" bis „überlassend" wurden in den Brief nicht aufgenommen.

Piazza di Spagna

Eine kulturgeschichtliche Skizze für Romfreunde

Von

Dr. Fried. Noack

Der Spanische Platz regt wohl selten einen Romfahrer zu historischen Betrachtungen an; neben den mächtigen Trümmern und Denkmälern aus älteren Zeiten erscheint er so modern und nüchtern, als verlohne es kaum der Mühe, nach seiner Geschichte zu fragen. Und doch hat ein Platz, der seit Menschengedenken der Mittelpunkt des römischen Fremdenverkehrs ist, seine eigenartige Entwicklung und Schicksale, denen nachzugehen nicht ohne Reiz ist für alle, in deren Geistesleben die ewige Stadt eine ernsthafte Rolle spielt.

Wohl gehört Piazza di Spagna zu den modernsten Teilen des päpstlichen Roms. Als Raffael und Michelangelo die Stadt mit ihren herrlichen Schöpfungen zierten, gab es noch keinen Spanischen Platz; die Kirche Trinità dei Monti schaute damals von der Pinciohöhe noch auf ein weites Feld- und Gartengebiet herab, das sich bis an den Fluß erstreckte. Man war dort noch wie auf dem Lande, als Kardinal Ricci um 1560 sich das Lustschloß erbaute, das später den Medicis gehörte und heute Sitz der Französischen Akademie ist. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts und im Zusammenhang mit den neuen Straßenanlagen Sixtus' V. begann in der Ebene am Fuß des Pincio die Bautätigkeit. Als das Kirchlein S. Giuseppe Capo le Case 1598 am Abhang gebaut wurde, hörten dort, wie der Name andeutet, die Häuser auf. Erst 1605 entstand die Kirche S. Andrea delle Fratte, 1627 der Palast der Propaganda, worauf bald der spanische Gesandtschaftspalast folgte, der dem Platz den Namen gab, und die Fontana della Barcaccia, die eines seiner Wahrzeichen wurde. Bernini und Borromini gaben der Architektur des Platzes das Gepräge; die ältesten Stilformen, die man heute noch an den Häusern ringsum finden kann, sind Barock und Rokoko. Vollendet in den Hauptzügen wurde das Bild des Spanischen Platzes erst 1725 durch die berühmte Treppe, die von französischem Geld auf dem Grund und Boden der französischen Patres Minimi erbaut wurde, denen die Kirche Trinità dei Monti gehörte, und die man trotzdem die spanische nennt. Bis zur Ausführung dieses prachtvoll dekorativen Treppenbaues stieg man von Piazza di Spagna zur Kirche der Trinità auf einem schlechten Pfad zwischen Gestrüpp und Geröll hinauf. 1787 erst fügte Papst Pius VI. dem Bild der hochthronenden Kirche mit den beiden Türmen den Obelisken hinzu. Reste von ländlichem Charakter erhielten sich aber um den Spanischen Platz herum, als er schon lange der Mittelpunkt des Fremdenviertels geworden war; die Heuspeicher des Fürsten Vaini, die 1740 abbrannten, lagen an der Einbuchtung, die den Namen Piazza Mignanelli führt, und ebenda befand sich noch um 1800 eine Bahn für das volkstümliche Bocciespiel, dicht neben einem der ersten Gasthöfe Roms.

Einen eigenartigen Charakter erhielt der Platz durch die Nachbarschaft des spanischen Gesandten. Dieser übte nicht nur wie alle Diplomaten und Kardinäle in seinem Palast das Asylrecht aus, sondern genoß noch das Vorrecht einer über den ganzen Platz ausgedehnten Jurisdiktion. Nicht die Sbirren des Gouverneurs von Rom, sondern die Palastwache des Botschafters Seiner katholischen Majestät hatte Polizeibefugnis über diesen Teil der päpstlichen Hauptstadt. Dieses ungewöhnliche Privilegium führte zu beispiellosen Vorgängen. So wird aus dem Jahre 1745 berichtet, daß nach der Kaiserwahl Franz' I. die deutsche Partei in der römischen Bevölkerung eine Freudenkundgebung veranstaltete, die zugleich bestimmt war, die Franzosen und Spanier ein wenig zu ärgern. Während der französische Gesandte gute Miene zum bösen Spiel machte und in den Volkshaufen, der vor seinem Palast Viva l'imperatore schrie, einige Hände voll Geld ausstreute, nahm der spanische Botschafter Kardinal Acquaviva den Pöbelscherz arg krumm und ließ, wie er ein Mann von heftigem Charakter war, von seiner Palastwache 20 Schüsse auf die den Spanischen Platz bedeckende Menge abgeben, so daß mehrere Tote und Verwundete liegen blieben. Auch die gewöhnliche Polizeibefugnis wurde von den spanischen Gesandten nicht immer zugunsten des Rechts ausgeübt; sie wandelte sich vielfach in einen weitgehenden Schutz für Verbrecher um, so daß selbst am Anfang des 19. Jahrhunderts ein nordischer Reisender seine Schilderung des Spanischen Platzes noch mit der Bemerkung schmücken konnte, wer den spanischen Gesandten zum Freund habe, könne sich dort jede Schandtat erlauben. In deutschen Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts ist der Mörder, der sich auf die spanische Treppe flüchtet und dort, von den päpstlichen Häschern unbehelligt, seinen Unterhalt von Freunden und Verwandten zugetragen bekommt, eine stehende Figur. Nur von einem Inhaber der spanischen Jurisdiktion in Rom, von dem Ritter D'Azarra, dem Freund des Malers Mengs, wird ausdrücklich lobend hervorgehoben, daß er eine musterhafte Polizei auf dem Platze geübt habe. Die Napoleonische Zeit hat, wie mit so vielem Unfug, so auch mit der rechtlichen Sonderstellung der Piazza di Spagna aufgeräumt.

In älteren Reisewerken wird als Grund für die Entwicklung der Stadtgegend am Pincio zum Fremdenquartier Roms die dort herrschende gesunde Luft angegeben. Jedenfalls lag darin nicht der einzige Grund, sondern naturgemäß zog sich der Fremdenverkehr in die neueren Stadtteile mit ihren bequemeren Wohnungen und mied die engen, finsteren Gassen der Altstadt; die Nähe der schönen Villen Medici, Ludovisi und Borghese auf den luftigen Höhen des Pincio und der Monti Parioli wirkte auch als Anziehung mit, und so sehen wir schon im 17. Jahrhundert den Spanischen Platz zum Brennpunkt des Fremdenverkehrs werden. Die nordische Künstlerkolonie führte diesen Zug der Fremden nach dem Pincio hin an; aus einem Beleidigungsprozeß, der 1665 zwischen französischen und flämischen Künstlern spielte, erfahren wir, daß damals schon der Spanische Platz der Mittelpunkt ihres manchmal übermütigen Treibens war. Montaigne war bei seiner Romreise 1580 noch in einem Gasthaus der

Altstadt, der altberühmten Locanda dell' Orso, abgestiegen; in einem Brief eines römischen Latinisten an den toskanischen Gelehrten Francesco Redi 1670 finden wir die Gasthausfirma Alla Corona Imperiale, Piazza di Spagna, angeführt. Eines der ältesten und meistgerühmten Häuser am Spanischen Platz war der Monte d'Oro, an der Nordseite gelegen, also mit der bevorzugten Richtung nach Süden. Das Gebäude mit der stattlichen altertümlichen Stirnseite steht noch heute und trägt die Nummer 9; als Privatwohnung für Fremde ist es immer noch beliebt. Der Monte d'Oro war um 1700 ein Gasthof ersten Ranges, Landgraf Karl von Hessen-Kassel stieg in diesem Jahre dort ab, bevor er eine möblierte Wohnung oben bei Trinità dei Monti bezog; als der Landgraf später von Neapel nach Rom zurückkehrte, fand er „das große Wirtshaus al Monte d'Oro" überfüllt. Aus römischen Zeitungen des 18. Jahrhunderts erfährt man, daß immer hohe Gäste dort verkehrten, auch berühmte Augenärzte wie der Sachse Heinrich Meyners 1743 und der Engländer Taylor 1754. Die Reisewerke heben das Haus lobend hervor, der Deutsche Nemeitz erwähnt es 1721 als Hauptfremdenhotel neben den Tre Re in der Via del Babuino, und der französische Präsident De Brosses nennt es 1739 la meilleure auberge pour les étrangers qui débarquent et presque la seule. Es dauerte aber nicht lange, so wuchsen daneben noch andre gute Gasthäuser empor, fast alle an den Sonnenseiten des Spanischen Platzes oder der Nachbarstraßen Babuino, Croce, Condotti u. s. w. Die lange Nordseite der Via della Croce mit der Fortsetzung über den Spanischen Platz bis in die Via S. Sebastianello am Pincioabhang war bis ins 19. Jahrhundert hinein eine ununterbrochene Reihe von Hotels und möblierten Fremdenwohnungen. Unter den zahlreichen hervorragenden Romreisenden, die sich als Gäste dieser Häuser im 18. Jahrhundert nachweisen lassen, sind manche der gelehrten und fürstlichen Besucher, die Winckelmann in seinem ausgedehnten Briefwechsel erwähnt, wie Usteri, Volkmann, Wortley-Montagu, Duke of Roxburgh, Füßli, Watelet, Prinz Georg von Mecklenburg, Graf Calenberg, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und der Erbprinz von Braunschweig. Auch jener Kavalier Diel, der in den Besitz des berüchtigten Gemäldes „Ganymed und Jupiter" kam, mit dem Mengs die Antikenkenntnis Winckelmanns zu täuschen wußte, wohnte bis zu seinem Tode in einem Logierhaus der Via della Croce.

Einige von diesen Hotels haben sich und ihren Ruf bis heute erhalten. Das Hotel de Londres wurde um 1740 von einem Deutschen aus Mähren namens Andreas Schlosser geführt, von dem es ein Franzose Joseph Buez übernahm, der seine Laufbahn als Stallbursche begonnen hatte und im Gefängnis endigte. Schon Buez hatte feine Kundschaft, z. B. 1753 den Herzog Karl Eugen von Württemberg nebst Gemahlin Elisabeth Sophie von Brandenburg-Bayreuth-Kulmbach; aber glücklicher als er war sein Nachfolger, der Bonvivant aus Avignon, von dem Casanova wiederholt in seinen Memoiren erzählt, der dem Abenteurer 1743 als Lohndiener einen Wagen für eine Lustfahrt mit Donna Lucrezia besorgte, der ihn 17 Jahre später in seinem Gasthof am

Spanischen Platz (Casanova nennt die „Stadt London“ irrtümlich „Ville de Paris“) und 1770 nochmals in seinem zweiten Hotel am Korso beherbergte, als Casanova mit der Engländerin Betty und deren Liebhaber nach Rom kam. Dieser Avignonese Carlo Roland, der wohl als päpstlicher Soldat angefangen hat und es zum reichen Mann brachte, kann als ein Typus der zahlreichen Franzosen gelten, die als Glücksritter die ewige Stadt im 18. Jahrhundert betraten und an dem immerfort flutenden Fremdenstrom ihr Schäfchen schoren. In Rolands Hand wurde die „Stadt London“ eines der vornehmsten Gasthäuser Roms, selbst der Zar Paul I. hat als Großfürst 1782 nicht verschmäht, mit seiner Gemahlin dort zu wohnen; zu der heutigen räumlichen Ausdehnung gelangte das Haus erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts unter einem neuen Besitzer, dem von den Reisehandbüchern jener Zeit vielgelobten Antonio Serny aus Carcassonne. 1827 hat König Ludwig I. von Bayern dort gewohnt, ehe er seinen eignen römischen Besitz Villa Malta bezog, und alljährlich kehren seitdem fürstliche Gäste dort ein. Eine ernsthafte Konkurrenz erhielt die „Città di Londra“, als um 1780 ein ehemaliger päpstlicher Sergeant Francesco Sarmiento an der Ecke des Spanischen Platzes und der Piazza Mignanelli ein Gasthaus eröffnete. Er fing klein an und hatte anfangs im Erdgeschoß noch einen Tabakladen und einen Verkauf römischer Majolika, aber das Geschäft entwickelte sich rasch; schon 1785 wohnte hier der Herzog von Kurland, bald darauf Herder, die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, die Markgräfin von Ansbach, Prinz Alexander von Württemberg, die Fürstin von Anhalt-Dessau mit dem Dichter Matthisson, Friederike Brun und andre. Die zartbesaitete Frau Brun klagte zwar in ihrem Tagebuch 1796, daß sie bei Sarmiento ihren Kamin des Rauches wegen nicht heizen konnte und dabei in ihrem Zimmer alle Kotelett-, Zwiebel- und Frittodüfte aus der großen Küche des Hauses genießen mußte, aber andre Gäste waren minder empfindlich, und insbesondere die Engländer bevorzugten das Hotel Sarmientos, das nach und nach mehrere Nachbarhäuser verschlang und mit Anfang des 19. Jahrhunderts sich zum „Grand Hotel d'Europe“ auswuchs.

Im Rang etwas tieferstehend als die beiden genannten Häuser, aber für uns Deutsche interessanter ist das hart am Spanischen Platz in der Via Condotti gelegene „Hotel d'Allemagne“. Es führt seinen Namen mit gutem Grund, denn es ist deutschen Ursprungs. In seinem heutigen Umfang umschließt es zwei ältere Gasthäuser, die schon in deutschen Händen waren, als Mengs und Winckelmann sich in Rom niederließen. Hier befanden sich 1750 die von dem Schlesier Christian Niederschuh geführte Locanda della Corazza und das Gasthaus von Eusebius Brendel nebeneinander. Bei ersterem hat 1758 der Hamburger J. J. Volkmann gewohnt, der Verfasser des von Goethe benutzten Reiseführers durch Italien. Im Jahre 1762 übernahm Franz Rößler aus Friedland, der bis dahin eine Garküche in der Sackgasse hinter Rolands Gasthof betrieben hatte, die Brendelsche Wirtschaft, und seine Nachkommen vereinigten nach dem Tode des Monsù Cristiano, wie die Römer den Christian Niederschuh nannten,

dessen Hotel mit dem ihrigen. Noch heute ist das Hotel d'Allemagne im Besitz der Familie Rößler, wenn sie auch nicht mehr selbst die Wirtschaft führt; ihre Mitglieder sind unter dem Namen Roesler-Franz Bankiers, Spediteure und Künstler, und gelten, da das englische Konsulat seit geraumer Zeit in ihrer Familie ist, bei den heutigen Römern als Engländer. Fast ein Jahrhundert lang ist Rößlers Gasthaus die deutsche Herberge par excellence gewesen. Der Begründer, dessen Vorname Franz vielfach allein zur Bezeichnung des Hauses diente, sein Sohn Vinzenz mit seiner Gattin Therese Kronthaler aus Kaufbeuren und auch deren Söhne noch galten vielen deutschen Romreisenden als der Inbegriff heimatlicher Tugenden, deutscher Biederkeit und Redlichkeit, und mehr als eine Reisebeschreibung des 18. und 19. Jahrhunderts redet von dem einzigen deutschen Gasthaus Roms in einem Ton patriotischer Rührung. Minder naive Menschen wollten allerdings herausgefunden haben, daß der Landsmann in Via Condotti mit seinem Biedermannston es sehr gut verstand, die deutschen Reisenden zu rupfen, ohne daß sie es sofort merkten. Die Mehrzahl der Reisenden aus Deutschland fand bei Rößler, was sie suchte: eine gewisse Behaglichkeit ohne anspruchsvolle Formen, reichliche Mahlzeiten für mäßige Preise und eine landsmännische Ansprache in der Fremde. Noch zu Winckelmanns Lebzeiten sehen wir dort 1767 den Architekten Weinlig einkehren, 1774 den Frankfurter Rechtsgelehrten v. Senckenberg, 1786 Goethes Freund K. Ph. Moritz, den das laute Treiben der deutschen Künstler in Rößlers Speisesaal nicht schlafen ließ, bald danach auch den Fürsten von Waldeck, als dessen Tischgast Goethe das Haus betreten hat; 1788 wohnte Herder dort, bevor er um Mitte November zu Sarmiento übersiedelte, auch der 1787 in Rom verstorbene Maler August Kirsch und der Goethe-Meyer haben vorübergehend daselbst gehaust. Von berühmten Gästen des 19. Jahrhunderts seien nur genannt: 1816 der Germanist v. d. Hagen und der Geschichtschreiber Friedrich v. Raumer, 1823 Ludwig Richter und 1827 Joseph Führich.

Mit Recht bezeichnen fast alle Reisewerke des 18. Jahrhunderts, von Nemeitz 1721 und J. G. Keyßler 1729 bis herunter auf Friederike Bruns Tagebücher und Briefe, den Spanischen Platz als den eigentlichen Brennpunkt des Fremdenverkehrs, und die letztere nennt ihn gar einen status in statu, nicht wegen der absonderlichen Gerechtsame des spanischen Gesandten, sondern als eine eigne Spitzbubenwelt, wo die Fremden gerupft werden. Am Anfang des 19. Jahrhunderts bezeichnete der Volkswitz den Platz als die einträglichste Provinz des ganzen Kirchenstaats; hier wurden affari d'oro gemacht. Denn nicht nur die Gasthöfe, sondern alle möglichen andern Gewerbe drängten sich auf und um den Spanischen Platz zusammen, die mehr oder minder auf das Fremdenpublikum angewiesen waren: Speise- und Kaffeehäuser, Weinhandlungen, zahlreiche Speditionsgeschäfte, Wechselbuden, Wagenvermieter, Händler mit Altertümern, Kupferstichen, Gemälden, Mosaiken, Kameen, Bronzen, Perlen u. dergl., dazu Friseure, Schneider, Lohndiener und Fremdenführer in Menge, antiquari condottieri in abbondanza, wie Giuseppe Vasi in seinem 1763 zum erstenmal erschienenen Handbuch für Rom

sagt, das noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von den Engländern viel benutzt wurde. Das nahegelegene Alibertitheater, das Goethe mit seinen Freunden oft besuchte und wo im Karneval glänzende Ballfeste abgehalten wurden, trug in seiner Art zeitweilig zur charakteristischen Belebung der Piazza di Spagna bei. Auch an bedenklichen Erscheinungen fehlte es nicht; um den Platz herum wimmelte es von Priesterinnen der Venus, so wohnten zu Mengs' und Winckelmanns Zeiten in dem nahen Seitengäßchen der Via Babuino, das den kuriosen Namen Orto di Napoli (Neapolitanischer Obstgarten) trug, Dutzende von gefälligen Mädchen aus Neapel. Ueber die Zudringlichkeit der Lohndiener und der meist unwissenden Fremdenführer, die den eben angekommenen Reisenden bis ins Gasthofzimmer hinein mit ihren Anträgen verfolgten, klagen fast alle Romfahrer jener Zeit, und kein Reisewerk unterläßt es, eingehend von der Bettlerplage zu berichten, die allen Fremden wie ein Wahrzeichen Italiens, der päpstlichen Hauptstadt und insbesondere der spanischen Treppe erschien. Nicht alle Bettler waren so glücklich, das Interesse und persönliche Wohlwollen der Fremdenkolonie zu erwerben, wie der unförmliche Zwerg Francesco Ravai, genannt Bajocco, der wie ein Haustier in den Kaffeehäusern des Spanischen Platzes aus und ein ging und dessen von Bury gezeichnetes Bildnis die Herzogin Amalie an Goethe nach Weimar schicken ließ.

Zwei Kaffeehäuser lagen am Spanischen Platz, deren Stammbettler der lustige Krüppel Bajocco zu sein sich rühmte, die eigentlichen Fremdencafés von Rom: Caffè Inglese zwischen den Straßen Croce und Carrozze, an der Stelle der heutigen Spithöverschen Buchhandlung, und das noch immer bestehende Caffè Greco in der Via Condotti neben Rößlers deutschem Gasthaus. Das erstere war ein Sammelpunkt von Antiquaren und Künstlern; der berühmte Piranesi hat die Entwürfe zu seiner Ausschmückung im altägyptischen Stil geliefert, Winckelmann erzählt gelegentlich, daß er dort den englischen Kupferstecher Strange kennen lernte, und Mengs, Maron, der Rat Reiffenstein, die Künstler Volpato und Pacetti sowie die Altertumsforscher Ennio Visconti und Fea scheinen im Caffè Inglese Stammgäste gewesen zu sein. Das im Jahre 1759 oder 1760 von einem Griechen eröffnete und darum anfänglich Caffè del Greco genannte Kaffeehaus hat sich auch rasch zu einem Künstlerlokal und zum Sammelplatz der Deutschen entwickelt. Dazu wirkte einesteils das deutsche Gasthaus nebenan mit, anderseits die gegenüberliegende, seit 1677 bestehende Speisewirtschaft, die ursprünglich nach dem nahen Brunnen des Spanischen Platzes Trattoria della Barcaccia genannt wurde und im 19. Jahrhundert unter dem Beinamen Lepre bei allen deutschen Künstlern beliebt und berühmt wurde. Erst nach 1850 wurde der Lepre von seinem alten Platz über die Straße herüber neben das Caffè Greco verlegt, und 1881 ist diese Speisewirtschaft, in der so viele Generationen von nordischen Kunstjüngern ihren Hunger gestillt haben, eingegangen. So hat schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts an dem Eingang zum Spanischen Platz bei Via Condotti eine deutsche Ecke bestanden. Winckelmanns Briefe, Tischbeins Selbstbiographie, Moritz' Reise eines Deutschen in Italien und viele andre Rom-

memoiren aus alter Zeit schildern in anziehender Weise dies deutsche Treiben über die Straße hinüber von der Trattoria Barcaccia-Lepre, die auch ein französisches Reisehandbuch von 1845 le modeste amphitryon des artistes nennt, zum Griechischen Kaffeehaus und zu Franz Rößlers Hotel. Wilhelm Heinse, der 1781 in Rom die mächtigen künstlerischen Anregungen empfing, die er in seinen merkwürdigen Romanen weitergab, hat das Kaffeehaus kurzerhand Caffè Tedesco genannt, als er es den Freunden in Deutschland als seine Briefadresse angab, und aus einer Stelle bei Moritz darf man schließen, daß seine erste Begegnung mit Goethe im November 1786 ebenda stattfand.

Welche Rolle der Spanische Platz mit seiner nächsten Umgebung in Goethes römischem Aufenthalt spielte, mag man noch aus den folgenden Angaben über die Wohnungen seiner Freunde und Bekannten entnehmen. Das Haus, in dem der Dichter wochenlang an Moritz' Krankenlager saß, steht an der Ecke der Via Babuino und des Vicolo Alibert; an derselben Ecke wohnte der Altertumskenner Hirt, nahebei der Kupferstecher Volpato; an Piazza di Spagna im ehemaligen Monte d'Oro hatte der berühmte Steinschneider Pichler seine Werkstätte, während die Schwefelabgüsse geschnittener Steine in Via Condotti bei der Tochter Christian Dehns, des ehemaligen Dieners von Baron Stosch, zu haben waren. Gleich oberhalb der spanischen Treppe im Kloster Trinità dei Monti hauste Pater Jacquier, nicht weit davon in Via Gregoriana sein Landsmann, der Kunsthistoriker D'Agincourt. Nur wenige Schritte von beiden entfernt, im oberen Teil der Via Sistina, hatte Angelika Kauffmann Wohnung und Atelier, ihr gegenüber wohnte ihr treuer Hausfreund Rat Reiffenstein. Von da ging man in wenigen Minuten nach der Via Purificazione zu Trippels Werkstätte, wo die herrlichste aller Goethebüsten im Auftrag des Fürsten von Waldeck entstanden ist.

Zehn Jahre nach Goethes Romreise faßte die Propaganda der französischen Republik in der Stadt der Päpste festen Fuß, mit der Begründung der römischen Republik wurde dem spanischen Gesandten das bisher geübte Asyl- und Polizeirecht entzogen, und am 8. März 1798 wurde auf Piazza di Spagna der Freiheitsbaum aufgerichtet. Zugleich hielt der Bürger Nicola Giannelli, Generaladjutant der Nationalgarde, eine flammende Rede, worin er verkündete, daß dieser „durch das Zusammenströmen der Fremden aus allen Gegenden Europas so berühmte“ Platz von nun an Piazza della Libertà heißen solle. Lange erfreute sich der umgetaufte Platz des neuen Namens nicht, der ganz gewiß in den Volksgebrauch gar nicht überging, aber er erlebte doch noch seinen republikanischen Glanz- und Ehrentag. Am 17. Juli desselben Jahres war der Platz festlich ausgeschmückt, offenbar mit derselben Geschmacklosigkeit, mit der noch heute römische Kirchen an Festtagen „geschmückt“ werden; denn die Hauptzierde, der Barcacciabrunnen, verschwand unter einem bunt behangenen Tribünenaufbau, den die Stuckfiguren der Wahrheit und der republikanischen Genien krönten. Ringsum drängte sich das Volk zu Hunderten, während auf einem inmitten der Tribüne errichteten Altar nicht nur das Goldne Buch des römischen Adels,

sondern auch die Prozeßakten der Inquisition und die der letzten politischen Verfolgungen feierlich verbrannt wurden. Die blinden Schwärmer, die das Autodafé veranstalteten, ahnten nicht, welch unschätzbaren Dienst sie mit der Zerstörung dieses Urkundenmaterials dem Papsttum leisteten! Um die Komödie zu krönen, warf der ehemalige schwedische Konsul Francesco Piranesi, der Sohn des berühmten Kupferstechers, seine Orden und das Diplom, worin der „Despot von Schweden" ihm ein lebenslängliches Ruhegehalt von 600 Scudi verlieh, in die Flammen, und andre Bürger folgten seinem Beispiel. Der republikanische Rausch war rasch verflogen, schon Ende Oktober 1799 wurden die Freiheitsbäume von den Flammen verzehrt, und die Stadt der Päpste kehrte wieder in den alten Zustand zurück; sogar die öffentliche Straßenbeleuchtung, die durch Gesetz vom 7. Prairial eingeführt worden war, wurde abgeschafft, und Piazza di Spagna mit dem ganzen Fremdenviertel lag wieder im Dunkel.

Zu dem alten Zustand gehörten auch Schmutz und Elend. Darin unterschied sich selbst der Platz, der den verwöhntesten Reisenden aus ganz Europa angemessene Unterkunft und Befriedigung ihrer verfeinerten Lebensbedürfnisse bot, keineswegs von den Gassen der römischen Altstadt, und wenn Frau v. Staël, die 1805 am Tiber weilte, Rom den Salon von Europa nannte, so kann die geistvolle Bezeichnung, die im engeren Sinne dem Spanischen Platz zukommt, doch nicht auf seine äußere Beschaffenheit bezogen werden. Denn die war haarsträubend. Tiedge schildert den meistgenannten unter den römischen Plätzen als den „unreinlichsten in moralischer und physischer Hinsicht", seine Reisegefährtin Elise v. d. Recke führt das schaudererregende Bild näher aus, indem sie berichtet, daß der Platz bis zum Ekel mit dem Auswurf aus den Häusern angefüllt sei, auf dem die Bettler in Massen herumliegen. Noch krasser ist die Schilderung, die Friederike Brun davon hinterlassen hat: „Auf dem schön gezierten Platz neben der Fontäne wird aller Unrat, aller Gemüseabfall aus den Palästen, Gasthöfen und Häusern zu Bergen, ohne daß je daran gedacht würde, den kostbaren Dünger auf Roms verödete Felder zu führen und die in Gärung gehende, Krankheit verbreitende Masse wegzuschaffen. Kinder und Arme wühlen darin herum, nagen begierig an den Broccolistengeln, und man verlernt bei diesem Anblick Yoricks am Artischockenstengel nagenden Esel zu bemitleiden." Die auf der spanischen Treppe schlafenden oder sich vom Ungeziefer reinigenden Bettler können daneben noch als eine geschmackvolle Staffage gelten.

Einen Anstoß zur Besserung auch dieser Verhältnisse gab die kurze Zeit der Napoleonischen Herrschaft über Rom 1808 bis 1814. Die Frist war zu kurz, um Dauerndes zu schaffen, wennschon guter Wille, Eifer und Mittel aufgewandt wurden; aber die reichen Anregungen dieser Epoche auf allen Gebieten konnten nicht ganz unfruchtbar bleiben, wie sehr sich auch das zurückkehrende Papsttum bemühte, ihre Spuren zu verwischen. Für die allmähliche Umwandlung des Spanischen Platzes nach europäischen Anstandsbegriffen waren die Anlagen von Einfluß, die unter Napoleon an der Piazza del Popolo und auf dem Monte Pincio begonnen worden waren und von Pius VII. mit einigen

Widerstreben und langsam genug zu Ende geführt wurden. Seit der öffentliche Spaziergang und Garten des Pincio in Aufnahme kam und eine Rolle im römischen Leben zu spielen begann, mußten auch seine Zugänge und anliegenden Gebiete etwas herausgeputzt werden. So konnte im Januar 1822 das Cottasche Morgenblatt die bedeutsame Kunde bringen, daß die Piazza di Spagna geebnet und gepflastert werde und daß die große Pferdetränke verschwinde, die bis dahin den nördlichen Teil des Platzes gerade zwischen dem Caffè Inglese und dem Albergo di Londra verunstaltet hatte. Es sollte an dessen Stelle ein zierlicher Springbrunnen nach dem Entwurf des Architekten Valadier treten; aber es kam ein so kümmerliches Werk zum Vorschein, daß der unbarmherzige Spott der Römer den Kardinalstaatssekretär Consalvi nötigte, den Brunnen über Nacht wieder abtragen zu lassen. Der künstlerische Geschmack scheint überhaupt bei dieser Modernisierung der Piazza di Spagna nicht ausschlaggebend gewesen zu sein; denn der Schweizer Bildhauer Keller klagt 1827 in einem Brief an Friederike Brun: „Der Spanische Platz und andre sind zwar gepflastert, eine Menge neuer Häuser gebaut, aber leider die Fassaden aller bunt bemalt. Auf dem Spanischen Platz hat jedes Haus eine besondere Farbe, und einer sucht den andern zu überbieten, wer es toller und bunter machen könnte. Orange, Rot, Blau, Grün, Fenster und Türen weiß gerändert, die untere Hälfte der Häuser schwarz und grau, stechen einem fast die Augen aus.“ War es nicht künstlerisch schön, so war es wenigstens schmuck und reinlich geworden, so daß die Gräfin Potocka-Wonsowicz der Piazza di Spagna im Gegensatz zu den übrigen Stadtteilen einen aristokratischen Charakter zuerkennt. Es war die Zeit, da Rom von Engländern überschwemmt war; der Dichter Waiblinger, der sie gar nicht leiden mochte, meinte, man sollte den Spanischen Platz Kleinbritannien nennen, es wimmele da von Beefsteaks und man könne darauf zählen, daß einem auf der Treppe immer ein Brite mit Vasis Romführer unter dem Arm begegne. Aber unterhaltend fand er den Platz doch und die vielen Bottegen ringsum mit ihren Büchern und Kupferstichen, Landkarten, Medaillen, Gemmen, Kameen, Gemälden und Antiken, wahren und falschen; über das anspruchsvolle Albion tröstete er sich damit, daß gleich daneben Deutschland sich nicht minder breit machte in den zahlreichen Künstlerbuden von Trinità dei Monti bis Piazza Barberini und in Via Condotti, wo Lepre und Caffè Greco das Hauptquartier der Deutschen waren. Seit den Befreiungskriegen fielen die deutschen Künstler in Rom auch durch ihre Tracht auf, sie trugen langes Haar und kleideten sich altdeutsch, selbst Friedrich Rückert und Kronprinz Ludwig von Bayern wanderten 1818 in diesem Aufzug über den Spanischen Platz. Das etwas herausfordernd laute und derbe Treiben der „Teutschen“ in ihrem Caffè Greco stieß allerdings feiner gestimmte Naturen ab, Felix Mendelssohn, der 1830 im Hause Nr. 5 der Piazza di Spagna sein Gebet an Maria für die Nonnen von Trinità dei Monti komponierte, spricht sich sehr abfällig darüber aus. Tabaksqualm, Metzgerhunde, knotiger Ton sind für ihn die Wahrzeichen des Kaffeehauses, dem der schwärmerische König Ludwig I. hingegen das Distichon widmete: „Caffè Tedesco

solltest du heißen, du Stätte der Deutschen; Kunstverwandtschaft vereint Griech[illegible] und Deutsche jedoch."

Ein vornehmeres Kaffeehaus war inzwischen an der Ecke des Spanisch[illegible] Platzes und der Via Carrozze entstanden, das meist nach seinem Besitzer, de[illegible] Mailänder Nazzarri, genannte Caffè del Buon Gusto, das erst gegen Ende de[illegible] 19. Jahrhunderts eingegangen ist. Lange Zeit war Nazzarri das eigentli[illegible] Modelokal der feinen Welt, Alfred Reumont und andre Rombeschreiber aus de[illegible] vierziger Jahren schildern, wie dort gegen Abend die Korsofahrt vorbeig[illegible] wie dann alle Tische in und vor dem Hause von Gästen besetzt waren und d[illegible] vorüberfahrenden Damen des römischen Adels und der Fremdenkolonie sich ein[illegible] Portion Eis an den Wagen bringen ließen, das sie, vermischt mit etwas Me[illegible] sance, verzehrten. Aeltere Rombesucher erinnern sich, auch nach dem Jahre 187[illegible] noch bei Nazzarri auf altmodischem geblümten Porzellan recht gut gespeist [illegible] haben, bedient von ergrauten Kellnern, die mit ihrem geräuschlosen, behutsame[illegible] Wesen einem Kardinalshaushalte Ehre gemacht hätten. Das Bild der Piaz[illegible] di Spagna in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts würde unvollständi[illegible] sein, wenn wir nicht die 1845 erfolgte Gründung der ersten deutschen Bu[illegible] handlung in Rom erwähnten. Es bedurfte der eifrigen Verwendung mehrere[illegible] fremden Diplomaten, bis die päpstliche Regierung nach langem Zögern sich en[illegible] schloß, dem Westfalen Spithöver die Konzession für eine deutsche Buchhandlung z[illegible] geben, denn das Land Luthers stand im Rufe ganz besonders gefährlicher Geiste[illegible] erzeugnisse. Spithöver aber, der sein Geschäft am Spanischen Platze Nr. 55—56 eröffnete und zwanzig Jahre später nach Nr. 84—85 verlegte, hat das Vertraue[illegible] der päpstlichen Regierung nicht getäuscht; Adolf Stahr fand 1846 bei ihm nu[illegible] ultramontane Tendenzschriften, und ebenso beurteilt ein römischer Brief de[illegible] Kölnischen Zeitung vom folgenden Jahre die deutsche Buchhandlung. Auch di[illegible] Bombe, die im Februar 1864 von liberalen Fanatikern gegen die Türe seine[illegible] Geschäfts geworfen wurde, ist ein Zeugnis für den ausschließlich klerikale[illegible] Charakter der Spithöverschen Buchhandlung. Als mit 1870 der Druck de[illegible] päpstlichen Regierung aufhörte, wurde auch das anders, les affaires sont le[illegible] affaires.

Den letzten Schmuck von vielfach angefochtenem Wert erhielt die Piazza [illegible] Spagna am 8. September 1857 mit der Säule der Immacolata. Aber de[illegible] Anmarsch der modernen Zeit konnte Pius IX. damit nicht hindern; unaufhaltsa[illegible] rückte sie, zunächst auf dem Gebiet der materiellen Kultur, in den Kirchenstaa[illegible] ein, Gasbeleuchtung, Telegraphen und Eisenbahnen fanden auch in Rom Ein[illegible] gang, obschon später als anderwärts. Im Januar 1862 weihte Monsignore Hohenlohe im Namen des Heiligen Vaters den ersten Bahnhof in Rom vo[illegible] Porta Maggiore ein. Mit der Entwicklung der Eisenbahnen und der Erhebun[illegible] Roms zur Hauptstadt des Königreichs Italien wandelte sich vieles im Fremden[illegible] verkehr der ewigen Stadt. Das sogenannte Fremdenviertel, das im räumliche[illegible] Anschluß an das Haupteingangstor von Norden her, an die Porta del Popolo entstanden war, breitete sich nunmehr über die Hügel zum Hauptbahnhof au[illegible]

und dort liegen heute die meisten und größten Gasthöfe. Aber Rom hat in allem einen stark konservativen Zug; wie trotz der Ausdehnung der Stadt nach allen Seiten der enge Korso seine Bedeutung als Hauptpulsader des städtischen Lebens bewahrt hat, so ist auch Piazza di Spagna der Hauptpunkt des Fremdenverkehrs geblieben, und sie wird es bleiben, solange um den rauschenden Barcacciabrunnen die Blumenverkäufer ihre bunte Pracht ausbreiten, solange über den graziösen Linien der spanischen Treppe die sonnenbestrahlten Türme der Trinità dei Monti in die blaue Luft aufragen, und solange die mächtigen Pinienkronen der Villa Medici den grünen Monte Pincio beschatten.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Schluß)

Während der ersten Hälfte des Monats Januar scheint Tachard auffallend wenig berichtet zu haben. In dem uns vorliegenden Manuskript befindet sich nur ein kurzer, unwichtiger Bericht vom 6. Januar über militärische Vorkommnisse und mit der Nachricht, daß die Londoner Konferenz wahrscheinlich auf unbestimmte Zeit verschoben werde.

Mitte Januar bemerkt Tachard aber — und zwar begründeterweise — ein Wiederaufleben der bonapartistischen Intrigen. Er berichtet am 15. Januar nach Bordeaux:

Brief. Brüssel, 15. Januar 1871.

An den Herrn Delegierten des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Herr Minister!

Wenn ich Ihnen seit längerer Zeit nicht über die Machenschaften der bonapartistischen Partei in Brüssel geschrieben habe, so rührt dies daher, daß sie in meinen Augen eine nur sehr mittelmäßige Wichtigkeit besaßen. Sie waren auf den kleinen Kreis der Unverbesserlichen: Cassagnac, Piétri,[1]) Conti, Dufantoy beschränkt, die ohne Vertrauen über die Chancen einer Restauration berieten, an die sie selbst nicht ernstlich glaubten. Heute glaube ich Ihnen ein gewisses Wiederaufleben dieser Bewegung im Lager dieser schamlosen Emigranten anzeigen zu sollen. Nicht daß mir ihre Intrigen irgendwelche Besorgnis einflößten, und daß ich dächte, sich deshalb beunruhigen zu müssen, aber ich habe zum ersten Male bestimmte Tatsachen erfahren, die ich mich beeile Ihnen mitzuteilen.

---

[1]) J. Piétri war während des Kaiserreichs Polizeipräfekt und Generaldirektor der öffentlichen Sicherheit im Ministerium des Innern.

Die wichtigste ist die der Durchreise durch Brüssel des Prinzen Napoleon. Er ist drei Tage hier geblieben. Er war hergekommen, um die ersten Zahlungen des Preises für seine Besitzung Prangins einzukassieren. Er verhehlt nicht seine Hoffnungen und verkündet öffentlich sein Ziel, welches, begünstigt von einem unwiderstehlichen Bedürfnis nach Frieden und Ruhe, die Wiederherstellung der kaiserlichen Dynastie sei. Er hat sich hier mit Mr. Levert getroffen, dem früheren Präfekten von Marseille, und sie haben beide mit Conti eine Proskriptionsliste ausgearbeitet, welche mehr als 2000 Personen enthält. Es versteht sich von selbst, daß man die Thronbesteigung Napoleons IV. mittels eines Staatsstreichs und unter Aufhebung aller bestehenden Gesetze ins Leben rufen würde. Das wichtigste bei alledem ist die auffallende Verschiedenheit der Haltung und der Sprechweise des Prinzen bei seiner ersten und bei seiner letzten Reise nach Brüssel.

So niedergeschlagen und entmutigt er damals war, so sehr trägt er heute das Vertrauen des entschlossenen Verschwörers zur Schau. Mr. Levert, ein Verwandter von Mr. Tarbé, dem Eigentümer des „Gaulois", hat die Redaktion dieser Zeitung lebhaft aufgefordert, die Angriffe gegen die gestürzte Regierung zu mäßigen oder ganz zu unterlassen, und es sei ihm, wie man mir versichert, gelungen, Mr. Tarbé zu bekehren.

„Le Drapeau", der keine Leser hat, trotz der Verschwendung, mit der er verbreitet wird, soll den Namen ändern, um einem ernsthaft zu nehmenden Blatte Platz zu machen, dessen Direktor Mr. de Persigny[1]) sein soll, während Mr. Dusantoy die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen würde.

Endlich versichert man mir, daß die glühendsten Anhänger des Kaiserreichs so weit gehen, die alten französischen Beamten, die sich hierher geflüchtet haben, in ihren Ruhesitzen aufzusuchen, um sie an sich zu ziehen oder um sogar ihre schriftliche Beitrittserklärung zum Programm einer bonapartistischen Restauration zu erlangen. Sie werden nicht erstaunt sein, wenn ich Ihnen mitteile, daß der Unterhändler von Metz, Mr. Régnier, wieder aufgetaucht ist. Seine Gegenwart würde diesen widrigen Intrigen gefehlt haben. Er hat eine neue Broschüre unter dem Titel: „Jacques Bonhomme" erscheinen lassen. Ich war im Begriff, sie Ihnen zu schicken, aber sie ist so wenig interessant, daß ich es vorziehe, Ihnen mit zwei Worten zu sagen, daß Régnier sich, wie immer, auf die Mitarbeit Bismarcks beruft; sie hätten gemeinschaftlich ausgedacht, zwei Departements Frankreichs zu neutralisieren, um dorthin die Feinde der Regierung, als Hüter des Friedens, zu berufen. Als Rendezvous ist Versailles bestimmt, von wo aus die Einberufung stattfinden soll vor der zu erwartenden Uebergabe von Paris.

Dies, Herr Minister, sind meine neuesten Informationen. Sie sind ernsthaft zu nehmen im Hinblick auf die Quelle, aus der sie stammen; aber sie sind, wie schon gesagt, nur insofern von Wichtigkeit, als man vor zwei Monaten die Verschwörung leugnete, während man es heute wagt, sie öffentlich zu verkündigen. Wenn ich diese verschiedenen Mitteilungen nicht zum Gegenstande eines Tele-

---

[1]) Duc de Persigny, unter dem Kaiserreich Senator und Mitglied des Geheimen Rats.

gramms gemacht habe, so geschah es, weil ich, angesichts der hohen Kosten der über England geleiteten Telegramme, nur für dringende Fragen, die der Aufmerksamkeit der Regierung würdig sind, meine Zuflucht zum Telegraphen nehme.

Genehmigen ꝛc. Tachard.

*

Brief. Brüssel, 15. Januar 1871.

An den Herrn Delegierten des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Herr Minister!

Herr Baron von Lespérut, der diesen Morgen in Brüssel ankam, hat mir die Depeschen vom 9. und 10. Januar übergeben, mit denen Sie ihn für mich beauftragt hatten. Ich danke Ihnen für die interessanten Einzelheiten, die sie enthalten. Ich werde Sorge tragen, meine Redeweise und meine Haltung gegenüber der belgischen Regierung den Anweisungen anzupassen, die Sie mir erteilen.

Da das Kabinett bis jetzt seine Handlungsweise gegenüber unsern in Zivilkleidung aus Holland oder Luxemburg kommenden Soldaten, die Belgien passieren, um sich nach Frankreich zurückzubegeben, nicht geändert hat, so werde ich morgen dem Baron d'Anethan eine Note überreichen, welche dazu bestimmt ist, auf die feindselige Parteilichkeit hinzuweisen, der wir seitens der Königlichen Regierung begegnen, und werde besorgt sein, den Herrn Minister darauf aufmerksam zu machen, wie peinlich es für uns ist, täglich solche Tatsachen kennen zu lernen, die allen Regeln des Völkerrechts widersprechen, während doch unsre Verwundeten und sogar unsre entkommenenen Kriegsgefangenen so lebhafte Zeichen der Sympathie bei allen Klassen der Bevölkerung erhalten haben.

Ich freue mich, Herr Minister, durch Sie zu erfahren, daß die Delegation Hoffnung auf einen schließlichen Erfolg in diesem unser Land verheerenden Kriege hegt. Dieser heldenmütige Kampf schafft uns die Bewunderung der ganzen Welt, und selbst in seinem Unglück ist Frankreich immer die große, von allen geachtete Nation. Hier, wo so viele Bande das Volk an Frankreich ketten, werden unsre Anstrengungen vielleicht besser verstanden als anderswo; immerhin darf man sich bezüglich Belgiens keinen Illusionen hingeben, und ich habe die Ueberzeugung, wie ich schon bei Beginn meiner Mission die Ehre hatte zu bemerken, daß die Regierung einen Entschluß nur im Schlepptau von England fassen würde und daß die Anerkennung der neuen Regierungsform Frankreichs nur stattfinden wird, wenn zunächst die Regierung der Königin das Beispiel dazu gegeben haben wird.

Genehmigen ꝛc. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 19. Januar 1871 (11 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Ich bitte, Gambetta das Nachstehende mitzuteilen:

Ich erfahre durch den Maire von Pontoise, der heute abend von Nancy

eintraf, daß eine große Bewegung der preußischen Truppen in diesen letzten Tagen vor Paris in nördlicher Richtung (Goeben) und in östlicher Richtung (Manteuffel) stattgefunden hat. Die Belagerungsarmee soll wesentlich reduziert werden infolge der drohenden Haltung von Faidherbe und Bourbaki. Wenn Trochu seinen Durchbruch versuchte, so würde er augenblicklich auf geringere Kräfte stoßen.

Der Luftschiffer ist heute abend mit seinen Raketenkästen und den von Trochu gesandten Instruktionsbüchern abgegangen.

Die bonapartistischen Umtriebe, deren Wiederaufleben ich Ihnen durch meinen Brief vom 15. Januar meldete, haben seitdem eine ernste Gestalt gewonnen. Zwischen London, Brüssel und Kassel findet unausgesetzter Verkehr statt. Das Projekt besteht darin, an das Land eine friedliche Proklamation zu erlassen und die alten Körperschaften an einem neutralen, von Bismarck ausgewählten Orte zusammenzuberufen. Die Führer sind hier und verheimlichen nicht ihre Hoffnungen. Der Prinz Napoleon spricht öffentlich von der Wiedereinsetzung (restauration) mit Hilfe der ländlichen Bevölkerung; Bismarck seinerseits verhehlt nicht, daß er die Hoffnung hegt, in wenigen Tagen mit Hilfe der Wiedereinsetzung der Bonapartes den Frieden zu erzielen.

Ich erwarte noch immer mit peinlicher Unruhe Ihre telegraphische Mitteilung bezüglich der Reise von Jules Favre nach London.

Tachard.

*

T. c. Bordeaux, 20. Januar 1871 (11 Uhr 30 Minuten früh, Ankunft $3^1/_2$ Uhr abends).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

Man teilt mir mit, daß die Preußen sich der belgischen Eisenbahnen zum Transport ihrer Verwundeten nach Deutschland bedienen. Erkundigen Sie sich nach dieser Angelegenheit, denn wenn es begründet wäre, so würden wir berechtigt sein, gegen eine offenbare Verletzung der Neutralität des Königreichs Einspruch zu erheben.

Ich weiß noch nicht, wann und wie Mr. Jules Favre sich zur Konferenz begeben wird. Ich bin aber überzeugt, daß er die Absicht hegt.

(Ohne Unterschrift).

*

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Zirkular. Bordeaux, 21. Januar 1871.

Sie erhalten inliegend ein Dekret des Königs von Preußen, welches beabsichtigt, im Elsaß den Grundsatz der Vermögenseinziehung in Kraft zu setzen. Die Kenntnisnahme dieser schändlichen Urkunde (honteux document) macht jeden Kommentar überflüssig. Sie zeigt klar, daß die Maßnahmen der preußischen Regierung, falls sie Geltung erlangen könnten, Europa aller Früchte der großen

Zivilisationsbewegung berauben würden, die man der Neuzeit verdankt; man würde einen Rückschritt von mehreren Jahrhunderten machen.

Was uns betrifft, so sind wir entschlossen, obgleich alleinstehend und ohne Hilfe, weiterzukämpfen für die Gerechtigkeit, Moral und Freiheit. Aber wenn solch ein Akt sich auf unserm Gebiete vollzieht, so müssen wir darin außerdem einen erneuten Beweis für die hochgradige Erregung erblicken, die der Widerstand der edelmütigen Bevölkerung unsrer an den Ufern des Rheins gelegenen Departements, die ich Ihnen in meiner Depesche vom 7. Dezember kennzeichnete,[1]) bei unsern Feinden hervorruft. Ihre Vaterlandsliebe, die sich jeden Tag von neuem zeigt, läßt sich nicht durch das barbarische Verhalten Preußens einschüchtern. Wir brauchen nicht beizufügen, daß dieses Dekret ohne jede Gültigkeit ist, aber es ist notwendig, daß Sie die Aufmerksamkeit der Regierung, bei der Sie beglaubigt sind, auf die Maßnahmen unsers Feindes hinlenken.

Ganz Europa hat ein Interesse daran, sie durch seine Mißbilligung zu brandmarken.[2])

Genehmigen ꝛc.

Für den Minister und im Auftrag, der Delegierte
Chaudordy.

An Herrn Tachard, französischen Gesandten in Brüssel.

*

Elsaß.

Verordnung, Vermögenseinziehung betreffend.

Nachstehend der Text der Verordnung des Königs Wilhelm, deren Wortlaut meine Depesche kurz zusammenfaßt:[3])

---

[1]) Diese Depesche findet sich weder hier noch bei Valfrey.

[2]) Gegenüber diesen Ausbrüchen der Entrüstung über die Königliche Verordnung vom 15. Dezember 1870 erscheint es angezeigt, an die Eröffnungen zu erinnern, die dem in Paris beglaubigten badischen Gesandten Freiherrn v. Schweitzer in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1870 durch den Souschef des Ministeriums des Auswärtigen, v. Ring, gemacht wurden. Er sagte, man habe von der deutschen Grenze die Nachricht erhalten, daß an die badischen Truppen explosive Infanteriegeschosse ausgegeben worden seien. Obgleich nun Baden der Petersburger Konvention vom 11. Dezember 1868, welche die Anwendung solcher Geschosse verbiete, nicht beigetreten sei, so würde doch, wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruhe, worüber sofortige Auskunft verlangt werde, Frankreich genötigt sein, Repressalien zu ergreifen, indem es nicht allein ebenfalls Sprenggeschosse an die Infanterie verteilen lasse, sondern das Großherzogtum Baden überhaupt als außerhalb des Völkerrechts stehend betrachten werde. Baden würde verwüstet werden, wie die Pfalz unter Ludwig XIV., einer vollständigen Vernichtung ausgesetzt sein, und selbst die Frauen würden nicht verschont werden. —

Baden war, nebenbei gesagt, bereits im Januar 1869 der Konvention beigetreten und die französische Regierung hiervon längst in Kenntnis gesetzt. (Vergleiche Müller, Politische Geschichte, a. a. O., IV, 225.)

[3]) Wir geben die Uebersetzung nach dem Wortlaut der Verordnung, die in der „Straßburger Zeitung“ Nr. 10 vom 12. Januar 1871 erschien als: „Allerhöchste Verordnung vom

„Wir Wilhelm, König von Preußen, verordnen für die Generalgouvernements Elsaß und Lothringen wie folgt:

Artikel 1. Wer sich den französischen Streitkräften anschließt, wird mit Konfiskation seines gegenwärtigen und zukünftigen Vermögens und mit Verbannung auf zehn Jahre bestraft.

Artikel 2. Die Verurteilung erfolgt durch eine Verfügung Unsers Generalgouverneurs, welche drei Tage nachdem sie in dem amtlichen Teile einer Zeitung des Generalgouvernements veröffentlicht ist, alle Wirkungen eines rechtskräftigen Erkenntnisses hat und durch die Zivil- oder Militärbehörden zu vollstrecken ist.

---

15. Dezember 1870, betreffend die Bestrafung derjenigen, die sich den französischen Streitkräften anschließen." (Vergleiche Sammlung von Gesetzen, Verordnungen, Erlassen und Verfügungen, betreffend die Justizverwaltung in Elsaß-Lothringen, 1. Band, Nr. 11. Straßburg, Schultz & Co.) Es erscheint auffallend, daß diese am 15. Dezember 1870 erlassene Verordnung erst am 12. Januar 1871 in den Zeitungen veröffentlicht wurde, und es scheinen hierdurch auch Schwierigkeiten entstanden zu sein; es wurde uns beispielsweise Kenntnis von einem Schreiben des deutschen Präfekten in Epinal an den Generalgouverneur von Lothringen vom 19. Januar 1871 gegeben, in dem es in bezug auf das Entweichen einiger jungen Leute heißt: „Ebensowenig wie die Allerhöchste Verordnung vom 15. Dezember 1870 war aber zu jener Zeit die Verordnung Eurer Exzellenz vom 10. Dezember pr., zuerst abgedruckt im ‚Moniteur offiziel' vom 13. Dezember, demnächst in dem am 18. Dezember d. M. erschienenen ‚Recueil', publiziert ..."

Das Generalgouvernement scheint überhaupt mit dieser Verordnung nicht recht einverstanden gewesen zu sein und sogar deren Aufhebung beantragt zu haben, denn in den im Königlich preußischen Großen Generalstab befindlichen Kriegsakten von 1870/71 befindet sich das nachstehende Telegramm des Bundeskanzlers an den Generalgouverneur in Straßburg. Berlin, 20. März 1871, 4 Uhr 28 Minuten nachmittags: „Die in dem Bericht vom 7. dieses Monats beantragte Aufhebung der Verordnung vom 15. Dezember vorigen Jahres ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zulässig. Verfolgen Sie jedoch einfache Zuwiderhandlungen gegen § 5 nicht. Weisen Sie Behörden danach dergestalt an, daß es bekannt wird, ohne publiziert zu werden."

Von kompetenter Seite wurde uns mitgeteilt, daß Fälle, in denen die unter Artikel 1 und 2 der Verordnung getroffenen Bestimmungen zur Anwendung gelangt wären, nicht zu ermitteln waren.

Am 24. Juni 1871 wurde die Verordnung aufgehoben; es erschien die „Allerhöchste Verordnung vom 24. Juni 1871, betreffend Aufhebung der Verordnung vom 15. Dezember 1870 über die Bestrafung derjenigen, die sich den französischen Streitkräften anschließen:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen und so weiter, verordnen für den Bereich von Elsaß und Lothringen, was folgt:

Artikel 1. Unsre Verordnung vom 15. Dezember 1870, die Bestrafung derjenigen betreffend, welche sich den französischen Streitkräften anschließen, wird hierdurch aufgehoben.

Artikel 2. Die gegenwärtige Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Urkundlich unter Unsrer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 24. Juni 1871. Gez. Wilhelm.

ggez. v. Bismarck. v. Roon."

(„Straßburger Zeitung" Nr. 158 vom 5. Juli 1871. Abgedruckt in Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und so weiter, a. a. O., Nr. 25.)

Artikel 3. Jede Zahlung und Uebergabe, die später an den Verurteilten geleistet wird, gilt als nicht geschehen.

Artikel 4. Jede Verfügung unter Lebenden oder von Todes wegen, welche der Verurteilte nach Erlaß dieser Verordnung über sein Vermögen oder einzelne Stücke desselben getroffen hat, ist null und nichtig.

Artikel 5. Wer sich von seinem Wohnsitz entfernen will, hat dazu unter Angabe des Zweckes eine schriftliche Erlaubnis des Präfekten nachzusuchen. Wer ohne eine solche Erlaubnis länger als acht Tage von seinem Wohnsitz entfernt ist, von dem wird rechtlich vermutet, daß er sich den französischen Streitkräften angeschlossen hat. Diese Vermutung genügt zur Verurteilung.

Artikel 6. Die Präfekten haben für die Führung und Kontrollierung von Präsenzlisten über alle Personen männlichen Geschlechts zu sorgen.

Artikel 7. Der Ertrag der Konfiskation ist an die Kasse des Generalgouvernements abzuführen.

Artikel 8. Rückkehr aus der Verbannung zieht die im Artikel 32 des Code pénal festgesetzte Strafe nach sich.

Artikel 9. Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Bekanntmachung in Kraft.

Gegeben in Unserm Hauptquartier in Versailles, am 15. Dezember 1870.

Wilhelm,

von Bismarck. von Roon."

*

T. c. Brüssel, 25. Januar 1871.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Ich sehe mich genötigt, Ihre Aufmerksamkeit von neuem auf die bonapartistische Verschwörung zu lenken, deren Herd Brüssel ist. Die von London und Kassel kommenden Emissäre folgen sich hier. Telegraphische Depeschen, die zwar nicht chiffriert sind, aber konventionelle Namen enthalten, werden täglich gewechselt; sie erteilen Aufträge an Conti und berichten über deren Ausführung an Piétri. Ein gewisser Duparc ist am 20. von Piétri an Conti geschickt worden und ist nach verschiedenen Gegenbefehlen am 23. nach Versailles abgereist. Die Parteiführer lassen ihre Hoffnungen laut werden, und die Statisten tragen ein so entschlossenes Benehmen zur Schau, daß dadurch ihre Zugehörigkeit gekennzeichnet wird. Ich beginne zu glauben, daß Sie gut daran tun würden, in den Departements, wo die alten Agenten der Volksabstimmung ihre geheime Organisation beibehalten haben, eine lebhafte Ueberwachung auszuüben.

Die von der „Times" verbreitete Nachricht von Verhandlungen über die Kapitulation von Paris, die in Versailles eröffnet worden wären, ist durch eine Depesche, die von Berlin eingegangen ist, bestätigt worden. Man weigert sich, daran zu glauben.

Das Gerücht betreffend den Durchgang von Zügen mit preußischen Verwundeten hatte sich vor etwa einem Monat in Lüttich und Verviers verbreitet.

Es hatte solchen Gehalt gewonnen, daß ich glaubte, der Sache persönlich nachforschen und eine Ueberwachung organisieren zu sollen. Sie können überzeu[gt] sein, daß an dieser Anzeige durchaus nichts Wahres ist.

Tachard.

*

T. c. Bordeaux, 29. Januar 1871 (12½ Uhr abends, eingegangen 2 Uhr früh).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

Geben Sie in vertraulicher Weise Kenntnis von der unvermeidliche[n] Kapitulation von Paris, nach einem Widerstande, der unserm Vaterlande zu[m] Ruhme gereicht und der sich weit über alle Hoffnungen ausgedehnt hat . . .

*

T. c. Brüssel, 1. Februar 1871.

Der französische Gesandte an den Delegierten des Ministers de[r] Auswärtigen Angelegenheiten.

Seit Ihrer Depesche vom 29., welche offenbar der Nachricht vom Waffenstillstande vorherging, habe ich gar keine Mitteilung weder von Ihnen noch von Paris erhalten. Die Einberufung einer Versammlung hat die Pläne der Bonapartisten über den Haufen geworfen. Nichtsdestoweniger hoffen sie, daß innerhalb der Regierung eine Spaltung eintreten werde, welche die rechtzeitigen Wahlen verhindern und anderseits gestatten werde, von der Kriegsmüdigkeit des Landes zu profitieren, um eine Volksabstimmung zugunsten des Friedens unter gleichzeitiger Wiedereinsetzung Napoleons III. zu erzielen.

Ich wiederhole, daß die hauptsächlichsten Verschwörer nicht entmutigt sind und ich erfahre, daß man in Versailles die bonapartische Lösung in Reserve hält für den Fall, daß die Verhandlungen mit unsrer Regierung nicht zum Frieden führen sollten.[1])

Die Umtriebe werden fortgesetzt; man versichert mir, daß La Valette und Rouher in Versailles mit Bismarck verhandelt haben. Man bittet mich um Instruktionen für die Wahlen in den Departements der Ardennen und der Maas, aus denen unsre Beamten vertrieben worden sind. Welche Mittel werden wir haben, um mit den Maires zu korrespondieren und um die Wahllisten zu verteilen?

---

[1]) Man ersieht hieraus, daß Tachard im allgemeinen gut orientiert war, denn während des Monats Januar haben tatsächlich vielfache Verhandlungen zwischen Vertretern der bonapartistischen Partei und Bismarck stattgefunden. (Siehe Lorenz, Kaiser Wilhelm u. a. a. O., Seite 484, 511, 514.) Nach Valfray, a. a. O., III., Kapitel X, Seite 64 f. wäre durch den Prinzen Napoleon auch eine Kombination vorgeschlagen worden, daß der General Changarnier die Regentschaft für den kaiserlichen Prinzen übernehmen solle. Dieser Vorschlag sei aber — wohl in Versailles — abgelehnt worden „dans les termes les plus catégoriques“. J. Favre, a. a. O., II., 373 schreibt: „Entouré d'agents bonapartistes, Mr. de Bismarck pouvait avoir, et il l'a eue, la pensée de nous rendre Napoléon III. etc.“

Man beschäftigt sich hier viel mit der Frage der Zufuhr. Zahlreiche Züge stehen in Antwerpen und Ostende bereit, die Eröffnung einer Eisenbahnlinie erwartend, und weigern sich, den Umweg über Dieppe zu nehmen, welcher durch die Depesche von Favre bezeichnet wird. Man verspricht mir die baldige Wiederherstellung der Linie Soissons durch die Ostbahn.

Wenn Sie mit Paris verkehren können, so ersuchen Sie Favre, mir Anweisung zu erteilen bezüglich der Eisenbahnlinien und der Mittel, die Zufuhr zu beschleunigen.

Seit dem 10. Januar erhalten wir den Moniteur nicht mehr.

Tachard.

Hiermit schließen die uns vorliegenden diplomatischen Korrespondenzen Tachards. Er begab sich Anfang Februar nach Bordeaux, um seinen Sitz als Mitglied der Nationalversammlung in Bordeaux einzunehmen, die am 13. desselben Monats eröffnet wurde. Tachard hielt am 16. Februar, nachdem sich die Gruppe der elsaß-lothringischen Abgeordneten konstituiert hatte, eine Rede, in der er darauf hinwies, daß er und seine Landsleute sich nur als vorübergehende Gäste in dieser Versammlung betrachteten, da sie bald nicht mehr die Kollegen, ja sogar nicht mehr die Landsleute der jetzigen Kollegen sein würden. Gegen diese vernünftigen Worte erhob sich lauter Protest, der aber durch die späteren Vorgänge in der Versammlung keineswegs gerechtfertigt wurde.[1])

In der Sitzung vom 17. Februar verlas der Straßburger Keller den Protest der elsaß-lothringischen Gruppe gegen die Annexion, der schweigend angehört wurde.

Am 21. Februar begannen die Friedensverhandlungen in Versailles, die ihren Abschluß im Friedenspräliminarvertrag vom 26. Februar 1871 fanden. In der Sitzung vom 28. Februar wurde der Inhalt des Vertrags durch Thiers der Nationalversammlung mitgeteilt, und am folgenden Tage, dem 1. März, fand die entscheidende Sitzung statt, in welcher der Vertrag mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen wurde. Tachard nahm noch einmal das Wort, um auf eine Aeußerung Viktor Hugos kurz zu entgegnen, was der große Poet sehr übelnahm. Schneegans beschreibt diese Szene ganz humoristisch.

Nach dieser Abstimmung hatte, wie Schneegans schreibt, das französische Elsaß aufgehört zu existieren.

Der elsässische Abgeordnete Grosjean verlas die Erklärung seiner Landsleute, die darauf, ohne eines Abschiedswortes gewürdigt zu werden, den Saal verließen.[2])

Damit war unsers Wissens die politische Rolle Tachards ausgespielt. — Er lebt jetzt als Privatmann in der Nähe von Paris.

---

[1]) August Schneegans, Memoiren. Berlin, Paetel, 1904. Seite 105.

[2]) August Schneegans, a. a. O., Seite 123.

Vom Drama der Gegenwart

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

II

Ebbe. Aber das ist gut. Das Meer schöpft Atem, ehe es neue Wogen über den Strand wälzt. Eine Berliner Vorstadtbühne brachte einen „Simson". Ein biblisches Drama und der Verfasser ein Dilettant und der Dilettant eine Verfasserin. Daher viele Worte in dem Stücke und hier weiter keines mehr darüber. Auch die jüngsten Schwänke des Residenz- und des Trianontheaters und des Lustspielhauses mögen erst Erwähnung finden, wenn einmal von den Speisezetteln der Luxusküche im allgemeinen die Rede sein wird. In den erstklassigen Schauspielhäusern behaupten Novitäten, die niemand recht gefielen, verhältnismäßig lange den Plan. Es reizt in der Millionenstadt so viele, den Dichter Wedekind persönlich zu sehen („Hidalla") — und man ist es dem Salon schuldig, den „neuesten Sudermann" gesehen zu haben. Es gibt Stücke, an denen der Theaterdirektor seine Freude hat, weil sie fünfzig- oder gar hundertmal vor vollem Haus durchfallen. So schlimm war es bei „Stein unter Steinen" nicht und so gut wird man es mit dem Stück nicht haben; indessen fängt es doch erst jetzt an, einen Teil des Wochenrepertoirs für andres freizugeben. Noch immer übt Hauptmanns genial skizziertes Traumstück „Elga" in der wundervollen Darstellung des Lessingtheaters ungeschwächte Zugkraft. Ich korrigiere: Der „neueste" Sudermann ist „Stein unter Steinen" nicht. Der Dichter hat, angewidert von dem faktiösen Skandal bei seiner letzten Premiere, ein eben vollendetes Schauspiel „Das Blumenboot", ohne Zensur der Theaterkritik, dem Buchhandel übergeben (Cotta). „Vom winselnden bin ich auf den beißenden Hund gekommen," sagt unhöflich der Rezensent und ehemalige Lyriker in „Sodoms Ende". (Gerade an das gesellschaftliche Milieu dieses interessanten Dramas knüpft das des „Blumenbootes" an.) Hält Sudermann die Lindwürmer des Büchermarktes für weniger gefräßig? An dieser Stelle allerdings soll sich der Rachen erst öffnen, wenn das „Blumenboot" auf dem Theaterkanale geschwommen kommt. An einem Drama von Sudermann können und sollen die Bühnen nicht vorübersehen, und es gibt auch ehrliche Hafenwächter. Die werden nach ihrem Gewissen tun.

Man soll sich nicht scheuen, seine Genugtuung über Erfreuliches auszusprechen, weil und wenn es selbstverständlich scheint. Das Selbstverständliche ist ja durchaus nicht so häufig Ereignis. Aber Anzengruber wird wirklich von Jahr zu Jahr sorgfältiger auf den Berliner Bühnen gepflegt. Die Mode, die auch diesen echten Gestalter schon überwunden zu haben meinte, ist längst schon überwunden. Die Natur streut die Dramatiker verschwenderisch aus, in der Zeugung moderner Klassiker ist sie sparsam. Anzengruber behauptet diesen Titel. Sein „G'wissenswurm", den gegenwärtig das Schillertheater, von einigen norddeutschen Bajuvaren abgesehen, recht verständnisvoll spielt, reicht an die fröhliche und sittliche Höhe von Molières sinnverwandtem „Tartüffe" hinan; das Stück ist, obwohl es die Bauernsprache der Aelpler spricht, eines der wenigen deutschen Lustspiele. Im Kleinen Theater wird „Das vierte Gebot" gegeben. Zwei Anzengruber-Darsteller — Wilhelm Thaller und Klein-Rohden — machen freilich noch kein Anzengruber-Ensemble. Aber das reife, grausam-lebensvolle Drama versagt nicht.

Im Deutschen Theater ist nun Max Reinhardt, der Herr der neuen Bühnenromantik, eingezogen — und zwar mit ganz alter Romantik: mit Kleists „Käthchen von Heilbronn". Es ist fast, als wollte diese Bühne, die Kampf- und Siegeszeit der Brahmschen Moderne aus den Annalen löschend, an die Tradition ihrer Gründer anknüpfen. Aber wenn wir vom Theaterzettel auf die Bühne blicken, nehmen wir die neue

Zeit wahr. „Lieber Vater, wie hast du dich verändert," sagt der Ungar vor dem Porträt. Nicht mehr drückt sich die Totalität als Aschenbrödel um den „Heroismus" des einzelnen Schauspielers; nicht mehr blenden der äußerliche Glanz und die historische Genauigkeit der Meininger Regie; Farbe, Stimmung, Fingerspitzenwirkung ist Trumpf. Kleists holde Hysterikerin kommt trotz des naiven Ritterrüstunggerassels ihrer Umgebung den symbolischen Neigungen entgegen. Das Feinste der Dichtung, ihre einfache Poesie, bleibt aber freilich auf dichterische Schauspieler angewiesen... Reinhardt bringt als nächste Erneuerung des Alten einen Zweig vom Baum der ewigen Jugend in Freyas Garten, ein Shakespeare-Stück (den „Kaufmann von Venedig"); daneben führt er noch aus dem Vorjahre Hofmannsthals „Elektra", Wedekinds „Kammerdiener", Gorkis „Nachtasyl" und Björnsons „Neuvermählte" mit sich. Sind sie schon Etappen seiner Entwicklung geworden?

Die Vermählung des Zeitgeistes mit dem, was ewiger Geist ist, wünscht ein jeder; ob sie unter dem Segen der Nervenkunst vollzogen wird, wage ich zu bezweifeln. Aber gar nichts mit der ernsten Frage hat Ferdinand Bonns kindliche Kühnheit zu schaffen. Dieser vielgenannte Schauspieler hat vor fünfzehn Jahren im Süden, wo man damals den naturalistischen Stil der Darstellung noch nicht recht kannte, als Interpret der neuen Richtung Effekt gemacht. Er spielte u. a. einen Hamlet-Kommentar statt eines Hamlets, und über dem Urheberrecht an den kleinen, meines Erachtens kleinlichen Deutelungen geriet er mit einem bekannten Schriftsteller in nicht bloß literarische Fehde. Jetzt übernahm er als Direktor das „Berliner Theater", das Barnay, Prasch, Lindau, Halm vor ihm regiert hatten. Er ließ es im Sezessions- (richtiger G'schnas-) Stil aufputzen und verwandelte das rußige Dunkel des alten Kastens in helle Farben. Er setzte den Logendienern gepuderte Perücken auf und stellte im Theaterrestaurant Gemälde zum Verkauf aus. Auf dem Theaterzettel entwarf er Titel- und Schlußbild mit eigner Hand. Vorne bohrt ein Cherub (das „deutsche Volk"?) eine unfeine Gesellschaft, die das „naturalistische" Milieu vorstellt, in die Tiefe, und Dornröschen schlägt die Augen auf; hinten klettert ein Eichhörnchen (!) auf einen Baumstrunk und darunter steht geschrieben: „Ascendamus!" Die erste Seite hinter dem Umschlag bringt ein Gedicht von Ferdinand Bonn; darin wird geknattert:

„Du deutsches Volk, so groß und hehr,
Schreit nur voran, gefällt den Speer
— — — — — — — — —
Und fall' ich, weil ich geh' voran (!),
Der Schönheit eine Gasse bahn':
Nur zu! Es folgen beßre dann!"

Und nun kam — nach solcher Ouverture! — das Stück. Es ist nicht zu sagen, was hier „im Namen des deutschen Volkes", mit eingelegter Lanze, geboten wurde! Eine grenzenlose Banalität ohne eine einzige Oase. Ein klägliches Gestümper ohne einen einzigen individuellen Gedanken, einen einzigen neuen Witz. Was alt daran war, nämlich das Volksmärchen vom Fortunat, war nicht mehr gut, denn ein Herr Florian Endli (dies der genannte Dichter) hatte es im Bunde mit seinem ungenannten, aber erkannten dichterischen Helfer verballhornt. Es wurde, weil es in der Premiere toll herging, auch in diesem Falle von Kritikerverschwörung und literarischer Clique gesprochen. Aber selbst der Nachweis, daß ein Parkett von Raubmördern Herrn Bonn töten wollte, könnte „Andalosia" — dies der Name der Kinderkomödie — nicht vor dem gerechten Tode retten. Als zweites Programmstück der germanischen Reformbühne wurde sodann verblüffenderweise „Kean", die ödeste Virtuosenradomontage des alten Dumas, gegeben, — die sentimentale Burleske, die in einem Akte die Schauspieler auf Plätze im Zuschauerraume verteilt und von dort aus agieren läßt.

Zum dritten folgte „Kiwito", eine sich Lustspiel nennende Posse mit der offenen Autormarke Ferdinand Bonns, ein harmloses Ragout, aus dem Schauspielergedächtnisse

gekocht, bei dem man wenigstens lachen kann, wenn man glücklich vergessen hat, sich über die Wiedergeburt der deutschen Kunst zu ärgern. Heftig wird sowohl in „Andaloña" wie in „Kiwoto" der deutsche Patriotismus angerufen!

Die Schauspieler, die Bonn um sich sammelte, stehen großenteils unter dem Mittelmaß, besonders ihre schönere Hälfte. Aber Bonn kommt dabei als guter Schauspieler — wenn auch gewiß nicht dauernd als Direktor — auf seine Rechnung; er spielte bisher alle männlichen Hauptrollen. Bumm! Bumm! Bumm! Bonn! Bonn! Bonn!

Berlin, 9. November 1905.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XV

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 7. Februar 1861.

Besten Dank, lieber Freund, für Ihre Mitteilungen.[1]) Ich hatte immer die Hoffnung festgehalten, daß die Württemberger uns nicht im Stich lassen würden, und Ihre Landsleute oft im Norden in Schutz genommen, wenn hier manchem die Geduld zu reißen anfing. Daß Sie bei dieser Gelegenheit so einstimmig das Konkordat verurteilt haben, halte ich für einen sehr folgenreichen Schritt. Wenn in Oesterreich die Aufhebung des Konkordats und die Einziehung des Klosterguts, worin mir die einzige Rettung zu liegen scheint, überhaupt möglich sind, so werden diese Maßregeln durch das nunmehr einmütige Auftreten Südwestdeutschlands gegen die ultramontanen Uebergriffe wesentlich gefördert sein. Es muß für Sie persönlich doch keine geringe Freude sein, endlich, nachdem Sie so lange in Sachen des Nationalvereins und der Konkordate vereinzelt gekämpft haben, Ihre Landsleute in Masse neben sich zu finden.[2])

Ueber Berlin würde ich Ihnen schon Nachricht gegeben haben, wenn ich nicht wüßte, daß Metz Sie am 3. sprechen würde. Sie werden inzwischen durch ihn manches erfahren haben, Günstiges und Ungünstiges. Nachdem Metz fort war, ist Nebelthau aus Kassel gekommen, den ich noch mit einer Reihe Abgeordneter und Politiker in kleinerm Kreise bekannt machen konnte bei einem Mittagessen, welches am letzten Tage meines Dortseins veranstaltet war. Ich habe mich hier und bei verschiedenen Besuchen über die Berliner Verhältnisse einigermaßen orientiert, soweit das in drei Tagen möglich ist.

---

[1]) Am 3. Februar 1861 hatte eine Versammlung der Württemberger Liberalen in Eßlingen mit 600 gegen 70 Stimmen erklärt, daß „sie den Beitritt zum Nationalverein als Mittel empfehle, um zu einer den Wünschen und Bedürfnissen des deutschen Volkes entsprechenden Verfassung Deutschlands zu gelangen". Es erfolgten 141 neue Beitrittserklärungen zum Nationalverein.

[2]) Bemerkung Reyschers am Rande: Ja.

Guter Wille ist genug vorhanden, aber eine beispiellose Unsicherheit und Verwirrung in den Zielen und Mitteln politischen Handelns. Die zehnjährige Reaktion hat furchtbar gewirkt in Preußen auf das politische Kapital an Einsicht, Einmütigkeit und Entschlossenheit. Das Gefühl, daß der jetzige Verfassungszustand ein bloßes Geschenk des rechtlichen und verständigen Sinnes des Königs Wilhelm ist, durch keine Anstrengung des preußischen Volks erworben, dringt überall durch, erklärt vieles an Unsicherheit und mangelndem Selbstvertrauen Vorhandene. Dazu die Widersprüche in der Gegenwart und Vergangenheit des Königs. Die Gegensätze in seiner persönlichen und politischen Umgebung, die durch Hohenzollern und Auerswald nur notdürftig überbrückt werden. Die Unfähigkeit oder doch Schwäche der Minister, unter denen ein jeder sich nach Ruhe sehnt und nicht aus gerechtem Ehrgeiz, sich durch schöpferisches Handeln einen Namen zu machen, sondern allein durch ein flaues Gefühl von Pflicht gegen die Partei oder den König sich an seinen Posten gebunden sieht. Der vollständige Mangel einer demokratischen Partei mit anerkannten, gemeinsam handelnden, einflußreichen Führern, der Mangel eines irgend ausreichenden Nachschusses oder gar jüngeren Nachwuchses an Führern der konstitutionellen Partei. Man kann die Liste der Uebelstände noch weiter ausdehnen. Aber es ist hiermit vollkommen genug, um zu erklären, weshalb man in Berlin nicht mehr weiß, soll das Ministerium gestützt oder gedrängt und [1]) gestürzt werden, soll Preußen durch einen Krieg heraus aus so dumpfer Schwüle oder ist jeder Krieg à tout prix zu perhorreszieren, weil er die Reaktion oder ein zweites Jena oder gar beides bringen wird? Die bösen Nachwirkungen einer schmählichen Reaktionszeit und die Einflüsse halber Zustände und halber Menschen werden noch lange nachteilig sein. Sie haben aber das Gute, den stockpreußischen Partikularismus und die eingewurzelte Ueberhebung über das übrige Deutschland aufzulösen und den engsten Anschluß an Deutschland als Notwendigkeit erscheinen zu lassen. In Ostpreußen und den verschiedenen neuerworbenen Provinzen ist dieser Prozeß schon ziemlich weit vorgeschritten. Und bei alledem hat man doch immer das Gefühl und hört auch die Pessimisten in Preußen sich so äußern, daß doch noch eine große, ungebrochene Kraft, eine Opferbereitschaft und Ausdauer in der preußischen Bevölkerung sei, ausreichend wie 1808—1815 das Höchste zu leisten, das eigne Land und Deutschland aus allem Elend zu erretten, wenn nur einmal die Tatkraft für bestimmte Ziele von einer entschlossenen Regierung aufgerufen werde.

In den Tagen, die ich in Berlin war, hatte gerade Schwerin seine Entlassung eingereicht, Folge der heftigen Angriffe seiner alten Freunde in der Kommission gegen seine Politik in Behandlung der reaktionären Beamten. Nicht allein seine Partei, sondern auch seine Ministerkollegen, seine Familie und Frau haben ihn dringend beschworen, doch Vernunft anzunehmen und Leute wie Zedtlitz, Patzke, Eichmann preiszugeben. Seine falsche Großmut und sein pommerscher

[1]) Vielleicht mag „und" verschrieben sein anstatt „oder".

Eigensinn haben aber eine Aenderung im Verfahren ihm unmöglich gemacht. Ob er abgeht, ist wohl zweifelhaft.[1]) Wie mir erzählt wird, soll Patow erklärt haben — schon einige Tage vorher —, wenn Schwerin ginge, würde er auch nicht bleiben. Die Besorgnis, daß daraus ein Riß im Ministerium entsteht, in welchen die Kreuzzeitungspartei einen Keil eintreiben könnte, wird es am Ende ermöglichen, den Bruch noch zu überkleistern.

Ueber manche Einzelheiten, Personalien, Anekdoten aus Berlin hoffe ich Ihnen nächstens persönlich noch Mitteilung machen zu können. Ich habe nämlich die Vorstandssitzung für diesen Monat auf Montag, 18., vormittags in Koburg angesetzt und darf Sie bitten, wenn Ihre Zeit es gestattet, dazu herüber zu kommen. Bis dahin werde ich noch in Frankfurt, Heidelberg und Offenbach gewesen sein, so daß wir dann uns gegenseitig über die Zustände Süddeutschlands ziemlich genau Auskunft geben können. In Frankfurt werde ich 13.—14., in Heidelberg 15. und in Offenbach am 16. sein.

Hier ist am Hofe und in der höheren Beamtenwelt diese Zeit einige Aufregung durch fortgesetzte Intrigen der Hofpartei und der Minister Platen und Kielmannsegge, den Borries zu stürzen. Ich hoffe aber sehr, daß er aber [durch] die neuesten Konflikte wegen der Kohlentransporte nicht beseitigt wird, weil er hier, wo er im wesentlichen ständische Beschlüsse und Landesinteressen gegen lokale Sonderinteressen einiger Deisterkohlenwerkbesitzer verteidigt, am Ende noch mit einer Märtyrerkrone abfahren könnte. Das wäre im allgemeinen Interesse durchaus zu beklagen. Ein gründlicher Nachweis meines Freundes Miquel, daß bei der Domänenausscheidung jährlich dem Lande mehr als 200000 Taler verloren gehen,[2]) ein ziemlich giftiger Artikel über Korruption und blödsinnige Tendenzpolitik in Hannover in der Augsburger Allgemeinen vom 24. Januar, welcher auch dem Könige vorgelesen ward, machen auch einigen Spektakel. Das Gerücht, was ich übrigens für unbegründet halte, daß Bismarck-Schönhausen Minister des Auswärtigen in Berlin werden und dann Deutschland cavourisieren würde, macht auch viel Kummer, so daß die Verzagtheit durch alles ostensible Bramarbasieren hier deutlich durchscheint. Am 25./26. Februar bei Gelegenheit des Volkswirtschaftlichen Kongresses für Nordwestdeutschland in Hannover wollen wir unsern Agitationsplan fürs Land im Frühjahr feststellen. Ich hoffe, daß es gelingen wird, die Leute etwas aus ihrem Stumpfsinn aufzurütteln.

Leben Sie wohl.

Ihr

Bennigsen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 24. Februar 1861.

Hochgeschätzter Freund!

Ich brachte gestern kurze Zeit in Heidelberg zu, um mit Häusser zunächst

---

[1]) Graf Schwerin nahm sein Rücktrittsgesuch wieder zurück und verblieb, ebenso wie Patow, im Ministerium bis zum Ende der neuen Aera im März 1862.

[2]) In der Broschüre „Ausscheidung des hannoverschen Domanialgutes“.

wegen der Zeitung und sodann wegen des Anschlusses an den Nationalverein zu reden. Ich fand ihn und einen Verwandten, den ich im selben Hause besuchte, den jungen von Dusch, sehr unangenehm berührt durch die Eßlinger Beschlüsse. Es war gut, daß ich Aufklärung gab: denn wer den Vorbesprechungen fremd geblieben ist und überhaupt nichts von den Benehmungen weiß, die bei einem praktischen politischen Wirken innerhalb einer Partei so gut notwendig sind wie bei den Männern am Staatsruder, glaubt, wir seien bereits den Roten überliefert. Ich habe eine ähnliche Krisis, nur noch weit kräftiger als die jetzige, 1848/49 durchgemacht; die Vereinigung der Parteien des Fortschritts brachte uns keinen Schaden, wir setzten die Anerkennung der Reichsverfassung durch, und als die badische Revolution ausbrach, ward unser Land vor derselben bewahrt. Wir trennten uns nur, als das Rumpfparlament kam und das Land in bewaffneten Zustand versetzen, Millionen Steuern erheben wollte, um die Reichsverfassung von Württemberg aus einzuführen. Hier konnte ich nicht mittun. Der Erfolg wäre der Reichsverfassung nicht günstig gewesen: der Kampf wäre nur statt am Neckar an der Donau entschieden worden und unser Land hätte sich nicht so rasch erholt wie Baden. Es galt wohl, die Ehre der Nationalversammlung, auch in ihrem Ueberreste von hundert und einigen Mitgliedern, zu retten, und dies ist in dem brüsken Verfahren des Ministeriums nicht geschehen. Hätte man aber die Versammlung noch ein paar Tage ihre Sitzungen fortsetzen lassen, sie wäre von selbst auseinander gegangen.

In Baden hat man immer noch den Schrecken jener Zeit in den Gliedern. Ich beruhigte Häusser, daß wir nicht zwischen heute und morgen die Reichsverfassung einführen noch mit Haut und Haaren festhalten wollten, es handle sich nur um Gewinnung eines Rechtsbodens, der sogar für das preußische „Anrecht" nur vorteilhaft sein könnte, vorausgesetzt, die Kraft wäre vorhanden, es geltend zu machen. Ich selbst hätte in Koburg den Antrag gestellt, den ersten Satz in unser Programm aufzunehmen, um Anträge gleicher Art zu coupieren und überhaupt eine Basis zu haben, worauf ein neues Parlament sich zu stellen hätte. Er werde doch nicht annehmen, daß ich die Revolution heraufrufen wolle, aber allerdings werde diese von selbst kommen, wenn man in Preußen seinen Vorteil nicht verstehe. Wir verstanden uns, und ich hoffe auch, daß H. mit andern bald beitreten wird. Die Zeitung, redigiert von einem der unsrigen, wird ganz im nationalen Geiste gehalten sein. — — —

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 31. März 1861.

Verehrter Freund!

Die Zeit drängt, aber der Nationalverein läßt sich nicht drängen. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß wir Krieg haben werden: der König von Preußen spricht bei jeder Gelegenheit davon; aber in der Lage, einen Krieg zu führen, sind wir eben nicht. Die Frage von der Kriegsverfassung, Küstenbefestigung,

Festungsbesatzung, Sicherung des Oberrheins! alles unerledigt. Der Nationalverein schweigt; wir haben Ferien wie der Bundestag. Unser Programm liegt ja in den Koburger Protokollen, und zugunsten von Schleswig hat der Ausschuß in seiner letzten Sitzung auch wieder eine seiner Erklärungen abgegeben. Meinen dringenden Antrag, in betreff der Kriegsverfassung u. s. w. eine klare Darstellung des Standes der Sache nebst Konklusionen ergehen zu lassen, hat der Ausschuß, wie es scheint, ignoriert; wenigstens ist mir nichts darüber mitgeteilt worden. Oder haben Sie meinen Brief etwa auch nicht dem Ausschuß vorgelegt?

Von Berlin und aus meinen hiesigen Kreisen weiß ich, wie sehr endlich die Kriegsfrage den Leuten näherrückt: wie sollten dem Nationalverein die schwachen Seiten unsrer Verteidigungsanstalten entgehen können! Man schreibt mir soeben wieder von zwei verschiedenen Seiten, wie sehr man von dem Nationalverein erwartet, daß er in dieser praktischen Richtung etwas tut. Es gilt, die Kraft der öffentlichen Meinung an einem speziellen Punkte einzuhegen, der Aussicht darböte, einen patriotischen Gedanken zu verwirklichen, und dadurch den Beweis lieferte, wie viel durch einmütiges Zusammenwirken und Losarbeiten auf ein handgreifliches Ziel zu erreichen sei. Ein solcher Gedanke wäre die Befestigung der offenen süddeutschen Grenze, wie es die Küstenbefestigung im Norden ist. Außerdem würde die Heeresorganisation und die Bundesfestungssache zu besprechen sein.

Ich trage nun förmlich darauf an, daß eine Ausschußsitzung, und zwar demnächst, solange es noch Zeit ist und ehe die württembergischen Stände wieder zusammentreten, berufen werde, eigens um

über die Bundes-Kriegsverfassung und die militärischen Verteidigungsanstalten Deutschlands

sich zu besprechen. Anträge in diesen Beziehungen mag jedes Mitglied vorbereiten. Ich bin bereit, die meinigen dem Vorstande, der einen oder zwei Tage vorher zusammenkommen wird, vorzulegen, ebenso bereit aber auch, jedem besseren Antrage zu weichen!

Ich beantrage ferner wiederholt, daß die nächste Ausschußsitzung im Süden, und zwar in Heidelberg gehalten werde, weil ich mir davon neue Anregung der nationalen Sache im Süden verspreche und weil ich fürchte, unsre Sache schlafe hier wieder ein oder nehme eine andre Form an, es könnten sogar Spaltungen eintreten, wenn nicht eine solche Anregung vom Mittelpunkte des Vereins aus, d. h. dem Ausschusse, gegeben wird. Schon vor einem Jahr wurde in Berlin beschlossen, die nächste Ausschußsitzung solle in einer südlichen Stadt gehalten werden. Ich denke, die Norddeutschen werden jetzt, da der neue Frühling kommt, dem Süden gerne einmal einen Besuch machen. Wollen Sie statt Heidelberg Baden-Baden oder Mannheim wählen, oder auch Stuttgart, Cannstatt — ich stelle es anheim; Heidelberg übt nur auch sonst mehr Anziehungskraft und willkommen sind wir dort im Lande gewiß und jedenfalls unangefochten. Mit dem Handelstage dürfen wir freilich nicht zusammentreffen, sonst fehlte es an Raum.

Bitte, schreiben Sie mir bald, was Sie zu tun willens sind. Es hängen davon auch meine Beschlüsse ab. Daß Nagel uns verläßt, tut mir leid.

*

Bennigsen an Reyscher.

Bennigsen, 3. April 1861.

Verehrter Freund!

Eben im Begriff Ihnen zu schreiben, erhalte ich Ihre Zeilen vom 31. v. M. Ich habe nämlich vor einigen Tagen an Streit geschrieben und eine Vorstandssitzung auf Sonntag, 14. d. M., morgens 8 Uhr angesetzt; auch Fries gab ich Nachricht.

Die Feststellung von Ort, Zeit und Tagesordnung der nächsten Ausschußsitzung, das Engagement eines neuen Sekretärs, die beantragte Unterstützung der „Hessischen Morgenzeitung" resp. Sicherung von Oetkers Existenz, die in Anregung gebrachte militärische Ausrüstung und Ausbildung einzelner Turnvereine, speziell des in Koburg, um einen Anfang zu machen und ein Vorbild zu geben, machen neben den laufenden Geschäften eine schleunige Zusammenkunft des Vorstandes erforderlich. Wenn ich nicht auf den 7./8. April eine größere Versammlung zur Besprechung der deutschen und hannoverschen Angelegenheiten, Schleswig-Holsteins und unsrer mangelnden norddeutschen Marineausrüstung und Küstenschutzes nach Hannover eingeladen hätte, so würde ich schon den 7. zu unsrer Sitzung gewählt haben.

Ich wünsche allerdings auch, daß auf die erste Hälfte des Mai die Ausschußsitzung einberufen werde, habe auch nichts dagegen, wenn die Kriegsgefahr dringender erscheinen sollte, als ich sie zurzeit ansehe, den Zusammentritt möglichst zu beschleunigen. Daß die an allen Enden mangelnde Kriegsvorbereitung den wesentlichen Teil unsrer nächsten Ausschußverhandlungen bilden muß, halte ich für selbstverständlich. Als wir im Januar zusammen waren, war es uns vor allem darum zu tun, der preußischen, namentlich Berliner Auffassung entgegenzutreten, welche überall keinen Krieg wollte und besonders die schleswig-holsteinsche Affäre aus Furcht vor einer reaktionären Politik ihres Gouvernements am liebsten ignoriert hätte. Freilich wurde sie dabei von einzelnen namhaften schleswig-holsteinschen Emigrierten unterstützt. Wenn der Ausschuß die Kriegsrüstungen behandeln will, muß die Sache einzeln vobereitet werden, und würde es sehr erwünscht sein, wenn Sie dabei mit Vorschlägen und Ausarbeitungen im Vorstande und später im Ausschusse behilflich sind. Ich sehe übrigens die Sache viel ungünstiger an als Sie, indem ich nicht glaube, daß irgendwelche allgemeinen Maßregeln, weder durch Preußen noch durch den Bundestag, noch durch den Nationalverein oder die Presse, rechtzeitig zustande kommen werden. Ich sehe die einzige Hilfe darin, daß die zunächst bedrohten Staaten, sei es einzeln, sei es mit ihren Nachbarn, die Initiative ergreifen und mit der Ausführung vorgehen in dem, was ihnen nach geographischer Lage und lokalem Verkehr oder politischen Interessen das dringendste erscheint. Das heißt z. B. Hannover,

Hansestädte, Oldenburg befestigen auf eigne Kosten ohne Rücksicht auf Bundesbeschlüsse, welche doch nicht erfolgen, Ems, Weser und Elbe, und kaufen oder bauen schleunigst so viel flachgehende Kanonenboote, als zum Schutze dieser Ströme nötig sind, und so viel etwas tiefergehende, als ausreichend sind, eine dänische Blockade zu hindern. Ebenso vereinigen sich Baden, Württemberg und Bayern — aber diese Länder gehen darin einzeln vor — zur Befestigung des Schwarzwalds und Oberrheins, zur Konvention über gemeinsame Feldlager und Kommandos u. s. w. Das einzige, was möglicherweise vom Bundestage zu erreichen ist, wird in der gehörigen Verproviantierung, Armierung und Besetzung der vorhandenen Bundesfestungen bestehen.

Da die augenblickliche Gefahr für den Süden weit intensiver ist, als für die wesentlich nur von Dänemark bedrohte Nordwestküste, und die Besorgnis und Aufregung im Süden dringend einen Versuch erheischt, in diesen Gegenden die Hoffnungen aufzurichten und irgendwelche praktische Ziele der politischen Tätigkeit zu geben, so trete ich Ihrer Ansicht bei, daß diese nächste Ausschußsitzung im Süden gehalten werde. Ich würde jedoch Frankfurt aus verschiedenen Gründen vorziehen, geographisch und politisch. Wir werden uns ja darüber am 14. weiter verständigen können.

Am 13., abends 7 Uhr, werde ich mit Fries in Koburg eintreffen. Auf Wiedersehen also.

Ganz der Ihrige

Bennigsen.

Ueber die Kooptation Pfeiffers (oder Seegers) wollten Sie uns nach genommener Rücksprache mit Georgii u. s. w. einen bestimmten Vorschlag machen.

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 12. April 1861.

Empfangen Sie meine herzlichen Glückwünsche zu den Ergebnissen Ihrer Landesversammlung.[1]) Es war ein guter Gedanke, die Männer aus den ver-

---

[1]) Es handelt sich um die hannoversche Landesversammlung am 7. und 8. April, von deren Einberufung und Zielen Bennigsen in einem Briefe vom 3. April (s. o.) spricht. Von dieser Versammlung berichtet Adolf Kiepert in seinem „Lebensbilde Bennigsens" S. 25: „Als am 8. April 1861 eine gut besuchte Versammlung des Nationalvereins im Saale der Börse in Hannover unter dem Vorsitz Bennigsens stattfand, verlas dieser eine von großem Beifall aufgenommene Adresse an den König Georg V., die um eine Aenderung des Verwaltungssystems und um die Rückkehr zur Verfassung von 1848 ersuchte. Ueber die deutsche Frage referierte Dr. Planck, über die schleswig-holsteinische Frage Obergerichtsanwalt Weber-Stade, über die kurhessische Verfassung Miquel, über die Stellung der Presse zur Verwaltung Obergerichtsanwalt Albrecht. Als dann aber Dr. Schläger die hannoverschen Preßverhältnisse beleuchtete, wurde die Versammlung polizeilich aufgelöst. Mit einem dreifachen, donnernden Hoch auf Deutschland verließen die Teilnehmer den Saal. Bei dem nun folgenden, von festlicher, patriotischer Stimmung gehobenen gemeinsamen Essen mahnte Bennigsen dringend zu zäher Ausdauer des deutschen Volksgeistes."

schiedenen Landesteilen gleichsam an den Stufen des Thrones zu versammeln. Auf Unkenntnis der Landesbeschwerden kann dieser sich nun nicht mehr berufen. Aus dem Benehmen der Polizei, welche erst einschritt, als eigentlich alles vorüber, war ich versucht zu schließen, daß Sie mit ihr im Bunde; denn besser könnten es jene doch nicht angreifen, um Ihrer Versammlung ein weiteres Relief zu geben.

Zu meinem Bedauern habe ich morgen nachmittag einer gerichtlichen Verhandlung als Bevollmächtigter anzuwohnen; ich könnte also erst am Sonntag reisen und käme dann zu spät. Indessen kann im Vorstand mein Antrag doch noch nicht endgültig erledigt werden; wir werden auch, wenn der Ausschuß gehalten würde, einen Tag vorher zusammenkommen und die Redaktion beschließen müssen. Einstweilen ist es mir lieb, daß Sie sowohl mit der Notwendigkeit einer Ausschußsitzung als damit einverstanden sind, daß in der Kriegsverfassungssache etwas geschehe. Ich werde einstweilen eine Flugschrift ausarbeiten, worin in populärer Weise der Zustand unsrer Kriegsverfassung dargelegt wird. Die Richtung ist die, unserm Programm eine weitere Grundlage zu geben durch die Ueberzeugung, daß mit der gegenwärtigen Kriegsverfassung kein Krieg zu führen sei. Eine Auseinandersetzung, wie jene beschaffen, ist bis jetzt von uns nicht gegeben worden, weder in unsern Resolutionen noch in der Zeitschrift. Ich habe unlängst Mohl gegenüber in der Kammer unsre deutsche Misere in Kriegssachen auseinandergesetzt und nicht ohne Erfolg. Mohl selbst mußte zugeben, daß er die Sache nicht gekannt hätte.

Bezüglich bestimmter Verteidigungsanstalten und einer etwaigen Aufforderung zu Rüstungen werden wir am besten unsre Anträge aussetzen, bis wir zusammenkommen. Jeder Tag kann etwas Neues bringen. Ich denke, diese Anträge schließen sich der Flugschrift an. Die Frage von der Küstenbefestigung und der Marine sollten Sie im Auge behalten. Ich werde die Kriegsverfassung, namentlich Kriegsleitung und die Verteidigung des Oberrheins ins Auge fassen.

Sie schlagen Frankfurt als Ort für die Ausschußsitzung vor. Ich habe das einzige Bedenken dabei, daß wir dort schon einmal ausgewiesen wurden; ich möchte mich nicht einer zweiten Einmischung der Polizei aussetzen, überhaupt mich nicht der „freien Stadt" aufdrängen. — — —

Wir werden in Stuttgart nächste Woche wieder einmal zusammenkommen, um erstens die Angelegenheit der Vertretung in der Presse zu besprechen, zweitens überhaupt die Vereinssache in Anregung zu bringen. Ich würde über Entstehung und Zweck des Vereins einen Vortrag halten und wünschte dabei, die hierauf bezügliche Schrift endlich zur Hand zu haben und zur Anschaffung zu empfehlen. Es waltet ein eigner Unstern über unsern Publikationen: „Der eine hält's, der andre läßt's nicht fahren", lautet ein schwäbisches Sprichwort!" — — —

(Fortsetzung folgt)

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

Hamburg 1850—1852

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Fortsetzung)

26. November 1850.

Heute kann ich erst fortfahren, indem ich gestern nachmittag wieder von fünf bis zehn Uhr Schulkommission hatte, welche mir sehr viel Zeit wegnimmt. Ich hoffe, daß dieses aufhören wird, wenn erst die Wahl der Lehrer getroffen und damit die wichtigste Angelegenheit beendet ist. Diese Wahl wird nächsten Sonntag stattfinden und zwar unter denen, welche wir nach reiflicher Prüfung der unzähligen Anmeldungen ausgesucht und der Gemeinde vorgeschlagen haben. Unter diesen wählt nun nach einem Probeunterricht, der öffentlich vor der Gemeinde gehalten wird, diese selbst die Lehrer aus, die ihr am besten gefallen. Theodor Althaus[1]) hat sich auch dazu gemeldet und ist von der Schulkommission unter den Vorgeschlagenen. Ob ihn die Gemeinde wählen wird, steht dahin, jedenfalls gewänne sie an ihm eine bedeutende Stütze.

Du kannst Dir denken, liebe Mutter, daß mich dies Leben sehr interessiert, denn es ist ja die größere Tätigkeit, die ich mir immer gewünscht, weil ich fühlte, daß meine Kräfte sich an ihr entwickeln würden zu dem, was sie zu sein bestimmt sind, und gewiß erst dadurch werd' ich auch die volle Harmonie und das wahrhaft Weibliche für mich erwerben, weil sich früher die ungebrauchte Kraft feindlich gegen mich selbst kehrte, jetzt aber in schöner edler Betätigung über mein Dasein einen sanften Frieden verbreitet. Ich bin auch fast nur noch in der Hochschule und der Gemeinde, da mich dies Leben hinreichend beschäftigt und anregt. Die zahlreichen Einladungen und Verbindungen außerhalb lehne ich meistens ab, wiewohl sie mitunter sehr interessant sind, aber es zersplittert mich zu sehr, und ich kann es nicht."

*

Hamburg, den 23. Dezember (1850).

„Liebe Mutter, ich habe länger, als ich sollte, geschwiegen, aber die letzte Woche vor Weihnachten drängte sich noch so vieles zusammen, trotzdem wir keine Weihnachtsarbeiten machen, daß ich gar nicht zum Schreiben kam.

Wir machen uns auch einen großen Baum und bescheren alle zusammen der Hochschule etwas. Uns selbst wollten wir erst nichts schenken, dann aber machten wir im Scherz aus, uns untereinander lauter solche Dinge, die nur ein paar Schillinge kosten, wie der Weihnachtsmarkt hier sie in buntester Auswahl

---

[1]) Theodor Althaus (geb. 26. Oktober 1822) verließ den geistlichen Stand, um sich der Politik zuzuwenden, nahm als Journalist an der revolutionären Bewegung von 1848 teil und wurde 1849 zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, aber nach kurzer Zeit seiner schwachen Gesundheit wegen freigelassen. S. Theodor Althaus, Ein Lebensbild von Friedrich Althaus (Bonn 1888), und die Memoiren einer Idealistin, Bd. I und II.

liefert, zu schenken, und das hat dann Anlaß gegeben zu vielem Scherz und Auslaufen, indem nun eine vor der andern ihre Geheimnisse bewahrte und mancherlei komische Begegnungen dabei vorfielen. Nun wollen wir rings um den Tisch herum Nester von Moos und Efeu machen mit den Namen aller daran, und da soll dann jeder seine Schillingsgeschenke hineinwerfen. Ich habe übrigens ganz niedliche Sächelchen, und so werden die andern wohl auch haben. Die Wüstenfeld und ihre Schwester mit ihren Kindern kommen auch, und arme Kinder kommen auch, denen wir schenken; so, hoff' ich, wird es hübsch werden. Die Fröbel ist auch wieder mobil. Ihr kleines nettes Mädchen gedeiht sehr gut.

Die Bekanntschaft eines andern sehr interessanten, liebenswürdigen und hübschen Malers habe ich gemacht, der auch schon einen bedeutenden Namen hat, Lehmann [1]) nämlich, ein junger Mann aus einer sehr wohlhabenden Familie hier, der seine ganze Jugend in Italien und Paris verlebt, dort nur in den ersten Salons war und die feinste Weltbildung besitzt. Er war voriges Jahr in Helgoland, als Julius Fröbel dort war, und hatte diesen dort gezeichnet. Von diesem Bild schrieb Adolf Stahr [2]) in einem Aufsatz über Helgoland: es sei das einzige Bild, welches die edelschönen Züge Fröbels wiedergebe. Als ich nun hörte, Lehmann sei diesen Winter hier, bat ich seine Cousine, die ich sehr gut kenne, mich hinzuführen, welches sie auch tat, wo ich denn unter andern wunderschönen Sachen das herrliche Bild Fröbels sah, das gewiß ähnlich ist, weil aus ihm der ganze ideale männliche Charakter Fröbels leuchtet.

Lehmann war auch an unsern Donnerstagen hier und hat versprochen, öfter zu kommen.

Von Fröbel hörten wir noch nichts, wie es ihm unter den Palmen geht mit seinem Karl.

Apropos, laß Dir doch das letzte Heft der Monatsschrift von Kolatschek bringen; da steht ein kleiner Aufsatz von mir, es macht Dir doch wohl Freude, mich gedruckt zu sehen.

Und nun leb wohl, liebste Mutter, grüß groß und klein und gedenk in Liebe Deiner

Malwida."

*

Hamburg, den 28. Dezember (1850).

Liebste Mutter (sie dankt für die Weihnachtsgaben) ... Unser Weihnachten war übrigens sehr hübsch und poetisch. In der Mitte unsers langen Tisches

---

[1]) Heinrich Lehmann (1814—1882) in Kiel geboren, zuerst Schüler seines Vaters, der selbst als Maler berühmt war, studierte seit 1831 in Paris bei Ingres, verbrachte mehrere Jahre in Italien und lebte besonders in Paris, wo er als Porträtmaler einen großen Ruf erlangte.

[2]) Adolf Stahr (1805—1876) war damals Konrektor und Lehrer in Oldenburg. Er hatte sich als liberaler Schriftsteller durch seinen Roman: „Die Republikaner in Neapel" (3 Bde., 1849) und sein Buch über Italien: „Ein Jahr in Italien" (3 Bde., 1847—1850) bekannt gemacht.

im Saale stand der riesige Baum, der bis an die Decke reichte und schön geschmückt war. Darunter war alles ein grüner Teppich mit Moos und Efeu, in dem für jeden sein Nest war; auf der einen Seite war ein großes Nest für die Hochschule, die wunderhübsche Geschenke bekam, und unsre Mädchen; an der andern Seite, am selben Tisch, hatten wir einer Anzahl armer Kinder aufgebaut, die mit uns zugleich Weihnachten feierten. Auch das kleine Fröbelkind hatte sein Zimmer zuerst verlassen und guckte mit großen Augen in die Lichter hinein. Die Wüstenfeld, ihre Schwester und die Kinder, die, als Vierländer verkleidet, mit Körben voll Zuckerwerk kamen, waren dabei. Fröbel hatte uns Hochschülerinnen einen großen Korb mit Orangen und andern Früchten und den köstlichsten Blumen darauf geschenkt mit einem langen Gedicht, in welchem wir alle besungen und mit Blumen verglichen wurden. Kurz, es war sehr hübsch, und ich wünschte den ganzen Abend, ich hätte Euch herzaubern können in unsre Mitte. Ihr wärt gewiß vergnügt gewesen.

Die Festtage sind wir still gewesen. Ich benutzte die Ferien dazu, eine Novelle zu schreiben, die mir im Kopfe lag. Gestern und heute abend habe ich Schulkommission, die mich immer sehr interessiert, weil ich dabei mit prächtigen Menschen zusammen bin und viel lerne.

*

21. Januar 1851.

Ueber dem kleinen Doktörchen seine Täuschung hinsichtlich des Bildes habe ich lachen müssen. Gewiß, Glaube macht selig, möge er darin bleiben. Zufällig erhielt ich am selben Abend, wo Dein Brief kam, einen von der Doktorin aus Cölln mit Einlage an Theodor Althaus. Sie ist immer sehr elend, schreibt auch, sie würde dort bleiben, bis sie hergestellt sei, da sie eine Kur brauche. Es ist schade um sie, denn in ihr ringt eine Sehnsucht nach Wahrheit, die sich nur leider von zu viel Fesseln gebunden fühlt.

Hier ist jetzt rechte Konfusion in allen Verhältnissen. Der Senat verweigert unsern Lehrern an der Gemeindeschule die Aufenthaltskarten, obgleich, wie sie selbst eingestehen, Zeugnisse vorliegen aus Hannover und so weiter, daß beide untadelhafte Charaktere seien, obgleich die Gemeinde in einer Petition jede Garantie übernommen hat. Nur weil sie Demokraten sind.[1]) Oesterreich soll nämlich einen Befehl hierher geschickt haben, alle Demokraten zu entfernen, ehe die Truppen anrücken. Ich hatte mir bei dem ersten Bürgermeister hier eine Audienz ausgebeten, um mich ganz privatim für Th. Althaus zu verwenden und seine soliden Familienverhältnisse den Herren zur Beruhigung etwas klarzumachen, ihnen auch zu versichern, daß er gar nichts wolle, als ruhig seinen Kindern Stunde geben. Der Herr Bürgermeister war sehr freundlich, warf mit gnädigem Fräulein um sich, erkundigte sich nach meinem Bruder und so weiter,

---

[1]) Wir erfahren in dem Buch von Friedrich Althaus: Theodor Althaus, Ein Lebensbild (Bonn 1888), daß der Senat am 13. Januar 1850 die Aufenthaltskarten an H. Dieffenbach und Theodor Althaus verweigerte. Althaus war genötigt, am 1. Februar nach Wandsbeck sich zu begeben, am 24. März nach Stuer.

sprach sich auch sehr offen aus und sagte selbst: „Wenn wir es auch jetzt erlaubten, so würden wir in einigen Wochen es auf höheren Befehl verbieten müssen.“ Der arme Mann schien sehr in Bedrängnis und meinte, die österreichischen Pläne seien schwer zu durchschauen, und sie könnten eher wissen, was Truppenbewegungen in Paris oder Wien bedeuteten, als was die jetzt schon über die Elbe vorgerückten österreichischen Truppen sollten. Es wird Hamburg wohl auch mit Schrecken klar werden, denn Oesterreich beabsichtigt einen Handelsplan, der Hamburgs Handel zugrunde richtet, und eher gehen den Menschen nicht die Augen auf, als bis ihre Interessen ins Spiel kommen.

Nun ist unsre schöne Schule wieder ganz in Frage gestellt, und der Unterricht hatte so prächtig begonnen. Ferner gehen in der Hochschule selbst sonderbare Dinge vor. Fröbels werden wahrscheinlich abgehen. Schon lange haben sich im Charakter der Fröbel Seiten herausgestellt, die mir eine schmerzliche Enttäuschung bereiteten. Ich mochte lange nicht davon schreiben. Nun ist sie durch ihre Mutter, die eine unangenehme Person war, zu einer solchen Höhe und Verrücktheit der Prätension getrieben, daß sie nicht nur alle Hochschülerinnen, sondern auch alle Mitglieder des Verwaltungsausschusses gegen sich hat. Sie zieht den allzu guten Mann mit fort in eine falsche Bahn, und das Verhältnis ist so, daß es nicht dauern kann. In diesen Tagen entscheidet sich alles, und einstimmig ist mir dann von den Vorstandsdamen die Bitte vorgelegt, mit einer älteren Dame, Witwe, die berufen werden soll, gemeinschaftlich die Direktion zu übernehmen. Du kannst denken, liebe Mutter, daß diese Zustände auch ihr Aufregendes haben, und ich wollte recht, es wäre erst alles entschieden.

*

Montag abend.[1])

Liebe Mutter, heute morgen empfing ich Deine freundlichen Zeilen und benutze die stille Abendstunde, Dir gleich zu danken.

Wir sind jetzt hier in gespannter Erwartung der Entwicklung unsers hiesigen Lebens. Margarete Meier hat uns mit ihrer mecklenburgischen Freundin Charlotte Voß[2]) in diesen Tagen verlassen, um nach Grafenburg zur Wasserkur zu gehen, da sie sehr leidend war. Mit diesen beiden liebenswürdigen Mädchen entgeht uns viel. Dafür schließen Anna, Therese und ich uns desto fester zusammen Auch haben wir einige der jüngeren Mädchen, die hier zu den Stunden hergekommen und sich uns sehr angeschlossen haben, jetzt öfters des Abends zum Lesen bei uns, wo wir auch sonst durch Umgang und Gespräch sie zu bilden suchen. Daß Fröbels weggehen, ist nun entschieden.[3]) Er wird seine Stunden

---

[1]) Dieser Brief soll am Ende des Winters, vielleicht im Februar 1851 geschrieben sein.

[2]) Charlotte Voß ist später die zweite Frau von Friedrich Althaus geworden.

[3]) Frau Clara Bach hat sich geirrt, wenn sie in den obenangeführten Artikeln behauptet, die Hochschule hätte im April 1850 durch den Rücktritt von Fröbel zu existieren aufgehört. Wir sehen in M. von Meysenbugs Briefen, daß sie noch 1852 bestand. Nur das ist richtig, daß der Senat die Freie Gemeinde und die Hochschule im Frühling 1853 auflöste.

hier fort geben; diesen Sommer wollen sie aufs Land ziehn und im Herbst eine Privatpension, wo die Mädchen dann hierher zu den Stunden kommen, errichten. Es löst sich alles ganz in Frieden, und das ist auch recht, aber zusammen konnten wir nicht, weil Fröbels etwas andres wollen, als was die Anstalt nun einmal, wirklich mehr durch die Umstände als durch Absicht, geworden ist, nämlich nicht eine Erziehungsanstalt für junge Wesen, sondern eine Fortbildungsanstalt für Erwachsene, die hier in geistiger Gemeinschaft sich selbst und einen großen Kreis von Menschen zum Verständnis des Lebens und seiner tiefsten Fragen fördern. Wir hoffen sehr, eine ältere Frau, Witwe eines Professors, die jetzt in Potsdam lebt, zu gewinnen, mit der gemeinschaftlich ich dann den Vorstand übernehme. Sie hat Freunde hier, die sie als ausgezeichnet schildern. Sie war lange Lehrerin bei der Herzogin von Dessau und soll sehr feine Formen haben, dabei aber einen reichen Geist und ein tiefes, liebevolles Herz; also alle Eigenschaften, die man wünschen kann. Sie lebt jetzt nur der Pflege der Armen und dem Unterricht armer Kinder. Dies kann sie hier mit unsrer Hilfe fortsetzen und zugleich noch ein andres reiches Feld bebauen. Ich hoffe sehr, daß sie es annimmt, denn ihre Briefe sind so köstlich, frisch und geist- und gemütvoll, daß ich sie daraus schon sehr liebe. Dann brauchen wir keinen Mann im Haus, da die Lehrer immer bereit sind, zu kommen und die Honneurs zu machen oder die Unterhaltung abwechselnd zu machen. Es ist ein Jammer, daß Theodor Althaus da draußen in dem einsamen Wandsbeck sitzen muß. Er kommt freilich herein, aber doch nur selten, sonst könnte er gerade unendlich viel für uns tun. Er will im Sommerhalbjahr Vorträge hier halten, auf die wir uns alle sehr freuen, da sie gewiß sehr geistvoll werden, über Religionsgeschichte und Erklärung der Dichter mit Literaturgeschichte. Doch ist es sehr möglich, daß uns die Oesterreicher noch einen Strich durch die Rechnung machen, so gut wie bei der Schule. Es ist ordentlich widerwärtig, diese Masse von müßigen Menschen hier herumlaufen zu sehen. Sonst gefällt mir Hamburg immer besser, die ganze Stadt ist mir angenehm.

*

21. April 1851.

Meine Stunden für den Sommer werden sich sehr reduzieren, da Theodor Althaus vorerst wenigstens gar nicht kommt, weil die Wasserkur ihre Patienten nie so leicht losläßt und er unter ein paar Monaten nicht von da wegkommen wird. Dafür will ich mich in einigen Dingen ganz fest zu machen suchen, die zum Lehren notwendig sind; so will ich den deutschen Sprachkursus noch einmal von vorn wieder mit anfangen, da ich mich zum Unterrichten noch nicht sicher darin fühle.

Ich habe jetzt auf meine eigne Hand angefangen, mehreren armen Kindern Unterricht zu geben; ich hoffe, daß sich dieses mit der Zeit zu einer Klasse ausdehnen wird, in der die Hochschülerinnen Unterricht geben, so Gelegenheit erhalten, gleich praktisch ihre Kenntnisse anzuwenden, und vielen armen Kindern dadurch eine Gelegenheit zum Lernen geboten werden wird, die ihnen ihre Mittel sonst

nicht gestatten würden. Das ist mein Plan, bei dem ich zunächst freilich auch mich selbst, das heißt meine praktische Uebung, im Auge habe.

*

2. Mai (1851).

Liebe Mutter! Mit inniger Betrübnis habe ich durch Laura erfahren, daß ich wieder, diesmal aber doch sehr indirekterweise, Veranlassung zu einer schmerzlichen Aufregung für Dich gewesen bin, nachdem mir Dein Brief die freudige Hoffnung einer schließlichen Versöhnung, wie sie allein recht ist, in Freiheit und Liebe, gegeben hatte. Das Gefühl, was Dich damals bewog zu schreiben, hatte recht, liebe Mutter; ihm vertraue und sei gewiß, es wird Dich nicht täuschen. Die Freiheit, die Du deinen andern Kindern gönnst, ihre Wege zu gehen, die mußt Du auch mir zuerkennen, denn ich suche nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Edle wie sie. Daß es auf anderm Wege geschieht, das ist freilich traurig, aber es läßt sich nicht ändern, und ist denn nicht die Hauptsache die, daß wir edle Menschen sind und nur das Edle wollen? Ich kann Dir versichern, daß ich nach meiner Rückkehr aus Detmold [1]) so still gelebt habe, so ganz nur auf die Arbeit und Hochschule beschränkt, daß wahrlich man die Menschen um ihrer geheimsten Gedanken willen verdächtigen muß, wenn man etwas auf mich bringen will. Verbindungen habe ich gar keine, außer mit Kinkels, dann und wann ein Brief, die aber immer mehr persönlich und literarisch als politisch sind. Ich höre nur viel hier und weiß daher manches, weil so viel Menschen hier durchkommen und so viel Nachrichten sich hier kreuzen. Geschrieben habe ich gar nichts in neuerer Zeit, außer jenen Aufsatz in der Kolatschek-Monatsschrift, der schon vor Jahr und Tag, noch von Detmold aus, als sie noch nicht verboten, sondern in voller Aufnahme war, dahin abgeschickt ward. Darum beruhige Dich, liebe Mutter, und sorge nicht. Man kann die nur bedauern, die sogar vor den Gesinnungen eines Mädchens sich fürchten.

Wir haben in diesen letzten Tagen recht schöne ernste Stunden gehabt. Der alte Diesterweg ist nämlich hier, und so ist mir die Bekanntschaft, die mir schon in Berlin von Emils Schwägerin versprochen war, nun auch zuteil geworden. Er ist ein prächtiger alter Mann, voll Geist und Teilnahme für die Jugend, und habe ich mit ihm herrliche Gespräche gehabt. Er interessiert sich sehr für die Hochschule, und es ist sogar Hoffnung, ihn dafür zu gewinnen, wenn seine Frau sich entschließen kann, Berlin, wo sie ihre Söhne und Freunde hat, zu verlassen. Es soll eine liebenswürdige Familie sein, und würde der Hochschule sein berühmter Name viel nutzen.

Leb wohl, liebe Mutter, laß Dich nicht immer wieder irre machen in dem Vertrauen auf Deine M.

*

[1]) Malwida von Meysenbug hatte die Osterferien in Detmold in ihrer Familie verbracht.

Freitag, 5. Dezember (1851).[1]

Liebe Mutter!

Heute morgen erhielt ich Deinen Brief und danke Dir innigst. Ich habe hier viele Menschen, die angenehm und unterhaltend sind und durch die verschiedenartigen Berührungen immer etwas Neues und Angenehmes bieten. Meine Hausgenossinnen sind mir mehr oder minder sehr lieb, auch außerdem habe ich einige weibliche Wesen, zu denen ich in näheren Beziehungen stehe. Außer der Wüstenfeld ein Fräulein Hahn, eine Jüdin zwar, aber von so tüchtigem Charakter, heller Einsicht und Aufopferungsfähigkeit für alles Große und Gute, daß ich ihr aufrichtig zugetan bin. Auch ein Fräulein Jahnke, die mit ihrer Mutter und Schwester zur Gemeinde gehören, hab' ich sehr gern. Von Freunden hab' ich nun freilich nur Wiebel, Volckhausen[2]) und jetzt einen jungen Campe, den Bräutigam der jüngeren Jahnke, einen wahren Prachtmenschen, der bisher noch in Tübingen studierte, öfter hier war und diesen Winter nun ganz hier ist. Den lieb' ich außerordentlich; er ist wie ein junger Löwe, ein Feuerkopf voll Kraft und Energie, aber eine reine, hohe Seele und gründliches Wissen. Außerdem manche andre Herren, Bekanntschaften, die hier stets angenehm zu sehen und zu sprechen sind. Ich habe in dieser Woche sehr geschwärmt und bin von dem Ungewohnten todmüde.

Dienstag abend war ein Bekannter bei uns, der uns einen selbstgeschriebenen Roman vorlas. Dies war zwar ein stiller Abend, aber wir blieben doch sehr angeregt lange auf.

Mittwoch abend war ein großes Fest in der Gemeinde. Es war nämlich das fünfjährige Stiftungsfest. Schon am Sonntag hatten wir bei der Predigt große Musik einstudiert, herrliche Gesänge und eine erhebende Feier. Nun war ein Abendessen arrangiert, an dem auch viele Fremde, Freunde der Gemeinde, teilnahmen. Es war ein reizender Abend. Alle meine Hausgenossen waren mitgegangen, nur die Doktorin und Anna wurden unwohl und blieben zu Hause. Dort wurde man von dem Vorsteher der Gemeinde empfangen und in einen Saal geführt, wo man erst sprach, dann ging es unter Musik in den Eßsaal, wo drei enorme Tafeln die Gäste pêle-mêle aufnahmen, so daß kein Rangunterschied stattfand und der Handwerker neben dem reichen Kaufmann und so weiter saß. Bei Tisch war es sehr munter, ohne daß der leiseste Exzeß die Freude getrübt hätte. Herzliche Toaste, mitunter von einfachen Handwerkern, wurden gebracht. Besonders schön aber war der von Campe, der dabei ein Rednertalent entwickelte, welches hinreißend war. Nach Tisch, welcher erst nach ein Uhr nachts beendet

---

[1]) Wir haben mehrere Briefe vom Jahre 1851 beiseite gelassen. Sie bringen wenig Neues. Man kann in den Memoiren lesen, wie Theodor Althaus, plötzlich brustkrank geworden, den ganzen Sommer im Bad Stuer blieb, wo ihn Fräulein von Meysenbug besuchte. Im Herbst siedelte er nach Gotha über, wo er in einer Heilanstalt Anfang 1852 starb. Fräulein von Meysenbug besuchte ihn auch in Gotha in den letzten Tagen des Jahres 1851.

[2]) Volckhausen ist mehrmals in den „Memoiren einer Idealistin“ unter dem Namen „Der Demokrat“ erwähnt.

wurde, fing man an zu tanzen, und ich war in so reiner Freude gestimmt, daß ich — hört, hört! — einen ganzen Tanz mit Geißler tanzte. Nachher wollt' ich freilich nicht mehr, sondern unterhielt mich bald mit diesem, bald mit jenem und fühlte mich völlig heimisch da, wo nicht mehr das Band der Etikette, sondern gemeinsamen geistigen Strebens und wirklicher Brüderlichkeit einen großen Menschenkreis verband. Um drei Uhr gingen wir durch eine sternenhelle Nacht, von Geißler und Volckhausen begleitet, nach Hause.

Gestern nun, den Abend darauf, war bei uns großer Donnerstag und wirklich großer, denn es war enorm voll. Es wurde ein Aufsatz von mir vorgelesen, trotzdem ich es gar nicht gewollt hatte, da die Autorineitelkeit wirklich nicht mein Fehler ist. Gottschall, der auch da war, sagte nachher: „Sie müssen Hegel sehr studiert haben," und da ich dies mit voller Wahrheit verneinte, sagte er: „Nun, dann sind Sie eine geborene Hegelianerin." Die Geschichte dauerte auch wieder bis nach zwölf, so daß ich heute erst nach neun Uhr aufstand und todmüde bin, auch dekretiert habe, daß ich mir das Zehnuhrglöckchen lobe, so daß man den andern Tag hübsch früh auf kann und in sein nasses Tusch hinein und dann spazieren. Doch bereue ich es nicht, denn das Gemeindefest war schön und erhebend und doppelt so unter dem Druck dieser Zeit.

Heute kommt unser Romanleser wieder und liest das Ende; morgen ist unser Volckhausen-Abend, doch die sind solid.

Hier ist alles in großer Spannung wegen der Pariser Ereignisse, deren Kunde wir hier in unglaublicher Schnelle durch die Telegraphen haben. Daß Louis Napoleon einen Staatsstreich machen würde, war ja kein Zweifel, aber eine solche Unverschämtheit hat ihm doch niemand zugetraut. Sie wird ihm aber teuer zu stehen kommen.

Erfreulich war der Kossuth-Jubel in England, ein Tribut gegen einen großen Menschen, der nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Geschichte Europas sein wird.

All dem Bisherigen sieht man es nicht an, wie ernst doch eigentlich meine Stimmung die ganze Zeit war und ist. Die Krankheit Theodors hat für mich doppelt Schmerzliches, da vielleicht niemand so die Fülle seiner edeln Natur gekannt hat wie ich. Was ihn oft für andre ungenießbar machte, ist wohl zum Teil jetzt sehr aus seinem Körper zu erklären und muß ihm daher noch nachträglich vergeben werden. Er hat furchtbar gelitten, das hab' ich ja zum Teil gesehen, und kann er nicht wieder gesund werden, so ist es besser, er stirbt, so traurig das auch ist. Doch ist auch sein kurzes Leben kein vergebliches gewesen, und feuriger Dank für die Geistesspenden, die er ausgeteilt, folgt ihm nach.

Herzlichen Gruß an alle und Dir die Versicherung treuester Liebe.

Deine

M.

*

Den 22. Dezember (1851).

Liebe Mutter, ich komme wieder als ein kleines erbärmliches Christkindchen

angezogen, das sich aber durch seine Liebe und Herzlichkeit rekommandiert, mit der es seine kleinen Gaben anbietet.

Nun, Ihr werdet aber schon vorlieb nehmen. Ich schwankte lange, ob ich nicht selbst als Christkind kommen sollte, und hatte die größte Sehnsucht danach, Euch wiederzusehen, besonders Dich, die Schwestern und die kleinen Knaben. Aber ich dachte einesteils die Jahreszeit, dann die Reisekosten für so kurze Zeit, die es doch nur hätte sein können, und endlich die Klagen meiner Hausgenossen, wenn ich sie nun verlassen wollte, auch vielerlei Beschäftigungen, die in dieser Ferienwoche vorgenommen werden sollten. So gab ich denn meinen Wunsch, obwohl mit großem regret, auf, und bin noch nicht darüber hinaus; es tut mir noch leid. Mein Herz, wißt Ihr also, ist unter Euch bei Euerm Fest.

Diesen Winter ist das Leben hier noch sehr gemütlich, und ich genieße es noch recht. Wir haben zum Weihnachtsfest uns wieder sechs arme Kinder bestellt, die beschenkt werden, dann sollen wieder die Schillingsgaben unter uns selbst stattfinden; ein paar Freunde, wie Volckhausen zum Beispiel, werden wohl kommen, sonst sind wir aber ganz still. Doch lern' ich ordentlich diesen Winter Kindergarten und hoffe bald eine theoretisch und praktisch tüchtige Kindergärtnerin zu sein. Dieses ist so interessant, wenn es von klugen Menschen in die Hand genommen und mit Liebe weitergebildet wird, daß es mir sehr zusagt, um so mehr, da meine Augen nicht dabei angestrengt werden. Auch gewinnt die Idee des Kindergartens immer mehr Bedeutung, und wenn Deutschland sie, wie so vieles Gute, verstößt, so blühen sie dagegen in England und Amerika auf.

*

Hamburg, 27. Dezember (1851).

Liebe Mutter, vielen herzlichen Dank für den schönen heiligen Christ, mit dem Ihr mich überrascht habt.

Unser Weihnachtsfest war klein und still, aber sehr hübsch. Ich muß selbst sagen, daß ich nicht leicht eine poetischere Ausschmückung gesehen habe, obwohl sie mein Werk war, notabene mit so geringen Mitteln. Unser Saal war zur Hälfte durch einen Teppich abgeteilt; vor demselben stand auf der Erde ein riesiger Tannenbaum, bloß mit vielen Lichtern, sonst gar nicht behangen, von da aus zu beiden Seiten im Halbkreis standen Blumentöpfe mit hohen Gewächsen aller Art. Ich hatte alles von Blumen von nah und fern zusammengeschleppt, alles mit Kränzen von Tannenzweigen verbunden, dazwischen auf der Erde eine Menge Lampen und in diesem grünen Garten für jeden sein besonderes Plätzchen, das heißt Stühle mit Teppichen bedeckt. Wir schenkten uns wieder nur Schillingsgaben, das heißt es kamen doch ziemlich viel Schillinge heraus, und ich erhielt eine Menge netter kleiner Sachen, einen Lichtschirm, Schleier, Band, Tuch u. s. w.

Volckhausen hatte uns auch allen kleine Gaben mitgebracht, wo sehr hübsch Knittelverse bei waren, die für einen jeden Beziehungen enthielten, unter denen die der kleinen Doktorin ganz besonders amüsant waren und sie zum höchsten Entzücken brachten, da sie gutmütig genug ist, sich mit ihren kleinen Schwach-

heiten necken zu lassen. Sieben arme Kinder teilten unser Fest und bekamen reichliche Gaben. Wir blieben bis zwölf Uhr zusammen und waren ganz vergnügt. Den ersten Weihnachtstag waren einige aus, wir andern waren bei der Wüstenfeld, wo der junge Campe war, von dem ich, glaube ich, schon schrieb, ein sehr interessanter begabter Mensch, mit dem wir uns sehr gut unterhielten. Derselbe predigte auch gestern morgen in der Freien Gemeinde, ganz wunderschön. Heute mittag begegnete ich auf dem Spaziergang Geißler, der vor einer Stunde erst von Hildesheim zurückgekommen war. Er kam gleich mit uns, sich sein Weihnachten zu holen, und freute sich sehr darüber. Ich freue mich, daß die Schwestern in Brasilien eine so schöne Geldquelle entdeckt haben; ich wollte nur, ich könnte mir auch eine graben. (Schluß folgt)

Die Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Shakespeare durch H. Conrad

Von

Prof. Chr. Eidam (Nürnberg)

Wenn man ein auffallendes Beispiel nennen will, wie zähe die öffentliche Meinung eine Ansicht, die sie sich gebildet hat oder die ihr von andern beigebracht worden ist, festhält trotz aller darin enthaltenen Irrtümer, so darf man nur auf die Vorgeschichte dieser Revision und auf das Ansehen hinweisen, das der Schlegel-Tiecksche Shakespeare nun schon ein Jahrhundert lang in Deutschland genießt. Für die weitesten Kreise unsers Volkes ist der Name Shakespeare untrennbar mit den Namen Schlegel und Tieck verbunden. Sie haben von Jugend auf nie anders gehört und wissen gar nicht anders, als daß dies *die* Shakespeare-Uebersetzung schlechthin ist. Keine der andern, wenn auch oft im einzelnen besseren Uebersetzungen konnte recht gegen jene aufkommen. Daß schon die gewöhnliche Angabe auf dem Titelblatt: „*übersetzt*“ von A. W. Schlegel *und* L. Tieck einen Irrtum enthält, daran denkt man nicht. Bekanntlich hat nun aber Schlegel nur siebzehn Dramen übersetzt, und die andern wurden nicht etwa von Tieck selbst, sondern nur unter dessen Leitung von seiner Tochter Dorothea und von Wolf von Baudissin übertragen. Die Arbeit beider steht hinter der ihres Vorgängers bedeutend zurück, die Leistung Dorotheas noch mehr als die Baudissins. Trotzdem hat man das Ganze immer als ein in Stil und im ganzen Ton einheitliches Werk hingestellt und gepriesen. Die Meisterschaft Schlegels, den Wert seiner Uebersetzung als eines bedeutenden Denkmals der deutschen Literatur, seine Verdienste um die Verbreitung der Werke des großen Briten in Deutschland hat noch kein Vernünftiger verkannt. Aber auf der andern Seite ist man viel zu weit gegangen, wenn man seine *Unübertrefflichkeit* auf den Schild erhoben hat, wenn man seine Arbeit wie ein

Original, das doch eine Uebersetzung nie ist und nie sein kann, vor jedem fremden Eingriff schützen wollte; eine Forderung, die vor allem Bernays vertreten hat, die er aber — und das zeigt sofort die ganze Unhaltbarkeit dieser Ansicht — selbst nicht überall durchführen konnte, indem ihn doch sein philologisches Gewissen und die Rücksicht auf den Dichter gezwungen hat, an einigen Stellen Schlegel zu verbessern, also selbst das zu tun, was er sonst als einen Frevel brandmarkt. Der Schlegel-Tiecksche Shakespeare weist auch in dem von Schlegel selbst bearbeiteten Teile naturgemäß neben all dem großartig Gelungenen eine Reihe Fehler und Mängel, teils Mißverständnisse des Originaltextes, teils sprachliche Härten und Sonderbarkeiten auf. Damit spricht man ja in vielen Fällen gar keinen Vorwurf gegen den Uebersetzer selbst aus, dem eben damals die Hilfsmittel, die uns heutzutage in reichem Maße zum besseren Verständnis des Urtextes zu Gebote stehen, zum größten Teil fehlten und für den auch die Sprache damals noch kein so gefügiges Werkzeug war wie heute für uns. Es ist nun doch eine Uebertreibung der Pietät gegen den Uebersetzer, alle jene Mängel, auch wenn man sie jetzt deutlich als solche erkennt und leicht verbessern kann, immerfort weiterzuverbreiten, nur weil er sie damals so niedergeschrieben hat. Daß man sich damit gegen die Wahrheit und den Geist des Dichters vergeht und zugleich die Rücksicht auf den deutschen Leser, der das Recht hat, eine richtige und möglichst gute Uebersetzung zu erhalten, gänzlich beiseitesetzt, das läßt sich doch keinen Augenblick bestreiten. Nur einige wenige Beispiele. Wie unangenehm wirken in der alten Uebersetzung die vielen Verkürzungen der Wörter, so: die Summ', Eu'r Gatt' ist fort, ich atm', dein Auge red't, dann im „Kaufmann von Venedig" (II, 8, 15):

Mein' Tochter — mein' Dukaten — o mein' Tochter!
Fort mit 'nem Christen — o mein' christliche (!) Dukaten!
Recht und Gericht! mein' Tochter, mein' Dukaten!

ferner die häufig vorkommenden veralteten Ausdrücke, wie im „Cäsar": Worauf Ihr bei mir dringt, das a h n d' ich wohl (für ahnen), ebenso in „Richard II.": Wenn A h n d u n g e n des Herzens mich nicht äffen; ebenda: (die Ehre), ohn' die der Mensch bemalter L e i m (für Ton) nur wäre; die M u t u n g meiner Lehen u. s. w. Diese altertümlichen, nicht mehr allgemein verständlichen Ausdrücke in Verbindung mit mancher verschrobenen Satzkonstruktion gaben der Uebersetzung oft etwas Hartes und Steifes, was schon den Zeitgenossen Schlegels unangenehm auffiel und heutzutage auf unser Ohr noch ungünstiger wirkt. Welcher aufmerksame Leser und Hörer, der rein sachlich prüfend der alten Uebersetzung nähertritt, hätte dies nicht schon selbst erfahren. Wer hätte ferner nicht schon Anstoß genommen an Fehlern und Unbegreiflichkeiten, wie in der berühmten Leichenrede des Antonius, wenn dieser ausruft (infolge eines längst als Druckfehler erkannten Irrtums im englischen Texte, writ für wit):

Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist,
Ich habe weder S c h r i f t l i c h e s noch Worte,

Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menschen Blut zu reizen,

dann, wenn Hamlet in dem Liebeslied an Ophelia sagt:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht

(wonach das Lügenhafte der Wahrheit ebensowenig zu bezweifeln wäre wie der Sonne und der Sterne Klarheit; das englische doubt [doubt truth to be a liar] hat eben in dieser Verszeile die Bedeutung „argwöhnen“); ferner wenn wir bei Schlegel in „Wie es euch gefällt“ von Celias Flucht lesen:

(Die Frauen) fanden morgens früh
Das Bett von ihrer Herrin ausgeleert,

oder wenn im „Kaufmann“ in der Gerichtsszene Graziano zu Shylock sagt:

... einen Wolf regierte
Dein hünd'scher Geist, der, aufgehängt für Mord,
Die grimme Seele weg vom Galgen riß
Und, weil du lagst in deiner schnöden Mutter,
In dich hineinfuhr.

Da nun tatsächlich im alten Schlegel-Tieckschen Shakespeare derartige Mängel und Fehler in nicht geringer Zahl vorkommen — es ließen sich darüber ja sehr viele Beispiele zusammenstellen —, anderseits aber diese Uebersetzung auch ihre großen Vorzüge hat und eine Reihe Dramen sich gerade in dieser Form bei uns eingebürgert haben, so kann man bei einigermaßen logischer Schlußfolgerung doch nur zu dem Standpunkte kommen, dem der berühmte Uebersetzer Gildemeister in der Einleitung zu seiner für die Bodenstedtsche Ausgabe gelieferten Bearbeitung des Schlegelschen „Julius Cäsar“ mit folgenden Worten Ausdruck gegeben hat: „Ich habe es bei Schlegels Wort bewenden lassen, wo nach meinem Urteil Schlegels Wort das richtige war, und bloß da, wo ich eine Verbesserung für möglich hielt, eine solche versucht.“ Dies war auch von Anfang an mein eigner Standpunkt, der mich veranlaßte, wiederholt an die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft den Antrag zu stellen, sie möge für eine Neubearbeitung des Schlegel-Tieck sorgen. Damit wollte ich dieses Werk nicht durch eine völlig neue Uebersetzung verdrängen, sondern nur von seinen stärksten Mängeln reinigen lassen. Das Verhalten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in dieser Frage war von jeher widerspruchsvoll. Die Verbesserungsbedürftigkeit des Schlegel-Tieck konnte man ja unmöglich leugnen, und unter der Leitung Ulricis hatte man schon in den Jahren 1867 bis 1871 eine umfangreiche gereinigte Ausgabe veröffentlicht, sonderbarerweise legte man aber der späteren Volksausgabe nicht diesen gereinigten Text zugrunde, sondern druckte darin wieder die meisten Fehler und Mängel des alten Schlegel-Tieck ab, wobei

freilich — und das ist ein erneuter Widerspruch und steht nicht im Einklang mit der Einleitung zu diesem Werke — „Macbeth“ statt nach dem von Dorothea Tieck verfaßten Texte in einer neuen, zwar im einzelnen richtigeren, jedoch im ganzen kaum viel besseren Uebersetzung gegeben wurde. Nachdem die Shakespeare-Gesellschaft durch ihren Beschluß vom Jahre 1900 ausdrücklich erklärt hatte, „daß die Herstellung eines korrekteren Textes wünschenswert sei“, die Ausführung meines Antrags jedoch auf die lange Bank geschoben und meinen erneuten Antrag im Jahr 1901 gänzlich abgelehnt hatte, war sie in eine bedenkliche Sackgasse geraten, aus der ihr der damalige erste Präsident, Dr. W. von Oechelhäuser, dadurch heraushalf, daß er die Revision seiner „im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ veröffentlichten Volksausgabe dem Professor an der Hauptkadettenanstalt Großlichterfelde, Hermann Conrad, übertrug. Der Beschluß der Generalversammlung vom Jahre 1902 nannte dies ein „dankenswertes“ Unternehmen, durch das „eine wesentliche Förderung des Verständnisses Shakespeares im deutschen Volke gesichert“ werde. Nach mancherlei Zwischenfällen, auf die ich hier nicht noch einmal eingehen will, wurde auch 1903 erklärt, die Generalversammlung „halte an dem Beschlusse vom vorigen Jahre fest“.

H. Conrad, ein gründlicher Kenner der englischen Sprache und Literatur und vollständig auf der Höhe der heutigen Shakespeare-Forschung stehend, was er schon vorher durch treffliche Schriften bewiesen hatte, machte sich mit bewundernswerter Arbeitskraft und großem Verständnis und Geschick ans Werk und führte die Neubearbeitung in verhältnismäßig erstaunlich kurzer Zeit zu Ende, so daß wir seit kurzem — die einbändige Volksausgabe soll etwas später erscheinen — die neue Revision in fünf von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart hübsch und geschmackvoll ausgestatteten Bänden, in Liebhaber-Halbfranzband M. 20.—, geb. M. 15.—, geh. M. 10.—, vor uns haben. Zu meiner lebhaften Freude kann ich nach eingehender Prüfung einer Reihe von Dramen und vieler Einzelstellen sagen, daß es Conrad vollkommen gelungen ist, wie ich es in meinem Gymnasialprogramm[1]) ausdrückte, „dem gebildeten deutschen Leser die Werke des großen Briten in einer Form vorzulegen, die, *unbeschadet der Kraft des dichterischen Ausdrucks*, den Anforderungen möglichst entspricht, die wir heute an die Sprache stellen, in einer Form, die nicht nur im ganzen, sondern auch im einzelnen den Urtext getreu wiedergibt und die nicht durch sprachliche Sonderbarkeiten und Härten den Genuß der Dichtung stört“. Die obenerwähnten Mängel findet man hier nicht mehr. Daß mancher mit der Wiedergabe einzelner Stellen vielleicht nicht ganz einverstanden ist — ich selbst wünschte einzelnes hier und da auch noch ein wenig anders —, das ist unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. Oft hängt das mit der Auffassung des ja häufig mangelhaft überlieferten Grundtextes zusammen, über den auch englische Leser und Erklärer nicht selten ganz verschiedener Meinung sind.

---

[1]) „Bemerkungen zu einigen Stellen Shakespearescher Dramen sowie zur Schlegelschen Uebersetzung“. Nürnberg 1898, Stich.

Aber derartige, noch nicht völlig befriedigende Stellen verschwinden geradezu gegenüber der außerordentlich großen Zahl derjenigen, die von Conrad vortrefflich verbessert worden sind, und besonders gegenüber dem Gesamteindruck seines Werkes. Dies sei hier noch durch einige Beispiele bewiesen, wobei der frühere Wortlaut in Klammern daneben gesetzt werden soll. Zuerst einige der von Schlegel übersetzten Stücke. Im „Kaufmann von Venedig“: Mein Kaufgut (Schlegel: Vorschuß) ist nicht einem Schiff vertraut. II, 4 heißt es von dem geplanten Maskenspiel: Wenn es nicht sinnreich angeordnet wird (Wenn es nicht zierlich anzuordnen steht!). In der Gerichtsszene IV, 1 sagt Porzia zu Shylock: Und dieser Fall, sag' ich, liegt vor bei dir (In der Benennung [!], sag' ich, stehst du nun). In der berühmten Stelle über die Harmonie der Sphären im V. Akt: So voll von Wohlklang ist die ew'ge Seele (So voller Harmonie sind ew'ge Geister). Letzteres Wort ist hier ganz unverständlich. In „Julius Cäsar“, II, 1: Doch nicht befleckt die Reinheit unsers Handelns (Entehrt nicht so den Gleichmut unsrer Handlung). III, 1: In wie entfernter Zeit | Wird man dies hohe Schauspiel wiederholen | In ungebornen Staaten und in neuen Sprachen (Schlegel: In neuen Zungen und mit fremdem Pomp). „Richard II.“: In II, 2 steht in Gaunts berühmtem Preise Englands: Erhab'ner Fürsten Mutterschoß und Amme (Die Amm' und schwangre Schoß [!] erhabner Fürsten). Später sagt Gaunt zum König: Ei, Vetter, wärst du auch Regent der Welt, | So wär' es Schmach, dies Land in Pacht zu geben. | Doch, da dies Land ist deine ganze Welt (Schlegel: Doch, um die Welt! Da du dies Land nur hast) Ist es nicht mehr als Schand', es so zu schänden? II, 4 (Euer Beisein) Das, ich versichre, über meine Reise | Mühsel'gen Lauf hat mich hinweggetäuscht (Das, ich beteur' es, die Verdrießlichkeit | Und Dauer meiner Reise sehr getäuscht). In derselben Szene fragt Berkeley den während der Abwesenheit des Königs aus der Verbannung mit einem Heere zurückgekehrten Bolingbroke: (Was veranlaßt euch) Des Königs Fernsein euch zunutze machend, | Den Frieden unsrer Heimat wegzuschrecken | Mit eigenmächt'gen Waffen (Von der verlaßnen Zeit — unverständlich! — Gewinn zu ziehn | Und unsern heim'schen Frieden wegzuschrecken | Mit selbstgetragnen Waffen). In der Absetzungsszene klagt Richard: (Christus) Fand in der Zahl von zwölfen alle treu, | Nur einen nicht (Schlegel: Auf einen nach); ich von zwölftausend keinen. Die darauffolgenden Worte hat Schlegel, wie auch andre Uebersetzer, mißverstanden. Richtig Conrad: Gott schütz' den König! wenn ich's gleich nicht bin; | Und Amen doch! ist er's nach Gottes Sinn (Schlegel: bin ich's nach Gottes Sinn).

In dem von Baudissin übersetzten „Othello“ hat Rodrigo, der früher selbst um Desdemona geworben hatte, ihrem Vater Brabantio von ihrer Flucht Mitteilung gemacht. Dieser sagt, indem er sich in seiner Bestürzung bald an die Diener, bald an Rodrigo wendet: Weckt meinen Bruder. — Wär' sie Euer doch! | Den Weg geht ihr — den ihr! Baudissin hatte dem Sinne nach ebenso richtig geschrieben: Ihr diesen Weg, ihr jenen! Aber Tieck ersetzte diese Worte

durch die unverständlichen und unmöglichen: Auf welche Art auch immer! die auch Oechelhäuser in seine Volksausgabe aufnahm. In der ergreifenden Schlußszene des „Lear" faßt Conrad mit Recht, ebenso wie Koppel, der diese Ansicht überzeugend begründet hat, den Ausruf des Königs: This is a dull sight! als auf Cordelia sich beziehend, und sagt dafür: Ein trüber Anblick ist's. Oechelhäuser in der Volksausgabe sagt dafür, indem er die Worte auf Lears Augen bezieht: Wie dunkel ist es hier! und Baudissin hat nach der Ausgabe von Bernays, der auch die Handschriften der Uebersetzer mit beigezogen hat, die hier rätselhaften und störenden Worte: O wunderbarer Anblick! Aus dem von Dorothea Tieck übersetzten „Macbeth" möge nur eine Stelle erwähnt werden, um zu zeigen, wie gründlich sie oft den englischen Text mißverstand. IV, 3 sagt Rosse, indem er von dem Unglück Schottlands spricht, in Conrads Revision: Wo wilder Schmerz | Nur Alltagsregung ist. Diese Fassung ist besser als die Oechelhäusersche: Wo heft'ger Kummer | Alltägliche Erregung scheint. Dorothea Tieck aber schrieb und Bernays druckte es geduldig nach: Verzweiflung gilt | Für töricht Uebertreiben, was auch nicht die leiseste Aehnlichkeit mit dem englischen Wortlaut hat: where violent sorrow seems | A modern ecstasy.

Um zu zeigen, wie gut es Conrad versteht, die bei Shakespeare so häufigen Wortspiele wiederzugeben, mögen hier die von Joh. von Gaunt an seinen Namen geknüpften Betrachtungen über seinen Zustand angeführt werden (Richard II., II, 1):

Der alte Gaunt! — O, wie der Name doch
Zu meinem Zustand paßt! Denn Gaunt heißt elend.
In mir hielt Kummer lange Fastenzeit;
Wer sich enthält der Nahrung, der wird elend.
Weil England schlief, hab' lange ich gewacht;
Wachen macht hager, Hagerkeit ist elend.
Die Freude, wovon viele Väter leben:
Der Kinder Anblick, nahm mir langes Fasten;
Und durch solch Fasten machtest du mich elend.

Dadurch, daß Conrad hier den Ausweg ergreift, einfach die Uebersetzung des englischen Wortes gaunt zu geben: Gaunt heißt elend, lautet diese Stelle bei ihm viel natürlicher und ungezwungener als bei Schlegel, der das Wort Gant (Auktion) dabei zu Tode hetzt, das als provinzieller Ausdruck im Deutschen nicht einmal allgemein verständlich ist und außerdem ein Wortspiel nur dann bildet, wenn man den Namen Gaunts mit langem a, nicht, wie es heute wohl häufiger in England geschieht, mit langem offenen o spricht. Man lese ferner den Anfang von „Romeo" bei Conrad und vergleiche ihn mit Schlegel und man wird sehen, daß die Witzeleien und Wortspiele der beiden Bedienten Capulets bei jenem sich näher an den englischen Text anschließen und trotzdem sich viel besser lesen als in der Schlegelschen Fassung.

Wie steif und wenig poetisch Schlegel gelegentlich übersetzte, das zeigt sich besonders an den kleinen Liedchen, die hier und da in einigen Dramen eingestreut

sind. Wenn er z. B. in „Wie es euch gefällt" im Liede der Pagen (V, 3) übersetzt:

> Ein Liebster und sein Mädel schön, ...
> Die täten durch das Kornfeld gehn,
> Zur Maienzeit, der lustigen Paarezeit,

so ist der letztere Ausdruck außerordentlich alltäglich und prosaisch und kann keinen Vergleich aushalten mit dem anmutigen englischen: In the spring time, the only pretty ring time. Mit Recht hat hier Conrad das Dingelstedtsche: Zur Maienzeit, der lustigen Freienszeit, eingesetzt.

Mangelhaft ist bei Schlegel auch oft die Behandlung des Shakespeareschen Rhythmus. Er läßt z. B. Brutus dem Cassius den Tod Portias mit den Worten mitteilen:

> Kein Mensch trägt Leiden besser. Portia starb,

wobei ihn zu dieser auch grammatisch anfechtbaren Wendung nur seine Vorliebe für den nach dem alten Schema glatt dahinfließenden Jambus gebracht hat. Wie kraftvoll wird dagegen in Conrads dem Grundtexte genau nachgebildetem Verse: „Kein Mensch trägt Kummer besser. — Portia ist tot" durch den Trochäus Portia nach der vor der Cäsur stehenden überzähligen kurzen Silbe die schmerzerfüllte Stimmung des Brutus rhythmisch hervorgehoben!

Doch genug der Einzelbeispiele. Was den Gesamteindruck der Revision betrifft, so wird jeder, der einen größeren Abschnitt im Zusammenhange liest und ihn ohne Vorurteil auf sich wirken läßt, den ungeheuern Fortschritt gegenüber dem alten Schlegel-Tieck erkennen müssen. So kann man Conrads Neubearbeitung mit gutem Gewissen empfehlen, dem Shakespeare-Kenner wie dem einfachen gebildeten Leser wird sie reiche Belehrung und einen wirklichen Genuß bieten, niemand wird es reuen, sie sich angeschafft zu haben, und in keiner öffentlichen Bibliothek sollte sie fehlen.

Graf Hatzfeldts Briefe 1870/71

Die verwitwete Gemahlin des im Jahre 1901 verstorbenen deutschen Botschafters in London, Grafen Paul Hatzfeldt, hat die Briefe, welche ihr Gatte während des Krieges 1870/71 aus dem deutschen Hauptquartier an sie gerichtet, in einem stattlichen Bande erscheinen lassen, der kürzlich bei John Murray in London herausgekommen ist. Gräfin Helene Hatzfeldt, geborene Moulton, ist in Petit-Val bei Paris geboren — ihr Vater Amerikaner, ihre Mutter Französin — und so erklärt es sich, daß die Briefe in französischer Sprache abgefaßt worden sind. Es hätte nun allerdings am nächsten gelegen, sie in französischem Originaltext herauszugeben, dafür fand sich jedoch kein französischer Verleger, und so sind sie von Mr. John Bashford in das Englische übertragen und in London veröffentlicht worden, wo Graf Hatzfeldt die letzten sechs Jahre seines Lebens wirkte und wo er in der dortigen Gesellschaft, von der Königin Viktoria und dem König Eduard angefangen, eine große Anzahl Freunde hinterlassen hat. Die Briefe sind nicht in der Absicht geschrieben worden, sie jemals an die Oeffentlichkeit zu bringen, sie tragen voll-

ständig, ebenso wie die Briefe Bismarcks an seine Gemahlin, den Charakter einer eiligen, durch Geschäfte oft bedrängten Familienkorrespondenz. Gräfin Hatzfeldt hat sich jedoch zur Veröffentlichung entschlossen, weil sie eine in sich abgeschlossene Periode aus dem Leben ihres Mannes umfassen und manches Streiflicht sowohl auf die politischen Vorgänge, an denen er damals beteiligt gewesen, als auch auf das innere Leben jenes ambulanten Auswärtigen Amts werfen, das mit Bismarck in das Feld gezogen war.

Zur Zeit seiner Vermählung im Jahre 1865 war Graf Hatzfeldt zweiter Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Paris unter dem Gesandten Grafen von der Goltz. Die Pariser Welt und der Hof der Tuilerien waren damals auf der Höhe ihres Glanzes, und jene Jahre in Frankreich boten daher für das junge Paar außerordentlich viel Annehmlichkeiten. Im Jahre 1866, kurz vor Ausbruch des österreichischen Krieges, wurde Graf Hatzfeldt als erster Legationssekretär nach dem Haag versetzt, im Jahre 1868 in das Auswärtige Amt nach Berlin berufen. Infolge seiner Kenntnis der französischen Sprache und Verhältnisse in Frankreich wurde er dann im Juli 1870 ausersehen, den Bundeskanzler als diplomatischer Adjutant in das Feld zu begleiten, wo ihm während der Dauer des Krieges ein reiches Maß von Arbeit zufiel. Nach der Rückkehr blieb er zunächst im Auswärtigen Amt, von Bismarck sehr geschätzt. Der Kanzler pflegte ihn gelegentlich als „das beste Pferd aus meinem Stalle“ zu bezeichnen. Im Jahre 1874 ging Graf Hatzfeldt als Gesandter nach Madrid. Spanien hatte damals eine kritische Periode hinter sich, und Graf Hatzfeldt hat sich große Verdienste um die Herstellung der guten Beziehungen Spaniens zu den andern Mächten erworben. Vier Jahre später wurde er nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges Botschafter in Konstantinopel und begründete dort den deutschen Einfluß, der bis zu diesem Augenblick in Osteuropa vorherrscht. Im Jahre 1881 wurde er als Staatssekretär in das Auswärtige Amt zurückberufen, 1885 ging er als Botschafter nach London. Im Herbst 1901 zwang ihn seine erschütterte Gesundheit zur Einreichung seines Abschiedsgesuches, aber ehe er noch das Londoner Botschaftsgebäude verlassen hatte, starb er dort am 22. November. In England hat er ein ausgezeichnetes Andenken hinterlassen, da er stets bemüht gewesen war, zwischen Deutschland und Großbritannien freundschaftliche und dauerhafte Beziehungen zu begründen. Das Buch ist mit Illustrationen ausgestattet. Sehr interessant ist die unsers Wissens zum erstenmal veröffentlichte Diplomatengruppe, eine Gesamtaufnahme des diplomatischen Hauptquartiers, die Bismarck in der Mitte seiner Räte zeigt. Außer dem Kanzler selbst: Lothar Bucher, Abeken, Graf Paul Hatzfeldt, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Wartensleben, von Keudell, von Holstein, Geheimrat Wagener und Delbrück, der im Gespräch mit Bucher, mit Zylinderhut und Spazierstock, genau so aussieht, wie wir ihn noch Jahrzehnte hindurch haben durch die Straßen von Berlin wandern sehen.

Die Briefe beginnen mit Mainz, 2. August 1870. In dem ersten Brief aus Mainz beschreibt er ebenso wie Bismarck die außerordentlich lebhaften Ovationen, die dem königlichen Sonderzuge in Köln und Deutz dargebracht worden waren. Längs der ganzen Strecke waren alle Klassen der Gesellschaft durcheinander gemischt, in Essen zum Beispiel war eine größere Zahl von Arbeitern aufgestellt, denen Bismarck der Reihe nach die Hand schüttelte. „Es war ein kurioses Bild, ich wünschte, meine Mutter könnte es gesehen haben.“ (Gräfin Sophie Hatzfeldt suchte bekanntlich als Freundin Lassalles eine Rolle in der Arbeiterbewegung zu spielen.) Zum Schluß schreibt er: „Ich sah, Du warst etwas schwach, als Du dem Könige Lebewohl sagtest, aber er war es selbst noch viel mehr. Unterwegs änderte sich das. Als wir Magdeburg erreichten, machte er bereits Scherze. Er behauptete, ich sei ein französischer Offizier, und das verursachte ihm viel Vergnügen.“ Der Aufenthalt in Mainz dauerte bis zum 5. August, und die von dort täglich geschriebenen Briefe drehen sich wesentlich um das Quartier, um die Ankunft der Pferde, um die Sorge, daß er beim Aufbruch des Königs infolge der großen Anzahl der Mitglieder des Hauptquartiers werde zurückbleiben müssen und möglicherweise dadurch vom Kriege nichts zu

sehen bekomme. Dann kommen die ersten siegreichen Nachrichten von Weißenburg und Wörth, die im wesentlichen nur Bekanntes enthalten. Am 6. August fährt Hatzfeldt mit Keudell nach Alzey, Bismarck ist mit dem Könige in Begleitung von Bismarck-Bohlen und Abeken vorauf. In Alzey werden Keudell und Hatzfeldt von der Bürgerschaft mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen und bewirtet. Hatzfeldt berichtet vom Kampf bei Weißenburg, daß unsre Soldaten über die Turkos nicht im geringsten erschrocken gewesen seien, sondern zu lachen anfingen, als sie ihrer ansichtig wurden. Der folgende Tag führte beide Räte nach Kaiserslautern, wo sie gleich nach ihrer Ankunft sich nach dem Bahnhof begaben, um den König zu erwarten. Hatzfeldt berichtet, daß der König sehr befriedigt, aber ernst aussah, Bismarck war strahlend. Ihr Wirt, ein reicher Kaufmann, überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten und gab ihnen ein glänzendes Diner. „Alle Häuser sind beflaggt, zum erstenmal seit dem Jahre 1848 habe ich eine Menge schwarz-rot-goldner Flaggen gesehen, und wir sind in Bayern! Ich versichere Dir, daß das alles sehr interessant ist." Der Marsch geht weiter über Homburg nach Saarbrücken, wo der Aufenthalt am 9. und 10. August andauerte. Morgens um 8 Uhr am 10. August reitet Hatzfeldt mit Keudell auf das Schlachtfeld, am Nachmittage ist er beim Könige zu Tisch. Man kommt in den Kleidern, die man grade trägt, der einzige Luxus Hatzfeldts für die königliche Tafel ist ein reines Hemd. Ueber Forbach, St. Avold und Falkenberg geht der Weg nach Herny, wo für den 14. und 15. Aufenthalt genommen wird. Am 15. bricht der König sehr zeitig auf, um das Schlachtfeld des vorigen Tages zu besuchen, die Umgebung des Kanzlers erhielt die Erlaubnis, ihm zu Pferde zu folgen. Man ritt bis zu den Vorposten. Durch die Gläser konnte man nicht nur die Kathedrale von Metz, sondern auch die an den Befestigungen arbeitenden Franzosen erkennen. Hatzfeldt hatte die letzte Nacht hindurch kaum geschlafen, war infolgedessen sehr erschöpft, als mittags der Rückweg angetreten wurde. Bismarck bot ihm einen Platz in seinem Wagen an, der Wagen fuhr durch eine Menge von Biwaks und Truppen, die an dem Treffen teilgenommen hatten. Sie kamen von allen Seiten herbeigelaufen und riefen unaufhörlich Hurra, als sie des Königs ansichtig wurden, und von neuem für Bismarck. Ungeachtet dieser Aufregungen schlief Hatzfeldt neben dem Kanzler ein, unfähig, die Augen länger aufzuhalten, und letzterer tat schließlich das gleiche. Am 16. August kam man nach Pont-à-Mousson, von dort schrieb Hatzfeldt am 17. August über den blutigen Tag von Mars-la-Tour. Als er am Abend eben zu Bett gehen wollte, kam ein Diener mit der Meldung, daß der König um 4 Uhr früh nach dem Schlachtfelde des vorhergehenden Tages aufbrechen würde. Hatzfeldt blieb indessen zurück, weil er voraussetzte, daß an diesem Tage nichts vorfallen werde, und um seine Pferde zu schonen. Erst abends um 11 Uhr kam die Nachricht nach Pont-à-Mousson, daß den ganzen Tag über gefochten worden sei, daß der König und Bismarck nicht zurückkommen, sondern über Nacht auf dem Schlachtfelde bleiben würden. Hatzfeldt, Abeken und Keudell beschlossen infolgedessen, am nächsten Morgen hinauszugehen und reichlich Nahrungsmittel mitzunehmen. In Gorze war die Verstopfung durch Kolonnen und Truppen so groß, daß man zu Wagen nicht weiter konnte, man mußte die Reitpferde besteigen und gelangte so über das Schlachtfeld vom 16. endlich nach Rezonville, wo der König die Nacht zugebracht hatte. Seine Pferde standen vor der Tür gesattelt bereit. In diesem Augenblick brach ein schreckliches Gewitter los, und der Blitz schlug in das Haus, in dem Hatzfeld und seine Begleiter Zuflucht gesucht hatten. Als der Regen aufhörte, erfuhren sie, daß Bismarck auf dem Schlachtfelde sei, und ritten zu ihm. Durch Unmassen von Menschen- und Tierleichen mußten die Reiter ihren Weg nehmen, endlich fanden sie Bismarck, von Bismarck-Bohlen und dem amerikanischen General Sheridan begleitet. Unterwegs in einem Hause bei La Malmaison fanden sie dreißig Verwundete, die seit vierundzwanzig Stunden dort lagen und weder einen Arzt, noch ein Stück Brot, noch einen Tropfen Wasser gesehen hatten. „Wir gaben alles, was wir bei uns hatten, und Bismarck reichte jedem der Verwundeten selbst mit eignen Händen zu trinken." Im

Weiterreiten traf man den Fürsten Pleß, Chef der freiwilligen Krankenpflege, der versprach, für die Unglücklichen etwas zu tun. In Rezonville wurde der Wagen bestiegen, um nach Gorze zurückzukehren. Dort fand man den aus dem Hauptquartier mitgebrachten Wagen und kam nach vierzehn Stunden nach Pont-à-Mousson zurück.

Einer der interessantesten Briefe ist der aus Brüssel vom 4. September, in dem Hatzfeldt in Kürze den Tag von Sedan beschreibt. Er sagt darin: „Es war ein feierlicher Augenblick, als General Reille den Berg hinauf galoppierte, fünfzig Schritt vom Könige hielt, um abzusteigen, und dann barhäuptig heranschritt, um den Brief des Kaisers zu überreichen. Der König ersuchte ihn zu warten und zog sich zurück, um mit Bismarck und Moltke zu konferieren. Ich benutzte diesen Augenblick, mich Reille zu nähern, um ihm meine Sympathie für ihn zum Ausdruck zu bringen. Dann sandte Bismarck nach mir. Zwei Stühle wurden aufeinander gestellt, ich bekam Papier und Feder. Der König und Bismarck diktierten, und wir setzten den Entwurf einer Antwort auf. Dann nahm der König auf einem der Stühle Platz, Alten hielt den andern als Tisch, ich hielt das Tintenfaß und diktierte dem Könige die Antwort, die Reille dann mitnahm. Am nächsten Tage, 2. September, sandte der Kaiser, um Bismarck in Donchery aufzusuchen, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Er wartete, auf einem Stuhl sitzend, bei einem kleinen Hause, das etwas entlegen von den übrigen war. Sie konferierten zusammen. Später wurde der Kaiser in einem kleinen Schloß bei Fresnois installiert. Sein Gefolge und seine Bagage kamen an, worüber er sichtlich erfreut war, da er geglaubt hatte, sie würden in Sedan zurückgehalten. Von 9 bis 3 Uhr blieb ich im Garten, mit den Offizieren des Kaisers plaudernd: Lauriston, Achille Murat, Massa, Reille, La Moska, Darillier, Conneau und verschiedene andre. Ich bot ihnen meine Dienste und meine Zigaretten an. Selbstverständlich waren sie sehr erschüttert, aber sie machten gute Miene zum bösen Spiel. Murat versicherte mir, daß der Kaiser sich dem heftigsten Feuer ausgesetzt hatte, und daß es ein Wunder wäre, daß er nicht getötet worden sei. Ungefähr um 3 Uhr kam der König, der Kaiser verließ sein Zimmer, ging ihm einige Schritt entgegen, sie reichten einander die Hände und traten allein in das Zimmer. Dann kam der Kronprinz, der auch hineinging. Nach einer Viertelstunde trat der König wieder heraus, sehr bewegt, und wir alle stiegen auf, um auf das Schlachtfeld zu reiten und die Truppen zu sehen. Du kannst Dir nicht die geringste Idee von den Hurras und dem Enthusiasmus machen. Unser Ritt dauerte bis 11½ Uhr nachts, und wir kamen in völliger Finsternis zurück, abgesehen vom Leuchten der Biwakfeuer und der brennenden Dörfer. Gestern morgen verließ ich Donchery in einem kleinen Wagen, um nach Bouillon und von dort hierher (nach Brüssel) zu fahren. Ich erreichte den Zug des Kaisers, der denselben Weg nahm, begleitet von einer Husareneskorte. Es war unmöglich, vorwärts zu kommen, Kolonnen von Truppen auf dem ganzen Wege. Erst um ½3 Uhr kam ich an die Grenze, ich stellte mich vor, und der Offizier der Zollwache führte mich in sein Haus, wo ich meine Uniform und meine Waffen ließ. Ich betrat Bouillon in Zivilkleidern. Die Stadt war von französischen Offizieren angefüllt und in einem Zustande der Erregung über die Ankunft des Kaisers. Mit großer Mühe fand ich einen Wagen, mit dem ich um Mitternacht in Bois Hubert ankam. Mit Hilfe von Gold überredete ich den Gastwirt, mir sein Schlafzimmer abzutreten, so daß ich einige Stunden schlafen konnte. Am 7. reiste ich mit der Bahn ab, kam am 9. hier an, besorgte mein Geschäft, aß ausgezeichnet bei Balan (dem preußischen Gesandten) und morgen früh um 6 Uhr muß ich wieder abreisen, um nach Vendresse zurückzukehren, das ich morgen noch zu erreichen hoffe. Du kannst Dir denken, wie sonderbar es für mich ist, eine zivilisierte Stadt und ein Land im Frieden wiederzusehen. Ich nahm ein Bad und ließ mir das Haar schneiden, zwei Dinge, die wirklich sehr notwendig waren. Ich werde niemals den Tag vergessen, währenddessen ich hinter der Suite des Kaisers einherfuhr, mitten durch die ganze Armee. Durch die Anhäufung unsrer Kolonnen hatten wir einige Aufenthalte von je einer halben Stunde, einmal kam der

Kaiser nahe bei zweitausend französischen Gefangenen vorüber, die alle sehr angeheitert waren. Ich glaube nicht, daß sie den Kaiser grüßten. Es machte das auf mich einen peinlichen Eindruck, er muß während dieses Tages ein wahres Märtyrertum ausgestanden haben. Ich vergaß zu sagen, daß die Zeitungen lügen, wenn sie behaupten, daß der Kaiser gezwungen worden sei, den Weg durch Belgien zu nehmen. Er war es, der wünschte, diesen Weg geführt zu werden, die Eskorte verließ ihn an der Grenze, und nur Boyen und Lynar begleiten ihn. Aber er hat keinen Wunsch, nach Paris zu gehen, der arme Mann, und ist nach Aachen weitergereist. Hierbei noch eine Blume, die ich auf dem Hügel pflückte, wo der König stand, als er den Brief des Kaisers entgegennahm." Ueber den Auftrag, der ihn nach Brüssel geführt, berichtet Hatzfeldt nichts oder es ist in dem Briefe gestrichen, ebenso fehlt auffälligerweise die Mitteilung, daß er am 1. September abends die französische Redaktion der schriftlichen Kapitulationsbedingungen zu besorgen hatte, was Abeken in seinen Aufzeichnungen berichtet.

Hatzfeldt erreichte das Hauptquartier erst in Rheims wieder, wo er sofort vom König und vom Kronprinzen empfangen wurde. Von dort aus ist er im Lager von Chalons gewesen, das er gänzlich verwüstet und von der Bevölkerung geplündert fand, namentlich das Hauptquartier Napoleons. Aus Ferrières klagt er, daß der König auf der dortigen Rothschildschen Besitzung alle Requisitionen verboten habe, und auch nicht gestatte, daß irgendwelches Wild abgeschossen werde. In Bismarcks Briefen an seine Gemahlin ist bekanntlich auch davon die Rede. Rothschilds Kellermeister will den deutschen Herren infolgedessen keinen Wein verkaufen, so daß sie trotz der wohlgefüllten Keller in Ferrières nichts zu trinken haben. Hatzfeldt tadelt diese übertriebene Rücksichtnahme, zumal bei einem Volk, das dadurch nicht verhindert werde, nach dem Weggange der Deutschen zu behaupten, daß sie alle silbernen Löffel mitgenommen hätten. In demselben Briefe ist auch von der ersten Begegnung mit Jules Favre die Rede, der auf ihn keinen besonderen Eindruck gemacht hat. Als er an den Wagen herangeritten kam, in dem Jules Favre mit seinem Begleiter saß und er mit ihm redete, zog dieser den Hut und behielt ihn während der ganzen Unterredung in der Hand. In einem Briefe aus Versailles vom 31. Oktober berichtet er über eine Unterhaltung mit Thiers, der auf dem Wege nach Paris war. Hatzfeldt wurde ihm beigegeben, um die verschiedenen Besuche in Versailles zu erledigen, und er frühstückte dann mit ihm im Hotel des Reservoirs, zusammen mit Herrn Cochery und Herrn von Remusat. „Thiers hat sehr gealtert und sieht ermüdet aus. Er sagte mir, daß er vierzig Tage unterwegs gewesen sei und nur wenig geschlafen habe. Aber allmählich wachte er beim Frühstück auf und seine wirkliche Natur kam wieder zum Vorschein. Er erzählte einen ganzen Haufen Anekdoten. Auf dem Wege hierher begegnete er einem Bauern, mit dem er ins Gespräch kam. Schließlich nannte er dem Bauern seinen Namen, und der Mann wußte nicht, wer Herr Thiers war. Du kannst Dir denken, wie sehr seine Eitelkeit verletzt gewesen ist. Wir sprachen nicht viel über Politik im allgemeinen, aber er ließ in jedem Augenblick durchblicken, daß er und seine Freunde den Krieg nicht gewünscht hatten. Remusat und Cochery stimmten dem als Chor zu. Er versetzte auch Victor Hugo einen kleinen Stich. Die Unterhaltung wandte sich dessen Briefen zu, die Thiers von jedem Gesichtspunkt aus als abscheulich bezeichnete. Ich stellte mich darüber erstaunt und sagte, ich hätte immer geglaubt, Victor Hugo sei der erste Dichter Frankreichs und spräche eine bewundernswürdige Sprache. Thiers erwiderte: „Die Folge davon, daß wir Hugo zum ersten Dichter und Le Bœuf zu unserm Kriegsminister haben, ist das Vergnügen, hier mit Ihnen zu frühstücken. Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich sage, daß mir das unter andern Umständen angenehmer gewesen wäre." Ich antwortete ihm, daß ich ein andres Mal mit ihm auf der Place St. Georges zu frühstücken hoffte. In der ganzen Zeit, während der wir am Tisch saßen, zog Landwehr an unserm Fenster vorüber, und ich glaube, daß es einigen Eindruck auf ihn machte, die Truppen zu sehen. Wir trennten uns mit freundschaftlichen Ausdrücken,

und ich hoffe, er wird ohne Zwischenfall nach Paris gelangt sein, ohne Herrn Flourens begegnet zu sein, in dessen Hände er unter keinen Umständen fallen wollte." Einige Tage später hat Graf Bismarck-Bohlen eine Wette von 100 Franken an Hatzfeldt verloren durch die Behauptung, Thiers werde nicht wiederkommen, weil er keine Erlaubnis erhalten werde, Paris wieder zu verlassen. Am 1. November war er wieder da, und Bismarck-Bohlen mußte seine Wette bezahlen. Als die Schwiegermutter des Grafen Hatzfeldt sich über das Bombardement von Straßburg und den dadurch herbeigeführten Brand der dortigen Bibliothek entrüstet hatte, schreibt Hatzfeldt unter dem 9. November: „Es ist nicht unsre Schuld, daß Straßburg eine Festung ist und bis zum äußersten verteidigt wurde, wir wären sehr froh gewesen, wenn wir die Bibliothek hätten erhalten können. Dies erinnert mich daran, daß eines Tages eine große Persönlichkeit, die Interesse am Straßburger Münster nahm, befürchtete, daß es durch das Bombardement bedroht werden könnte, und ich hatte den Auftrag, mit dem Generalstab darüber Rücksprache zu nehmen, ob es möglich wäre, es zu verschonen. Ich bekam die folgende Antwort: „Wir können das Bombardement nicht aufgeben, weil es der einzige Weg ist, die Festung zu nehmen, und wir müssen sie um jeden Preis haben. Aber um der in Rede stehenden Persönlichkeit zu gefallen, wollen wir Befehl geben, daß die Kanonenkugeln mit Baumwolle umwickelt werden."

Wie aus verschiedenen Stellen des Buches hervorgeht, hält Hatzfeldt viel auf guten Tisch, wie er denn überhaupt die Unbequemlichkeiten eines Feldzugslebens, die sich mit der Zeit selbst in großen Hauptquartieren zu häufen beginnen, nicht leicht erträgt. In einem Briefe vom 13. November schildert er seiner Frau das Frühstücksmenu des Tages und bedauert, daß er nicht den Magen seines berühmten Chefs habe, der Suppe, Huhn und Spickgans mit ihnen aß und dann um 6 Uhr beim König dinierte. Letzteres hatte wahrscheinlich nicht viel zu besagen, denn Bismarck wird an der königlichen Tafel selten auf seine Rechnung gekommen sein. Er selbst schreibt gelegentlich seiner Gemahlin darüber: „Dergleichen (Diners mit Prinzen) ist angreifend, weil ich mit den Herren besonnen und höflich reden muß." [1]) Am 18. November berichtet Hatzfeldt, daß er seit längerer Zeit zum ersten Male wieder beim König zum Tee war, nachdem er mehreremal abgesagt hatte, um abends ungestört zu sein. Der König war sehr gnädig, und Hatzfeldt hatte angenehme Nachbarn, den Fürsten Pleß und den Prinzen Kraft Hohenlohe. „Jemand bemerkte, daß man unmöglich Neigung haben könne, Republikaner zu werden, wenn man eine Zeitlang am Hofe gelebt habe, und ich kann das begreifen. Es ist nur unser guter König, der uns aufrecht und loyal erhält. Er ist eine Ausnahme unter allen, die andern können sich bei Tage gar nicht sehen lassen, oder richtiger, man kann sie bei Tage nicht zeigen, wenn das monarchische Prinzip nicht darunter leiden soll." Dann auf die Frage der Beschießung von Paris übergehend, hält er es für einen großen Mißgriff, daß nicht längst damit begonnen worden sei. Eine Anzahl Leute scheine zu glauben, daß Bismarck gegen die Beschießung sei; nichts könnte unrichtiger sein. „Es kann nicht geleugnet werden, daß in Paris eine große Partei vorhanden ist, die sehnlich den Frieden wünscht, aber doch nicht wagt, es öffentlich zu sagen. Wir müssen sie unterstützen dadurch, daß wir einige Forts zerstören, und das würde erheblich weniger Blut kosten, als wir in verschiedenen Gefechten verlieren, wenn wir uns auf das Warten verlegen." Am 22. November schreibt er in sichtlich nervöser Aufregung, er sei um 10 Uhr gerade beim Ankleiden gewesen, als Bismarck nach ihm sandte und ihm einen mündlichen Auftrag an einen der bayrischen Minister gab. Es regnete in Strömen, Fuhrwerk gab es nicht, und Hatzfeldt war genötigt, zu Fuß hin und her zu gehen. Er mußte durch den Straßenschmutz durch und versichert nun seiner Frau, daß er wütend sei. „Diese Art von Arbeit beginnt mich über die Maßen zu ärgern, und mein Entschluß, im Frühjahr den Abschied zu nehmen, be-

[1]) Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71, S. 49.

festigt sich von Tag zu Tag mehr. Es ist eine Narrenexistenz in jeder Hinsicht. Man ist mit Arbeit überladen, meist recht trockner Art, die nirgends geschätzt, schlecht bezahlt wird, und man hat keine Stellung dabei."

Eine ähnliche nervöse Erregtheit kehrt öfter wieder, doch wird solche Stimmung bald wieder durch eine entgegengesetzte ausgelöst. Am 24. November berichtet er: „Gestern abend hat Bismarck die Abmachungen mit Bayern unterzeichnet, es ist dies ein großer Erfolg. Er blieb bei uns bis 1 Uhr morgens, was er seit Ausbruch des Krieges nicht getan hatte. Wir ließen Champagner kommen uud tranken auf seine Gesundheit und auf den Erfolg dieses Vertrages für die Einigung Deutschlands." Das zwischen uns, fügte er in Parenthese hinzu, eine Heimlichkeit, die nicht recht verständlich ist. In einem Briefe vom 26. November heißt es: „Ich kann es vollständig verstehen, daß Du es nicht liebst, so häufig auszugehen, um die Königin zu besuchen. Aber Du mußt es tun, sooft Du kannst, ohne Dich selbst zu ermüden. Unnötig ist es, Dir zu empfehlen, daß Du in allem, was Du sprichst, die äußerste Diskretion beobachten mögest. Du mußt stets antworten, daß ich Politik in meinen Briefen nicht erwähne. Das ist besonders jetzt notwendig, wo wiederum einige Mißverständnisse bei Hofe sind. Vergiß nicht, daß das geringste Wort von Dir sofort weitergetragen und wiederholt wird, und daß jede Unvorsichtigkeit von Deiner Seite auf meinen Kopf kommt." In einem Brief vom 8. Dezember spricht er sich tadelnd über Delbrück aus, über dessen Behandlung der Kaiserfrage im Reichstage ganz Versailles entrüstet gewesen zu sein scheint. Hatzfeldt schreibt: „Er soll ein guter Arbeiter sein, aber ich kann die Ansicht derer nicht teilen, die ihn für einen bedeutenden Menschen halten." Zu Ende Dezember ist Hatzfeldt in eine Differenz mit dem Generalstabe geraten, der das Recht in Anspruch genommen hat, auch das Briefpaket, das vom Auswärtigen Amt an den amerikanischen Gesandten Washburne in Paris ziemlich täglich expediert wurde, sowie dessen Sendungen nach Versailles einer Durchsicht zu unterwerfen. Der Generalstab hat ihm einen Offizier auf den Hals geschickt, mit dem er in einen sehr scharfen Wortwechsel gerät und ihm mit einer Klage bei Bismarck droht. Da er vom Bundeskanzler mit der Durchsicht der Korrespondenz beauftragt sei, so habe der Generalstab ihm da nichts hineinzureden. Am Jahresschluß klagt er bitterlich über die geringe Würdigung, die der Arbeit des Auswärtigen Amts zuteil werde. Kein Höfling oder Adjutant, der nicht mit Orden überdeckt sei, obgleich sie weiter nichts getan hätten als gegessen und getrunken. Beim Generalstab, im Kriegsministerium, der Intendantur und der Post habe jeder einfache Beamte längst das Eiserne Kreuz, aber an das Auswärtige Amt habe niemand gedacht. Der Minister habe neulich gesagt, es sei hohe Zeit, an unsre Existenz zu denken, und was war das Resultat? Der König sandte das Kreuz für Abeken und Keudell, der Minister sagte mir, er würde nicht nachlassen, daß der König es mir auch geben müsse. Ich habe nicht geantwortet, weil es mir kein Vergnügen mehr macht, es zu erhalten, nachdem es jetzt jeder bekommen hat. Wenn die Leute alle diese Mitglieder des Generalstabs mit dem Kreuz heimkehren sehen, während wir die einzigen Uebergangenen sind, so haben sie einigen Grund zu der Annahme, daß wir doch etwas begangen haben müssen, um in solcher Weise übergangen zu sein. Am 10. Januar wird ihm ein Töchterchen geboren, die jetzige Prinzessin Friedrich Karl zu Hohenlohe-Oehringen. Es ist begreiflich, daß er sich sehr nach Hause sehnt und darauf dringt, täglich Nachricht zu haben, und wenn es durch die Amme oder die Kammerjungfer wäre. Die Kleine hat unter ihren Vornamen auch den Namen Augusta, und der Vater fragt: „Weshalb Augusta? Bist Du Höfling geworden und willst der Königin damit schmeicheln? Das hat mich bei Dir gewundert. Ich bin jedenfalls weniger Höfling als jemals." Dann klagt er weiter, daß Bismarck ihm dreizehn Seiten in französischer Sprache zu schreiben aufgetragen habe, die letzten zehn Seiten abends um 11 mit dem Hinzufügen, daß er es für die heutige Post haben müsse, so daß Hatzfeldt bis nachts um 3 Uhr zu schreiben hatte, damit Bismarck die Sache am andern Morgen beim Aufstehen fertig vorfände. Mit der

Kapitulation von Paris und den Verhandlungen der Friedenspräliminarien häufen sich die Arbeiten des Auswärtigen Amtes und speziell Hatzfeldts so, daß er sowohl den Attaché von Holstein zu Hilfe bekommt als auch den Attaché Grafen Wartensleben, der als Offizier bei der Armee steht, zur Dienstleistung ins Hauptquartier einberuft. Ueber die Kaiserproklamation enthalten seine Briefe nichts Neues, wie überhaupt an politischem Inhalt wenig, dafür aber bieten sie im Rahmen einer täglichen, wenn auch ziemlich eiligen Familienkorrespondenz plastische Bilder des täglichen Lebens des Hauptquartiers während jener großen Zeit. Daneben durchziehen die französischen Beziehungen Hatzfeldts, die er in seinem langen Pariser Aufenthalt erworben und die durch den Umstand noch vermehrt wurden, daß seine Frau eine Pariser Amerikanerin war, das Ganze als ein roter Faden.

Am 26. Februar, 4 ½ Uhr nachmittags, wurden die Präliminarien unterzeichnet. Hatzfeldt hätte gerne die Feder gehabt, deren Bismarck sich dabei bediente, aber dieser hatte bekanntlich die goldene Feder verwendet, die ihm einige Monate zuvor zu diesem Zweck verehrt worden war. Thiers und Favre fuhren unmittelbar nach der Unterschrift ab, beide so bewegt, daß der sonst so höfliche Thiers vergaß, sich von Hatzfeld zu verabschieden. Kurz vor Tisch hatte Hatzfeld dann noch Gelegenheit, mit Bismarck zusammenzutreffen, dem er seinen Glückwunsch zu dem großen Erfolge aussprach, sowie daß er seine ungeheure Arbeit zu so gutem Ende gebracht habe. „Bismarck schüttelte mir die Hand und dankte mir für all die harte Arbeit, die ich getan hatte. Graf Bray, der bayrische Minister, aß mit uns, wir blieben über zwei Stunden bei Tisch und tranken auf das Wohl des Neugeborenen, und wir alle drückten die Hoffnung aus, daß er ein längeres Leben haben möge als sein Vorgänger (der letzte Friede mit Frankreich). Der Minister war ziemlich unpäßlich und litt noch an seinem Rheumatismus, aber er war in wirklich guter Stimmung und plauderte mit uns am Kaminfeuer bis um 10 Uhr. Ein ganzer Haufen von Besuchern kam zur Beglückwünschung, Moltke, Roon, Treskow, Lehndorf, Radziwill u. a. Der König war sehr bewegt und glücklich, als er die Meldung empfing. Er küßte Moltke und Roon, überschüttete sie mit Dank und ließ dann Bismarck sagen, daß er ihm aus der Fülle seines Herzens danke." Am nächsten Tage ritten Bismarck-Bohlen, Wartensleben und Hatzfeldt nach St. Germain, um dort für den nächsten Tag das beste Diner zu bestellen, ohne Rücksicht auf die Kosten, das man haben könne. Die süddeutschen Minister wurden dazu eingeladen. Es fand bei herrlichem Wetter auf der Terrasse des Pavillon Henry IV. statt und kostete für sechzehn Personen die bescheidene Summe von 700 Franken, außerdem bekam jeder Kellner 4 Franken Trinkgeld. Sein Menüexemplar, auf dem alle Anwesenden die Zufriedenheit mit dem Genossenen bezeugten, sendet er seiner Frau als historisches Dokument mit der Bitte, es sehr in acht zu nehmen. An der Heerschau in Longchamp und dem Einzug in Paris nimmt er keinen Teil, sondern reitet mit Wartensleben allein hinein. Am 5. März schreibt er: Gott sei Dank, ich denke, wir reisen morgen, und unmittelbar vor der Abreise am nächsten Tage kündigt er seiner Frau noch einmal ein Wiedersehen am nächsten Donnerstag an. — Bismarcks Briefe, die Aufzeichnungen von Keudell, Abeken, Wilmowski u. s. w. erfahren durch die Briefe Hatzfeldts mancherlei Ergänzungen; bemerkenswert ist, daß sie nirgends einen Widerspruch oder eine Unstimmigkeit zu diesen vielen vorliegenden Veröffentlichungen enthalten. H. J.

Tierbändiger

Novelle von

Felix Hübel

Jener meiner Freunde, den wir den „Bittersüßen“ nannten, begann aber und sprach:

... Außen hing ein großes Plakat, und ich weiß nicht, warum ich stehen blieb, es zu betrachten. Es war so banal wie möglich: eine Gruppe „wilder“ Tiere — sie sahen alle furchtbar wild aus —, Löwen, Tiger und Bären, und halb auf ihnen, halb zwischen ihnen gelagert, sehr malerisch der Bändiger. Er hatte rosige Wangen, einen imponierenden Schnurrbart und eine schöne Uniform, die ein Mittelstück bildete zwischen der Uniform eines französischen Offiziers und der eines Angestellten der Internationalen Schlafwagengesellschaft. Neben diesem Plakat hing ein zweites. Ein ungeheurer Eisbär stand auf den Hinterbeinen; er mußte ungeheuer sein, denn der Bändiger, der vor ihm stand, erreichte mit einer langen Gerte gerade seine Nase. Dies Bild schien sinnreich anzudeuten, daß man Eisbären zähmt, indem man sie mit einer Gerte an die Nasenspitze tupft.

Es war Vormittag, ein sehr schöner Vormittag, und ich hatte eigentlich vor, spazieren zu gehen. Wie ich aber einige Schritte weiterging, befand ich mich am Eingang des Variététheaters, und einige weitere Plakate machten bekannt, daß hier jeden Abend der berühmte Mr. Suthers seine weltberühmte Gruppe wilder Tiere, bestehend aus Löwen, Tigern und Bären, vorführte. Der an dem breiten Türpfeiler noch verfügbare Raum war ausgefüllt mit den Anpreisungen und Bildern andrer „Attraktionen“ des Programms, von denen mir besonders die „Maiden-Grenadiere“ auffielen. Dies waren acht junge Damen in Soldatenuniformen mit sehr großen Brüsten und anscheinend exquisit geformten Beinen. Es gab noch einige andre schöne und zweifellos sehenswerte Sachen, die aber meine Neugierde nicht reizten, und ich war eben im Begriff, meine Schritte weiter zu lenken, als ich daran dachte, daß es doch gewiß von Interesse sein müßte, die Bestien einmal — ich rede hier nicht von den Maiden-Grenadieren, sondern von den Tieren des Mr. William Suthers — gewissermaßen im Negligé zu betrachten.

Ich trat also ungeniert ein, und da ich niemand um Erlaubnis gefragt hatte, ob dies gestattet sei, hielt mich auch niemand an. Der große Saal, zu dem ich nach Durchschreiten eines langen, kalten Korridors gelangte, empfing nur von einer Seite spärliches Licht und war halbdunkel. Ein Geruch nach schalem Bier, Zigarrenresten und Moder schlug mir entgegen, zugleich mit einer eigentümlichen Kühle, die so verschieden war von der Kühle der Straße. Einige Frauen, die wie Hexen aussahen, kehrten den schmierig-feuchten Fußboden. Ein würdiger Herr gesetzten Alters spülte in einer Ecke bei der Tür Biergläser. Er sowohl als ein andrer, der bei ihm stand und eine Dienstmütze auf hatte, sonst aber nichts Besonderes zu tun zu haben schien, begrüßten mich devot. Der Eingangstür

gegenüber, am andern Ende des Saales, war die Bühne, auf die ich, zwischen den Stuhlreihen, losschritt. Auf ihr, im Hintergrunde, stand ein Käfig, den ich aber erst entdeckte, als ich mich im „ersten Parkett" befand. Ich trat bis dicht an die Rampe vor. In dem Käfig waren zwei Eisbären. Der eine hatte mir den Rücken zugedreht und lag regungslos. Der andre — anscheinend der größere von den beiden — saß aufrecht und schwang fortwährend den Oberkörper hin und her: rechts — links — rechts — links — wie ein Automat, wie ein Perpendikel, stupide. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Eisbär so lächerlich aussehen könnte.

Aus dem Dunkel trat ein Mann auf mich zu, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Er sah wie ein Barbier aus. Er war auch einer. Er begann: „Tüchtiges Tier!" Ich nahm an, daß er den Eisbären meinte, und nickte. „Der andre," fuhr er fort, „ist gestern von einem Tiger gebissen worden. Darum liegt er so still." — „In der Tat?" fragte ich. — „Jawohl! Die Tiger, wissen Sie, das sind die richtigen! Die andern Tiere, pah! Die Bären? Kann man aus der Hand füttern! Die Löwen? Zahm wie Katzen und furchtsam wie verprügelte Hunde!"

„Wirklich?"

„Nun, Sie werden gleich sehen. In einigen Minuten beginnt die Probe."

Bald erschienen zwei Männer, die ein eisernes Gitter um die Bühne herum errichteten und es oben mit eisernem Netzwerk verschlossen.

Indem sagte der Barbier: „Die reinste Komödie mit den großen Eisengittern da. Löwenbändigen! Ha! Das können wir auch, Sie und ich. Wissen Sie, was der ‚Mister Suthers' früher war? Kellner!"

Ich freute mich über die schmeichelhafte Meinung, die der Barbier von mir besaß, antwortete aber nichts, denn in diesem Augenblick wurde von hinten ein Käfig an das Gitter geschoben, die Türen wurden geöffnet, und vier Löwen erschienen auf der Bühne. Also das waren „Wüstenkönige"! Das waren dieselben Löwen, die auf dem Plakate draußen aussahen, als hätten sie eben einige Menschen mit Haut und Haaren zum Frühstück verspeist. Jetzt erschienen sie mir zunächst wie stark vergrößerte Wachtelhunde, und wie sie nun, ganz von selbst, ohne daß ein Kommando ertönte, jeder auf ein Podest sprangen, fühlte ich eine Mischung von Zorn und Mitleid in mir emporsteigen. Der Bändiger betrat den Käfig, ein Gehilfe begleitete ihn. Der Gehilfe war anscheinend gänzlich unbewaffnet, der Bändiger hatte eine Peitsche und einen mit eisernen Stacheln besetzten Stock. Die Löwen sahen unbeschreiblich traurig aus. Der mir zunächst saß, hatte den Kopf gesenkt und schien zu weinen. Ja, zu weinen. Was ist das, ein Löwe? Wir denken dabei nicht an ein Individuum, sondern an eine Tierart. — „Der Löwe, ein Raubtier, dem Katzengeschlecht angehörig, von fahlgelber bis brauner Farbe" und so weiter. Aber ein Löwe ist von dem andern so verschieden wie ein Mensch von dem andern. Das sah ich jetzt. Alle vier Löwen hatten vollständig voneinander verschiedene Gesichter. Sie mochten auch in der Farbe, in ihrer Stärke und Bauart verschieden sein, aber ich sah

nur ihre Gesichter. Ich konnte deutlich unterscheiden zwischen einem Löwen, der verbittert und trotzig, dabei aber furchtsam und scheu war, einem andern mit dem Ausdruck eines Philisters mit einer Spur von Hinterlist darin, einem dritten, der einen deutlichen Zug von Ironie in seinen Zügen hatte, und jenem vierten endlich, der aussah, als ob er weine. Durch einen Zuruf veranlaßte der Bändiger die Löwen, ihre Plätze zu wechseln. Dabei knallte er mit der Peitsche. Bei jedem Knall zuckten die Tiere erschreckt zusammen und beeilten ihre Schritte. Darauf mußte der Löwe mit dem Philistergesichte sich mit den Vorderbeinen auf eines der Podeste stellen, während die andern Löwen dahinter „antreten" mußten, jeder mit den Vorderpfoten auf dem Rücken des Tieres vor ihm.

„Und nun ist Schluß!" sagte der Barbier triumphierend, nachdem diese Aufstellung zweimal wiederholt worden war; „weiß schon, die andern Tiere kommen heute nicht dran. Nun, ist das schwer?"

Sowie die Tür geöffnet wurde, eilten die Löwen in ihren Käfig zurück, nicht in federnden Sprüngen, sondern gesenkten Kopfes, im Trabe, gleich Hunden.

Ich wußte nicht, warum ich den Bändiger haßte. Aber ich haßte ihn! Nicht mehr aus Mitleid mit den Löwen, die mir nun als ganz klägliche Tiere erschienen — kann doch sogar ein Hund beißen —, sondern aus Gründen, die mir selbst unbekannt waren. So wie man manchmal Leute haßt, die einem auf der Straße oder sonstwo begegnen: man hat sie nie gesehen, man weiß nicht, wer sie sind, welche Eigenschaften sie haben, aber man haßt sie. Man möchte sie schlagen, treten oder erwürgen.

Ich wollte nichtsdestoweniger — oder gerade deswegen? — dem Mr. William Suthers einen Besuch abstatten, übrigens auch, um die andern Tiere hinter den Kulissen in Augenschein zu nehmen.

Ich wandte mich, um den vielgewandten Barbier nach dem Wege zu fragen, aber er war wie in den Boden hinein verschwunden, und an seiner Stelle stand eine junge Dame. Eine Dame wenigstens; daß sie jung war, dachte ich vorläufig. Sie war dicht verschleiert, und ich konnte ihre Züge nur undeutlich erkennen. Ihre Augen waren starr auf die Bühne gerichtet, wo Mr. Suthers eben den eingegitterten Raum verließ.

Ich wandte mich nach rechts, stieg ein paar Stufen empor und gelangte durch einen schmalen Korridor hinter die Bühne. Eben als ich auf eine Tür zuschritt, die ich in einiger Entfernung von mir bemerkte, zerriß ein Gebrüll die Luft; ein heulendes, chromatisch absteigendes Gebrüll, unter dessen hallender Wucht ich zusammenzuckte. ‚Die Tiger!' dachte ich; ‚in diesem Gebrüll liegt noch Kraft,' und mein Verlangen, die gestreiften Könige der Dschungel zu sehen, wuchs. Einige Augenblicke später stand ich in der Gegenwart des weltberühmten Mr. Suthers, nachdem einer der Wärter vergeblich versucht hatte, mich von der heiligen Person seines Herrn fernzuhalten.

Der Gewaltige war in Hemdärmeln, was meinen Mut und mein Selbstbewußtsein bedeutend stärkte. Er saß im Hintergrunde eines langen und ziemlich schmalen Zimmers, das nach dem Hofe hinausging und an dessen rechter Wand

einige Käfige standen. Ich schritt auf ihn zu, wobei ich aber streng darauf achtete, den Käfigen nicht zu nahe zu kommen, deren Inhalt ich jedoch vorderhand noch keine Aufmerksamkeit schenken konnte. Mit einer tiefen Verbeugung und dem liebenswürdigsten Lächeln auf dem Gesicht, dessen ich überhaupt fähig bin, sagte ich:

„Have I the pleasure to be in the presence of the famous Mr. Suthers?“ Wie ich erwartet hatte, antwortete Mr. William Suthers nach einigem Nachdenken: „Französisch verstehe ich nicht!“

„Ha!“ rief ich erfreut, „dann sind wir ja Landsleute!“ ergriff seine Hand und drückte sie kräftig.

Er war herablassend genug, diesen Händedruck zu erwidern. Dann sagte er, indem er mich nachdenklich betrachtete: „Wenn Sie übrigens Pferdefleisch verkaufen wollen — der Bedarf für die Zeit meines Aufenthalts in dieser Stadt ist gedeckt; und sehr preiswert, sehr preiswert sogar!“

Verbindlich lächelnd entgegnete ich: „Ich kam nicht direkt mit dieser Absicht, werter Mr. Suthers“ — ich legte viel Ton auf das „Mister“ —; „vielmehr habe ich die Absicht, einige Zeilen zu veröffentlichen über Ihre faszinierende Persönlichkeit und die vollkommene Meisterschaft, mit der es Ihnen gelang, die furchtbaren Bestien der Wildnis Ihrem Willen untertan zu machen.“

Er drehte den glänzend pomadisierten, straff gescheitelten Kopf auf die Seite und sah mich wohlwollend an. Dann sprang er auf, reckte sich zu seiner vollen Höhe empor, und während ich in seinen Augen ein tiefes Bedauern las, daß er gerade jetzt seine goldverschnürte Jacke nicht anhatte, sprach er: „Mein Herr, ich bin der erste, dem es gelungen ist, Tiger zu zähmen! Wirkliche bengalische, wild eingefangene Königstiger! — Felis tigris — wissen Sie, lateinischer Name für Tiger. Haben Sie notiert? Felis tigris, ja? Ich bin der erste, vergessen Sie das, bitte, nicht!“

„Darf ich mir diese furchtbaren Tiere ansehen?“ fragte ich bescheiden. Er schritt mit mir nach dem nächsten Käfig und sagte: „Nicht zu nahe!“

Die Warnung war überflüssig.

In dem Käfige waren vier Tiger von mäßiger Größe. Zwei lagen zusammengerollt im Hintergrunde und nahmen keine Notiz von uns. Der dritte war wie zum Sprunge geduckt und sah uns starr aus grünlich schillernden Augen an, während der vierte rastlos im Käfig auf und ab schritt, dann und wann einen gleichgültigen Blick auf uns werfend. Seltsam: mit diesen Tigern hatte ich nicht das Mitleid, das mir die Löwen eingeflößt hatten, und meine instinktive Abneigung gegen den weltberühmten Mr. Suthers schwand etwas. Trotzdem hatte ich noch genügend Bosheit in mir, den Braven plötzlich zu fragen: „Darf ich um etwas Biographisches bitten? Einige Einzelheiten, meine ich, aus Ihrer Vergangenheit?“ Und indem ich schüchtern die Augen niederschlug und in mein Notizbuch schrieb, sagte ich ganz kühl und geschäftsmäßig: „Früher also waren Sie Kellner, bis Sie eines Tages —“

Er berührte mich am Arme und sah etwas gekränkt aus: „Dies, mein Herr

ist eine Fabel, die von der Konkurrenz zu dem Zwecke erfunden wurde, mich zu schädigen. Sie brauchen hierüber nichts zu schreiben."

„Aber," remonstrierte ich, „das ist doch gerade interessant! Und ich wüßte in der Tat keinen Beruf, der geeigneter wäre, auf die Karriere eines Tierbändigers vorzubereiten als den eines —" Er ließ mich gar nicht ausreden: „Ich will davon nichts hören," sagte er streng; „übrigens kann ich Ihnen so viele Abenteuer erzählen, aus denen ich mit knapper Mühe lebend entrann, daß —" Diesmal unterbrach ich ihn: „Wollen Sie mir bitte zunächst einiges über Ihre Zähmungsmethode mitteilen?" Er schloß die Augen halb, zwischen seinen Brauen entstand eine Falte, kreuzte die Arme über der Brust, dachte lange nach und sagte endlich, jedes Wort betonend: „Mein Herr! Raubtiere werden gezähmt durch die Kraft des menschlichen Willens, der aus dem Auge spricht, gepaart mit absoluter Furchtlosigkeit. Sehen Sie hier!"

Er trat vor den Käfig und fixierte den Tiger, der noch immer, den Kopf auf den Vordertatzen, wie zum Sprunge geduckt dalag. Und wirklich: erst begann die Bestie zu blinzeln, dann schloß sie die Augen, und endlich wandte sie den Kopf mit einem verlegenen Gähnen zur Seite. Anstatt zu erstaunen, dachte ich darüber nach, ob dies Experiment wohl auch im Urwald gelingen würde. Aber ich sagte: „In der Tat! Ueberraschend! Höchst interessant!"

Und geschmeichelt fuhr Mr. Suthers fort: „Es gibt eben nur wenige Persönlichkeiten, die diese unwiderstehliche Kraft des Blickes besitzen." Dann trat er dicht an mich heran, tappte mich vertraulich auf die Schulter und sagte, mit dem etwas plumpen Versuche, geistreich zu sein: „Dieselbe Methode übrigens wendet man bei Frauen an. Absolut unfehlbar, sage ich Ihnen. Ich könnte Ihnen Stückchen erzählen — Sie würden es nicht glauben!"

Und während er so vor mir stand und ich die scharfen Ausdünstungen seines Körpers roch, wuchs mein grundloser Haß wieder mächtig empor. Ich hatte plötzlich zu einer weiteren Unterhaltung keine Lust mehr und verabschiedete mich ganz unvermittelt. Ich nehme an, daß er mir einigermaßen erstaunt nachgeblickt hat. Da ich mich aber nicht umwandte, kann ich es nicht behaupten.

An einer Biegung des Korridors traf ich die Dame, die ich vorher im Saale bemerkt hatte. Als ich an ihr vorbeischritt, wandte sie sich plötzlich und fragte: „Kommen Sie von Mr. Suthers?" — „In der Tat!" sagte ich und blieb stehen. Es war hell hier, und ich konnte trotz des Schleiers ihre Züge erkennen: ein weiches, blasses, orientalisches Gesicht mit Augen, wie ich sie nie gesehen. Sie schienen wie aus Bernstein gemacht. Sie hatten nicht nur die Farbe des Bernsteins, sondern auch den an der Oberfläche ruhenden eigentümlichen, matten Glanz und die halbe Durchsichtigkeit dieses versteinerten Harzes. Und noch eines war sonderbar an diesen Augen: die Pupillen waren nicht rund, sondern von oben nach unten gezogen, erschienen sie mir wie schwarze Schlitze.

‚Katzenaugen,' dachte ich plötzlich, und ein unangenehmes Gefühl überschlich mich.

„Was sagte er?“ fragte sie dann plötzlich, und ihre Augen hatten einen lauernden Ausdruck, während ihr Mund lächelte.

Ich blickte sie verblüfft an. War sie vielleicht — hm — nicht ganz richtig —

Dann erwiderte ich ganz ernst: „Vorzugsweise unterhielten wir uns von Tigern — Felis tigris, wissen Sie — und —“

„Hat er nicht von mir gesprochen?“ unterbrach sie mich; „er tut das bisweilen, ich weiß bestimmt, daß er dies tut.“

„Hat er nicht, heute! Bestimmt nicht. Er sprach nur von Frauen im allgemeinen, und so.“

Ich fühlte, daß mein Gesicht einen recht bedauernden Ausdruck annahm. Dies war wohl in dem Augenblicke der richtige Ausdruck, aber sie schien ihn nicht zu würdigen, sondern ließ mich plötzlich stehen und ging weiter — auf die Tür zu, aus der ich eben gekommen. Ich dachte: ‚Aha!‘ Und dann an diesem Tage nichts weiter.

*

Es ist aber doch vielleicht von Interesse, das Ende von dieser Geschichte zu erfahren oder wenigstens das Ende des weltberühmten Mr. William Suthers, denn die Geschichte hat ja eigentlich kein Ende. Zwei Tage nachdem ich dem Tierbändiger meine Aufwartung gemacht hatte, las ich in der Morgenzeitung die aufregende Notiz, daß Mr. Suthers beinahe „ein Opfer seines gefahrvollen Berufs“ geworden sei. Mr. Suthers war, wie aus der Meldung hervorging, damit beschäftigt gewesen, seinen Tigern (die „schon so Außergewöhnliches, noch nie Dagewesenes leisteten“) einen neuen Trick beizubringen, als eine Tigerin — die einzige der Gruppe —, die sich schon während der ganzen Probe widersetzlich gezeigt hatte, ihn unversehens über den Haufen riß und ihm zähnefletschend die Tatzen auf die Brust setzte. Nur der Furcht eines Wärters, der wie ein Besessener brüllte, und der Tapferkeit einer Dogge, die mit im Käfige war und sich ohne Verzug auf die Tigerin stürzte, war es zu verdanken, daß der unvergleichliche Mr. Suthers mit dem Leben davongekommen war. Sein Jackett allerdings — und damit schloß der Bericht — war von oben bis unten aufgeschlitzt!

Ich las diese Notiz während des Frühstücks und war also gut gelaunt. Deswegen hoffte ich einige Minuten lang, daß Mr. Suthers nicht sein bestes Jackett angehabt haben möge, sondern eines, das die grelle elektrische Abendbeleuchtung nicht mehr vertrüge und nur noch bei den Proben verwendbar sei. Aber schon während ich mich zum Ausgehen rüstete, war meine gute Laune verschwunden, und als ich plötzlich — gleichsam durch eine innere Eingebung — die Gewißheit fühlte, daß es sich nur um eine plumpe Erfindung handle, dazu bestimmt, das Interesse an dem „Weltberühmten“ auf das höchste zu steigern, lachte ich; lachte das gräßliche Lachen des Bühnenschurken. Darauf beschloß ich, nochmals zu versuchen, ob ich nicht auch einer „Tigerprobe“ beiwohnen könnte. Vor dem Eingange zum Variété fand ich jedoch schon eine große unruhige Menschenmenge versammelt, die den gleichen Einfall gehabt wie ich und nur

erreicht hatte, daß die Pforten des Saales verschlossen wurden. Zwei Schutzleute waren unablässig beschäftigt, die aufgeregten Menschen durch Rippenstöße und die liebenswürdige Aufforderung, sich „sofort hinwegzuscheren“, zu beruhigen. Dies gelang aber nur teilweise, und nachdem ich mich eine Weile lang an dem Getriebe — ich habe nämlich ein kleines Faible für Straßenaufläufe — ergötzt hatte, wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich auf das höchste gesteigert: einer der Polizisten war in heftigem Dispput mit einer Dame, die unbedingt darauf bestand, in das Variété eingelassen zu werden. Ich hörte ihre Stimme, und ich sah ihr Profil. Kein Zweifel, es war die Dame mit den Bernsteinaugen! Sie sprach nicht mehr, sie schrie: „Lassen Sie mich hinein! Ich muß! Ich will zu Mr. Suthers! Sofort!“

Der Polizist antwortete — ganz weich und milde: „Was wollen Sie dort? Was haben Sie dort zu schaffen? Mr. Suthers will nicht gestört sein.“

„Was ich will?“ gellte die Stimme; „peitschen will ich ihn! Zerreißen will ich ihn! Er soll bluten, der Schuft!“

Die Menge heulte vor Vergnügen. Der Tierbändiger und die Probe waren vergessen. Eine veritable Verrückte! Ja, zum Kuckuck noch einmal, das sieht man nicht alle Tage. Einige besonders lustige und unternehmende Leute drängten sich dicht an die Schreiende heran, um sie zu zupfen und sanft zu stoßen. Mild sagte der Schutzmann: „Wenn Sie nicht gleich stille sind, muß ich Sie arretieren!“

Das half. Sie wandte sich plötzlich, bahnte sich einen Weg durch die Menge und kam dicht an mir vorbei. Ihr Gesicht war ganz blaß und von Wut verzerrt, ihre Augen funkelten, ihr Mund war halb geöffnet, und die zwei Reihen glänzender Zähne erschienen mir gleich denen eines Raubtieres. Dann war sie verschwunden.

*

Als ich gegen Mittag wieder nach Hause kam und die eingelaufenen Briefe öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen einen, der zwei Eintrittskarten zum B.-Variététheater enthielt. Edler Mr. William! Ich überlegte nicht lange. Freibilletts darf man sogar von Todfeinden annehmen, denn man kann sich ja nötigenfalls durch Zischen oder Pfeifen revanchieren. Und die Tiger wollte ich durchaus sehen. Also fand mich der späte Abend im Variété. Parkettplatz, dritte Reihe.

Wie ich vermutet hatte, war im ganzen Hause kein leerer Platz. Ausgenommen den Platz neben mir, zu dem ich das Billett in der Tasche hatte.

Eben waren die „Maiden-Grenadiere“ am Ende ihrer „Nummer“ angelangt, und grell bestrahlt verließen sie mit einigen heuschreckenartigen Hopsern und Beinschwenkungen die Bühne. Das Publikum klatschte frenetischen Beifall, und ich freute mich sehr über diesen Beifall.

Plötzlich wurde es still. Zwei Männer begannen die Gitter aufzurichten. Hinter der Szene erklang das Gebrüll eines wilden Tieres.

„Schauerlich! Nicht?“ flüsterte eine weibliche Stimme. Ich aber dachte: ‚Vielleicht hat man eben den „weinenden“ Löwen in den Schwanz gekniffen.‘

Bald erschien Herr William Suthers. Seine Uniform funkelte; seinem Antlitze versuchte er einen Ausdruck düsterer Majestät zu verleihen. Ich zweifelte nicht mehr, daß er früher wirklich Kellner gewesen.

Durch die Menge ging ein Seufzer der Befriedigung. Warum, weiß ich nicht. Hinter der Szene ertönte das Gebrüll aufs neue; diesmal langgezogen, klagend und drohend gleichzeitig. Von der Galerie erklangen einige Beifallsrufe, dann überall Händeklatschen. Mr. Suthers richtete durchbohrende Blicke auf das Publikum, machte eine kurze Verbeugung, schritt bis an das Gitter und rüttelte mit voller Kraft an den Eisenstäben. Der Beifall verstummte. Es wurde totenstill. Nun hob der Bändiger die Hand nach den Kulissen, und ein Käfig wurde hereingerollt. Es waren die Löwen, die zuerst die Bühne betraten und sich ungesäumt an die Arbeit machten. Der Löwe mit dem Philistergesicht sträubte sich zunächst, den ihm angewiesenen Platz einzunehmen, aber ein Peitschenhieb brachte ihn zum Gehorsam. Als er auf seinem Podeste Platz genommen hatte, streckte er verächtlich die Zunge heraus. Ich glaubte, daß es jetzt Zeit sei, auch einmal das Publikum zu betrachten, was ich um so ungestörter tun konnte, als nun aller Augen starr auf die Bühne gerichtet waren. Ich freute mich sehr über diese vielen Menschen, denn obwohl sie alle dem Mr. William Suthers sehr wohlgesinnt waren, hegten sie doch alle den — mit einem angenehmen Gruseln gemischten Wunsch —, einer der Löwen möchte den Helden im Käfige anspringen und ihn ein bißchen zerfleischen.

Auf einmal sah ich die Dame mit den Bernsteinaugen. Sie saß gar nicht weit von mir, zu meiner Linken, eine Reihe zurück. Ihr Gesicht war wie aus Marmor, weiß und starr; aber ihre Augen funkelten. Etwas Außerordentliches schien mir in diesen Zügen ausgeprägt; als seien sie unter einem unbeugsamen, furchtbaren Entschlusse gefroren und als sprühten diese seltsamen Augen eine geheime Kraft. Wer war sie? Was wollte sie? Und niemand schien von ihr Notiz zu nehmen, niemand erkannte den drohenden Ausdruck ihres vorgeneigten, gleichsam zum Sprunge geduckten Körpers.

Der wieder aufrauschende Beifall ließ mich meine Augen auf die Bühne richten. Die Löwen hatten ihre Schuldigkeit getan und verließen soeben den Käfig. Andre Tiere kamen, ich glaube zunächst die Bären, aber ich schenkte den Vorgängen auf der Bühne nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr, so sehr war mein Interesse von der seltsamen Frau gefesselt.

Inzwischen war der Bann von der Menge gewichen. Man unterhielt sich, tauschte seine Meinungen aus; ab und zu ertönte ein Gelächter oder ein Beifallsruf. Die Luft im Saale war dick und heiß. Schwere blaugraue Wolken dampften und wogten, nahmen fortgesetzt andre Gestalten an, stiegen empor und senkten sich wieder. Der Bändiger stieß kurze schreiartige Befehle aus. Ein Tier brüllte; ein andres hinter der Bühne. Von irgendwo kam ein Geheul.

Plötzlich wurde es wieder still: die Tiger erschienen; drei Königstiger! Einer mußte erst mit einer Stange aus dem Käfig getrieben werden. Dann schoß er heraus und kauerte sich in einem Winkel nieder.

„Das ist die Tigerin!“ sagte jemand hinter mir.

Einen Augenblick wandte ich mich um: die Dame mit den Bernsteinaugen hatte jetzt den Kopf so weit gesenkt, daß er auf der Lehne des Fauteuils vor ihr ruhte. Die Hände hatte sie unter dem Kinn gefaltet. Ihr Körper bebte jetzt wie unter einer ungeheuern Aufregung. Ihre starr nach dem Käfige gerichteten Augen glühten. Eine Ahnung von etwas Schrecklichem durchzuckte mich, als plötzlich ein ungeheurer Schrei durch den Saal gellte. Blitzschnell wandte ich mich nach der Bühne und sah, wie ein gelber Körper durch die Luft schoß und den Bändiger zu Boden schleuderte. Ein furchtbarer Tumult füllte den Saal: Kreischen, Weinen, Brüllen, Hilferufe. Wärter waren sofort herbeigeeilt und versuchten mit langen Stangen die Tigerin von ihrem Opfer zu stoßen. Eigentlich war es aber schon zu spät, denn die gestreifte Bestie hatte sofort, nachdem sie den Bändiger zu Boden geschleudert, den runden Kopf gesenkt, den Rachen geöffnet und ihn wieder geschlossen. Ein Blutstrom sickerte über den Boden des Käfigs.

Ich erhob mich, um inmitten des unbeschreiblichen Tumultes das Haus zu verlassen. Da sah ich etwas Gräßliches. Die Dame mit den Bernsteinaugen saß noch immer wie zuvor, zusammengeduckt, den Kopf auf den Händen. Aber dieses Gesicht! Die halbgeschlossenen Augen funkelten, vor ihrem Munde stand weißer Schaum; die spitzen Zähne traten hinter der emporgezogenen Oberlippe glänzend hervor, die Kiefer klappten auf und nieder; kurz, sie war das Bild einer zähnefletschenden Bestie. Ich war wie gebannt und konnte die Augen nicht von ihr wenden. Was ich da sah, war kein Weib, war kein —

Plötzlich erhob sie sich mit einer geschmeidigen Bewegung, und ich schrie entsetzt: „Die Tigerin! Die Tigerin! Schlagt sie tot!“

Aber niemand schien das Ungetüm zu bemerken, das mir aus grünlich schillernden Augen noch einen blutdürstigen Blick zuwarf und dann in der Menge verschwand. Ich sah noch das goldbraune Fell, die schwarzen, glänzenden Streifen — dann nichts ...

Am Ausgange blickte ich noch einmal nach der Bühne. Der Vorhang war herabgelassen. Ein heulendes heiseres Gebrüll ertönte. Dann noch einmal schwächer. — Ich dachte: ‚Vielleicht hat man wieder den weinenden Löwen in den‘ — doch nein, hier schließt die Geschichte ...

Literarische Berichte

Modeste. Roman von J. R. zur Megede. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

Es wird für die zahlreichen Leser, die das glänzende Erzählertalent J. R. zur Megedes sich unter den deutschen Literaturfreunden allerorten geschaffen hat, eine besonders freudige Ueberraschung sein, zu sehen, daß der Dichter nach mancherlei Abschweifungen in fremde Milieus, in die er sich mit so erstaunlicher Elastizität einzuleben versteht, in seinem neuen Roman wieder einmal ganz und sichtlich mit voller Liebe zu dem Boden seiner ostpreußischen Heimat zurückgekehrt ist, dem er den Stoff zu seinem „Quitt!“ entnommen hat, und daß er trotz der natürlichen Begrenztheit der dichterischen Stoffe, die sie ihm in seiner Eigenart bietet, dort noch immer aus dem Vollen schöpft. Dem echt aristokratischen Hause, in das er uns in „Quitt!“ führt, steht hier eine Parvenüfamilie gegenüber, die in ihrem lächerlichen, engherzigen Dünkel bald mit scharfer Satire, bald mit ergötzlicher Ironie meisterhaft geschildert wird. Das Grundmotiv bildet der bei dem Dichter häufig wiederkehrende Gegensatz zwischen einer ungesunden, krampfhaften Feudalität — oder „Legitimität“, wie Megede sagt — und echtem Menschentum; aber die junge Heldin, in der sich dieser Gegensatz gewissermaßen verkörpert, weist so viele neue, individuelle Züge auf, daß sie durchaus einen eignen Platz unter den Gestalten Megedes einnimmt. Wie die Heldin sich aus jenem Gegensatz heraus zu dem Entschluß durchkämpft, der besseren Stimme in ihrem Innern zu folgen und der kalten, hohlen „Legitimität“ für immer den Rücken zu kehren, das ist mit ebensoviel starker äußerer Spannung — in welcher der Dichter ja von jeher Meister war — wie feiner Kunst erzählt und durchgeführt.

B.

Geschichte der indischen Literatur. Von Dr. M. Winternitz. Erster Teil. Einleitung und erster Abschnitt: Der Veda. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1905.

Da von allen Literaturen des Ostens die indische unstreitig die wichtigste ist, so ist das Werk, dessen erster Teil uns vorliegt und der seinen Gegenstand mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen behandelt, mit Freuden zu begrüßen. Der erste Teil behandelt den Veda von den Hymnen des Rigveda an bis zu den Upanischads, enthält zahlreiche Inhaltsangaben und Textproben und legt die hohe kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung der zum Veda gehörigen Werke in der gründlichsten und zugleich fesselndsten Weise dar.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Geschichte der japanischen Literatur. Von Dr. Karl Florenz, Professor an der Universität Tokio. Erster Halbband. Leipzig, Amelangs Verlag. 1905.

Jetzt, da Japan im Vordergrund des politischen Interesses steht, ist das vorliegende, von einem gründlichen Kenner der japanischen Literatur herrührende Buch gewiß für jedermann eine willkommene Gabe, zumal die Kenntnis des japanischen Schrifttums in Deutschland und wohl auch in ganz Europa noch sehr wenig verbreitet sein dürfte. Der vorliegende Band umfaßt die archaische, die vorklassische Literatur und das Zeitalter der Klassizität, das von 794 bis 1186 reicht. Was den Wert des Werkes erhöht, ist die große Anzahl von Textproben, die dem Leser die Bildung eines selbständigen Urteils über die eigenartige Poesie und Prosa des Ostens gestatten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Lyrische Symphonie. Von Friedrich Kurt Benndorf. Berlin, Verlag Harmonie.

Diese „neuen Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben“ sind so eigentümlich, daß man ein unbedingt zustimmendes oder ablehnendes Urteil nicht abgeben kann. Die eingestreuten musikalischen Beilagen erscheinen uns nicht ohne Stimmung; sie erinnern ein wenig an Chopin. Ueber die Gedichte des Verfassers wage ich kein Gutachten. Ueberzeuge sich jeder, der an moderner Lyrik Anteil nimmt, wie weit der Dichter hier ein offenbar musikalisches Ideal der Sprache erreicht habe.

Dr. K. Gr.

Der britische Imperialismus. Von Heinrich XXXIII. Prinz Reuß j. L. Berlin, Verlag von Häring.

Die Literatur, die der britische Imperialismus erzeugt hat, ist eine sehr umfangreiche geworden und sie wird noch mächtig anwachsen, da nicht nur in England, sondern auch in der ganzen politischen Welt die Frage des engen Zusammenschlusses der Kolonien mit dem Inselreiche eingehend und fortgesetzt behandelt wird. Die vorliegende Studie des Prinzen Reuß ist ein beachtenswerter Beitrag zu dieser Literatur und gibt eine übersichtliche Darstellung der Bundes- und Einigungsbestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts, der Bindemittel und Lockerungsgründe des britischen Weltreichs und des Projektes eines

imperialen Zollvereins. Chamberlains Plan eines Zollvereins nach deutschem Muster mit Schutzzöllen gegen das Ausland hat bis jetzt in England keine ausreichende Unterstützung gefunden. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß dieser Gedanke, wenn die in England wachsende Macht des Imperialismus auch die Mehrheit im Parlament gewinnt, einmal verwirklicht werden wird. Für uns ist es von Wichtigkeit, den britischen Imperialismus schärfer zu beobachten und eingehender zu studieren. Hierfür können wir das vorliegende Buch des Prinzen Reuß warm empfehlen.

Hundert Jahre Zollpolitik. Von Ludwig Lang. Autorisierte Uebersetzung von Alexander Rosen. Wien und Leipzig 1906. Carl Fromme.

Das Riesenwerk dieses hervorragenden ungarischen Gelehrten und Staatsmannes, der selbst Handelsminister war, ist eines der besten Geschichtswerke der Zollpolitik des letzten Jahrhunderts. Der Verfasser hat mit der vollsten Objektivität eines Historikers die wirtschaftlichen und zollpolitischen Verhältnisse aller Großmächte, sowie die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu denselben geschildert, allerdings vertritt er dabei den ungarischen Standpunkt, um auch über die Zollpolitik Ungarns volle Klarheit zu geben. Dieses große Werk ist im Ungarischen im Jahre 1904 erschienen, also bevor die innere politische Krisis in Ungarn den jetzigen akuten Charakter angenommen hatte. Die Siege der Koalition oder des Ministeriums Fejervary werden auch von Einfluß für die künftige wirtschaftliche Gemeinsamkeit Ungarns mit Oesterreich sein. Der Verfasser tritt mit Recht für eine solche Gemeinsamkeit ein, weil hiervon sowohl für die Gesamtmonarchie als auch für Ungarn selbst das wirtschaftliche Wohl abhängig ist. Bezüglich der Zolltarife äußert sich Ludwig Lang wie folgt: „Während in Deutschland besonders die weitgehenden Forderungen der Agrarier die Vertragspolitik bedrohten, verhinderten in unsrer Monarchie namentlich die Ansprüche der österreichischen Industriellen das Zustandekommen eines Einverständnisses." In Ungarn war in jedem Ministerium eine agrarische Färbung zu finden, welcher auch der Verfasser sich zugewandt hatte, obgleich er niemals ein reiner Agrarier gewesen ist. Für alle Wirtschaftspolitiker wird dieses große Werk eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums sein.

Andrea Loforte-Randi, Nelle letterature straniere. Serie 1—6. Palermo, Alberto Reber 1899—1905.

Professor Loforte-Randi in Palermo, einer der bedeutendsten italienischen Literarhistoriker der Gegenwart, legt in den vorliegenden sechs Bänden die Ergebnisse seiner geistvollen und eindringenden Studien über hervorragende außeritalienische Schriftsteller nieder. Der erste Band behandelt als „Universali" Montaigne, Emerson, Amiel; der zweite als „Sognatori" Cervantes, Nodier, Joubert; der dritte als „Umoristi" Rabelais und Folengo, Sterne, de Maistre, Töpffer; der vierte als „Pessimisti" Swift, La Rochefoucault, Schopenhauer; der fünfte als „Poeti" Shakespeare, Byron, Goethe, Shelley; der sechste Voltaire und Nietzsche, die der Verfasser zwar nicht auf dem Titelblatt, wohl aber in der Widmung an seine Tochter Itala als „Individualisti" zusammenfaßt und zugleich als Antipoden einander gegenüberstellt. Loforte-Randi bekundet eine erstaunliche Vielseitigkeit und Versatilität des Geistes, die ihn befähigen, den verschiedensten Richtungen, die in der europäischen Kultur und Literatur hervortreten, in gleicher Weise gerecht zu werden. In seinen Essays vereinigt sich tiefes philosophisches Verständnis mit einem scharfen Blicke für die nationale und individuelle Eigenart eines jeden der behandelten Schriftsteller ebenso wie für die inneren und äußeren Bedingungen, von denen das Schaffen des Betreffenden abhängig ist, und als besonders glücklich muß der Gedanke des Verfassers bezeichnet werden, in den einzelnen Bänden stets Vertreter des Schrifttums mehrerer Nationen unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten, so daß sich sein Werk als ein höchst wertvoller, auch in glänzender Form dargebotener Beitrag zu einer vergleichenden Geschichte der neueren Literatur erweist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. VII. Band: Michelangelo. Des Meisters Werke in 166 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Fritz Knapp. Stuttgart und Leipzig 1906, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—.

Je mehr es der Gegenwart an großen schöpferischen Kräften fehlt, um so leidenschaftlicher und sehnsuchtsvoller versenken sich die Besten der Zeit in die klassischen Werke der Vergangenheit, die das Κτῆμα εἰς ἀεί der menschlichen Kultur sind, und um so höhere Geltung haben im modernen Empfinden alle Offenbarungen einer wahrhaft großen Kunst erlangt. So ist vor allem die gewaltige, titanische Persönlichkeit Michelangelos in den Augen unsrer Zeit noch gewachsen; gleichzeitig aber hat diese mit ihrem verfeinerten ästhetischen Gefühl auch dem Künstler Michelangelo, vor allem dem genialen Plastiker, der die Formensprache der bildenden Kunst um unzählige Möglichkeiten des Ausdrucks bereichert hat, sein volles Recht werden lassen, das ihm von früheren Generationen zweifellos verkürzt worden ist. Michelangelo und Rembrandt — sie sind uns heute „die beiden Sonnen am Firmament der bildenden

mittelbaren Anschauung, des unmittelbaren Vergleichs, des leichten Ueberblicks. Alle diese Bedingungen erfüllt in fast idealer Weise das vorliegende Werk, das nach dem von einer genauen Kenntnis seines Lebensganges und seines Charakters abhängig, und in noch höherem Grade bedarf es der un-Kunst, neben denen selbst Geister wie Leonardo, Raffael, Dürer erbleichen“. Doch wenn sich auch die führenden Geister unsrer Zeit über diese überragende Bedeutung des italienischen Meisters ziemlich einig sind, so bleibt doch die Aufgabe, diese Bedeutung allen nach künstlerischer Bildung Strebenden klarzumachen und sie zum reinen Genießen der Kunst Michelangelos zu befähigen, ungemein schwierig. Mehr als bei andern Künstlern ist das Verständnis für seine Schöpfungen bewährten Prinzip der „Gesamtausgaben“ alle Schöpfungen des Meisters, die plastischen, die Gemälde und die Architekturwerke, in getreuen Reproduktionen vor Augen führt und sie in einer trefflichen, von Fritz Knapp verfaßten biographischen Einleitung sowie in den als Anhang folgenden „Erläuterungen“ historisch und ästhetisch kommentiert. Nahezu die Hälfte der Abbildungen sind Detailaufnahmen nach den Fresken in der Sixtina; sie stellen ein vorzügliches Material zum Studium dieser Hauptschöpfung des Meisters dar, wie es bisher in keiner den weitesten Kreisen zugänglichen Publikation geboten worden ist. Auch von den andern großen Werken sind vielfach Detailaufnahmen gegeben. Der neue Band der „Gesamtausgaben“ wird ohne Zweifel bei allen Kunstfreunden dieselbe enthusiastische Aufnahme finden, wie sie allen seinen Vorgängern zuteil geworden ist.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. Vier Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 24.—.

Die von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veranstalteten illustrierten Prachtausgaben unsrer Klassiker haben trotz ihrer unvermeidlichen Kostspieligkeit im deutschen Volke so lebhaften Anklang und so weite Verbreitung gefunden, daß dem durch die Schiller-Jahrhundertfeier veranlaßten Entschluß des Verlags, die Prachtausgabe von Schillers Werken als Volksausgabe noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, der Beifall der großen Schillergemeinde nicht fehlen konnte. Diese neue, erheblich wohlfeilere Ausgabe, die seit kurzem vollständig vorliegt, braucht den Vergleich mit der Prachtausgabe nicht zu scheuen; sie steht ihr weder ihrem Inhalt noch an Schönheit und Gediegenheit der Ausstattung in irgendeiner Weise nach, und in einem Punkte bietet sie sogar mehr als ihre Vorgängerin, denn sie läßt den Werken des Dichters außer einer trefflichen Faksimilewiedergabe des bekannten Schillerporträts von Ludovike Simanowicz eine ausführliche, von Prof. Dr. Kraeger verfaßte Biographie vorausgehen, die, von zahlreichen, vorzugsweise zeitgenössischen Bildern begleitet, die äußeren Schicksale und den inneren Entwicklungsgang des Dichters mit feinem Verständnis, klar und anschaulich schildert. Trotz dieser höchst willkommenen Bereicherung indessen ist und bleibt der Hauptvorzug auch der neuen Ausgabe der prächtige, fast achthundert Holzschnitte umfassende Bilderschmuck, der, entstanden durch das Zusammenwirken der ersten deutschen Illustratoren — darunter Gabriel Max, Friedrich August Kaulbach, Hermann Kaulbach, Rudolf Seitz, Ferd. Keller, Edmund Kanoldt, W. Volz, H. Lossow, Alexander Wagner u. s. w. u. s. w. —, die ideale, gestaltenreiche und lebensvolle Welt der Schillerschen Dichtung in echt künstlerischer Verkörperung vor Augen führt. Dank diesem einzig dastehenden Material an trefflichen bildlichen Darstellungen, die erfahrungsgemäß in hervorragender Weise geeignet sind, zur Lektüre anzuregen und die poetische Anschauung zu vertiefen, wird die vorliegende — übrigens auch in Lieferungen erscheinende — Ausgabe sich als ein neues, außerordentlich wertvolles Mittel erweisen, das Interesse und die Verehrung für unsern großen Nationaldichter in allen Kreisen des deutschen Volkes lebendig zu erhalten und zu fördern.

B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ballade vom Zuchthause zu Reading. Nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Dritte Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.—.

Beatis, Antonio de, Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517—1518. Veröffentlicht und erläutert von Ludwig Pastor. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Berlepsch, Goswina v., An Sonnengeländen.

Schweizer Novellen. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 2.50.

Blei, Franz. In Memoriam Oscar Wilde. II. Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. Gebunden M. 4.—.

Bodman, Emanuel von, Erwachen. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Christaller, E. G., Der neue Luther. Novelle. Zweite Auflage. Berlin-Schmargendorf, Verlag Renaissance.

Christaller, Helene, Magda. Geschichte einer Seele. Jugenheim a. d. Bergstr., Suevia-Verlag.

Clausius, S., Die Gemblows. Novelle. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 2.40.

Clausius, S., Auge um Auge. Novelle aus einer deutschen Seestadt. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 2.—.

Dahn, Felix, Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—.

Deutsche Industrie in Ostasien, Stand und Aufgabe derselben. Mit einem Vorwort von M. von Brandt. Hildesheim, August Lax.

Duncker, Dora, Jugend. Drei Novellen. Berlin, Richard Eckstein Nachf. M. 1.—.

Dungern, Otto Freiherr von, Das Problem der Ebenbürtigkeit. Eine rechtsgeschichtliche und genealogische Studie. München, R. Piper & Co. M. 2.—.

Dungern, Otto Freiherr von, Frische Blüten. Lieder. Mit Zeichnungen von A. von Meißl. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Eelbo, Bruno, Alarich. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—.

Erler, Otto, Zar Peter. Drama in vier Aufzügen. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.50.

Finckh, Ludwig, Der Rosendoktor. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Finckh, Ludwig, Rosen. Mit einer Einführung von Otto Julius Bierbaum. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Fleischer, Victor, Das Steinmetzendorf. Eine Erzählung aus dem Erzgebirge. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; gebunden M. 3.—.

Für Muße-Stunden. Allerlei aus Welt und Leben. Sechster Jahrgang. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Gebunden M. 3.—.

Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Zusammengestellt von Dr. Max Hoffmann. Mit Bildnis L. von Rankes. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Ginzkey, Franz Karl, Das heimliche Läuten. Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann Verlag. M. 2.—.

Grisar, H., S. J., Der „gute Trunk“ in den Lutheranklagen. Eine Revision. München, Herder & Co.

Heinzelmann, D. Dr. Wilhelm, Deutschchristliche Weltanschauung. Gesammelte Vorträge und Abhandlungen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. M. 5.—.

Henning, Dr. Hans, Eduard Grisebach in seinem Leben und Schaffen. Mit zwei Porträts. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.—.

Herczeg, Franz, Die Scholle. Roman. Autorisierte Uebertragung aus dem Ungarischen von Leo Lázár. Wien, Carl Konegen. M. 3.40.

Hevesi, Ludwig, Die fünfte Dimension. Humore der Zeit, des Lebens, der Kunst. Wien, Carl Konegen. M. 4.—.

Hirschfeld, Georg, Der verschlossene Garten. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; gebunden M. 3.—.

Homers Odyssee. Deutsch von Hans Georg Meyer. Mit 24 Zeichnungen von H. Krause. Berlin, Julius Springer. Gebunden M. 4.50.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Von Prof. Dr. A. Salzer. Lieferung 16 und 17. (Vollständig in zirka 25 Lieferungen à M. 1.—.) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Ihcrott, Marie, Hilde Brandt. Schauspiel in 4 Aufzügen. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 2.50.

Jansen, Robert, Ein Volksfreund. Drama. Berlin, J. Harrwitz Nachf. G. m. b. H. M. 1.50.

Kaiser, E., Lesestoff und Bildung. Einführung in die Literatur der Volksschriften. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 30 Pf.

Karst, Ernst, Gedichte. Berlin, M. Lilienthal Verlag.

Katalog I, enthaltend wertvolle und seltene Bücher und Manuskripte jederart, Handzeichnungen u. s. w. Mit über 100 Reproduktionen aus alten Drucken und Handschriften, bibliographischen und literarischen Anmerkungen. Berlin, Martin Breslauer. M. 4.—.

Keppler, Dr. Paul Wilh. von, Aus Kunst und Leben. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.40.

Keppler, Dr. Paul Wilh. von, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. Fünfte Auflage. Mit 177 Abbildungen und 3 Karten. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 8.50.

Kierkegaards Verhältnis zu seiner Braut. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlass. Herausgegeben von Henriette Lund, deutsche Uebertragung von E. Rohr. Leipzig, Insel-Verlag.

Klein, Emil, Vom Heimatherd. Lieder und Balladen. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—.

Klipp, Julius, Raffe Dich auf! Ein Appell in neuer Form an Nervöse, Pessimisten, Mutlose 2c. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung. 75 Pf.

Klob, Karl M., Karl Eugen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien VIII, Verlag „Neue Bahnen“.

Knoop, G. Ouckama, Sebald Soekers Vollendung. Leipzig, Insel-Verlag.

Leja, August, Geleitbüchlein für entlassene Schüler. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 20 Pf.

Lichtenberger, André, Herr von Migurac oder Der philosophische Marquis. Roman. Aus dem Französischen übersetzt und eingeleitet von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Lischnewska, Maria, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Zur Geschichte und Methodik des Gedankens. (Separatabdruck aus „Mutterschutz“.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 50 Pf.

Loë, Freiherr von, General-Feldmarschall, Erinnerungen aus meinem Berufsleben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—; gebunden M. 6.—.

Malübungen für Kinder. Von C. Hoffmann. Heft 1. Ravensburg, Otto Maier. Pro Heft 80 Pf.

Megede, J. R. zur, Modeste. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Mehrmann, Dr. Karl, Die Aristokratie in der Weltpolitik. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.—.

Millet, René, Notre politique extérieure 1898—1905. Lettre-préface de Gabriel Hanotaux. Ouvrage accompagné de trois cartes. Paris, Librairie Félix Juven. Fr. 5.—.

Monod, Gabriel, Jules Michelet. Etudes sur sa vie et ses œuvres, avec des fragments inédits. Paris, Librairie Hachette et Cie. Fr. 3.50.

Mosapp, Hermann, Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit 2 Lichtdrucken und 22 Textbildern. Dritte, verbesserte Auflage. Stuttgart, Max Kielmann. M. 4.—.

Nabl, Franz, Weihe. In drei Handlungen. Wien, Carl Konegen. M. 2.—.

Oppel, Dr. Karl, Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Aegyptens. Fünfte umgearbeitete Auflage, mit 250 Textabbildungen, Karten und 4 Tafeln. Leipzig, Otto Spamer. Gebunden M. 8.50.

Pinselzeichnen. Von Karl Walter. 2 Hefte. Vorbilder und Vorlagen. 24 Tafeln und eine Anleitung. Ravensburg, Otto Maier. M. 3.—.

Reibrach, Jean, Die neue Schönheit. Roman in vier Teilen. Aus dem Französischen übersetzt von Wolfgang Reinhard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Riebold, Erwin, Wandern und Bergsteigen. Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Sahr, Prof. Dr. Julius, Das deutsche Volkslied. 2. Auflage. Sammlung Göschen Band 25. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Schalek, Alice, Auf dem Touristendampfer. Novellen. Wien, Carl Konegen. M. 2.50.

Schippel, Max, Amerika und die Handelsvertragspolitik. Eine politische Studie. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte G. m. b. H. M. 2.50.

Schkopp, Eberhard von, Kameruner Skizzen. Berlin, Winckelmann & Söhne. M. 2.25.

Schroedter, E., Die englische Handelsschiffahrt. 2. Heft von „England in deutscher Beleuchtung". Einzelabhandlungen herausgegeben von Dr. Thomas Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Schwebel, Oskar, Die Sagen der Hohenzollern. Dritte Auflage. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. M. 3.—.

Seeber, Joseph, Der ewige Jude. Episches Gedicht. 7. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 3.20.

Sieveking, Dr. F., Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung. Hamburg, Otto Meissners Verlag. 50 Pf.

Silvester, Ewald, Das Verhältnis. Band IV von „Die Frau". Sammlung von Einzeldarstellungen, herausgegeben von Arthur Roeßler. Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 1.50.

Speck, Georg, George. Roman in zwei Büchern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Sprichwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Sprichwörter, Aphorismen rc. rc., herausgegeben von Franz Freiherr von Lipperheide. Lieferung 1. Berlin, Expedition des Sprichwörterbuches. 20 Lieferungen à 60 Pf.

Stavenhagen, W., Hauptmann a. D., Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichtenmittel in militärischer Beleuchtung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Göttingen, Hermann Peters. M. 6.—.

Stern, Adolf, Maria vom Schiffchen. Römische Novelle. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schultze. M. 1.—.

Stifter, Adalbert, Studien. Zwei Bände. Neue Taschenausgabe. Mit Einleitung von Johannes Schlaf. Leipzig, Insel-Verlag. In weichem Lederband M. 10.—.

Stölzel, Adolf, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht. Berlin, Franz Vahlen. M. 2.—.

Tiedemann, Adolf von, Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten. Mit 57 Textillustrationen von R. Hellgrewe. Berlin, Winckelmann & Söhne. M. 3.—.

Tovote, Heinz, Ich lasse dich nicht! . . . Drei Phasen eines Junggesellendramas. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—.

Wasmann, Erich, Instinkt und Intelligenz im Tierreich. Ein kritischer Beitrag zur modernen Tierpsychologie. Dritte, vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

aus dem Verlage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Albrecht von Stosch, Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von **Ulrich v. Stosch.** 3. Auflage. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Der Tag, Berlin: „Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem sachlichen Inhalt, ihrem historischen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leser fesseln und anregen, weil in ihnen eine Persönlichkeit zu Worte kommt und durch ihre Lebensführung ein rein menschliches Interesse erweckt. Von diesem Buch, das den Namen Albrechts von Stosch trägt, kann man sagen, dass es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet ist."

Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsass-Lothringen. Von **Alberta von Puttkamer** unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max von Puttkamer.** Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Strassburger Post: „Ein Buch, für dessen Herausgabe man den Verfassern dankbar sein muss. Für den Geschichtschreiber der reichsländischen Uebergangszeiten nach dem grossen Kriege ist die ‚Aera Manteuffel' eine Fundgrube wertvoller Mitteilungen und Aufschlüsse, für alle anderen eine Darstellung von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse."

Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von **Heinrich von Poschinger.** 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

St. Petersburger Zeitung: „Des Grafen Frankenberg unmittelbare, ausserordentlich lebendig und anschaulich geschriebene ‚Kriegstagebücher' sind eins der wertvollsten und interessantesten Bücher, die uns die grosse Zeit, in der Deutschland sich zur lange ersehnten Einheit durcharbeitete, vergegenwärtigt haben."

Robert v. Mohl, Lebenserinnerungen. 1799—1875. 2 Bände. Mit 13 Bildnissen. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

Leipziger Tageblatt: „Ein für den Historiker, für den Staatsmann und den Politiker gleich bedeutungsvolles, auf genauen Beobachtungen beruhendes Werk, das in mancher Hinsicht als Ergänzung der ‚Gedanken und Erinnerungen' Bismarcks gelten kann."

A. F. Graf von Schack; Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3. Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 15.—, gebunden M. 18.—

Dr. J. V. Widmann im Bund, Bern: „Graf von Schack hat mit diesen seinen Memoiren der deutschen Nation eine Gabe dargebracht, die noch unendlich höher zu achten ist, als seine berühmte Gemäldegalerie in München. Wer sich ein Buch wünscht, in dem viele Bücher drinstecken, ein Buch voll Schönheit, voll Weisheit, voll neuer Aufschlüsse, ein Buch über alle europäischen Länder und die Geschichte und Kultur unserer Zeit, der wünsche sich Schacks ‚Ein halbes Jahrhundert'."

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Neues Wiener Journal: „Ein herrliches, ein männlich schönes Buch. Mit dem Behagen eines Greises, der auf ein von Arbeit und Ruhm erfülltes Leben zurückzublicken das Glück hat, bietet der Verfasser in bunter Abwechslung geistvolle Abhandlungen voll stofflichen Interesses und Jugenderinnerungen voll persönlicher Wärme, in einem Stil, der, an Goethe gebildet, sich so wohltätig unterscheidet von der stilistischen Zerfahrenheit der Moderne."

Diesem Hefte liegen von nachstehenden Firmen Prospekte bei, die gefälliger Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen werden:

Allgemeine Verlagsgesellschaft, München.
Literarische Anstalt Rütten & Löning, Frankfurt a. Main.
Schmidt & Günther, Leipzig.
C. J. E. Volckmann, Rostock.
Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.
L. Staackmann, Leipzig.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlg., Berlin.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.
E. A. Seemann, Leipzig.
A. Stubers Verlag, Würzburg.
F. Soennecken, Bonn.
Otto Wigand, Leipzig.
Fabrik Stolzenberg, Oos.
Hermann Gesenius Verlag, Halle.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Wismar.

CHOCOLAT

SUCHARD

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

445

Digitized by Google